Die Weltbühne

Der Schaubühne XIX. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

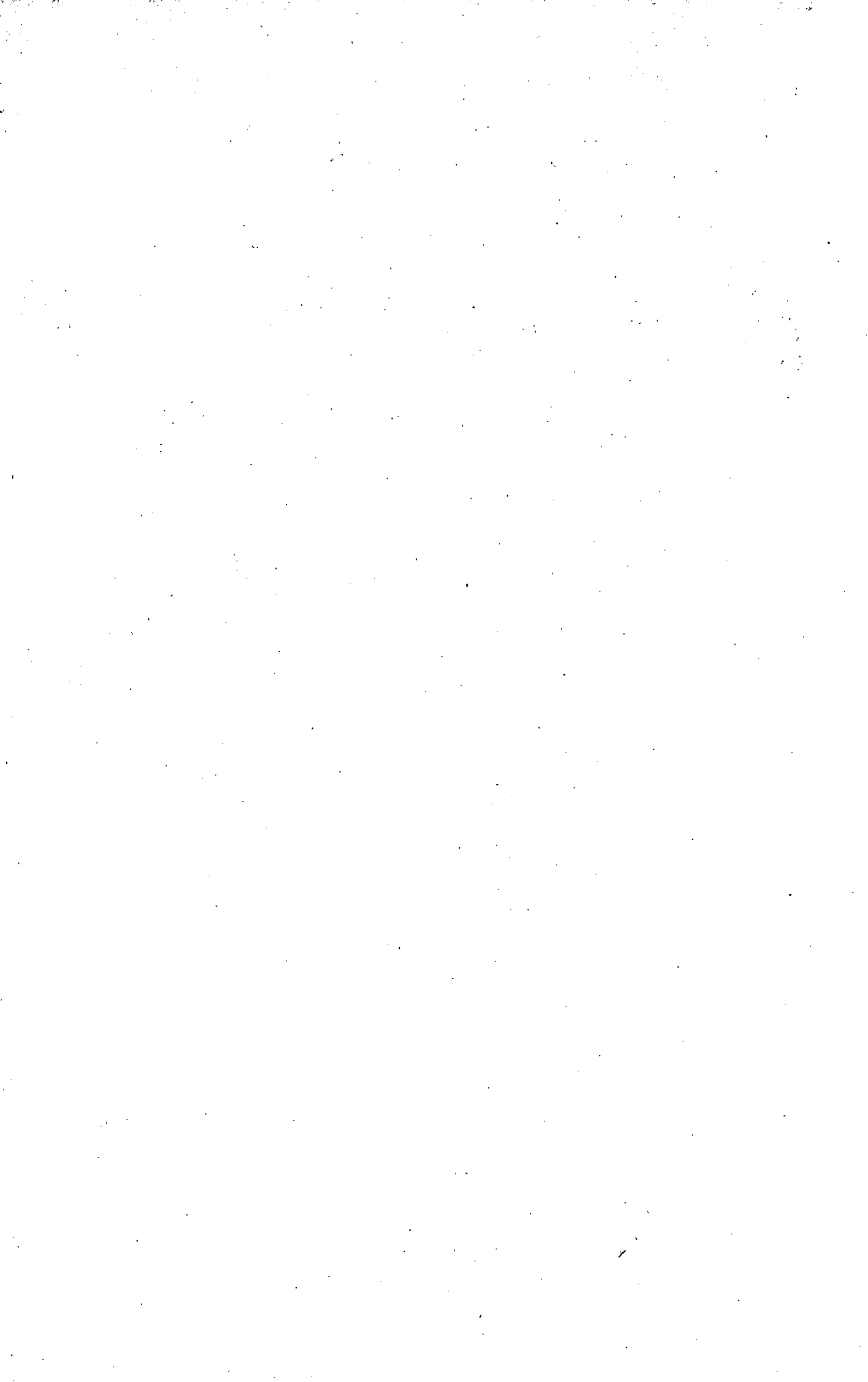
Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

19. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1 9 2 3

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg - Königsweg 33



Register der ‚Weltbühne

XIX. Jahrgang (1923), 2. Band

Die Krise des Führertums von Max Braunschweig

Zug um Zug dasselbe Bild wie 1918. Stehen wir vor einer neuen Katastrophe? Hilflosigkeit oben, Stumpfheit unten, mühsälige Verschleierung der Wahrheit, wachsende Gärung in der Arbeiterschaft, immer neu aufzuckende Streiks: dieselben Sturmzeichen wie vor fünf Jahren. Wie viele Deutsche sind sich klar bewußt, daß, nach allem Schweren, das Schwerste noch kommt: daß die große Kriegsrechnung erst jetzt von dem ermatteten Deutschland bezahlt werden muß? Wie das ohne die heftigsten innern Erschütterungen abgehen soll, läßt sich kaum ausdenken. Denn um die Opfer, die uns auch im günstigsten Falle zugemutet werden, wirklich zu leisten, ist ein Maß von nationaler Selbstzucht und Zusammenarbeit erforderlich, das bei dem herrschenden Zustand des hemmungslosesten Privategoismus unerreichbar erscheint.

*

Was die deutsche Lage erst völlig aussichtslos macht, ist nicht die zusammentreffende Ungunst aller äußern Verhältnisse, sondern der gänzliche Mangel an aufbauenden Elementen, von denen eine Erneuerung ausgehen könnte. Die deutsche Oeffentlichkeit wird beherrscht von der Pose des verbissenen und rachsüchtigen Abwartens und vom Geist der eignen Unfehlbarkeit, der im Bürgertum noch wie in wilhelminischen Zeiten umgeht und von vorn herein jeden ehrlichen Lösungsversuch verhindert. Das ist es, was die Besten in Deutschland dazu gebracht hat, sich angewidert von allem öffentlichen Wirken abzuwenden. Vestigia terrent: die Mörderkugeln der letzten Jahre sind keine Ermunterung für die Wenigen, die gutes Willens sind.

*

Und doch: wenn wir endlich diesem Fieber von schleichenden und akuten Krisen entgehen wollen, kommen wir nicht darum herum, den wahren Herd der Krankheit im eignen Volkskörper aufzudecken. Die Ursache des Uebels liegt nicht an der Oberfläche, weder in mangelhaften Wirtschaftsorganisationen noch in Verfassungsformen — sondern: im Aufbau der Nation selber. Alles, was wir unter Staat verstehen, alle politischen, oekonomischen, kulturellen Institutionen sind ja nur Funktionen der einzigen Realität des Staatsvolkes, der schichtenmäßig aufgebauten Gesellschaft. Darum erscheint alle Parteipolitik als unzulänglich, weil sie nur die Symptome kurieren will und an die Wurzel der Erkrankung gar nicht herankommt. Eine Analyse der deutschen Gesellschaft ergibt nun, daß sie sich seit langem ungesund entwickelt hat und gegenwärtig in Auflösung begriffen ist. So gesehen, heißt das Ergebnis des Weltkrieges für uns: Die Struktur der deutschen Gesellschaft hat sich als zu schwach erwiesen, um eine zur Weltpolitik fähige Großmacht zu tragen. Und das Problem der Gegenwart lautet entsprechend: Auf welchem Wege gelangt das deutsche Volk zu der staatlichen Form, die seinen spezifischen Möglichkeiten gerecht wird?

Das Problem des Gesellschaftsaufbaus ist zugleich das Problem des führenden Standes. Die nationalistische Denkweise, der die liberalen wie die sozialistischen Staatslehren entstammen, hat verschuldet, daß uns eine solche Grundtatsache des staatlichen Seins ungewohnt ist, und daß wir unsern Blick ständig auf rechtliche und wirtschaftliche Erscheinungen fixieren. Die Erfahrung der Geschichte zeigt, daß ausnahmslos, bei allen schöpferischen Staatsvölkern, die politische und kulturelle Führung in den Händen einer kleinen repräsentativen Gesellschaftsschicht liegt, die nicht nur durch ihre Funktion, sondern auch durch einen eignen Lebensstil eine Sonderstellung einnimmt. Dieser Stand entsteht als natürliche Notwendigkeit; die Qualitäten, die zur Leitung und Verwaltung eines Volkes nötig sind, bilden sich augenscheinlich am ehesten durch Züchtung und Vererbung in einer engen aristokratischen Gemeinschaft, die dann gleichsam das Gehirn im Organismus des Staates darstellt. Ihre Fähigkeit, die einzelnen Organe des Volkskörpers richtig zu gebrauchen; ihre Kunst, alle krisenhaften Stauungen und Spannungen rechtzeitig zu lösen; ihre Elastizität im Aufsaugen aller schöpferischen Kräfte der Nation: all das ist entscheidend für das staatliche Schicksal. Diese führende Schicht stellt sich dar in einem herrschaftsfähigen Menschentypus, der so etwas wie eine Verkörperung des nationalen Wesens bedeutet. Zu welcher welthistorischen Kraftquelle eine solche Menschenform werden kann, zeigt das Beispiel des antiken Rom, dessen caesarischer Typus über Jahrtausende gewirkt hat.

*

Diese führenden Stände bestehen auch in den demokratischen Staaten der Gegenwart weiter. Alle republikanischen Doktrinen und Verfassungsformen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den europäischen Staaten, heute wie früher, die wichtigen Aemter der Regierung, der Diplomatie, der höhern Verwaltung vorzugsweise in den Händen einer gesellschaftlichen Oberschicht liegen. Freilich hat diese Schicht starke Umbildungen und Auflockerungen durchgemacht. Denn die gewaltige Volksvermehrung des letzten Jahrhunderts und die daraus stammenden sozialen und weltpolitischen Probleme erschwerten und vervielfältigten die Regierungstätigkeit so, daß die herrschende Klasse den Aufgaben nicht mehr genügen konnte und sich den neuen Verhältnissen anpassen mußte. In den meisten Ländern Europas geschah diese Umbildung mit Erfolg. Der führende Stand verjüngte sich aus andern Volksschichten, ohne doch sein Wesentliches, die eigne Tradition und Lebenshaltung, aufzugeben. England bietet das beste Beispiel für das Gelingen dieses Prozesses. Für das Mißlingen haben wir dagegen gleich zwei Beispiele: Deutschland und Rußland. Die Folge dieses Mißlingens ist in beiden Ländern dieselbe: der Zusammenbruch; nur die Ursache ist verschieden. In Deutschland beruhte das Versagen der Führerschicht darauf, daß diese politisch unbegabt und zur Anpassung nicht willig war; in Rußland darauf, daß sie ein Land zu weltpolitischen Aufgaben zwang, für die es sozial noch nicht reif war.

Aber vom Zeitpunkt des Zusammenbruchs an nimmt in den beiden Staaten die Entwicklung eine entgegengesetzte Richtung. In Deutschland schreitet die Chaotisierung langsam, aber stetig fort; Proletarisierung der einen und Plutokratisierung der andern Stände zersetzt unaufhaltsam die Struktur des Volkes. Rußland dagegen hat den Tiefpunkt erstaunlich rasch überwunden und bereits eine staatliche Neubildung begonnen.

*

Was sich seit sechs Jahren in Rußland abspielt, ist — so paradox es klingt — nichts andres als die Entstehung einer neuen Aristokratie. Alle Politik ist Oberfläche: das Weltgeschichtliche am Bolschewismus ist nicht die Durchführung sozialistischer Theoreme, die nachher Stück um Stück wieder aufgegeben werden müssen, sondern die Tatsache, daß eine Schar von Herrschernaturen die Macht an sich reißt und — was wichtiger ist — sie hält und befestigt. Ungeheure Willenskraft und stärkste Intelligenz — mit diesen Qualitäten, die die jetzigen Machthaber Rußlands auszeichnen, ist noch jede Aristokratie begründet worden. Diese Entwicklung wird auch von den regierenden Männern mit instinktiver Sicherheit gefördert: die Kommunistische Partei Rußlands macht sich durch strenge Auslese zu einer ausgesprochenen Herrschaftsschicht, die bereits entscheidende Proben ihrer politischen Fähigkeit abgelegt hat.

*

Anders der Verlauf in Deutschland. Das neugegründete Deutsche Reich hatte als regierende Schicht eine Menschenart erhalten, die sich zur Verwaltung eines vorindustriellen Agrarstaats vortrefflich geeignet haben mochte, der aber zur Führung einer modernen Großmacht Alles fehlte. Wenn man eine Schuldfrage überhaupt aufwerfen will, so liegt eine große Schuld des deutschen Volkes darin: dieser unfähigen, sich dauernd kompromittierenden Führerklasse die Zügel so lange überlassen zu haben.

Als nun 1918 die Niederlage der deutschen Heere im Innern die Revolution hervorrief, da schien die äußere Möglichkeit gegeben, diese herrschende Klasse durch neue Kräfte zu ersetzen. Warum aber brach die ganze Revolution in sich zusammen? Die Oberschicht war zusammengebrochen, ihre Machtmittel waren aufgelöst, es war ein Vakuum da — jetzt brauchte man freilich keine Parteiprogramme, sondern Männer, realpolitische und willensstarke Männer, um dieses Vakuum auszufüllen. Der deutschen Revolution haben diese Männer gefehlt. Der Sieg des alten Staates entschied sich damit, daß der deutsche Sozialismus, der sich immer als Kronprätendent der Zukunft gebärdet hatte, den Umsturz zu nichts anderm zu benutzen wußte als zur Einführung des Parlamentarismus und des Frauenstimmrechts. Denkt man nicht an das Kind, das aus dem brennenden Hause nichts weiter als seine Puppe rettet? Das Einzige, was not getan hätte: ein neues, aus den eignen Reihen entstandenes Führertum an die Spitze des Staates zu stellen und so die tatsächlichen Machtpositionen in die Hände zu bekommen — das wurde versäumt. Das deutsche Volk war politisch zu unschöp-

ferisch, um ein solches Führertum überhaupt zu bilden. Es hat dadurch in der Stunde der Bewährung sein Schicksal aus seiner Hand gegeben. Denn allmählich bemerkten die Inhaber der alten Gewalten zu ihrem eignen Erstaunen, daß die Umsturzhelden politisch noch unfähiger waren als sie selbst; und sie setzten sich, erst schüchtern, dann immer dreister, in ihre noch warmen Amtssessel zurück. Als praktische Deckung blieb die republikanische Fassade.

Dies ist die Quintessenz der glorreichen Revolution: Ein großes Volk muß die Leitung seines Staatswesens einer erwiesen untauglichen Kaste überlassen, weil es selbst eine fähigere Führerschicht zu bilden außerstande ist.

*

Die deutsche Krise ist eine Krise des Führertums. Das ist ein gesellschaftliches, noch mehr: ein menschliches Problem und hat an sich nichts zu tun mit Dingen der Politik. Es ist die Schicksalsfrage: Wird dem deutschen Volk endlich seine größte schöpferische Tat gelingen: den deutschen Menschen als Typus zu bilden und mit ihm seinen Staatsaufbau zu krönen?

Was von diesem Typus zu fordern wäre, läßt sich am ehesten aus der Epoche entnehmen, die in höchsten Sinne deutsch und zugleich wahrhaft europäisch war: aus der deutschen Klassizität.

*

Führertum ist eine Aufgabe der Züchtung. Die Erziehung, wie sie bei allen großen Kulturen im Mittelpunkt stand, wird auch bei uns das zentrale Problem der Zukunft werden müssen. Freilich nicht, wie sie die Gegenwart betreibt; um deren Lehrformen immer noch die Luft humanistischer Gelehrtenstuben webt. Sondern es muß eine Erziehung von antikischer Ganzheit und Strenge sein.

Für uns wird es sich darum handeln, ob sich Naturen von solcher menschlichen Ueberlegenheit und Geformtheit finden werden, daß sie den Wertvollsten der neuen Jugend ein lebendiger Kristallisationspunkt sein können.

*

Derartige geistige Bildungen subtilster Art lassen sich nicht „machen". Sie sind, wie alles Lebendige, spontan. Wohl aber sind ihnen die äußern Bedingungen, unter denen sie wachsen, förderlich oder hemmend. Hier läßt sich etwas tun; und hier ist in Deutschland noch Alles zu tun. Die Atmosphäre des ehrlichen Willens, die Reinlichkeit der geistigen Umwelt, die alles kulturelle Werden nötig hat, ist keineswegs vorhanden. Das öffentliche Leben Deutschlands ist verpestet bis in die Köpfe der Jugend hinein. Darum wird eine Reinigungsarbeit das Nächste sein: Loslösung von Politik und Parteienwesen, aus der Erkenntnis heraus, daß nicht neue Organisationen und Verfassungen nötig sind, sondern neue menschliche Qualitäten: ein stiller Radikalismus des Herzens, der alles Unfruchtbare der Vergangenheit von sich fernhält und den Grund der Erneuerung in sich selber findet.

Curzon und Tschitscherin von Otto Baum

„Meine Philosophie ist — keine Philosophie", pflegte Ludwig Feuerbach zu sagen. Meine Diplomatie ist keine Diplomatie, scheint Sowjet-Rußland sagen zu wollen — und fährt dabei ausgezeichnet.

Das ergötzlichste Schauspiel dieser wundgelaufenen Zeiten bieten sicherlich jene Verhandlungen, die sich gegenwärtig zwischen London und Moskau spinnen. Auf der einen Seite: alle Schikanen jenes Metiers, das nicht spricht, sondern deutet, jede Offenheit grundsätzlich verpönt, für den klarsten Sachverhalt die gewundenste Form findet und im Lauischritt immer auf demselben Fleck bleibt. Auf der andern Seite: lächelnde Bereitschaft, auf alle Intentionen des Widerparts einzugehen, ihm anscheinend Alles sorglos auszuliefern, jedem seiner Wünsche entgegenzukommen und sich aus purer Höflichkeit die Taschen ausplündern zu lassen. Aber man habe Acht, wie dem Widerpart der Atem ausgeht, und wie er plötzlich mit offenem Mund, in den ihm der Andre seine Bonbons stopft, stehen bleibt!

Diplomatie ist die Kunst der Dummen, klug zu lügen. Ganze Generationen sind grau geworden in abgefeimten Geheimnissen jener Kanzleien, wo man immer noch hofft, die Welt übers Ohr hauen zu können, indem man ihr mit einem seidenen Taschentuch vor den Augen wedelt. Welche Wichtigkeit bei der Abfassung und Versendung dieser Noten, Memoranden, Bulletins, Billets und Communiqués! Die Luft schwirrt nur so von Phrasen, in denen jedes zweite Wort Prestige heißt und jedes dritte — die Oeffentliche Meinung unsres Landes!

Die Diplomaten sind wahrscheinlich die Letzten, die noch an die Allmacht des Wortes glauben. Sie kennen nur Eine Wirklichkeit: die in ihren Akten und Geheimberichten steht. Darum sind sie immer furchtbar stolz, wenn ihnen gelingt, ein neues Schriftstück in die Welt zu setzen.

Rußland jedoch hat diesen faulen Zauber längst durchschaut. „Geduld ist der Kern der russischen Diplomatie und Erfolge", schrieb schon vor einem Menschenalter Karl Marx. Aber diese Geduld war nichts als der Ausdruck einer souveränen Verachtung für diplomatische Flohknickerei. Dies war den Diplomaten des Väterchens Zar seit jeher klar gewesen: daß die Politik letzten Endes von wirklicher Macht und materiellen Interessen entschieden wird; daß man auf das Wort pfeift, wenn man stark — und erst recht, wenn man schwach ist. Denn wozu braucht der Starke Worte — selbst wenn es starke Worte sind —, und was nützen sie dem Schwachen?

Die sowjetrussische Diplomatie führt diese Entwicklungslinie erfolgreich fort. Auch sie zeigt sich außerordentlich geduldig. Herr Curzon setzt seine Noten in bissigstem Diplomaten-Englisch auf; und die umstehenden Reporter überbieten einander in den subtilsten Vermutungen, wie sich Herr Tschitscherin aus der Schlinge ziehen werde. Aber Herr Tschitscherin denkt gar nicht daran, sich aus der Schlinge zu ziehen. Er sagt einfach: Bitte sehr, bitte schön, bitte gleich! Man stelle sich das Gesicht des Andern vor, der sich schon auf eine längere Diskussion gefaßt gemacht und seine wohlpräparierten Punkte in Bereitschaft gehalten hat . . .

Herr Tschitscherin gibt nach. Doch nichts ist hinterlistiger als diese Nachgiebigkeit! Sie geht von der schlichten Voraussetzung aus, daß die ganze Wortklauberei keinen Pfifferling wert ist, solange sie

die realen Verhältnisse unangetastet läßt. Das Prestige eines Landes ist, so gesehen, nichts als seine Kriegsfähigkeit oder Kriegswilligkeit, als das wirkliche Ausmaß seiner innen- und außenpolitischen Tragfähigkeit. Alles Andre kann man mit ironischem Augenzwinkern beiseite schieben.

Dieses Verfahren hat der große Rechenkünstler, Lenin, selbst empfohlen. Daß Geduld der Kern der russischen Diplomatie und ihrer Erfolge war, hat er sich sehr gut gemerkt. Seine Weisung war: Warten und nachgeben. Indem man wartet, gewinnt man Zeit. Die Italiener sagen nicht umsonst: Chi a tempo — a vita. Indem man nachgibt, verblüfft man den Gegner viel gründlicher, als wenn man ihm einfach die Stirn bietet.

Wieviel weniger Unheil käme zur Welt, wären nicht die Bemühungen der Diplomaten, es zu vermeiden! Wie oft schon ist die Menschheit über den dienstbeflissenen Commis gestolpert, der ihr den Weg ebnen wollte, indem er mit dem Besen seiner Paragraphen und Klauseln nebenherlief! Die Geschichte des diplomatischen Verkehrs liefert unzählige Beispiele jener aalglatten Geschmeidigkeit, die der Menschheit Hautentzündungen verursacht. Die Diplomatie versteht ausgezeichnet, aus Mücken Elefanten zu machen, die sie dann nicht mehr bändigen kann.

Rußland macht umgekehrt einen Schuh daraus: Es tut, als ob der ausgewachsenste Elefant eine harmlose Frühlingsmücke wäre. Herr Tschitscherin übt dieses Verfahren meisterlich. Seine Noten haben — bei aller agitatorischen Schärfe — immer etwas von jenem Ton, den jede höhere Tochter in Deutschland getroffen hätte. Aber mit welchem Raffinement ist diese Naivität gemacht! Ein Ragout aus Macchiavell und Courths-Mahler als ein Leibgericht Karl Marxens!

Ich weiß nicht, ob das russische Verfahren auch anderswo zu empfehlen wäre. Denn es erfordert nicht nur starke Nerven, sondern auch vollständige Bekehrung zu Stirners Maxime: Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt, und mir gehört die ganze Welt! Aber wenn man das diplomatische Aktenmaterial übersieht, das sich täglich auf unsern Tischen anhäuft, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß Rußland es besser hat als unser Kontinent, das alte . . . Cuno wirft sich täglich in die hemdgestärkte Brust und gibt Töne höchster sittlicher Entrüstung von sich, während Herr v. Rosenberg und ein wohlgezähltes Dutzend verschiedener Sachverständiger die rechtlichen, wirtschaftlichen, staatswissenschaftlichen, historischen, politischen Erwägungen pro und contra nach allen Richtungen der Windrose hinausschicken. Was Herrn Poincaré Minuten ungetrübter Vergnügtheit verschafft . . .

Um aber auf den Notenwechsel zwischen Curzon und Tschitscherin zurückzukommen, so muß ich gestehen, daß er mich an die Unterhaltung jener beiden Handlungsreisenden erinnert, von denen ein jüdischer Spaßmacher erzählt: „Wohin fahren Sie?“ „Nach Grodno.“ „Sie sagen, Sie fahren nach Grodno, damit ich denke, Sie fahren nach Kowno. Aber Sie fahren doch wirklich nach Grodno — also warum lügen Sie?“

Herrn Curzon ist nicht zu helfen. Herr Tschitscherin wird schon längst in Grodno sein, und Herr Curzon wird immer noch überlegen, warum er lüge. Denn die einzige Lüge, die die Herren Diplomaten nicht fassen können, und gegen die sie schutzlos sind, ist: die Wahrheit.

Sechsunddreißig Zaddikim von D. Jelski

Sechsunddreißig Zaddikim, Gerechte, müssen nach einer alten jüdischen Volksmeinung in der Menschenwelt vorhanden sein, damit diese fortbestehen könne; denn sie besteht fort einzig durch deren Verdienst.

So wenig Menschen, werdet Ihr fragen, sollen diese große Welt erhalten können? Allerdings! Scheint euch denn dies so verwunderlich? Wenn irgendein krummsinniger Kaiser oder König oder Präsident, irgendein seelenschiefer Staatsmann mit einer leichten Handbewegung eine halbe Welt verwirren und ins Verderben stürzen kann — warum sollen sechsunddreißig Grade, Rechte, Gerechte, das heißt: Zaddikim, nicht imstande sein, die klar und heil Gebliebenen von dem Mitsturz abzuhalten und so zu erhalten?

Wo halten sich diese Zaddikim aber eigentlich auf? Sie sind überall vorhanden, wo es Menschen gibt. Indessen: mit den Fingern auf sie hinweisen kann man nicht, denn sie sind unsichtbar; wie die reine Luft es ist für das gemeine Auge aus Fleisch. Die Welt besitzt sie, ohne zu merken, sowie Niemand seiner Gesundheit sich recht bewußt wird. Die Zaddikim bleiben unbekannt ihr Lebelang. Und dieses Unbekannt-bleiben-wollen, dieses Unbekannt-bleiben-können ist ihre Stärke und ihr Stand. Die Andern alle sind bekannt und wollen nichts als immer bekannter werden, und dies ist ihre Schwäche und schließlich ihr Fall.

Die Zaddikim sind unbekannt und unbenannt. Und wie man bei den schwierigsten und verwickeltsten mathematischen Problemen stets zu unbenannten Zahlen greifen muß, um eine Lösung zu ermöglichen, so sind es bei den größten und blutigsten menschlichen Verwicklungen stets diese Unbenannten, die am Ende die Lösung herbeiführen. Die benannten Größen alle poltern und lärmen und verwirren immer mehr; diese Unbenannten aber bleiben im Hintergrunde, halten sich still und lösen allmählich und — erlösen zuletzt.

Die Zaddikim haben keinen Namen. Sie heißen nicht. Sie sind nur. Die Andern alle heißen; heißen sehr viel zuweilen, und je mehr sie heißen, desto weniger sind sie zumeist. „Ich bin!" Das ist die Antwort, die Mose erhält, da er den Herrn nach seinem Namen fragt. Die Zaddikim nun streben, dieses große Ich im kleinen nachzuahmen: auch sie wollen selbst sein, frei sein, möglichst erschöpfend Ich sein, und mit starkem und feinem Sinn gehen und huschen sie an Allem vorbei, was sie daran behindern möchte. Nichts aber drückt auf das Ich so schwer und so unablässig wie der Name. Der Name ist des Menschen steter Gläubiger; er ist ihm ein rücksichtsloser Wucherer. Das Ich ist dem Namen immer was schuldig und kommt aus den Schulden garnicht heraus.

Und je mächtiger und imposanter der Name ist, desto maßloser und zudringlicher werden seine Forderungen. Und da das arme Ich diese Zahlungen alle nimmermehr leisten kann, so wird es in eine dunkle Zelle gesperrt, da unten tief im Seelengrunde,

und kommt nie mehr ans Tageslicht. Und wenn dieser Mensch dann stirbt, so wird sein Körper feierlich begraben und sein Name rühmlich besprochen. Daß sein Ich schon längst verschwunden war, davon ist Niemand was gewahr geworden; hatte er doch selbst längst vergessen, daß es in ihm sich je geregt. Hilfe aber, echte, rechte dauernde Hilfe ist noch immer den Menschen von einem Ich hergekommen, nie von einem Namen.

Ist ein solcher Zaddik reich? O, wo denket Ihr hin! Was wäre wohl dem Reichen in der Regel weniger erträglich, als seinen Namen nirgends und niemals genannt zu hören oder zu lesen? Wozu diente ihm der ganze Glanz, wenn er nicht dem rotsichtigen und gelbsüchtigen Menschenneide etwas fürs Auge böte und für die Galle? Denn der Neid hat einen gar seltsamen Reiz für den Reichen. Er verschafft ihm jenes schmerzlich-wohlige, wollüstige Gefühl, das der Hautkranke empfindet, wenn an seinen leidenden Körperstellen sanft gekraut wird und geschabt. Freilich sanft muß es geschehen, ganz behutsam; der Neid darf sich da nur seiner Augen bedienen; er darf nicht mit seinen schwieligen Händen grob und plump zugreifen — denn dann wäre es kein Gefühl des streichelnden Behagens mehr, sondern ein Vorgefühl der herannahenden Gefahr.

Genug: der Menschenneid ist die Hiobscherbe für den Reichtum. Ohne dieses krankhafte Gelüste, dieses unwiderstehliche seelische Jucken nach dem Neide wäre dem einfachsten Toren schon frühzeitig die Erkenntnis aufgegangen, daß jeder Ueberfluß dem Menschen doch zuletzt nimmer eine Lust sein kann, sondern nur eine Last. Der Zaddik nun hat eine gesunde Haut; denn er hat reines Blut: „denn das Blut, das ist die Seele." Es gelüstet ihn nicht: nicht nach dem Felde seines Nächsten, nicht nach dem Hause seines Nächsten, nicht nach dem Ochsen seines Nächsten, nicht nach seinem Esel und nicht nach seinem — Neide. Der Zaddik kann demnach nicht reich sein. Er ist also arm? Nun, dies wohl auch nicht; gewiß nicht ganz. Denn wäre der Zaddik ganz arm, so müßte er vom Reichen unterstützt werden; dieser aber würde seinen Namen bekannt machen, schon um den eignen Namen dadurch bekannter zu machen. Denn still geben kann nur Der schnell und leicht, der lange und schwer gelernt hat, still zu leben. Und gäbe es in Wahrheit unter den Menschen so viele bescheiden-stille Geber: wo kämen da die vielen so ungehalten lärmenden Nehmer her? Nein, der Reiche würde mit seiner kleinen Gabe dem Zaddik das Größte nehmen, das dieser besitzt: die Namenlosigkeit. Der Zaddik würde dann nicht mehr zu jenen Sechsunddreißig gehören, die wohl Jeder kennen möchte, und die Niemand kennt, und die die Welt erhalten: er gehörte vielmehr zu dem Trosse jener Unzähligen, die Jeder kennt, und die Niemand kennen mag, und die bei allen Zerstörungswerken die erste Hand anlegen. Der Zaddik ist kein herausfordernd gieriger Proletarier: er ist ein bescheiden gesättigter Edler.

Ist der Zaddik gelehrt? Vielleicht. Wie soll man es übrigens wissen? Ist es doch für die Menge, die außerstande ist, die Gelehrsamkeit auf ihre Echtheit zu prüfen, und sie nur

auf Treu und Glauben annimmt, gemeinhin ein Hauptkennzeichen des Gelehrten, daß er gewunden und gebunden redet über Das, was Andre gedacht; der Zaddik hingegen sagt grade und bündig, was er selbst denkt. Der Gelehrte zeigt zumeist nur, was er in toten Büchern gelesen hat; der Zaddik liest zumeist nur, was ihm die Natur lebendig zeigt. Der Gelehrte kann unschwer über Ein Buch viele Bücher schreiben — für Andre, für den Markt; der Zaddik hat mit großer Mühe aus vielen Büchern Eine Idee gewonnen — für sich, für seinen eignen Lebensweg. Der Gelehrte geht in seinem Reden und Schreiben stets von Namen aus; denn er geht stets, bewußt oder unbewußt, auf einen Namen aus. Der Zaddik steht auf sich, auf seinem Ich alle seine Tage. Nein, es ist ganz und gar nicht ausgemacht, ob der Zaddik gelehrt ist; sicherlich aber ist er belehrt, denn er ist gelehrig, ein stets weiser Schüler. Und so, wie junge und unreife Kinder von ihren Eltern niemals Das lernen, was sie nur lehren hören, sondern höchstens hin und wieder Das, was sie sie versuchen, üben, selbst lernen sehen: also ist es auch mit der alten und noch immer unreifen Menschheit bestellt. Das Wenige an Licht und Wahrheit, wovon sie auf ihrem dunkeln und verworrenen Wege hier und da noch sich leiten läßt: das verdankt sie am Ende nicht Denen, welche, gestützt auf das Geräusch ihres Namens, nicht aufgehört haben, mit anmaßlicher Selbstsicherheit zu lehren, sondern Denen, die, gestützt durch die Stille ihrer Namenlosigkeit, fortfahren konnten, in strenger Selbstprüfung zu lernen.

Der jüdische Zaddik — denn vergeßt nur ja nicht: es gab und gibt ohne Zweifel Zaddikim auch unter den Nichtjuden — der jüdische Zaddik nun: welcher von den vielen gegenwärtigen jüdischen Parteien, politischen und religiösen, gehört er denn eigentlich an? Der Zaddik ist ein Ich, und das Ich ist immer ganz. Die Parteien sind Teile und haben eine jede ihren festen Standpunkt; und diese vielen festen Standpunkte sind es gewöhnlich, die das Volk zu Falle bringen. Denn so oft noch das Volk ganz ermattet, ganz gefallen war, war es immer unfehlbar von den meisten festen Standpunkten umsteckt. Der Zaddik hat keinen Standpunkt; denn er hat keinen Namen, und Namen sind es zumeist, wo diese festen Standpunkte beginnen, und wohin sie münden. Der Zaddik hat nur einen Lichtpunkt. Dieser aber steht nicht und fällt nicht und macht nicht fallen, sondern leuchtet. Er leuchtet von der Höhe in die Tiefe, von der fernsten Vergangenheit in die fernste Zukunft. Unter dieser Beleuchtung sieht der Zaddik nicht, was fallen, zerstört werden, verschwinden muß, sondern was nach allen Zerstörungen bleiben muß und — unbeschadet aller Wort- und Blutkämpfe — auch in aller Wirklichkeit bleibt. Seine Seele ist nicht angeschwärzt und versengt von dem Qualm der vielen stürmisch brennenden Tagesfragen, sondern sie ist erwärmt und durchleuchtet von dem stillen Lichte der einen Ewigkeitsantwort: Ich bin. Und auch der Zaddik ist; er ist ein Ich, solange er eben ist; er wird kein Andrer, Keinem zu Liebe und Keinem zum Trotze. Der Zaddik ist ganz einfältig, seelengeschlossen, seelenrund; er ist nicht teilig, vielfältig,

spitz, eckig. Darum gehört er bedingungslos zu seinem Volke, wie er das Kind nur seiner Eltern sein kann. Darum kann er auf dieses Volk ebenso wenig stolz sein, wie sich seiner schämen. Die Andern hingegen, die Eckigen, die Spitzen, können, je nach den Umständen, bald dies, bald das sein. Denn der Stolz erhebt sich auf die Spitze des Erfolges, und die Scham kauert in der Ecke des Mißerfolges. Der Zaddik ist ganz. Nichts Fremdes kann sich zwischen ihn und seine Seele einschieben. Darum bleibt er in stetem Kontakt mit sich selbst, und sein Körper kann nichts beginnen, was seiner Seele zuwider ist. Wenn seine Seele mächtig verneint, kann seine Zunge nicht stammelnd bejahen; und wenn seine Seele um gefallene jüdische Opfer trauert, können seine Beine nicht zum Besten der Hinterbliebenen in gefälligen Tanzkadenzen sich ergehen. Der Zaddik ist ganz; darum ist ihm ein halbes Bauen ein ganzes Zerstören und eine halbe Wahrheit eine ganze Lüge. Ganz aber ist ein Werk nur, wenn es die Seele ganz um ihrer selbst willen betreibt und nicht auch um eines Andern willen, das ihrem Ich fremd bleibt. Der Name nun ist ihrem Ich fremd; denn die Existenz des Namens besteht nur darin, daß ihn Andre kennen und nennen. Darum ist die Tat des namenlosen Zaddik immer ganz; klein, aber ganz. Und das Kleine, Ganze wächst und dauert fort, und das Große, Halbe bröckelt ab und ist dem sichern Zerfall anheimgegeben. Darum waren die meisten Großtaten der sogenannten Völkergeschichte in Wahrheit Nicht-Taten, Un-Taten, Zerstörungen. Darum war der Turmbau zu Babel in Wahrheit kein Bau, sondern eine Zerstörung. Seine übereifrigen und vielsprachigen Bauleute haben den Grund dafür selbst in alle Ewigkeit hineingerufen: „Und wir wollen uns einen Namen machen!" Das eben war es.

Wenn es solcher Zaddikim zehn in Sodom gegeben hätte, so, sagt die jüdische Bibel, wäre Sodom nicht in Flammen aufgegangen. Und wenn es solcher Zaddikim nicht sechsunddreißig fortdauernd in der Welt gäbe, so, sagt die jüdische Sage, würde diese Welt in sich zusammenstürzen. „Denn der Zaddik ist das Fundament der Welt."

Ihr wisset nun, wer die Zaddikim sind. Und Ihr sehet sie nicht; und Ihr höret sie nicht; und Ihr kennt nicht ihre Namen. Und Ihr kennet so viele Namen; und Ihr sehet so viele; und höret so Viele über Vieles und so Vieles über Viele — und wisset nicht, wer sie sind. Denket nur!

Der Kirschgarten von Adolf Grabowsky

Wir leben weiter . . . weiter ohne Ziel,
Dämmernd ins Bodenlose, schwankend in das Grab.
Indessen stürzt das Liebste . . . unser Kinderglück.
Wir sehn die Trümmer . . .
Müde lauschen wir dem schläfernden Geräusch des matten Sinkens.
Wie weh und süß . . . süß ist auch die Fanfare,
Die draußen hallt und in das Leben ruft.
Nur ferner Klang ist schön . . .
Unsre Musik sind gelbe Blätter, die im Nachtwind rauschen.

Die letzten Tage der Menschheit von Oscar Blum

Auf dem Titelblatt heißts: „Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog von Karl Kraus". Im Vorwort wird gesagt: „Die Aufführung des Dramas, dessen Umfang nach irdischem Zeitmaß etwa zehn Abende umfassen würde, ist einem Marstheater zugedacht. Theatergänger dieser Welt vermöchten ihm nicht standzuhalten. Denn es ist Blut von ihrem Blute, und der Inhalt ist von dem Inhalt der unwirklichen, undenkbaren, keinem wachen Sinn erreichbaren, keiner Erinnerung zugänglichen und nur im blutigen Traum verwahrten Jahre, da Operettenfiguren die Tragödie der Menschheit spielten."

Aber er, dieser Inhalt, ist mehr als das — und jene fünf Akte sind mitsamt dem Vorspiel und dem Epilog keineswegs von Karl Kraus. Vor diese Szenen den Namen des Autors zu setzen, ist der bescheidenste Größenwahn, den es gibt. Denn hier zum ersten Mal wird Literatur ein Stück Weltgeschichte. Alle Idiome der Zeit entstehen in diesem Wort zu neuem Leben, als ob nicht Kunst, sondern Magie der Wiedergeburt sie anhauchte. Alles, was Karl Kraus bisher veröffentlicht hat, bedeutet nunmehr einzig die Vorarbeit zu dieser letzten und endgültigen Gestaltung der Zeit- und Ortsgenossenschaft, die sich von selbst machte, als die Stunde kam.

Nun erst sieht man die Unvergänglichkeit dieser taggeborenen Satire. Gestalten, die aus der Lokalchronik und dem Annoncenteil stammen, gehen in die Ewigkeit. Jene Literatur, die als lebensfremdes Ornament des Drecks den Anlaß gab, verwandelt sich in das dreckige Ornament des Lebens, das sie in Wirklichkeit ist — und das Leben selbst in den ornamentalen Dreck, in dem wir Alle zugrunde gehen.

Dieses Drama, das keines ist, ist die Wiedergeburt der Kunst. Die Geburt einer neuen Kunst. Weil es überhaupt keine Kunst mehr ist. Weil es alle Bestandteile unsres Lebens aus dem Zustand der Auflösung, in dem sie sich befinden, zu vollendeter Dichtigkeit zusammenfaßt, um sie von neuem in alle Winde zu zerstreuen. An diesem Werk gemessen, erscheint Alles, was die sogenannte zeitgenössische Dichtung ausmacht, in ihrer wahren Gestalt: als die gottverlassene und banale Ueberflüssigkeit, die sie ist.

Hier ist der Typus des neuen Dramas, das wir brauchen, und das einmal — wie seinerzeit das neue Drama Ibsens und Hauptmanns — kommen mußte. Wir ersticken in Fangarmen der Zote und des psychologischen Schwachsinns, der sich allabendlich auf unsern Bühnen ausbreitet — von Moskau bis New York. Wir haben genug von diesem lendenlahmen Expressionismus, der Eugène Scribe ins Telegraphische übersetzt. Von diesem Neo-Romantismus, der sich so absurd gebärdet, weil er von totaler Abstinenz lebt. Von diesen realistischen Milieuschilderungen, die Zola zum Kolportagekino umarbeiten. An dem reichgedeckten Tisch dieser papiernen, tinterlhaften Kunst — was sich halt „Kunst" nennt! — gehen wir mit einem leichten Aufstoßen vorbei. Wenn sie auf den Schindanger der Weltgeschichte noch

nicht gekommen ist, so nur deshalb, weil sie sich als Erwerbszweig mit klettenhafter Zähigkeit an allen Betriebsamkeiten des Verdienens festzuhalten versteht.

Aber ihre Zeit ist gekommen! Und dieses Drama, das von Karl Kraus ist und von jedem Andern sein könnte, der dieselbe Tragfähigkeit der Seele besäße, um alle Geräusche der Welt und der Umwelt zu empfangen, beginnt die neue Zeitrechnung. Wie haben wir uns danach gesehnt, die Gestaltungskraft der Bühne an andre Probleme gewendet zu sehen als an die Stürme des Konkubinats oder an das milde Säuseln des sozialen Mitleids, das den Schwachköpfen des Freisinns — die meistens unter den Sozialisten zu finden waren — für das „bessere", das ideale! Theater galt! Wie haben wir diese fünf Revolutionsjahre lang in Rußland — unter der Diktatur des Proletariats und des Proletkults! — gegen alle Versuche gekämpft, dem psychologischen Drama neues Leben einzuhauchen! Aber wir unterlagen noch dem Wahn, daß man mit Hilfe des heroischen Repertoires aus dem Sumpf des Psychologismus herausgelangen könne. Das geschriebene Heldentum entpuppte sich jedoch als Papier maché — und man mußte zu Victor Hugo und Dumas père greifen, um wenigstens einen Ersatz zu bekommen.

Hier zeigt sich der Weg. Unsre Epoche, die für das Heldische noch nicht reif ist, muß von innen her überwunden, in ihren Niederungen erfaßt werden — bevor die Höhen erklommen werden können!

Dieses schicksalschwere Theater bedarf keiner Intrigue, um die Spannung aufrecht zu halten. Beachte man, wie in der Tragödie des Karl Kraus nichts geschieht als immer das Selbe, und wie die Luft schwanger ist von ahnungsvollem Geschehen. Wie keine Fäden gesponnen, keine Knoten geschürzt oder gelöst werden — und wie von Szene zu Szene der Albdruck steigt, der auf der Menschheit lastet. Beachte man, wie in diesem Theater die Rampe abgeschafft ist — aber in einem andern Sinne als in dem einer bloßen technischen Veränderung. Hier ist die Menschheit selbst Objekt und Subjekt des Spiels. Was sich auf den Brettern begibt, kann jederzeit im Zuschauerraum fortgesetzt werden — ebenso wie jeder Zuschauer in diese Handlung eingreifen könnte, ohne die Kontinuität zu stören. Beachte man, wie phantastisch diese Realität wirkt und wie realistisch diese Phantastik. Wie alle Gattungen der Kunst zur Bodenständigkeit dieses Lebens beigesteuert zu haben scheinen, das uranfänglich beginnt wie die Welt selbst, als sei es immer dagewesen, und in Ewigkeit vergeht, als wäre es eine Luftspiegelung.

Dieses Stück möchte ich in den Händen Wsjewolod Meierholds sehen. Er wäre vielleicht der einzige unter den zeitgenössischen Regisseuren, der es stellen könnte. Welche Möglichkeiten verstand er aus dem brutalen Machwerk Majakowskys: ‚Mysterium-Buff' herauszuholen! Aber auch er — wie das ganze revolutionäre Theater in Rußland — geht an der Repertoirelosigkeit zugrunde. In diesen ‚Letzten Tagen der Menschheit' fände er endlich die Verwirklichung seiner Träume von einem neuen

Theater, das nicht der Kunst, sondern dem Leben, dem nicht der Schauspieler — Artist! —, sondern die Menschheit dienen soll.

Ich weiß nicht, ob Karl Kraus recht hat, wenn er meint, daß sein Drama nur auf einem Marstheater aufgeführt werden könnte. Aber eines unterliegt für mich keinem Zweifel: ob dieses Drama das Theater, ob sich das Theater zu diesem Drama findet, ist dasjenige Problem des gegenwärtigen Theaters, von dem seine Zukunft abhängt.

Fridericus Rex von Curt Rosenberg

Jedem, der sich über den Zustand der deutschen Volksseele unterrichten will, sei dringend geraten, diese Vorstellung zu besuchen, die ihm äußerst lehrreiche Aufschlüsse geben wird. Der große Ufa-Palast, der mehrere tausend Plätze hat, ist immer ausverkauft, obwohl die Preise ziemlich hoch sind. Das Publikum gehört hauptsächlich dem Mittelstand an. Es folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Woher die Anziehungskraft dieses Films? Sein Inhalt ist eine Darstellung des Siebenjährigen Krieges mit seiner Vorgeschichte und zwar nach der Auffassung der patriotischen Legende. Das sind eigentlich „olle Kamellen“, für die sich im allgemeinen Niemand mehr interessiert, und die auch Niemand ordentlich kennt. Dreierlei ist es, was das Publikum darin anzieht: der Glanz der militärischen Vergangenheit; die Beziehung auf die Gegenwart; und die Erscheinung des großen Königs, der das Urbild eines starken Mannes ist, wie ihn jetzt so Viele ersehnen.

Der Sinn für den Glanz der Waffen, militärische Schauspiele und anfeuernde Märsche muß dem Volk im Blute liegen. Vor dem Kriege konnte es solche Sensationen bei den Kaiserparaden haben, die jetzt fehlen. Der Film bietet einen Ersatz dafür und wirkt durch die tägliche Wiederholung noch auf erheblich breitere Massen. Sobald die Bataillone des großen Friedrich mit ihren Blechmützen hinter flatternden Fahnen anmarschieren, bricht der Beifall los; was im Kino immerhin selten ist. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß solche Dinge etwas Fortreißendes haben, mag der Verstand sich noch so kritisch verhalten.

Aber wichtiger als diese allgemeine Anregung des militärischen Sinnes ist die Parallele zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit. In der wirksamsten Weise wird für die deutschnationale Auffassung dieser Vergangenheit Propaganda gemacht. Tatsächlich sind ja die Ursprünge des Siebenjährigen Krieges denen des Weltkriegs ähnlich. Auch bei Beginn des Siebenjährigen Krieges erscheint Preußen als Angreifer, behauptet aber, der Krieg sei ihm durch die gegnerische Koalition aufgezwungen worden. Die historische Kritik steht bekanntlich dieser Angabe skeptisch gegenüber, und insbesondere Hans Delbrück nimmt an, daß Friedrich den Krieg begonnen habe, um Sachsen zu erobern. Für den Film ist selbstverständlich ausgemacht, daß der Krieg aufgezwungen ist, daß er durch niedrige Intriguen angezettelt ist, um Preußen zu vernichten. Dies wird effektvoll illustriert, indem Friedrich grade im Bilde des Menzelschen Flötenkonzerts den Brief erhält, der ihm ankündigt, daß die Koalition von Rußland, Oesterreich

und Frankreich gegen ihn geschlossen sei. Er stürmt fort, und der Krieg beginnt. Auf dem nächsten Bilde sieht man ihn langsam die Treppe von Sanssouci hinunterschreiten, ernst und einsam einem ungeheuern Schicksal entgegen. Das Publikum ist begeistert und denkt an die entsprechende, wenn auch nicht so bildhaft schöne Legende von der Entstehung des Weltkriegs.

Dann sehen wir Friedrichs Not im großen Jahr 1757 und die Wendung bei Leuthen. Dabei kommen die andern Hauptstücke der deutschnationalen Ideologie zur Verarbeitung. Collin hat die Disziplin zermürbt, ein Unglück gebiert neues, die Leute wollen nicht mehr mit, sie erscheinen beim König, um ihm das zu sagen. Er blitzt sie an: „Schämt Ihr euch nicht!" Schon sind sie umgewandelt und ziehen mit Begeisterung in die Schlacht, um für König und Vaterland zu siegen und zu sterben. Der Vorgang ist nicht historisch. Aber das Publikum soll denken: Auch damals Dolchstoß — nun, Friedrich verstand, ihn abzuwenden.

Es folgt die Friedensresolution. Aus der Heimat kommt Graf Finkenstein ins königliche Hauptquartier. Er schildert die trostlosen Zustände, die ein Zwischenbild vor die Augen führt. Der König bleibt aber fest: Keinen Frieden um jeden Preis! Desgleichen im Gespräch mit dem Thronfolger. Wieder soll das Publikum denken: Auch damals Miesmacher, Dolchstoß und Erzberger — und: Wenn wir solch einen Friedrich hätten!

Die Schlacht ist das Mittelstück des Films. Es zeigt allen Glanz, alles Feuer und alle Schrecken des Krieges. Zuerst die berühmte Ansprache an die Generale: „Ein Hundsfott, wer nicht für Fritz ist." Dann der Aufmarsch zur Schlacht mit Marschmusik und wehenden Fahnen. Donnernder Beifall. Der Wettstreit der Generale um die gefährlichsten Aufgaben, der Todesmut, die Reiterangriffe. Die Begeisterung des Publikums feiert hier Orgien. Es denkt: Ach, könnten wir es auch wieder so machen und endlich Revanche nehmen!

Das Alles geht, wenn man den starken Monarchen hat, lehrt der Film weiter. In unsagbar heldischer Glorie strahlt dieser Friedrich. Er sieht wundervoll aus, das muß man sagen, er blitzt und zwingt Alles unter seinen Willen. Er ist es, der den Dolchstoß abwendet, er stürmt den Truppen voran, ruht mit Stiefeln und umgeschnallt auf dem Bett eines Bauernhauses, ganz nach der Wachtvorschrift. Er durchschaut den verräterischen Voltaire, er bringt die rebellische Barberina zum Tanzen. Er ist Alles, er kann Alles. Er kann helfen in der Not. Das Publikum soll denken: Wenn wir ihn wieder hätten — oder wenigstens einen andern König zum Ersatz! Ob es so denkt? Jedenfalls klatscht es wie toll.

Was können wir aus alledem lernen? Wie tief der Sinn für das Militärische, für ruhmvolle Geschichte und für den Helden im Volke wurzelt. Wie gefährlich sind diese Instinkte und wie unausrottbar! Es ist ein Wahnsinn, ein Volk, das solche Traditionen hat, so tief zu demütigen, daß es nach Revanche schreit. Die Franzosen ergötzten sich nach 1870 an ihren Revuen in Longchamps, beklatschten ihre Kürassiere und dachten an Revanche — die Deutschen beklatschen den ‚Fridericus Rex' und denken dabei das Selbe. Soll es so weiter gehen in ewigem Wechsel bis zur gegenseitigen Vernichtung? Die Gefahr ist sehr groß, und man soll auf ihre Anzeichen achten.

Mussorgsky von Oskar Bie

Die Anlage dieses Aufsatzes soll so sein, wie einem Deutschen sich das Bild eines russischen Komponisten enthüllt. Den Russen ist er Nationaleigentum geworden Seine beiden großen Opern und seine Lieder sind dort so verbreitet, daß sie zur klassischen Ueberlieferung gehören. Er ist für sie das Zentrum der modernen russischen Musikbewegung. Die Deutschen hatten höchstens einmal ‚Boris Godunow' gehört, hin und wieder eins der Lieder und Klavierstücke, und müssen sich sein Bild immer noch zum großen Teil aus der Lektüre der Noten ergänzen. Ich habe ein unheimliches Interesse an ihm gehabt, seit ich die erste Note von ihm hörte. Ich habe ihn nun, so gut es geht, weiter studiert und möchte sein Bild so aufrollen, daß ich von Kleinem zu Großem fortschreite, von den Klavierstücken bis zum ‚Boris Godunow'. Ich habe dabei dauernd, auch wo ich nicht davon spreche, einen innern Vergleich dieser russischen Musik mit der deutschen und mit der französischen im Ohr, weil wir sie hier in dem großen Weltzusammenhange auffassen müssen, in dem sie ja auch längst ihre Rolle spielt. Die deutsche Musik ist viel substantieller als die russische, die französische viel geistiger. In Deutschland haben wir seit der Romantik, ja eigentlich seit den großen Meistern der Klassik einen fortlaufenden zünftigen Strom der Musik in einer Kontinuität der Erfindung und Arbeit, die erst in diesen Tagen von den atonalen Experimentatoren verlassen wird. Die französische Musik hat eine andre Kontinuität, die sich zwischen Tanz und Lied und Illustration entwickelte. Unter Debussy erreichte sie eine höchste Kulturstufe dieser illustrativen Einstellung, in sich absolut geschlossen und bestimmt ebenso vom Geistreichtum der Harmonien, die diese Kunst immer geliebt hat, wie von einer Logik des Realismus, die in ihren besten Köpfen Methode wurde. Die russische Musik hält sich von beiden Systemen fern und liegt doch zwischen ihnen. Sie verbindet ein hieratisches Mosaik, das noch an byzantinische Stile erinnert, eine Vorliebe für stehende Ensembles, in die die Handlung projiziert wird, und eine balladeske Lyrik, in die selbst die Erzählung aufgeht, mit den Plötzlichkeiten naturalistischer Details. Sie verbindet die Sehnsucht nach einer fernen geschliffenen Kultur mit den Impulsen eines revolutionären Anarchismus. Sie verbindet westliche Einflüsse mit starkem nationalen Empfinden, das in der Benutzung heimischer Rhythmen und Melodien sich kundgibt. So schwer ist die russische Musik zu fassen. So zwiespältig ist ihr Charakter, und dennoch, oder grade deswegen, geht ein berückender Reiz von ihr aus, der durch meine Träume und Phantasien ewig hindurch spielt und spielen wird.

Es gab eine Gruppe von Musikern in Rußland, sie nannte sich „das mächtige Häuflein", in der die Theorie und der Geschmack dieser jungen Musik sich verkörperte. Dieser Gruppe gehörten außer Mussorgsky Balakirew an, Cui, Borodin, Rimsky-Korsakow, und Dargomyschski war der Ahn der ganzen Richtung. Dieser hatte schon nach Puschkins ‚Steinernem Gast', ohne den Text zu verändern, eine Oper geschrieben, die neue Wege eröffnete, auch in der Benutzung der Ganztonleitern, die wiederum auf die Neuerungen der französischen Musik zurückwirkten. Jeder versuchte es auf eine

andre Art. Der Salon war noch nicht ganz ausgetilgt, aber rote Blumen sprossen überall verdächtig empor. Die sentimentale Geschlossenheit eines Turgenjew, das elementare Chaos von Dostojewski, die propagatorische Ethik von Tolstoi — man suche es nicht in dieser Musikwelt. Und doch ist von allem etwas vorhanden, je nach der Zusammensetzung der Naturelle. Fragmente sind es von großartigen Bestrebungen, die neuen Welten zu erobern, aber man blickte literarisch viel eher auf Puschkin zurück als auf die Zeitgenossen. Zwischen Glinka, der die russische Welt mit den Augen der Romantik sah, und Rimsky-Korsakow, der sie auch mit europäischen Augen sah, aber mit denen einer künstlich sublimierten Kultur, liegen die torsohaften Bestrebungen dieser wunderbaren Gruppe von Künstlern, aus der Mussorgsky feurig emporwächst. Vielseitig scheint er, der neben seinen Kompositionen dem Militärdienst und dem Staatsdienst angehörte, Musiker, aber auch Dichter eigner Texte, stark interessiert für die Malerei, ein ungelehrter Draufgänger, leicht gefächelt von westlichen Lüften und doch von stärkstem Herzen für die nationale Weise, die er aus dem Dorfe holt und mit den zarten Fingern seines nervösen Temperamentes kunstvoll in die Musik überträgt. Gehen wir der Reihe nach.

I.

Die Klavierstücke

Es gibt eine Sammlung, zehn Stücke, die ‚Die Bilder einer Ausstellung' heißen: angeregt von einer Ausstellung von Aquarellen und Zeichnungen, die sein Freund Hartmann veranstaltete. (Ravel hat sie geistreich instrumentiert!) Schumanns Einfluß ist unverkennbar. Eine ‚Promenade' leitet die Ausstellung ein und wiederholt sich variiert zwischen einigen Bildern, auf ein echt russisches Thema komponiert, das zwischen fünf und sechs Vierteln schwankt. Ein Zwerg wackelt mit ungeschickten Schritten daher. Vor einem alten Schloß singt ein Minnesänger sein Lied. Kinder spielen und streiten im Tuileriengarten. Ein polnischer Leiterwagen mit großen Rädern rollt heran. Die Küchlein tanzen ein Ballett in ihren Eierschalen. Das Duett eines reichen und eines armen polnischen Juden. Marktweiber in Limoges. Der Maler besucht die Katakomben von Paris, Mussorgsky schreibt dazu: Der schöpferische Geist des verstorbenen Hartmann führt mich zu den Schädeln und ruft sie an — die Schädel fangen im Innern sanft zu leuchten an. Eine Uhr, geformt als Hütte einer russischen Hexe. Und endlich das große Tor von Kiew. Wie hat der Komponist diese Bilder übertragen! Es sticht ihn der Naturalismus. Er ruht nicht eher, als bis er ein apartes musikalisches Bild geschaffen hat, das das Optische ins Akustische übersetzt. Schumann intimisierte seine Modelle. Debussy, wenn ich so sagen darf, pianisierte sie, er schuf ihr Ebenbild aus dem Wesen dieses Instrumentes heraus, und der Vortrag als solcher war ihm ein wichtiger Bestandteil der Kunstwirkung. Mussorgsky ist ganz anders. Er läßt das Optische so tief in sich hinein sinken, bis es ein originelles musikalisches Motiv gefunden hat, das in seiner Sprache, ohne besondere Rücksicht auf das Klavieristische, die Vorstellung neu gebiert. Querstände des Taktes und der Harmonie sind ihm willkommen. Es entsteht ein freies Spiel, das aus Improvisationen sich zu lösen scheint.

Das Humpeln des Zwerges in bald synkopischen, bald geschlagenen Takten und in Sechzehntelläufen, gespreizt, sich sperrend in unbeholfenem Geistreichtum, steht neben der Melodie des Minnesängers, die archaische Allüren annimmt. Das tändelnde Spiel der Kinder, in lustig schwingenden Akkorden, über die Sechzehntel fliegen, neben dem Humpeln des Leiterwagens in Baßakkorden, auf denen eine nationale Melodie hochsteigt und niedersinkt. Das Hühnchenballett, ein kurzer, recht pianistisch gedachter Scherz mit regulärem Trio und mit der Coda, neben den beiden Juden, deren Charakter teils unisono, teils im Kontrapunkt psalmodiert und den Jargon nicht nur melodisch, sondern auch harmonisch und natürlich erst recht rhythmisch in orientalisierende Tonfolgen umschaltet. Der Markt von Limoges nähert sich am meisten dem allgemeinen modernen Klavierstück sprudelnder Technik. Die Katakomben stehen in seltsamen enharmonischen Harmonien unter feierlichen Fermaten, worauf das Gespräch mit den Toten in breiten Tremoli jenes transparente Licht aufleuchten läßt, das Mussorgskys innere Vision war. Hier ist sein Stil, in dem er gewohnt ist mystische Dinge zu beschreiben, ganz vollendet. Es ist eine Art Vereinigung des russischen Ikonostaten, seiner unnahbaren Grandezza, mit der opernhaften Beweglichkeit des schimmernden katholischen Gottesdienstes. Und plötzlich sind wir wieder in einer andern Welt. Die Hüttenuhr der Hexe, das neunte Klavierstück, wächst an Bedeutung über alle andern empor. Fortissimoschläge des Fis und des G darunter teilen sich rhythmisch und melodisch. Generalpausen dazwischen. Eine Figur von hexenhafter Groteskerie hebt sich über den Schlägen vom G empor. Aus dem Fis ist F geworden. In der Septimenspannung stellt sich die Hexe vor. In Quartenstößen sucht sie aus den niedern Regionen hinauf zu klettern. Ueber ihrem Unisono stürzen schaurige Akkorde hernieder, bis das Ganze in einer C-dur-Phrase sein Gesicht bekommt, immer noch aus den alternierenden Wendungen von G nach Fis und von G nach F gebildet, mit der plärrenden Scheibe des C. In der Mitte treten Fis bis B in dauernde Pendelbewegungen, mit der eisernen Konsequenz einer Uhr, über denen sich aus den vorgezeichneten Rhythmen und Melodien eine weite umfassende Bewegung vollzieht. Der Ruck geht jetzt von oben nach unten, von G auf die Septime As hinab, in ausholenden Unisonoläufen, über Fis, F, E, Es, bis es den Schlag der tiefen Septime gefunden hat. Auf dem zentralen G beginnt eine tremolierende Triolenbewegung, unter der scharf markiert ein Hexenthema erscheint, mit grausiger Melodik aus den gegebenen Elementen zusammengesetzt, frei im Takt, bald nach oben überschlagend, immer rüttelnder und gestoßener, viel orchestraler, als es die beiden Hände wünschen können, bis sich das Toben in einem chromatischen Absturz beruhigt und wieder auf dem G anlangt, das eine Art Wiederholung des ersten Teiles bringt, so neu der Inhalt ist, so alt in der Form, und noch einmal schreit das Klavier in chromatischen Oktaven hinauf, bis es auf dem höchsten G mitten im Lauf plötzlich stillhält und den Blick öffnet auf das große Tor von Kiew, das in feierlichen archaischen Akkorden sich erhebt, gliedert, variiert, Triolen von halben Noten, wie aus einem Manuskript des Mittelalters. Das ist die Klavierwelt Mussorgskys. Ein Tagebuch seines Gesamtwerkes.

(Fortsetzung folgt)

Hermine von Peter Panter

Da wird man so viel gefragt, was es denn Neues zu lesen gebe — nun, ich weiß etwas. Es ist noch ganz frisch von Druckerschwärze — so neu ist es, und es ist ein höchst amüsanter Roman. Er heißt: ‚Hermine', und er ist von Peter Guggenreit. (Erschienen im Poseidon-Verlag zu Chemnitz.) Das müssen Sie wirklich lesen. Da hat Einer — meines Wissens zum ersten Mal — den Versuch gemacht, etwas aus dem modernen Leben einzufangen, was noch nie geschildert worden ist: nämlich den anonymen „Betrieb" aller Dinge. Das ist so:

Der Held des Buches, ein junger Bengel namens Ludolf Gerold, kommt, frisch aus der Schule, in die Lehrzeit eines großen Kaufmannsbüros. Die letzten Schultage — mit denen fängt das Buch an. Da wird schon gezeigt, daß der Herr Ludolf ein etwas feiger Bursche ist, der seine Draufgängerschaft nur betätigt, wenn ers hinter dem Rücken der Andern tun kann — dann aber kräftig. Ja, der geht also in die Lehre. Und er arbeitet sich überraschend schnell ein. Und nun wird famos und ganz ausgezeichnet gezeigt, wie so eine moderne Maschinerie arbeitet, so ein Bureau: wie Alle die Arbeit tun, aber eigentlich Keiner die Verantwortung trägt — wie Jeder Jeden drückt und Niemand zugestehen will, daß auch er gedrückt wird. Und wie, vor allem, der Apparat sich mausig macht. Die moderne Wirtschaftsform hat den Menschen zum Zweck erniedrigt — aber der rächt sich und läßt es sich nicht gutwillig gefallen. Er rächt sich dadurch, daß er, der Apparat, so viel Schwierigkeiten wie möglich macht, um zu zeigen, daß er auch noch da ist. Der Kassenbote soll einen Brief zur Post bringen. Ja, das tut er ja auch — und er ist nur Bote und hat gar keine Bedeutung weiter. Aber das Eine, das Einzige kann er doch noch: er kann so viel Geschichten mit dem Brief anstellen, so viel Hindernisse bereiten, so viel Formalien ausdenken . . . Oho! er ist kein gewöhnlicher Kassenbote — so einfach ist das nicht, das will gelernt sein! Und Ludolf, der sich an alle Leute im Bureau fragend wendet, macht eine überraschende Entdeckung: Jeder sagt ihm genau das Selbe, jeder sagt die nämlichen zwei Dinge. Erstens: „Was ich hier mache, ist die Hauptsache von allen Arbeiten, die hier gemacht werden!" Und zweitens: „Das ist gar nicht so einfach, was ich hier tue. Das will gelernt sein, und Mancher lernts nie!" Die Maschinerie ächzt und klappert — und jeder Handgriff wird bezahlt mit einem Opfer vor der Eitelkeit des Greifenden. Anders tut ers nicht — anders tut ers nicht. Ludolf lernt — er lernt viel und rasch.

Und dann scheidet er aus dem Kaufmannsstand aus und wird Beamter im Finanzministerium. Und da lernt er ein Mädchen kennen, das heißt Hermine. Hermine hat einen bösen Alimentationsprozeß verloren, in der ersten Instanz glatt verloren — und sie will zu ihrem Recht kommen. Und weil es eine etwas verzwickte Geschichte ist, eine, bei der der Staat mit hineinspielt — es ist da so etwas wie eine Wachstubenvergewaltigung vor sich gegangen —: so wendet sich Hermine schutzsuchend an un-

sern jungen Gerold, der inzwischen ein ganz einflußreicher Mann geworden ist — und er beschäftigt sich mit ihr und mit den Aemtern. Und will ihr wirklich zu ihrem Recht verhelfen. Und kann es nicht und merkt plötzlich: Es sind alles, alles nette und umgängliche Leute. Sie haben auch alle volles Verständnis für die Nöte, die er und das Mädchen da vorbringen. (Er muß es sehr vorsichtig tun — denn manchmal sehen sie ihn schon ein bißchen argwöhnisch an, als sei er mit in der Wachstube gewesen . . .) Alle nicken mit dem Kopf und legen sorgfältig die schweren Aktenstöße zurecht, die da auf ihrem Schreibtisch liegen. Aber . . . dann beginnt das große Baseball-Spiel der Instanzen. Und Keiner, Keiner ist es gewesen. Und auf ein Mal hat Niemand zu bestimmen, und auf ein Mal hat Niemand Einfluß — und wenn er ihn zu haben vorgibt, dann ist er böswillig und will nicht, daß man auf ihn merke. Und ein Instanzenstreit hebt an, ein fahl leuchtender Konkurrenzkampf gegen Alle „von der andern Abteilung" — und Hermine steht dabei und begreift all das nicht, wie ihr nur so bitter Unrecht geschehen kann. Und einmal — das ist eine der reizendsten Stellen im Buch — da sitzt sie bei Ludolf im Vorzimmer und wartet auf den Bescheid eines Kassationshofes — den er in Händen hat —, und da kommt ein junger Beamter aus seinem Zimmer. Und dann geht sie hinein und ruft: „Wer war das?" Und er sagt es ihr: Es war Einer aus einem andern Bureau. Und da sagt sie: „Wissen Sie — ich finde, er könnte bescheidener auftreten, hier bei Ihnen. Wenn er bloß aus einem andern Bureau ist —!" Und das findet Ludolf auch ganz in der Ordnung. Und dann schläft er mit Herminen, und dann heiratet er sie, schon, daß der Prozeß ein Ende hat — und wie nun auch im bürgerlichen Leben der Beiden Etage gegen Etage tobt, Familie gegen Familie, immer wieder Abteilung gegen Abteilung: das ist meisterhaft. Weil die Geschichte zum ersten Mal nicht Hermine und Ludolf zum Helden hat — sondern etwas Andres, etwas nie Beachtetes: die Kollektivität.

Seelenromane gibt es — immer noch — und tiefgründige Analysen von Männern und Weibern und was weiß ich. Aber an jene unbekannte, große, geheimnisvolle, dumpfe und schwarze Kraft — an die hat sich noch kein Romanschreiber herangetraut.

Wiener Premieren von Alfred Polgar

Das weiße Lämmchen

Inhalt dieses Schwankes von Saßmann: Der Rechtsanwalt verhilft dem Klienten Gauner, wider beseres Wissen leidenschaftlich für dessen Ehre eintretend, zum Freispruch. Nun wird ihm der Gauner Schreck und Geißel. Unverschämt und erpresserisch treibt ers bis zur Verlobung mit des Advokaten Schwiegermutter. Am Ende freilich fällt er, character indelebilis, doch dem Wachmann anheim.

Den Gauner spielt, im Raimund-Theater, Pallenberg. Sanft und frech, das weiß-blonde Haupt umstrahlt vom Unheiligenschein vollkommener Amoralität. Ein Geschöpf wie aus einer

Menschenfabel. Reineke Mensch. So drückt er die Figur ganz und gar aus den Kategorien gut und böse hinaus, ihre Schlechtigkeiten werden „Streiche“, ihr Gaunertum moralisch geruchlos. Man spürt nur die Essenzen: List, Verwegenheit, Pfiffigkeit; und hat seine Freude dran. Bewundernswert das schauspielerische Detail Pallenbergs. Die komische Minute löst er in eine bewegte Reihe komischer Sekunden und spaltet womöglich noch die Sekunde. Wenn er mit sich kämpft, ob er den Silberteller einstecken soll oder nicht, wird das ein stummes Couplet mit zwanzig Strophen, und jede Strophe hat ihre Pointe, und was Wiederholung ist, ist doch Ueberraschung. Oder wie er der alten Dame an den Leib und den Schmuck rückt: das wird, im engen Rund, der lustigste Zirkus von Trieb, Hemmung, Raison, Gier. Und zwischendurch immer etwas „Liebe“ als dummer August. Zu ihr hat, in solchen Schwank-Augenblicken, Pallenberg eine Beziehung wie der Knockabout zur Materie. Er ist ja überhaupt ein hinreißender Empfindsamkeits-Exzentrik. Hört ihn die Rausche-Poesie des Meeres schildern oder der Köchin, so zwischendurch, mitteilen: „Mein Herz gehört dir“! Er schlägt sich die Hacke tief ins Gemüt, spürt den Schlag nicht, spuckt nur gelassen einen Posten herzlicher Worte aus, wie der Clown die Backenzähne.

Die Juden

In diesem veralteten und peinlich aktuellen Theaterstück von Tschirikow steht die „Judenfrage“ zur Erörterung. Verschiedenheit der jüdischen Ansichten, wie sie zu lösen, ergibt dramatische Debatte, Verschiedenheit der Folgerungen, die Jeder für sein Leben aus seiner Ansicht zieht, dramatischen Konflikt. Soll der Jude auf den Messias warten? Soll er Geld häufen? Zum militanten Sozialismus schwören? Sich entjuden? Oder, das Land der Hebräer nicht nur mit der Seele suchend, zur Uebersiedlung nach Palästina rüsten? Indes noch heftig gestritten wird, ob so, so oder so, löst der Pogrom die Judenfrage auf seine Weise.

Der besondere Humus, in dem die Problematik des Stückes und die Not seiner Menschen wurzelt — es spielt im zaristischen Rußland —, ist weggepflügt. Aber die Problematik ist geblieben, und die Seelennot des jüdischen Menschen blüht noch auf vieler Erde und unter vielen Himmeln. Dieses Schauspiel, nur in der Vergangenheit möglich, blickt doch mit einem Gegenwartsblick, der den guten Europäer schon in Verlegenheit bringen könnte.

Es ist ein Stück in alter naturalistischer Manier, umständlich und genau, emsig bemüht um Porträtähnlichkeit des hingepinselten Lebens. So hält es diesmal auch, im Raimund-Theater, die Regie Karlheinz Martins. Vom Expressionismus spürest du keinen Hauch. Gutes, altes, sauberes Theater, wenig Phantasie und viel Stimmung.

Den Uhrmacher Leiser Frenkel stellt Emanuel Reicher auf originale Beine. Eine Figur, gesegnet von echtester Würde, Weisheit und Verstandes-Enge frommen Patriarchentums. Alle

waren begeistert. Sogar die Uhren in Leiser Frenkels Laden schienen ihrer Bewunderung stilgemäß Ausdruck zu geben, wenn sie so ihre Pendel hin und her wiegten und „t . . . t . . . t . . .“ machten.

Der Meerkater

Ein Schwank von Ferdinand Bonn, inszeniert von Ferdinand Bonn, in der Hauptrolle Ferdinand Bonn. Das Theater als Wille und Vorstellung des Schauspielers. Da hat er einmal eine Rolle, wie er sie wunschträumt, vom eignen Geist auf den eignen Leib geschrieben. Da kann er sich austoben auf selbstgezimmerter Szene. Es ist ergreifend. Was für ein schlichtes Antlitz wird sichtbar hinter dem Schleier grober Späße! Welch ein unzerstörbares Kind im Manne! Oh rührende Dorfmusik, schmetternd aus aufgetautem Komödiantenherzen! Im Innersten bewegt sitzt der Hörer vor solch elementarem Einfaltsausbruch einer komplizierten Künstlerseele. Das ewig-Pflanzliche zieht ihn hinan.

Es ist verständlich, daß die Zuschauer dem unter eignem Diktat schwitzenden braven Mimen nicht den Spaß verdarben, den er ihnen zu bereiten glaubte, und seinem Schwank zustimmten; so gern und rasch, wie man einem Aufgeregten zustimmt, der behauptet, er sei der Kaiser von China.

Zwischen Polen und Frankreich und Slowakei

von Ossip Kalenter

Zwischen Polen und Frankreich und Slowakei
liegt ein Land, wo die Sonne nicht scheint.
Es wehen die grauen Wolken vorbei,
und der graue Regen weint.
Ueber Felder und Wälder die Wolken ziehn,
über Städte und Menschen und Vieh.
Das Reich liegt von München bis Berlin
in großer Agonie.

Zwischen Polen und Frankreich und Slowakei
liegt ein Land, das kein Hund mehr bepißt.
Es wird dir dort völlig einerlei,
ob tot, ob lebendig du bist.
Wir haben kein Geld, doch wir haben Gemüt.
Auch haben wir schwarzes Brot.
Bei Tuberkulose und Syphilis blüht
der sanfte Hungertod.

Zwischen Polen und Frankreich und Slowakei
liegt die arme deutsche Nation.
Da erhängt sich eins. Da erschießen sich zwei.
Da erwürgt eine Mutter den Sohn.
Unsre Kinder müssen betteln gehn.
Unsre Frauen beschläft der Feind.
Ueber Felder und Wälder die Wolken wehn,
und der Regen weint und weint.

Stützungsaktionen von Morus

Vom ehrbaren Kaufmann

Cuno: Wenns des Himmels Mächte wollen,
So trag männlich den Verlust!

Chor: Nein, er trüg' nicht den Verlust!

Cuno: Mein Sohn, nur Mut,
Wer Gott vertraut, baut gut!
Jetzt auf! In Bergen und Klüften
Tobt morgen der freudige Krieg!

Chor der Jäger: Das Wild in Fluren und Triften,
Der Aar in Wolken und Lüften
Ist unser, und unser der Sieg!

Der Freischütz, 1. Akt

Herr Cuno ist ein von Herzen frommer und gottergebener Mann. Schon am Alsterdamm in Hamburg, als er noch nicht auf die Langmut des Zentrums angewiesen war, sondern noch zwischen Ballin und Huldermann saß, lag stets das Gebetbuch auf seinem Schreibtisch. Er ist gleichsam der katholische Michaelis. Nur, daß ihn nicht eine pietistische Hofdame entdeckt hat, sondern der Präsident der deutschen Republik in eigner Person. Herr Ebert hat wohl inzwischen eingesehen, daß diese Entdeckung ein Irrtum war. Allein der Reichspräsident hat zwar nach der Verfassung den Kanzler zu berufen, aber das Absägen ist in parlamentarischen Ländern Sache der Parteien. Würde man heute in geheimem Konklave eine Abstimmung über Herrn Cuno veranstalten, so würde der ehrbare Kaufmann wahrscheinlich noch nicht ein Drittel aller Stimmen bekommen. Aber im Konzil wagt Niemand so recht, den Generalangriff zu eröffnen. Niemand will sich dem Odium aussetzen, den „Kanzler des Widerstandes" zu stürzen. Man hat sogar eine heimliche oder vielmehr unverhohlene Freude daran, daß Derjenige, der sich die Suppe eingebrockt hat, sie nun auch auslöffeln muß. So kann Herr Cuno vorläufig ungestört weiterregieren, das heißt: den Herrn von Rosenberg regieren lassen, und sogar, wenn Jemand Einwände macht, die Kabinettsfrage stellen.

Das Parlament tröstet sich damit, daß es ja doch nur noch ein paar Wochen dauern kann, bis man zu Verhandlungen gelangt, und daß dann selbstverständlich das Kabinett Cuno, in seiner jetzigen Zusammensetzung wenigstens, unmöglich ist. Der Kanzler des Widerstandes kann die Friedensverhandlungen nicht führen — das sehen nun schon die begeistertsten Resistenzler ein. Aber leider übersieht man noch immer, wie viel in der Zwischenzeit geschadet werden kann, wenn von höchster und allerhöchster Stelle bei jeder unpassenden Gelegenheit, bei Pressekonventen und bei landwirtschaftlichen Ausstellungen und wer weiß sonstwo von der Fortsetzung des passiven Widerstandes geredet wird. Mit Mühe und Not hat man das Kabinett Cuno dazu gebracht, im deutschen Memorandum nicht vom passiven Widerstand zu sprechen, weil man das gegenwärtig im Ausland nicht hören will. Aber anstatt nun bei der Stange zu bleiben, wird gestern in Münster und heute in Königsberg und morgen in Barmen und Bremen diese Schweigepflicht durchbrochen. Dabei sollte nun doch hinlänglich bekannt sein, daß man ohne die Zwischenstufe des Waffenstillstandes, während dessen man auf die jetzige Form des passiven Widerstandes wird verzichten müssen, zum Frieden nicht gelangen kann.

Zu diesen Sologesängen des Herrn Cuno paßt es dann, wenn in der Presse der Chor der Jäger die Siegesfanfare schmettert und der Lundist also das verständigungsbereite Ausland verhöhnt: „Alle diese durcheinanderfunkelnden Lichtlein ergeben keine Helligkeit. Wir können nur dem Licht des eignen Leuchtturms folgen, das uns, unveränderlich, die Richtung weist.“ Das Licht des eignen Leuchtturms hat uns leider in den letzten Jahren immer weiter ins Dunkel hineingeführt und wird uns nicht aus dem Dunkel herausbringen, auch wenn der eigne Leuchtturm siebenstöckig aus den Niederungen des Zeitungsviertels emporragt.

Stinnes vor dem Untersuchungsausschuß

Der „43. Ausschuß des Reichstags zur Untersuchung der Gründe, die zum Zusammenbruch der Markstützungsaktion geführt haben“ hat nicht verhindern können, daß die Gründe, die zum Zusammenbruch der Markstützungsaktion geführt haben, ans Tageslicht gekommen sind.

Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer die Verhandlungen dieses Untersuchungsausschusses wochenlang mitangehört hat. Man muß gesehen haben, wie der Vertreter der Deutschen Volkspartei Dauch und der Vertreter der Deutschnationalen Dr. Helfferich diejenigen Zeugen, die etwas zur Klärung der Vorgänge in der ersten Aprilhälfte vorzubringen hatten, mit Fragen in die Enge trieben, und wie sie alle diejenigen, die dadurch belastet wurden, wie die Herren vom Stinnes-Konzern oder den Syndikus Bernstein vom Zentralverband des Bank- und Bankiergewerbes, herauszupauken suchten. Man muß gesehen haben, wie der Demokrat Dernburg den Antrag unterstützte, man sollte die Namen Derer, die wegen Vergehens gegen die Devisenverordnung bestraft worden sind, ja nicht in die Oeffentlichkeit bringen, wie der frühere Direktor der Darmstädter Bank ein über das andre Mal versicherte, er wüßte gar nicht, was für ein Interesse ein Importeur wie Stinnes an der Geldentwertung haben könne. Man muß solche Weisheiten vernommen haben wie die des Dr. Helfferich, daß es gegenwärtig keine Inflation gebe, um die Qualität dieses Ausschusses würdigen zu können.

Dazu ein Kampf mit ganz ungleichen Waffen: auf seiten der Rechten (wozu in diesem Falle auch die Demokraten gehören), alias der Verteidiger, zwei ehemalige Bankdirektoren, Helfferich und Dernburg, und ein hamburger Exportkaufmann, Dauch; auf seiten der Linken, alias der Ankläger, drei (einschließlich des frühern Reichswirtschaftsministers) praktisch unerfahrene Schriftsteller: Robert Schmidt, Paul Hertz und der Kommunist Frölich. Diese wackern Drei, die wahrscheinlich noch nie die Börse betreten haben, sollten in einem Prozeß über die schwierigsten bank- und börsentechnischen Detailfragen den Inquisitor spielen. Als Sachverständiger und zugleich als Zeugen ein Corps von Beamten, die, mit Ausnahme vielleicht der Direktoren Gleimius und Säckel von der Devisenbeschaffungsstelle, ängstlich bemüht waren, irgendetwas auszusagen, was die Sache vorwärtsbringen könnte, damit es ja nicht heiße, in ihrem Ressort wäre etwas versäumt worden. Und dann: als Vorsitzender der Zentrumsabgeordnete Lange-Hegermann, von einer mehr als liberalen Konzilianz, was den Erfolg hatte, daß die Abgeordneten der Rechten als die Robustern und Gewiegtern erst recht machen konnten, was sie wollten. Da spazierte Herr Dernburg in diesem merkwürdigen Gerichtshof be-

ständig hin und her und war um nichts so besorgt als darum, einen abgestandenen Witz anzubringen. Da schnellte Herr Dauch jedesmal, wenn ein Zeuge irgendetwas ihm Genehmes gesagt hatte, auf mit den Worten: „Ich stelle fest, daß Herr Stinnes nur im Interesse des Reichs gehandelt hat." „Ich stelle fest, daß die Behauptungen der Frankfurter Zeitung unwahr sind." Und so. Da trommelte Herr Helfferich, sobald von der Gegenseite Jemand etwas Unbequemes sagte, mit den Fingern nervös auf dem Tisch und redete auf den Vorsitzenden ein, daß diese Frage oder diese Antwort doch nicht zur Sache gehöre.

Und trotz alledem hat sich nicht verheimlichen lassen, daß die Devisenkäufe der Firma Stinnes mit den Anstoß zum Zusammenbruch der Stützungsaktion gegeben haben. Zwei Tatsachen stehen nunmehr fest und lassen sich nicht mehr wegdisputieren: die Firma Stinnes hat am 12. April auf ungewöhnlichem Wege, unter Umgehung der Reichsbank, bei drei Banken 93 000 Pfund sich zu verschaffen gesucht und 60 000 Pfund tatsächlich gekauft, obwohl sie diese 93 000 Pfund — zur Bezahlung von Kohlen für die Reichseisenbahn — erst zum 15. April brauchte; und die Firma Stinnes hat, obwohl ihr die heikle Lage auf dem Devisenmarkt bekannt war, am 16. und 17. April für ihren eignen Bedarf auf Vorrat für die Monate Mai und Juni 55 000 Pfund Termindevisen gekauft.

Daß es gelungen ist, diese schwer belastenden Tatsachen zu ermitteln, liegt doch wohl in erster Linie an dem ungeschickten Auftreten des Generaldirektors Minoux, der glaubte, mit einer schneidigen Parforce-Rede den janzen Mist erledigen zu können. Wer die provozierende Art des Lordkanzlers im Reiche Stinnesien — der übrigens strenggläubiger, aber politisch weniger reaktionär ist als sein Monarch — miterlebt hat, weiß, wer heute die Herren in Deutschland sind. Das war bester Junkerersatz: kleiner, gedrungener Körper, O-Beine à la Kavallerie, schmaler, etwas brutaler Kopf, halb Lebemann-, halb Sportmanntyp, näselnde, schnarrende Stimme, in Haltung und Rede Alles auf Provokation angelegt, verschränkte Arme, höhnisches Lachen, wenn die Andern sprechen, überlegene Gesten bei der eignen Suada. Mit ihm ein ganzer Stab aus der obern stinnesischen Bürokratie (die Sechzehnstundenarbeiter, durch die Stinnes zu Geld gekommen ist). Vornan der Thronfolger: Hugo Stinnes junior, ein kleiner Seminarist, kurzes Stehhaar, Himmelfahrtsnase, abgetragener Ueberzieher, sonst gar keine Aehnlichkeit mit Papa; fünfundzwanzigjährig, aber schon sehr bewandert in Vaters Geschäft, namentlich im hamburger Stinnes-Haus, mehrfacher Aufsichtsrat, gibt klug und bescheiden Antwort; nur einmal verheddert er sich und erzählt etwas zu viel von Vaters Exportdevisen, die die Reichsbank nicht zu sehen bekommt. Dann der Finanzdirektor der Abteilung Berlin, Herr Kalveram, der die ominösen Devisenkäufe getätigt hat oder sie doch coram publico verantworten muß: vierschrötig, Hornbrille, bei längerm Fragen ein bißchen vertattert. Die andern Stinnesier, Subdirektoren secundum ordinem, als Aktenträger und Aufpasser. Der Chef des Hohen Hauses hat sein Erscheinen abgesagt — was schert ihn die Vorladung eines lumpigen Reichstagsausschusses! Ist grade bei Cuno, beim Wiederaufbau.

Trotz der großen Maschinerie Fiasko der Stinnes-Leute. Kein Zweifel: die Sache stimmte nicht. War bestenfalls formal korrekt, aber

anscheinend auch das nicht einmal. Wenn nicht vorsätzliche, so doch fahrlässige Schädigung des Reichs. Und was geschieht? In Frankreich wäre das Grund genug zu einem Panama. Hätte man keine gesetzliche Handhabe, so würde man eine Lex Stinnes schaffen. In Deutschland nichts dergleichen. Die Rechte windet Herrn Stinnes Lorbeerkränze. Die Linke räsonniert ein wenig. Dann bleibt alles beim Alten.

Wie hieß es doch beim Kommiß? — Weitermachen!

Polnische Wirtschaft

Die Polenmark ist im Laufe von vierzehn Tagen auf ein Viertel ihres Wertes gesunken. Der polnische Finanzminister Grabski hat daraufhin kurzerhand die Schließung sämtlicher Devisenbörsen angeordnet, den Banken die Ablieferung ihrer gesamten Devisenvorräte an die staatliche Darlehnskasse angeordnet und nächtlicherweile ein paar Dutzend berüchtigter Jobber verhaften lassen.

Wie über Alles, was aus Polen kommt, hat man auch über diese Maßnahmen in Deutschland die Nase gerümpft und gespottet, daß man damit die polnische Katastrophe nicht wird aufhalten können. Gewiß kann man mit derartigen Zwangsmitteln allein eine Währung nicht sanieren — obwohl auf die Eingriffe Grabskis immerhin der Dollar von 200 000 auf 100 000 zurückschnellte und große Devisenmengen zum Vorschein kamen. Man wird die Polenmark nicht stabilisieren können, solange 44 Prozent des Budgets ungedeckt sind, und es ist ein schwacher Trost, daß im Jahre 1921 nur 30 Prozent und im Jahre 1919 nur 17 Prozent der Staatsausgaben durch Einnahmen gedeckt waren. Und man wird wiederum den Staatshaushalt nicht in Ordnung bringen können, solange man jährlich rund 1300 Millionen Goldmark, das sind 48 Prozent der Gesamtausgaben, für das Heer aufwendet.

Aber man sollte doch auch nicht verkennen, wie eifrig grade der jetzige Finanzminister Grabski sich bemüht hat, Finanzen und Währung in Ordnung zu bringen. Sein Ziel war, aus der Schluderei der Papiergeldwirtschaft herauszukommen. Zu diesem Zwecke hat er vorbereitende Maßnahmen zur Schaffung einer Goldwährung, des „Zloty“ getroffen, hat bei der Staatsbank Goldkonten eingeführt, hat das neue Budget in Goldgulden aufgestellt und andres mehr.

Nach zwei Wochen schwersten Kampfes gegen die Spekulation, gegen die Inflationsgewinnler und gegen seine Kollegen im Kabinett sah sich Grabski zur Demission gezwungen. Darüber zu spotten haben am wenigsten jene Leute Grund, die sich in Deutschland gegen jeden ernsthaften Versuch einer Währungsreform sträuben und auch jetzt wieder gegen die gewiß bescheidenen Maßnahmen, durch Monopolisierung der amtlichen Devisenkurse die Spekulation einzudämmen, zu Felde ziehen. Mit technischen Mitteln allein läßt sich weder die polnische noch die deutsche Währung retten. Aber anstatt die technischen Mittel zu verachten und zu sabotieren, sollte man lieber die technischen durch wirtschaftliche Mittel ergänzen, vor allem durch Einführung wertbeständiger Steuern und Ausgabe wertbeständiger Reichsbankkredite, damit die deutsche Wirtschaft endlich aufhört, „polnische Wirtschaft“ zu sein.

Bemerkungen

Potsdam

Warum kommen wir nach Potsdam nur, wenn wir müssen? Wenn uns irgendein von seinem Wesen ganz unabhängiges Ereignis hinruft oder ein Gast begleitet sein muß, der uns die ganze Landpartie durch seine Brille verdirbt?

Die Einen sehen in Potsdam nur die Leutnants — die Mädchen voll Glück, die Pazifisten voll Empörung —; die Andern riechen den Moder alter Tage aus jedem Kanal; und die Dritten sehen Alles als Kulisse für irgendeinen Film.

Potsdam aber sehen sie nicht. Sie sehen es nicht vor lauter Schlagwörtern. Wer kann heute noch Potsdam sagen, ohne an Weimar zu denken? Oder an Liebknecht, dessen Wahlkreis es war? Oder an Wilhelm den Zweiten?

Und doch ist Potsdam nicht das Eine und nicht das Andre. Es hat mit Liebknecht nichts zu tun und nichts mit Wilhelm dem Zweiten. Denn beide gehörten nicht hierher. Potsdam ist Tradition, Potsdam ist Kultur. Es ist vielleicht die einzige Stätte, an der sich in Preußen eine eigne Kultur zu bilden begonnen hatte. Eine andre zwar als in Weimar, denn das gehört nach dem Süden, gehört zu Frankfurt, ist nur Goethe. Man kann in Weimar noch heute nicht von Goethe los, hat ihn noch lange nicht erreicht.

In Potsdam ist es Friedrich der Große. Aber nicht, weil er der Große war, oder doch nicht um dessentwillen, weshalb man ihn den Großen nannte. Denn das geschah um seiner Kriegstaten willen. Man vergißt, daß er trotzdem ein Großer war. Er war zwar ein Kriegsheld, ein deutscher Fürst; aber er war ein Fremdenfreund, schrieb französische Sonette und redete lieber mit ausländischen Gästen als mit Leuten aus seiner Bannmeile. In Potsdam war Friedrich der Große gar nicht Militär. Potsdam als Soldatenstadt ist Gründung seines Vaters. Von dem entfernte ihn nicht nur der natürliche Gegensatz der Generationen. Friedrich Wilhelm I. war ein nüchterner Spießbürger, ganz das Ideal von heute. Er hätte sich seinen Vater mit einer Trauerschleife in Lebensgröße ins Zimmer gehängt, hätte man damals schon Photographien vergrößern können.

Friedrich der Große aber war Bohémien. Hundertfünfzig Jahre später geboren und nicht als Fürst, wäre er vielleicht Kabarettist geworden.

Heute wäre er gewiß Pazifist und Salonrevolutionär. Nationalbolschewist wäre er sicherlich nicht geworden.

Weil er damals Fürst war, konnte er seinen künstlerischen Neigungen großzügig folgen. Er war absolut, wie Jeder sein möchte, selbst wenn er noch so demokratisch und sozialistisch denkt. Weil er absolut herrschte, konnte er Potsdam zu dem machen, was es bleiben wird, wenn der Blutwahn erst einmal vollkommen verraucht ist, wenn man in Potsdam nicht mehr die Hochburg militaristischer Wünsche sieht, wenn man nicht mehr den Gegensatz Potsdam und Weimar formt. Dann wird man erkennen, daß Potsdam der Anfang einer künstlerischen Kultur ist, die stecken blieb, weil sie an ein Volk kam, das noch nicht reif für sie war. Einer Kultur, die sich dadurch kennzeichnet, daß sie zugleich bodenständig und aufnahmefähig für Fremdes ist.

Sanssouci ist ohne Versailles nicht denkbar; aber es ist mehr als Versailles, weil es von diesem nur das Beste nahm, weil es das Fremde bezwang, ohne sich von ihm knechten zu lassen.

Und das ist Friedrichs des Zweiten wahre Größe gewesen. Er wurde nie Sklave. Als Heerführer siegte er dank seinen besondern Fähigkeiten auf diesem Gebiet; als Mensch war er größer, siegreicher, weil er sich vom fremden Geiste das Beste nahm, ohne sich bezwingen zu lassen. Das ist es, was wir von Potsdam lernen sollten:

Wir selbst bleiben, ohne den Andern zu verwerfen. Ihn nicht fürchten und darum auch nicht hassen. Von ihm das Beste nehmen und ihm mit dem Besten zurückzahlen. International fühlen, weil man national ist. National als Teil, nicht als Gegensatz zu der Gesamtheit der Völker. Was wäre das Rokoko, was Friedrichs des Zweiten Sanssouci ohne China, ohne Frankreich?

Wir müssen zur Völkerverständigung zurück, nicht über die Brücke der Politik, sondern der Kultur. Und da ist Potsdam ein starker Strebepfeiler.

Joachim v. Bülow

Vom sanierten Oesterreich

Ich habe dem oesterreichischen Bundeskanzler Seipel (in Nummer 25 der ‚Weltbühne') bitter Unrecht getan.

Mein Aufsatz war bereits im Druck, als ich aus einem Abendblatt erfuhr, daß Herr Seipel eine hehre, den Volksschullesebüchern des alten Oesterreich entstiegene Idealgestalt sei. Er stehe um sechs Uhr früh auf, trinke keinen Wein, esse sehr wenig, schlafe in einer Klosterzelle — kurz: ein Landesvater, wie er den Wienern bisher nur in der Person des „guten alten Herrn da drauß'n im Schönbrunnerpark" beschieden gewesen.

Daß ich vergessen habe, diese „kleinen menschlichen Züge" dem Portrait des oesterreichischen Kanzlers einzufügen, würde mich allerdings nicht zu dieser förmlichen Abbitte veranlassen.

Sondern: Nachdem ich so despektierlich über die Sanierung Oesterreichs von Gnaden des Völkerbunds geschrieben hatte, begann plötzlich der so lang erwartete und immer wieder ausgebliebene Goldregen tatsächlich über Oesterreich herabzurauschen. Die dramatischsten Berichte waren da zu lesen, wie in London innerhalb fünfzehn Minuten die Anleihe voll gezeichnet worden sei, und wie man sie sich auf der newyorker Börse aus den Händen gerissen habe.

Es sei daher festgestellt: Oesterreich bekommt eine Anleihe von nominell 745 Millionen Goldkronen, die mit 8 % verzinst und durch die Großmächte und die Verpfändung der Einnahmen aus Zöllen und Tabakmonopol garantiert wird. Der effektive Ertrag der 745 Millionen Goldanleihe beträgt 605 Millionen; doch auch diesen Betrag bekommt Oesterreich nicht zur Verfügung gestellt, da die verschiedenen Vorschüsse des Jahres 1922 — die sogenannten Zwischenkredite Englands, Italiens, Frankreichs und der Tschechoslowakei, insgesamt 287 Millionen — sofort zurückgezahlt werden müssen, sodaß dieser so pomphaft angekündigte Kredit auf 318 Millionen Goldkronen zusammenschrumpft. Gewiß: kein kleiner Betrag — aber ob er tatsächlich zur Sanierung der oesterreichischen Volkswirtschaft ausreicht? Die oesterreichische Handelsbilanz war in den letzten Jahren durchschnittlich mit 550 Millionen Goldkronen jährlich passiv, und das Defizit des letzten Voranschlags für 1923, worin bereits der Beamtenabbau, die enorme Erhöhung der Steuern und Zölle, kurz: die im Genfer Abkommen geforderten Finanzmaßnahmen zum Ausdruck kommen, wird mit 163,8 Millionen Goldkronen berechnet. Und da erklären oesterreichische Volkswirtschafter von Rang, daß dieser Voranschlag viel zu optimistisch aufgestellt, und daß mit einem bedeutend höhern Defizit zu rechnen sei.

Was Alles gewissenhaft angeführt wird, damit die Leser selbst entscheiden können, ob Herrn Seipel Unrecht geschehen und das Wort von dem „beinah geretteten Oesterreich" zu Unrecht geprägt worden ist.

L. Lania

Zu diesem Krieg

Wenn meine Soldaten nachzudenken begännen, so bliebe kein einziger von ihnen in den Reihen.

Friedrich der Große

Meine Herren: die Lerche!

Die Streiche des westfälischen Eulenspiegels, der in ganz Westdeutschland bekannt ist, erscheinen nächstens, herausgegeben von Josef Winckler, unter dem Titel: ‚Der tolle Bomberg' in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart. Hier eine Probe.

Wohl Wenige wissen, woher die Redensart stammt: „Meine Herren: die Lerche!"

Der Antisemit Stöcker gehörte zu den deutschen Sieben, die den Juden nicht lieben, und hielt nach der großen Judendebatte des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 22. November 1880 in Münster eine Brandrede. Er fuhr die fossilsten Geschütze auf: die Juden bekämen heimlich Steine in die Särge, um nach dem Tode, falls sie Christen begegneten, sie bombardieren zu können! Wer einmal im Leben eine Jüdin geküßt hätte, sei im Blute verdorben, denn das jüdische Gift dringe sofort durch die Poren ein! Schaddei heiße Teufel und sei deshalb der Gott Abrahams! Der Meineid würde von seiner Sippe bis heute als Religion gefordert! „Der internationale Mädchenhandel ist ihre Domäne! Versippt über alle Länder, zehren sie den Völkern das Blut aus! Die Presse, die Kunst wird von ihnen beherrscht, die Wissenschaft ist schon halb erobert! Die Landwirtschaft seufzt nach Befreiung von jüdischen Viehhändlern, die städtische Kaufmannschaft von ihrer unsaubern Konkurrenz! ‚Man glaubt, die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen,' spottet Heine, ‚aber man kennt sie nicht, sie sind ein wandelndes Geheimnis!' Und" — der Redner hob die Fäuste — „schlafen wir denn Alle noch? Wer besitzt die erste Stimme, die uns weckt?"

Da erscholl die tiefe Grabesstimme Bombergs aus der hintersten Saalecke: „Meine Herren: die Lerche!"

Ehrenerklärung

Die ‚Weltbühne' brachte in Nummer 43 des XVII. Jahrgangs vom 29. Oktober 1921 einen von mir verfaßten, ‚Das badische Panama' überschriebenen Aufsatz, der in seinem Schlußsatz die dem Landesfinanzamt Karlsruhe unterstellten Reichsvermögens-Aemter und -Stellen einbezieht.

Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß mir keinerlei Tatsachen bekannt sind, die mir zu irgendwelchem Vorwurf gegen die in Betracht kommenden Aemter und Stellen Veranlassung geben könnten.

Franz Reichwaldau

(Valut-)Arier

Was ist denn nur in Bayern los,
im Land von Bier und Radi?
Man schleppt, brutal und rigoros,
Verräter vor den Kadi.
Zwar Lindström bleibt im Hintergrund,
doch paradiert der ‚Blücherbund'.
Und an der Seine kichert
froh der entwischte Richert.

Ein „Vaterländischer Verband"
braucht Geld, das ist erklärlich.
Kommts auch aus der Franzosen Hand —
non olet! (Wenns nicht spärlich!)
Drum sorgt man, dreist und ungeniert,
daß ja Herrn Richert nichts passiert.
Was kümmern den Herrn Schweyer
denn ungelegte Eier?

Von Rupprecht sprach man mancherlei,
was nicht zu widerlegen.
Drum mußte schnell die Polizei
sich patriotisch regen.
Sogar das Antivolksgericht
ist plötzlich sehr aufs Recht erpicht:
An Deutschlands Wohl nur denkt man —
die Kleinen Gauner hängt man ...

R. A. Sievers

Liebe Weltbühne!

Vor dem Kriege bestand bekanntlich der Plan, Kroll zu einem Prachtopernhaus umzubauen, das allein 17 Repräsentationsräume für den Hof enthalten sollte. Bei einer Beratung wurde gegen das ganze Projekt geltend gemacht, daß das Theater „im Walde" liege und sehr unbequem zu erreichen sei. Georg v. Hülsen runzelte die Stirn und rief unmutig aus: „Wie denn? Was denn? Inwiefern unbequem? Majestät steigt ins Auto und ist in drei Minuten dort."

Antworten

Reichswehrministerium. Du schreibst mir, unter B.-Nr. 1504 N.Ch.: „In der Nummer 24 des XIX. Jahrganges der ‚Weltbühne' vom 14. Juni 1923 geben Sie auf der letzten Seite unter dem Stichwort: ‚Zeitungsleser' die Nachricht wieder, der Reichswehrminister habe dem Direktor des Ufa-Palastes, Ignatz Wilhelm, das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. Hierzu wird sehr ergebenst mitgeteilt, daß diese Nachricht unwahr ist. Der Herr Reichswehrminister hat Herrn Ignatz Wilhelm das Eiserne Kreuz nicht verliehen. Mit Dank würde anerkannt werden, wenn Sie von dieser Richtigstellung Notiz nehmen würden." Notiz nähmen. Aber den Dank, Dame, begehr' ich nicht. Das Zeitungsblatt mit dieser Nachricht war mir ungefähr zehnmal zugeschickt worden. Ich habe sie abgedruckt, um einen Scherz zu machen. Dessen Pointe deine feierliche Berichtigung ist. Ich habe zu danken.

E. G. Wenn die Universitätsprofessoren sich über ihre Lage beschweren, so gebrauchen sie gern das Wort Kultur, in deren Interesse man ihnen unbedingt helfen müsse. Die Lage ihrer Studenten ist ihnen minder wichtig. Ein paar wenden sich an einen Verlag mit der Bitte, ihnen seine Zeitschrift billiger zu liefern. Man einigt sich dahin, daß alle vollgültig an deutschen Hochschulen immatrikulierten Deutschen dreißig Prozent Ermäßigung erhalten sollen. Zum Zweck der Kontrolle werden die Sekretariate um Sammlung der Abonnementsbestellungen ersucht. Allein der Himmel will es nicht. Ein Universitätsrektor fühlt sich entweder übergangen oder in seiner akademischen Würde verletzt und überweist den „Fall" dem Buchhändlerverein seiner Stadt. Der zeigt den Verlag beim Buchhändlerbörsenverein an, und dieser verlangt diktatorisch die Zurücknahme eines Angebots, das „gegen die Verkehrsordnung verstößt". Die Verkehrsordnung hat er selbst erlassen, um zu verhindern, daß törichte Idealisten seine Geschäfte stören. Auch er führt das Wort Kultur bei jeder Gelegenheit im Maule, wo er seine Einkünfte zu verbessern wünscht. Aber daß der Nachwuchs der Kulturträger hilflos der Wirtschaftshydra preisgegeben wird, ficht ihn so wenig an wie die Erblasser der Kultur. Die danach ist.

Gewerkschaftsführer. Als Flugblatt solltet Ihr verteilen, was in Nummer 11 der ‚Glocke' Papyrus über das ‚Papierpanama' schreibt. Danach erhält das Ausland, das in seiner Valuta zahlt, deutsches Zeitungspapier um 10 bis 15 Prozent billiger als das Inland. „Nicht die Lohnentwicklung hat die Not und das Elend in Tausenden von deutschen Familien hervorgerufen, sondern die unersättliche Profitgier. Das Phantom des militärischen Siegfriedens führte zum 9. November des Deutschen Reiches: die privatwirtschaftliche Methode wird zum Totengräber des deutschen Volkes werden." Wenn Ihr es nicht aufruft, sich noch im letzten Augenblick zu wehren. Aber euch in eurer Kurzsichtigkeit genügt, daß Ihr warm sitzt. Ihr ahnt nicht, daß euch, worauf Ihr sitzt, bald mit Grundeis gehen wird. Schlaft vorläufig weiter.

Dr. Wilhelm Stapel in Hamburg. Auf Seite 245 Ihres ‚Deutschen Volkstums' wird eine Philippika gegen das scheußliche Modewort „irgendwie" mit Zustimmung nachgedruckt. Auf Seite 246 steht: „Abend für Abend kann sich der ‚Komponist' dieses Stückes, der nichts irgendwie Selbständiges geleistet . . .". Und auf der zweiten Umschlagseite lese ich: Verantwortlicher Herausgeber Dr. Wilhelm Stapel, Schriftleiter Dr. Ludwig Benninghoff und Georg Kleibömer. Also für eine Monatsschrift von 48 Seiten 3 Redakteure, die so viel Zeit brauchen, ihren Titel und alle übrigen Fremdwörter ins Deutschvolkstümliche zu übersetzen, daß sie keine übrig behalten, um die eine Seite mit der andern zu vergleichen. Soll man euch einen Volontäraspiranten attachieren? Aber wozu! Den würde auch wieder zu viel Zeit kosten, eine

nationale Bezeichnung für seine Tätigkeit zu finden, als daß er zu dieser selbst käme.

Bayer. In der Vossischen Zeitung fragt der Prinz Alexander Hohenlohe, wo für den armen Fechenbach ein deutscher Zola bleibe. Ich habe für diesen Posten ein paar Mal denselben Heinrich Mann empfohlen, der die Haltung des französischen Zola im Falle Dreifus so überschwänglich gerühmt hat. Darauf hat man mir jedesmal entgegnet, ich könne doch nicht verlangen, daß der Münchner Heinrich Mann sein Leben aufs Spiel setze. Der Pariser Emile Zola hat es getan; und wenn ich auch von Niemand verlange, was Jeder nur von sich selber verlangen darf, so hätte mich doch gefreut, einen Führer der Jugend den Opfermut betätigen zu sehen, den er bei jeder Gelegenheit — „Ihr müßt wollen!"; oder so ähnlich — Andern predigt. Nun stellt sich heraus, daß der Autor der höchst bemerkenswerten Abhandlung, die über den Fall Fechenbach in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft (Band 44, Heft 2, Seite 136—145) erschienen ist, der Universitätsprofessor F. Kitzinger, seit Jahren in München lehrt. Und mein Respekt vor der Fähigkeit deutscher Dichter und Denker, den deutschen Richtern und Henkern entgegenzutreten, kennt keine Grenzen mehr.

Propagandachef. Weshalb der Deutsche im Ausland so beliebt ist? Holland hat in den Jahren 1917 bis 1922 ungefähr 60 000 deutsche Kinder zu sich genommen und verpflegt. Ein deutscher Zeitungsschreiber spricht von einer „Dankesschuld der Neutralen" und nennt das „eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem Nutzen, den der niederländische Handel aus der Hungerblockade gegen Deutschland, dieser Ursache der Unterernährung deutscher Kinder, gezogen hat". Dazu sagt die ‚Post van Holland': „Wir entsinnen uns der Tatsache, daß in unserm eignen Lande während einer langen Zeit des Krieges die Lebensmittel rationiert gewesen sind, denken an das wahrlich nicht allzu schmackhafte ‚Regierungsbrot' und die ‚Einheitswurst', erinnern an die ‚Tubantia', an Falmouth, an die Verluste unsrer Fischerflotte, wiederholen, daß wir Deutschland einen Kredit von 200 Millionen Gulden gegeben und dadurch unsrer Industrie in der deutschen eine mörderische Konkurrenz geschaffen haben, vermerken die 150 000 Gulden für die deutschen Arbeiter an Rhein und Ruhr und fragen dann, ob es angeht, die Versorgung von beinah 60 000 deutschen Kindern als eine Kleinigkeit, als Abtragung einer Dankesschuld hinzustellen. Und da antworten wir auf gut Deutsch: ‚Pfui Deibel!'" Und nun wissen Sie hoffentlich, warum der Deutsche im Ausland so beliebt ist.

Potsdamer. Du liest in Heines ‚Schloßlegende': „. . . Und an jedem Sardenkönig Merkte man die Pferdespur. Stets brutal zugleich und blöde, Stallgedanken, jammervoll, Ein Gewieher ihre Rede, Eine Bestie jeder Zoll." Und dann liest du in Josef Stürgkhs ‚Politischen und militärischen Erinnerungen', die 1922 erschienen sind: „. . . wie mich an Wilhelm dem Zweiten denn auch sein Lachen, das mich unwillkürlich an das Wiehern eines Pferdes erinnerte, stark befremdete." Jetzt trabt er jede Woche einmal in das kleine Papiergeschäft von Doorn und liefert die Ansichtskarten ab, auf die er für gute holländische Gulden seine Unterschrift gesetzt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Deutschlands letzte Illusion von Kurt Wiedhäuer

Cuno war Deutschlands letzte Hoffnung. Das blind vergötterte Militär hatte versagt, nicht erst infolge des Dolchstoßes, sondern schon erstens 1914 an der Marne, zweitens 1915, als die Einschließung der Russen mißlang, drittens 1916 vor Verdun. Das Beamtentum, die untadelige innere Verwaltung, der Stolz Preußens versagte, als der Rübenwinter kam und die Kartoffelpolonaisen immer länger wurden. Die Demokratie, der letzte Rettungsanker vor Kriegsende, versagte, da Wilson sich als ohnmächtig erwies. Der Sozialismus hatte die Lage nicht erleichtern können. Es blieb nur noch Eins: die deutsche Großindustrie. Cuno ist sie nicht, aber er bedeutet sie. Dahin!

Wer die Industrie kannte, kann kaum besonders überrascht gewesen sein. Die Industrie ist kein einheitlicher Komplex. Es sind da verschiedene Schichten. Die Grandseigneurs, wirklich großzügig, weitblickend, moderne Nachfahren ehemaligen souveränen Großgrundbesitzes, mit der echten Leidenschaft, einen großen Besitz als Herr zu leiten, mehr der Leitung und Tätigkeit als des Gewinns halber, und dem Drang, wo es lohnt, auch einmal in politischen Dingen Einfluß geltend zu machen, ohne doch dabei aus der Verborgenheit des seiner eignen großen Macht Vollbewußten in ein Tageslicht zu treten, dessen Glanz aristokratischen Augen immer fragwürdiger erscheinen muß. Dann die aus leidlich alten Kaufherren- und Industriefamilien Stammenden, brave, tüchtige Deutsche mit jener Sicherheit in der Beherrschung der Geschäfte, die nur hat, wer in Vaters Kontor sehen und arbeiten gelernt hat; politisch interessiert, wo der Absatz und allenfalls die Börse in Betracht kommen und, selbstverständlich, den Sozialismus ohne überflüssige Bosheit als den leibhaftigen Gottseibeiuns ansehend. Weiter die in Deutschland immer viel Bewunderten, die sich „von kleinauf heraufgearbeitet" haben, mit einem fanatischen Arbeitsdrang, der innersten Ueberlegenheit, die in dem Maße zunimmt, wie man einer Kaste entwächst, mit der unauslöschlichen Energie, aber auch dem Eigensinn, der selbst die Achtzigjährigen nicht ruhen läßt; politisch nie interessiert und für politische Dinge daher so viel Verständnis aufbringend wie ein Kneipenwirt oder Sklavenhalter. Endlich die raschen Verdiener und flinken Streber, Gschaftlhuber mit dem Ehrgeiz des „Betriebs", geschickte Ausbeuter; mit jeder Politik einverstanden, die ihnen den Beutel füllt.

Schon wer die Industrie während des Krieges beobachtet hatte, konnte skeptisch werden. Niemand, der gegen die wahnsinnige Finanzierung des Krieges, gegen das Hindenburg-Programm Einspruch erhob. Fast Niemand, der sich darüber Gedanken machte, was einmal werden würde, wenn man den Krieg — Kriegsausgänge sind immer ungewiß, sonst würde es keine Kriege geben — zufällig nicht gewann. Dagegen Einstimmigkeit in der Aufstellung von Maximalforderungen ohne andre machtpolitische Unterlagen als die schwankenden Linien der Kriegskarte.

Das waren dürftige Aussichten. Aber daß es so schlimm kommen würde, hatten auch die Pessimisten nicht gefürchtet. Gewiß war in diesem Getue der Industrie viel Konjunkturglück und viel Schaumschlägerei, aber doch auch viel fachliche Tüchtigkeit. Und zudem wurde ein übers andre Mal versichert, alle Schwierigkeiten der Nachkriegszeit seien im Grunde nur wirtschaftlicher Natur. Auch Rathenau hat das geglaubt, und es war interessant zu beobachten, mit welchem Erstaunen er in Genua zur Kenntnis nahm, daß außer der Wirtschaft doch auch noch etwas sich als merkwürdig wirksam erwies, das Politik hieß und mit Wirtschaft gar nichts zu tun hatte. Aber Rathenau, versicherten uns die Zünftigen, verstand ja im Grunde auch von Wirtschaft nichts. Die große, die wahre, die wirkliche Industrie, Deutschlands einzig noch gebliebenes Aktivum, würde es schaffen.

Und dann dies Erwachen! Zu allererst: diese Industrie, die tagtäglich in ihren Zeitungen über die Unfähigkeit der Regierung Wirth zetern ließ, drückte sich schlimmer als ein gestellter Revolver-Journalist, da es galt, Farbe zu bekennen und zu erweisen, daß sie es besser verstünde. Cuno bekam Absage über Absage. Die Herren wollten gar keine Politik treiben. Sie dachten nur ans Geldverdienen. Politik? Schimpfen war seliger denn Handeln. Dann, nachdem das Kabinett mit Ach und Krach zustandegekommen, gleich der erste Skandal: der Ernährungsminister. Ach Gott, diese Leute, die das Deutsche Reich aus dem Sumpf der Außenpolitik ziehen sollten, wußten innerhalb der eignen Grenzpfähle so wenig Bescheid, daß sie einen Herrn zum Gefährten ausersahen, den selbst der sanftmütige deutsche Reichstag, das duldsamste Parlament der ganzen Erde, nicht dulden wollte. Kaum war dieser Schreck ausgestanden, da zeigte sich mit nicht minder erschreckender Deutlichkeit: die Vertrauensmänner der praktischen Wirtschaft konnten nicht regieren. Die einfachsten Handgriffe, die elementarsten praktischen Kenntnisse, wie Ideen zu realisieren sind, gingen ihnen ab. Zugegeben: sie hatten es schwer. Aber wenn Regieren leicht wäre, könnts ja Jeder. Sie saßen da und berieten wie eine Klasse von Seminaristen. Aber sie hatten auch gar keine Ideen. Ließen alle Dinge an sich herankommen. Darf man einmal fragen, warum all diese Beratungen, Sondierungen, Fühlungnahmen, mit denen man jetzt die kostbare Zeit in — wie sich, sobald die Entente erst wieder geeinigt ist, zeigen wird — gradezu leichtfertiger Weise vertrödelt, nicht schon im Dezember erfolgt sind, als sie am Platze waren? Trotz einem Communiqué des W.T.B. ist auch heute noch nicht aufgeklärt, ob Bergmann mehr als nur die schriftliche Erläuterung der finanztechnischen Seite des deutschen Reparationsplans nach Paris mitgenommen hat. Und wie vage muß dieser Plan gewesen sein, wenn man erst jetzt Anstalten getroffen hat, die Industrie zu binden!

Wie dann dies Kabinett seit der Ruhrbesetzung versagte, ist uns Allen wohl bekannt. Wie die Industrie nicht einmal, was ein Gebot des Taktes gewesen wäre, die von ihr ausgehaltene Presse anwies, alle nationalistischen Phrasen, alle blutige Kriegsterminologie, die die „Träger des heldenhaften Widerstands“ im Ruhr-

gebiet verstimmen könnten und es tatsächlich in reichem Maße getan haben, zu vermeiden; wie diese Presse, im Gegenteil, den Abscheu und das Mißtrauen des Auslands weckte und nichts unterließ, um die innere Einheit zu untergraben; wie inmitten dieses törichten Kriegsgeschreis auch das vielbewunderte Kabinett sich auf Ausdrücke festlegte, die es, grade auf Veranlassung der „Träger des Widerstandes", alsbald korrigieren mußte; wie es, statt die Markstürzler kurzerhand beim Kragen zu packen und an die Wand zu stellen, was die Volksstimmung gutgeheißen hätte, Wucher und Ausbeutung, ohnmächtig oder vor Ueberbeschäftigung kurzsichtig geworden, weiter wirken ließ; wie es jammernd die Hände überm Kopf zusammenschlug und rasch ein bißchen vom Dolchstoß fabelte, als die durch schlechte Löhne der Marksturzgewinnler und steigende Not zur Verzweiflung gebrachte Menge ihrem Unwillen Luft machte: das alles sind nicht grade Ruhmesblätter dieser „Regierung der Tat". Aber hat sie nicht ...? Nun, die Angebotsnote war so schlecht, daß das Kabinett am Tage nach der Veröffentlichung erledigt gewesen wäre, wenn nur irgend Jemand diese Erbschaft hätte antreten wollen.

Das ist das Kabinett der Industrie! Deutschlands letzte Hoffnung. Alle Möglichkeiten sind erschöpft. Wenn man nicht Alles wieder im Kompromiß der großen Koalition verkleistert, bleibt nur Ablösung durch die Kommunisten, die sogleich von den Rechtsradikalen bekämpft werden würden. Das wäre dann einstweilen das Ende. Zur Beschleunigung dieses Endes nach Kräften beigetragen zu haben, wäre die einzige „Tat" dieses vielbewunderten Kabinetts, dieses Exponenten der deutschen Großindustrie. Es hat genau so versagt wie Alles, was uns seit 1914 als groß und herrlich angepriesen worden ist.

Zu diesem Nationalismus von Nietzsche

Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höhern Kultur, das schnelle Wechseln von Haus und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer — diese Umstände bringen notwendig eine Schwächung und zugleich eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: sodaß aus ihnen allen, in Folge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muß. Diesem Ziele wirkt jetzt, bewußt oder unbewußt, die Abschließung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegen, aber langsam geht der Gang jener Mischung dennoch vorwärts, trotz jenen zeitweiligen Gegenströmungen: dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so gefährlich, wie der künstliche Katholizismus es gewesen ist, denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Not- und Belagerungszustand, welcher von Wenigen über Viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu erhalten. Nicht das Interesse der Vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor allem das Interesse bestimmter Fürstendynastien, sodann das bestimmter Klassen des Handels und der Gesellschaft treibt zu diesem Nationalismus; hat man dies einmal erkannt, so soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten: wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen.

Italiens Eintritt in den Krieg

von Hetta Gräfin Treuberg

Im August 1914, wenige Tage nach Kriegsbeginn, fuhr ich mit dem Arzte Senator Grocco im Auto durch die engen, von Mauern begrenzten Landstraßen Toscanas. Wir sprachen über die politische Situation, und ich äußerte ihm mein Erstaunen, daß Francesco Guicciardini, der 1906 Außenminister gewesen war, mir im Privatgespräch besonders betont hatte: Italien werde an einem Krieg, der sich gegen Großbritannien richtete, niemals teilnehmen. Der Senator erinnerte mich an die Rede Francesco Guicciardinis, der 1906 im Zusammenhang mit Marokko und Algeciras erklärt hatte: daß Italien schon bei Abschluß des Dreibundvertrages anno 1882 seine traditionellen und unwandelbaren Beziehungen zu England hervorgehoben habe. Fürst Bülow hatte kurz vorher, Ende 1905, von Giolittis Dialektik charmiert, den Ausspruch getan: „Italien hat sich dem Dreibund nicht aus unklarer Sentimentalität angeschlossen, sondern weil es dabei seine Rechnung findet. Die Gründe bestehen heute noch. Es ist nichts geschehen, was daran etwas ändern könnte."

Im September 1914 war ich in Rom. Feste überall — die Eroberung Roms durch die Weißen. Der Botschafter v. Flotow kam mit dem Auto von Fiuggi, wo er gemeinsam mit dem sterbenden Außenminister Marchese San Giuliano weilte, herein, und wir besprachen des Abends in seinem gemütlichen Arbeitszimmer des Palazzo Caffarelli die Situation. Der Botschafter kannte Italien gut und freute sich über die Grüße, die ich ihm von dem Marchese Francesco Guicciardini überbrachte. Da man ja mit dem Tode des Marchese San Giuliano rechnen mußte, kamen nur der bereits an Angina Pectoris leidende Marchese Guicciardini und der alte Dreibund- und Deutschen-Freund Baron Sonnino in Betracht. Der Botschafter klagte über mangelndes Verständnis in Berlin. Ich erzählte ihm, daß mir der Hausminister des Königs und auch Giucciardini, ja selbst dessen der Politik fernerstehende Schwager, der Fürst Leone Strozzi gesagt hätten: Italien kann nur der Vermittler oder der Feind der Mittemächte in diesem Ringen sein.

Im November 1914 erfuhr ich von florentiner Freunden, daß der Baron Sonnino sehr gestaunt habe über eine vertrauliche Anfrage aus Berlin: ob ihm ein Wechsel in der Person des Botschafters genehm wäre, und ob ihm der Botschafter vom Mumm oder der Fürst Bülow passend erschienen.

Die Frage wurde dann auf den Fürsten Bülow beschränkt. Sonnino, ein kalter, einsamer Theoretiker, der wenige Freunde, wenige Bekannte, aber große Sym- und Antipathien hatte, schrieb ablehnend an den Staatssekretär v. Jagow, einen der paar fremden Diplomaten, die seine Freundschaft erobert hatten. Am 4. Dezember erfolgte die Ernennung des Fürsten Bülow. Sonninos Brief aber erreichte weder den Staatssekretär, der im Großen Hauptquartier weilte, noch wurde Fürst Bülow von dem Inhalt in Kenntnis gesetzt. Sonnino hatte den Wunsch geäußert, daß Herr v. Flotow als Botschafter bliebe — Fürst Bülow könne ja als Privatmann wie alljährlich nach Rom kommen. Sonnino

fürchtete — das bestätigte mir auch in Rom der Marchese Calabrini, der Oberstallmeister des Königs — für sein Land innenpolitische Komplikationen dadurch, daß der Schwager des Fürsten, der Principe Camporeale, Senator sei und sich politisch gern im Sinn seines Schwagers betätigen würde, was für Italien unerträglich sein müßte.

Im März 1915 schrieb mir der Botschafter v. Flotow aus Berlin, daß ihn meine Briefe über Villa Malta (den Wohnsitz des Fürsten und der Fürstin Bülow) nicht verwundert hätten, da leider die Mißerfolge deutscher Politik selbst in Berlin bekannt geworden seien; er habe die Absicht, im Frühjahr nach Venedig zu kommen — wenn es dann noch möglich wäre.

Ende März wurde Baron Sonnino unruhig. Er wollte den Krieg nicht, bat seine florentiner Freunde, ihn in Rom aufzusuchen, und versuchte, durch mich seine Wünsche nach Berlin gelangen zu lassen: neue Verhandlungen und einen elastischern Botschafter, also Rückkehr Flotows, der in Berlin wirklichen Einfluß habe und nicht die diplomatischen Kunststücke mache, die der Fürst Bülow bereits hundertmal ausprobiert habe.

Umsonst. Endlich bat ich am 2. April den Minister, wenn er nicht selbst noch einmal nach Berlin schreiben wolle, doch durch den Marchese Guicciardini dem Kanzler Nachricht zukommen zu lassen, daß ein Botschafterwechsel ihm genehm wäre. Guicciardini wollte sich der Aufregung, auf Rat des Arztes, nicht aussetzen; und der Marchese Calabrini kam nicht in Betracht, da er in offizieller Stellung beim König war. Sonnino rief telegraphisch den Fürsten Leone Strozzi aus Florenz zu sich, und das Resultat dieser Unterredung erfuhr ich am 15. April in Florenz. Strozzi brachte mir zwei Briefe, die er in Rom für mich präpariert hatte, und die ich durch den oesterreichischen Kurier nach Berlin befördern sollte. Den hatte mir Baron Macchio, der K. K. Botschafter in Rom beim Quirinal, im Einverständnis mit dem Prinzen Hans Schönburg, Botschafter beim Vatikan, zur Verfügung gestellt, da die private Korrespondenz mit Deutschland und Oestereich damals nicht funktionierte.

Palazzo Strozzi — Firenze, 15. Aprile 1915

Gentilissima Contessa,

indem ich mir Ihren Vorschlag überlege, scheint es mir doch besser, nicht persönlich an den Kanzler zu schreiben. Ich habe Ihnen statt dessen geschrieben, und Sie können diesen Brief nach Ihrem Gutdünken verwenden und weitergeben.

Sie werden ja selbst sehen, daß ich in meinem Brief einen notwendigen Vorbehalt gemacht habe, um den Schein zu vermeiden, als ob ich im Namen unsrer Regierung spräche.

Damit dieser Brief gut ankommt, ist große Vorsicht geboten, denn wie ich schrieb: das Mißtrauen Bülows könnte die ernstesten Folgen haben und jene Ereignisse beschleunigen, welche wir zu vermeiden suchen — dies wäre der Krieg.

Ihrer Intelligenz vertraue ich, daß das Notwendige geschieht.

Ich grüße Sie und küsse Ihnen die Hand

herzlichst

Leone Strozzi.

Der zweite Brief also war für die Uebersendung an den Kanzler bestimmt.

Palazzo Strozzi Firenze, 15. Aprile 1915

Gentilissima Contessa Treuberg,

da ich nicht den Vorzug genieße, dem Kanzler v. Bethmann Hollweg persönlich bekannt zu sein, vermeide ich es, ihm direkt zu schreiben, wie Sie es mir nahe legten, da ich befürchten müßte, daß er meine guten Absichten falsch auslegt, Absichten, die, wie Sie wissen, ihren Ursprung in meiner großen Vaterlandsliebe und in dem Freundschaftsgefühl und in der Schätzung des Bündnisses mit den Mittemächten haben.

Ich mache den Vorbehalt, daß ich keinerlei offizielle Stellung habe noch im Auftrag meiner Regierung spreche; aber ich teile Ihnen meine persönlichen Beobachtungen und den Eindruck mit, den ich während einer Unterredung mit meinem guten Freunde, dem Baron Sonnino, empfangen habe.

Ich glaube, daß die Beziehungen unsrer Regierung zu dem augenblicklichen Vertreter Deutschlands, wenn auch scheinbar gut, nicht zu cordialer Art sind, und daß sein Benehmen, das vielleicht bei Einmischung in unsre innern Angelegenheiten etwas zu intrigant ist, unsern Regierenden wenig gefällt.

Ich glaube (aber ich wiederhole: ich habe weder Amt noch Auftrag, solches zu sagen), daß es unsern Regierenden angenehm und willkommen wäre, wenn anstatt des augenblicklichen Vertreters eine konziliantere und aus Gründen persönlicher Beziehungen bei den Mittemächten einflußreichere Persönlichkeit mit weitgehendern Vollmachten gesandt würde.

Sie verstehen den Ernst des Augenblicks und die große Vorsicht, die geboten ist, denn ein Mißverständnis oder der Verdacht einer Intrigue bei dem augenblicklichen Vertreter Deutschlands würde genügen, um die Wage umzustürzen und die Ereignisse zu beschleunigen, die man jetzt noch mit den größten Schwierigkeiten im Gleichgewicht hält.

Den Mitgliedern Ihrer Regierung und deren Weisheit vertraue ich diese meine Ansichten an. Darüber, ob sie der Situation entsprechen und ihnen genehm sind, können diese allein in maßgebender Weise urteilen.

Empfangen Sie gütigst meine Grüße und, während ich Ihre Hände küsse,

glauben Sie an meine Ergebenheit

Leone Strozzi.

Ich fürchtete, daß Sonnino schon mit der Entente einig sei, und deshalb den Fürsten Strozzi vorschiebe, der als willig und unpolitisch bekannt war; aber das Telegramm, das Strozzi nach Rom berufen hatte, persönliche Mitteilungen Guicciardinis und Aeußerungen Calabrinis beruhigten mich. Noch in der Nacht beförderte der Kurier ohne Aufenthalt die Briefe nach Wien an den bayrischen Gesandten Baron Tucher.

Am 19. April teilte Sonnino der Kammer mit, daß ihm durch die Vermittlungstätigkeit Deutschlands neue oesterreichisch-ungarische Vorschläge zugegangen seien; aber auch diese seien nicht befriedigend. Sieben Tage nach dieser Kammersitzung unterschrieb in London auf Sonninos Befehl der Königlich italienische Botschafter den Pakt von London, der Italien verpflichtete, gegen beide frühern Bundesgenossen zu kämpfen, und den Kriegsbeginn

präzisierte. Heute wissen wir, daß Italiens Kiegserklärung an Deutschland, die erst 1916 erfolgte, bereits am 26. April 1915 beschlossen worden ist.

Ich war am 23. April auf Drängen Strozzis, Guicciardinis und vieler andrer italienischer Freunde nach Berlin gereist, weil feststand, daß der Krieg, wenn er Oesterreich erklärt würde, später auch gegen Deutschland geführt werden würde. In Berlin lachte man mich aus. Ich wurde von Pontius zu Pilatus geschickt. Niemand, der etwas zu sagen hatte, fand die Zeit, mich anzuhören. Erst am 19. Mai erreichte mich, noch in Berlin, die Antwort des Freiherrn von Tucher.

Wien, den 16. Mai 1915
Herrengasse 9

Verehrteste Gräfin,

Ihre freundlichen Zeilen vom 15. April samt den beigefügten Briefen habe ich seinerzeit richtig erhalten.

Ich habe die Sache reiflich erwogen und bin zu dem Entschluß gekommen, die Briefe nicht weiterzugeben, da ich nicht dazu berufen bin, als deutscher Diplomat Anklagen gegen einen andern deutschen Diplomaten ohne die Möglichkeit, die Begründung zu prüfen, der Reichsregierung zu übermitteln.

Das können Private tun, ich aber mußte es unterlassen und konnte es um so leichter, als die Sendung des Briefes nach Berlin gar keine Wirkung gehabt haben würde — aber auch gar keine, denn an einen Personenwechsel in einem solch kritischen Augenblick ist nicht zu denken.

So sende ich Ihnen die bewußten Briefe zurück. Ich hätte sie Ihnen gern persönlich überreicht, als ich vor 14 Tagen in München war, Sie waren aber schon abgereist, als ich im Bayrischen Hof nach Ihnen fragte.

Wir sind natürlich aufs Höchste gespannt, wie sich die verworrenen Dinge in Italien entwickeln werden — es wäre ein Jammer, wenn einem auch dieses Land noch verleidet würde (abgesehen natürlich von allen politischen und militärischen Erwägungen).

Mit verehrungsvollem Gruß

Ihr ergebenster

Tucher

Am 24. Mai erklärte Italien den Krieg.

Freiheit von Lavater

Die Freyheit, ach, wohin ich seh',
Ach seh' ich nur im Traume —
Ich sehe — in Effigie
hängt sie am Freyheitsbaume —
Zwahr, Freyheit, Gleichheit, Menschenrecht
Ist Aufschrift der Dekrete,
und doch ist nichts so ungerecht,
das man uns nicht geböte —
Da, wo der Freyheit Fahnen weh'n,
wo drohend stolze Heere steh'n
Ist keine Spuhr von Ihr zu seh'n,
Ist nichts von Ihr zu ahnen —
wir schmachten Alle hin nach Ihr —
umsonst — gehorchen müßen wir
Despoten und Satanen.

Die Kronprätendenten von Alfred Polgar

König Hakon will die Macht, weil er ihrer bedarf, um seine großen Pläne und Entwürfe zu verwirklichen. Jarl Skule strebt nach der Macht, weil er stark ist, so stark, daß er einen Menschen über sich nicht zu denken fähig. Er müßte sich das moralische Genick verdrehen, um zu einem Sterblichen aufzublicken. Erst da es ihm gebrochen ist, vermag ers. Der Bischof Nikolas strebt nach Macht, um des blanken Lustgewinnes willen, dessen teilhaftig wird, wer sie übt. Bewundernswert, wie der dreißigjährige Ibsen den drei Typen des Machthungers Gesicht zu geben weiß, großes menschliches Format, Persönlichkeit (die zu verleihen höchstes Glück und höchste Kunst der Schauspiel schreibenden Erdenkinder). Drei gewaltige Kerle, fest wurzelnd in heimischer Scholle, mit dem Scheitel rührend an die Sphäre der schicksalbestimmenden Ideen, die alle Erde und alles Menschtum umspannt. Diese Figuren beziehen Geltung nicht von ihrem geschichtlichen Kredit — den sie ja außerhalb Skandinaviens auch nicht haben —, sondern ganz und gar aus der Hand des poetischen Gestalters. Sie sind von Dichters, nicht von der Historie Gnaden. An ihnen zeigt sich schon der Meister des seelen-anatomischen Präparats. Lebensnerven liegen bloß: ihr Zucken setzt sich um in dramatische Aktion. In den ‚Kronprätendenten' sind die Versuchsmenschen mit weltgeschichtlicher Pathetik vergiftet. Sie wirkt wie das indianische Pfeilgift Curare. Später nahm, zum gleichen Zweck, Ibsen das nicht minder virulente Pathos, das zwischen den Zeilen des gleichgültigen Gesprächs blüht. Wahrlich, nie hatten die Apotheker einen größern Dichter, nie die Dichtkunst einen größern Apotheker als ihn!

Manche besonders großartige Partie der edlen Landschaft scheint gestellt (den Bedürfnissen romantischer Touristen gemäß), mancher steile Fels aus Pappe. Die Legitimität, um die in den ‚Kronprätendenten' gekämpft wird, interessiert uns nur, soweit sie ins Innere der Machtwerber verlegt erscheint. Das Entsetzen darüber, daß „zwei Könige im Land!", können wir nur als quantitative Steigerung des Entsetzens mitfühlen, das schon die Tatsache: Ein König im Land! zu verbreiten geeignet ist.

Die Architektur des Werkes ist gotisch: Pfeiler und Spitzbogen gliedern die Masse und lockern sie zur aufwärtsstrebenden Bewegung. Ibsensche Psychologie, überall eingesetzt, wirkt wie bemalte Fensterscheibe, den Raum füllend mit problematischer Farbigkeit, mit farbiger Problematik. Man könnte auch sagen: der geschichtliche Blasebalg, mächtig getreten, treibt Luft des dreizehnten Jahrhunderts durch Orgelpfeifen, die ein Organist des neunzehnten Jahrhunderts abgestimmt hat. Bischof Nikolas übt am eignen Ich sogar seelen-prüferische Methoden des zwanzigsten Jahrhunderts. Er erläutert sich, in der Todesstunde, mit großer Schärfe als Ueberkompensierer seiner Minderwertigkeiten.

Ein schönes Schauspiel, voll Gewitter, Sonn' und Regenbogen. Ob es sich aber lohnte, ihm diesen monströsen Theater-

abend zu widmen, scheint fraglich. Langsam wälzt der sich einher, mit seinen ungelenk aneinandergefügten neun Riesengliedern Interesse und Teilnahme des Hörers sachte erwürgend. Sechs schwer geschlagene Stunden dauert im wiener Deutschen Volkstheater die dramatische Prozedur unter Alfred Bernaus Regie. Sie entschied sich nicht eindeutig. Teils gab sie Spektakelstück, teils Stil-Theater, teils ging es steif unwirklich her, teils so wirklich, daß in der Kirche richtiger Weihrauch gestreut wurde (vielleicht in Erwartung entsprechenden Gegendienstes seitens der Kritik). Lärm und Aufruhr der Schlacht gerieten karg. Auf der Bühne kreischten ein paar arme Choristen, hinter ihr übte die Feuerwehr klägliche Signale. Schade um so unendlichen Aufwand an Fleiß und Arbeit, szenischer Mühe und darstellerischem Können! Bernaus Bischof Nikolas: eine runde, volle, saftige Theaterfigur. Der Zug von Jovialität in der harten, übers Grab hinaus wirkenden Zielbewußtheit des schlimmen Klerikers störte nicht. Sehr schön, nobel, mit Innenbeleuchtung sozusagen: König Hakon des Herrn Günter Hadank. Er braucht keinen Scheinwerfer, um in Helligkeit zu stehen. Stark und fein der Skalde des Herrn Onno, altnordisch und doch modern, ein edler Literat aus dem Café „Edda".

Mussorgsky von Oskar Bie

II.

Die Lieder

Eigentümlicher als die Klavierstücke sind die Lieder. Sie sind in der intimen Musik Mussorgskys eigentliche Provinz. Bunt sind sie ihrer Art nach und mannigfaltig, bald ernst, bald spöttisch, bald altmodisch, bald revolutionär, eine wunderbare Mischung von Ausdrucksformen der Möglichkeiten des Liedes, jener unerschöpflichen Musik, die es versucht, einen Text durch eine Stimme unter Assistenz des bißchen Klavier lebendig werden zu lassen. Was tut die Stimme? Sie dient dem Wort, um es in erhöhter Deklamation vorzutragen, aber sie dient auch der Musik, deren melodischen Zwängen sie sich gern hingibt, und zwischen dem Volkslied, dem Kunstlied und dem besondern realistischen Fall sucht sie einen Weg, der übermittelt. Der originellste Weg, den Mussorgsky eingeschlagen hat, liegt in den Liedern: ‚Die Kinderstube' vor. Sie tragen sein Profil am deutlichsten. Sie sind neu und eigenartig und mit keiner andern Literatur zu vergleichen. Ein naiv naturalistischer Ausdruck beherrscht sie, aus freien Takten, freien melodischen Wendungen, plötzlichen Harmonien gefunden, Geburten jener innersten Phantasie, die im geheimsten Winkel seiner schöpferischen Erfindung lebte. Ein feiner leichter Faden verbindet sie mit der wirklichen Welt, die uns umgibt. Es sind Unterhaltungen des Kindes mit der Amme in einer ganz zarten dramatischen Färbung und mit einer Detailmalerei, die das Abbild der Wirklichkeit wie in einem Traume vor uns webt. Die Worte machen ihm nicht weniger Ehre als die Noten. Sie sind von ihm selbst. Leise Erinnerungen an die Jugend, Märchenerzählen vom schwarzen Mann, vom Fürstenpaare, und wo er stolpert, schießt ein Pilz auf, und wo sie

niest, springt eine Scheibe. Der Schlingel aber steht in der Ecke: Ich habe nichts getan, ich habe die Maschen nicht fallen lassen, das Kätzlein hat es getan. Schon ist es wieder gut. Das Kind baute sich ein Häuschen aus den Ahornspänchen, und ein Käfer setzt sich auf das Dach und starrt das Kind an. Auf einmal liegt er auf dem Rücken. War er tot, der arme Käfer? Ach, laß das, Püppchen, schlafe ein, erzähl mir deine Träume, von den goldnen Vöglein und den Silberglöckchen. Und das Kind betet vor dem Einschlafen für die ganze Familie und nennt sie alle beim Namen. Sei auch gnädig mir Sünderin. Ist es so recht, Amme? Steckenpferd, hopp, hopp im Galopp, brr, tatata, muß reiten, aus dem Weg, o weh, mein Bein — mein Liebling, hör auf zu weinen, sieh mal den schönen Vogel. Ja, der Kater Murr! Wollte den Sonnenschirm holen, ging ans Fenster. Der Kater sitzt hoch auf dem Bauer und schnurrt. Der Stieglitz zirpt. Ich passe auf. Ich schlage zu, auf das Bauer habe ich geschlagen. Nein, solch ein Kater, Mutter, was? Mussorgskys Musik schwelgt in diesen Entzückungen. Mit weichem Stift zeichnet sie die kleinen Schicksale, die sich da im Leben des Kindes abspielen. Ganz wenige Linien. Ein Rutsch, ein Stakkato, ein Sechzehntelschneller, Rührung eines Legato, Käferzappeln, Schnurren tierischer Figuren, die plötzlich in einem Wirbel sich konzentrieren und stehen bleiben, Schlafbegleitung, Reiterei, auf das Steckenpferdliche verkleinert, Kinderschlachtenlärm, auf ein Mal liebevolle Phrase der besorgten Amme, tausend Witzchen, Einfälle, Verzierungen, Plötzlichkeiten, Abreißen, Nachziehen, Hochheben, Verstecken, alle Launen einer Musik, die mit überirdischer Leichtigkeit um ihren Stoff spielt und ihn aus einer letzten Souveränität rücksichtsloser Einbildung gestaltet. Ich weiß nicht, was dabei Kind ist, was Amme, was Mutter. Alles ist Mussorgskys zauberhafte erfinderische Hand, die aus einer tiefen Intuition scheinbare Selbstverständlichkeiten aufschreibt. Vom Sprechton des Liedes vor dem Einschlafen, der eine ganze Verwandtschaft mit Tanten und Onkeln in eine Silberwolke des Kindergebetes hinein psalmodiert, bis zur kleinen Schicksalstragödie des Steckenpferdes, vom Schauer der Märchenerzählungen bis zur Katerironie ist eine Welt von Musik gebettet, vielleicht ohne die Vollendung einer Schule, vielleicht ohne die Gesetze einer Zukunft, ungelöst, staunend, fragend, schwebendes Problem, aber von einer innern Kraft und Stärke der neuen Gesinnung, von einer Originalität der gesamten musikalischen Anschauung, daß zwischen den alten Liedern und diesen Liedern nichts mehr gemeinsam ist, als daß Jemand singt, und daß Jemand spielt.

Eine zweite Gruppe sind die ‚Totenlieder'. Ihre Grundstimmung ist eine völlig andre. Alte Romantik mit Gefühl und Malerei. Gewiß sind die russischen Motive Charakter der Melodie; aber das Ganze hat eine europäische Färbung bekommen, die auch die Originalität der Erfindung beeinflußt. Durch vier Milieus wird der Tod geführt, durch den Trepak, durch ein Wiegenlied, durch ein Ständchen und durch den Kanonendonner des Feldherrn. Stimme und Klavier bewegen sich in dankbarern Regionen. Auf den Vortrag, auf den Ausdruck, ja, auf die Wirkung wird genügend Rücksicht genommen. Manchmal ist es wie Gustav Mahler ins Russische übersetzt, plastisches Bild der Szenerie, starke Innenzeichnung und das Schimmern des Volksliedes und des Tanzes in aller Ruhe, mitten durch das Blut des Schicksals.

Eine dritte Gruppe sind die ‚Lieder ohne Sonne'. Sie sind die wenigst ergiebigen. Sechs Lieder sind zusammengefaßt, die eine gewisse dunkle Stimmung vereinigt. Die ganze Haltung ist abstrakter. Das Malerische tritt zurück. Auch das Nationale versteckt sich, obwohl es niemals ganz geleugnet werden kann. Oft tritt es ein, daß Gedanklichkeiten nur in Musik gesetzt werden, ideelle Dinge in ideelle Töne, und weniger Gustav Mahler kommt uns in den Sinn als Hugo Wolf. Aber man soll eigentlich nicht vergleichen. Es bleibt ein Grundton von Mussorgskys Wesen, jedesmal eine andre Schattierung, und Alles zusammen gibt erst sein Bild. Die Revolution der ‚Kinderlieder', die Romantik der ‚Totenlieder', die Intellektualität der ‚Lieder ohne Sonne' müssen mit einander multipliziert werden, um das Produkt seiner Schöpfung uns verständlich zu machen.

Ich werde hier nicht alle seine Lieder einzeln durchnehmen. Ich werde die heraus greifen, die ein Merkzeichen für ihn sind, denn mannigfaltig, viel mannigfaltiger noch als in diesen drei Zyklen ist seine Liedphantasie. Hört den ‚Kallistrat'. Es ist das Lied eines Glücks, das er in einen ewig fließenden Ton gebracht hat, wie einen Tanz, wie einen Volksgesang, der sich um das eine Thema unaufhörlich herumdreht. Dem Sänger tönt das Wiegenlied, mit dem ihn die Mutter in Schlummer gewiegt hatte. Du wirst glücklich sein, mein Kallistrat. Was die Mutter wünschte, hat sich erfüllt. Kallistrat ist glücklich, schön und stolz, wäscht sich am reinen Brunnen, ordnet mit fünf Fingern Haare und Bart und hofft auf die Ernte des Feldes, das er nie gepflügt, und hat ein Weib, das sich putzt und sich für die Kinder am Waschfaß plagt. Wie auf den Schaukeln der Wiege in wechselndem Takt zieht das Glück vorüber. Alte russische Melodie klingt hindurch, hin und her wogend, sich nachahmend, sich wiederholend, vom Klavier leicht und fein illustriert, in einem neckisch ironischen Ton, halb feierlich, halb suffisant, ein unvergeßliches Bild russischen Lebens.

Eine andre Probe. Mephistos Gesang aus Auerbachs Keller. Durchaus französische Schule, Lautenbegleitung, schelmische Figürchen, lustige Ritornelle und Muskelwirkung.

Zurück nach Rußland. Das Lied auf dem Dnjepr. Frei in heimischen Weisen und Rhythmen dahin strömend. Getaucht in Kosakenblut, halb Schlacht, halb Landschaft, halb Oper, halb Erinnerung an die Steppe.

Der Gernegroß tritt auf. Seht doch, wie der Gernegroß sich aufbläht und die Hüften im Gehen wiegt. Es reizt Mussorgsky, mit der kleinen russischen Melodie sein Bild zu zeichnen. Es reizt ihn immer, kleine ironische Bildchen hinzusetzen, in denen die Primitivität der Melodie und der Begleitung die Grimasse nur verdeutlicht. Der ‚Spottvogel' ist das Meisterwerk dieser Gattung. Fünfvierteltakt, die Begleitung bald gestoßen, bald schleichend, leichtes motivisches Spiel der Frage und Antwort, russische Phantasie dämonischer Schrecklichkeiten, in die Kunst des Volkslieds erhoben. Moosweibchen, du hakennasige, küsse mich. Humpelst am Stock, Satans Zeitvertreib. Holperst und stolperst, Puckelleib. Schreckst Menschen und Tiere — Mussorgsky beschwört auch diese Hexe mit dem Geist seiner Komposition, mit seinen Sekundenstößen, großen Terzen, Feierakkorden, mit allem Spuk des Fünftaktes, daß sie erschreckt in die Wälder des alten Rußland zurückflieht und dort die eifrigste Propaganda für die neue Kunst eröffnet. Da hört man das Lied: ‚Der Bock', von einem Mägdlein,

das durch die Auen spaziert, und ein Bock springt sie an, bucklig und zottig. Es war der Teufel. Wars der Teufel, wars der Ehemann? Am Altar schmiegt sie sich zärtlich, küßt ihn, umarmt ihn, hm! Das war der echte Mussorgsky. Die Akkorde sperren sich, die Melodien zerfletschen sich, und die Musik wackelt vor Lachen. Er zeichnet Karikaturen. Der Spott löst sich, wie in alten russischen Liedern aus Rache an der Knechtschaft, aus Wut über die Schweigsamkeit ein stilles Lachen sich löst, in dem man sich vom Schicksal befreit. Der Meister lacht im engen Kreise seiner Schule. Er schreibt das Lied als Musikkarikatur. Durch einige kritische Aufsätze veranlaßt, persifliert er den ‚Klassiker'. Nachgeahmte Melodien und Harmonien des achtzehnten Jahrhunderts, Ausbruch in die neue Kunst und Rückkehr zur alten — er selbst hat den Text dazu gemacht. Er selbst machte Texte und Musik zum ‚Seminaristen'. Panis, piscis, crinis, finis, memoriert der Seminarist auf gestoßenen Achteln, und dazwischen himmelt er da Mädchen an, und das Beides geht durch einander — wehe seiner armen Seele! Gelegenheitsdinge sind es, die seine Travestie herausfordern. Privates wird Erlebnis des Stils. Die größte dieser selbst gedichteten und komponierten Parodien ist der ‚Guignol'. Wladimir Stassow hat darüber Aufzeichnungen gemacht. Eine Reihe von Typen wird persifliert, unter Anspielungen und Zitaten, die ihre Komik heute noch nicht verloren haben. Der Schreier ruft die Leute in eine Schaubude. Da singt der Direktor des Konservatoriums ein Thema aus Händels ‚Samson' über die Vorzüge des Dur gegenüber dem Moll. Ein Kritiker, begeisterter Anhänger der italienischen Musik, singt einen gemeinen Walzer auf die Patti. Ein andrer Kritiker singt eine eigne Romanze über seine Presseerlebnisse. Serow tritt auf und singt auf ein Thema seiner Oper ‚Rogneda' allerlei berufliche Anspielungen. Zuletzt bitten alle Vier den Olymp um einen Goldregen. O ruhmvolle Euterpe, stütze unsre armen Seelen, wir werden deinen Triumph in prächtigen Dithyramben verkünden. Harfenklänge, entzückt gebrochene Akkorde, pathetische Kantilenen, bengalisches Licht.

In solchen Gelegenheiten lacht Mussorgskys Kampfnatur auf. Kampf gegen die klassische Versteinerung, Kampf gegen die italienische Mode, gegen jede steife Tradition, gegen Schule und Methode, und freies Feld für die junge russische Kunst, die das Land hinter sich und die Welt vor sich hat.

(Fortsetzung folgt)

Die gesellschaftlichen Stellungen von Balzac

Erste Veröffentlichung in deutscher Sprache
von Ossip Kalenter

I.

Die Herzogin von Valbreuil (drei Liebhaber): „Gehen Sie, Marschall! Sie scherzen. Eine Frau wie ich! Höchstens die kleine Gräfin, deren Liebschaft mit dem Marquis von Brives ja bekannt ist, kompromittiert sich in dieser Beziehung. Die arme Gräfin! Sie hat ihren Mann verloren und sich gleich so unmöglich gemacht, daß man nicht mehr mit ihr verkehren kann."

Die Gräfin (zwei Liebhaber): „Pfui, pfui! Glauben Sie denn, Sie haben die Frau Ihres Bankiers vor sich, über deren skandalösen Lebenswandel man ja erröten muß! Auf diese Frau

zeigt man mit Fingern. Sie ist unmöglich. Sie hat einen Geliebten."

Die Bankiersgattin (einen Liebhaber): „Ja, Mademoiselle, ich habe Ihnen Interesse entgegengebracht — aber ein derartiges Verhalten! Sie haben einen Geliebten . . .! Ist das der Dank für die Mühe, die ich mir mit Ihnen gegeben habe, mein Kindchen? Ich ließ Sie erziehen wie meine eigne Tochter! Und Sie sagen, er wolle Sie heiraten, er liebe Sie! Wie abscheulich! Ein junges Mädchen darf unter keinem Vorwand einen Geliebten haben, verstehen Sie! Ein Fehltritt vor der Hochzeit ist unauslöschlich! Sie behaupten, über Ihr Herz könnten Sie beliebig verfügen — eine Frau, wissen Sie, ist erst dann frei, wenn man behauptet, sie sei es nicht mehr. Gehen Sie mir aus den Augen! Ihre Immoralität schmerzt mich."

II.

In der Oper

Frau von Saint-Ivière, eine nicht mehr junge, doch schöne Frau von reichlich fünfundvierzig Jahren und fünfzigtausend Pfund Rente: „Sagen Sie, Karl, wer ist jenes kleine Mädchen? Sie hat einen hübschen Hut . . ."

„Aber Sie kennen Sie doch! Das ist Désirée Saint-Alban. Voriges Jahr waren Sie in Baden-Baden mit ihr zusammen."

„Nicht doch, Bester, ich habe sie noch nie gesehen . . ."

„Wie! Sie erinnern sich nicht unsres Ausflugs nach Karlsruhe, wo der junge Mensch mit dem Schnurrbart dabei war, der Sohn des Pairs von Frankreich, wo wir so gelacht haben?"

„Hören Sie auf, Karl, Sie mißfallen mir höchlichst. Wenn ich mir so etwas im Bade und noch dazu im Ausland erlaube, so schätz' ich es nicht, in Paris daran erinnert zu werden . . ."

Désirée von Saint-Alban, ausgehalten, hübsche Erscheinung, zehntausend Francs Rente, auf großem Fuße lebend, viel Schulden; Loge Frau von Saint-Ivière grade gegenüber: „Ah, da ist ja Frau von Saint -Ivière! Eine schöne Pute! Und so etwas hat fünfzigtausend Pfund Rente! So etwas straft uns mit Verachtung, weil wir hübscher sind als sie und noch nicht so viel Liebhaber gehabt haben, daß unsre Schulden bezahlt wären und wir uns regelmäßige Einkünfte verschafft hätten. So etwas behandelt uns als kleine Mädchen . . ."

„Aeh, Désirée, kommen Sie heute abend zu unserm Souper?"

„Oh, keineswegs, Monsieur!"

„Und warum denn?"

„Nein sage ich. Reden Sie mir nicht von dem Souper, Ernst! Ich mache Ihnen am Ende noch eine Szene. Ich weiß, es würde Sie amüsieren, mich mit Frauenzimmern zusammen zu sehen . . ."

„Aber, liebe Freundin, es sind zwei Chargenspielerinnen vom Vaudeville und eine zweite Kraft von der Komischen Oper da . . ."

„Frauenzimmer, mein Lieber, Frauenzimmer! Und eine Frau wie ich kann, will und darf sich nicht eine derartige Inkonsequenz erlauben."

III.

Nach der Oper

Angiolina: „Gott, was für ein reizender Abend, süßer Freund! Das war eine schöne Freude für mich."

„Ja, aber du wirst jetzt gehen. Fürchtest du nicht, daß Madame dich auszankt?"

„Oh nein! Rue Richelieu, weißt du, da wird man rücksichtsvoll behandelt. Schöne Kleider und türkische Shawls und Liebhaber wie du, die einen in die Oper führen! Da ist es nicht wie bei den armen Mädchen vom Faubourg Saint-Antoine, die kaum ein Paar Schuhe anzuziehen haben und höchstens einmal zu Franconi gehen . . ." 1831

Gutbürgerliches Trinklied von Hans Reimann

Es gibt Menschen, die von Selterswasser leben —
Pfui Spinne!
Es gibt Menschen, die bequem drei Zentner heben —
Bravo!
Unser Dasein ist ein ziemlich trockner Sport —
Pfui Spinne!
Sorgt dafür, daß eure Kehle nicht verdorrt —
Bravo!
Fröhlich rinnt der Saft, der braune, aus dem Faß —
Prost Naß!

Es gibt Menschen, die den Fleischgenuß verachten —
Pfui Spinne!
Es gibt Menschen, die des öftern Schweine schlachten
Bravo!
Manche fühlen sich bei Bliemchengaffee wohl —
Pfui Spinne!
Manche schwören stundenlang auf Alkohol —
Bravo!
Wir dagegen zechen ohne Unterlaß —
Prost Naß!

Wenn es furchtbar hoch kommt, wirst du achtzig Jahre —
Pfui Bravo!
Schrei nach Eierkognak — selbst noch auf der Bahre —
Pfui Prost!
Rutsch mit Arrak in die düstre Gruft hinein —
Prost Spinne!
Sicher darfst du dann der Auferstehung sein —
Wichtigkeit!
Schnaps macht rot und rund, doch Limonade blaß —
Prost Naß!

Ja, Prost Naß soll unser Wahlspruch sein und bleiben —
Bravo!
Abstinenzlern werden wir den Hut eintreiben —
Bravo!
Hoch der Sekt und hoch der Suff und hoch das Bein —
Bravo!
Nieder mit dem mießen Mäßigkeitsverein —
Bravo!
Jedem Antialkoholzkopf unsern Haß —
Prost Naß!

Valorisierung von Morus

Fünf Jahre lang hat das deutsche Volk es sich gefallen lassen, und nun hat es genug. Es will nicht mehr, daß der Schuldner den Gläubiger, der Staat den Bürger, der Steuerzahler den Fiskus, der Bauer den Städter betrügt. Es will nicht mehr, daß die eigne Notenbank ihm das Geld fälscht, daß der Arbeiter nicht weiß, wieviel Brot für ein Tagwerk er sich kaufen kann und ob es morgen noch zum Leben reicht. Es will Schluß machen.

Der Einwand: nicht das Volk gleitet mit der Währung herab, sondern die Währung mit dem Volke, verfängt nicht mehr. Das ist die Ideologie Derer, die immer oben schwammen und desto höher stiegen, je tiefer die Masse des Volkes in Armut versank. Man weiß, daß die fortwährende Umschichtung innerhalb des Volkes, die Bereicherung der Wenigen und die Auspowerung der Vielen, nicht so sehr eine Folge des Produktionsrückganges ist, als eine Folge der Inflation. Solange ein Teil des Volkes und zwar ein wirtschaftlich starker und immer stärker werdender ein Interesse an der Geldentwertung hat, ist die Aussicht, daß wir zu einer stabilen Währung gelangen, gering. Voraussetzung kommender Währungsreformen ist, daß man den selbstverständlichen Gegnern der Stabilisierung den Garaus macht.

Das ist, volkswirtschaftlich gesehen, der Vorteil der Valorisierung, nach der jetzt das Volk ruft. Aber man verhehle sich nicht: indem wir Festmarklöhne schaffen, indem wir die Papiermark von dem letzten Feld, auf dem sie noch als Recheneinheit galt, ausschalten, geben wir der Papiermark einen neuen, schweren Stoß. Dieses Risikos sind sich auch die Arbeiter- und Angestelltenführer, die jetzt die Valorisierung fordern, bewußt, und sie tragen dem dadurch Rechnung, daß sie nur die Anpassung an die Lebenshaltungskosten verlangen.

Um so überraschender ist das Angebot der Arbeitgeber — nachdem sie vorher die Valorisierung vollkommen abgelehnt oder nur indiskutabeln Indices, etwa den willkürlich festgesetzten Goldankaufspreis als Grundlage zugestanden hatten — die Löhne der Dollarkurve folgen zu lassen. Als Begründung wird angegeben, daß man auf diese Weise wenigstens eine obere Lohngrenze ziehen kann, während bei der unbegrenzten Anpassung an die Lebenshaltungskosten, nach dem Beispiel Oesterreichs, zu erwarten sei, daß die Preise und damit auch die Löhne die Dollarkurve und womöglich den Weltmarktstandard überschreiten. Die Arbeitgeber wollen sich also selbst für den Fall höchster Preissteigerungen den Vorteil sichern, daß die deutschen Löhne wenigstens ein Drittel hinter den Weltmarktlöhnen zurückbleiben; denn um so viel ist die Kaufkraft des Dollars auf dem Weltmarkt gegenüber der Vorkriegszeit gesunken.

Diese Lohnkalkulation, die auf den ersten Blick für den Arbeitnehmer verlockend erscheint, hat einen Fehler: sie läßt unberücksichtigt, daß der Index ja nur die Zuschläge bestimmt, daß mit der Valorisierung der Löhne aber nichts über den „Grundlohn" gesagt ist. Gelingt es etwa den Arbeitern, friedlich auf tariflichem Wege oder durch Streikaktionen die Lohnbasis in die Höhe zu treiben, so könnten trotz der Schutzmaßnahme des Dollarindex die Löhne über den Weltmarktstandard hinausgetrieben werden. Daß dieser Fall eintritt, ist freilich wenig wahrscheinlich. Denn bei rasch steigenden Löhnen wird es mit der Exportfähigkeit des deutschen

Marktes wohl nicht gerade glänzend bestellt sein. Die Folge wäre Zunahme der Arbeitslosigkeit, und ein Arbeiterheer mit großer „industrieller Reservearmee“ ist nicht in der Lage, schwere Lohnkämpfe durchzuführen. Die Arbeitgeber rechnen also wohl schon richtig, wenn sie voraussetzen, daß der „Dollarindex“ keine „Dollarlöhne“, geschweige denn, Ueberweltmarktlöhne bringen wird. Daneben scheinen einige Führer der Arbeitgeber bei dem Angebot des Dollarindex noch einen Hintergedanken zu haben. Der Dollarindex oder, was annähernd das Gleiche wäre, der Index nach dem Goldzollaufgeld soll nur gelten, wenn der Dollar steigt. Wenn er vorübergehend sinkt, die Preise aber trotzdem weitersteigen, so soll nicht der Lohnzuschlag, sondern der Grundlohn erhöht werden. Bei Dollarschwankungen. wie wir sie selbst in Perioden stärkster Geldentwertung wiederholt haben, würde dann also eine Woche der Index gelten, die andere Woche aber der bisherige Lohnmodus. Mit diesem möglichen Schaukelsystem hofft man die Forderung der Indexlöhne in kürzester Zeit ad absurdum zu führen.

In Erkenntnis dieser Zusammenhänge haben die Gewerkschaften den Vorschlag der Arbeitgebervereinigung abgelehnt. Ob es dem klugen und ehrlich sozial empfindenden Reichsarbeitsminister Brauns gelingen wird, beide Parteien unter einen Hut zu bringen, steht noch dahin. Daß die Arbeitgeber keineswegs gewillt sind, mit Rücksicht auf die außenpolitische Lage ohne weiteres zu kapitulieren, zeigt die Haltung der Berliner Metallindustriellen, die um verhältnismäßig geringer Lohndifferenzen willen 300 000 Arbeiter in den Streik gehen ließen. Offenbar hat man von beiden Seiten diese besonders leistungsfähigen und gut organisierten Kerntruppen der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer vorgeschickt, um zugleich einen Druck in der Frage der wertbeständigen Löhne auszuüben.

Während auf dem Gebiete der Löhne und Gehälter der Entscheidungskampf um die Festmarkrechnung ausgetragen wird, während das Reichsfinanzministerium noch immer Bedenken hat, wertbeständige Steuern zu erheben, hat sich auf dem Effektenmarkt die „Valorisierung“ in den letzten Wochen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vollzogen. Der Aktienindex ist im Monat Juni, wo der Dollarkurs sich rund verdoppelt hat, um das Sechsfache gestiegen. Ein paar Spitzenwerte der Montanindustrie haben den „Goldwert“ der Vorkriegszeit bereits erreicht und sogar überschritten. Der Grund für diese ebenso rapide wie wahllose Hausse war vor allem die Geldflüssigkeit, die durch die unermüdliche Tätigkeit der Notenpresse erzeugt wird. Von den 2½ Billionen, die die Reichsbank in der letzten Juniwoche neu in Umlauf gesetzt hat, dürfte der weitaus größte Teil den Weg auf die Börse gefunden haben. Die Erschwerung des Devisenhandels — obwohl nicht nur im Westen die Vorschriften durchlöchert werden — hat mit dazu beigetragen, das überschüssige Geld dem Effektenmarkt zuzuleiten.

Und so hat Alles in Deutschland seine Ordnung: die Arbeiter streiken um ihr täglich Brot, der neue Mittelstand verdient in der Burgstraße „klein, aber mit Liebe“, und nur den wenigen Großen und Privilegierten ist es vorbehalten, in Berlin die von der Reichsbank abgegebenen Devisen zu dem künstlich niedrig gehaltenen Kurse aufzunehmen und in New York, London und Amsterdam zu weit höherm Kurse zu verkaufen.

Bemerkungen

Lenard

Lenard scheint mir einer der seltsamsten Käuze mit „abwegigen Gedankengängen" (wie es in der Begründung des Urteils gegen Carlo Mierendorff heißt) unter den alldeutschen Professoren zu sein.

In seinem 1918 erschienenen Buche: ‚Quantitatives über Kathodenstrahlen' läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

„Die ‚deutschen' Bücher über den Gegenstand stehen bisher großenteils unter direktem englischen Einfluß ... Engländer haben es auch in der Wissenschaft jederzeit (schon seit Newton) vortrefflich verstanden, die ihrem trefflichen Nationalgefühl entsprechende Auffassungsweise den Andern beizubringen ... Wir bilden uns ein, international gerecht zu sein in der Wissenschaft ... in Wirklichkeit sind wir aber weit entfernt von internationaler Gerechtigkeit. Wir besorgen einfach Englands Geschäfte (durch Uebersetzung der englischen Literatur). Wer wird die unsrigen besorgen, damit internationales Gleichgewicht herrsche? Niemand! Wirklich international gerecht können wir erst werden, wenn wir deutschgerecht geworden sein werden. Erst wenn etwas wie ‚deutsche Wissenschaft' bei uns nicht mehr verpönt und für Beschränktheit erachtet sein wird, sondern gerecht gepflegt, erst dann haben wir die gesunde Grundlage, auf welcher internationale Gerechtigkeit sich aufbauen kann ... Selbsttäuschung ist es ... wenn man meint, bei der Benennung der Stromeinheit mit Beiseiteschiebung von W. Weber ‚international' gerecht gewesen zu sein; vergleiche meinen Vorschlag, das ‚Ampère' zu deutsch ‚Weber' zu nennen."

Interessant ist die Abkanzelung Newtons. Die Benennung der Stromstärke mit „Ampère" ist eine internationale Regelung. Für eine andre, allerdings unwichtige Größe, ist international die Benennung „Weber" festgelegt; was Herr Lenard wohl nicht weiß. Ein Glück, daß seine Marotte allgemeine Ablehnung gefunden hat. Nur in seinem heidelberger Institut spukt das „Weber".

Wie dient nun Lenard in der Praxis seiner „deutschen Wissenschaft" und wie „ehrt" er deutsche Physiker?

In Deutschland haben in den letzten dreißig Jahren zwei Physiker gelebt, deren Leistungen in der gesamten zivilisierten Welt, also auch im „feindlichen" Ausland anerkannt werden — und grade diese beiden Forscher haben das Pech, daß Lenard ihre Leistungen bekämpft und heruntersetzt.

Der eine ist Einstein. Der ungetaufte deutsche Jude Einstein wird von dem getauften ungarischen Juden Lenard wohl überhaupt nicht als Vertreter seiner „deutschen Wissenschaft" anerkannt. Umso weniger, als Einstein die abstrakte deutsch-französische Richtung in der Physik, Lenard dagegen die modellhafte, bilderreiche englisch-amerikanische Richtung vertritt.

Der zweite, unzweifelhaft deutsche Physiker, den Lenard nicht leiden kann, ist Röntgen.

Lenard war in seinen jungen Jahren Assistent bei Heinrich Hertz und beschäftigte sich auf dessen Rat mit den sogenannten Kathodenstrahlen. Als er später Assistent bei Röntgen war, wiederholte dieser Lenards Versuche und fand dabei, daß die Kathodenstrahlen beim Auftreffen auf Materie eine neue Strahlenart erzeugen, die Röntgen X-Strahlen nannte, und die späterhin allgemein Röntgenstrahlen genannt wurden. Röntgen erfaßte sofort die Tragweite seiner Entdeckung. Lenard selbst aber waren diese Strahlen entgangen. So etwas ist peinlich, und daß sich Lenard über sein Pech ärgerte, menschlich verständlich. Was tut man in einem solchen Falle? Kann man nicht

doch noch seine eigne Prioritä in der Oeffentlichkeit nachweisen, so empfiehlt sich, allen Aerger zu bezwingen, um sich nicht obendrein noch lächerlich zu machen.

Was tut Lenard? Als ich in Heidelberg studierte, erfuhr ich dort von ältern Studenten, „in Wirklichkeit“ habe Lenard die Röntgenstrahlen entdeckt.

In jenem Buch über Kathodenstrahlen findet man nirgends die Bezeichnung „Röntgenstrahlen“. Bestenfalls läßt sich Lenard herbei, sie Röntgensche Strahlen zu nennen. Unter diesem Stichwort findet man im Sachregister: „Röntgensche Strahlen (Hochfrequnzstrahlung), siehe Wellenstrahlung, durchdringende, unberechenbare“. Und Seite 84 schreibt Lenard: „Daß der von mir benutzte Ketonschirm auf Wellenstrahlung“ — gemeint sind Röntgenstrahlen — „kaum merklich reagiert, kann wohl als allgemein bekannt angesehen werden — es wäre sonst die Entdeckung dieser Strahlung nicht Herrn Röntgen überlassen geblieben.“

So ehrt Lenard den deutschen Physiker Röntgen.

Ueberschrift: Die „teutsche Wissenschaft“.

Woldemar Wahl

Vor dem Generalstreik

Ich entsinne mich noch ganz genau des Abends. Es war im Herbst, es regnete, ungewöhnlich früh war es dunkel geworden. Die Laternen blinkten melancholisch durch den Regendunst, die Menschen krochen eilig-betrübt an den Häusern entlang.

Die Versammlung war in der Hasenheide, in einem der vielen riesigen Säle der großen Bierbrauereien. Ich kannte einen der Funktionäre von früher her. Er hatte mir ein Stück Papier mit seiner Unterschrift gegeben. Daraufhin würde ich ohne Schwierigkeit hineinkommen.

Der Saal bestand nur aus Dunst und Menschen. Der Qualm der Zigarren und Pfeifen kreiste müde um die heißen Köpfe.

Eng aneinandergepfercht standen wir. Nur Männer. Alle waren sie grade aus den Betrieben gekommen. Die Gestalten, oh, die Gestalten! Die zerarbeiteten Hände, die schwerfälligen Füße, die farblosen Röcke, die sich hohnvoll-häßlich über die Muskeln hängten. Und die Gesichter! Schrieen sie nicht, die breiten Nasen, die verzogenen Lippen, die niedrigen Stirnen, die farblosen Augen, die verschwitzten Haare: „Ja, ja, seht uns nur an. Wir sind Dutzendmenschen. Wir sehen alle gleich gleichgültig aus. Wir haben nichts Bemerkenswertes. Wenn wir einmal verfaulen — Keinem fällts auf. Wir sind nur die Masse!“

Ich verkroch mich, duckte mich unter die Schultern meiner Vordermänner.

Vorn, vom Podium aus, sprach Einer heftig gestikulierend. Es handelte sich um die Frage, ob am nächsten Morgen Generalstreik sein solle, oder nicht. Der Mann auf dem Podium schrie mit ungelenker Kraft: „Nicht genug Brot . . . Wir sind die Prügelknaben . . . Wir arbeiten hungernd . . . Kein Verständnis bei den Andern da drüben . . . aufraffen . . . Es geht ums Letzte . . .“

Eine Stunde schrie der Mann. Mit den dicken Fäusten stieß er in die Luft. Zweimal rührte sich die Menschenmauer. Stimmen brandeten hoch, man rief Bravo. Und nickte mit gespannten Halsadern. Die derben Hände fuhren aus den Taschen.

Ich sah Alles, hörte Alles. Es war nicht meine Sache, die hier verhandelt wurde. Ich galt hier nichts. Ich kam nicht grade vom Betrieb. Ich hatte kein Dutzendgesicht, keinen farblosen Anzug, keine derben Fäuste. Ich hatte Brot, ich war kein Prügelknabe, bei mir ging es nicht ums Letzte.

Wer war ich hier, wer war ich überhaupt? Wer waren jene dort? Sie wollen den Generalstreik? Sie haben die Macht dazu. Und ich, und ich? Morgen werde ich den Generalstreik verfluchen und diese Männer hier, die nicht erlauben, daß ich fahre oder Licht habe.

Wer hat Recht? Was tue ich, damit Licht brennt, damit ich fahre, damit ich bade? Nichts tue ich dafür. Aber diese hier tun es. Warum wußte ich bisher nichts von ihnen, warum wußte ich nicht einmal von ihrer Existenz, daß sie lebten, arbeiteten, sprachen, schliefen? Und warum wußten sie nichts von mir, nicht, daß ich hier war, nicht, daß ich Augen hatte und Hände, nicht, daß ich sprach und arbeitete und schlief? .

Der Generalstreik wurde einstimmig beschlossen. Ein zweiter Redner hatte eine Resolution vorgelesen, alle hatten dann die Hände hochgehoben. Langsam schoben sich die Menschen aus den Türen. O, die Gesichter! Müde tappten die ungefügen Beine, die Anzüge schlotterten, Dutzendware, Dutzendware!

Nun ist morgen Generalstreik, dachte ich. Die Massen hier haben es beschlossen, da ist nichts mehr zu machen. Ich kann nicht beurteilen, ob es richtig ist. Ich rede nicht ihr Sprache, ich gehöre nicht zu ihnen. Mir steht kein Urteil zu. Ich bin ihnen ein ganz Fremder. Ich weiß nichts von ihrer Arbeit, von ihren Sorgen, von ihren Forderungen. Ich kenne ja nur meine Angelegenheiten.

Ich weiß dann noch, daß ich mit einer Straßenbahn nach Hause fuhr, daß mir gegenüber zwei Herren meinesgleichen saßen, und daß der eine zum andern sagte: „Jetzt droht uns morgen wieder der übliche Generalstreik. Man müßte das Gesindel einfach an die Wand stellen.“ Ich weiß, daß mich damals eine sinnlose Wut packte. Dann aber fühlte ich zum ersten Mal die quälendste, brennendste Scham für meinesgleichen.

Heinz Pollack

Für Bestienrechte

In einer Zeitung las ich voll verständnisinniger Begeisterung, daß man im englischen Unterhause daran gehe, einen Gesetzentwurf über den Schutz der Bestien zu unterbreiten. Die Engländer sind also, wie sich wieder einmal zeigt, doch „erstklassige“ Menschen und die wertvollste Rasse der Welt. Nämlich dieses korrekte und vornehme Volk hat längst schon mit Mißbilligung das gräßliche Handwerk der Zirkus- und Variété-Dompteure betrachtet, die mit Hilfe von bösen und schmerzhaften Dressurmethoden die edeln Raubtiere zur Ausführung erniedrigender Dummheiten zwingen. Sie lassen den weisen Elefanten auf zwei Beinen gehen, den braunen Bären Kugeln stoßen, den Löwen auf Leitern sitzen und trichtern ihnen all die andern langweiligen und in der Tat empörenden Attraktionen mit Eisenstäben ein, die wir so sehr gut kennen.

Die Bestien freilich ergeben sich nicht so leicht darein: sie sind viel zu intelligent und geschmackvoll, wissen, wie schlecht es sie kleidet, auf zwei Beinen zu gehen und Kugeln zu stoßen, und wehren sich deshalb mit ihrer ganzen Vitalität gegen den Terror des Dompteurs. Anfangs. Trotz furchtbaren Quälereien, glühenden Stäben, Hunger, Nagelpeitschen ... ei, fatal, ich habe ganz vergessen, was die Dompteure mit ihren Opfern zu tun pflegen — wie ist es doch gleich?: also trotz Nagelpeitschen, Hunger, Gasangriffen, Minenstreuern, Schrapnells, Messern, Bajonetten, Explosivgeschossen — oder gehört das nicht hierher? Gleichviel, wir wissen ja, worum es sich handelt, und kennen die Zähmungsmittel der Dompteure; es bedarf keiner Einzelheiten.

So peinigen also die Bändiger die wilden Tiere, bis sie gehorsam werden, sanft, müde und träge und Alles mit sich machen lassen, sei es, daß der Dompteur Holz auf ihrem Rücken hacke oder den Kopf in ihren Rachen stecke. Alles lassen sie geschehen — so sehr fürchten sie die Peitsche. Traurig klettern sie auf den Leitern herum und lassen wehmütig die Rüssel hängen. Wovon dann — nicht das Tier, aber der Bändiger ausgezeichnet lebt, Ruhm und Gewinn häuft und mit mancher besonders gelungenen Pro-

duktion der ganzen Welt Beifall erntet.

England also ist doch das merkwürdigste Reich der Welt. In seiner Hauptstadt stößt neben dem verkehrsreichsten Straßenzug, dem Piccadilly, wo sich Miets- und Geschäftspaläste an einander reihen, der Spaziergänger unerwartet auf gewaltige Rasenflächen, wo sanfte Schafherden friedlich weiden. Denn die Wiese ist Privateigentum eines Lords, der nicht geneigt ist, sie bebauen zu lassen, sondern lieber seine Schafe dort am Piccadilly weiden läßt. Die Engländer achten das Privateigentum und erheben nicht Einspruch. Doch sie achten es so sehr, daß sie manchmal auch Einspruch erheben. Zum Beispiel jetzt, wo sie für die Rechte der Bestien auf den Plan treten. Der Gesetzentwurf fordert, daß die Bändiger mit den wilden Tieren, die ja doch ihr Privateigentum sind, gut umgehen, sie nicht quälen und — vor allem — nicht zur Ausführung von Dingen zwingen, die der ursprünglichen Natur, den ererbten Neigungen, den Eigentümlichkeiten ihrer Rasse und ihres Organismus zuwiderlaufen.

Die Bestien werden es jetzt, so scheint es, gut haben unter englischer Herrschaft. Hier fällt mir ein, daß ich bei der Hauptverhandlung des Talaat-Prozesses zugegen war, als der Mörder des Paschas, ein junger Armenier, erzählte, wie die Engländer durch die türkischen Dompteure eine Million Armenier niedermetzeln ließen. Auf ganz sonderbare Art. Mit glühenden Stäben, Nagelpeitschen, Messern. Die indischen Legenden kommen uns gar nicht mehr in den Sinn. Es gibt hier so viele näher liegende Beispiele dafür, wie die Dompteure der Welt die gefangenen Bestien zur Ausführung von Dingen dressieren, die ihrer Natur, ihren ererbten Neigungen, den Eigentümlichkeiten ihrer Rasse und ihres Organismus zuwiderlaufen.

Ich, zum Beispiel, stehe schon seit Jahren auf einer ganz dummen Leiter und sehe mit blödem Blick in der Arena umher und verstehe von alledem nichts. Doch es geht Vielen von uns so.

Darum freut mich, daß es wenigstens unsern Kollegen, den Bestien, von jetzt an gut gehen wird in England. Sie sind doch recht intelligente, nette, korrekte Herrschaften, die Engländer.

Sandor Marai

„Potsdam —!“

Neulich, als ich in der Scala war — seit das Variété nicht mehr international ist, macht es keinen Spaß mehr, Kritiken darüber zu schreiben —, gab ich, in einem Anfall von Größenwahn, der Garderobenfrau ein paar Papierblätter mehr, als ihr zukamen. Sie sagte: „Danke, Herr. Und wenn Sie nachher kommen, dann werden Sie auch gleich bedient. Sie brauchen nur leise zu sagen: ‚Potsdam!‘ “

Siehe — das war ein deutsches Wort.

Die Garderobe ist stippevoll, die Leute drängeln sich, die Schwierigkeiten sind riesengroß, das Ganze recht unangenehm: da genügt das eine kleine Wörtchen: Potsdam — und Alles, Alles ist gut. Potsdam — das heißt: Schiebung außer der Reihe. Potsdam — das heißt: Bei uns geht Alles ordnungsgemäß und streng nach dem Reglement zu, aber — du brauchst nur ein bißchen zu flüstern, dann kommst du eher dran. Potsdam — das heißt eben: Potsdam.

Da steht eine ganze Nation. Sie ist krachen gegangen, weil sie teutsch war, statt deutsch zu sein — und statt sich zur Abkehr zu wenden, glaubt sie, es liege daran, daß sie noch nicht teutsch genug war. Und Millionen gläubige Lippen flüstern: Potsdam! Aber die Garderobenfrauen der ganzen Welt scheinen diesen schönen Trick nicht zu kennen oder können wohl nicht gut hören: jedenfalls bedient keine. Und alle warten.

Uebrigens habe ich das Sesam-Wort gar nicht angewendet. Ich dachte mir: Am Ende ist es gar nicht voll, und du stehst nachher da, ganz allein vor der leeren Garderobe, und murmelst: Potsdam!

Oder, dachte ich, wie schon die Leute heute sind: Du kommst hin, drängst dich durch den dichtesten Menschenhaufen, und um dich herum und vor dir und hinter dir stehen lauter Männer, die nicken alle der Garderobenfrau vertraulich zu und flüstern: Potsdam!

Was war zu tun? Etwa „Weimar" sagen? Aber da hat die Nationalversammlung getagt, und das wirft einen Schatten selbst auf Goethe. (Denn als wir Republik sagten, haben wir das da nicht gemeint. Wirklich nicht.) Was war zu tun?

Ich habe gewartet. Ich habe ganz still gewartet. Wissen Sie: wenn man wartet, kommt man sehr oft viel schneller vorwärts als die Drängler. Man muß nur die Geduld haben. Denn was fangen die Hastigen schließlich mit ihren erhetzten zehn Minuten an? Sie kommen die paar Pulsschläge früher zum Sekt, auf die Bahn, an den bierigen Stammtisch, ins Bett. „Da wird he nicht klüger von", sagen die Plattdeutschen. Nein, ich habe einfach gewartet und brauchte mich nicht zu drängeln, mit roten Köpfen schoben sich die Schieber an mir vorbei und ergatterten ihren Schirm und ihre Hüte, lagen vorn und waren die Tüchtigen.

Ich wartete. Und bekam meine Sachen ein bißchen später, ohne Zerren und Ziehen, ohne Schiebung und ohne Gedräng. Und, vor allem, ohne Potsdam. Und das ist die Hauptsache.

Ignaz Wrobel

Stadtbahn.

Wenn ich ein Mädchen wär',
stieg ich ins Nachtcoupé
zu einem Herrn.
Weilte am Fenster dort,
bis mich der Herr nähm' fort
und hätt' mich gern.

Wenn wir durch Häuser fahr'n,
sehn' ich mich tief hinein
bis in ihr Herz.
Spür' aller Uhren Schlag,
Nachtwind und frühen Tag,
fühl' allen Schmerz.

Häuser und Fenster blind,
Schilder an Zäunen hin,
Kreisendes Licht.
Wenn ich in Straßen schau',
tief in ihr dunkles Blau,
wie es zerbricht.

Wie sich die Räder drehn,
Zuchthaus mit Festungsturm,
Lichter der Spree.
Wenn ich den Sommer denk',
wo mich die Lieb gehenkt
oder das Weh.

Einst werd' ich doch einmal
auf einem Schienenstrang
eckig verblühn.
Trunken von rotem Wein
laß' ich den Zug hinein
tief in mein Glühn.

Walt Mirk

Liebe Weltbühne!

Oscar Blumenthal hatte aus Pietät gegen Adolph L'Arronge, der ihn zuerst aufgeführt, ein Stück von dessen Sohn angenommen. Bei der Arrangierprobe setzte er sich vor den Autor, drehte sich bei jedem zweiten Satz um und fragte verbindlich, ob der gestrichen werden könne. Hans L'Arronge stimmte immer zu, freilich nicht, ohne allmählich ungehalten zu werden. Beim zweihundertsten Mal raffte er sich endlich auf und rief: „Ich protestiere." Blumenthal wandte sich wieder der Bühne zu und sagte hinauf: „Diese Stelle wird unter Protest des Autors gestrichen."

Antworten

Zeitungsleser. „Zwei maßgebende politische Wochenschriften," schreibt die Deutsche Allgemeine Zeitung, „die ‚Ere nouvelle' und der ‚Progrès civique . . .'' Dieses maßgebende Stinnes-Organ weiß also heute noch nicht, daß ‚Ere nouvelle' eine Tageszeitung ist, und daß die Wochenschrift, die es meint, ‚Europe nouvelle' heißt. Der vortrefflich geleitete und tapfere ‚Progrès civique' aber ist etwa so „maßgebend" wie bei uns die ‚Hilfe' und würde, wenn die D.A.Z., die man freilich nicht einmal seinen Erb- und Erzfeinden wünscht, in Frankreich erschiene, von ihr als übles Defaitistenblatt bezeichnet werden. Dieselbe Nummer der D.A.Z. geht mit einem Artikel des ‚Daily Herald' krebsen. Warum nimmt sie sich nur englische Sozialisten zu Herzen? Wenn eine englische Zeitung in dieser Weise den ‚Vorwärts' ausschlachtete: zuallererst die D.A.Z. würde über „die verhängnisvolle Praxis der Sozialisten, unsern Feinden Agitationsmaterial zu liefern", ein Mordsgeschrei erheben. Beweis? Diese Notiz unter dem Titel ‚Französischer als die Franzosen': „Ullsteins B. Z. am Mittag fügte am Sonnabend der Meldung über den Anschlag gegen den D-Zug Mainz—Paris die nachstehende Bemerkung an: ‚Die Folge wird sein, daß die deutsche Bevölkerung unter Anwendung von Zwangsmitteln zum Bahnschutz gepreßt wird, und daß schwere und empfindliche Repressalien über Unschuldige verhängt werden.' Wir meinen: So weit sollte die Freiheit der Presse selbst in dem Ullsteinschen Zeitungswarenhaus nicht gehen, daß man den Franzosen Ratschläge zur Drangsalierung der deutschen Bevölkerung gibt!" Journalisten, die nach dem Diktat des Gemischtwarengroßhändlers Stinnes schreiben müssen, den Konkurrenzbetrieb ein „Zeitungswarenhaus" nennen zu hören, die Kulis, die von dem Vernichter Deutschlands eingespannt werden, sich als Patrioten aufspielen und über Denunziation jammern zu sehen, wo sie selbst die nächstliegende Schlußfolgerung der ruhigen Vernunft als Landesverrat denunzieren: es ist nur deshalb nicht komisch, weil es zu widerlich ist.

Patriot. Ich finde in der Presse des Ruhrgebiets jetzt öfters Inserate wie dieses: „Ausfuhrbewilligung nach allen Ländern sowie für das unbesetzte Deutschland kann von Holländern für Waren aller Art in kürzester Zeit auf eignen Namen ohne Risiko für die ausführende Firma eingeholt werden. Fahre zweimal wöchentlich nach Ems." Was ist denn dabei, daß deutsche Firmen aufgefordert werden, die Anordnungen der deutschen Regierung zu umgehen und sich um den sogenannten passiven Widerstand den Deibel zu kümmern! Freilich: im redaktionellen Teil stand, daß Personen und Firmen, die das tun, Vaterlandsverräter seien. Wenigstens stand das so lange, bis die Franzosen und Belgier erklärten, daß sie gegen Verleger und Redakteure, die unerwünschte Sätze veröffentlichten, energisch vorgehen würden. Nun, es ist von keinem eurer Couleur zu verlangen, daß er seine Empfindungen noch zum Ausdruck bringt, wenns gefährlich zu werden anfängt. Dann nehmt Ihr die Edelvaluta des Feindes, haltet das Maul und singt die Wacht am Rhein.

Hamburger. Sie mißbilligen, daß hier nicht übel genug vermerkt wird, wie sich die Franzosen im Ruhrgebiet verhalten. Müssen Pazifisten ihrem Gram und Zorn, daß der deutsche Militarismus bei den Nachbarn fortzeugend Böses gebiert, wirklich noch Ausdruck geben? Der Oberkommandierende der englischen Rheinlandarmee hat neulich in einer Ansprache gesagt: „Ich bin hierher gekommen als Feind der Preußen und Freund der Franzosen. Jetzt bin ich Freund der Preußen und Feind der Franzosen." Aber hoffentlich sucht er sich die Preußen aus, denen er Freund ist. Der Preuße „A", der als lieblicher Zeitgenosse bekannter ist denn dem Namen nach, weil er sich in echtpreußischer Tapferkeit sagt, daß ihm dessen Nennung allerlei Schwie-

rigkeiten bereiten könnte, und daß es besser ist, für das Firmenschild eine Initiale zu wählen (mit der mindestens Ein auf ihn passendes Wort der deutschen Sprache beginnt) — also diese Zierde unsres Standes veröffentlicht, im Widder-Verlag zu Berlin, ein Skizzenbuch des Titels: ‚Auf Erkundung im Ruhrgebiet', und darin schreibt sie ganz ungeniert: „In Bochum allein sind in den letzten vier Wochen 24 Franzosen zur Hölle gefahren . . . Das geht nicht von Behörden oder Parteien oder Vereinen aus. Das ist nicht organisiert. Davon wird auch nicht gegackert. Die Deutschen haben endlich gelernt, den Mund zu halten. Nur mit unendlicher Mühe habe ich die vielen Einzelfälle feststellen können. Noch gibt es Arbeiter im Ruhrgebiet, die von dieser Vehme nichts ahnen. Die nur an den passiven Widerstand glauben, der noch nie in der Weltgeschichte etwas erreicht hat. Die Rächer sind meist Leute, die im übrigen Deutschland als Nationalisten geächtet werden." Und dann schildert dieser Homer, wie seine Achillesse, „während sie tagsüber ruhig ihrem Berufe nachgehen, irgendwo auf der Landstraße, an einer Bahnböschung oder gar halb im Wasser eines Kanals liegen und den Augenblick zu ihrer Tat erspähen . . . Hie und da fliegt etwas in die Luft." Etwas, was Deutschland gehört, was es bald wieder brauchen wird, und was es aus seinen eignen Mitteln wieder aufbauen muß. „Die Sprengungen, die Ueberfälle nehmen zu. Die Schwierigkeiten für die Franzosen mehren sich." Und damit die Qualen und Kosten für die anständigen Deutschen. Aber das geniert diese Sorte von Reisejournalisten nicht, wenn ihnen nur ihre ausgehaltenen Hetzzeitungen die vergnügten Spesenrechnungen honorieren. Sie kümmert nicht, daß in diesem Augenblick zu den vielen verzweifelten Briefen, die ich täglich aus dem Ruhrgebiet kriege, dieser aus Dortmund kommt: „Man hört, abgeschnitten von der Außenwelt, wie man seit so langer Zeit ist, immer, daß man sich im übrigen Deutschland falsche Begriffe von der wirklichen Lage macht. Sicher ist, daß der Wunsch nach Verhandlungen nirgends so groß sein kann wie bei uns, und daß uns nach der Erschießung der beiden Franzosen nur der eine Wunsch beseelte: Acht Tage der erlebten Drangsale einmal für die Durchhalter im Hinterland und besonders für die ‚Helden' in München!"

Adolf Lercher. Sie schreiben mir aus der Stadt, wo der siebzigjährige hochangesehene Bürger Sigmund Fränkel von nationalsozialistischen Rowdies — viele gegen einen — blutig geschlagen worden ist: „Ich komme in München an, kaufe mir eine ‚Weltbühne' und gehe damit lesend zum Odeonsplatz. Tritt da ein Hakenkreuz-Jüngling auf mich zu und spricht: ‚Ich möchte Sie dringend ersuchen, dieses Heft wegzustecken, da es provozierend wirkt, wenn Sie es in Bayern lesen.' Ich erwiderte ganz ruhig: ‚Erstens muß ich Sie bitten, sich vorzustellen, wenn Sie etwas von mir wünschen; zweitens kann ich mir natürlich keinerlei Vorschriften über meine Lektüre machen lassen.' Darauf mein Lümmel nicht faul, reißt mir das Heft aus der Hand, zerfetzt es vor meinen Augen und rennt weg in Sätzen, daß jeder Versuch ihn einzuholen, vergeblich gewesen wäre." Das sind sie, wie sie leiben und leben. Was andres können sie nicht. Zerstören Kulturwerte und rücken aus. Nach Holland, nach Schweden, nach Ungarn oder auch nur in die nächste Querstraße der Hauptstadt dieses Bayern, das zu meiden den Reisenden grade jetzt immer wieder geraten werden muß.

Bayer. In der münchner Monatsschrift ‚Deutschlands Erneuerung' hatte der ordentliche Professor der Jurisprudenz J. Jung den Reichspräsidenten beleidigt. Der Oberstaatsanwalt in Magdeburg und der Generalstaatsanwalt in Naumburg äußerten zunächst Bedenken gegen die Strafverfolgung, sodaß der preußische Justizminister eingreifen mußte, um überhaupt die Anklage herbeizuführen. Ganz korrekt wurde denn auch Strafantrag gestellt. Die Staatsanwaltschaft unterließ aber,

irgendetwas zu tun, was die Verjährung — der Aufenthalt des Verfassers war damals unbekannt — verhindert hätte. Als man den Aufenthalt endlich ermittelt hatte, war dank diesen Versäumnissen die preßgesetzlich sechsmonatige Verjährungsfrist überschritten. Damit der Gerechtigkeit dennoch Genüge geschehe, wurde der Redakteur des Staßfurter Tageblatts, der den Artikel des Herrn Professors ohne Kommentar nachgedruckt hatte und keine vielmonatigen Reisen machen konnte, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil schließlich ja ganz egal ist, wo sich solch ein Preßbengel aufhält. Und um sich auf die Geschichte mit der Verjährung nicht ein für alle Mal festzulegen, verknackte man Fechenbach wegen eines Verbrechens, das schon anno 1919 keines gewesen war, anno 1922 zu elf Jahren Zuchthaus. Und beschwört seitdem die Welt, keinerlei Ungerechtigkeit gegen Deutschland zuzulassen.

Heinrich G. in Hamburg. Es überrascht nicht, daß es auch bei euch Hakenkreuzler gibt. In der Nähe von Friedrichsruh pflegen sie ihre Uebungen abzuhalten. In Hamburg zeigen sie sich, mit allen ihren Abzeichen, nur während der Zeit, wo die Arbeiter ihren Achtstundentag abrackern, und verschwinden gern, sobald die acht Stunden vorüber sind. Schon aus diesem Grunde empfiehlt sich, den Elfstundentag wieder einzuführen. Die Herrschaften könnten sich dann doch viel ungenierter auf den Straßen bewegen.

Bücherkäufer. Der Peter Panter der Nummer 27 hat Ihnen den Wunsch erregt, das empfohlene Buch zu erstehen — aber in keinem Laden habe man was davon gewußt. Und nun schimpfen Sie auf die Sortimenter, bei deren Mangel an Regsamkeit freilich Verleger und Autoren verhungern müßten. Aber Sie tun der Gilde Unrecht: weder gibt es einen Roman ‚Hermine' noch einen Schriftsteller Guggenreit noch einen Poseidon-Verlag. Peter Panter hat, bevor ihn der Hitzschlag trifft, ein bißchen vor sich hin phantasiert, weil ers nun einmal mit der Kollektivität hat und sich seit jeher wünscht, daß sie bedichtet werde. Er hat einfach zu seinem Vergnügen aufgeschrieben, wie es wäre, wenn . . . Vielleicht tut ein Kollege ihm den Gefallen, seinen Entwurf auszuführen. Oder er macht sich selber daran. Die kleinen Formen in Ehren — selbstverständlich wiegt eine Zeile meines Polgar zehntausend dicke Bände Belletristik auf. Aber schließlich ist mancher Roman ebenso wertvoll wie jede seiner Skizzen. Und solchen Roman sollte Peter Panter verfassen.

Carl M. In der Deutschen Allgemeinen Zeitung stand dieser Tage endlich das erlösende Wort: ‚Devisenbesprechung beim Kanzler'. Warum, nachdem alle währungs- und wirtschaftspolitischen Stränge gerissen sind, es nicht auch einmal mit der Magie versuchen? Ich denke mir solche Devisenséance bei Cuno sehr amüsant. Rotgedämpftes Licht. Feierliches Duster auf den Gesichtern des Kabinetts. Cuno präsidiert im Flüsterton (der ihm ja liegt). Schweigen. Konzentration — bis der Klopfgeist pocht: „Leicht abgeschwächt." Nach Havenstein Bellachini. Wenn das nicht zieht, zieht gar nichts mehr. Höchstens noch der Auftrag an Madame X. in der Bayreuther Straße, aus dem Durchschnittsindex von Kartenfall und Kaffeesatz jeweils den Stand des Dollars „amtlich" zu eruieren.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Deutsche und Franzosen von Hermann Wendel

> Ce qui fait le grand danger de la situation présente, c'est la mutuelle ignorance, c'est la défiance profonde qui régne entre Français et Allemands et qui envenime tous les litiges, qui peuvent survenir entre eux: pour atténuer la tension entre les deux peuples, la première chose à faire c'est d'essayer de se comprendre un peu mieux les uns les autres.
>
> *Henri Lichtenberger*

Deutsche und Franzosen — sie haben sich in den vier furchtbaren Jahren nicht nur alles Herzeleid angetan, dessen die schlecht gezähmte Bestie Mensch gegen ihresgleichen fähig ist, sie haben sich nicht nur mit Eisenklumpen erschlagen, mit Stahlsplittern zerfetzt, mit Gasen vergiftet, mit Säuren verbrannt, in Stacheldrahtkäfige gesperrt, sondern sie sind auch, was schlimmer ist, weil es die heranwachsende Generation verseucht, einander ganz und gar entfremdet. Barbaren im ursprünglichsten Sinne des Wortes sind sie für uns und wir für sie; trotz Toussaint-Langenscheidt versteht der Eine des Andern Sprache nicht mehr; das Klischee hat die Kenntnis verdrängt wie 1870/71, als Treitschke über „keltische Unzucht und Leibesschwäche" und „gallische Vandalen" zeterte und Victor Hugo die „Vandales" und „Huns" verdonnerte. Heute scheint dem Durchschnittsdeutschen Alles, was der Franzose tut, dem Durchschnittsfranzosen Alles, was vom Deutschen kommt, in grotesk gehässiger Verzerrung. „Wir haben", sagt darüber ein Franzose, „uns der äußerst lebhaften deutschen Preßpolemiken bemächtigt, um uns von den verschiedenen deutschen Parteien ein möglichst übelwollendes Bild zu machen; wir beurteilen die Rechte nach der republikanischen Presse, die Mehrheitssozialisten nach den Angriffen der Volksparteiler oder der Unabhängigen, die äußerste Linke nach den Schmähungen der Gemäßigten. Unser Pessimismus macht uns geneigt, die heftigsten Extremisten der Rechten, unter denen wir unsre entschiedensten Feinde zählen, in besonderm Maß als Vertreter der deutschen Geistesverfassung anzusehen und unbewußten oder versteckten Pangermanismus bei allen Deutschen zu finden. Wir verdächtigen gern jene der Naivität oder gar des Defaitismus, die diese herabsetzende Psychologie nicht lückenlos unterschreiben und sich sträuben, schlechten Willen und mala fides aller Deutschen anzunehmen. Und auf deutscher Seite zeigt sich der gleiche Pessimismus in den Urteilen über die Franzosen: Wir sind Folterknechte, Sadisten, die sich an dem Schauspiel des deutschen Leidens erbauen, rach- und händelsüchtige Unterdrücker, eingebildete Militaristen, die naiv von ihrem Monopol kriegerischen Ruhms überzeugt sind, unbußfertige Imperialisten, die Europa das Gesetz zu diktieren beanspruchen und davon träumen, Deutschland in Knechtschaft zu halten, Maulhelden, die, ihrer Kraft mit Recht mißtrauend, beim Gedanken an den Groll des mißhandelten Deutschland in Bestürzung geraten, und bei der Vorstellung, den germanischen Riesen eines Tages seine Stärke

wieder erhalten und seine Ketten abschütteln zu sehen, das Zittern bekommen."

Das Buch aber, dem diese leidenschaftslos nüchternen Sätze entstammen (Henri Lichtenberger: ‚L'Allemagne d'aujourd'hui dans ses relations avec la France', Paris 1923), und das in einer Sammlung mit dem tröstlichen Titel: ‚Conciliation Internationale' erschienen ist, dient ganz dem Zweck, die Nebel der Unkenntnis und die Giftgase des Hasses zu zerstreuen; es will den französischen Standpunkt für Fremde verständlich machen und vor allem den deutschen Standpunkt für Franzosen darlegen. Der sich dieser rühmlichen Aufgabe unterzog, Henri Lichtenberger, hat dazu jede Art von Berufung. Professor an der Sorbonne, ist er zweifelsfrei guter Franzose; als Elsässer an sich deutschem Wesen hinlänglich nahestehend, ist er in langer fruchtbarer Gelehrtenarbeit, Werke über das Nibelungenlied, über Novalis, über Heine, über Nietzsche schreibend, tief in das Verständnis deutscher Kultur eingedrungen und hat im kleinen Finger mehr Empfinden für das Wesentliche deutschen Geistes als alle Deutschvölkischen hinter ihren eisernen Stirnen. Aber eben deshalb ist er ein guter Europäer, für den unser Erdteil immerdar ein Kollektivbegriff bleibt.

Zwei vor 1914 verfaßte Bücher über die Entwicklung des modernen Deutschland und über den deutschen Wirtschaftsimperialismus befähigten ihn ganz besonders, von der Dotation Carnegie mit der Erforschung und Darlegung der deutschen Verhältnisse nach dem Krieg betraut zu werden. Frucht dieser Studien ist ‚L'Allemagne d'aujourd'hui', das uns aus unbarmherzig sachlichem Spiegel unser Bild zurückwirft. Mit der wissenschaftlichen Objektivität des Anatomen, der eine Leiche seziert — ach! Deutschland ist ja fast eine Leiche! —, prüft er den deutsch-französischen Gegensatz vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege, beschäftigt sich mit den Parteien der Rechten, der Mitte, der Linken, legt ihren innenpolitischen Kern bloß und tut ihre außenpolitischen Strebungen dar; Keinem gibt er zu viel und Keinem zu wenig, und schaut das Bild oft nicht schmeichelhaft aus, so ist nicht der Spiegel daran schuld. Abweichend von der Durchschnittsmeinung in Frankreich sieht er deutlich die „zwei Deutschland", ist so unparteiisch, nicht einmal die Rechte als geschlossenen Block voll tödlichen Hasses und systematischer Feindschaft gegen Frankreich hinzustellen, unterstreicht dick den unleugbaren Versöhnungswillen der Linken und gesteht, daß die Novemberrevolution als Verleugnung des Militarismus gedeutet werden könne; aber er verschweigt nicht die Sphinxgestalt der schwarzrotgoldenen Republik, in der so Vieles blieb, was war und wie es war; er setzt die steigende Frechheit der Nationalisten und Nationalunken in seine Rechnung ein, die politischen Morde, den weißen Schrecken; er weist auf Bayern, ja, auf Bayern hin, und wenn er zusammenfaßt: „Der alte deutsche Imperialismus ist nicht tot; er ist lebendig und lebenskräftig bei einer tätigen, leidenschaftlichen, fanatischen Minderheit, die mit aller Kraft danach strebt, ihren Einfluß auf die Massen wiederaufzurichten", so ringt sich keinem ehrlichen Kenner der deut-

schen Verhältnisse ein: Nein! Sie irren, Herr Professor! von den Lippen.

Betont Lichtenberger, daß Fankreich in einem republikanischen und demokratischen Deutschland das Unterpfand friedlicher Entwicklung sehe, so scheinen ihm manchmal Zweifel aufzusteigen, ob die Haltung der Entente zur deutschen Demokratie stets richtig war. In den Unabhängigen erblickte sie verkappte Bolschewiks, eine sozialistische deutsche Republik würde ihr Unruhe einflößen, und wenn sich in Frankreich nicht gern einflußreiche Leute mit den Vertretern der deutschen Großindustrie und Hochfinanz an einen Tisch setzten, um über den Kopf der Sozialisten und Demokraten hinweg die Reparationsfrage zu lösen, brauchte Lichtenberger nicht so eindringlich seine Stimme gegen die Gefahren einer solchen Schwenkung zu erheben. Gelegentlich offenbaren die Erben der Ueberlieferungen von 1789 ihr Herz für den demokratischen und republikanischen Gedanken gar in eigentümlichster Art, und Lichtenberger sollte auch jenes Frankreich nicht vergessen, das mit bayrischen Monarchisten liebäugelt und den ungarischen Ur- und Erzreaktionären gewogen ist.

Ein Prüfstein, wenn ein Deutscher über Frankreich oder ein Franzose über Deutschland schreibt, ist die Kriegsschuldfrage. Wie es nicht anders sein kann, sieht Lichtenberger ein Uebergewicht der Schuld bei Deutschlands Machthabern, aber „niemals ist der Schuldige absolut, niemals ist er allein verantwortlich", und vor allem dient die ganze Kriegsschuldliteratur auf der einen wie der andern Seite in erster Reihe dazu, „wie während des Krieges den Mut der Kämpfenden zu heben", und viel eher dazu, „Leidenschaften zu erregen als Licht zu verbreiten". Ebenso unverblendet prüft er die Frage, wer an dem Verfall der deutschen Wirtschaft Schuld trägt, und verwirft ebenso die Lehre von dem betrügerischen Bankerott Deutschlands wie die These von den ausschließlichen Wirkungen des Versailler Vertrags, denn über die Kapitalflucht der Großverdiener, die Zahlungsdrückebergerei der Kriegs- und Nachkriegsgewinnler, die Schüchternheit der Regierung beim Erfassen der Sachwerte weiß er so gut wie nur ein Deutscher, nein, weit besser als die meisten Deutschen Bescheid. Aber er malt auch das soziale Elend der breiten Massen in Deutschland mit so unerschrockenem Pinsel wie kein andrer Franzose. Was Alles die Zerbröckelung unsrer Währung im Gefolge hat: die wahnsinnige Teuerung, die um sich greifende Unterernährung, die steigende Kindersterblichkeit, den Siegeszug der Schwindsucht, die nervenzerrüttende Unsicherheit der Lebensführung — Alles wird hier mit Zahlen und Belegen grausam sinnfällig, und wenn in den Amtsstuben der deutschen obersten Gewalthaber die schauerlichsten Bilder und ergreifendsten Ziffern aus dem zerstörten Nordfrankreich hängen sollten, so müßte Poincarés Blick, wenn er vom Schreibtisch aufschaut, auf diese Tabellen des deutschen Elends fallen.

Ueberzeugt, daß es gelingen müsse, sofern man nur im Geist der Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit die Vorschläge von hüben und drüben abwägt, ohne allzugroße Schwierigkeit zum Ausgleich zwischen Frankreich und Deutschland zu kommen, er-

kennt Lichtenberger doch klar, daß wir dem Chaos nur durch den wirtschaftlichen Wiederaufbau der ganzen Welt zu entrinnen vermögen, der sich wieder nur durch Mitarbeit Aller vollziehen kann. Dieses Ziel vor Augen, ist er als Wissenschafter weder Optimist noch Pessimist. Aber wenn er Deutsche sieht, die glühend den Augenblick herbeisehnen, „die Rechnung mit Frankreich zu begleichen“ und es „zum Weißbluten zu bringen“, wenn er Franzosen erblickt, die der freveln Ansicht sind, „daß es zwanzig Millionen Deutscher zu viel gibt“, so stellt er trotz allem fest: Die Exaltados sind auf beiden Seiten in der Minderheit; in Frankreich haben die Massen im allgemeinen gegen Deutschland keinen Haß mehr, kaum eine vage Abneigung, und die Predigt zum Heiligen Krieg gegen den Erbfeind fiele bei ihnen nicht auf fruchtbaren Boden! Und er ruft auf zur weitern „Demobilmachung des Hasses“, zur „Arbeit an der Annäherung der durch die Welttragödie getrennten Völker“ unter der Losung der Wahrheit und der Mäßigung!

Wie recht hat d'Estournelles de Constant, daß er im Geleitwort Lichtenbergers Buch „une bonne action“ nennt, denn de Villers, die Staël, Renan und die Andern in Ehren — dieses Buch jetzt geschrieben zu haben, ist rühmlicher, als das Ruhrrevier besetzt, ja, als die Marneschlacht gewonnen zu haben.

Zu diesen Engländern von Knut Hamsun

Der Engländer hat seine eigne Religion hier auf der Welt und rechtfertigt sie auf ganz englische Weise. Er unterjocht Volk um Volk, nimmt ihnen die Selbständigkeit, kastriert sie und macht sie dick und still. Dann sagt der Engländer eines Tages: Laßt uns nun der Heiligen Schrift gemäß gerecht sein! Und dann gewährt er den Kastraten etwas, das er Selbstverwaltung nennt. Ich frage mich, ob nicht vielleicht die Engländer ihren eignen Gott haben, einen englischen Gott, wie sie auch ihr eignes Gepräge haben. Könnten Sie sich sonst erklären, daß sie unablässig auf der ganzen Welt Eroberungskriege führen und nachher, wenn sie gesiegt haben, meinen, sie hätten eine gute und hochherzige Tat vollbracht? Sie verlangen von allen Menschen, daß sie es so auffassen, sie danken ihrem englischen Gott dafür, daß die Untat gelungen ist, sie werden fromm davon. Andern Völkern kommt es merkwürdig vor, daß die Engländer nicht ihre Augen niederschlagen; sie müssen unbedingt ihren eignen Gott haben, der mit ihnen zufrieden ist und ihnen Rechtfertigung erteilt. Sie schreiben in die Zeitungen, jetzt sei der Augenblick gekommen, jetzt müßte die Menschheit anders werden, sie machen es zu ihrem Programm: „Kommt jetzt, wir wollen uns hinsetzen und fromm werden,“ sagen sie, „was haben wir denn sonst zu tun? O, wie ganz anders müssen die Menschen nun werden, alle müssen anders werden als zuvor, andre Bilder müssen an die Wände, andre Bücher auf die Bücherbretter, andre Prediger in die Kirchen, wir müssen ein andres Volksgewissen bekommen. Und ein andres Zusammenleben unter den Menschen, andre Einrichtungen in den Häusern, eine andre Wissenschaft, eine andre Menschenliebe, eine andre Gottesfurcht — kurz gesagt: jetzt soll es ein andres Paar Stiefel werden!“ Warum? Weil die Engländer selbst anders geworden sind? Die Engländer werden niemals anders. Weil die Menschheit sich plötzlich gegen früher verändert hat? Die Menschheit wird nur ungeheuer langsam und nach vielen, vielen Erdenleben anders, als sie gewesen ist . . .

Wirtschaftsführer von Frank Faßland

XXV.

Oelkönige

Petroleum, das ist eines der großen Kampfobjekte der Weltpolitik, ein Zankapfel, um den sich die Weltmächte streiten, — mehr fast als um Kohle und Eisen, deren Besitz doch zweifellos für die Zwecke friedlicher Kulturarbeit wie kriegerischer Rüstung noch ungleich wichtiger ist als Petroleum. Woran liegt das? Kohle und Eisen sind — politisch wie kapitalistisch — seit langem in fester Hand. Auch die größten Petroleumgebiete freilich — in Nordamerika, in Niederländisch-Indien — liegen seit Jahrzehnten unangreifbar im Besitz mächtiger Trusts: der Standard Oil Co. und der holländisch-englischen Royal-Dutsch-Shell-Gruppe. Daneben wurden aber — in Rumänien und Galizien — neue Erdölgebiete erschlossen, in deren Ausbau das amerikanische, deutsche, englische und französische Kapital rivalisierte. Der Kriegsausgang hat die Besitzverhältnisse in diesen Gebieten von Grund auf umgewälzt. Der deutsche Einfluß wurde ausgeschaltet, und um das wohlbestellte Erbe deutscher Industrialisierungskunst raufte sich das internationale Siegerkapital. Auch in der russischen Naphta-Industrie, die heute unter dem Druck der nachrevolutionären Verhältnisse nur schwach atmet, wittert das westliche Kapital große Zukunftschancen. Noch unbegrenztere Möglichkeiten haben sich in Mesopotamien, in Mexiko und in Argentinien erschlossen Hier ist überhaupt Neuland für Petroleumpioniere, und der Politiker, der derartige wirtschaftliche Machtprobleme noch viel schärfer zuspitzt als der Wirtschafter, von dem er sich in sie hineinschieben läßt, findet ein weites Feld für seine Schachzüge. Die Bedeutung des Petroleums hat sich in der letzten Zeit zudem noch gewaltig verstärkt durch seine Verwendung als Brennstoff für die Handels- und die Kriegsmarine. Namentlich diese kann es nicht mehr entbehren, und die ganze Unterseebootwaffe — der deutsche Tauchbootkrieg hat es schmerzlich erwiesen — steht und fällt mit der Verfügung über hinreichende Oelmengen. Diese neuen Verwendungsarten haben gegen alle Erwartungen den schwindenden Konsum des Petroleums für Beleuchtungszwecke völlig wettgemacht, und insbesondere England, dessen eigner Petroleumbesitz bisher ziemlich schwach war, hat die Erlangung der Kontrolle über neuere Petroleumgebiete — namentlich in Persien und Mesopotamien — gradezu zu einem Schlüssel für seine ganze Orientpolitik gemacht.

Und Deutschland? Seine Rolle in der internationalen Petroleumpolitik scheint ausgespielt, seitdem der Vertrag von Versailles ihm nicht nur die großen Beteiligungen, die es in der rumänischen und der galizischen Petroleumindustrie, sondern auch seine ergiebigsten inländischen Quellen, die im Elsaß gelegenen Pechelbronner Werke, fortgenommen hat. Dennoch hat die deutsche Oelindustrie, haben die großen und wohlorganisierten Konzerne, die vor dem Kriege, getragen von starkem imperialistischen Expansionswillen, das deutsche Petroleumkapital zu einem Faktor

von internationaler Bedeutung zu machen wußten, nicht vor Verhältnissen kapituliert, die nahezu hoffnungslos zu sein schienen. Diesmal wie damals haben sie ganz neue Wege eingeschlagen, Wege, auf denen ihnen vielleicht die an Voraussetzungen und Quellen viel reichere ausländische Industrie wird folgen müssen. Wie so manchmal in der Wirtschaftsgeschichte hat sich die Kargheit als ein viel tatkräftigerer Pionier des Fortschritts erwiesen denn der Reichtum. Darum lohnt es sich auch jetzt noch, wo die alten Entwicklungen abgebrochen sind und sich neue nur eben angesponnen haben, die Geschichte der deutschen Petroleumindustrie und der in der breitern Oeffentlichkeit kaum dem Namen nach bekannten Männer, die sie geschaffen haben, in kurzen Strichen nachzuzeichnen.

Urspünglich hatte Deutschland zum Petroleum keine andern Beziehungen als die des großen Konsumenten. Es gehörte zu den wichtigsten Abnehmern der amerikanischen Petroleumindustrie, und zwar verwandte es das Erdöl in der Zeit vor der Errichtung der großen Elektrischen Ueberlandzentralen nur zum kleinern Teil als Schmieröl für Maschinen und Treiböl für Motoren, zum größten Teil noch für Leuchtzwecke. Bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein war das Petroleum die Lichtquelle des platten Landes und der kleinen Landstädte. Deutschlands eigne kleine Petroleumindustrie war zersplittert und schlecht organisiert; sie beschränkte sich fast ausschließlich auf die Pechelbronner Quellen im Elsaß. Nicht nur die Einfuhr, sondern auch das Verteilungsgeschäft in Deutschland selbst lag fast monopolistisch in der Hand der auf dem Weltmarkt übermächtigen amerikanischen Standard Oil Co. Ihre deutsche Tochtergesellschaft, die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft in Hamburg, hatte ganz Deutschland mit einem musterhaft organisierten Lieferungs- und Tankwagen-System überzogen. Eine solche abhängige Situation ertrug das auf wirtschaftliche Selbständigkeit und Selbstversorgung bedachte, in allen Säften des Unternehmungsdranges quellende Deutschland der Vorkriegszeit nur schwer. Man wollte sich nicht damit begnügen, Objekt der Petroleumpolitik zu sein, sondern selbst eine Petroleummacht werden und wenigstens in der Versorgung des eignen Landes ein gewichtiges Wort mitsprechen. Nichts war unter diesen Umständen verständlicher, als daß das deutsche Unternehmerkapital mit beiden Händen zugriff, als die grade am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts beginnende Exploitierung der rumänischen und galizischen Petroleumlager die Gelegenheit zu großzügiger Betätigung bot.

Zwei Hauptwege waren es, auf denen die deutsche Privatinitiative in diese neuen Petroleumgebiete vordrang. Der eine war die große Finanzstraße, die Georg v. Siemens nach dem Orient und dem Balkan erschlossen hatte. Die türkischen und kleinasiatischen Bahnen hatten das Orientinteresse der Deutschen Bank begründet, und wenn auch nicht die Deutsche Bank, sondern die Disconto-Gesellschaft als Beteiligte der alten wiener Rothschild-Gruppe die rumänischen Staatsanleihen in Deutschland herausgebracht hatte, so befand sich doch auch die Deutsche Bank in einer „vorgewärmten“ Sphäre, als sie sich in großem Stil

an der Aufschließung der in Rumänien neuentdeckten großen Erdölquellen beteiligte. Die von ihr gegründete Steaua Romana war neben der von der holländischen Royal Dutsch errichteten Astra Romana das größte und bestorganisierte Petroleumunternehmen Rumäniens: aber die Deutsche Bank, getrieben von der Initiative Arthur Gwinners und später des jungen tatkräftig-geschmeidigen Emil Stauß, beschränkte sich nicht darauf, diese Produktionsgesellschaft mit allen Mitteln moderner Industrialisierungskunst und unter Investierung reicher Geldmittel auszubauen, sondern sie organisierte für den Absatz dieser Produktionsgesellschaft auch ein Netz von Verkaufsgesellschaften, das in der Deutschen Petroleum-Verkaufs-Gesellschaft und in der Europäischen Petroleum-Union konzentriert wurde. Verbündet mit großen russischen Naphta-Interessenten vermaß sich diese Gruppe sogar, der mächtigen Standard Oil Co. den Kampf um das deutsche Absatzgebiet anzusagen, indem sie die deutsche Regierung überredete, das Verkaufsmonopol der Amerikaner durch ein Reichsmonopol zu überwinden, das zwar die Standard Oil Co. nicht ausschließen, aber doch ihre Vormacht brechen sollte. Diese etwas unreifen Monopolpläne scheiterten nicht so sehr an der Gegenwirkung der Amerikaner als hauptsächlich an dem Widerstand, den ihnen der zweite große deutsche Petroleumkonzern, die Deutsche Erdöl A.-G., entgegensetzte.

*

War die Deutsche Petroleum A.-G. die Schöpfung eines geldanlagebedürftigen Bankkapitals, so verdankt die Deutsche Erdöl A.-G. ihre Entwicklung dem unternehmerischen Genie, der finderischen Kühnheit eines einzelnen Mannes, der kürzlich — der großen Masse völlig unbekannt — gestorben ist, nachdem er mit schöpferischem Sinn ein großes Werk fast aus dem Nichts aufgerichtet hatte:

Rudolf Nöllenburg.

Er war es, der der deutschen Oelindustrie die neuen, zeugenden Ideen zuführte, der sie vor der „gernegroßen" Torheit des von vorn herein zum Zusammenbruch verurteilten „Reichspetroleummonopols mit unzulänglichen Mitteln" bewahrte, der seine besten Kräfte und glücklichsten Gedanken nicht aus dem Reichtum der Möglichkeiten, sondern aus der Notwendigkeit zog, versperrte Wege zu umgehen, der nie vor einer widrigen Entwicklung (und immer wieder wurde sein hochgeführtes Werk von ihnen bedroht) kapitulierte, sondern grade aus ihr die Fähigkeit zur Erneuerung und Steigerung seines Werkes schöpfte. Eine der interessantesten Persönlichkeiten, eines der seltsamsten Schicksale der deutschen Industrie, ein Mensch, der seinen Aufstieg ganz sich selbst und seiner geistigen Hochspannung verdankte, der mit seinem Werke wuchs und für sein Werk so überzeugend zu werben verstand, daß große Banken wie die Disconto-Gesellschaft sich schließlich bedingungslos seiner Führung anvertrauten.

Im Jahre 1906 machte die sogenannte lex Gamp dem freien Mutungsrecht für Steinkohlen und Kali in Preußen ein Ende und bereitete jenes bekannte Gesetz vor, wonach die Gewinnung dieser Mineralien ausschließlich dem Staat vorbehalten wurde.

Damit die begonnenen Bohrunternehmungen Privater nicht von einem auf den andern Tag zum Erliegen kämen, war eine Uebergangszeit vorgesehen, innerhalb derer alle Die, welche eine bestimmte Bohrung in Angriff genommen hatten, die sogenannten „Schlagkreise“, das heißt: kreisartig um die Bohrung herum liegende Komplexe von etwa 24 Mineralfeldern ausbohren und darauf noch private Mutungen nehmen konnten. Rudolf Nöllenburg war damals der kleine Direktor eines kleinen Tiefbohrunternehmens, der Deutschen Tiefbohr-Gesellschaft in Nordhausen. Diesen Tiefbohrgesellschaften, die für fremde oder eigne Rechnung Bohrungen auf allerlei Mineralien ausführten, wurde wohl durch die lex Gamp ihre Zukunftsentwicklung abgeschnitten; aber vorher erlebten sie noch ein paar Jahre märchenhafter Konjunktur. Sie sicherten sich infolge der Berechtigung, die angebohrten Schlagkreise auszubohren, eine große Anzahl von Bergwerksfeldern, die sie dann — zu den Seltenheitspreisen der zu Ende gehenden Periode der Mutungsfreiheit — weiterveräußerten. Namentlich zwei Gesellschaften konnten diese Bohrkonjunktur bis auf den Grund ausnutzen: Nöllenburgs Deutsche Tiefbohr-Gesellschaft und in noch viel größerm Maße die dem Schaaffhausenschen Bankverein gehörende Internationale Bohr-Gesellschaft. Die Schicksale dieser beiden Unternehmungen sind so recht geeignet, den Unterschied zwischen der industriellen Ausschöpfung einer Gegenwartskonjunktur und einer in die Zukunft bauenden Voraussicht zu illustrieren. Die Internationale Bohr-Gesellschaft brachte der Bank, der sie gehörte, eine Serie riesiger Dividenden, um dann — nach Abwicklung ihrer Felderverkäufe — wie eine herabgebrannte Kerze zu erlöschen. Nöllenburg aber benutzte die Gewinne, die ihm jene Konjunkturjahre in den Schoß geworfen hatten, um etwas ganz Neues, viel Größeres und Festeres aufzubauen, als er je besessen hatte. Die Kalibohrungen, die von seiner Gesellschaft in der Provinz Hannover ausgeführt worden waren, hatten dort auch einige kleinere Erdölvorkommen aufgeschlossen, die Nöllenburg fast alle in seine Hand brachte. Dazu sicherte er sich die im Elsaß gelegenen Pechelbronner Erdölwerke, modernisierte ihren Betrieb und hatte nun nahezu die ganze deutsche Erdölproduktion in seiner Hand vereinigt. Damit begnügte er sich aber nicht. Mit vier Prozent des deutschen Petroleumverbrauchs — mehr lieferten die elsässischen und hannoverschen Werke nicht — ließ sich kein Konzern aufbauen, der auf dem Oelmarkt mitsprechen konnte. Nöllenburg stieß darum in die galizische und rumänische Erdöl-Industrie vor. Beide wurden damals nach primitiven, rein empirischen Methoden betrieben, waren schlecht organisiert und litten unter Kapitalmangel, da das ausländische Kapital nach den ersten, auf schlechte Wirtschaft und leichtfertige Gründerei zurückzuführenden Mißerfolgen sich sehr reserviert verhielt. Nöllenburg suchte sich in Galizien wie in Rumänien mit scharfem Blick Oelquellen, Raffinerien, Rohrleitungen, aus denen etwas zu machen war, kaufte sie in ihrem desolaten Zustand billig zusammen, und unter seinen Händen gewannen sie schnell Bedeutung und Gesundheit. In der „Olex“ Petroleum A.-G. schuf sich Nöllenburg eine mustergültige Ver-

kaufsorganisation, sodaß er schon vor dem Krieg einen Komplex geschaffen hatte, der es mit dem finanziell viel reicher dotierten Petroleumkonzern der Deutschen Bank wohl aufnehmen konnte.

Im Kriege, als die amerikanischen und russischen Petroleumzufuhren nach Deutschland gesperrt waren, wuchs naturgemäß die Bedeutung der einheimischen, der galizischen und rumänischen Erdölquellen für die „belagerte Festung Deutschland“ ganz gewaltig. Aber trotz intensivster Ausbeutung vermochte sie den Bedarf der Zentralmächte nicht zu decken, besonders nachdem Rumänien sich deren Feinden angeschlossen hatte. Nöllenburg begnügte sich auch diesmal nicht damit, die für seine Werke privatwirtschaftlich überaus günstige Konjunktur auszuschöpfen. Er erkannte mit klarem Blick, daß die Bedeutung des Petroleums für Leuchtzwecke nach der erzwungenen Entwöhnung und Ersetzung durch modernere Lichtquellen unwiderruflich dahin sei, daß aber das Oel als Schmieröl und Treiböl eine größere Zukunft als je habe. Für die Produktion von Schmieröl und Treiböl aber war man nicht auf das Erdöl angewiesen, sondern man konnte es ebensogut aus Kohlen extrahieren, und dies geschah schon seit geraumer Zeit auf einigen deutschen Braunkohlenwerken, die wie die Riebeckschen Montanwerke im Halleschen Bezirk Mineralöle, Paraffin, Stearin und Montanwachs aus dem im Schwelverfahren gewonnenen Braunkohlenteer absonderten. Dazu mußten aber besonders gute, fett- und ölreiche Braunkohlen verarbeitet werden. Nöllenburg wandte ein neues Verfahren: die Vergasung in Generatoren an, die gestattete, grade die minderwertigsten, als Brennstoffe kaum noch verwendbaren Kohlen zur Erzeugung von Mineralölen und daneben von elektrischer Kraft zu benutzen; und, da er gewohnt war, seine Ideen in großem Stil durchzuführen, erwarb er eine ganze Anzahl von Braunkohlenwerken namentlich im sächsischen und altenburgischen Bezirk, um sie zur Grundlage seiner Mineralgewinnung zu machen. Diese Voraussicht bewährte sich über die Maßen. Als der Kriegsausgang die deutschen Petroleumgesellschaften aller ihrer ausländischen Beteiligungen beraubte, als sogar die Pechelbronner Werke in französische Hände kamen, war Nöllenburgs Deutsche Erdöl A.-G. bereits auf Braunkohle umgestellt, ohne die sie sonst als eine Gesellschaft fast ohne Betrieb, als eine große Form ohne industrielle Substanz aus dem Kriege hervorgegangen wäre.

*

Auf dem Wege, den Nöllenburg vorangegangen war, ist ihm bald die ganze deutsche Oelindustrie gefolgt. Die Deutsche Petroleum A.-G. gliederte sich gleichfalls Braunkohlenbetriebe an und schloß einen Interessengemeinschaftsvertrag mit den Rütgerswerken, die zu den größten Verarbeitern von Teerderivaten in Deutschland gehören. Umstellung vom ausländischen Erdöl zum inländischen Kohlenöl wurde die Parole, und von ihr geleitet hat in letzter Zeit auch Hugo Stinnes einen Oeltrust um die Riebeckschen Braunkohlenwerke herumgebaut, der sich als dritte Macht neben die beiden ehemaligen Petroleumkonzerne stellte. Ob es Stinnes nur darum zu tun ist, seinem großen System vertikaler Vertrustung ein neues Glied (Kohlenverarbeitung auf Oel, Oel-

lieferung an die maschinellen Betriebe des Konzerns) anzufügen, oder ob sein Ehrgeiz vielleicht dahin geht, den beiden feindlichen Konzernen: Deutsche Erdöl-Gesellschaft und Deutsche Petroleum-Gesellschaft, zwischen denen die Wasser bisher immer zu tief waren, die Brücke zur Einigung zu bauen und sich schließlich selbst neben seinen vielen andern Industriekronen die Krone des großen vereinigten Oeltrustreichs aufs Haupt zu setzen — wer weiß es? Hätte Rudolf Nöllenburg gelebt, er würde in seinem hartschädeligen Unabhängigkeitssinn auch mit Hugo Stinnes nicht paktiert haben (während dem geschmeidigern Stauß schon eher eine solche Fusion zuzutrauen ist). Auch Nöllenburgs Nachfolger scheinen vorerst noch entschlossen, ihre Selbständigkeit zu wahren. Vom Braunkohlenöl sind sie in der letzten Zeit zum Steinkohlenöl vorgedrungen und haben sich für riesiges Geld die große westfälische Steinkohlen-Gewerkschaft Graf Bismarck angegliedert, die, als erste, Versuche im Großen mit der Verschwelung von Steinkohlen zum Zweck der Oelgewinnung gemacht hat. Aber auch auf dem eigentlichen Erdölgebiet hat die Deutsche Erdöl A.-G. nicht resigniert. Ihr Besitz ist klein geworden und beschränkt sich fast ausschließlich auf die hannoverschen Vorkommen und eine kleinere Beteiligung in Argentinien. Deren Ertrag aber hat sie durch Einführung eines neuen Schachtbaubetriebs gesteigert, der dem alten Bohrbetrieb wesentlich überlegen ist. So hat die sterbende deutsche Erdölindustrie der Technik der Petroleumgewinnung noch zuletzt neue Wege gewiesen, auf der ihr die großen ausländischen Werke wohl werden folgen müssen.

Tristitia post . . . von Ossip Kalenter

Laßt ab, Ihr Mädchen, jenen Step zu treten —
vergessen sei, was sich zur Nacht begab!
Nehmt graue Morgenkleider, schminkt euch ab
und öffnet die verhängten Fensterläden!

Wie traurig brennt das junge Licht des Tages,
wenn es mit rosa Ampelschein sich mischt . . .
Man fröstelt. Man ist wach. Der Wein verlischt.
Das Herz bedrängt ein Reugefühl, ein vages.

Die Spiegel meidet man, um zu vergessen.
Man gibt der Schließerin sein letztes Geld
und tritt hinaus in morgendliche Welt,
wo Kirchen ragen neben ernsten Essen.

Von irgendwo schlägts fünfeinhalb Uhr grade.
Der Mond steht bleich im stillen Himmelsteich,
und Weißdorn schimmert selterswassergleich,
und Rotdorn blüht wie Brauselimonade. .

Man geht dahin und hört die Amseln pfeifen
und fühlt die Frühe zauberisch und blau —
und plötzlich denkt man an die liebe Frau
und kann auf ein Mal gar nichts mehr begreifen.

Und doch sagt man sich dann im Weitersteigen
und später noch, wenn man zu Bett sich legt:
„Es war ganz nett . . . So bunt und aufgeregt . . .
Die ganze Atmosphäre war so eigen . . .“

Allotria von Peter Panter

In der grauenhaften Schulklasse Deutschland ist der unartige Schüler Hans Reimann noch einer der amüsantesten. Er macht wenigstens Unfug. Aber dafür wird er auch nie versetzt werden.

Schläfrige Hitze brütet über dem Klassenraum. Vorn sitzt ein Pauker im schwarzen Rock, der sich ernst nimmt, weil er ernst genommen wird, er füllt seinen Stuhl, seinen Posten, seine Beinkleider gewichtig aus. Manchmal bohrt er in der Nase. Er doziert irgendetwas, was keinen Menschen interessiert, was aber im Lehrplan steht. Seine ethischen Anschauungen sehen aus wie die Linsen in seinem Bart: von gestern. Wird er lyrisch, so stellt man sich seine Füße in den Gummizugstiefeln vor. Die Klasse döst.

Und unter diesen Jungens, die diesen Namen gar nicht verdienen, die nur deshalb noch keine Telegraphenbauobersekretäre sind, weil ihnen die paar Jahre zum Anstellungsalter fehlen — unter diesem Haufen von Beamtenseelenablegern sitzt, natürlich auf der letzten Bank, in einer Ecke, der Schüler Hans Reimann und schnitzt mit seinem guten Weihnachtsmesser die Gesichter und Fratzen von Mitschülern und Lehrern, vom Pedell und vom Direktor, vom Schulrat und vom Turnwart in die königlich republikanischen Bänke. Wollen Sie das sehen? Dann lesen Sie ‚Von Karl May bis Max Pallenberg in 60 Minuten' (bei Kurt Wolff in München erschienen).

Das außerordentliche Einfühlungsvermögen Reimanns in fremde Stile befähigt ihn, sogar einen so diffizilen Stil wie den Meyrinks nachzuahmen. Wie gut ist das Alles beobachtet: diese merkwürdige Art, die direkte Rede vorangehen zu lassen — „‚Du träumst in Träumen', fährt es mir plötzlich durch die Nerven" —; die magisch-trommelnde Wiederholung alliterierender Worte; die langen Sätze mit dem unterirdisch klopfenden Rhythmus. Das finde ich fast noch feiner und besser als jene bekannten Parodien, über die man natürlich lauter lachen muß.

Da ist Ewers, der eigentlich nicht mehr zu schreiben brauchte, weil Reimann das viel schöner kann als er; der sanfte Bonsels mit den Unterbeinkleidern aus Sehnsucht und Flanell; die sanfte Prellwitz (dito, nur aus Flanell); Sternheim, dem die Grammatik zum Hals heraushängt; der klirrende leere Becher; Alice Berend, die ebenso spießig ist wie die Männlein und Weiblein, über die sie sich lustig zu machen vorgibt. Und ein paar ganz ausgezeichnete Parodien von Jan Altenburg der an dem Büchlein mitgearbeitet hat — die Leser der ‚Weltbühne' werden sich an die kleine Serie erinnern, wie Jan Altenburg kommandierte, und wie sie Alle gehorchten: „Auburtin, sehnen Sie sich mal!", und er sehnte sich; „Theodor Wolff! Seien Sie mal gepflegt!", und er war gepflegt und rührte an Alles, ohne anzustoßen; und: „Achtung! Stillgestann! Kronprinz Wilhelm!" — Sah ein Knab ein Rosner blühen —! Und auch Mehrings Form ist kopiert, allerdings nicht Mehrings Feuer.

Was aber den Schüler Reimann anbetrifft, so hat er sich im Falle Karl May, Hedwig Fourths-Malheur und für die Nachahmung eines Schmocks etwas zurechtgemacht, was es vor ein

paar Jahren noch nicht gegeben hat. Ich glaube nicht, daß unsre Eltern darüber gelacht hätten — schließlich wandelt sich ja der Begriff des Humors erheblich. Es ist ein Gemisch von Wortwitzen, falsch angewandten Bildern, Stilvermengungen, Verrenkungen und einem Pallawatsch, der denn doch in seiner Gesamtheit die Objekte der Kritik völlig erledigt. Ein typisches Beispiel findet sich in der kleinen Courths-Mahler-Parodie und heißt so:

„Da erklang eine sonore Stimme, und Freiherr von Sonnenschein, Adas Papa, stand in eigner Person zwischen dem schönen, aber ungleichen Pärchen, welches wie von der Tarantella gebissen, mit vor Verlegenheit gepeinigten Nerven das Weite suchte, um dasselbe geringschätzig zu mustern, dem der auf Seide gearbeitete Frack, welcher sich unter einem batistseidenen Hemd wölbte, direkt himmlisch zu Gesicht stand, um dasselbe in seine ihm von der Natur auferlegten Schranken zurückzuweisen, das Meer erglänzte weit hinaus."

Diesen letzten, im Zusammenhang völlig sinnlosen Satz gibt es einfach „zu". Es ist schon ganz egal — weil wir grade bei der Lyrik sind und bei der poetischen Erhabenheit, da lassen wirs schon erglänzen. In der sonst ausgezeichneten Parodie Roda Rodas auf die Eschstruth — vor langen Jahren erschienen — hätte so etwas noch nicht stehen können: da war Alles viel logischer, sinnfälliger und letzten Endes viel liebenswürdiger. Dies hier liegt schon bedenklich nahe bei Grosz.

Ganz gelungen ist ihm dieser Stilmischmasch in der ersten Indianergeschichte, die man nicht trocknen Auges durchackert. Sie ist hinreißend komisch: von eben jener Komik, die spielerisch mit den Dingen umherhüpft. Er ist ein klein wenig esoterisch, dieser Humor — er sagt immer: Du weißt doch schon! Wie? Du weißt nicht? Ja, dann gehörst du nicht zu uns, und dann ist dir nicht zu helfen. (So hat sich, zum Beispiel, der Flechtheim-Kreis im ‚Querschnitt' so einen Privat-Humor geschaffen. Aber besser so einer als keiner oder gar als der privilegierte reichsdeutsche.)

Ja, es ist eine artige Literaturgeschichte, die der Schüler Reimann da in die Bänke geschnitzt hat.

Draußen, auf dem Hof, üben die Freicorps in Gruppenkolonnen: „Rumpf vorwärts — beu — eugt!" Und die Zugführer wissen es so einzurichten, daß sich alle die strammen Kehrseiten grade vor dem Fenster des Schuldirektors Ebert tief verbeugen. Und der sieht, krampfhaft geschmeichelt, aus dem Fenster, lüpft den stets bereit gehaltenen Zylinder und spricht: „Das deutsche Volk . . . Stammesbrüderschaft . . . treues Zusammenhalten . . . die Repub . . . lik!" Und alle Kehrseiten verbeugen sich.

Reimann aber sitzt in der Ecke und grinst und schnitzt. (Mich hat er auch hingemalt.) Und ich gucke ihn an und muß lachen und werde gleich eine Stunde Arrest bekommen und mag das ganze Klassenzimmer schon nicht mehr sehen. Und ein tiefer Wunsch ist in mir, ein „Sichnachaußendrängen", wie Prellwitz sagen würde, und gleich hebe ich den Finger, ich Eingesperrter in der Schulklasse Deutschland, und sage ein Wort, das Wort meines jämmerlichen Lebens:

„Herr Lehrer! Ich möchte mal hinausgehen!"

Bassermann in Wien von Alfred Polgar

Drei Akte aus dem Leben eines großen Sängers, Frauenverbrauchers und Egoisten (die Dichter heißen Fred und Fanny Hatton, zu ihnen gesellte sich noch Leo Dietrichstein). Theater von innen angeschaut. Die Betrachtung ist zärtlich, streng und verlogen. Auch was sie schwarz sieht, ist nur stärker aufgetragenes Rosa-rot. Der Betrieb entfaltet sein närrisches Brio. Wir sind in New York, und auf dem Theater im Theater geht es hitzig international her. Ein lautes, gehetztes Durcheinander von Sprachfarben und Temperamenten, ein Gedränge von Ehrgeiz, Intrige, Kunst, Liebe, Geschäft. ‚Der große Bariton' gastiert als Don Giovanni. Eine Liebelei mit Elvira gedeiht bis zur Verlobung: aber es ist eine ungesunde Sache, denn Elvira hat ihr Herz nicht mehr; das hat der Sänger Carlo, Sohn der Bianka, die vor einem Vierteljahrhundert dem Bariton süße Gefährtin war. Zwiefache Eifersucht des Meisters auf Carlo, der um dreißig Jahre frischer singt und um dreißig Jahre feuriger liebt. Eines Tages versagt dem großen Sänger die Stimme, und im dritten Akt hat er sie ganz verloren. Nun hält es das Mädchen Elvira, das gekommen war, die Verlobung zu lösen, für seine Pflicht, bei der geknickten Stange zu bleiben. Jene Bianka tritt dazwischen. Betroffen von ihrem Vorwurf, daß häßliche Ichsucht sein Tun leite, gibt der große Bariton (der es, ach, gewesen) Elvira frei. Er wird, trotz Stimm- und Brautverlust, nicht untergehen. Er hat die göttliche Leichtigkeit. Zum letzten Aktschluß schwimmt er schon munter auf dem Tränenmeer, in das wir glaubten ihn versinken sehn zu müssen.

Der Duktus der Komödie ist ziemlich albern: aber er führt oft ganz nahe vorüber an Menschlichem, auch an Dichterischem. Ruhm und Liebe, die entgleiten — solchem Vorgang, spiele er sich zwischen noch so schiefen und gepatzten Seelenkulissen ab, ist ein Herzschlag des Zuschauers sicher. Absolut starker Augenblick, wenn der heisere alte Bariton, im Don-Juan-Kostüm hinter der Bühne, den jungen Rivalen singen und siegen hört. Horch auf den Klang der Zither! Chant macabre für Don Juan, der es nicht mehr sein darf. Alle Tragik des Lebendig-Tot-Seins steckt in solchem Augenblick. Und wen, der den holden Unsinn der Liebe liebt, träfe nicht im läppischsten Exempel noch die Schärfe des Wahrworts: Torheit schützt vor Alter nicht . . . ?

Bassermann spielt den großen Bariton, das große Kind und den großen Fatzke im großen Künstler. Er ist ein Gourmet und Genießer seiner eignen Schauspielerei und lockt den Zuschauer zum unersättlichen Mitgenuß. Die Bühne ist voll Dampf und Klang und Blitz seines Wesens. Der Feuerzauber in Person. Wie er das deutsche Idiom romanisch bricht und färbt, das ist allein schon bezauberndes Hörspiel. Aus seinen Sprachmarotten macht er Charakter. Daß er, zum Beispiel, die Schlußkonsonanten so übertrieben spitzt und schärft, hilft zu dem Eindruck: Wort als Waffe im Daseinskampf. Das Hohle, Hohlräumige der Figur, das sie an den Oberflächen von Glück und Unglück hält und vor Sinken in tieferes Erleben hütet, trifft er so sicher wie das

Somnambule, ihr Komödiantentum wird so stark fühlbar wie ihre tiefe, echte Vitalität, ihr gefräßiger Appetit auf Leben so deutlich wie ihre Kleinkinderangst, von ihm gefressen zu werden. Es ist eine Freude, den Techniken, Launen, Gewaltgriffen und Zartheiten dieses Bassermann-Spiels zu unterliegen, von seiner funkelnden Strömung mitgenommen zu werden.

Mussorgsky von Oskar Bie

3.

Die Opern

Die Opern werden der Sammelpunkt von Mussorgskys Interessen. Kein altes Schema, kein Katechismus der Arien und Chöre, letzte Möglichkeiten neuer Form und neuen Ausdrucks. Ich lege sie nicht in ihrer historischen Folge hin, ich entfalte sie bis zu ihrer Blüte in ‚Boris Godunow'. Was weiß ich von den Anfängen? Irgendwo liegt das Manuscript seines ersten Aktes, den er nach Gogols ‚Heirat' verfaßte, mit wörtlicher Benutzung des Textes. Es war ein Zeichen seiner Abwendung von der Schablone. Seine verschiedenen Chöre, seine Orchesterstücke, die manchmal uns schon im Konzert vergnügen, sind Merksteine an diesem Wege. Aber ich eile zu den Opern selbst — und die ersten gedruckten Stücke, die mir begegnen, sind die Fragmente aus dem ‚Markt von Sorotchintsi', einer dreiaktigen komischen Oper nach Gogol, die Cui bearbeitet hat. Kleinrussische Melodien amüsieren uns in Tanz und Lied, ohne besondere elementare Bedeutung. Hier steht der berühmte Gopak, Tanz in frischesten Rhythmen, von einer fast akrobatischen Beweglichkeit der turbulenten Melodie. Parassias Gesang blüht in einer süßlichen Lyrik feiner nationaler Färbungen. Khivria bewundert ihre Schönheit, unter demselben reizenden Zauber kleiner neckischer Tanzmelodien. Die Einleitung gibt in bunten nationalen Weisen Klima und Stimmung der kleinrussischen Szenerie. Das dankbarste Stück ist die „Reverie" des jungen Gritsko, eine Arie voll Schwermut, lang hingezogene russische Melodie, wehmütig koloriert, klagend auf und ab, im Wechsel mit der Soloorchesterstimme weit in die Lüfte hinaus gezogen, im Mittelteil beruhigter und formaler auf den Stützen akkordlicher Begleiung. Wer russische Musik auf populärem Wege studieren und lieben will, greife zu diesem Stück.

‚Khoanchtchina', die fünfaktige Oper, haben viele Russen so gern, daß sie sie dem ‚Boris Godunow' vorziehen. Bei der Distanz, die von hier aus geboten ist, setzen wir sie um einen Grad niedriger. Russischer ist sie unbedingt, voll von jenen kleinen entzückenden Melodien und Tänzen, die den Atem des Landes tragen. Aber der große dramatische Wurf, die Weite des Horizontes, die Tiefe der Anschauung fehlt ihr. Fragmentarischer ist sie auch geblieben. Stassow empfahl diesen Stoff dem Komponisten dringend. Aber die Szenen fanden sich ungleich zusammen. Die deutsche Stadt, das deutsche Mädchen traten zuerst stärker hervor. Vieles wurde dann gestrichen. Rimsky-Korsakow und später Strawinsky bearbeiteten den Torso. Einiges wurde wieder eingesetzt. Hin und her geht der Text, ohne die letzte Konzentration, die der wunderbare Stoff verlangt. Welcher Stoff! Es ist der Kampf der Altgläubigen und Bojaren gegen das neue Zaren-

tum Peters. Fürsten verschiedenen Typs, voran der alte Khovanski, vertreten die heilige überlieferte Ordnung, die noch der goldne Glanz alter Mystik umstrahlt. Ein Schreiber, Intrigant zugleich und Patriot, spielt zwischendurch seine Rollen. Ein russisches Mädchen, Marfa, begeistert die Fürsten zur Erlösung im Flammentod, dem selbstgewählten Untergang der alten Welt. Ein deutsches Mädchen steht gegenüber als Kontrast. Die Strelitzen des alten Regimes stehen gegen die Reiter Peters. Zwei Welten stoßen auf einander. Die Oper empfiehlt den Erlösungstod in der mystischen Flamme für die untergehende Generation und den hellen Klang heldischer Trompeten für die aufsteigende Der Rote Platz verklärt sich im Morgenlicht. Unterhaltungen von Soldaten. Auftreten des Schreibers mit nationalen Motiven. Große Ensembles der Soldaten im russischen Stil. Russisches Leitmotiv des Khovanski. Starre Feierlichkeit der Altgläubigen in allen musikalischen Formen, priesterliche Soli und A-capella-Chöre. Marfa, als Wahrsagerin, kommt zu dem Fürsten Golizia, singt die große Beschwörung, sein Schicksal und Unheil, wertvollste Nummer der Oper, in der Schönheit verklärter nationaler Weisen. Marfas Liebeslied steigt empor, reine süße russische Melodie, in die Vision des Flammentodes gelöst. Aus dumpfem Grunde ertönt des Schreibers patriotisches Gebet für Rußland. Soldatenchöre, Soldatenlieder, Trinken und Tanzen und Gegenchor der mahnenden Frauen. Erzählung vom Ueberfall der Strelitzen durch die Reiter, in alter balladesker Legendenform. Chöre der Strelitzen, die den alten Khovanski anflehen. Wunderbar verklingendes Gebet. Große Szene Khovanskis zuhause. Diabolische Stimmung unter Weiberchören, Intermezzo der persischen Tänze, voll exotischer Anmut in geistreichsten Variationen. Khovanskis Triumph im Ornat und plötzlicher Tod. Klagend verquälte Chöre der verurteilten Strelitzen. Greller Gegensatz der frohen Musik Peters. Die Altgläubigen verlassen und verzweifelt im einsamen Walde. Musik von tiefer reiner resignierter Stimmung. Gebete im Ton von Jahrtausenden. Mit Kerzen schreiten sie ins Holzhaus zum Flammentod. Marfas süße Kantilene leuchtet noch einmal gen Himmel. Was ist Freiheit! ruft der junge Khovanski. Ja, was ist Freiheit! ruft Rußland. In russischen Lettern habe ich die Oper vor mir. Ich verstehe nur die Sprache der Noten, Gebet, Liebe, Klage, Triumph, wie sie sich international in der Notenschrift ausdrücken. Ich spiele das Klavier. Rechts steht ein russischer Sänger, der die Oper gut, aber die deutsche Sprache wenig kennt. Während er singt, verdolmetscht ein russischer Schriftsteller, der links von mir steht, den Inhalt mir ungefähr ins Deutsche. Es ist ein merkwürdiger Augenblick, in dem ich mich bemühe, dem Geist der russischen Musik, die ich liebe, auf solchen Brücken näher zu kommen. Und tagelang nachher noch spiele ich diese russischen Melodien, die gelöst vom Stoff ihr eignes Leben haben. Da greift mich der Stoff, genannt ‚Boris Godunow'. Mussorgsky entnahm diese Oper Puschkin und dichtete halb selbst dazu. Seine Musik wurde für ihn der Durchbruch zur Welt.

(Schluß folgt)

Zu diesem Stinnes von Lassalle

Noch größer als die Schmach, einer fremden großen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird.

Sechs Monate von Morus

Der passive Widerstand

Es sind jetzt anderthalb Monate her, seit die deutsche Regierung ihr Memorandum überreicht hat. Zur Ablehnung der ersten deutschen Note hat man nur ein paar Tage gebraucht. Zur Prüfung des zweiten Angebots braucht man immerhin ein paar Wochen. Das ist ein unverkennbarer Erfolg und zugleich der Beweis, daß es für Deutschland nur ein Mittel gibt, sich gegenüber dem stärkern Gegner durchzusetzen: nämlich ehrliche und vernünftige Vorschläge zu machen. Daß auch die letzte Offerte der Regierung Cuno weder in der Form noch im Inhalt ein Meisterwerk der Staatskunst war, ist männiglich bekannt. Aber der kleine Fortschritt gegenüber dem ersten Elaborat des Herrn von Rosenberg zeigt sich auch in der Wirkung. Statt des glatten „Nein" wird hin und her überlegt, was und wie man den Deutschen antworten soll. Der finanzielle Teil des Angebots hätte wahrscheinlich als Verhandlungsgrundlage genügt, wenn man gleichzeitig in der Frage des passiven Widerstandes einen für die Gegenseite annehmbaren Vorschlag gemacht hätte.

Herr Cuno glaubt aber die Rolle des starken Mannes, die er einmal übernommen hat, bis zum guten oder bittern Ende durchhalten zu müssen. Es klingt beinahe unglaublich, aber es ist so, daß der Reichskanzler nur sehr schwer sich dazu hat bewegen lassen, dem päpstlichen Nuntius eine Antwort über die Sabotageakte zu geben, die nicht als glatte Brüskierung empfunden werden mußte, und Herr von Rosenberg und Herr Hermes hatten alle Mühe, wenigstens jenes Communiqué durchzusetzen, das immer noch ausreichte, die Franzosen und Belgier beinahe zur Abberufung ihres Berliner Botschafters und Gesandten zu veranlassen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die deutsche Regierung über das, was nun einmal geschehen ist, mehr sagen konnte. Aber wie soll das in Zukunft werden? Will Herr Cuno weiter die Brückensprengungen und Bombenattentate „aus der Erregung eines gepeinigten Volkes und als verzweifelte Versuche der Notwehr" entschuldigen und trotzdem „jede verbrecherische Gewaltanwendung" verurteilen? Für eins von beiden wird sich die deutsche Regierung allmählich entscheiden müssen: entweder Notwehr und Freispruch oder Verbrechen und Bekämpfung. Aber das Hin- und Herpendeln zwischen Ja und Nein muß notwendigerweise den Eindruck erwecken, daß hier etwas nicht stimmt.

Das Kabinett Cuno scheint sich dieser Zweideutigkeit gar nicht recht bewußt zu sein, und seine Stellung zu den Sabotageakten ist nicht viel anders als seine Stellung zum passiven Widerstand: der Staat spielt den unbeteiligten Dritten, der nichts dazu und dagegen tun kann. Er spielt diese Rolle mit der Passion und der innern Ueberzeugtheit des großen Tragöden. Aber es hilft nichts: wenn er wieder eine Rolle auf der Weltbühne spielen will, wird er sich vorerst abschminken müssen und als das zeigen, was er ist oder doch sein soll, nämlich als Autorität. Wer kann mit einem Staat verhandeln, der immer von sich sagt, er könne gegen seine eignen Bürger nichts ausrichten und müsse hinnehmen, was die „Bevölkerung" — ein recht vager Begriff — im Ruhrgebiet und im Rheinland will. Ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung unglaub-

würdig ist — denn Jedermann weiß doch, daß das Reich dem besetzten Gebiet das Geld zum Lebensunterhalt gibt und daß es schon dadurch entscheidenden Einfluß auf die Haltung der Bevölkerung ausüben kann —: die Behauptung ist politisch verderblich, weil sie den Staat zum Popanz macht. Die deutsche Regierung muß die Fiktion von der ohnmächtigen Duldung des passiven Widerstandes aufgeben, wenn sie nicht dem Gespött der Welt anheimfallen will. Sie muß den Mut haben, zu sagen, was sie will und was sie nicht will, was sie gutheißt und was sie verurteilt, was sie unterstützt und was sie bekämpft. Sie muß den Mut zur Wahrheit haben und den Mut zur Führung. Alles andre sind Abwege, die uns immer tiefer ins Elend hineinführen.

Der Kampf um die Kohle

Je länger die Ruhraktion dauert, umso weniger hört man in der Oeffentlichkeit von den wirtschaftlichen Folgen des Kohlenkrieges. Gewiß, man sieht die Mark ins Bodenlose sinken, sieht von Tag zu Tag die Preise in die Höhe steigen, und da Löhne und Gehälter nur unvollkommen folgen, entsteht der Eindruck der Teurung. Man weiß, wenn es auch noch nicht Alle offen eingestehen: die Ruhraktion hat daran schuld. Aber die unmittelbaren Wirtschaftsfolgen der Ruhraktion scheinen in Deutschland nicht zu interessieren. Man fragt nicht mehr, wie es in den Zechen und Hüttenwerken im Ruhrgebiet aussieht, was gearbeitet, was abtransportiert wird, wieviel Kohle Frankreich erhält, wieviel Deutschand. Man weiß: das besetzte Gebiet ist gegenwärtig wirtschaftlich ein Friedhof, oder richtiger: ein Chaos — man fragt nicht mehr nach Einzelheiten. Das Stadium der Lethargie ist da wie in den Kriegsmonaten schärfster Hungerblockade. Aber selbst die glorreichen U-Bootmeldungen fehlen. Man streitet nicht mehr mit Poincaré darum, wieviel Kohle und Koks täglich weggeschleppt wird. Man scheut sich allmählich vor der Gegenfrage: Und Ihr?

In der Tat, die Gegenfrage wäre niederdrückend. Denn man muß, will man sich nicht selbst betrügen — wie Viele wollen es noch immer! — darüber klar sein, daß das besetzte Gebiet seit Monaten aufgehört hat, deutsches Produktionsgebiet zu sein. Die Franzosen erhalten weniger, als sie vor dem Einmarsch erhielten, aber wesentlich mehr als in den ersten Monaten — wir bekommen gar nichts. Statt der rund 300 000 Tonnen Kohle, die vor der Besetzung täglich im Ruhrgebiet gefördert wurden, holen die Bergleute jetzt kaum 30 000 Tonnen herauf. Mehrproduktion hätte keinen Zweck. Der Abtransport nach dem unbesetzten Deutschland ist unmöglich, die Halden sind voll. Die weiterverarbeitenden Industrien im besetzten Gebiet leiden, wie die Urindustrien, an Absatzstockung, haben also auch keinen Bedarf. Bliebe nur die Arbeit für die Franzosen. Das will man nicht. So liegen ein paar hunderttausend arbeitskräftige Männer seit Wochen unfreiwillig auf der Straße, lassen sich ein- oder zweimal am Tage registrieren, machen ein paar unnütze Handgriffe, und bekommen dafür vom Reich nicht viel, aber was zu kargem Leben notwendig ist. Schützengrabenkrieg. Sie machen mit — nun, solange es zu essen gibt.

Das Reich schickt Woche für Woche hunderte Milliarden für die Bevölkerung ins Ruhrgebiet. Aber nicht direkt

an die Arbeiterschaft, sondern als Kredite an den Unternehmer. Von Kontrolle ist, obwohl ein Reichstagsausschuß eigens dafür eingesetzt ist, kaum die Rede. Mit einem Federstrich hat dieser Ausschuß der Kohlenfinanzierungs-G. m. b. H., einer Vereinigung der Zechenbesitzer, die die Ruhrkredite verwaltet, 1 Billion Mark bewilligt. Die Stahlfinanzierungs-G. m. b. H., die kleinern Vereinigungen und Kassen haben ebenfalls Billionenbeträge erhalten. Kontrolle, wohin das Geld fließt? Wer viel kontrolliert und gar zu streichen wagt, setzt sich dem Verdacht aus, daß er den Abwehrkampf stören will. Also wird Alles im Handumdrehen genehmigt und dazu noch dem Finanzminister Blanko-Vollmacht für die nächsten sechs Wochen gegeben. Eins ist immerhin erreicht: die Kredite sind wertbeständig gemacht auf der Grundlage der Fettförderkohle. Was das Reich einmal von diesen Leihgeldern wiedersehen, was auf „Schadensersatz" verrechnet werden wird, bleibt abzuwarten.

Die Unternehmer haltens jedenfalls vorläufig aus. Die schwerindustrielle Presse schmettert immer noch Kriegsfanfaren. Die internen Unternehmerblätter sind weniger sangesfreudig. Doch betonen auch sie, daß der passive Widerstand in der bisherigen Weise fortgeführt werden muß. Wichtiger, was sie Sachliches zu sagen haben. Da schreibt die ‚Deutsche Bergwerkszeitung': „Während die Werke seither noch in der Lage waren, die Produktion mit Einschränkung aufrecht zu erhalten, sind neuerdings eine ganze Anzahl von Werken zu mehr oder weniger umfangreichen Betriebsstillegungen gezwungen gewesen. Der Grund hierfür ist in erster Linie darin zu suchen, daß die Franzosen auf den meisten Werken die Seitbahnen und Gleisverbindungen zu den Zechen, die den Koks für Hochöfen lieferten, unterbrochen haben. Die Arbeiter werden in den stillgelegten Betrieben nach Möglichkeit mit Instandsetzungsarbeiten beschäftigt, und hier bietet sich nach wie vor ein weites Betätigungsfeld . . . Der Export der Werke des besetzten Gebietes ruht seit der Besetzung fast vollständig."

Das dauert nun schon sechs Monate. Wohin es führen soll? Wie es anders werden soll? Keine Antwort. Kein Plan. Kein Ausweg.

Aber: Durchhalten!

Ressortwirtschaft

Kein erreichbares Kampfziel. Kein durchdachter Kampfplan. Rücksichtslos wird neben- und durcheinander regiert. Am schlimmsten im Reiche des Herrn Groener. Die Eisenbahn hatte, als die Besetzung des Ruhrgebiets begann, zufällig große Kohlenvorräte. Für 55 Tage — die W.T.B.-Meldung stimmte diesmal — war gesorgt. Aber dann wurde drauflosgekauft, ohne nach Geld zu fragen. Die Reichsbank bezahlt Alles. Sie zahlt nicht nur, sondern die Eisenbahnverwaltung unterhält, trotz ihrem Riesendefizit, bei der Reichsbank noch ein Guthaben von vier Millionen Goldmark. Als neue Importkohle zu bezahlen ist und die Reichsbank während der ersten Stützungsaktion mit ihrem Devisenvorrat haushalten muß, läuft das Zentraleisenbahnamt kurzerhand zu seinem Kohlenimporteur, Herrn Stinnes, und beauftragt ihn, außerhalb der Reichsbank die nötigen Devisen zu beschaffen. Sie macht also das Selbe, was Stinnes tut: sie kauft Devisen auf Vorrat in den Tagen, wo die Stützungsaktion schon wankt

und gibt ihr so, im Bunde mit Hugo Stinnes, den Todesstoß. Unrationell? Was wollt Ihr! Die Eisenbahn handelt wie ein guter Kaufmann. Und da alle guten Kaufleute so handeln, bricht die deutsche Währung zusammen. Das war im April. Das kann in den folgenden Wochen ungestört so weiter gehen. Das Reichsfinanzministerium, das Reichswirtschaftsministerium kümmern sich nicht darum. Es ist halt nicht ihr Ressort.

Als der Dollar über 150 000 steht, unternimmt Herr Havenstein eine neue Stützungsaktion. Diesmal soll die Spekulation mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Zwar schrickt man wieder vor durchgreifenden Maßnahmen wie der Zentralisierung des Devisenhandels zurück. Dafür erläßt man jede Woche eine neue Verordnung. Parapheninflation. Die Reichsbank läßt sich den Spaß etwas kosten. Die Devisenvorräte werden auf den Markt geworfen, die ausländischen Goddepots um 40 Millionen verringert. Erfolg: In Berlin gelingt es, den Dollar ein paar Wochen leidlich stabil zu halten. Aber im Ausland notiert man die Mark um ein Drittel niedriger. Und je größer die Differenz wird, umso weniger Devisen kommen auf den amtlichen deutschen Markt, umso mehr Mark wird im Ausland zum Verkauf gestellt. Ein liebliches Schiebespiel: man knöpft in Berlin der Reichsbank den Dollar zu 180 ab und verkauft ihn in Danzig für 260. Die Reichsbank glaubt sich dadurch zu wehren, daß sie die angeforderten Devisen scharf repartiert, und merkt es gar nicht, daß die Kaufaufträge um so höher werden, je weniger Aussicht besteht, die gewünschte Summe zu bekommen.

Während die Reichsbank „stützt“, gibt sie in einer Woche über 4 Billionen Papiermark aus. Die schwebende Schuld steigt auf 25 Billionen, der Notenumlauf auf 17 Billionen. Die Einnahmen des Reiches? Was eingeht, deckt noch nicht den sechsten Teil der laufenden Ausgaben. Der gesamte Reichstag, einschließlich Herrn Helfferich, fordert — wenigstens theoretisch — Valorisierung der Steuern. Herr Hermes hat Bedenken: der richtige „Index“ ist nicht zu finden. Also wird weiter Papier gedruckt. Der Reichstag debattiert einen ganzen Abend über die Erhöhung der Mineralwassersteuer, die immerhin, wenn es hoch kommt, 30 000 Goldmark abwirft. Aber der Nachtragsetat von 18 Billionen wird ohne Debatte bewilligt. Früher lasen ein, zwei Abgeordnete den Etat. Heute macht Keiner mehr den Versuch, zu prüfen, was die Bürokratie vorlegt. Man steht einmal auf — der Etat ist angenommen.

Daß unter diesen Umständen an eine Stabilisierung der Mark nicht zu denken ist, weiß selbst Herr Havenstein. Also wird der Dollarkurs künstlich gedrückt, um die Preise niedrig zu halten? Aber zur selben Zeit genehmigt das Reich einen Kohlenpreis, der 69 000 mal so hoch ist als vor dem Kriege und sieht zu, wie die Getreidepreise über Weltmarktparität steigen.

Dieses Alles geschieht durch eine Regierung, die dem Parlament verantwortlich ist, vor den Augen und unter Mitwirkung des Reichstags, der „nach dem freisten Wahlrecht der Welt“ gewählt ist, und wird stillschweigend geduldet und gebilligt von einem Volke, von dem, wie es in der Weimarer Verfassung heißt, „alle Macht ausgeht“ — das Ergebnis von sechs Monaten Volksverdummung.

Deutscher Patriot von Franz Dingelstedt

Was ist, Ihr Herren, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage!
„Ein Mann, der sonntags dient dem lieben Gott
und seinem König alle Werkeltage.“
Was will, Ihr Herren, ein deutscher Patriot?
„Für sich ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen,
für seine — ehelichen — Kinder Brot,
und legitime Fürsten für sein Ländchen.“
Wie denkt, Ihr Herren, ein deutscher Patriot?
„Wenns hoch kommt, wie die ‚Allgemeine Zeitung‘;
vom Franzmann spricht er nur mit Haß und Spott
und schwärmt für Preußens Gaslicht-Welt-Verbreitung.“
Was kann, Ihr Herren, ein deutscher Patriot?
„Rezepte, Akten und Kompendien machen,
laut klagen über seines Volkes Not
und heimlich in sein sichres Fäustchen lachen.“

1846

Bemerkungen

Die Landesverräter

Neulich fand vor einem Strafsenat des Reichsgerichts wieder einmal ein Prozeß gegen Spione statt. Die blutjungen Leute, die auf der Anklagebank saßen, waren beschuldigt, im Jahre 1922 militärische Geheimnisse zu Gunsten Frankreichs ausgespäht zu haben. Diese militärischen Geheimnisse waren in Nachrichten erblickt worden, die die Angeklagten sich über die Reichswehr und die Schutzpolizei verschafft und an französische Stellen gegen Bezahlung übermittelt hatten.

Solche Uebermittlung ist gewiß nicht ehrenhaft — aber sie wäre Spionage? Sie wäre Landesverrat? Diese Begriffe haben in Deutschland keinen Sinn mehr. Spionage gibt es nur da, wo es etwas zu verheimlichen gibt. Was hat die Reichswehr, was hat die Schutzpolizei zu verheimlichen, daß es, im Ausland ruchbar geworden, die Interessen des deutschen Reichs schädigen könnte!

Unsre ehemaligen Kriegsgegner haben sich im Versailler Vertrag das Recht ausbedungen, eine internationale Kontrollkommission die Reichswehr- und Schupo-Kasernen revidieren zu lassen. Sie machen oft genug von diesem Recht Gebrauch. Es ist theoretisch möglich, daß hin und wieder versucht wird, diese Kontrollkommission hinters Licht zu führen. Es ist unmöglich, hinter ihrem Rücken ernsthaft für einen auch nur im mindesten aussichtsreichen Revanchekrieg zu rüsten, der allein Ziel und Sinn der Täuschungmanöver sein konnte.

Das Heimlichtun um Vorgänge bei der Reichswehr und Schupo ist lächerlich. Es hatte einmal einen Zweck, Festungspläne nicht in die Hände des Auslands spielen zu lassen. Es hatte auch einen sehr begreiflichen Zweck, den Termin eines Offensivbeginns geheim zu halten. Heute noch den Begriffen Spionage und Landesverrat den Sinn von einst beizumessen, ist komisches Getue.

Sache eines — wenn schon nicht innerlich erneuerten, so doch seine namenlose Ohnmacht erkennenden Deutschland müßte es sein, mit resignierter Handbewegung vor aller Welt zu zeigen, daß es hier zu Lande nichts zu verbergen gibt. Statt dessen wurde hinter verschlossenen Türen verhandelt, statt dessen wurden Zuchthausstrafen ausgeworfen, statt dessen behauptete der Urteilsspruch, es sei das Land verraten worden.

Es ist es nicht. Von den weinerlichen Knaben, die in Leipzig zitternd auf der Anklagebank saßen, gewiß nicht.

Es ist längst so weit, daß es nicht mehr von Spionen, sondern nur noch von Verheimlichern verraten werden kann.

Hans Bauer

Die Statistik

Die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin hat ihre Krankenbesucher veranlaßt, „bei ihren Besuchen besonderes Augenmerk auf die Kindernot zu legen und besondere Fälle zur Kenntnis der Krankenkasse zu bringen".

Jetzt liegt ein umfangreiches Material über die bisherigen Erhebungen vor. Es sind elf lose Blätter, eng beschrieben mit Schreibmaschinenschrift. Eine nackte Aufzählung von Tatsächlichkeiten. Der Anblick, der sich den Besuchern bot, wird in ein paar Worten festgehalten.

Nur wenige Proben aus den bisherigen Erhebungen:

Mutter lungenkrank. Vater leidet an chronischem Bronchialkatarrh. Bei dem fünfjährigen Kinde Tuberkulose festgestellt. Das schulpflichtige Kind teilt das Bett mit den Eltern. Wegen Schwächlichkeit vom Schulbesuch dispensiert.

Familie in ärmlichen Verhältnissen. Den Kindern fehlt das Notwendigste. Mutter nervenleidend, Vater lungenkrank, beschäftigungslos. Sohn von 13 Jahren wiegt 54 Pfund. Alle Kinder unterernährt.

Mutter lungenkrank. Zwei schulpflichtige Kinder schlafen mit einem Schlafburschen in einem Raum von 28 Kubikmeter Inhalt. Betten ohne Bezüge. Kinder keinerlei Wäsche.

Ein dreijähriger Sohn magenleidend, eine sechsjährige Tochter skrofulös. Ein siebenjähriger Sohn lungenkrank. Oberlicht für Tagesbeleuchtung, Fliesenfußboden. Drei Kinder schlafen mit den Eltern zusammen, zwei auf einem Sofa, ein Kind in der Küche in einer eisernen Bettstelle. Vater seit August arbeitslos.

Die Ehefrau seit vierzehn Tagen wegen Grippe im Krankenhaus, die sechzehnjährige Tochter ist an Drüsenanschwellung und Blutarmut erkrankt. Ein fünfzehnjähriger Sohn ist sehr schwach und ohne Beschäftigung. Drei schulpflichtige Kinder wegen zurückgebliebenen Wachstums vom Schulbesuch dispensiert, haben wie die Mutter Ausschlag im Gesicht und schlafen in einem Bett. Es fehlt an Bett- und Leibwäsche. Vater gestorben.

Das sind 5 Ergebnisse. Im ganzen sind auf den Blättern gegen 50 Fälle verzeichnet. In derselben Ausdrucksform, ohne ein Wort der Kritik, des Mitgefühls. Ganz, ganz objektiv.

Es gibt in Berlin eine Viertelmillion Menschen, die Rennen, Kinos, Cabarets, Restaurants und Bars besuchen, die lachen, essen, trinken, schlafen und es warm haben. Es gibt eine Viertelmillion Menschen in Berlin, die in Lücken hausen, auf zerbrochenen Stühlen hocken, frieren, nicht mehr weinen können, vor Schmutz starren, mühsam zwischen Leben und Sterben einherpendeln.

Und es gibt auf der Welt nur zwei Probleme, an deren Lösung alle Menschen ihr ganzes Leben lang arbeiten sollten: Warum ist das Sein, und warum kennt das Sein so tief klaffende Unterschiede?

Heinz Pollack

Nahar

Ernst Weiß ließ seinem Romane ‚Tiere in Ketten' eine Fortsetzung folgen (im Verlag Kurt Wolff zu München): ‚Nahar', die als Tigerin wiedergeborene Dirne Olga. Name und Anlage des ersten Werkes enthielten zwingend den Kern dieses zweiten: das Gleichnis der gefesselten, sich selbst erlösenden Tierhaftigkeit. Die Unersättlichkeit eines Dirnenlebens brennt weiter in der Unersättlichkeit tropischer Fülle, die mörderische Liebe einer Dirne, gekerkert in die Dumpfheit eines prager Hurenhauses, findet ihre Bestimmung im Gesetz des Dschungels, das der Mord ist.

Das Menschenweib, zur Unfruchtbarkeit verdammt, wird zur Tigerin-Mutter; Nahar aber stirbt als Tier in Ketten, den Menschen so nahe, wie sie als Mensch in Ketten den Tieren nahe lebte. Denn ihr Trieb bleibt immer mächtiger als ihr Körper, mächtiger als ihre menschliche Sexualität und mächtiger als ihre tierische Mutterschaft. Alles, was um sie herum vegetiert, der Schmutz der Gasse, die Kolleginnen und der verkrachte Offizier, ihr Geliebter und Bordellwirt zugleich, das regenschwere Dickicht, die blutige Beute und der gewaltige Tiger, ihr Vater und Geliebter zugleich, alles Das erscheint nur im Abglanz ihrer Netzhaut, nur als ein schmaler Ausblick aus ihrem ruhenden Innern in die vorüberschillernde Welt. So armselig ihr erstes Dasein scheint, so animalisch-verschwommen ihr Fortleben verrauscht: der Reichtum ihrer seelischen Reflexe erhält sich voll und stark.

Ernst Weiß ist in seiner prunkenden, etwas hymnischen Sprache, in seiner abstrakten Beschaulichkeit des Lebens der indischen Kunst nahe verwandt, ohne sie nachzuahmen, und das ist wohl der Grund, weshalb dieser Dichter so wenig beachtet wurde, weniger zum mindesten, als er es allein dank diesem Werk verdiente! Denn lieber liest man ein europäisch frisiertes, also mißverstandenes Buch asiatischer Herkunft als einen selbständig schaffenden Künstler der eignen Sprache. Der schlechte Abguß wird höher gewertet als das Original. Und dieses Märchen Nahar, wo die Tiere nicht als Menschen reden, sondern die Tierheit aus ihrer Wesens-Haft spricht, dieser Roman einer Tigerin ist das Original eines Dichters!

Walter Mehring

Journalistenelend

In einer der letzten Nummern des Arbeitgeberblattes: ‚Der Zeitungsverlag‘ steht folgendes Inserat:

Redakteur
der sich über Erfolge im Zeitungswesen ausweisen kann, tunlichst gelernter Buchdrucker, mit Kenntnissen in der Drucksachenannahme sowie in der Drucksachenkalkulation, auf Grund des Preßtarifs, gesucht. Stelle Nähe Duisburg. Der Gesuchte muß die Fähigkeit und den Willen besitzen, Abonnenten heranzuziehen und Inserenten zu gewinnen.

Ph. Fink, Groß-Gerau.

Herr Ph. Fink, der einen Redakteur zur Inseratenwerbung, also zur Korruption anhält und darin von dem Organ der deutschen Zeitungsverleger unterstützt wird, empfing von einem stellungssuchenden berliner Journalisten diesen Brief:

Hochansehnlicher
Herr Verlegermeister,

hiermit erlaube ich mir höflichst, mich um die ausgeschriebene Stelle zu bewerben.

Ich bin seit fünfzehn Jahren in der Journaille tätig und verfüge über einen prima reinwollenen Feuilletonstil. Ich schreibe erstklassige, dem Niveau Ihres Publikums angemessene Leitartikel, humorvolle Lokalpremiers, flotte populäre und wissenschaftliche Sportartikel, Plaudereien über alle Gebiete menschlichen Wissens außer Hindostani, Kisuaheli und Sogdian, und vertrete mit Ueberzeugung jede von Ihnen gewünschte politische Richtung.

Ueber meine Fähigkeiten als Buchdrucker sowie in der Drucksachenannahme und Drucksachenkalkulation kann ich beste Zeugnisse aufweisen. Ebenso bin ich firm in der Inserentengewinnung und verstehe durch mein heiteres, sonniges Gemüt selbst eingefleischte Hypochonder zu begeisterten Abonnenten zu machen.

Ich bin gern bereit, auch in Ihrem werten Haushalt tätig zu sein. Meine diesbezüglichen Fähigkeiten erstrecken sich auf Kartoffelschälen, Gemüse und Fenster put-

zen, Ofen heizen, aufwischen, Schnee fegen, Windeln waschen, Kinder warten, Damen frisieren, Hunde abrichten, Schafe scheren und Wurst machen.

Da ich das medizinische Studium vollkommen absolviert habe, empfehle ich mich zugleich zum Hämorrhoidenschneiden, zur Massage der Hühneraugen,zur Verabfolgung von Klystieren und bin bereit, die alte Großmutter im Park spazieren zu fahren.

Meine Ansprüche sind bescheiden: ich begnüge mich mit vegetarischer Kost und einem Taschengeld. Arbeitszeit von 8 bis 8, auf Wunsch länger. Nach Schluß der redaktionellen Arbeitszeit erbiete ich mich zum Aufräumen der Werkstatt und Zeitungsaustragen.

Ich bitte um einen freien Nachmittag alle vierzehn Tage, bin jedoch bereit, diese Freizeit hindurch Unkraut auszujäten, wobei ich bei Ihnen gern den Anfang machen möchte.

Hochachtungsvoll

Karl Barstadt

Schwanengesang

Die versinkenden Schären
Und Vineta versank
Taumel der Hemisphären
Ledas Schwanengesang

Stehe ich apollinisch
Am aphrodisischen Tor
Siehe schon brechen zum Finish
Roß und Reiter hervor.

Windstoß im faulenden Laube
Graue Blume Schamott,
Unter den Wassern die Taube
Hermes im Pelikantrott.

Schlußstein der Apokalypse
Selbst die Grammatik zerpflückt
Allvater Zeus aus dem Gipse
Hat er den Gipsstrahl gezückt.

Badebetrieb à la Nordsee
An den Ufern des Styx
Dernier cri Duchoborze
Spring in die Wogen des Glücks.

Grotte zum rauschenden Tode
Diagnose T. B.
Süß weht ein Duft aus Eau de
Cologne und Aloe.

Klabund

Antworten

Kosmopolit. Was zu Ihrer Genugtuung hier oft gesagt worden ist, bestätigt jetzt der Herausgeber der ‚Finanzpolitischen Korrespondenz‘, der ‚Erste Eindrücke in Amerika‘ mitteilt. „Wie ist die Stimmung gegenüber Deutschland? Nun, sie ist etwa so wie die Stimmung in Deutschland gegenüber Indien. Man denkt hier also nicht Tag und Nacht an Deutschland. Man fragt den Deutschen, wie es mit Deutschland steht, mit demselben freundlichen Interesse, wie wir uns bei einem reisenden Inder nach Indien erkundigen, voll Hochachtung für die Kultur seines Landes. Man begrüßt den passiven Widerstand an der Ruhr etwa so, wie wir Unabhängigkeitsbestrebungen in Indien gutheißen. Man verallgemeinert die Einzelfälle, wie daß eine deutsche Elektrizitätsgesellschaft für die Kilowattstunde soundsoviel Eier fordere, etwa so, wie wir, da wir als Kinder von der ‚Sitte‘ hörten, daß in Indien ‚die Witwen‘ verbrannt werden, uns vorstellten, daß in Bombay tagtäglich an den Straßenecken Witwen geröstet werden wie in meiner Vaterstadt Berlin Kastanien. Die erste amerikanische Zeitung, die ich in die Hand nahm, die New York Sun, enthielt — bei einem Umfang von 44 Seiten Riesenformat — kein einziges Wort über Deutschland.“ Diesen Tatbestand immer wieder zu verkennen, ist eine der Hauptfehlerquellen deutscher Politik.

G. M. Ein exemplarischer Mensch ist gestorben. Nicht leicht, selbst ein paar Wochen nach seinem Tode nicht leicht, von ihm zu reden, von Einem, dem man ein Vierteljahrhundert sich nah verbunden und tief verpflichtet gefühlt hat. Damals, vor einem Vierteljahrhundert, bekam ich, Studiosus der deutschen Literaturgeschichte, den Auftrag, eine Broschüre über ihn zu verfassen. Aber wovon seine Schriften, die ich keineswegs alle besaß, erstehen? Der Verleger, wie Verleger

waren und sind, gab statt Geld den guten Rat, sie einfach vom Autor zu erbitten. Ich schrieb ihm und wurde zu einem Besuch aufgefordert. Versteckte Grunewald-Villa. Aus dem Erdgeschoß führt eine schmale Treppe in ein enges Gemach, dem die Gartenbäume teils das Licht, teils die Naturfremdheit des Studierzimmers nehmen. Wild überladener Schreibtisch, spartanischer Arbeitsstuhl, bescheidener Diwan, Goethe-Büste und sonst, an den Wänden bis an die Decke und ringsum verstreut, nichts als Bücher, Bücher, Bücher. Daraus, verspricht mir der Besitzer, der — halb Rübezahl, halb Talmud-Gelehrter mit seinem struppigen Graubart und seiner gewaltigen Hakennase — durch die Brillengläser ziemlich weit zu mir herunterzuschauen hat: daraus werde er seine eigne Produktion heraussuchen und mir verehren, um mich von meiner freundlichen Absicht abzubringen. Denn seine Belletristik komme kaum in Betracht. Und die Parodien — nun ja: sie hätten den Zeitgenossen den Blick für die unfreiwillige Komik der gefährlichsten Modedichter geschärft, diese stürzen helfen und damit Platz für neue Modedichter geschaffen; aber das sei zwanzig Jahre her und genüge nicht für eine Broschüre. Seit jenen Anfängen beschäftige ihn allnächtlich das Werk einer Wissenschaft, von der man bis jetzt nicht ahne, daß es die seine sei, und das werde vielleicht einmal eine Broschüre verdienen, wenngleich dafür wohl nicht geringere Studien nötig sein würden, als für die drei Bände selber. Also verzichtete ich. Und empfing zur Entschädigung den Umgang und die Förderung eines Mannes, dessen Wesen und dessen Tätigkeit einzigartig vorbildlich wirkten. Kein größeres Glück für den jungen Adepten als dieses: nicht auf die Bewunderung des gedruckten Wortes angewiesen zu sein, sondern von einem erfrischend unschulmeisterlichen Meister durch sokratische Gespräche in den ersehnten und geliebten Beruf eingeführt zu werden; eine Skepsis des reinen Geistes zu spüren, die nicht lähmte, weil ihr die Güte eines reichen Herzens entsprach; einen eisernen Willen den Widerstand des Körpers — schwerkranker Augen — immer wieder bezwingen, eine stetig glühende Seele an einem hohen Gedanken zehren, den Polyhistor zum Fanatiker werden zu sehen, der die Maschine eben so lange im Gange erhielt, wie er die Aufgabe seines Lebens noch nicht gelöst hatte. Fritz Mauthner, besessen von seiner Idee, konnte keinen Tag früher sterben, als bis die ‚Beiträge zu einer Kritik der Sprache‘, das ‚Wörterbuch der Philosophie‘ und die ‚Geschichte des Atheismus im Abendlande‘ vollendet waren. Dann schien er ruhig sterben zu wollen; wie wenigstens sein Abschiedsgruß auf einer Bleistiftkarte an mich besagte. Dann mußte er freilich sterben, weil die Kraft, dieses Bündel von unsystematischen Enzyklopädien zu bewältigen, den Organismus bis auf den letzten Rest aufgebraucht hatte. Jetzt stellt der unermüdliche Zweifler und Frager im Himmel fest, obs auch ja mit dem seine Richtigkeit hat.

Bayer. Im preußischen Landtag hat der Abgeordnete Kuttner erklärt: wer zulasse, daß Fechenbach unschuldig im Zuchthaus sitze, der vermindere die Wirkung des Protestes gegen den französischen Rechtsbruch. „Diese Aeußerung rief auf der rechten Seite stürmischen Widerspruch hervor." Das, selbstverständlich, bestätigt erst, daß sie wahr ist.

Die Kegelschnitte Gottes von Ignaz Wrobel

„Doch welch grauenhafte Anspannung all diese Monate; immer in einen Block von ‚Selbst‘ geschlossen — belagert von Gemeinheit, nie verströmend an ein Ebenbürtiges ausruhen dürfen . . .“

Wie mir wohlwollende Bankdirektoren oft während einer Verdauungspause versichern, „schreit diese Zeit gradezu nach Satire“. Aber außer dem Geschrei „Juden raus!“ und „Wie steht der Dollar?“ habe ich noch nichts Rechtes gehört — wie genau ich auch in die Zeit hineingehorcht habe. Nein, nach Satire schreit diese Zeit nicht.

Aber wir schrieen, leidend unter der Zeit, bliebe uns nicht der Schrei im Halse stecken. Und schrieen wir auch, des Hasses voll gegen Das, was ist, und voll der Liebe für Das, was fern ist und nicht ist — was hülfe es uns? Nicht ganz allein zu sein, ist schon ein kleiner Trost. Solamen miserum socios habere malorum . . .

*

Da ist ein Buch von Sir Galahad erschienen: ‚Die Kegelschnitte Gottes‘ (bei Albert Langen in München). Es ist das Stärkste, was gegen diesen Kontinent in der heutigen Literatur zu finden ist. (Das wird der Verlag auf die Reklameschleife setzen — auch dies ist europäisch.) Die lächelnden Satiriker, die kleinen Pätschesverteiler, Herr Sternheim, dieser stärkste Beweis gegen sich selbst: all das versinkt neben dem meisterhaften Werk.

Das im übrigen als mäßiger und verworrner Roman bürgerlich-literaturhistorisch angemeldet sein mag. Warum grade diese Kunstform gewählt wurde, weiß ich nicht. Schon, daß man das Gefühl hat, sie sei eben nur „gewählt“, spricht gegen sie. Aber vermutlich hätte die reinen Essais, die darin enthalten sind, Niemand gelesen. Die meisten Bekämpfer dieses Haufens Europa sind seine Bestandteile mit umgekehrtem Vorzeichen. Dieser Sir ist ein Andrer.

Vielleicht projiziert er seine Liebe auf Indien, an dem sich heute jeder kenntnislose Schmock die Finger abwischt — aber welche Pagode kann für Ewers und welcher Skiläufer für Edschmid? Man photographiert das, und damit basta. Vieles gefällt mir nicht in dem Buch — aber das ist kein Einwand: daß dieser Horus manchmal ein wenig Jules-Verne-Held ist, und daß er ein bißchen zu vollkommen ist, daß es alles so klappt, und daß mitten im Buch ein neues anhebt — darauf kommt es kaum an. Der Erkennende ist größer als der Gestalter. Aber das ist gleichgültig.

Ein Asiate kommt nach Europa. Und sieht es mit seinen gebildeten, unverbildeten Augen.

Das ist hundertmal gemacht worden. Aber nie mit solcher Kühnheit, mit so göttlicher Frechheit, nie mit so erhabener und erhebender Ehrfurcht, mit so viel Liebe und mit so viel Haß.

Die Transplanierung gefühlter Wahrheiten in ein Kunstwerk ist der Einleitung nicht ganz gelungen — das Buch, das ich meine, hebt auf Seite 131 an: „Europa nahte." Es naht in Gestalt von Policemen, die der Inder gar nicht für die Europäer hält, von denen er so viel gelesen hat: „Eigentlich war da nur ein Streifen Haut im Nacken übrig; wo der harte Stoffring dran rieb, hatte der eine ein aufbrechendes, der andre ein abheilendes Furunkel. Sonst war hinten nichts Lebendiges an ihnen frei sichtbar." Und dann setzt Horus den Fuß auf den Boden dieser Welt.

Das Erste, was ihm auffällt, sind: die Augen. „In diesen Gesichtern war ein Blick: sauer und hölzern, der nicht sah. Als würde die ganze Umwelt absichtlich in den gelben Fleck der Netzhaut gerückt." Vielleicht um all Das nicht sehen zu müssen, fährt er fort — und nun folgt eine Schilderung unsrer Architektur, unsrer Straßen, unsrer Kleidung, wie ich sie geistvoller, ätzender, vernichtender noch nicht gelesen habe. Wunderbar, wie in diesem Gemisch von „Kolosseen, Kommis und Kulissen" in einer Galaprachtvorstellung der Sarah Bernhardt nur zwei Dinge als wirklich echt gepriesen werden: das Spinnennetz in einer Logenecke und das Kunstbein der Tragödin. Die glatt funktionierende Prothese als Natur in der Unnatur — das ist diabolisch. Und Horus geht durch die großen Hotels und die großen Städte. Und sieht.

Besseres ist gegen seelenlose Zivilisation nie gesagt worden. Eine Fülle von Erscheinungen im Brennglas gefangen, und über allen ein Spruch, dessen Essenz immer wiederkehrt: „Warum verwechselt der Europäer Grelle, Lärm und Gestank mit Freude?" Warum? Es wird gezeigt.

Wie die Zeitung diese Welt in die Zeitung einwickelt („Den Raubmord von heute gierig schwingend, den Raubmord von gestern achtlos um den Leberkäs gewickelt") — wahr! wahr! Da hat neulich der Bericht eines aus dem Gefängnis entlassenen Volksschullehrers wörtlich so angefangen: „Sechs Monate ohne Zeitung . . . !" Das war offenbar das Schlimmste.

Wie Plakate die Seele vertreten („An den Wänden lapidare Beflegelungen des Publikums"); wie ein artfremder Fetisch leere Sonntagsvormittagsstunden füllt („Als Alles vorbei war, schienen sie unsäglich befriedigt, sich zwei Stunden lang unbehaglich gefühlt zu haben"); und vor allem: wie entsetzlich unfrei das Ganze ist. Die Tragik eines Trottels im selbstgebauten Käfig kann nicht besser geschaut werden.

Die „Sklaventrauben vor den tausenden von Schaltern" — wie ist das gesehen! Mit welch unsäglicher Verachtung ist dieser lächerliche Amtsbetrieb größenwahnsinnig gewordener Spießer gemalt: „Im Polizeigebäude hingen an verwanzten Wänden schwachsinnige Zettel in Rahmen herum: ‚Wir wollen helfen, nicht strafen' — und ähnlicher Fibelschund." Wie großartig ist festgestellt, daß Der vor dem Schalter und Der hinter dem Schalter ja ein und der Selbe sind — und daß jener auf diesen nur schimpft, weil er zufällig davor und nicht dahinter hockt. Wie ist die Verprügeltheit dieser „Verwalteten" gesehen! Und

wie ist die Freudlosigkeit dieses ganzen Betriebs aufgefangen — kann es kürzer und besser gesagt werden als so: „Frauen, Angst um anbrennende Milch in den Augen"? Horus durchwandert die große und die kleine Welt. Und sieht.

Sieht, wie die Mystik zahnbürstengleich verschleißt wird, wie sich statt echter Religiosität und Ehrfurcht im Vorderhaus Herr Keyserling und im Hinterhaus Okkultisten breit machen, wie Alle glauben, Alles durch den „Betrieb", durch die „Organisation" erreichen zu können, und wie Keiner das Erste, das Einzige ahnt. „Caesarenwahn des Mobs züchtet Ihr, statt ihm zu sagen: anders werden, zuerst und vor allem um Gotteswillen anders werden, dazu wollen wir euch helfen, aber da flögt Ihr schön aus euern Mandaten heraus!"

Gepeitscht wird diese Zivilisation. Am witzigsten wohl die Aerzteschaft, dieses überschätzteste Volk unter der europäischen Sonne. Alles, was Shaw jemals über sie geschrieben, ist matt wie eine Limonade gegen dieses hier. Eine alte fette Fürstin sagt als Raisonneurin das ihrige. „Unmöglich, eine andre als die momentan moderne Operation zu bekommen . . . In jedem Dampfbad können Sie an Art und Lagerung der Schnitte die ärztlichen Moden der letzten Generationen studieren. Jahresringe der Wissenschaft am Bauch der Frau." Und dann dieses, das Schärfste vor allem: „Nu, und die Asepsis, Fürstin — wollen Sie auch nörgeln an unsrer Asepsis?" „Nein, denn sie ersetzt den Juden den Katholizismus. Man muß das nur gesehen haben, was Ihr da treibt, Ihr profanen Pfaffen des Leibes — bei einem der hohen Infektionsfeste: etwa Scharlach. Was da für ein hieratisches Zeremoniell entfaltet wird: die weißen Weiberröcke der zelebrierenden Aerzte — das Lysolopfer — der Bakterienexorzysmus — die symbolischen Waschungen. Wie Ostern in Rom."

Satire? Er peitscht die Opfer zu Tode. In Europa darf nicht im Freien, sondern nur „im Unfreien" übernachtet werden, stellt Horus fest. Ein Säbel fällt in einen Spucknapf, wo er als „zuständige Waffe" stecken bleibt. Einer spricht ein „gepflegtes Galizianisch". Ein Café wird geschildert, „wo Rudel halbwüchsiger Mädchen hereinlärmten, jede Geste ein: Hurra, wir sind defloriert; Ordinärität mit Temperament verwechselnd. Ab und zu kam eine Dämonin, totschwarz, entblößte einen Raubzahn, snobte auf Morphinistin, aß dann aber doch mit Behagen zweimal Schlackwurst mit Kraut" (also noch über der Orska). Von einem Ungarn wird gesagt: „Er aß schon mit den Händen, stahl aber offenbar noch mit allen Vieren." Von jungen Mädchen auf dem Ball: „Die jungen Mädchen wanden sich im Tango wie Würmer an unsichtbarer Angelschnur, die von den Lorgnons der Mütter hing. Knapp vor dem Allerletzten schien diese Schnur immer mit einem Ruck anzuziehen, und die Begattung ging fehl."

Und wie gezeigt wird, daß in diesem Trubel das einzig Echte die Tiere sind, weil sie fast unverbildet sich erhielten —! Fast schmerzhaft sind diese scharfen Formulierungen — sie dampfen vor Haß und sind fugenlos, aus härtestem Stahl gearbeitet. Da ist eine Schilderung der oberbayrischen Bevölkerung, ganz einzig

und völlig jenes grausame Wort eines großen Malers rechtfertigend: „Der Münchner ist der Uebergang vom Menschen zum Tiroler.“ Und ist unser ganzer Ruhrrummel nicht in diesen Worten eingefangen: „Temperamentlose Wut aus eiskaltem Schweinespeck gebar zuerst Moralsadismus?“

Alles ist in diesem Buch: die irrsinnige Architektur und ihre Mißverständnisse („Wäre ich eine Turbine, ließe ich mich von Peter Behrens einrichten“), diese sinnlose Ueberschätzung der Musik („Der Blinde hört gut“ und „Schlappschenklig sitzen, dösend rezipieren, ohne daß die dicken Augenlider dabei aufgehen müssen . . .“) — es gibt nichts, worauf diese Welt stolz ist, das hier nicht bis ins Mark getroffen wäre.

Und über Allem ein Schrei: Sie sehen nicht! Sie sehen nicht! Alles sitzt im gelben Fleck der Netzhaut! Sie sehen nicht!

*

In diesem Buch ist eine tiefe Tragik.

Jene Zivilisation, die Sir Galahad so zerstäubt, leuchtet in den Anilinfarben der Euphorie. Sie ist nicht von einer tiefern Erkenntnis überwunden, sondern wird in Vergessenheit geraten, abgelöst von einer Barbarei, die nicht einmal zu sich selbst Mut hat, sondern sich die ethische Berechtigung mit Schlagworten einer alten Terminologie erborgt.

Aber man schämt sich fast, gegen dieses Judentum, gegen diese Marke Zivilisation, gegen diese Maschinenethik anzugehen, da sie noch Edelwuchs und feinster Adel sind gegen Das, was da auf der andern Seite heraufzieht. Die ‚Kegelschnitte Gottes‘ sind weit, weit darüber hinaus — die Andern sind ja noch nicht einmal so weit wie die Objekte dieser Satire. Der ärgste Kapitalist ist eine Rettung gegen das Andre.

Dieses Reich, das über kurz oder lang zerfallen dürfte und sich in eine Reihe mühsälig konstruierter Kleinstaaten auflösen wird, die ihrerseits gemütvolles deutsches Mittelalter mit schlecht funktionierenden Wasserclosets spielen werden, dieser Haufe von Statisten aus einer Wagner-Oper, denen die gebügelten Hosen aus den Kostümen herausgucken — all Das steht ja weit, weit hinter dieser mit Recht so bespöttelten Zivilisation. Wir sind ein Agrarstaat: und die Kartoffel wuchert in den Gehirnen. Wir sind ein Industriestaat — und die Maschine scheppert in den Adern. Und diese neuen Kleinstaaten, die sich sehr bald Regierungen zulegen werden, wie sie dem Geisteszustand ihrer Bewohner entsprechen, werden sich zu dem Deutschland des Ueberkommis Wilhelm mit seinen Marmortoiletten Kempinskis verhalten wie die finstersten Kongo-Neger zu einem Inka-Reich der Sonne. Warte nur, balde —!

Das versucht heute, mit Sport die mißgestalteten Körper zu verbessern. Aber aus freiem Spiel ist eine Sportbörse geworden, wo die Rekorde wie die Papiere steigen und fallen. Es mag ja, opportunistisch betrachtet, sehr „förderlich“ sein, wenn der Buchhalter seinen ausgesogenen Körper sonntags etwas aus-

lüftet: ich kann mir nur bei einem vereinsmäßig erfaßten und behördlich überwachten Spiel nicht viel denken — der stabspringende Versicherungsbeamte und der diskuswerfende Prokurist spielen angeblich ein griechisches „Stadion“.

Nicht mehr Asien und noch nicht Amerika — nie mehr Asien und wahrscheinlich nie Amerika, belastet mit Gemüt und unbeschwert von Seele, nicht niedergefahren zur Hölle, nicht wiederauferstanden, taumelnd und bewegungslos, ewig brüllend und nichts sagend, dumpf, aber nie schweigend, stagnierend, aber nicht wachsend — so geht dieser Erdteil seinem Schicksal entgegen. Die Pausen werden durch die Spenglers ausgefüllt. Warte nur, balde —!

Die Wahrheiten dieses Buches leuchten. Sie sind echt und adelig geboren. Einer, der den Sir Galahad gut kennt, sagte mir einst: „Alles an ihm ist schön — sein Schreiten und sein Tun, seine Bewegungen und sein Ruhen.“ Ich habe manchmal an ihm herumgenörgelt — für dieses Buch bitte ich ihm Alles ab. Wäre es so verständlich geschrieben, daß man es auch in Pommern lesen könnte: vom Verlag Albert Langen stünde kein Stein mehr auf dem andern.

Der Haß der Minderbemittelten gegen die Vollkommenen ist gigantisch. „Als schön“, steht in dem Buch zu lesen, „vermag der optisch Ungebildete nur den eignen Komparativ zu begreifen, lediglich, was einer im größern Grade als er selbst besitzt.“ Jene selbstzufriedenen Rationalisten aber, die mit solchen Kritiken Laxin für ihre eigne Verstopfung einnehmen, sind gebeten, fern zu bleiben. Nein, auch ich gehe nicht so, wie ich gehen müßte. Auch ich lebe nicht so, wie ich leben müßte.

Selbsthaß ist der erste Schritt zur Besserung.

Das Parlament von Bruno Manuel

Das Parlament hat einen großen Tag.

Wenn das Parlament einen großen Tag hat, dann ist das ein Tag, wo die großen Abgeordneten große Reden halten und die kleinen Abgeordneten unverhältnismäßig oft Bravo rufen. Die großen Abgeordneten, das sind die Solisten des hohen Hauses oder, pyrotechnisch gesprochen: die Kanonenschüsse; während die kleinen Abgeordneten wie Feuerwerksfrösche sind: sie puffen nur schwach auf und immer in Rudeln.

Wenn das Parlament einen großen Tag hat, dann sieht man das schon an seinen Wandelgängen, wo die behaglichen Sessel stehen. An großen Tagen ist ein reges Kommen und Gehen zu den Sesseln hin. Und in den Restaurationsräumen schleppen sich die Kellner an Erfrischungen müde. Das Frontgewühl des Sitzungssaales zermürbt die Abgeordneten; besonders die kleinen, die von den fortgesetzten Bravos niederträchtig mitgenommen werden. Sie müssen sich gelegentlich auffüllen mit neuen Bravo-Energien. Das geschieht in den behaglichen Sesseln der Wandelgänge. Da liegen sie nun in ihren Erschöpfungen, Verwundeten gleich. Das rhetorische Geschütz der Gegner hat sie

kampfunfähig, hat sie bravo-unfähig gemacht. Sie schlafen sich ihre Beschwerden aus; oder sie debattieren sie sich aus. Einige debattieren sie sich sogar im Schlafe aus. Das ist dann die einzige Gelegenheit, die sie zu Worte kommen läßt.

Der Präsident des hohen Hauses ist gleichfalls abgekämpft; aber nicht vom Bravorufen. Der Präsident darf nicht Bravo rufen. Er steht über der Parteimeinung. Er ist der Pyrotechniker, der das parlamentarische Monstre-Feuerwerk beaufsichtigt. Er hat dafür zu sorgen, daß entgleiste Kanonenschüsse keinen Schaden anrichten; und daß die Feuerwerksfrösche keine Seitensprünge machen. Die Feuerwerksfrösche neigen sehr zu Seitensprüngen. Sie neigen dazu namentlich an großen Tagen, wo Seitensprünge am gefährlichsten werden können.

Der Präsident erscheint abgekämpft in den Wandelgängen des hohen Hauses. Er pflanzt sich in das Polster eines behaglichen Sessels. Er spricht mit den kleinen Abgeordneten von den Entgleisungen dieses großen Tages und von den vielen Seitensprüngen. Er zeigt auf die Türen, aus denen der Lärm quillt, und meint: „Es ist das reinste Komödienhaus!“

Die kleinen Abgeordneten sinken betroffen zurück. Sie denken: Das ist eine Verunglimpfung dieses konstitutionellen Instituts. Aber sie nicken zuvorkommend. Ja, sagen sie, das reinste Komödienhaus. Denn sie möchten es mit dem Präsidenten nicht verderben.

Sie gehen mit ihm zurück in das Frontgewühl. Die Opposition brennt grade einen Kanonenschuß gegen die Regierung ab, der die Frösche zu kolossalen Seitensprüngen hinreißt. Gegen das minutenlange Trommelfeuerwerk ist der Pyrotechniker machtlos. Die Minister sitzen ganz bleich da.

Die kleinen Abgeordneten aus dem Vestibül denken an den Präsidenten. Einer von ihnen ruft: Es ist das reinste Komödienhaus.

Das haben alle gehört; und alle eröffnen eine Kanonade gegen den kleinen Abgeordneten, der dieses konstitutionelle Institut verunglimpft hat. Sie verlangen seinen Ausschluß aus der Sitzung. Sogar der Präsident ist ganz außer sich, weil Jemand dieses konstitutionelle Institut verunglimpft hat. Er steht feierlich auf, ersucht das hohe Haus, jede Verunglimpfung dieses konstitutionellen Instituts zu unterlassen, und läßt den kleinen Abgeordneten ausschließen.

Der kleine Abgeordnete verläßt betrübt den Saal. Der Präsident denkt: Es ist doch das reinste Komödienhaus.

Beim Auszug des kleinen Abgeordneten haben die meisten kleinen Abgeordneten ihre Bravo-Energien verpulvert. Jetzt pflanzen sie sich in die behaglichen Sessel der Wandelgänge. Einige treten vor den ausgeschlossenen kleinen Abgeordneten hin.

Es ist doch das reinste Komödienhaus, sagen sie zu ihm. Der ausgeschlossene kleine Abgeordnete denkt daran, daß das zuerst der Präsident gesagt hat. Er verheimlicht es den andern kleinen Abgeordneten nicht, und er spürt, wie sie sich mit Energien füllen; sie gehen damit in das Frontgewühl der Sitzung.

Der ausgeschlossene kleine Abgeordnete sitzt in einem behaglichen Sessel der Wandelgänge. Er hört, wie das Feuerwerk im Saal lichterloh aufbrennt.

Es ist doch das reinste Komödienhaus, denkt er.

Die freie Beweiswürdigung

von Ernst Emil Schweitzer

In einer Versammlung zu Heidersdorf (Oberschlesien) hatte ein Arbeiter Haase behauptet, der Major Graf K. habe im Felde gestohlen und gestohlene Sachen nach Hause geschickt. Hierauf erhob der Staatsanwalt im öffentlichen Interesse Anklage gegen den Arbeiter wegen Beleidigung. Belastungszeuge war der Graf. Dieser mußte zugeben, daß er eine Reihe goldener Leuchter und viele andre Gegenstände in einer Kiste nach Hause geschickt hatte. Er meinte aber, er habe dies nur getan, damit seine Frau die Sachen recht gut aufheben und nach Friedensschluß ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zurückgeben könne. Auf Grund dieser Aussage des Grafen wurde der Arbeiter wegen Beleidigung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Fall ist seinerzeit im Parlament besprochen worden. Er zeigt besonders anschaulich, wie die freie Beweiswürdigung in der Justiz praktisch gehandhabt wird. In der großen Masse der Fälle ist dem Laien unmöglich, die Beweiswürdigung des Gerichts nachzuprüfen. Handelt es sich um eine Beweisaufnahme mit einer großen Anzahl von Zeugen, wie etwa im Erzberger-Helfferich-Prozeß, so würde man ja ein vollständiges Studium nötig haben, um sich ein Bild von dem Prozeß zu machen. Zudem fehlt es bei fast sämtlichen größern Prozessen an einer genauen Aufzeichnung der Zeugenaussagen.

Will man sich daher eine Meinung darüber bilden, wie die Beweiswürdigung in der Praxis gehandhabt wird, so bleibt, wofern man Kritik an der Justiz üben will, nichts übrig, als auf ganz einfache Fälle zurückzugehen. Sehen wir, daß die Justiz schon hier versagt, so wird man ihr in schwierigern Fällen noch viel weniger Vertrauen entgegenbringen. Wenn mir Jemand erklärt, daß er ein hervorragender Kenner der Infinitesimalrechnung ist, so werde ich diese seine Behauptung nicht nachprüfen können. Stellt sich dann aber heraus, daß er noch nicht einmal das große Einmaleins beherrscht, so werden mir auch seine Kenntnisse in der höhern Mathematik fragwürdig werden.

Im Falle jenes Majors richtet sich der Vorwurf nicht nur gegen das Gericht, das das Urteil gefällt, sondern auch gegen die Staatsanwaltschaft, die die Anklage erhoben hat. Ja, grade diese Form der Anklageerhebung ist das Entscheidende. Man geht nicht gegen den Major vor, der des Diebstahls beschuldigt ist, sondern man geht gegen den Anschuldiger vor und läßt den eigentlich Verdächtigen als Zeugen vernehmen.

Als die Franzosen im Ruhrrevier deutsche Zeugen unter Anklage stellten, weil sie französische Soldaten angeschuldigt hätten, konnten die deutschen Zeitungen nicht Worte genug der Entrüstung über einen derartigen Rechtsbruch finden. Gewiß ist dieser Protest berechtigt — aber wodurch unterscheidet sich denn das Vorgehen der Franzosen von dem Vorgehen jenes Staatsanwalts und jenes Richters in Oberschlesien? Hier wie dort das Prinzip, daß man unbequeme Zeugen beseitigt, indem man sie selbst unter Anklage stellt. Und von den deutschen Justizbehörden wird dieses Prinzip auf die Spitze getrieben, indem

man den eigentlichen Angeklagten als den Hauptzeugen vernimmt und dann den eigentlichen Zeugen zu schwerer Strafe verurteilt, obwohl die innere Unwahrscheinlichkeit der ihn belastenden Aussage offenbar ist. Man sage nicht, es handle sich hier um einen Einzelfall. Eine solche Entschuldigung würde nur dann Eindruck machen, wenn man gleichzeitig dartäte, wie gegen diejenigen Organe der Justiz eingeschritten worden ist, die ein derartiges Urteil verschuldet haben. Sah man zu einem außerordentlichen Einschreiten keinen hinreichenden Anlaß, so ergibt sich, daß auch der Fall selbst nichts Außergewöhnliches in der deutschen Strafrechtspflege ist. Tatsächlich handelt es sich dabei nur um die krasse Zuspitzung eines seit langem geübten Systems. Mußte man sich nicht in der wilhelminischen Zeit selbst bei starken Anhaltspunkten scheuen, Verdachtsgründe gegen einen Beamten seiner vorgesetzten Behörde mitzuteilen, weil man Gefahr lief, daß das Strafverfahren schließlich gegen den Anzeigenden eröffnet und der angeschuldigte Beamte als Zeuge vernommen werden würde?

Im Strafrecht vergangener Jahrhunderte hatte man Beweisregeln. Die gesetzliche Beweistheorie unterschied klassische, unfähige und verdächtige Zeugen und machte demgemäß grundsätzlich Unterschiede in der Bewertung der Aussagen solcher Zeugen. Heute haben wir irgendwelche Beweisregeln nicht mehr. Wir haben das Prinzip der freien Beweiswürdigung und bilden uns ein, das sei ein ganz besonderer Fortschritt. In Wahrheit haben die rückständige Rechtsprechung wir, und die vergangenen Jahrhunderte hatten gegenüber der heutigen Kriminaljustiz die humanere, die wissenschaftlich fortgeschrittene Rechtspflege. Denn der Wegfall aller Beweisregeln besagt in der Praxis, daß die Verurteilung eines Angeklagten auf Grund eines dürftigen und unkontrollierbaren Materials erfolgen kann, wie es in den vergangenen Jahrhunderten von den Gerichten als ausreichend nicht anerkannt worden wäre. Die freie Beweiswürdigung bedeutet nicht, wie sich unsre Juristen einbilden, die wissenschaftliche Durchleuchtung des Einzelfalls, sondern, im Gegenteil, den Sieg des ödesten Formalismus. Dies vor allem im Hinblick auf die unsinnige Bestimmung unsres Strafprozeßrechts, daß (abgesehen von ganz bedeutungslosen Ausnahmen) jeder, auch der ungeeignetste, gehässigste, interessierteste Zeuge zu vereidigen ist. Das hat in Verbindung mit der Uebung der Gerichte, vereidigten Zeugen grundsätzlich Glauben zu schenken, zu einer Praxis geführt, die gradezu als die Parodie einer wissenschaftlichen Strafrechtspflege angesehen werden kann. Denn nun brauchen nur, sei es durch zufällige Umstände, sei es durch absichtliche Prozeßtaktik, interessierte Personen zur Zeugenschaft zu gelangen, und schon ist das gröbste Fehlurteil möglich, ja wahrscheinlich gemacht.

Ein Beispiel. In unserm Strafgesetzbuch findet sich die Bestimmung, daß bei Beleidigung einer Ehefrau auch der Mann klagen kann. Der harmlose Laie, der diese Bestimmung liest, sieht in ihr nur den Ueberrest einer etwas veralteten Auffassung, die den Schutz der weiblichen Ehre dem ritterlichen Mann über-

läßt. In der Praxis hat sich nun aber kraft unsers famosen Strafprozeßrechts eine ganz andre Bedeutung dieser Bestimmung ergeben. Nehmen wir nämlich an, die Frau Meier prügele sich mit dem Fräulein Müller, ohne daß Zeugen zugegen wären: dann ist Fräulein Müller, sie mag das frömmste Lamm und Frau Meier die böseste Nachbarin sein, verloren, wenn Frau Meier zum Anwalt geht. Der Anwalt wird ihr nämlich sagen: Liebe Frau Meier, Sie dürfen natürlich nicht selbst klagen, denn dann haben Sie keinen Zeugen und verlieren den Prozeß; aber wenn Ihr Ehemann klagt, dann werden Sie als Zeugin vernommen und vereidigt, dann muß der Richter Ihrer Darstellung glauben, und dann wird Fräulein Müller verurteilt. Mit solchen plumpen Bauernschlichen werden heute im Strafprozeß „Beweise“ erbracht.

Genügt also grundsätzlich die Aussage eines interessierten Zeugen, um einen Schuldbeweis im Strafprozeß zu erbringen — dabei hat der Fall Eulenburg auch den Denkfaulsten gezeigt, wie sehr man selbst in den sozusagen besten Familien geneigt ist, einen kleinen Meineid da in Kauf zu nehmen, wo starke persönliche Interessen auf dem Spiel stehen —, so kann kaum noch allzu sehr verwundern, daß es Richter gibt, die das Erfordernis eines Beweismittels in Strafprozessen überhaupt als überlebt erachten und sich ihre Ueberzeugung mehr auf intuitivem Wege bilden. Dies möchte ich durch ein eignes Erlebnis illustrieren, das mir äußerst lehrreich zu sein scheint.

Es hatte mich ein Mann mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraut, von dem ich keineswegs behaupten will, daß er in besonderm Maße die Anteilnahme seiner Mitbürger verdient, und der sich auch nicht den geringsten Anspruch auf meine persönliche Anteilnahme erworben hatte. Der Mann war beschuldigt, unsittliche Schriften und Postkarten verbreitet zu haben. Da war zunächst ein Buch und eine Reihe von Postkarten, die Herrn Brunner vielleicht keine Freude gemacht haben würden, die aber unbeanstandet verbreitet wurden, und die, wie immer beurteilt, eine ernsthafte Bestrafung des Angeklagten nicht herbeiführen konnten, da ihm zu glauben war, daß er die Druckwerke für erlaubt gehalten hatte.

Der Schwerpunkt der Anklage lag vielmehr darin, daß dem Angeklagten daneben vorgeworfen wurde, auch eine kleine Anzahl von Photographien verbreitet zu haben, die Obszönitäten der übelsten Art darstellten. Beruhte die Anklage, soweit sie meinem Mandanten die Verbreitung dieser Postkarten zur Last legte, auf Wahrheit, so war eine erhebliche Bestrafung des Angeklagten durchaus begründet.

Der Angeklagte bestritt in der entschiedensten Weise, daß er jene Karten verbreitet hätte. Spruch des Schöffengerichts: 3 Wochen Gefängnis und 1000 Mark Geldstrafe. Das Gericht ging von der Tatsache aus, daß der Angeklagte die Postkarten verbreitet hätte, und erachtete es für überflüssig, diese seine Ueberzeugung mit irgendeinem Wort zu begründen. Das Urteil behauptete einfach, die Bilder seien bei der polizeilichen Durchsuchung der Wohnung des Angeklagten gefunden worden. Zeugen hatte man in der Hauptverhandlung überhaupt nicht ver-

nommen. Ein derartiges Urteil konnte gefällt werden, obwohl der Angeklagte bereits in erster Instanz einen Anwalt hatte.

Der Angeklagte kam nun zu mir und beauftragte mich, Berufung für ihn einzulegen. Zum ersten Termin hatte die Strafkammer trotz schriftsätzlicher Darlegung des Tatbestandes wieder keine Zeugen geladen. Immerhin entschlossen sich die Richter nunmehr, einen neuen Termin anzuberaumen und dazu die Kriminalbeamten, die seinerzeit die polizeiliche Durchsuchung vorgenommen hatten, als Zeugen zu laden. Die Kriminalbeamten wurden vernommen und mußten erklären, daß sie in der Tat die grob unzüchtigen Postkarten bei der polizeilichen Durchsuchung nicht gefunden hatten. Damit war erwiesen, daß diejenige Annahme, die sich das Schöffengericht kraft freier Beweiswürdigung gewissermaßen aus dem Aermel geschüttelt hatte, und auf Grund deren es eine strenge Verurteilung ausgesprochen hatte, auf einem Irrtum beruhte. Die Kriminalbeamten erklärten nunmehr, der Angeklagte habe diese Postkarten selbst einer Mittelsperson der Polizei auf Anfrage übersandt; der Name dieser Mittelsperson wurde nicht genannt. Der Angeklagte behauptete demgegenüber mit aller Entschiedenheit, daß er niemals mit derartigen grob unzüchtigen Karten etwas zu tun gehabt hätte, und daß hier eine Verwechslung durch die Mittelsperson, deren Namen die Zeugen verschwiegen, vorliegen müsse.

In meinem Plaidoyer betonte ich selbstverständlich mit aller Schärfe, daß das Gericht den Angeklagten wegen jener grob unzüchtigen Bilder nicht verurteilen dürfe, da die Zeugen aus eigner Wissenschaft nichts hätten bekunden können: wollte das Gericht trotzdem den Angeklagten nicht freisprechen, so käme eine Verurteilung nur dann in Betracht, wenn die polizeiliche Mittelsperson namhaft gemacht und dem Angeklagten gegenübergestellt würde.

Die fünf Richter kehrten von der Beratung zurück und erklärten, daß die Berufung zurückgewiesen würde. Das Gericht nahm als erwiesen an, daß der Angeklagte auch die grob unzüchtigen Karten verbreitet hätte. Irgendein Zeuge, der dies bekundet hatte, war zwar nicht vorhanden; aber das Gericht hatte die Ueberzeugung erlangt „auf Grund freier Beweiswürdigung“. Auch der Antrag auf bedingte Begnadigung wurde zurückgewiesen, weil der Angeklagte durch die Tat eine schmutzige Gesinnung gezeigt hätte.

Man sieht: jene berliner Richter hatten das Prinzip der freien Beweiswürdigung bis zur feinsten Konsequenz durchgebildet. Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß der Angeklagte die ihm vorgeworfene Handlung nicht begangen hatte, denn hätte er wirklich derartige grob unzüchtige Karten an eine wildfremde Persönlichkeit geschickt, so wäre erstaunlich gewesen, daß bei einer unvermuteten polizeilichen Durchsuchung solche Karten nicht bei ihm gefunden worden waren. Sicherlich war der Angeklagte der ihm zur Last gelegten Handlungen nicht überführt. Die polizeiliche Vertrauensperson war dem Gericht unbekannt, Niemand konnte wissen, ob sie glaubwürdig war, Niemand, ob ihr vielleicht ein Irrtum unterlaufen war.

Aber die Richter hatten so kleinliche Bedenken nicht, sondern waren der „Ueberzeugung“, daß der Angeklagte die Postkarten verbreitet hatte, und solche richterliche Ueberzeugung muß man respektieren. Vielleicht haben wir hier einen Einfluß der Methode Rudolf Steiners auf die Kriminaljustiz. Die Richter brauchen kein Beweismittel mehr. Es genügt, wenn sie sich in sich selbst versenken.

In De Costers ‚Uilenspiegel‘, der bekanntlich zur Zeit Philipps II. spielt, wird ein Inquisitionsprozeß geschildert. Gegen Claes liegt die sehr genaue Anschuldigung eines Denunzianten vor, dessen Name von der Behörde verschwiegen wird. Bei der Verlesung der Anklage verrät sich Claes durch eine unbedachte Aeußerung, aus der die Wahrheit der Anschuldigung zu erkennen ist. Es ist nun charakteristisch, daß diese Aeußerung nach De Costers Darstellung die Verurteilung des Angeklagten herbeiführt. Daß man einen Angeklagten auf Grund einer anonymen Denunziation verurteilen könne, ohne ihn dem Ankläger gegenüberzustellen: eine derartige Ungeheuerlichkeit traut de Coster nicht einmal den Inquisitionsrichtern Philipps II. zu.

Heute, bei dem famosen wissenschaftlichen Fortschritt der freien Beweiswürdigung, haben wir es glücklich so weit gebracht. Man mutet uns Urteile zu, die so sehr dem primitivsten Rechtsempfinden widerstreiten, daß man sie selbst in den Zeiten der Ketzergerichte und der Hexenprozesse als unerträglich erachtet hätte. Solche Urteile werden gefällt, nachdem in erster Instanz ein Schöffenrichter, ein Vertreter der Staatsanwaltschaft und ein Rechtsanwalt, in zweiter Instanz fünf gelehrte Richter, ein Vertreter der Staatsanwaltschaft und ein Rechtsanwalt als Organe der Rechtspflege mitgewirkt haben. Als Ergebnis dieser angestrengten Arbeit von sage und schreibe: zehn Juristen kommt ein Urteil heraus, dessen Verfehltheit jeder begabtere Tertianer erkennen sollte.

Mein Erlebnis bei der Strafkammer ist mehr als ein Einzelfall: es ist die Krankheit eines Systems. Unsre Juristen bilden sich ein, die Beweisfindung im Strafprozeß sei erheblich zuverlässiger als im Zivilprozeß. In Wahrheit ist sie schlechter.

Im Zivilprozeß urteilt der Richter im Allgemeinen nach der Aktenlage. Die Zeugen werden nicht von dem Kollegialgericht vernommen, sondern von einem beauftragten Einzelrichter. Das Protokoll über die Zeugenvernehmung liegt dem Gericht vor. Das Gericht wägt Aussage gegen Aussage und fällt danach das Urteil. Gegen dieses System ist grundsätzlich nichts einzuwenden.

Anders im Strafprozeß. Hier soll dem Angeklagten eine erhöhte Sicherheit gegeben werden; daher werden grundsätzlich sämtliche Zeugen zur Hauptverhandlung geladen. Hier haben also sämtliche Richter die Möglichkeit, die Aussagen der Zeugen zu hören, den Zeugen Vorhaltungen zu machen, sie einander gegenüberzustellen. Dieselbe Möglichkeit wird dem Angeklagten, wird der Staatsanwaltschaft gewährt. In diesem Prinzip der Mündlichkeit des Strafverfahrens sehen wir eine besonders wertvolle Errungenschaft der Strafrechtspflege und einen besondern Schutz für den Angeklagten. Auch das ist zuzugeben.

Dieser Rechtsschutz, den die Besonderheit des Strafverfahrens gewährt, wird nun aber in das Gegenteil verkehrt durch die vollkommene Begriffsverwirrung, die bei unsern Juristen über die Voraussetzung der freien Beweiswürdigung herrscht. Man ist der Meinung, man dürfe den Angeklagten dann als überführt verurteilen, wenn das Gericht die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten erlangt. Die persönliche Ueberzeugung des Richters wird zum Kriterium des Schuldbeweises.

Hier liegt folgender Gedankengang zugrunde. Man meint, ein Richter könne für wahrscheinlich halten, daß der Angeklagte die Tat begangen hat: dann darf er den Angeklagten noch nicht verurteilen. Der Richter kann auch glauben, daß der Angeklagte die Tat begangen hat: dann darf er den Angeklagten immer noch nicht verurteilen. Schließlich kann der Richter fest davon überzeugt sein, daß der Angeklagte die Tat begangen hat: dann kann und muß er den Angeklagten verurteilen. Der Fehler besteht darin, daß man die Frage des Beweises zu einer subjektiven Angelegenheit des Richters macht, indem man zu Unrecht davon ausgeht, daß der Richter nur von dem überzeugt sein kann, was wissenschaftlich erwiesen ist. Daraus, daß wir von der Wahrheit einer Behauptung überzeugt sind, folgt aber keineswegs, daß sie wissenschaftlich begründet ist. Es kann, um ein drastisches Beispiel zu wählen, der Glaube an einen persönlichen Gott zweifellos eine solche Bedeutung für den Menschen gewinnen, daß man von einer Ueberzeugung wird sprechen müssen. Dieser Glaube kann für den Menschen gradezu das Sicherste und der Leitstern im Leben sein. Deshalb wird man ja doch aber nicht behaupten dürfen, daß er auf einer beweisbaren oder erwiesenen These beruht. Aehnliches gilt vielfach von intuitiven Erkenntnissen. Sie brauchen an subjektiver Bestimmtheit keineswegs hinter andern Erkenntnissen zurückzustehen; aber auf einem Beweise beruhen sie eben nicht. Indem unsre Juristen dies verkennen, indem sie erklären. der Richter dürfe verurteilen, wenn er nur selbst die bestimmte Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen hat, wird die wissenschaftliche Grundlage der Rechtsprechung unterhöhlt, wird bei der Verurteilung eines Angeklagten irrationalen Momenten, wird dem Vorurteil, der Antipathie, den Instinkten freie Bahn geschaffen. Diese Gefahr wird noch aufs äußerste verstärkt durch die Form der strafprozessualen Verfahrens. Indem nämlich dem Richter der Angeklagte und die Zeugen in Person vorgeführt werden, und indem er veranlaßt wird, sich auf Grund dieses persönlichen Eindrucks das Urteil zu bilden, wird seine Entscheidung all den Fehlerquellen ausgesetzt, die bekanntermaßen und insbesondere für sensible und temperamentvolle Menschen gegeben sind, wenn sie auf Grund eines einmaligen pesönlichen Eindrucks über ihren Mitmenschen aburteilen.

Zu dieser Presse von Fr. W. Foerster

Der Mensch kann in jeder Zeit eine ganz besondere Gelegenheit finden, seinen „Hunger und Durst nach Gerechtigkeit“ zu betätigen. Heute kann er es am besten dadurch, daß er den Zeitungen nicht glaubt.

Mussorgsky von Oskar Bie

(Schluß)

4.

Boris Godunow

Ich will bei der Oper ‚Boris Godunow' (in der jetzt verbreiteten Form) versuchen, die Musikbilder der einzelnen Szenen abzulösen. Dieses Werk ist weder aus einem System der Musik geschaffen noch aus einem System der Handlung. Was vorgeht, entfaltet sich durchaus nicht aus einem abgegrenzten Weltbild musikalischer Anschauung noch aus einer Konsequenz des Inhaltes, der aus einem dramatischen Kern in notwendiger Folge entwickelt wird. Sondern es sind Szenen. Szenen, in denen bald das dramatische Schicksal seine Wege zieht, bald die musikalische Form ihr eignes schönes Leben auslebt. Die Geschichte des ermordeten Prinzen, durch die Boris Godunow zum Throne schreitet, bleibt im Dunkel. Die Begebenheiten um seine lebendige Person herum und ebenso die um den falschen Demetrius herum pointieren sich in musikalische Bilder, bei deren Zeichnung das Genie von Mussorgsky absolut und ohne eigentlichen dramatischen Zwang sich schöpferisch betätigt. Ein Prolog vor der Thronbesteigung von Boris, dessen Raum sonst für die Klärung der Handlung besser verwendet worden wäre, bringt noch einige dankbare Musikbilder hinzu. Und doch: vergleicht man diese Szenenfolge mit der Art, wie etwa Berlioz seine ‚Damnation' oder wie Borodin seinen ‚Fürst Igor' anlegt, so bleibt durch die Galerie der Musikbilder hindurch eine dramatische Unmittelbarkeit, die von der Intensität der Figur des Boris bestritten wird. Die dramatische Wirkung ist ein Teil, aber eben nur ein Teil der Oper geworden.

Folgen wir der Reihe der musikalischen Bilder, so wie sie sich in der Anlage des Werkes darstellen. Ihre Abwechslung ist der Nerv der szenischen Wirkung. Ihre Musik ist der Besitz und die Bedeutung Mussorgskys, bald aus der Ueberlieferung, bald aus revolutionären Visionen geschaffen, immer eigen und persönlich und zusammengehalten von der durchaus nationalen Farbe des Milieus.

Das Volk liegt im Hof des Klosters auf den Knien. Ein wehmütiger Gesang entströmt den Lippen, in jener eigentümlichen melodischen Struktur, die aus uralten Klagen byzantinischen Gottesdienstes gebildet zu sein scheint. Starre Harmonien, archaische Phrasen, viel Unisono, erst zuletzt ein gewisses Eingehen in die Gewohnheiten westlichen Musikstils. Ein Pilgerchor biegt den Rhythmus mehr in jene tänzerische Bewegung um, die aus alter Prozession übrig geblieben ist. Orgelpunkte von unten oder von oben ziehen die Melodie wie auf einen Faden, an dem sie als Kirchengeschmeide hängt. Akkorde von unaufgelöster Feierlichkeit stehen zwischen den Zeilen wie Klostermauern. Zwischen Himmel und Erde schwebt der Sang, wechselnd im Takt, als ob seine Noten noch ohne das Maß der modernen Musik aufgeschrieben wären. Ich spreche nicht nur zu Musikern, denen diese archaisierende Handschrift als Stil von ethnologischem Interesse ist, sondern ich rufe für Alle, die auch hinter den Tönen Stimmungen erkennen, die große russische Landschaft wach, die Einsamkeit der Steppe, die Trägheit des Horizontes, die Breite der Flüsse, das mystische Dunkel der Kirchen und den Goldglanz der Heiligenbilder, die auf den stillen Wegen dieser Chöre trauern.

Glockentöne. Sie tönen um das fis und c herum, die bald den Septimenakkord auf d, bald den auf as bedeuten. Wechselnd geht es hin und her, Glocken zwischen den Welten beider Akkorde, umspielt von Figurationen, die das starre System der Harmonie in blinkendes Licht und irdische Bewegung auflösen. Ein Begrüßungschor legt sich hinein, in feierlichem C-dur, mit frohlockenden Wendungen um den Gipfel der Melodie, heiliger als alle Nationalhymnen. Taktwechsel. Impuls des Augenblickes, Wiederholung jener Gipfelphrase, wie einer alten Beschwörungsformel. Das Meer des Orchesters und des Ensembles umbraust diese Begrüßung des neuen Zaren, dessen Bariton mitten darin seine ersten Solobangnisse äußert. Der Prolog schließt.

Ein Sechzehntelgemurmel führt uns in die nächtliche Zelle des Eremiten. Seine Chronik schreibt sich in der Musik. Es ist ein zurückhaltender intimer Ton, eine gegenteilige Zeichnung zu dem Zarenchor, der lügnerischen Weltlichkeit, die eben verbraust ist. Mit wenigen geistreichen Strichen fixiert sich die Stimmung, die die unopernhafte Wahrheit enthält. Nur wie von weitem erscheint über den Figuren klösterlichen Schreibens das musikalische Bild des Zarentums, punktierte Feierlichkeit, schwingender Glanz, aber leise, nur geahnt, wie ein süßes Leuchten der Wahrheit, die tief im Innern verborgen bleibt. Unvergeßlich ist die Meisterschaft, mit der dieses Motiv leiser Herrlichkeit aus dem Gewebe erzählender Musik auftaucht, sich stellenweise verstärkt und steigert und fortsetzt, um sich unter den tremolierenden Streichern wieder zu verstecken, einen heimlichen Wohlgeruch auszubreiten und zu verschwinden. Chöre der Mönche hinter der Bühne beschließen die Szene zwischen dem Chronikenschreiber und dem Zarenrivalen in der Demut steifer alter Heiligkeit.

Plötzlich sind wir in einer Schenke an der litauischen Grenze. Die Musik wird übermütig, volkstümlich, berauscht. Aus ihrer Lust lösen sich die Lieder, die die beliebten Ruhepunkte Mussorgskyscher Musik bleiben, kurze Bilder, in ebenso neuer Form wie altem Kleide. Schätze des Volkes, kunstvoll aufgezogen, im wahren Gefühl für den tiefen Rhythmus der unverdorbenen Seele und im hohen Geist einer künstlerischen Gestaltung, die sich am exotischen Ton entzündet. Lied der Schenkwirtin von der Ente, schaukelnde Begleitung, schweifender Gesang, Wiederholungen im umgekehrten Takt, tanzend in derselben Phrase, die sich ewig selbst apostrophiert, wie uralter Volksreigen. Süße Starrheiten der Harmonie, entzückende Bosheiten der Uebergänge geben die moderne Patina. Warlaams Lied, die Flasche in der Hand, vom Zaren Iwan, trunkene Töne, Mut der Schlacht, knappe Melodiestriche, stoßende Begleitung, wilder und stärker bei jeder neuen Strophe, und als Höhe immer die Wendung e d c h, ein Auflachen, wie aus alter Tatarenkehle, wüst, streng, soldatisch. Es gab mal 'nen Mann, 's war'n guter Mann, ein herzensguter Mann — das letzte Lied verliert sich wie ein alter Tanz mitten in das Ensemble hinein, bis die Wache erscheint. Grigorij, der falsche Demetrius, wird erkannt, die Musik zerreißt, findet sich erst zum Schlusse der Szene wieder baulich zusammen, als zimmere sie den Rahmen für die Situation.

Wir sind in einem Zarengemach des moskauer Kremls. Xenia, die Tochter von Boris, ein Kind noch, hat ihren Bräutigam verloren und besingt sein Bild. Es ist eine Szene in H-moll, von wunderbarem Reiz der Melancholie. Die Melodie bewegt sich in einer Folge von

Vierteln, denen eine klagende Triole angehängt ist, Alles wird Lied, Alles wird Vers und Strophe. Die Lyrik herrscht in kurzem Erguß, wieder breiten sich Lieder in der Atmosphäre aus. Welcher Unterschied zu der Luft, in der Tatjana aufwuchs. Das war heimische bürgerliche Stubenluft, süße vertraute Gewohnheit, Erinnerung an die unschuldige Kindheit, die sie nun mit ihrer opernhaften Klage durchbricht. In dieser Stube der Zarenkinder herrscht nicht die Familie, sondern allein Mussorgsky. Eine Maid sich grämt in Liebesschmerz, hat geschenkt einem Bursch ihr junges Herz: die Amme singt es zur Beruhigung in einer reizenden Melodie, die unter pendelnden Sekunden und Terzen ihre Altstimme mit den Mittelstimmen des Orchesters parallel führt. Aber es genügt ihr nicht, nun singt sie Mussorgskys Lied von der Mücke. Unter Triolen, Sechzehntelschnellern, gestoßenen Achteln, chromatischen Gewinden, aufquietschenden Schleifern vollzieht sich die Geschichte von der Mücke und der Wanze, wie ein unbefangenes Volkslied, das sich plötzlich in eine malerische naturalistische programmatische Musik versetzt sieht. Die dritte Nummer ist das Klatschhändchenspiel. Keine Humperdinckschen Gemütlichkeiten, sondern zugespitzter Geist, in einer sparsam gezeichneten Begleitung balanzierender Achtel auf den Staketen witzig geformter Akkordstützen, klatsch, klatsch — bis plötzlich der Zar das Zimmer betritt. Noch wendet er sich an seine Tochter in jenen leisen Linien anmutsvoller Lyrik, die eine melodische Wendung mit russischer Hand streichelt. Und noch ruht sein Gemüt in derselben zarten Gebundenheit des melodischen Ausdruckes, wenn er mit seinem Sohn die Landkarte des russischen Reiches studiert. Aber nun wird es Zeit, die große Szene seines Dramas zu entwickeln, eine Baritonszene von solcher Gewalt der Leidenschaft und der Wahrheit, daß ihr aus der ganzen modernen Opernliteratur nur wenige an die Seite zu stellen sind.

In Schaljapin erwachte diese Größe. Wir haben ihn gesehen, als er diese Rolle hinstellte im Théâtre des Champs Elysées, innerhalb einer Umgebung und einer „Aufmachung", die des großen Werkes nicht in allen Teilen würdig war. Er ragte wie ein Riese aus dieser Unternehmung heraus. Als Verdis Philipp sahen wir ihn, als Boitos Mephisto — ungeheure Spannungen persönlichsten musikalischen Empfindens lösten sich von ihm. Aber noch in späten Tagen wird über allem andern mir sein Boris dieser Szene ins Gedächtnis gemeißelt sein. Es war die letzte Berührung mit dem zaristischen Rußland. Nicht Wolga, nicht Uspenski-Kathedrale, nicht Musik in Astrachan, nicht die Ruhe der Buddha-Tempel bei den Kalmücken, nicht die Hysterie einer verzweifelten Religion — dieser Zar Schaljapin war für mich der letzte seines Stammes. Ich hab erreicht das Höchste, beginnt er sein Rezitativ. Die lyrischen Konturen seiner Stimmung erstarken allmählich. In tiefem romantischen Rausch hebt sich Gesang und Orchester zu einer hinreißenden Wirkung, die die europäischen Mittel des melodischen Glanzes und der durchdringenden Septime und der konsequenten Repetition in der Vollendung des harmonischen Zirkels zu gebrauchen weiß. Da zerreißt die Hexe des Schicksals den Vorhang. Es schreien die Ammen hinter der Bühne mit dem Papagei. Groteske Dämonie, spitzbübische Dramatik der Farbe. Der Prinz erzählt die Papageiengeschichte, die das kunstvollste Lied Mussorgskys wurde, in der steten Verschnellerung und Travestierung eines Rhythmus, nach dem die Papageien

aller Welt ihren wahnsinnigen Tanz auszuführen scheinen. Papageien, Schufte, Buhler um den Thron, Trillerketten, Akkordschreie, Vorbereitung letzter Ekstase. Schreckliche chromatische Ringe entstehen bei der Erinnerung an den gemordeten Prinzen vor dem Geiste des Boris, wie man im Traume eine geifernde Maske sieht, die sich unendlich vergrößert. Die Uhr spielt ihre Glocke. Auf schaurigen Intervallen erhebt sich das wildwogende Orchester. Peitschenschläge in das Gesicht des Herrschertums, Krämpfe des gemarterten Herzens, ganze Schichten einer musikalischen Erde, die von einem ungeheuern Beben erschüttert ist. Und darüber in einfacher großer Linie der gesungene Schmerz eines Mannes, der mitten im Spiel diese Szenen, mitten unter den Liedern der Strolche, Kinder und Ammen sein Schicksal zu einer Opernszene zu machen hat. Die Uhr spielt ihre Glocke. In einer grausamen Unschuld klingt das hohe H über der Erscheinung des gemordeten Kindes. Die Zeit geht vorüber am schaurigsten Schicksal. Die Glocke tönt zu jeder Stunde. Es ist eine Oper. Die Glocke wird zu einer neuen Szene tönen.

Die neue Szene spielt in Sandomir. Wo sind wir plötzlich? Der Mönch Grigorij hat sein Leben gelebt, ohne daß alle Teile dieses Lebens auch hätten Teile der Oper werden dürfen. Als Demetrius in der Maske jenes ermordeten Sohnes des schrecklichen Iwan ist er durch Litauen gewandert, ist nach Sandomir gekommen, hat sich mit den Polen verbündet, um den Zaren Godunow zu stürzen. In Litauen lernten wir ihn an der Grenze in der Schenke kennen, denn das war musikalisch fruchtbar. Und Sandomir und die Polen, das wird es nicht weniger sein. Denn die russische Oper bildet gern den Kontrast eines polnischen Intermezzos zu den russischen Grundmotiven. Da gibt es einen neuen Rhythmus und eine neue Farbe. Und gar wenn man ein Weib wie diese Marina dabei einführen kann. Marina ist stolz und ehrgeizig und wird den Dimitri benutzen, um durch ihn auf den Zarenthron zu kommen. Sie wird ihn durch Eifersucht reizen, durch Liebe betören, und die Jesuiten werden ihr helfen. Ahnt Marina schon, daß sie mit Dimitri in Moskau einziehen wird, daß Godunow fallen wird, daß sein Sohn ermordet werden wird, daß ihrem Dimitri dasselbe Schicksal beschieden ist, das am Ende jeden russischen Fürstenlebens stand, und daß dem ersten falschen Demetrius noch ein zweiter folgen und in ihren Armen liegen wird? Nein, das ist zu viel Geschichte für eine Oper. Das versteckt sich vor und hinter die Szenen, denn die Szenen selbst müssen in aller Pracht der Musik, in allem Rausch des tönenden Augenblickes aufglühen. Sandomir, welche Welt. Ein dritter Akt, so voll Süße und Weichheit, so voll Sentimentalität und Operngeste, daß man das erste Mal nicht glaubt, er sei wirklich ganz von Mussorgsky. Rimsky-Korsakoff hat die Oper bearbeitet. Wer weiß, was auf sein routiniertes Konto zu schreiben ist. Wir sehen uns den Akt näher an. Es ist doch so viel musikalische Kunst darin, daß eines Meisters Hand jedenfalls zu spüren ist. Weniger russisch als französisch. Französisch-polnische Entente. Vielleicht ein Stil, der sachgemäß ist, aber doch weit entfernt von Mussorgskys sprödem, ungebrochenem, revolutionärem Wesen.

Die Mädchen von Sandomir singen vor Marina, die am Spiegel sitzt, einen Chor in dolce E-dur, reizend synkopiert, vielleicht ein wenig parfümiert, einen Liebeschor, mit der süßen Entwicklung diatonischer

Melodien, die sanft auf weichen Bässen ruhn. Schon schlägt polnisch nationales Kolorit in die Musik. Der Unmut Marinas wendet die Rhythmen ins ausgeprägt Volksmäßige, Polonäsenhafte, Mazurkahafte. Sie bleibt allein, und ihre Stimmung verdichtet sich in eine rechte Mazurka, mit punktiertem ersten Taktteil und langgezogenem zweiten, mit träumerischen Figuren, die melancholisch von oben niederhängen. Chopin grüßt herüber. Pianissimo-Mazurka-Melodien, auf wiederholten Septimenakkorden, unaufgelöste Schlüsse, chromatische Tränen in Terzen über marschierenden Bässen niedergleitend. Ihre Szene wird ein Album stets variierter Mazurka-Rhythmen, mit allem Reiz nationaler Bedingtheiten und Lüsten schlummernder Tänze. Der Jesuit tritt ihr gegenüber, mit seinen steifen Vier-Viertel-Akkorden, starren Harmonien, chromatischen Unterwürfigkeiten und Sequenzen kirchlicher Erhebung. Nun beginnt sein Ränkewerk. Eine Melodie aus vier Triolenwendungen, aufwühlend, erhitzend, bestrickend, wird das Grundmotiv der Szene, in der er die Leidenschaft der Marina weckt. Tschaikowsky hätte diese Seiten schreiben können, im Gefühl seiner aufrauschenden Musik, die am französischen Sentiment Ausdruck und Gebärde gelernt hat. Mitten in der Oper sind wir. Der Intrigant und die Verführerin spielen ihre oft gespielte Szene. Weiß man noch, wer dieses Werk geschrieben hat?

Im Schloßgarten zu Sandomir. Springbrunnen, Mondnacht. Es ist, als ob wir einen Sprung machten, aus dem Stil der französischen lyrischen Oper alten Genres in die moderne illustrative Oper von Paris. Das Orchester webt Terzen von unbestimmter Träumerei, in die zarte melodische Phrasen sich hineinspinnen, die kaum zu atmen wagen, nur leichte impressionistische Farbe, nur Valeur der Stimmung. Das Tremolieren greift um sich, ohne eine bestimmte Gestalt zu gewinnen. Harfen klingen hindurch, Wogen heben sich, die melodischen kurzen Atemzüge hauchen ein wenig stärker darüber hinweg. Im Weben und Wogen der Töne wartet Demetrius auf Marina. Doch hat er zunächst den Jesuiten zu überwinden. Duette bilden sich jetzt, richtige Opernduette. Ein Aufeinander in dramatischer Erregtheit. Nicht wie jenes Duett zwischen Godunow und dem Fürsten Schuiskij, das den großen Monolog am zweiten Aktschluß damals nicht unterbrach, sondern nur fundierte und steigerte. Jetzt kochen die musikalischen Empfindungen der Duettanten in der Hitze der Oper gegen einander auf. O, dann werde ich sie erheben vor dem ganzen russischen Land, Demetrius singt echte Tenorkantilenen unter den Pianissimoschlägen des hohen Orchesters. Leitmotive aus der satanischen Szene zwischen dem Jesuiten und Marina beschämen uns. Wieder sinken wir auf den Boden der alten Oper. Wieder ist in geschickter Gliederung die Folge der Leidenschaften auf wechselnd ersonnenen melodischen und rhythmischen Wendungen hinausmusiziert. Die Charaktere stehen sich gegenüber. Sie wahren durchaus ihren Stil. Da plötzlich reißt das Duett, und eine Erscheinung tut sich auf, dämonisch umrissen, national verstrickt, milieuhaft ergiebig, ein Opernbild von seltener Kraft und Geschlossenheit der Bühne. Marina erscheint am Arm polnischer Magnaten. Polonaisenrhythmus in C-dur, durchsetzt von aufkeimenden Motiven, die später im Gesang ihre Deutug finden. Dazwischen abgestoßene furiose Aufschwünge im Bass unisono, die bald in volle Ritterlichkeit ausbrechen, musikalisches Milieu der Polen, wie es mit Chopin eine

ganze Generation interessierter Musiker geschaffen hat. Die Literatur wird zur Bühne zurückgewandelt. Das tolle berauschte Ensemble der Marina mit den Polen fliegt in diesen Rhythmen vorüber, verliert sich wieder in das C, aus dem es verlockend aufgestiegen war. Die Verlockung greift auf Dimitri hinüber. In der Szene mit Marina gewinnt er sich durch alle punktierten polnischen chevaleresken Gesten, durch hohe stolze F-dur-Wölbungen, durch süße niedergleitende Beteuerungen, durch Sologeheimnisse der Frau ihre Liebe. In den alten und neuen polnischen Rhythmen, Mazurka durch Mazurka, Kantilene durch Kantilene, steigt ihr Zwiegesang in die Opernluft, dramatisch merkwürdig zugespitzt durch Ironien und Verachtungen und Launen, die der Schutz der Sinnlichkeit sind, bis er sich in einer gefühlvollen Melodie beruhigt und in einem effektvollen Kanon beschließt, weit, weit weg von jenem Mussorgsky, der sich scheute, der Gesangsstimme zu geben, was von dramatischem Erlebnis in ihm um Ausdruck rang. So ist die Oper.

Echter Mussorgsky steigt wieder in der nächsten Szene auf, groteskes Musikbild der Weltgeschichte, nicht Charakter, nicht Duett von Personen, nicht Opernkonvention, nicht dramatische Logik, sondern ein Umsetzen der Vorgänge in absolut musikalische Erscheinungsformen, fast wie eine Erinnerung an jene mittelalterliche Chormusik, die von dem Realismus der Bühne noch so wenig wußte und so viel von den Reizen aller projizierten Tonbilder. Tolle Fortissimo-Quintolen schreien herum über den Querständen eigensinniger Bässe. Schon bringen die Vagabunden den gefesselten Bojaren. Spottlieder aus dem Herzen des russischen Volkes singen sie ihm ins Gesicht. Ein altes Weib tritt hervor, ächzt und hüstelt, wird seine Spottgeliebte. Schöne Lieder singen sie da, melodisch von einer gedrückten Resignation, erst Solo, dann Ensemble, wunderbar geführt in der Stimme. Sie singen diese Lieder trotz der Situation, wegen der Situation: blutender Refrain des Volkes auf alle Schicksalsschläge. Kunstvolle Madrigale singen sie, die innerlich vor Wut zerplatzen und äußerlich die Haltung des gut gepflegten, des berühmten, des ewig jungen und allerorten willkommenen russischen Chores bewahren. Habt Ihr die Russen gehört, wie sie ernst und bedacht den ärgsten Spott der Welt und widersinnigste Lächerlichkeiten im vollkommenen Stil der Tragödie uns vorsingen? Welcher Balsam für die Armen, welche Zuflucht in der Kunst. Ein Blödsinniger setzt sich auf einen Stein und besingt in einem rührenden Andante den bleichen Mondschein. Die Buben singen ihm den Hohn dazu. Und die beiden Vagabunden, wir kennen sie aus der litauischen Schenke, singen ihre Sprüche unter dem hackenden Orchester. Jammer und Elend wird froh im Munde dieser frommen Heuchler. Jammer und Elend werden Spott und Kunst und Volkslied und Aufführung, und die Weltgeschichte geht vorüber. Frei und ledig ihrer Fesseln, stürmisch bricht sich Bahn des Volkes Kraft: der große Chor baut sich auf diesem Motiv auf, weiter und weiter seine Arme breitend. Ein Tänzchen auf die unbändige Kraft legt sich dazwischen. Jesuiten lamentieren ihr Latein in psalmodierenden Floskeln. Plötzlich helles Es-dur, sieghafte Rhythmen, nationale Anklänge, Demetrius, der neue Zar erscheint. Heil ihm und Segen. Trompeten vor der Bühne, Trompeten hinter der Bühne. Der Zar zieht vorüber, der Blödsinnige bleibt übrig. Fließet, fließet, heiße bittre Tränen.

Wohin ist die Weltgeschichte gezogen? Dimitri hat Godunow besiegt. Es ist Alles in den Zwischenakten geschehen. Abgerissene Bilder nur sehen wir auf den Flächen der Musik. Elend, Sieg und Hoffnung in Chören und Liedern. Das ist Mussorgskys Hand.

Schwach ist die letzte Szene, schwach wie das Ende Godunows. Bojaren singen die Verurteilung. Der Eremit gräbt alte Motive aus. Altes Motiv wird der chromatische Kreis der Erscheinung des gemordeten Prinzen. Altes Motiv ist die süße Geste von Boris zu seinem Sohne. Aber es ist nicht das große Fest der Erinnerung, das Opern sonst an ihrem Schlusse feiern. Die Gelenke lockern sich, die Verbindungen knarren. Man blickt auf den Grund jener Naivitäten und Ungeschicklichkeiten, auf dem die neue Seele Mussorgskys einst gläubig und unverdorben aufsproß. Die Geschichte hüllt einen Schleier um ihr Haupt. Sie verrät der Oper nicht ihre Geheimnisse. Und diese erwidert ihr, indem sie auch die ihren bei sich behält. Weinet all Ihr Sterblichen, denn das Leben flieht, und bald kommt die Grabesnacht und das ewige Schweigen. Hallelujah singen die kirchlichen Chöre und locken Godunow in das Kloster. Aber er stirbt selbständig den Theatertod. Er nimmt die Klagen, die Ausbrüche, die Unvollkommenheiten, die Schönheiten, alles Alte und Neue, alles Nationale und Persönliche dieser Oper, in ihrer einzigen Mischung, ungelöst wie alle Oper, mit in sein Grab.

Der Gedanke von Alfred Polgar

Der Doktor Kershenzew ist ein düsterer Sonderling. Vor sechs Jahren hat ihm der Jugendfreund die Geliebte weggeheiratet, und diesem Erlebnis entfloh Kershenzew in Menschenfeindschaft und Einsamkeit. Was er nun ist, wär' er — den Anschein hat es — freilich auch geworden, hätte er das Erlebte nicht erlebt. Die Geschichte mit Tatjana Nikolajewna spielte wohl nur die Rolle eines Kristallisationspunktes seiner Melancholie, seines Menschenhasses und cerebralen Hochmuts. Der Doktor zieht sich ganz auf seinen prächtigen Schädel zurück. Das Hirn schwillt ihm sozusagen immer höher, und es kommt der Augenblick, da er das Experiment wagt, mit der Kraft seines Gedankens den Jugendfreund zu töten. Das Experiment glückt: nur schiebt sich zwischen Mordgedanke und Haßobjekt ein Briefbeschwerer als Vollstreckungsorgan. Man könnte also sagen: Der Gedanke hatte nicht die Kraft, zu morden, aber er hatte die Kraft, zum Mörder zu machen.

Der Doktor Kershenzew stellt sich wahnsinnig, um seiner Tat das Kriminelle zu nehmen. Er verstellt sich so gut, daß er am Ende selbst an seine Tollheit glaubt. Der Zuhörer bleibt im Dilemma: Ist der Doktor Kershenzew ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher? Ist er krank oder schuldig? Und wenn dieses: Ist er nur vor den Menschen schuldig oder auch vor Gott und dessen Statthalter, dem Dichter? Ist sein Fall psychopathisch, oder ist es jener, vor dem geistiger Hochmut kommt? Im Irrenhaus, wohin die letzten Bilder des Dramas den Doktor bringen, wird die Frage nicht eindeutig entschieden. Und würde sie entschieden, wär' es erst recht keine Entscheidung, denn zuvor müßten wir

wissen, was das heißt: „geistig gesund“ und „geisteskrank“ Aber Frage würde sich hier vergeblich nach Antwort sehnen . . . sie können zusammen nicht kommen, die Definitionen sind viel zu seicht. Und die Begriffsgrenzen viel zu verwaschen. „Geisteskrank“ löst die Probleme nicht, in deren Schnittpunkt der tragische Verfall steht, sondern wischt sie nur von der Schultafel. Immerhin habe ich das Gefühl: Der Doktor mußte tun, was er tat; wie Raskolnikow das mußte. Er hängt in Ketten einer Kausalität, die kein Ethos und keine Erkenntnis sprengen. Es bleibt nichts übrig, als sich an den gewölbten Schädel zu greifen, mit Inbrunst sprechend: Schwindet, Ihr dunklen Wölbungen droben!

Aus dem Lager der Dämonen, in das der Dichter schlich, kehrt er zurück, ohne viel ausspioniert zu haben. Er kann nichts mitteilen, als daß sie da sind, am Werk, unbesiegbar. Ehren wir des Spähers ergebnislose Tapferkeit!

Nach innen ein Problemstück, dieses Drama von Leonid Andrejew, nach außen ein derbes Stück Theater, voll Kraßheit, Spannung und umständlicher Pathologie. Feste Oberfläche entschädigt für schwankende Tiefe. Eine Figur inmitten, die größer ist als das Drama, in dem sie steht, eine Rolle, stark wie ein Baum. In seines Schattens Bereich lebt, was sonst lebt im Stück. Wegener, Gast der Neuen Wiener Bühne, hat die rechte Wurzelkraft und Wipfelbreite für solches Gewächs. Bewundernswert das Spiel seiner geistigen Muskulatur, die sichtbare Arbeit des gedanklichen Apparats. Auf der Breite dieser kalmükischen Visage ist eine Finsternis versammelt, die das Wort „Umnachtung“ sinnfällig macht. In den Zügen, in den Gebirgszügen dieses Gesichts wohnt eine Trauer, die nicht das Produkt individuellen Schicksals, sondern mehr ist: ein Stück Weltentrauer. Trotz und Wildheit, hängend um die Kluft des Mundes, haben was Gott-Aggressives. Und Wort bricht aus diesem Mund wie das Tier aus der Höhle. Es ist eine Schauspielkunst, die durch die Wucht ihres Zugriffs unablässig zu dem schönen Trugschluß verleitet, was sie greife, sei gewichtig. Kraft ihrer Kraft scheint Pappendeckel Eisen und Andrejew-Wort Dostojewski-Text.

Con sordino von Ossip Kalenter

Ich lebe mich so sukzessiv zu Tal.
Es wird mir alles wirklich ganz egal.

Der bricht ein Bein, und Jene kriegt ein Kind —
Sind das nicht Dinge, die sehr lustig sind?

Ein Schuft wird reich, ein Jobber fühlt als Christ —
Mich rührt auch nichts, das ernst und traurig ist.

Der Dollar steigt, und manches Mädchen fällt.
Man stirbt zuletzt. Das ist der Lauf der Welt.

Das Alles wird mir wirklich ganz egal.
Ich lebe mich so sukzessiv zu Tal.

Goldrechnung von Morus

Das Programm des Reichswirtschaftsrats

Der immer noch „vorläufige" Reichswirtschaftsrat hat, nachdem der Reichstag auseinandergegangen ist, ohne sich über das wichtigste Wirtschaftsproblem den Kopf zu zerbrechen, ein Programm für die allgemeine Einführung der Goldrechnung aufgestellt. Das Programm deckt sich im wesentlichen mit den „Leitsätzen über die Einführung der allgemeinen Goldrechnung in Deutschland", die der frühere Staatssekretär Professor Hirsch schon im April dieses Jahres der Sozialisierungskommission vorgelegt hat.

In den drei Monaten, die seit dem damals noch recht kühnen Plane Hirschs vergangen sind, ist der Dollar von 20 000 auf 200 000 gestiegen, die Markflucht hat noch ganz andre Dimensionen angenommen, und die Anschauung, daß mit der bisherigen Papiermarkwirtschaft gebrochen werden muß, ist fast allgemein geworden. Durch die Einführung der Goldrechnung sollen die drei großen Schwindeleien beseitigt werden, die die deutsche Wirtschaft der letzten Jahre beherrscht haben: daß der Staat die Steuern in entwertetem Geld erhält; daß die Reichsbank besseres Geld ausleiht, als sie zurückbekommt; daß der Fabrikant Goldpreise nimmt, aber Papierlöhne zahlt. Daraus ergeben sich die drei Hauptforderungen: Wertbeständige Steuern, wertbeständige Kredite und wertbeständige Löhne.

Durch diese drei Maßnahmen soll die größte Schwindelei paralysiert werden, die der Staat fortgesetzt an der Bevölkerung verübt: daß er das alte Papiergeld durch Herausgabe neuen Papiergeldes immer mehr entwertet. In dem Umfang, in dem es gelingt, durch Valorisierung der Steuern und der Reichskredite die nötigen Einnahmen zu schaffen, stellt man die Ursache alles Uebels, den Notendruckschwindel, ab. Daraus ergibt sich schon klar die consecutio temporum, in der verfahren werden muß: Vorerst müssen die Staatsfinanzen in Ordnung gebracht werden. Dazu ist aber wiederum Voraussetzung, daß der Staat mit dem Selbstbetrug des Papiermark-Etats aufhört und wieder anfängt, seine Bücher solide zu führen. Das Reich muß zum Gold-Etat übergehen, es muß die ordentlichen Ausgaben in Goldmark kalkulieren und danach die Steuern erheben. Wenn sich bei der Valorisierung der Steuern herausstellen sollte, daß die jetzigen Steuersätze nicht tragbar sind, so ist das kein Schade: 1000 Mark wertbeständige Steuern werden dem Staat immer noch mehr einbringen als 10 000 Mark, die er nach Jahresfrist in entwertetem Gelde einzieht. Freilich wird man nach der Valorisierung der Steuern nicht gleich mit einem allgemeinen Steuerabbau beginnen können, wie es einige Reformer vorhaben. Der Staat, der jahrelang unterernährt worden ist, muß eine gewisse Uebergangszeit hindurch reichlich gefüttert werden, um wieder zu Kräften zu kommen, und auch nach dieser Zeit wird man in Deutschland wenigstens einen so großen Teil des Volkseinkommens an den Staat abführen müssen, wie es England tut.

Aber auch auf der Ausgabeseite wird das Reich wieder wirtschaften müssen wie ein ehrlicher Verwalter. Der Staat hat zuviel Beamte. Die überflüssigen müssen, wie man das jetzt in Italien und in

Oesterreich durchgeführt hat, ohne falsche Sentimentalität und Rücksicht auf „wohlerworbene Rechte“ entlassen werden. Ein Teil der Beamten wird angesichts der deutschen Finanzlage zu hoch bezahlt. Deren Gehälter müssen gekürzt werden. Die jetzige Besoldungsart ist ein grober Unfug. Entweder valorisiere man die Gehälter ebenso wie die Löhne. Dann ist die Vorauszahlung unnötig. Oder der Staat zahlt wie bisher die Quartalsgehälter voraus und schaffe den Beamten die Möglichkeit wertbeständiger Anlage. Dann erübrigt sich die Valorisierung. Vorauszahlung und nachträgliche Anpassung an die Geldentwertung, wie es jetzt geschieht, ist Verschwendung auf Kosten der Gesamtheit.

Erst wenn der Staat auf diese Weise sein eignes Haus bereinigt hat, besteht wieder Aussicht, daß ihm die eignen Bürger und womöglich das Ausland Kredit einräumen. Die Reorganisierung der Staatsfinanzen, die aus eigner Kraft erfolgen muß, ist — das erweisen grade die jüngsten Aeußerungen der amerikanischen Finanzleute — die Voraussetzung zu äußern Anleihen. Ohne diese Anleihen dürfte aber die endgültige Stabilisierung der deutschen Währung kaum durchzuführen sein. Eine rigorose Finanzreform muß also am Anfang jeder ernst gemeinten Stabilisierungsaktion stehen.

Daß der Abschied von der Inflationswirtschaft Dem und Jenem schwer wird, glauben wir gern, und es ist wohl kein Zufall, daß das Blatt des Herrn Stinnes, die Deutsche Allgemeine Zeitung, am lautesten gegen die Goldmarkrechnung Sturm bläst und das Programm des Reichswirtschaftsrats mit der höhnischen Ueberschrift „Richtlinien?“ versieht. Auch in einem Teil der Unternehmerverbände und der Handelskammern wird gegenwärtig eifrig gegen die allgemeine Goldmarkrechnung Propaganda gemacht. Man will zwar für sich unbeschränkte Freiheit, in fremden Valuten, das heißt: in gutem Gelde zu wirtschaften, aber der Staat und die Arbeitnehmer möchte man lieber bei der Fiktion lassen, daß Mark gleich Mark ist. Der Erfolg einer Goldmarkrechnung wird davon abhängen, ob der Staat den Mut und die Kraft hat, sich gegenüber diesen Kreisen durchzusetzen. Gelingt ihm das, so wird er ebenso rasch die Autorität und das Vertrauen der Bevölkerung wiedergewinnen, wie das in Oesterreich dem Bundeskanzler Seipel gelungen ist.

Großbankbilanzen

Wie unhaltbar die Papiermarkwirtschaft geworden ist, zeigen noch einmal die Bilanzen der berliner Großbanken. 1921 überstiegen nur die Umsätze der D-Banken die erste Billion, und nur der Umsatz der Deutschen Bank ragte in die dritte Billion hinein. Heute weisen die kleinsten Großbanken Billionenziffern auf, und die Deutsche Bank hat fast 20 Billionen umgesetzt. Und doch beträgt die Steigerung nur das Sieben- bis Neunfache, während die Mark sich auf den vierzigsten Teil entwertete. Also anscheinend ein Rückgang. Ob 1922 tatsächlich wenigstens in der ersten Hälfte ein flaues Jahr für die Großbanken war — die kleinen und kleinsten Banken haben offenbar sehr gut abgeschnitten —, geht aus den Berichten nicht hervor. Denn diese Berichte sind trotz ihrem langen Prosateil so verschleiert und irreführend, daß das Prinzip der öffentlichen Rechenlegung völlig in sein Gegenteil verdreht wird. Den Vogel schießt diesmal die Darmstädter- und Nationalbank ab. die nicht nur ihre Bankgebäude,

sondern auch ihren gesamten Bestand an eignen Wertpapieren, die dauernden Beteiligungen bei andern Banken und Bankfirmen und die Konsortialbeteiligungen, also ihren wertvollsten Valutabesitz auf Eine Mark abschreibt. Auch sonst herrscht bei den Banken eine, wahrscheinlich nicht ganz unbegründete Scheu, sich über ihren Goldmarkbesitz und über ihre Goldmarkgeschäfte auszuweisen. Die beiden Banken, die zu Anfang der diesjährigen Bilanzsaison ihre Valutakonten besonders aufführten, die Berliner Handelsgesellschaft und die Commerz- und Privatbank, haben mit dieser Veröffentlichung etliches Aufsehen erregt — die Handelsgesellschaft wies 29 Millionen, die Commerz- und Privatbank sogar 55 Millionen Goldmark aus —, und um mehr Aufsehen zu vermeiden, haben die andern Banken vorgezogen, ihre Devisenverrechnungen lieber unter dem Deckmantel der Nostroguthaben, das heißt: der Guthaben bei Banken und Bankfirmen, zu verbergen. Aber auch dort heben sie sich infolge ihres Umfanges doch noch deutlich ab. Während alle andern Bilanzposten sich im Jahre 1922 gegenüber dem Vorjahr höchstens verdreißigfacht haben, sind die Nostroguthaben bei der Deutschen Bank um das 72fache, bei der Dresdner Bank um das 52fache, bei der Mitteldeutschen Creditbank sogar um das 129fache gestiegen, und stellen bei den Großbanken zusammengenommen fast die Hälfte der Verbindlichkeiten dar, während sie im Jahr vorher nur 12 Prozent der Verbindlichkeiten betrugen. Man kann also annehmen, daß die Goldmark- oder Valutakonten der D-Banken im Verhältnis nicht geringer sind als die der Handelsgesellschaft und der Commerz- und Privatbank.

Soweit die Berichte überhaupt einen Schluß zulassen, haben die Großbanken trotz ihrer verhältnismäßig geringen Gewinnausschüttung und trotz dem niedrigern Umsatz im Jahre 1922 sehr reichliche Ueberschüsse erzielt. Aber darüber lagert natürlich tiefes Dunkel. Bezeichnend hierfür ist, daß keine einzige Bank genaue Angaben darüber macht, was sie im Jahre 1922 verbaut hat, und man liest nur mit einigem Mitleid — daß die Immobilien der sieben Großbanken trotz den Neubauten und Aufstockungen im letzten Bilanzjahr sich um 133 Millionen verringert haben und nur noch 245 Millionen Papiermark wert sind. Wir nehmen an, daß die Steuerbilanzen, wenn auch nicht sehr, so doch immerhin etwas sich von den Handelsbilanzen unterscheiden werden. Aber auch gegen diese Art der Handelsbilanzen muß schärfster Einspruch erhoben werden. Denn wenn auch an der innern Stabilität unsrer Großbanken zur Zeit nicht zu zweifeln ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß das Eigenkapital, mit dem Banken heute gegenüber ihren Einlegern haften, gradezu minimal ist. Während, beispielsweise, bei der Deutschen Bank vor dem Kriege das Kapital und die offenen Reserven der Bank 21 Prozent der fremden Gelder ausmachte, waren es im Jahre 1919 6½ Prozent, 1921 2 Prozent und im letzten Jahre nur ½ Prozent. Bei den andern Großbanken steht es ähnlich. Nun wäre es gewiß für die Banken ein Leichtes, das Verhältnis etwas zu verbessern, aber die Banken legen darauf begreiflicherweise wenig Wert, solange das Publikum nicht dazu drängt, und begnügen sich damit, aus Gründen der Repräsentation und der Fensterbemalung das Eigenkapital von Zeit zu Zeit ein wenig zu erhöhen.

Das bedenklichste Symptom unsrer Bankwirtschaft bleibt, auch vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus, der zunehmende Mangel an rationeller Betriebsführung. Da man ja von einem Achtstundentag im Bankgewerbe praktisch nicht reden kann, so wird immer wieder die Belastung mit Steuerarbeiten vorgeschoben, um zu begründen, daß trotz sinkendem Umsatz der Personalbestand immer mehr zunimmt. So ist bei der Deutschen Bank das Personal von 21 000 auf 26 000, bei der Dresdner Bank von 15 000 auf 19 000 angewachsen. Die Unkosten, die vor dem Kriege bei den berliner Großbanken etwa 30 Prozent vom Rohgewinn betrugen, sind heute auf fast 75 Prozent angewachsen und auch gegenüber dem Jahre 1921, mit Ausnahme der Disconto-Gesellschaft, wo sie gleich geblieben sind, um 3 bis 7 Prozent gestiegen.

Die Großbanken zeigen also alle Krankheitsmerkmale der Inflationswirtschaft: Aufgedunsenheit, Undurchsichtigkeit und Verdunklungssucht, große Ueberschüsse trotz unrationeller Betriebsführung, unproduktives, teures Arbeiten. Auch sie werden sich, wenn sie die große Flurbereinigung, die doch einmal kommen wird, überstehen wollen, wesentlich umstellen müssen.

Diskontpolitik

Diskontpolitik ist unter normalen Verhältnissen das wichtigste Mittel der Zentralnotenbank, den Kredit des Landes zu regulieren. Eine Heraufsetzung des Diskonts um einen Prozent, wie sie jetzt in England als Abwehrmaßnahme gegen die Abwanderung englischen Kapitals nach Amerika vorgenommen worden ist, kann ausreichen, dem Kreditstrom eine andre Richtung zu geben, inländisches Geld zu fesseln und ausländisches heranzulocken. Eine starke Anspannung der Diskontschraube kann die Unternehmerlust lähmen, eine starke Herabsetzung kann unter Umständen einen Gründertaumel hervorrufen.

In einem Land mit zerrütteter Währung, wie Deutschland, ist eine derartige Wirkung der Diskontpolitik unmöglich. Aber belanglos ist sie auch hier nicht. Nur hat die Reichsbank unterlassen, selbst von diesem bequemsten Mittel rechtzeitig Gebrauch zu machen und es gegen die Folgen der Inflation anzuwenden. Mit stoischer Ruhe hielt sie trotz der immer schneller fortschreitenden Geldentwertung an dem Kriegsdiskontsatz von 5 Prozent fest, als die Mark bereits auf den hundertsten Teil ihres Vorkriegswertes gesunken war, und lieh damit den Leuten, die sie für kreditwürdig erachtete, zu normalem Zinsfuß Geld aus, von dem sie nur einen Bruchteil zurückerhielt. Erst im Juli 1922, als die große Inflationswelle einsetzte, raffte sie sich zu 6 Prozent auf, um es bis zum November auf 10 Prozent zu bringen. Im Frühjahr 1923 setzte sie unter obligatem Gezeter der Interessentenkreise, die denselben Prozentsatz im Monat nahmen, den Diskont auf 18 Prozent herauf.

Nach langem Drängen schien sich jetzt das Reichbankdirektorium entschlossen zu haben, eine Erhöhung von 18 auf 25 Prozent vorzunehmen. Aber der Einspruch des Zentralausschusses — in dem die führenden Bankiers und Großbankdirektoren sitzen — genügte, um die Reichsbankleitung umzustimmen. Es bleibt also dabei, daß Banken, Industrie und Großhandel sich auf Kosten der Reichsbank und indirekt auf Kosten der breiten Massen, die die Inflationssteuer zu tragen haben, bereichern. Es bleibt bei Havenstein und Glasenapp — und wenn das deutsche Volk dabei bleibt.

Bemerkungen

Der europäische Fluch

Als der Weltkrieg das alte Europa zerfetzte, drang nur hin und wieder verwehte Kunde aus den andern Erdteilen herüber, auf die glimmende Funken des großen verheerenden Brandes niedergefallen waren. Man wußte: auch dort war an vielen Stellen zerstörerischer Wahnsinn zu heller Glut ausgebrochen. Doch was so in der Ferne sich zutrug, hatte schon die Form mythischer Legende um sich gebildet, ehe es unsre Sinne erreichte. Wir empfanden es in seltsamem Gegensatz zu der erbarmungslosen Wirklichkeit, darinnen wir selber atmen mußten.

Nun hat das Buch eines Deutschostafrikaners die verantwortungslose Heldenlegende zerstört, die mit einer billigen Glorìole den Menschenmord im Herzen eines fernen Weltgebiets umschmückte. Dieses Buch hat kein Pazifist der Idee geschrieben; es enthält keine pathetisch vorgetragene Anklage — aber ein Pazifist des Erlebnisses offenbart sich in ihm. Denn was Balder Olden in seinem Roman ‚Kilimandscharo' (im Gyldendalschen Verlag zu Berlin) unbefangen und desto eindringlicher niederzuschreiben unternahm an Eindrücken, Erfahrungen, Erkenntnissen — das mußte ihn notwendigerweise zu einem Barbusse Afrikas machen. Er ist vielleicht sogar ein Barbusse wider Willen geworden.

Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß dieser erste künstlerisch geformte Kolonialroman eines Deutschen zugleich ein menschliches Dokument von dem europäischen Fluch hat werden müssen, der die naturhafte und in ihrer triebgebundenen Grausamkeit erhabene Ruhe des dunkeln Kontinents aufstörte. Mit der weißen Zivilisation und ihren äußerlichen Segnungen hatte ja der Europäer zugleich alle Seuchen seiner innerlich zerrissenen, unausgeglichenen Welt eingeschleppt, und wie in seiner Heimat überließ er sich auch hier willenlos dem großen Verhängnis des Hasses, versagte er auch hier, ohnmächtig in seiner grenzenlosen Befangenheit, vor dem Alles mitreißenden Wahnsinn.

Balder Oldens Roman vermittelt in impressionistischer Form, fragmentarisch im Ganzen, doch tiefdurchleuchtend in einzelnen Zügen, Bilder aus dem ostafrikanischen Kriege. Zu beiden Seiten des Aequators hatte die Fernwirkung der europäischen Menschenschlächterei den werktätigen Frieden der Farmer und Pflanzer aufgestört. Was in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit gediehen war, wurde zwecklos der Vernichtung preisgegeben. Wie ein verzerrtes Kinderspiel, furchtbar in seiner fatalistischen Mutwilligkeit, erscheint dieser Krieg, den Menschen der weißen Rasse gegen einander führten, und in dem die schwarze Menschheit vom blinden Zufall zwischen den Gegnern hin und her gerissen wurde.

Olden gibt den Ablauf verschiedener Schicksale, die alle vom Wirbel des Geschehens schließlich in den Untergang gerissen werden, und über denen qualvolles Verdursten, Seuche und Mordwaffe walten. Er schildert — und die große Anschaulichkeit seiner farbensatten Impressionen bezeugt das Erlebnis —, wie Menschen aus lauter Not zu „Säufern und Helden" werden, wie ein Paroxysmus der Instinkte sie befällt, so

daß Menschliches und Tierisches sich in einander wirrt. In der Gestalt des Farmers von Mikatera, des keineswegs idealmenschlichen Herrn von Isonsky, zeigt er einen Mann, den Nüchternheit des Verstandes bis zum Aeußersten der allgemeinen Raserei widerstreben läßt, und der schließlich doch nicht minder sinnlos als all die Andern in Tod und Zerstörung hineingerät. Wir lernen auch Abenteurernaturen kennen, die — europaentwachsen — eine Zeit lang an die wilde Entfesselung alles Triebhaften sich vergeuden, ihre innerste Natur dabei vielleicht am tiefsten erfüllt finden und wohl die Einzigen sind, denen das ganze verzweiflungsvolle Geschehen einen Sinn vorzutäuschen vermag. Der Held des Buches — wenn man bei der lockern Komposition überhaupt von einem solchen reden kann —, der tapfere, klug-besonnene Offizier Hüssen, dessen behutsam angedeutetes Liebeserlebnis wie ein sehr dünner Seidenfaden die einzelnen Kapitel aneinanderheftet, erlebt das furchtbarste Ende, das in gewissem Sinne hier sicherlich symbolisch bedeutend ist: er verfällt lebendigen Leibes dem geistig-seelischen Tode. An ihm erfüllt sich der letzte Sinn der ostafrikanischen Menschenkatastrophe.

Es werden sich vielfach Stimmen erheben, die, diesem Buch widersprechend, die Legendenglorioie für ein ostafrikanisches Heldenepos retten möchten. Sie werden dem Verfasser insbesondere Kraßheiten der Darstellung vorwerfen. Aber wer mit so lebendiger Unmittelbarkeit den ganzen Zauber eines Urwaldritts oder die kampf- und trieberfüllte Atmosphäre eines Massaikraals zu beschwören vermag, daß sie dem Leser schier zu gegenwärtigem Erlebnis werden: dem darf schlechterdings der Glaube nicht versagt werden zugunsten schönfärberischer Jugendbuchfabrikanten. Balder Oldens ‚Kilimandscharo‘ ist ein sehr ernsthaftes, ein erschütterndes und hoffentlich bleibendes Dokument mehr gegen den Krieg.

C. F. W. Behl

Zeitgemäße Literatur

Die Ausbildung der Artillerie auf Grund der Kampfschule und Schießvorschrift (A. V. A.). Nach amtlichem Material für alle Waffen bearbeitet.

Der Friedensvertrag hat die deutsche Artillerie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Aller neuzeitlichen Kampf- und Nachrichtenmittel — über die die Heere der Nachbarstaaten in reichem Maße verfügen — beraubt, können die deutschen Truppen nur dann gegen übermächtige Gegner Erfolge mit ihrer stumpfen Waffe erringen, wenn sie sich mit den Verwendungsmöglichkeiten und den Grundsätzen neuzeitlichen Artilleriekampfes genau vertraut machen. Die vorliegende Schrift wertet auf dieser Grundlage die jüngst erschienenen maßgebenden Hefte der A. V. A.: die Kampfschule und die Schießvorschrift aus und gibt so jedem vorwärtsstrebenden Soldaten die notwendigen Unterlagen, um von sich heraus an dem großen Werk mitzuarbeiten.

Neue taktische Aufgaben im Rahmen des verstärkten Infanterie - Bataillons und Regiments. Mit Lösungen, Besprechungen und Hinweisen auf die Vorschriften von Höfl, Major im Generalstabe, Infanterieschule München.

Dieses von maßgebender Seite verfaßte Werk ist gedacht als praktische Einführung in die neuen deutschen Gefechtsvorschriften, es bezweckt sozusagen ihre Verbildlichung. Den Schwerpunkt in seinen fesselnden Ausführungen hat der Verfasser auf das Druchdringen eines taktischen Problems mit Vorschriftenstudium und auf die Schulung in der Technik der Gefechtsbefehle gelegt.

Die Gruppe. Die Ausbildung der Infanteriegruppe im Gefecht an Beispielen auf Grund der Kriegserfahrungen. Von Rühle v. Lilienstern, Major an der Infanterieschule (1. Lehrgang), München.

Die jetzt in 3., nochmals gründlich überarbeiteter Auflage erschienene

Schrift über das Wesen des zeitgemäßen Infanteriekampfes ist von dem Verfasser auf Grund der heute im Reichsheere bestehenden Anschauungen und Grundsätze über die modernen Methoden des Infanteriekampfes bearbeitet worden.

K r i e g s s p i e l - P l a n ü b u n g. Einführung in das Kriegsspiel. Von Haase, Hauptmann im Generalstabe an der Infanterie-Schule München. Mit einer Textskizze.

An Hand eines passend gewählten Beispiels führt der Verfasser in seinem Buche eine Planübung im Rahmen eines verstärkten Infanterie-Bataillons durch, die alle Möglichkeiten, mit deren Eintreten im Ernstfalle zu rechnen ist, ausschöpft und die sich daraus für den Offizier ergebenden Aufgaben und Entschlüsse löst und schildert.

Amerikanischer Film

Schon wurde man, wenn von deutscher Produktion die Rede war, auf den Winter zurückblikkend ziemlich kleinlaut — aber nach den mit vielen Trompetenstößen angekündigten amerikanischen 'Zwei Waisen im Sturm der Zeit' darf man sich bei uns doch wohl wieder fühlen. Zugegeben, daß unsre Filmleute hier manches lernen können: vor allem, sich nicht deftig in Einfälle und illustrierende Nebenbemerkungen hineinzuknien, sondern sie, eben als Einfälle, in strömender Fülle vorüberrauschen zu lassen; weiter die echt amerikanische Ausnützung mechanischer Vorgänge (die Guillotine!); Imagination in der Anordnung bildmäßigen Inhalts; Treffsicherheit im Ab- und Ausschneiden; eine bisweilen sehr interessante Art, das Bild als zunehmende Fülle zu komponieren (die Sturmtrommel); bestimmte Handgriffe, zum Beispiel: Massenszenen durch einen Fensterrahmen zusammenzuhalten; und zuletzt, natürlich, die unerreichbare Pracht und die herrliche Lichtbehandlung der Photographie. Aber sind Filme nur zur Freude der Fachleute da? Und selbst die Fachleute werden nicht ohne kritische Bedenken bleiben. Da sind einzelne Schaustücke: der Ritt zum Schafott, das Gartenfest, von ungewöhnlicher Schönheit. Doch schon die Massenszenen sind keineswegs imposant. Gut, wie sie von vergrößerten Einzelmomenten ausgehen oder, hier und da, für Augenblicke in ihnen konzentriert werden; aber, abgesehen davon, daß sie oft nur um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, sind sie unoriginell, oberflächlich, unklar, oft wirr disponiert, in den Gefechtsszenen von lächerlicher Zaghaftigkeit und nirgends Masse als imponierendes Element, als künstlerische Stoßkraft benutzend. Die Stadt: Filmstadt altmodischen Gepräges. Das Schauspielerische durchweg schwach. Blasse Statisterie überwiegt, auch in den Einzelfiguren, Aristokraten gar zu wenig unterschieden vom Volk, Soldaten von Aufrührern, Höflinge vom Bürgertum. Gewiß sind diese beiden Mädchen, die „Heldinnen", süß, meinetwegen auch lieblich und in der klaren Reinheit und Zurückhaltung ihres Gehabens sicherlich erträglicher als das Gros der deutschen Filmschatzis; aber gegen die jungen Schwedinnen gehalten sind sie leer und oberflächlich. Schlimmer noch: dem Schauspielerischen wird fast absichtlich aus dem Wege gegangen. Die Mutter, die ihr Kind versorgt, die Frau, der man den Gatten mordete: das zieht vorüber wie ein galoppierendes Pferd; und wenn die Mutter das Medaillon findet, ists ein Versager, und wenn die Schwestern, wieder einmal, getrennt werden, gibts viel Herumaalen mit den Armen und aufgerissene Augen, aber keinerlei dramatischen Moment. Epische Behandlung? Schön — aber sind wir nicht berechtigt, unsern eignen Geschmack zu haben? Und was heißt epische Behandlung bei einem Sentimentalitätsschmarren abgedroschenster Sorte? Die ältesten Tricks sind die besten? Aber diese Tricks mit der Mutter unter der Kirchtür, die zum Bettelkind spricht: „Ich hatte ein Kind — es könnte in deinem Alter sein", wo ja doch jeder Zuschauer weiß, daß es ihr eignes

lang betrauertes ist; diese unnützen Marterungen; diese rohe Behandlung der blinden Verschleppten; dieses Wiedersehen über gekreuzten Bajonetten; diese Verhaftungen im Augenblick des Wiederfindens: das Alles war schon bei seiner Geburt im Fahrwasser französischer Romantik alberner Vorstadttheaterkitsch und bleibt es auch bei der meisterlichsten Behandlung, bleibt unerträglich, selbst wenn man nicht den Fehler begeht, Teile des Films an einem Abend hinter einander laufen zu lassen. Aber selbst wenn man, nachsichtig, Sentimentalität als notwendiges Uebel gelten läßt — wie kalt, wie geschäftsmäßig ist diese Revolution! Wie temperamentlos die Brotverteilung, wie blaß diese französischen Rednerfiguren, welch ein weicher Schönling Danton, wie fischig dieser Robespierre gegen den von Werner Krauß in Bouchowetzkis Danton! Ein Virtuose dieser Griffith, ein sicher machender Geschäftsmann — aber kein Mensch und kein Dichter.

Roland Schacht

Liebe Weltbühne!

Vor Sonnenaufgang' wurde nach der Premiere der ,Freien Bühne' vom Ostend-Theater in der Großen Frankfurter Straße übernommen. Die Berliner zerbrachen sich den Kopf, wie man dorthin gelangen könne. Einer fragte Oscar Blumenthal. Der sagte: „Det is janz einfach. Da fahren Se mit de Eisenbahn bis Frankfurt an der Oder und loofen det Sticksken zurück."

Antworten

Literaturkenner. Ihr habt bemerkt, aber für ein paar Leser muß doch wohl gesagt werden, daß in Nummer 29 unter dem Titel von Klabunds ,Schwanengesang' eine Zeile ausgefallen ist — die Zeile: Nach Gottfried Benn.

Rassenforscher. Sie weisen mich darauf hin, daß der deutschvölkische heidelberger Professor Lenard zwar Ungar sei, aber nicht Jude wie der münchner Professor Kitzinger, der den Mut gehabt hat, sich für Fechenbach einzusetzen, ohne die Stadt des Herrn Hitler zu verlassen, und den man dafür ja wohl nächstens „umlegen" wird. Herr Ehrhardt hingegen, der sich von einer Frau schützen läßt und dann durch seine Flucht dafür sorgt, daß sie seinen Platz im Gefängnis einnimmt, ist Christ.

Verteidiger der Presse. Die Abgeordnete des Preußischen Landtags Frau Voigt hatte behauptet, daß von 25000 deutschen Kindern, denen Dänemark einen Erholungsurlaub geboten habe, 10000 aus Flensburg gewesen seien. Die ,Kreuz-Zeitung', besorgt wie sie um das Wohl deutscher Kinder ist, hatte in tiefer deutscher Wahrheitsliebe aus diesen Behauptungen feststehende Tatsachen gemacht und mit der echt vaterländischen Zuneigung, mit der sie allen Deutschen begegnet, dem ,Vorwärts' ob der Veröffentlichung eines Bildes von der dänischen Bewirtung deutscher Kinder vorgeworfen, er stelle sich „gradezu in den Dienst der von unsern Feinden unter tückischer Ausnutzung unsrer Hungersnot in allen Grenzgebieten betriebenen Zerstückelung Deutschlands". Der ,Vorwärts' konnte darauf hinweisen, daß die Gesinnungs- und Geistesgenossin der ,Kreuz-Zeitung', die ,Deutsche Tageszeitung', dasselbe Bild gebracht hatte, und der Vorsitzende der Dänischen Kinderhilfe konnte entgegnen, daß von 41 921 Kindern aus Deutschland und Deutsch-Oesterreich mit Absicht kein einziges aus Flensburg geholt worden sei. Ueberschrift? Das so lange und bisher stets vergeblich gesuchte Mittel, Deutschland in der Welt beliebt zu machen.

Wahrheitsfreund. Einer von den Hauptmeistern der Politik, die Deutschland halb zugrundegerichtet hat und ganz zugrunderichten wird, erklärt in der Kreuz-Zeitung mit der aufreizenden Selbstsicherheit der

Gattung, die ihre Sachkenntnis daraus zieht, daß sie sich immer fern vom Schuß hält: „In Wahrheit geht der aktive wie der passive Widerstand aus der unmittelbar betroffenen Bevölkerung mit der gleichen elementaren Wucht hervor, und als eins der Schlußergebnisse des abgelaufenen Halbjahres ist festzustellen, daß die Bevölkerung, selbst wenn eine berliner Regierung die Einstellung oder Einschränkung des Kampfes befehlen wollte, sich solchem Gebote nicht fügen würde." Wirklich nicht? Die unmittelbar betroffene Bevölkerung schreibt mir verzweifelte Briefe, daß ich jede Woche ein Heft der ‚Weltbühne' damit füllen könnte. Der längste und anschaulichste von heute früh lautet: „Ich wohne auch im besetzten Gebiet, grade an der Grenze zum unbesetzten, und arbeite täglich in Duisburg, also einem Zentrum des Industriegebietes, und so darf ich mir wohl das Urteil erlauben, daß es nichts Unsinnigeres gibt, als menschliche, wirtschaftliche und geldliche Kräfte so zu verschleudern, wie uns dieser passive Widerstand zwingt es zu tun. Das Schlimmste und am meisten hier Verurteilte ist die Kurzsichtigkeit der maßgebenden Kreise außerhalb des besetzten Gebietes. Und man sagt hier ungeniert: Die Leute der Regierung die letzten vierzehn Tage hier, und die Angelegenheit wäre längst erledigt! Genau wie im Kriege, als man von den Offizieren sagte im Vergleich zu den Soldaten: Gleiches Geld und gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen. Ich will Ihnen nur einmal kurz solchen Tag der Leute schildern, wie er sich nach den so gepriesenen Attentaten abspielt. Mir persönlich gehts mit vielen Andern so, die an der Peripherie wohnen, um weit vom Wohnsitz fort Arbeit zu suchen. In einem Umkreis, der sich vielleicht doppelt so weit erstreckt wie Groß-Berlin, keine Bahnverbindung, keine Elektrische, kein Fahrrad erlaubt, kein Mitfahren möglich. Um nun zu unsrer Arbeitsstelle zu kommen, aufstehen 4 Uhr morgens, 1 Stunde Bahnfahrt bis zur letzten unbesetzten Station, dann zweiundeinehalbe Stunde Fußweg, ermüdet, durchschwitzt arbeiten, dann in der größten Sonnenhitze und Sie wissen, wie heiß es ist, wieder zweiundeinehalbe Stunde zurück, abends müde nach Hause, etwas essen, sich einen Augenblick ausruhen, 5 Stunden Schlaf, und wieder gehts von vorne. Wunde Füße, durstig, bestaubt, ohne Schatten zieht man dahin, denn Lokale sind zu, eine kleine Erfrischung kann man also nicht einnehmen. Und durch die Zechen und Industrieanlagen ist die Gegend enorm staubig und schattenlos. Und weswegen das alles? Weil einige Irre glauben, sich durch Bombenwurf einen Namen machen zu können, und wenn man solche Verbrecher auch noch behördlicherseits feiert, gibts Nachahmer genug. Das oben Geschilderte ist vielleicht persönliches Pech einiger Tausende, und würde man kaum Aufhebens davon machen, wenn nicht diese ganze Geschichte noch viel Böseres im Gefolge hätte, das ist das Reifwerden der Arbeiter für die Rheinlandsrepublik. Größte Anstrengungen, Nahrungssorgen — die Lebensmittelzufuhr stockt doch, auch wenn seitens der Besatzungsbehörde nennenswerte Schwierigkeiten kaum gemacht werden — lassen die Menschen mürbe werden, und viele werden gleichgültig gegen alle Ereignisse, nur in dem Gedanken, wieder halbwegs anständige Daseinsbedingungen zu kriegen. Und in dem noch weniger überlegenden Teil der nationalistisch angehauchten Bevölkerung leider ein Großzüchten des Hasses, und wir wenigen, die sich die Sinne nicht benebeln lassen, sehen mit großer Sorge in die Zukunft. Nichts ist schlimmer als der Bankrott der Regierungspolitik, mit ihren Versuchen, sich hier zu rechtfertigen, wo jedes kleine Kind besser Bescheid weiß. Ich hatte mich persönlich mal an einige Provinzblätter gewandt mit der Bitte, gegen die Sabotage, gegen die unvernünftige Ruhraktion, für eine Verständigung einige Artikel aufzunehmen. Kalter Hohn, ödes Geschimpf wie: Wahnsinniger Internationalist, Miesmacher! war die Antwort. Da wunderts

mich nicht mehr, wenn schließlich doch das Elend über uns und auf das übrige Deutschland hereinbricht. Wenn man für Verständigung ist, für Abbau des passiven Widerstandes, der ja keiner ist, dann ist man kein Miesmacher, sondern hat mehr Vaterlandsliebe im kleinen Finger als alle übrigen zusammengenommen in ihren hochqualifizierten Gehirnen, aus denen entweder nur Mist ausgebrütet wird oder ein hochlohnendes Geschäft. Und wir Esel traben unter den größten Strapazen los, um nur etwas dazu beizutragen, daß nicht alles zum Stillstand kommt. Viele von uns tun das nicht um der Entlohnung halber, ich würde als Arbeitsloser mehr verdienen denn jetzt, abgesehen davon, was ich später zur Wiederherstellung meiner Gesundheit und für Schuh- und Kleiderverschleiß auszugeben gezwungen bin. Aber natürlich die Leute um Schlageter sind die wahren Patrioten und Cuno der Retter des Vaterlandes. Ich bin der Ansicht: wer es ehrlich mit Deutschland meint, ist für Verständigung, Abbau des passiven Widerstandes und Rückkehr zu einer ehrlichen Erfüllungspolitik, zu der wir wohl als Besiegte verpflichtet sind. Ich verstehe nicht viel von wirtschaftlichen Dingen, aber ich glaube doch, wenn man der Schwerindustrie und den damit zusammenhängenden andern Besitzern etwas energischer an den Geldbeutel ginge, unsern auferlegten Verpflichtungen hätten wir mit weniger Opfern nachkommen können, als uns diese Politik noch auferlegen wird. Und alle die Ausgaben für das Ruhrunternehmen mit all den Schäden, die dies im Gefolge hat und haben wird, als Reparationszahlung verausgabt — wir hätten wohl die Ruhrbesetzung überhaupt vermeiden können. Wenn die Reichsregierung sich Anfang Januar darüber nicht klar gewesen sein sollte, so hätte sie sich hier bei uns Rats holen können, denn ich entsinne mich hier mehrerer Unterhaltungen, die ich mit einigen Gewerkschaftsführern hatte, wobei wir feststellten, daß uns diese Politik Milliarden kosten würde, daß sie uns, kurz gesagt, den Ruin bringen würde, der nun schon da ist." Nun, auch das wird den Grafen Westarp nicht anfechten. Ein so feiner Mann hat seine Wissenschaft selbstverständlich nicht von Proleten, sondern von dem unmittelbar betroffenen Bevölkerungsmitglied Hugo Stinnes, dessen hamburger Haus seit der Ruhr-Besetzung am Kohlenimport unvergleichlich mehr verdient, als dem Stammhaus die Kohlenförderung jemals im selben Zeitraum eingetragen hat.

Walter S. in New York. Sie schreiben mir: „Vielleicht interessiert es Sie, daß Upton Sinclairs Verhaftung aus politischen Gründen nicht aufrecht erhalten werden konnte. Dafür wurde er sofort wieder wegen ‚Landstreicherei' verhaftet." Amerika, du hast es besser . . .

Kulturpolitiker. Die Deutsche Volkspartei läuft in ihrer ausgehaltenen Presse Sturm gegen ihren eignen Kultusminister Boelitz. Cavete . . .! Den Mann müssen wir um jeden Preis halten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Nach neun Jahren von Max Braunschweig

Der Weltkrieg ist in Versailles nicht beendet, sondern nur in andre Formen übergeführt worden.

Nach neun Jahren, deren jedes Europa der Selbstzerstörung einen Schritt näher gebracht hat, müssen wir einsehen, daß wir dem Frieden ferner sind denn je, und daß die kommenden Jahre nicht leichter sein werden als die vergangenen. Vier Jahre Giftgas und Trommelfeuer, fünf Jahre unsichtbarer Kriegführung — und noch lange kein Ende.

*

An jenem Augusttag des Jahres 1914 ist eine furchtbare Krise in die Erscheinung getreten, die wie ein Gift sich durch den Körper Europas immer weiter frißt und aller Bemühungen, sie einzudämmen, spottet.

Innerhalb dieses Prozesses bedeuten die Jahre 1914 bis 1918 nur eine Etappe. Der Weltkrieg, formal betrachtet, war ein Atavismus, ein täppisch-roher Versuch, die großen europäischen Fragen mit den altgewohnten Mitteln der Kanonen und Bajonette zu lösen. Kein Wunder, daß er mißlang: der schwerste Krieg der Geschichte wurde abgeschlossen, ohne in Frieden überzugehen. Die komplizierten Machtgebilde der modernen Staaten erforderten eben eine ganz neue Kriegstechnik, die noch viel raffinierter war als Sprengstoffchemie und Ingenieurkunst. Europa, genial im Zerstören, hat diese Technik nach vier Jahren gefunden; seit den sogenannten Friedensschlüssen herrscht eine bisher unbekannte Form des Krieges: verborgen, unaufhörlich, unheimlicher und bei weitem entsetzlicher als Alles, was man früher Krieg zu nennen pflegte. Die Schlachten schlägt man nicht mehr an den Fronten, sondern in Börsenzimmern und an Konferenztischen; und die Opfer dieser Kriegführung sind nicht mehr zu tausenden in den Schützengräben zu finden, sondern zu zehntausenden in den Armenvierteln der besiegten Länder und zu Millionen in den Statistiken der Geburtenrückgänge.

*

Der Ablauf der europäischen Krise vollzieht sich nach immanenten Gesetzen, folgerichtig und in ständiger Steigerung.

Die erste Etappe, 1914 bis 1918, zeigt ein unklares Gemisch aller politischen Fragen, die sich in Europa angesammelt haben. Nationalitätenkämpfe, alte Revanchegelüste, Handelsrivalitäten: all diese historisch größtenteils überlebten Probleme haben sich zu einem gewaltigen Konfliktenknäuel verwickelt, sodaß der Eindruck entsteht, der Weltkrieg sei ein Kampf um Territorial- und Wirtschaftsmacht, nur im Umfang, nicht in der Art von den andern Interessenkriegen der Neuzeit verschieden.

Erst in der zweiten Periode, in der wir uns noch befinden, wird deutlich, daß die Krise tiefer geht. Hier sind nun die meisten Nebenkonflikte ausgeschieden. Landansprüche sind befriedigt, Wirtschaftseinflüsse gesichert, neue Nationalstaaten entstanden — die so gesättigten Mächte ziehen sich vom Kampfplatz

zurück. Das Bild klärt sich, und ein einziges Problem tritt in den Vordergrund: Deutschland und drängt in immer mächtigern Spannungen der Katastrophe entgegen.

*

Es ist beinah rätselhaft, wie Alles, was während dieser Jahre in Europa an politischen Kräften besteht oder neu sich bildet, so sicher wie die Magnetnadel auf den Pol sich feindlich gegen Deutschland richtet. Wieviel Umwälzungen auch geschehen mögen: neue Staaten, Revolutionen, politische Umorientierungen — immer bleibt der Ring um Deutschland geschlossen, immer starren die Grenzen in Ost und West von gegnerischen Waffen. Es ist oberflächlich, Diplomatenkünste dafür verantwortlich zu machen. Einen so verhängnisvollen Unstern beschwört nicht die Geschicklichkeit der fremden Propaganda herauf.

*

Deutschland ist als erstes Volk Europas unter der großen Krankheit zusammengebrochen, die sich seit Jahrhunderten vorbereitet hat; und was die übrigen Völker gegen Deutschland zusammenschließt, ist Haß und Abwehr gegen die Gefahr, die versteckt schon in ihrem eignen Körper lebt. Aber kein Volk wird ihr entgehen können. Diese Krise muß bis zu Ende durchgelitten werden, bevor Gesundung kommen kann. Denn ihre Ursache liegt zu tief im Wesen des europäischen Menschen selbst, als daß Lösungen kompromißhafter Art weiterführen könnten. Sie liegt darin, daß Europa seit vielen Generationen seine seelischen Kräfte hat verkümmern lassen auf Kosten der Beherrschung der Materie. Und das bis zu dem äußersten Punkte, wo wir uns heute befinden: wo sich die organisierte Materie völlig losgerissen hat und ihren eignen zerstörerischen Weg geht. Daß grade Deutschland diesen Punkt am frühesten erreicht hat, ist kein Zufall. Hier waren die menschlichen und gesellschaftlichen Gestaltungen seit jeher am schwächsten; die Mächte der Tradition am unsichersten; die Instinkte der Maßlosigkeit und der Selbstzerstörung zuinnerst eingeboren.

*

Selten hat ein Volk ein solches Bild von brutaler Gewissenlosigkeit auf der einen und unwürdiger Gefügigkeit auf der andern Seite geboten wie das Deutschland von heute.

Inmitten dieses Totentanzes von Haß und Zerstörung scheint es vergeblich, zur Besinnung zu rufen. Deutschland wird erst dann zur Ruhe kommen, wenn die unfruchtbaren Träger der vergangenen Kräfte sich gegenseitig aufgerieben haben. Dann erst können die Grundsteine einer neuen Gemeinschaft gelegt werden; dann erst wird man auf die Stimmen der Wenigen hören, die sich gute Deutsche und gute Europäer zugleich nennen dürfen.

*

Nach neun Jahren atmet die Welt nicht auf, sondern holt Atem zu neuem Kampf. Aber das wiederum ist es, was uns noch Hoffnung für die Zukunft gibt. Denn der Kampf, der kommt, wird bestimmend sein für das Schicksal Deutschlands und Europas. Und was heute im deutschen Volke an neuem Menschentum lebt — das wird dann die Entscheidung bringen.

Weihrede von Ztirf Schnehnepaw

Man kommt als Pazifist bisweilen in eine merkwürdige Lage. Ich hatte die Rede zur Einweihung einer Kriegerehrentafel zu halten, in einer stockkonservativen und militärbegeisterten Landgemeinde Pommerns, und zwar in einem Gottesdienste — wo also die Art der Feier jede Provokation ausschloß. Vor mir saßen die Kriegervereine mit Säbel, Fahnen, Orden und Ehrenzeichen und dem andern üblichen Klimbim, der zu einer richtigen militärischen „Aufmachung" gehört. Ich sprach:

„Mit den Namen, die jetzt von der enthüllten Tafel durch unser Gotteshaus leuchten sollen, werden unsre gefallenen Brüder noch einmal lebendig. Es ist, als stiegen sie in Frankreich und Belgien und Rußland und Rumänien aus ihren Gräbern heraus, die Blankenburgs und Pirchs und von Mroczecks, und wie sie alle heißen, und versammelten sich hier in ihrer Heimatskirche. Und an jedem Sonntage, wo unsre Augen und Herzen ihre Namen auf der Tafel lesen, hebt eine geheimnisvolle Zwiesprache an zwischen ihnen und uns. Was für ein Raunen und Flüstern zwischen ihren Seelen und unsern Seelen! Wir tragen ihnen auf unsern Händen unser Herz entgegen voll Dank und unbegrenzter Hochachtung. Strapazen und Hunger und Kanonengebrüll und schlaflose Nächte und Notschrei der Verwundeten und endlose Märsche und immer wieder die Aufregung der Feuergefechte — und zuletzt die Todeskugel. Alles, Alles: für uns. Darum, sage ich, soll diese Tafel eine Ehrentafel sein und uns immer wieder an unsre unauslöschliche Dankespflicht erinnern.

Und während wir jetzt lauschen, was sie uns antworten wollen, fangen sie wirklich zu reden an. ‚Ihr sagt das Alles so', sprechen sie; ‚aber was wir erduldet haben, ehe der Todesengel barmherzig seine Fittiche über unsre Qual breitete, das kann Niemand ermessen. Und alle Schmerzen und alle Leiden, die wir erduldet haben, sind ja doch nur ein winziger Bruchteil der Leiden und Schmerzen, die die ungezählten Kameraden aus allen Völkern erleiden mußten. Und all die wehe Trauer und all das grause Elend, das über euch gekommen ist, ist ja doch auch nur ein winziger Bruchteil der Trauer und des Elends, das durch den Krieg über alle Völker gekommen ist. Ach, noch kein Volk ist jemals durch Krieg wirklich glücklich geworden. Aber immer hat der Krieg ein Meer von Tränen gebracht und ein Riesengebirge von Elend, unter dem die Völker Jahrzehnte hindurch seufzen müssen. Darum laßt euch von uns, den Gefallenen, sagen — und wir richten unsre Totenstimme über unser Heimatsdorf hinaus an unser ganzes Vaterland und an alle Völker: strebt danach, daß nie wieder ein neuer Krieg die ganze Welt in Elend und Jammer stürze! Und wenn es auch noch Jahrhunderte dauern sollte, ehe dieses Ziel erreicht ist — Ziel muß es doch bleiben, euer Ziel und Ziel der ganzen Menschheit: Nie wieder Krieg!"

So wollen wir denn die Tafel enthüllen. Sie ist ein Zeichen unsres unauslöschlichen Dankes an unsre gefallenen Brüder

und unsrer unbegrenzten Hochachtung. Und sie soll eine Mahnung der Toten an uns sein: Die Waffen nieder! — damit nicht immer noch von den Menschen die Erfüllung der Weihnachtsbotschaft verhindert wird, wie sie nach dem Urtext lautet: Friede auf Erden unter den Menschen, die guten Willens sind!"

So weit die Ansprache. Und nun das Merkwürdige: man sagte mir, was sonst nie vorkommt (denn ich bin ja Pazifist): „Das hat uns gefallen." Habt Ihr, die Ihr zu unserm Volk zu reden und zu schreiben habt, wirklich nötig, bei jeder Gelegenheit in die Kriegstrompete zu blasen, um Eindruck zu machen? Wo unser Volk auch friedlichen Gedanken durchaus zugänglich ist — selbst in den Schichten, die Ihr für unzugänglich haltet?!

Der Fürst und sein Kebsweib von Klopstock

Lieber Herr Jacobsohn,

ich schicke Ihnen hier eine Ode von Klopstock, die Sie vielleicht in der ‚Weltbühne' drucken wollen: Zu diesem Krieg. Es gibt nicht viele Gedichte, die so schön sind wie dieses. Es ist so wunderbar gebaut, daß in jedem einzelnen seiner Worte immer zugleich das ganze Gedicht mitklingt. Man kann das Gedicht anfangen zu lesen, wo man will: bei jedem Wort, mit dem man anfängt, fallen immer gleich die andern Worte auch ein, von jedem Wort aus kann man das Ganze zum Klingen bringen, es ist wie eine Zaubermusik — man schlägt einen einzigen Ton an, dann kommen alle andern Töne, die zum Lied gehören, von selber herbei, von selber spielt sich das Lied, das ganze Lied nach diesem einzigen Ton.

Max Picard

K. Warum wirst du so ernst? F. Was fragst du mich? Geuß den Kristall mir
Voll des blinkenden goldenen Weins!

K. Aber du nimmst ihn ja nicht. F. Was quälst du mich! Wecke der Laute
Leisesten Ton und singe dein Lied.

K. Ach, ich sang und du hörtest mich nicht. F. Du hättest gesungen?
Eil jetzt, dort Rosen zu streun.

K. Rosen sollt ich streun, daß du sie nicht sähest? Was gehn dich
Jetzo Lieder, was Rosen dich an!
Hör', es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tanzen
Zu der Schar, die Schlachten uns spielt,
Zu der Jünglinge Reihn mit blankem Gewehr, das dem Blitz gleicht,
Wenn sie mit rascher Eile sich drehen.
Warum wirst Du noch ernster, da ich die Krieger dir nenne?
Trüber als erst? Sinkst tiefer in Gram!
Warum blickst du so wild? Was siehest du? siehst du Erscheinung?
Nahet dir eine Todtengestalt?

F. Keine Todtengestalt, der abgeschiedenen Geister
Keiner, aber dennoch ein Geist,
Ha, der schreckliche Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
Jetzt erfrechen zu sehen, was sie sind!
Welcher Zauber beschwört und bannt ihn hinab in des stummen Kerkers Nacht, aus welchem er kam?
Weh mir! wo ist, der sich an den Hundertarmigen Riesen,
Hundertäugigen Riesen sich wagt?

Wilhelm II. vor Manila von L. Persius

Grade 25 Jahre sinds her, daß Wilhelm II. — dessen diplomatische Bocksprünge seinem Deutschland die Feindschaft der andern Völker, den Krieg und damit den ganzen Jammer von heute beschert haben — uns die Sympathien der Amerikaner gründlichst verscherzte.

1898 gabs den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien. Bei Cavite wurde die schwache spanische Flotte von der starken unter dem star spangled banner vernichtet, und die Amerikaner belagerten zu Land und See die Hauptstadt der Philippinen: Manila.

Heinrich, Prinz von Preußen, weilte damals auf der ‚Deutschland' in den ostasiatischen Gewässern, als zweiter Admiral unsres Kreuzergeschwaders. Sein Bruder Wilhelm hatte ihn nach dem fernen Osten mit den Worten entsandt, die die Welt aufhorchen ließen: „Sollte aber Jemand unternehmen, uns in unserm guten Recht zu kränken, dann fahre drein mit gepanzerter Faust. Und so Gott will, flicht dir Lorbeer um deine junge Stirn." Die „gepanzerte Faust" — the mailed fist — wurde besonders in der britischen und amerikanischen Presse arg bespöttelt. Mit Recht: die Panzerfregatte ‚Deutschland' war ein alter Kasten, bar jedes Gefechtswerts.

Nach Manila wurde Heinrich nicht geschickt: weder traute man ihm die nötige diplomatische Geschicklichkeit zu, noch wollte man ihn in Shanghai und Hongkong stören. Dort gabs Ladies, Tennis und Polo; auf Manila Reede aber wars scheußlich heiß und gar nicht kurzweilig. So wurde an Heinrichs Stelle der Admiral v. Diedrichs mit seinem Flaggschiff ‚Kaiser' — Schwesterschiff der ‚Deutschland' — sowie verschiedenen andern Kreuzern nach Manila beordert. Er und sein Flaggleutnant Hintze — später: von Hintze — sollten „die deutschen Interessen vertreten".

Wie das geschah, erfuhr die Welt, als der Husarenstreich des großen Kreuzers ‚Kaiserin Augusta' bekannt wurde. Darüber wie über die andern Begebnisse in Manila ist viel geschrieben, viel gestritten worden. So ist, zum Beispiel, von deutscher Seite offiziös geleugnet worden, daß die ‚Kaiserin Augusta' „klar Schiff zum Gefecht" gegen die Amerikaner gemacht habe. Ich, der ich mich während dieser Begebenheit an Bord des Kreuzers befand, habe bisher geschwiegen. Zum Jubiläum des Ereignisses aber scheint mir doch angebracht, kund zu tun, daß allein Wilhelm II. in sträflichem Leichtsinn uns damals bis dicht an den Rand eines Krieges mit der Union gebracht hat, daß die bis zur Siedehitze gesteigerte Wut der Amerikaner über deutsche Anmaßung keineswegs unberechtigt war. Von dieser Zeit datiert der Umschwung der Stimmung Nordamerikas gegen Deutschland. Geändert konnte auch später nichts mehr werden durch Telegramme, Denkmalspenden und Schiffstaufen.

Am 18. Mai 1898 schiffte ich mich in Bremerhaven als Transportführer an Bord des Norddeutschen-Lloyd-Dampfers ‚Bayern' ein. Am 28. Juni waren wir in Hongkong. Am 5. Juli traf ich in der Bucht von Manila ein. Am Eingang bei Mariveles lag der ‚Kaiser'. Ich meldete mich beim Admiral v. Diedrichs, begrüßte Hintze und stieg an Bord der ‚Kaiserin Augusta', die dicht vor der Stadt Manila gegenüber dem Ausfluß des Pasig-Flusses ankerte. Die amerikanische

Flotte sah man weit entfernt bei Cavite. Es waren: Olympia, Baltimore, Boston, Raleigh, Concord, Petrel, Mc. Culloch. Nur die ersten drei Schiffe hatten Gefechtswert; die andern waren kleine Kanonenboote. Nahe der ‚Kaiserin Augusta' lagen einige englische, französische und ein japanisches Kriegsschiff. An Bord angelangt, übernahm ich meinen Dienst als Navigationsoffizier, das heißt: als ältester Offizier nach dem Ersten Offizier. Erster Offizier war Kapitänleutnant Buchholz, der während des Boxerfeldzuges fiel. Auf dem bekannten Bild: „Germans to the front" sieht man seine Hünengestalt im Vordergrund, mit geschwungenem Säbel seinen Leuten weit voranstürmend.

Das deutsche Geschwader, das zur Zeit meiner Ankunft vor Manila versammelt war, bestand aus ‚Kaiser' und den Kreuzern ‚Irene', ‚Prinzeß Wilhelm', ‚Cormoran', ‚Kaiserin Augusta'. Nimmt man den Gefechtswert dieser Schiffe, so war er größer als der der amerikanischen. Aber Niemand konnte mir eine Antwort geben auf die Frage: Was soll das starke deutsche Geschwader hier? Später wurde klar, daß Wilhelm II., wie gewöhnlich, seine Hände in einen fremden Topf steckte, eine Suppe mitlöffeln wollte, die ihn gar nichts anging, an der er sich nur die Finger verbrannte. Die Amerikaner sagten mit Recht von uns: Macht, daß Ihr fortkommt — Ihr stört uns nur! Der Aufforderung hätten wir Alle gern Folge geleistet. Denn es war Regenperiode, und dazu herrschte die böseste Hitze.

In der großen Stadt gabs trotz der Belagerung mancherlei Unterhaltung. Stets waren wir gern gesehene Gäste der Spanier. Sie hofften ja unentwegt auf unsre Hilfe. Eines Tages war das Gerücht verbreitet, Deutschland werde jetzt energisch als Retter auftreten. Die Spanier feierten uns überschwänglich. Reuter hatte verbreitet, Deutschland hätte gegen ein Bombardement Manilas protestiert. Immer wieder hieß es: Kaiser Wilhelm hat Spanien erklärt, er werde niemals dulden, daß Nordamerika die Philippinen besetze. Ab und zu unternahmen wir einen Spaziergang in die Schützengräben. So weit war nämlich Manila auch schon. Amerikaner und Tagalen lagen auf der einen, Spanier auf der andern Seite. Langsam rückten die Amerikaner auf die Stadt vor.

Verschiedentlich war passiert, daß unsre Kriegsschiffe Flüchtlinge von Manila an Bord genommen und sie außerhalb der Kriegszone abgesetzt hatten. Der amerikanische Admiral Dewey verbat sich dies; jedoch ohne Erfolg. Er ließ dem Admiral v. Diedrichs mitteilen, daß er, um ähnliche Vorkommnisse zu hindern, für die deutschen Kriegsschiffe auf dem „droit de visite" bestehen müsse. v. Diedrichs bestritt das Recht hierzu. Er sandte seinen Flaggleutnant Hintze zu Dewey, um Vorstellungen zu erheben. Ueber die Unterredung wird berichtet, daß Dewey zu Hintze gesagt habe: „Young man, will you tell me, that means war?" (Junger Mann, willst du mir erklären, daß das den Krieg bedeutet?) Diese Version wurde allerdings später oft kolportiert. Ganz unglaubwürdig war und ist sie Keinem, der den impulsiven, damals recht nervösen Herrn Hintze kannte. Ich glaube mehr meinem Tagebuch, in das ich notiert habe: „Der Flaggleutnant, Kapitänleutnant Hintze, welcher das Schreiben des Admiral v. Diedrichs an den amerikanischen Admiral Dewey überbrachte, wurde von Dewey gefragt: ‚Junger Herr, wissen Sie überhaupt, was Krieg ist?' " Nicht also hat sich die Unterhaltung zwischen dem alten Admi-

ral und dem jungen Kapitänleutnant zugespitzt bis zu der brüsken Frage Deweys: „Soll das eine versteckte Kriegsandrohung sein?", sondern um eine Meinungsverschiedenheit hat sichs gehandelt darüber, wie Kriegsbräuche, hier das droit de visite, auszulegen seien. Ich persönlich würde als Kommandant eines Kriegsschiffs nie einem fremden Kriegsschiff das Recht einräumen, mein Schiff zu untersuchen. Es ist aber Pflicht jedes verantwortlich fühlenden Mannes, Alles zu vermeiden, was zu solchen Diskussionen führt. Man spielt nicht um derartiger Bagatellen willen mit dem Frieden seines Volkes. Auf deutscher Seite liegt die Schuld, daß sich die Verhältnisse überhaupt so hatten gestalten können.

Admiral v. Diedrichs befahl der ‚Kaiserin Augusta' am 12. Juli, sich vor die Insel Corregiador, das heißt: in See vor die Bucht von Manila zu legen, um den Kreuzer ‚Cormoran', dessen Ankunft von Ilo-Ilo erwartet wurde, von dem Vorhaben des Admirals Dewey zu benachrichtigen und ihm die nötigen Anweisungen zu geben. Der ‚Kaiserin Augusta' wurde zur Unterstützung der Kreuzer ‚Prinzeß Wilhelm' beigegeben. Die drei Schiffe sollten dann nach Manila dampfen. Am 12. Juli abends um 7 Uhr gingen wir Anker auf und kreuzten während der Nacht vor der Insel Corregiador. Am 13. Juli früh erschien ‚Cormoran', und wir schlugen, entsprechend der Ordre, zusammen den Kurs nach der Reede von Manila ein, nachdem ‚Cormoran' noch in Mariveles Kohlen übergenommen hatte. Ich stand auf der Brücke neben dem Kommandanten. Er befahl, es solle „Klar Schiff zum Gefecht" gemacht, also scharfe Munition gemannt werden. Zugleich teilte er mir und dem Ersten Offizier die Anweisungen des Admirals v. Diedrichs mit. Er habe Auftrag, nötigenfalls der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Ich war einen Augenblick sprachlos. Was ging hier vor? Wir befanden uns doch nicht im Kriegszustand mit Nordamerika. Nach kurzer Ueberlegung stellte ich dem Kommandanten vor, welche Verwicklungen aus der Sache entstehen könnten, und bat ihn, das Klarschiff zum Gefecht wenigstens äußerlich zu verdecken. Kapitän zur See Köllner war ein äußerst liebenswürdiger, sonst leicht zugänglicher Herr. Aber als der echte Typ des altpreußischen Offiziers antwortete er mir: „Ausgeschlossen. Befehl ist Befehl. Ich habe zu gehorchen." Allmählich wurde mir die ganze Tragweite unsres Beginnens klar und klarer. Wenn jetzt ein amerikanisches Kriegsschiff nahte und unsern Gefechtszustand bemerkte, würde es jedenfalls auch „Klarschiff" machen — und was dann?

Als die Insel Corregiador in unserm Rücken lag, verließ der Kommandant die Brücke, und ich führte das Schiff. Die Geschütz- und Torpedo-Mannschaften standen an den gefechtsbereiten Kanonen und Torpedo-Rohren. Scharfe Munition war bereit; die Granaten waren mit scharfen Zündern versehen; die Gefechtstorpedoköpfe waren aufgeschraubt. Sengend heiß brannte die Sonne hernieder, alle Sonnensegel waren selbstverständlich entfernt (wegen der Feuersgefahr und um das Schußfeld nicht zu behindern.) Ich sandte eine Ordonnanz zu dem Kommandanten mit der Bitte, wenigstens das Sonnensegel auf der Brücke ausholen lassen zu dürfen. Falls es nötig würde, könnte es ja sofort wieder geborgen werden. Vorläufig sei kein amerikanisches Kriegsschiff in Sicht. Er gab eine zustimmende Antwort. Auch auf dem Vordeck ließ ich eigenmächtig für den Ausguck Sonnensegel

setzen. So wurde das Klarschiff äußerlich ein wenig verdeckt. Nun tauchte die amerikanische Flotte vor Cavite auf und die Kriegsschiffe der andern Nationen vor Manila. Ich stellte den Maschinentelegraphen auf „äußerste Kraft", um so rasch wie möglich die Gefahrzone zu durchlaufen. Unbehelligt kamen wir auf unsern Ankerplatz. Kein Zwischenfall ereignete sich. Dewey hatte als der Vernünftigere nachgegeben. Absichtlich, das wurde später bekannt, hatte er seine Schiffe uns nicht entgegengeschickt, um eine Katastrophe zu vermeiden.

Selbstverständlich konnte das „Klarschiff zum Gefecht" der Oeffentlichkeit auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Wohl war bei uns strenge Ordre erteilt, kein Wort darüber verlauten zu lassen. Aber ein Marinebaumeister war indiskret. Die Sache zog ihre Kreise und blieb Monate lang das Gespräch an der ostasiatischen Küste nicht nur, sondern auch weit darüber hinaus. In Nordamerika war der Anlaß willkommen, den Unwillen über deutsche Anmaßung zu schüren.

In Berlin wurde immer noch nicht erkannt, welche Torheit man vor Manila beging: daß verkehrt sei, dort eine Anzahl von Kriegsschiffen zu unterhalten, die in keinem Verhältnis stand zu den zu schützenden Interessen. Die Engländer, die Franzosen, die Japaner hatten dort einen, zuweilen zwei Kreuzer liegen. Unsre wenigen Deutschen in Manila konnten, wenn die Erstürmung der Stadt bevorstand, bequem auf Handelsdampfern untergebracht werden. Man machte sich in Berlin die Situation nicht klar, wie die Amerikaner durch uns in der Kriegführung behindert wurden.

Am 8. August gab Dewey endlich bekannt, der Sturm auf die Stadt werde am nächsten Tage beginnen. Er bäte daher die deutschen Kriegsschiffe, seinem Geschwader Platz zu machen, das heißt: freies Schußfeld zu geben. Viel Arbeit entstand. Aus der Stadt strömten die Deutschen mit Sack und Pack zum Hafen und wurden hier von unsern Booten aufgenommen, die sie an Bord zu uns beförderten. Es wimmelte bei uns bald von Frauen und Kindern. Admiral v. Diedrichs befahl den ihm unterstellten Schiffen, am 9. August um 9 Uhr a. m. Dampf auf zu haben. Wir würden den Ankerplatz wechseln, weil die Amerikaner unsre Liegeplätze beanspruchten.

Erwartungsvoll sehen wir dem nächsten Tage entgegen. Werden die Spanier bei Zeiten die weiße Flagge hissen, oder werden sie mit Bravour sterben?

Am 8., abends 11 Uhr. Ein amerikanisches Handelsschiff, das aus Hongkong kommt, bringt keine wichtigen Nachrichten als die eine: Fürst Bismarck sei am 31. Juli gestorben. Gleich nach dem Fall von Manila sollen wir nach Hongkong gehen, um als Erste den Kaiser zu benachrichtigen.

Am 9., abends 10 Uhr. Zum Verzweifeln: die Amerikaner haben noch nicht bombardiert. Es heißt, sie wollten allen Flüchtlingen Gelegenheit lassen, sich zu retten, und den Spaniern Bedenkzeit zur Uebergabe ohne jedes Blutvergießen geben. Immer noch kommen Flüchtlinge zu uns an Bord. Unsre Matrosen bekümmern sich rührend um sie. Unsre Schiffe gingen heut auf den neuen Ankerplatz. So haben also die Amerikaner genug Raum zur Beschießung der Stadt. Die Franzosen — Flaggschiff ‚Bayard' und Kreuzer ‚Pascal' — gingen mit uns zusammen. Sie sind ja jetzt unsre dicksten Freunde; v. Diedrichs verkehrt nur mit ihnen. Die Engländer — unsre Feinde

— sind zu ihren Freunden, den Amerikanern, nach Cavite gedampft. Am späten Nachmittag haben sich zwei amerikanische Kreuzer auf unsern alten Ankerplatz gegenüber dem Pasig-Ausfluß gelegt.

Am 10. August, abends 10 Uhr. Diese Amerikaner — immer noch warten sie mit der Beschießung! Wir liegen dauernd unter Dampf — welche Kohlenverschwendung! Dazu die vielen Familien an Bord. Bald wird der Proviant knapp werden. Es gießt mit Mollen vom Himmel.

Sonntag, den 14. August, abends 12 Uhr. Endlich, am Vormittag um 10¼ Uhr, dampfte die amerikanische Flotte von Cavite heran. ‚Olympia' feuerte den ersten Schuß. Um 5 Uhr ging die amerikanische Flagge über der Stadt hoch. Die amerikanischen Schiffe salutierten. Es waren vornehme Uebergabebedingungen gestellt. Dewey setzte sämtliche spanische Offiziere in Freiheit. Die spanischen Soldaten werden sofort in die Heimat befördert. Verwaltung und Gerichtswesen bleiben spanisch. Kurze Zeit nach der Uebergabe kam der spanische Gouverneur Augustin mit seinem Adjutanten zu uns an Bord. Um ¾7 Uhr gingen wir Anker auf und dampften mit höchster Fahrt gen Hongkong.

15. August. 1 Uhr mittags traf ‚Kaiserin Augusta' in Hongkong ein. Wir waren ja das schnellste Schiff in ostasiatischen Gewässern, konnten 21,5 Seemeilen in der Stunde laufen (für 1898 eine phaenomenale Leistung). Die andern Kreuzer trafen erst einen Tag später in Hongkong ein. Strenger Befehl für uns: Während der nächsten 24 Stunden darf Niemand etwas über den Fall von Manila verlauten lassen. Warum? Sollte Wilhelm II. 24 Stunden Alleinwisser auf der Welt sein (oder waren es, wie mir später der Direktor einer großen Bank erklärte, Börsenmachenschaften)?

Am 18. August nahmen wir Abschied von Hongkong und gingen nach Manila zurück. Dort gestaltete sich der Aufenthalt für uns weit angenehmer als bisher, nachdem Admiral v. Diedrichs auf seinem Flaggschiff nach Batavia gegangen war.

24. August. Köllner, der Kommandant der ‚Kaiserin Augusta', hat heut Merrit, dem amerikanischen Gouverneur von Manila, seinen offiziellen Besuch gemacht. Die Amerikaner gestehen jetzt unumwunden ein, sie hätten bestimmt erwartet, daß die deutschen Kriegsschiffe sie am Bombardement hindern würden. Es sollte deshalb mit dem Bombardement gezögert werden, bis Verstärkungen kämen. Die Offiziere lassen keinerlei Stolz durchblicken. Sie geben offen zu, sie hätten ja den Spaniern gegenüber leichtes Spiel gehabt.

25. August. Kapitän Köllner machte heut auch bei Dewey Besuch. Er berichtete mir, Dewey sei äußerst freundschaftlich gewesen. Er scheine uns nichts nachtragen zu wollen. Er habe die Verstimmung zwischen Deutschen und Amerikanern aufrichtig bedauert, sei aber vornehm reserviert gewesen, als Köllner die einzelnen Streitpunkte berühren wollte. Er habe nur geantwortet: „Hoffen wir, daß von jetzt an Eintracht waltet."

Diese Hoffnung wurde nicht zuschanden gemacht, weil Wilhelm II. nach der Manila-Blamage für seine diplomatischen Bocksprünge ein andres Feld gefunden hatte, uns mit seinen Depeschen verschonte und die Interessen Deutschlands vor Manila von nun an in den Händen gesund empfindender Seeoffiziere lagen.

Dies ater von Heinrich Fischer

Mag die Welt mit heitern Wimpeln ziehen,
mögen Liebende zum Kuß entflammt sein:
Dieser Tag wird immerdar verdammt sein
und von Gott voll Ekel ausgespieen!

Alle Schönheit, die um ihn gelegt ist,
hat ein ferner Waffenschall geschändet.
Sein Medusenhaupt im Mittag blendet
wie ein Menschenaug, das unbewegt ist.

Und so schleicht er schwer ins Abendrot.
Nicht, wie seine Brüder rosig sprangen,
froh, in bessere Länder zu gelangen —
sondern ganz von düsterm Hermelin umloht.

Louis Ferdinand von Alfred Polgar

Prinz Louis Ferdinand von Preußen war, wie die Geschichte verbürgt, ein genialischer Mann. Er liebte das Vaterland, den Ruhm, die Freiheit, die Frauen, das schöne Leben und die schönen Künste. Preußens Not griff ihm ans Herz, und er drängte zum Kriege. Friedliebend widerstrebte der König. Das Nahen der Napoleonischen Armee brach sein Zögern, aber da war es schon zu spät. Bei Saalfeld wollte der Prinz den Vormarsch des Marschall Lannes aufhalten. In einem Rückzugsgefecht fiel er. Dann kam Jena; und in weiterer Folge der kleine Hannak, welcher schrieb: „Schwer lastete die Hand Napoleons auf dem geknechteten Deutschland."

Das ist der geschichtliche Canevas, in den Fritz v. Unruh sein vielfädiges, figurenreiches Drama geknüpft hat. Er romantisierte ein wenig die Historie, indem er seinem Louis Ferdinand den Königsgedanken in den Kopf setzte und den Konflikt zwischen Kriegs- und Friedensfreunden bis zu einer Militärverschwörung wider den König steigerte.

Ueber diesem Stück wölbt sich preußischblau der Himmel Wotans, welcher bekanntlich „wo kühn Kräfte sich regen" selber zum Kriege rät. Der Friede findet zwar Fürsprecher in dem zaghaften, geistig schmalen König, seinem Kabinettschef Lombard, der als windiger Politiker von unbeträchtlichem Format, und dem Feldmarschall Braunschweig, der als preußischer Epikuräer, sauf-, freß- und weiberfroh dargestellt ist; die Gegenpartei jedoch, der edle Prinz an ihrer Spitze, arbeitet mit dem ganzen pathetischen Vokabular des Krieges. Es schwirrt von Vaterland, Ehre, Held, Mann, Treue, Sonne, der große Prinz, der Väter Blut, Brandenburgs Gestirn. Dem Zuschauer wird mit vollen Händen märkischer Sand in die Augen gestreut. Preußens Ruhm, Preußens Größe, Preußens Macht und sehr viel Ehre schmettern in die Wagschale. Das gibt ein metallisches Klirren.

Der Unruh-Prinz, so lebhaft und geräuschvoll er im Drama sich umtut, bleibt unsrer Liebe fern wie unserm Interesse. Er ist ein sanguinischer, kein dramatischer Held, und sein Fall, wäre er nicht projiziert auf die große Ebene historischen Ge-

schehens, ein unbeträchtlicher Spezialfall. Er schwärmt für Beethoven und die Königin Luise und will seinen Krieg haben. Schön. Treue für den König gebietet ihm anders als die Liebe zum Vaterland, und solchem Zwiespalt entflieht er in den Tod. Es ist gewiß traurig, wenn Einer, am Kreuzweg stehend, dem Dilemma nur durch Sprung in den Abgrund sich zu entziehen weiß. Traurig, vielleicht, kann sein, auch tragisch. Aber welche Idee, welche Urnot, welches Weltgefühl, das uns anginge, bekräftigt denn Louis Ferdinand mit dem Siegel seines Heldentods? Diesen Tod hinweggedacht — es bliebe eine Figur, die sich im Rhetorischen erschöpft. Was hier so feierlich besiegelt wird, zieht all seinen Wert aus der feierlichen Besiegelung.

Um den Prinzen ist lebhaftes historisches Maskentreiben. Die Figuren erscheinen in zwangloser Folge, wie der Dichter sie braucht. Wenn er sie nicht mehr braucht, schickt er sie weg. Man hat den Eindruck, daß keine sich weiter entfernt als bis hinter die Türe, um bei Bedarf gleich wieder da zu sein. Majestät sagt: Meine Generale! Eine Viertelminute später ist die ganze Generalität auf der Bühne versammelt, getreu dem Wort: Der König rief, und Alle, Alle kamen. Dieser König ist eine Lesebuchfigur, aus einem Lesebuch für Mittelschüler, das schon ein wenig anspruchsvoller schildert und charakterisiert. Unruhs sanfte Königin Luise hingegen kommt aus dem Lesebuch für Volksschulen. Schärfere Profile zeigen Kriegsrat Wiesel — der kühle Kopf zu des Prinzen glühendem Herzen — und seine Frau Pauline, die den Prinzen liebt und die Liebe liebt. Louis Ferdinands Künstlerfreunde glänzen von billigstem Bohème-Lack. Ihr romantischer Ueberschwang hat Marlitt-Süße. Daß sie, dem Adagio des Abgotts Beethoven lauschend, nicht einen Augenblick den schwärmerischen Mund halten können, demaskiert ihr Künstlertum. Der Kabinettschef Lombard spricht gern französisch, und der Staatskanzler Haugwitz sagt gern: „Wenn ich nur wüßte, wie oben der Wind geht." Damit sind ihre Physiognomien bestritten.

Eigenartig ist die Sprache des Schauspiels. Seine Menschen reden Momentaufnahmen ihres Innern. Preußisch-kurz und blitzbelichtet-bildhaft. Formel dieses Sprechstils etwa: eine pretiöse Schnoddrigkeit. Sturm der Leidenschaft, der durch das Werk fegt, packt die Sprache und zerwirbelt sie zu Fetzchen. Bei Schiller rollte derselbe Sturm lange Perioden auf. So ändern sich die Zeiten und unsre Klassiker mit ihnen!

Dieses Drama — das der Bewegtheit, der heimlichen Poesien, der interessanten Einzelzüge nicht entbehrt und sehr geschickt seine Figuren als Spiegel der Hauptfigur funktionieren macht, so um diese alles Licht versammelnd — sagt wohl, mit der schwachen Stimme des schwachen Königs, auch dem Frieden ein paar gütige Worte, aber man spürt es doch sehr deutlich, daß der Gott, der des Stückes Dichter im Busen wohnte, jener Gott ist, der Eisen wachsen ließ. (Seither ist er bekanntlich ausgezogen, und der Dichter hat die Instrumente gewechselt, die Drommete abgehängt und Posaune des Jüngsten Gerichts blasen gelernt. Er bläst schon recht geläufig.)

In des Burgtheaters ‚Louis Ferdinand‘ gibt es sehr viel zu sehen. Mobiliar, Kostüme, Beleuchtung und Beheizung sind alles Rühmens wert. Die Königstafel in Erfurt: prachtvoll! Und welche Fülle höfischen und soldatischen Zeremoniells, in seiner zeitraubenden Umständlichkeit pikant kontrastierend zur preußischen Kürze der Diktion! Was in diesem Stück, im Brandenburgtheater, zusammensalutiert, stillgestanden, angemeldet, auf Kniee gestürzt, mit Sporen geklirrt, mit Hacken aneinandergeschlagen, gebuckelt und à la Krebs — das Antlitz zum König — abgegangen wird: Wilhelm der Zweite könnte das nicht besser inszenieren als Paulsen. Nur die letzte Szene, mit ihren vorüberwischenden Haufen verschreckter Menschen, wäre ihm gewiß weniger läppisch geraten. Die Gruppe der kriegssüchtigen Generale, Devrient ehrwürdigst an der Spitze, hatte bei allem Martialen etwas ungemein Väterliches. Wer sie sieht, verschmachtet danach, gemustert zu werden. Und doch, trotz allem optischen Reiz, trotz allem theatralischen Herausarbeiten der Haupt- und Staatsaktion auf Kosten des psychologisch-poetischen Zwischenwerks — was für ein langweiliger Abend! Er stand unterm flauen Zeichen schauspielerischer Mittelmäßigkeit. Den Louis Ferdinand überschrie und übergestikulierte Herr Aslan. Motto: Durch Krampf zum Sieg. Seine Ekstasen und Hysterien ließen so kalt wie der Weg, auf dem sie erzeugt. Frau Wohlgemut deklamierte eine Oeldruck-Luise. Unter den Generalen ächzte als Steinältester Herr Straßni. Phantastisch, was dieser vortreffliche Künstler für einen Konsum an Greisen hat. In Summa werden es wohl schon so 50 000 bis 60 000 Jahre sein, die er auf dem Burgtheater-Buckel trägt. Bis hunderttausend, lieber Straßni.

Münchner und Münchnerinnen von Hans Glenk

Wieder gibt der Verlag Albert Langen (nach dem ‚Stadelheimer Tagebuch‘ und der ‚Dachserin‘) zwei kleine Bände aus dem Nachlaß Ludwig Thomas heraus: ‚Leute, die ich kannte‘ und ‚Münchnerinnen‘. Wie weit dies mit dem Willen des Toten, und wie weit es auf das Drängen geschäftstüchtiger Erben geschieht, mag dahingestellt bleiben. Die scheue und gegen handwerkliche Leichtherzigkeit immer recht kritische Künstlerschaft Thomas verdiente wohl, daß seine mit noch so rechtsgültigen Bekleidungsstücken gedeckten Nachlaßverwalter den Dichter davor bewahrten, sich in einem allzu saloppen Habitus zu präsentieren. Dies gilt vornehmlich für die Erzählung ‚Münchnerinnen‘. Sie ist als „Roman“ bezeichnet und angezeigt; aber sie ist offensichtlich ein Fragment und wäre in dieser Form und mit diesem Titel — der, wahrscheinlich Bahrs ‚Wienerinnen‘ nachempfunden, nicht die Grundlinie des Werkes trifft und die deutliche Absicht des Dichters verkleinlicht — von Thoma selbst kaum der Oeffentlichkeit übergeben worden. Auch die Aufsätze meist biographischen Inhalts der andern Publikation sind schwerlich von Thoma selbst zusammengestellt. Immerhin schmeckt der kokett-breitspurig mit dem persönlichen Fürwort daherkutschierende Titel einigermaßen nach dem Vater Josef Filsers.

Die Leute, die da aus seiner Bekanntschaft aufmarschieren, sind nicht lauter Sterne erster und unvergänglicher Größe, aber immer solche, die eine eigene Leuchtkraft haben; Originale durchweg, einige nach der untern Grenze des Kauzigen hin: Karl Haider, Friedrich Steub, Der alte Reder; einige nach der obern des Genialischen zu: Frank Wedekind, Rudolf Wilke, Albert Langen. Datenmaterial wird da nicht viel gewälzt; für die Philologen ist wenig zu holen aus diesen fast ganz aufs Anekdotische gestellten Porträts. Porträts aber sind es, Menschenbildnisse. Mit ein paar erzählerischen Strichen wird ein Mann oder ein Männlein umrissen, steht da und wandelt. Durch irgendeine bezeichnende Begebenheit, eine Stellungnahme zu irgendeinem, meist recht gleichgültigen, Ereignis oder auch in der, anfänglich oft recht säuerlichen, Reaktion auf Thoma selbst, enthüllt sich der Charakter dieser Künstler, Politiker, Unternehmer; der geschärfte Blick des Satirikers Thoma dringt ein; die bedeutendste Fähigkeit des Dichters Thoma, die Leute, zumal die echtbayrischen, reden zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, gestaltet sie in unverwechselbaren und unverwischbaren Konturen.

Es kommt dabei oft zu Situationen, es ergeben sich manchmal Dialoge von einer linearen Prägnanz, einer Saftigkeit und Lebendigkeit des Kolorits und vor allem einem (zwar in der Natur der Dinge liegenden, aber erst durch Thomas in diesem Bereich unvergleichliche Mitteilungskunst herausgeholten) Witz, daß man beim Lesen hell auflachen muß. Das Hübscheste in dieser Art ist zweifellos die feuchtfröhliche Fahrt Thomas mit Holger Drachmann nach Kaulbachs Landsitz in Ohlstadt, auf der die Beiden, durch frische Weißwürste und just angezapftes Gebräu verlockt, in der murnauer „Post" hängen bleiben und in der Mitte der dort frühschoppenden Spießer fast ihre Einladung nach Ohlstadt vergessen. Der ganze Grundcharakter des Volksstamms wird hörbar gemacht aus Gesprächsfetzen wie diesen, mit denen die oberbayrischen Ackerbürger und Kleingewerbler den kopenhagener Bohèmekönig wie einen lieben alten „Spezi" empfangen: „Aus Dänemark? So . . . so? Der Herr Drachmann? Na, wie gfallts Ihnen denn bei uns herunt? Lasst si scho leben, net wahr?" Oder: „Aus Dänemark? Ja, was is dös? Und da san S' zu uns aba komma? Wie schmeckt Ihnen 's Bier? Gut? Hamms droben auch eins? Oder was trinkt man da?"

Ja, Thoma kannte seine Bayern und sein Bayern; nicht zuletzt seine Politik und seine Politiker. Und darum beschleichen ihn bittere Gedanken, wenn er außerhalb der blauweißen Grenzpfähle merkt, was den Leuten in seiner Heimat fehlt. Im Gespräch mit Friedrich Haußmann, dem württembergischen Freisinnigen, erkennt er: „Ein Führer wie er wäre für Bayern ein Segen gewesen; er hätte der liberalen Partei Ideen und Ideale, Festigkeit und vor allem Würde gegeben, und ganz gewiß wäre unter ihm die traurige Versandung unsres öffentlichen Lebens unmöglich gewesen . . . Wenn ich hierzulande sehe, wie ein seniler Liberalismus zwischen der Angst vor Oben und der Angst vor Unten hilflos pendelt und sich im Kampf gegen die Dummheit lähmen läßt, dann denke ich an die zielbewußte Art der Schwaben . . .". Es

ist von einer (für Bayern wie für Deutschland) ebenso charakteristischen wie tragikomischen Paradoxie, daß solche klugen Sätze über die bayrische Politik — Wesen und Schuld einer Demokratie, wie sie etwa Müller-Meiningen auffaßt, kann nicht besser gekennzeichnet werden als in jenem Zitat —, daß sie herrühren von dem vielleicht stärksten literarischen Wegbereiter jener zur Zeit südlich der Donau zentralisierten Geistesverfassung, die dem „zielbewußten Schwaben“ Erzberger und dem „Liberalen mit Ideen und Idealen“ Rathenau die Kugel gegossen hat. Es ist ja leider gar keine Frage, auf welcher Seite der Schwärmer für die zielbewußte Art der Schwaben — die in ihrem Bereich der aus Bayern eingeschleppten Reichsverratsseuche denn auch „zielbewußt“ zu Leibe geht — in diesen Tagen zu finden wäre; aber es ist sehr die Frage, ob er das ziellos-wurstige Gewährenlassen der „altbayrischen“ Politik, das ihm damals so sehr auf die Nerven ging, jetzt, da es sich in den ministeriellen Stroh- und Hampelmännern eines gänzlich unbayrischen Nationalaktivismus zum unermeßlichen Schaden Deutschlands wieder so herrlich offenbart, erkennen und verurteilen würde.

Immerhin: Thoma, der köstliche Schilderer von Murnau, und Thoma, der neiderfüllte Politiker in Stuttgart, sie sind keine übeln Kronzeugen für die hier mehrfach vertretene Anschauung, daß das eigentliche bayrische „Volk“, auch das südlich der Donau, mit dem, was heute in München vorgeht, nicht mehr zu tun hat als mit dem, was in den Revolutionsjahren dort vor sich ging. Die völlige geistige Indifferenz dieses Schlags, die von ihm selbst (und unscharfen Beobachtern) für Gutartigkeit gehaltene Wurschtigkeit, die sich von nichts aus der Bierruhe bringen läßt, solange man ihm sein Essen und Trinken nicht versteuert und verteuert („Wenn wir 1918 vierzehnprozentiges Bier gehabt hätten, dann wäre die Revolution nicht gekommen“, ließ sich kürzlich Herr Kuhlo vernehmen, und der Syndikus des Reichsverbandes der Industrie und finanzielle Hintermann des Nationalsozialismus muß ja wissen, wie die bayrische Volksseele zum Kochen zu bringen ist); dieser jämmerliche Materialismus und Quietismus, der eine selbst für deutsche Begriffe stupende Kenntnis- und Urteilslosigkeit in Allem, was über Laden, Stall und Sakristei hinausgeht, zu seinen schlimmsten Folgen zählt: nur sie erlaubt immer wieder Jedem, der sich durch Kraft des Kopfs oder auch nur des Kehlkopfs selbst um ein Weniges über den bayrischen Durchschnitt erhebt, in München politische Geschäfte zu machen: der Zulauf zu Eisner und der zu Hitler sind Symptome des gleichen Willensdefekts. Thoma hat gewiß nicht Unrecht, wenn er Ruederer vorwirft, seine Charakteristiken des oberbayrischen Volkstums seien aus der Optik des Münchners und „nicht über die Theresienwiese hinaus“ gesehen, jenen Ausgangspunkt des Meutererzuges, der die Wittelsbacher absetzte, und den Sammelplatz der Scharen, die sie wieder einsetzen wollen! Die gleiche Wiese, die gleichen Leute, 1918 und 1923 — nur die „Landfremden“, die sich ihrer zu verschiedenen Zwecken bedienen, sind jedesmal verschieden. Das „Schnackerlhafte, Spielerische, die Renommiererei, die Taten ersetzen soll, die ewige Holdriogaudi“ will Thoma auf die Münch-

ner beschränkt wissen. Recht. Aber Thoma vergißt, daß zu einem so veranlagten Hauptstädter ein Hinterländler gehört, der sich dergleichen gefallen läßt; und nicht nur dies, nein, auch ein Hinterländler, der sofort in dieselben Fehler verfällt, sobald er seinen Wohnsitz aus dem Loisach- oder Inntal ins Münchner Tal verlegt.

Der Kaufmann Globerger in Firma Nepomuk Globerger sel. Erben in „einer Seitengasse der innern Stadt" (die Hauptfigur der ‚Münchnerinnen') ist im Grunde und zu Anfang völlig der Typus eines Kramers aus Vilsbiburg oder Zorneding. Er kennt keine andern Wünschbarkeiten auf dieser Erde als seine tägliche Maß und sein Glasl Wein, seinen Haferltarock und seine königlich boarische Ruah. Aber ganz ohne sein Zutun, gegen seinen Willen fast, nur aus Renommiererei und Holdriogaudi, schlittert er in Grundstücksspekulationen und Fremdenverkehrsschiebungen hinein, bis er schließlich der typische münchner Gschaftlhuber geworden ist. Diese Entwicklung gestaltet dem Thoma so leicht Keiner nach; es ist ein Jammer, daß er das Werk liegen gelassen oder der Tod es unterbrochen hat. Es wäre unstreitig „der" münchner Roman geworden. Keiner war berufener als Thoma, das rätsellose Rätsel dessen, was man heute — mit einem viel zu großen Namen — die Münchner Psychose nennt, aufzudecken, seine — lucus a non lucendo — seelischen Komponenten hervorzuholen und zu Jedermanns Einsicht und Ergötzen hinzustellen. Schon ein paar Szenen des Fragments geben Dem, der vor Gelächter noch hören kann, nicht zu unterschätzende psycho- und ethnologische Aufschlüsse; so der zum Schreien komische Ausflug der Familien Globerger und Schegerer nach Schliersee und vor allem die unendlich orts- und (vorkriegs-)zeitcharakteristische Verhandlung des Kaufmanns Globerger mit den Matadoren der Bodenverwertungsgesellschaft.

Die münchner Vorbilder dieser ehrenwerten Sippschaft sind mit Händen zu greifen. Aber der „Schlüssel" zu der Hauptfigur ist nur der haarscharf gesehene und getroffene Charakter indelibilis des Isar-Spießers, der, offenen Mundes unter dem Robbenschnauzbart und die wurstfingrigen Hände überm Maßkrug gekreuzt, sich von jedem „Schlawiner", sei er aus Reußen- oder Preußenland, imponieren läßt, weil . . . nun, weil der Münchner Josef Ruederer Recht hat. So sehr Recht, daß Ruederer bekanntlich selbst seinerzeit auf Niemand anders als Herrn Georg Fuchs hineingefallen ist, jenen pathologischen Sachsen (oder Hessen), der 1908 — mit der ausgesprochenermaßen gegen Reinhardt gerichteten Erfindung der „Reliefbühne" — wie 1923 — mit der eingestandenermaßen gegen das Reich gerichteten Gründung „Großbayern" — den altbayrischen Partikularismus und die münchner Großmannssucht für seine Geschäfte einspannte. Man sucht ja Keinen hinter dem Busch, hinter dem man nicht selbst gesteckt hat, und Josef Ruederer hat den Münchner nur deshalb so gut durchschaut, weil er selbst in jeder Faser einer war. Denn: Künstlertheater und Donaumonarchie, Räterepublik und Restauration, Sowjetstern oder Hakenkreuz — für den echten Münchner ist das alles ein und die selbe Holdriogaudi, und es gibt einen einzigen Generalnenner dafür: Gschaftlhuberei.

Gewitterluft von Morus

Arbeiterunruhen

In Breslau, einer Stadt, die bisher nicht als die Brutstätte von Revolutionen galt, hat eine hungrige, aufgereizte und empörte Masse hundert Geschäfte geplündert. 6 Menschen haben dafür ihr Leben lassen müssen, 15 sind schwer verletzt worden. In Gleiwitz hat es Unruhen und Plünderungen gegeben. In Frankfurt am Main haben sich bei einer Demonstration zwei Schüsse gelöst, und ein Staatsanwalt ist von der Menge erschlagen worden. Im Ruhrgebiet und im Rheinland haben bei den Metallarbeiterwahlen die Kommunisten den Sieg davongetragen. In Berlin hat die kommunistische Liste 55 000, die sozialdemokratische nur 22 000 Stimmen erhalten. Es ist nur Gerede, wenn der ‚Vorwärts' den Sieg der Kommunisten auf die „skrupellose Agitation" zurückführt. Keine agitatorischen Künste vermögen die Massen einzufangen, wenn nicht die politische oder wirtschaftliche Lage den Boden für die Agitation sturmreif gemacht hat. Die Berliner Metallarbeiter haben den Streik widerwillig abgebrochen, weil die Gewerkschaftskassen leer waren. Und nicht nur die Metallarbeiter sehen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, daß die Gewerkschaften wertbeständige Löhne durchsetzen würden. Was von den Metallarbeitern und in andern Verbänden erreicht ist, bedeutet keine automatische Lohnanpassung an die Geldentwertung, sondern nur ein Provisorium für die nächsten Wochen. Die Richtlinien, die das Reichsarbeitsministerium über die Valorisierungsfrage herausgegeben hat, sind ein Scheinsieg der Arbeitnehmer. Den Lebenshaltungsindex hat man anerkannt, den obligatorischen Indexlohn hat man abgelehnt.

Indessen ist der Dollar auf über eine Million gestiegen. Die Versuche Havensteins, die Mark mit Verordnungen zu stützen, sind endgültig gescheitert. 100 Goldmillionen sind abermals vertan. Die zweite Stützungsaktion war in ihrer Anlage und in ihrer technischen Durchführung so kindisch, daß außerhalb des Reichsbankdirektoriums kein vollsinniger Mensch auf einen Erfolg rechnen konnte. Die Stützungen im Ausland, die bei der ersten Aktion im Februar und März das Bankhaus Mendelssohn & Co. so gut durchgeführt hat, sind diesmal in eigner Regie vollkommen mißglückt. Das Hin und Her der Verordnungen mit ihren Verschärfungen und ständigen Widerrufen war von einer grotesken Hilf- und Planlosigkeit. Trotzdem bleibt der Mann, der diese „Aktion" geleitet oder doch geduldet hat, im Amt. Pflichtgefühl als Klebestoff. Aber darum nicht erträglicher. Unabsetzbar? Auch Wilhelm der Zweite war unabsetzbar. Wo es keinen Druck von oben gibt, muß von unten her gedrückt werden. Aber nicht Havenstein allein muß das Feld räumen. Die ganze Gerusia muß fort. Das Reichsbankdirektorium ist kein Altersheim.

Aber auch am Wilhelmplatz muß endlich Schluß gemacht werden. Herr Hermes muß, wenn seine Interessen nur noch der hohen Politik gelten, das Reichsfinanzministerium verlassen. Und mit ihm oder vor ihm der Staatssekretär Zapf und Herr Popitz, der eigentliche Herrscher im Reich der Nullen, der Hauptgegner der automatischen Steuervalorisierung. Es genügt nicht, daß man für Anfang Oktober Steuerprojekte macht und in zwei Monaten die Vermögens- und Erbschaftssteuer er-

höhen und die Masse der Bevölkerung zugleich mit einer Erhöhung der Umsatzsteuer belasten will. Wer Schlimmeres verhüten will, muß sofort eingreifen. Es darf nicht gewartet werden, bis die Ministerialbeamten und die Reichstagsabgeordneten ihre Sommerferien absolviert haben. Die hundert Goldmillionen, die das Reich jetzt aufnehmen will, ohne, wie es bei den Roggen-, Kohlen- und Kalianleihen der Fall ist, die Wertbeständigkeit durch bestimmte Sachwerte oder wenigstens den Zinsendienst durch wertbeständige Steuern zu garantieren, reichen allein auch nicht entfernt aus, das fortlaufende Etatdefizit zu decken. Der Pump allein hilft nicht. Es müssen Steuern eingetrieben werden, und zwar innerhalb der nächsten Wochen.

Es genügt nicht mehr, daß Regierung und Reichsbank den Anschein erwecken, als ob etwas getan wird. Die Simulation muß aufhören, denn sie verfängt nicht mehr. Die „Straße“, für die man die Mätzchen der Wuchergesetzgebung aufwärmt und den Kaufmann Sally Gordon, der ein paar Möbel unrechtmäßig verschoben hat, acht Tage lang an den Litfaßsäulen blutrot plakatiert, den russischen Milliardär Litwin wegen Vergehens gegen die Devisenverordnung in Haft nimmt — die Straße erkennt auf die Dauer schon, ob man etwas Ernsthaftes unternimmt oder ihr nur Komödie vorspielt. Die Gutgläubigkeit und Gutmütigkeit des deutschen Stadtvolkes sind so groß wie in keinem andern Lande Europas. Aber auch die Geduld dieses Volkes kennt ihre Grenzen, und wenn sie erschöpft ist, wird man mit Aufrufen und Versammlungsverboten so wenig ausrichten, wie man damit den neunten November hat verhindern können.

In der Regierung scheint man die Lage noch immer mit einem erstaunlichen Optimismus anzusehen, und einige Reichsstellen sollen sogar mit dem Gedanken gespielt haben, die Demonstration am 29. Juli ruhig gewähren zu lassen, um gegebenenfalls ein Exempel zu statuieren. Es ist nicht recht ersichtlich, worauf die Regierung ihren Optimismus stützt: auf die republikanische Zuverlässigkeit der Reichswehr oder auf die Mitteilung Beneschs, daß Poincaré seinen Weg bis zu Ende gehen will. Es steht wohl außer jedem Zweifel, daß die Regierung den Willen und auch die Machtmittel besitzt, linksradikalen Demonstrationen entgegenzutreten. Aber ein Angriff von links wäre nur die willkommene Gelegenheit, die Hüter der „nationalen Sache“ auf den Plan zu rufen, und ob ihnen die Regierung Cuno widerstehen kann, ist eine andre Frage. Wenn es der Regierung ernsthaft darum zu tun ist, die Explosion zu vermeiden, so muß sie endlich aus ihrer passiven Resistenz in der Finanzpolitik heraustreten und wieder aktive Politik treiben. Die Angriffe der Zentrumspresse, der ‚Germania‘ und der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ gegen das Kabinett Cuno sind die letzten, allerletzten Warnrufe. Die sozialdemokratischen Führer versuchen, grade wie in den Novembertagen 1918, die Massen im Zaume zu halten. Aber die Arbeiter wollen und können nicht mehr länger warten. Die Beschlüsse der hamburger, der berliner Funktionäre, die Berichte aus dem Reich zeigen deutlich, daß das Volk Schluß machen will. Es ist Zeit, daß diejenigen, die es bisher für patriotisch hielten, der Wirklichkeit gegenüber die Augen zu schließen, sie auftun und erkennen, was ist. Und man gestehe endlich offen ein, was jedermann weiß, und handle danach: an der Ruhr muß Schluß gemacht werden.

Bayern und Danzig

Welche Folgen die Finanzmißwirtschaft für den innern Bestand des Reiches hat, zeigen zwei Beispiele aus jüngster Zeit. In Bayern wird zur Zeit mit einer Schrift Propaganda gemacht, die der Landtagsabgeordnete Rothmeier über „Die Bilanz der Verreichlichung der bayrischen Verkehrsbetriebe" verfaßt hat. Die Argumente, mit denen darin gearbeitet wird, und die dann in einer Denkschrift der Bayrischen Volkspartei noch einmal aufgegriffen und breitgetreten werden, sind billigster Art. Das Reich hat seinerzeit, als es den Ländern die Eisenbahnen „abkaufte", eine Summe gezahlt, die von allen Sachverständigen für ein unnützes Geschenk angesehen wurde. Die 43 Milliarden, die 1919 den Ländern als Abfindungssumme bewilligt wurden, reichten aus, um ihre Finanzen zu sanieren zu einer Zeit, wo das Reich schon mit schwerem Defizit arbeitete. Von der Abfindungssumme erhielt Bayern für seine Bahnen 3688 Millionen Mark, dazu noch für sein Postreservat 620 Millionen, insgesamt also fast 4,3 Milliarden Mark, die damals noch wenigstens einen Binnenwert von anderthalb Milliarden Goldmark hatten. Die Bahnabfindung wurde zum größten Teil durch die Uebernahme der schwebenden und fundierten Eisenbahnschulden durch das Reich aufgerechnet; immerhin erhielt Bayern noch darüber hinaus 561 Millionen, die ebenso wie die Postabfindung dem Reiche vom 1. April 1920 ab zu 4½ Prozent gestundet wurden.

Aber auch die Herren Kahr und Knilling haben ihr geliebtes Vaterland nicht vor der Geldentwertung schützen können, und so will das Schicksal, daß auch diese Reichsschulden an Bayern einigermaßen wertlos geworden sind. Man kann den Bayern nachfühlen, daß sie ob dieses Vorgangs einigermaßen erzürnt sind, denn das Inflationsgeschäft mit den Anleihegläubigern hätten sie vermutlich allein eben so gut und gern gemacht wie das Reich. Zwar hat das Reich nicht, wie es die Hypothekenschuldner und ein Teil der Obligationenschuldner allerorten gemacht haben, die Schuld gekündigt und mit entwertetem Gelde zurückgezahlt, aber vorläufig hat Bayern den Zinsverlust und wenig Aussicht, daß es die Abfindung einmal vollzählig erhalten wird, und wenn man bisher auch noch nichts davon gehört hat, daß der bayrische Staat seine Schulden anders als in entwertetem Gelde verzinst, so ist doch die Abfindungssumme heute billigster Agitationsstoff gegen das Reich.

Ein Gegenstück zu dieser bayrischen Protestaktion ist der Abfall Danzigs von der deutschen Währung. Der danziger Finanzsenator Volkmann, ein ehemaliger Ministerialrat im preußischen Finanzministerium, hat jetzt dem Finanzausschuß des Völkerbundes eine Denkschrift über den Uebergang Danzigs zur „Edelvaluta" vorgelegt. Die neue Währung soll sich aufs engste an die englische Währung anlehnen. Die neue Einheit, der Danziger Gulden, ist auf den hundertsten Teil des englischen Pfundes, also auf etwa 20 Goldpfennig, vorgesehen und soll wiederum in hundert Heller geteilt werden. An die Prägung von Goldmünzen wird man sich so bald noch nicht heranwagen können, aber wenigstens sollen Kupfer-, Nickel- und Silbermünzen bald in Umlauf gesetzt werden, um dem deutschen Papiergeld den Garaus zu machen. Damit nicht das Greshamsche Gesetz sich durchsetzt und das alte schlechte das neue gute Geld verdrängt, sind strenge Konvertierungsmaßnahmen vorgesehen. Das neue Geld soll nicht vom Staate

herausgegeben werden, sondern von einer danziger Notenbank, die eine Geschäftsstelle in London unterhält. Für die Uebergangszeit ist eine Goldrechenwährung, mit Gulden als Recheneinheit und Papiermark als Zahlungsmittel, vorgesehen.

Das Projekt ist nicht übel, wenn auch noch das Wichtigste: die Deckung fehlt. Diese hofft Danzig sich durch einen Währungskredit von etwa 500 000 Pfund Sterling zu verschaffen. Da es im ganzen bis zu 180 Millionen Gulden, also etwa 35 Millionen Goldmark Banknoten ausgeben will und Dritteldeckung vorgesehen ist, so werden die Danziger freilich noch Etliches aus Eignem beisteuern müssen, um die Währung auf die Beine zu bringen.

Wenn Danzig auch wirtschaftlich nicht entfernt den Aufschwung genommen hat, den man 1919 erhoffte, so erscheint es doch sehr wohl möglich, daß das Währungsexperiment gelingt. Als Triebkraft zur Aufstellung der neuen Währung wirkt nichts so sehr wie der Niedergang der Mark. Man braucht nicht daran zu zweifeln, daß die Mehrzahl der Danziger und namentlich die Leitung des Freistaates auch jetzt sich innerlich nicht vom Reich losgesagt haben. Aber ebenso sicher ist, daß der Währungsabfall die wirtschaftliche Trennung von Deutschland besiegelt. Danzig hatte die Wahl, ob es mit der deutschen oder mit der polnischen Währung finanziell sich dem Ruin preisgeben will. Daß es nicht warten wollte, bis man sich in Deutschland zu einer ernsten Währungsreform aufraffte, kann Niemand ihm verargen. Es hat seinen eignen Weg gesucht, der den Freistaat, wenn es gut geht, in die Höhe bringen kann, auf jeden Fall aber für Deutschland einen empfindlichen Verlust bedeutet.

Stinnes in Dänemark

Und zwischen all dem Dunkel immer wieder ein Lichtblick. Herr Stinnes, der neuerdings systematisch an die Eroberung des Oelmarktes geht, hat sein Tätigkeitsfeld, der Abwechslung halber, wieder von Süd-Südost nach Norden verlegt. Wie man sagt, hat er vor einigen Tagen in Kopenhagen versucht, das dänische Terrain zu sondieren, wo grade ein scharfer Kampf zwischen dem Rockefeller-Trust, der amerikanischen Standard Oil Co., und der englisch-holländischen Shell Combine zum Austrag kommt. Stinnes scheint sich dabei auf die Seite der Shell Co. schlagen zu wollen. Diese Haltung entspricht den Bemühungen Stinnes in Prag um die tschechische Naphtakonzession, bei der er anscheinend ebenfalls als Exponent der englischen Petroleumgruppe gegenüber dem Rockefellerkonzern als Bewerber auftrat.

Die große Frage, ob zwischen dem amerikanischen und dem englischen Oeltrust ein Ausgleich hergestellt ist oder ob der Kampf um die Petroleumfelder in allen Weltteilen weitergehen soll, ist auch durch den neuen Orientfrieden nicht geklärt worden. Die sehr wenigen Schlußworte des englischen Vertreters Sir Horace Rumbold und des Amerikaners Grew zeigten jedenfalls, daß auch diese Gewitterwolke noch über den Völkern der Erde lastet.

Bemerkungen

Zum Geburtstag der Republik

Ihr dazu zu gratulieren, ist wohl in mancherlei Hinsicht verfrüht. Nur einen kleinen Vorschlag möchte ich heute, da er vielleicht grade noch ausführbar ist, ihren offiziell gesetzten Hütern machen, um die Feier etwas solenner zu gestalten, als sie bisher war. Vorschläge an die derzeit Regierenden, zumal solche zur Festigung des republikanischen Gedankens, haben zwar meist recht merkwürdige oder besser: überhaupt keine Schicksale. Immerhin: audacter proponere, semper aliquid haeret.

Seit dem plötzlichen Einbruch des kaum noch erhofften Sommers weil' ich im südlichsten Zipfel des lieben Vaterlandes, in Baden. Das ist eine in vielerlei Betracht erfreulichere Gegend als die meisten andern „Staatspersönlichkeiten", aus denen sich das „in seinen Stämmen" so einige Deutsche Reich zusammensetzt. Kommt man nach Singen, um auf Scheffels Hohentwiel, inmitten einer der herrlichsten Landschaften der Erde, dem schier pindarischen Hegau, Hauptmanns ‚Armen Heinrich' als ein fast in jedem Satz erschütterndes Sinnbild des deutschen Schicksals dieser Tage zu erleben: so grüßt den Kömmling noch ins Zugfenster hinein von der höchsten Zinne des wie eine Faust in die Landschaft geballten Berges die Fahne Schwarz-rot-gold. Und verläßt man den Bahnhof, nimmt einen eine Walther-Rathenau-Straße auf, von der man in eine Erzberger-Straße einbiegt, um sich der einst nur episch besungenen, jetzt aber theaterumtosten Burg zu nähern.

Also das Land Baden ist noch immer das Land der besten deutschen Demokraten. Aus Bayern einfallende Hitler-Jünger werden kurzer, aber fester Hand von Sozialisten und Ultramontanen einträchtiglich verhauen. Wozu man sich zumeist eines in des Wortes ursprünglicher Bedeutung bukolischen Instruments bedient, das, aus dem Schwanz eines potenten Stiers gefertigt, seit alten Zeiten, längst vor der zweifelhaften Renaissance des Swastika-Zeichens, den höchst ahnungsreichen und jetzt mit neuem Sinn erfüllten Namen des „Hakenschwanzes" trug.

Jüngst hatte der kleine Bodenseeflecken, wo ich jetzt sitze, Kirchweih. Natürlich war der ganze Ort beflaggt — womit? Zumeist natürlich mit badischem Rot-Gold; von den beiden Reichstrikoloren, die dem Deutschen dieser Tage immer noch zur freien Wahl stehen, machte Schwarz-Weiß-Rot das Rennen. Schwarz-Rot-Gold war nicht viel weniger, aber immerhin weniger vertreten. Wieso bei dieser zwar auch über die „schlechten Zeiten" raunzenden, aber durch und durch demokratischen Bevölkerung, für die „dr Willemm" eine mehr verlachte als verfluchte Figur ist? Eine Aussprache mit meinem gut erzbergerischen Hauswirt gab mir die Antwort: aus Sparsamkeit. Eine neue Flagge in halbwegs würdigen Ausmaßen und aus halbwegs haltbarem Stoff kostet ich weiß nicht wieviel Hunderttausender. Auch das von der Flagge der „glorreichen Tage" noch brauchbare Schwarz und Rot mit einem neuen Streifen Gold umzunähen, ist bei den heutigen Preisen für Gewebe und Garne noch recht kostspielig.

Wie wäre es nun, wenn — dies mein Vorschlag — die Republik hier eingriffe, indem sie zu billigem Preis neue Flaggen lieferte und alte umarbeiten ließe? Sagen wir: neue zum Preise von 10—20 Mille; die Umarbeitung gratis, das heißt: gegen Ablieferung einer schwarz-weiß-roten Fahne wird sofort eine schwarz-rot-goldene ausgefolgt. Die schwarzen und roten Streifen könnten, auseinandergetrennt, sofort wieder benutzt, die weißen umgefärbt und zur Ergänzung verwandt werden. Gewiß: das würde Millionen, meinetwegen Milliarden kosten. Aber verschlänge das auch eine Billion:

es wäre zu den unglücklichen dreizehn unsres Notenumlaufs eine glückbringende vierzehnte. Man braucht dazu kein neues Reichsamt, nicht einmal eine Reichsflaggenzentrale ins Leben zu rufen. Annahme und Auslieferung könnten die Postämter besorgen. Der bayrische Herr Stingl hätte damit eine ihm gewiß willkommene Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an die Republik, von der er sein Ministergehalt bezieht, und seine Treue zur Weimarer Verfassung, in deren Namen er amtiert, zu beweisen. Diese Verfassung tritt am 11. August ins letzte Jahr ihres ersten Lustrums. Man könnte ihr wohl kaum ein schöneres Geburtstagsgeschenk machen als — ihre eigne Flagge.

Meridionalis

Vom Telephon

Ich hatte um Westend Hundertfünfundsechzig gebeten. „Was fällt Ihnen ein, mich um diese Zeit noch zu stören? Hier ist Hundertfünfundvierzig." „Entschuldigen Sie, bitte; ich bin falsch verbunden." „Was heißt: entschuldigen Sie!? Nachts um halb Zwölf! Sie machen mir ja das ganze Haus rebellisch; wenigstens haben Sie sich zu entschuldigen!" Sprachs und hängte ab (die Stimme Westend Hundertfünfundvierzig).

Nichts tut dem Menschen so wohl, wie einem Mitmenschen durchs Telephon gründlich die Wahrheit zu sagen.

Vielleicht ist es dem Herrn des rebellischen Hauses eine kleine Genugtuung, daß es mich dann, schlecht gerechnet, eine Viertelstunde kostete, bis mir gelang, das Fräulein vom Amt zur Korrektur ihres Irrtums zu veranlassen.

Darum kein böses Wort über Telephonistinnen.

Wenn ein Kapellmeister anstatt der Klarinette der großen Trommel das Zeichen zum Einsetzen gibt — Niemand wird, mitleidsvoll verstehend, ihn verteidigen: „Der Aermste, er hat in der Minute hundertundfünfzig Einsätze zu geben." Kein Mensch bedauert den Apotheker, der dir, statt Wasserstoffsuperoxyd, Rizinusöl in die Flasche füllt; oder den Autoführer, der mit der Elektrischen zusammenstößt, just in dem Augnblick, wo er den Dollarkurs studieren mußte.

Die Telephonistinnen sind furchtbar überlastet; sie haben einen höllisch anstrengenden Dienst. Ihre Arbeitszeit ist sozusagen ganz mit Arbeit angefüllt.

Ein Telephonfräulein hat verschiedene Methoden, ihren Dienst zu versehen. Entweder meldet sie sich überhaupt nicht; oder sie meldet sich, aber verbindet nicht; oder sie spricht richtig nach, aber verbindet falsch; oder sie verbindet richtig, aber grade, wenn das Gespräch beginnen soll, wird die Verbindung unterbrochen.

Ich kannte eine (beim Amt Wilhelm), die immer einen Punkt herunterhandelte. Zweiunddreißig—sechzig, sprach ich vor; Zweiunddreißig—neunundfünfzig, sprach sie nach. Das konnte kein Hörfehler sein; Gott weiß, was für ein Komplex da die Hand im Spiele hatte.

Die raffinierteste Methode ist diese: Du verlangst etwa zwöllef—zwoundsiebenzig; entweichend wiederholt sie: elf—zwoundvierzig — und keine Wiederrede hilft; denn schon ist sie am Werk, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Nun wird, du siehst es genau voraus, nach einer Weile irgendein wildfremder Teilnehmer sich melden, dessen Nummer so ähnlich wie elf—zwoundzwanzig klingt (nur nicht der Zwölfzwoundsiebenziger); du wirst sagen: „Falsch verbunden; bitte hängen Sie ab"; dann wirst du, in Ohnmacht knirschend, keine menschliche Stimme mehr hören als deine eigne, wirst, erst in größern Abständen, dann von Minute zu Minute immer öfter, immer dringlicher die Gabel niederdrücken und emporschnellen lassen — und endlich, nach Ewigkeiten, ertönt die Stimme deines Amts, unschuldvoll-ahnungslos wie die Stimme einer Provinznaiven: „Sprechen Sie?"

Doch wenn du auch zehnfachen Tod des Zerspringens erleidest: nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.

Wir sollen nicht zu genau sein, nicht zuviel an Pflichterfüllung verlangen von unsern Beamten. Ich sage nicht, Beamten fehle es an Pflichtgefühl; es gibt Situationen, da kennt ihr Pflichtgefühl keine Grenzen.

Um nichts in der Welt würde ein echter Logenschließer zulassen, daß du, „nachdem das Spiel begonnen hat", noch deinen Eckplatz einnimmst. (Im nächsten Augenblick wird, unter deinen und seinen Augen, irgendein Polizeikommissar sich, laut räuspernd, mit umständlicher Geräuschentwicklung die Tür durchschreiten, die dir verschlossen bleibt.)

Pünktlich, wie der Lauf der Gestirne, schlägt der Kassierer dir das Schalterfenster vor der Nase zu, um deren Länge du dich verspätest; er würde sonst auf der Stelle sein Brot verlieren.

Gewiß ist es nur Zufall, wer Beamter wird. Aber wer Beamter geworden ist, bei dem zeigt sich bald, daß er die echte Beamtennatur hat. Es ist schade um die Menschen.

Klaus Pringsheim

Das Zeichen von oben

Leipzig. Nächtlicher Augustus-Platz. Die Bogenlampen werfen violettes Licht. Das Café Felsche steht ausgelöscht und blind beiseite, die zertrümmerten Fenster mit Bohlen vernagelt, die demolierte Terrasse verwaist.

Ueber den großen, weiten Platz sind dunkle Menschengruppen verteilt. Kleine Scharen marschieren nach der Grimmaischen Straße. Sie singen die Internationale. Erwerbslose, denen die Not an der Gurgel sitzt, singen das Lied ihrer letzten Hoffnung. Polizeisoldaten, den Gummiknüppel am Handgelenk, treiben sie vorschriftsmäßig auseinander. Aber immer und überall wieder schwirrt dieses Summen auf. Es ist, als murmelte ganz Leipzig. Es ist ein einziges dumpfes Brausen. Es gärt.

Da plötzlich erscheint am Horizont knatternd ein leuchtender Stern, geht mit enormer Geschwindigkeit am Firmament auf und brennt mit einem Mal grade über dem Augustus-Platz. Stern Bethlehems? Stern des Bundes? Stern der Erlösung und Erleuchtung?

Was ist des himmlischen Zeichens tiefer, göttlicher Sinn? Als flammendes Menetekel ist in Antiqua an den Himmel geschrieben dies eine, magische Wort: ODOL.

Das ist die große, stets wiederkehrende Ironie der Dinge! Denen, die demonstrieren, weil sie nichts zu essen haben, wird durch Lichtreklame vom Flugzeug aus kundgetan, daß Odol das beste Zahnputzmittel ist.

Ossip Kalenter

Beiläufigkeiten

Es gibt drei Arten von Menschen: Diejenigen, die fünf grade sein lassen; das sind die Gemeinen.

Diejenigen, die darauf bestehen, daß fünf ungrade ist; das sind die Gewöhnlichen.

Diejenigen, denen fünf von selbst grade wird; das sind die Begnadeten.

*

Es ist endlich an der Zeit, daß mit der Tyrannis der öffentlichen Schlagworte aufgeräumt wird. Demokratie — Aristokratie, Einzelherrschaft — Volksherrschaft: das sind alles keine qualitativen Gegensätze, sondern quantitative Bezifferungen; Scheinparallelen, die sich im sehr Endlichen einer mesquinen Ueberschätzung des Menschlichen schneiden; verschiedene Seiten der einen kläglichen Sache: Anthropokratie. Schärfer denn je heben sich heute die beiden Pole heraus, zwischen denen unser Wandel eingespannt ist: Gott und Tier. Die Sehnsucht des Geistes und das Bedürfnis des Fleisches — dies allein entscheidet Wert und Wendung menschlicher Schicksale. Nur die beiden Feldrufe kann es daher geben: hie Nookratie! hie Zookratie!

*

Das Talent durchwacht die Nächte, um (annähernd) Das zu erreichen, was das Genie in den Tag hineinträumt. *Harry Kahn*

Antworten

Peter Panter. Uijegerl, was hast Du angerichtet! Jetzt kriege ich folgenden Brief: „In Ihrer ‚Weltbühne' vom 5. Juni 1923 ist auf Seite 18 eine Besprechung des Buches ‚Hermine' von Peter Guggenreut, wobei angegeben ist, daß dieses Buch im Poseidon-Verlag erscheinen würde. Dadurch sind an unsre Firma eine ganze Reihe Bestellungen aus ganz Deutschland und sogar aus dem Auslande eingegangen. Wir haben uns nun sofort bei der hiesigen Handelskammer erkundigt, ebenso auf der Post und in Buchhandlungskreisen und erhalten übereinstimmend die Mitteilung, daß ein Poseidon-Verlag nirgends bekannt ist. Wir haben nun das größte Interesse daran, daß die Sache aufgeklärt wird, und bitten Sie höflichst, uns mitzuteilen, auf Grund welcher Unterlagen Sie den Poseidon-Verlag angegeben haben, damit wir die Sache richtig stellen und uns vor Verwechslung schützen können. Mit deutschem Gruß Poseidon-Apparatebau G. m. b. H. Chemnitz." Hoffentlich siehst Du ein, daß es nicht hübsch von Dir war, in diesen schweren Zeiten einem ernsten Industrieunternehmen durch Verspieltheit so viele Scherereien zu machen.

Kunstfreunde. Else Lasker-Schüler beabsichtigt, Deutschland in nächster Zeit zu verlassen, und möchte den Käufern ihres letzten Bild- und Dichtwerks ‚Theben' das noch fehlende Selbstbildnis einzeichnen. Wer von euch Wert darauf legt, schreibe ihr nach Kolberg in Pommern, hauptpostlagernd.

Politiker. Ihre Freunde in der Provinz verlangen von Ihnen laufende Informationen über die politische Lage und die voraussichtliche Rückwirkung auf die Devisenkurse. Zwei Tage vor der Veröffentlichung des Memorandums geben Sie telephonisch das folgende Telegramm auf: „Erwartet unmittelbar nach Notenpublikation schweren Sturz." Besorgt fragt das Fräulein: „Meinen Sie wirklich?" Sie bejahen. Nach einigen Tagen ruft es vom Amt an, und leise ertönt dieselbe liebliche Stimme: „Ihre Depesche vom . . . Verzeihen Sie: aber wie beurteilen Sie heute die Situation?"

Astronom. Kurt Eisner hat den Bayern, bevor sie ihn meuchelten, den Rat gegeben, ihre Seen auszunutzen und sich dadurch selbständig zu machen. Im nächsten Jahr wird die Arbeit beendet und ein Königreich Bayern errichtet sein. Da will der Neustadter Stadt- und Dorfanzeiger, der mit einer Betrachtung über den ‚Himmel im Juli' erfreut, daß ein andres Element sich nicht lumpen lasse. Er schreibt: „Die Hitze ist im Zunehmen begriffen; das Erdinnere ist erst jetzt genügend erwärmt und wirft zum größten Teil die Sonnenglut wieder zurück." Aber statt die Sonnenglut leichtsinnig wieder zurückzuwerfen, sollte die Erde sie einfach dazu verwenden, in Neustadt eine neue Industrie zu begründen. Denn daß „Merkur unsichtbar bleibt", ist hoffentlich auf den Juli beschränkt, während die kühne Behauptung, daß „Mars unsichtbar bleibt", ein Blatt der Pfalz grade zur Zeit nicht aufstellen dürfte.

Hans A. Der General Ludendorff sagt in seinen Kriegserinnerungen, daß der Orden Bnei Brith als Glied des internationalen Judentums an der Entfesselung des Weltkriegs sowie an der deutschen Niederlage mitgewirkt hat. Und nun lese ich die folgende Erklärung: „Das deutsche Volk, durch eigne Schuld entwaffnet, von seinen Erbfeinden bis aufs äußerste gemartert, ringt um seinen Bestand. Seine Helden und bewährten Führer im Felde, deren Vaterlandsliebe und Tatkraft die ganze Welt bewundert, werden ihm von traditions- und gewissenlosen Mitbürgern entfremdet. Wie jeder treue Deutsche, verurteilen auch wir die Beschmutzung und Verkleinerung alles wirklich Großen, das in unsrer Zeit und in unsrer Heimat erstand. Wir erheben Einspruch gegen die unbegründeten und trotzdem wiederholten

Angriffe Dr. Wieners, des Syndikats des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, gegen General Ludendorff. Nachdem deutsches Recht, wie zu erwarten war, zu Gunsten des Feldherrn gesprochen und der Syndikus gegen das Urteil Berufung eingelegt hat, halten wir es für unsre Pflicht, von dem Treiben Dr. Wieners und seiner an Zahl leider nicht unbedeutenden Hintermänner entschieden abzurücken und ihr Verhalten öffentlich zu brandmarken." Unterschrift: Die Münchner Jugend- und Studentengruppe nationaldeutscher Juden. Ueberschrift: Wie mans am besten anfängt, den unberechtigten Judenhaß der Deutschen in berechtigte Judenverachtung zu verwandeln. Die eine Steigerung erfahren wird, wenn sich als wahr herausstellt, was soeben die prager ‚Selbstwehr' behauptet: Fechenbach sei von einem Mitglied des ‚Bundes jüdischer Frontsoldaten' denunziert worden, welchen beweisen wollte, „daß die ehemaligen jüdischen Soldaten in der Verfolgung von Landesverrätern hinter ihren deutschen Kameraden nicht zurückstünden".

Dortmunder. In Ihrer Stadt sind infolge mangelnder Zufuhren die Geschäfte höchstens vier Stunden geöffnet. Zigarren werden rationiert. Eier und Butter gibt es kaum noch. Die Werke stellen nach einander die Arbeit ein. Trotzdem wird der passive Widerstand aufrechterhalten. Allerdings, so schreiben Sie mir, „nur von den Beamten und dem unbesetzten Deutschland. Jemand anders denkt hier nicht mehr daran, sondern Jeder ist bestrebt, den französischen Befehlen nachzukommen, um weiterleben zu können". Aus den übrigen Städten des Ruhr- und Rheinlands klingts ähnlich. Aber wenn eine Regierung vom Himmel erfahren hat, nicht eben stumm zu sein, so darf sie — kein irdisch Gebilde soll aller Gebrechen entraten — ruhig taub sein.

Carl M. Die ‚Bergwerkszeitung' hat die Einführung der Millmark als neuer Währungseinheit angeraten. Klabund schlägt die Bismarck vor, deren psychologische Vorzüge — „der Spekulation zur Mahnung, den Gläubige(r)n zur Stärkung" — unzweifelhaft sind. Wie aber wärs mit der Cuno? 1 Cuno = 100 000 Papiermark. Klabunds Bismarck würde uns vor dem Schritt zur Cuno doch nicht bewahren und uns nur in die peinliche Lage bringen, 1 Cuno = 2 Bismarck setzen zu müssen. Dahingegen dürfte mit 100 000 Papiermark der Wert einer Cuno eindeutig genug beziffert sein. Rückseite?. 1923; drei Kreuze; die Umschrift: Künftigen Geschlechtern zur Warnung.

Pazifist. „Freiherr von Schimmelmann, Oberstleutnant a. D., feierte soeben sein 50 jähriges Offiziersjubiläum. Bereits vor zweieinhalb Jahren konnte Freiherr von Schimmelmann sein 50 jähriges Jubiläum als Stenograph begehen." Hätts in dem Deutschland der letzten 50 Jahre nur eine allgemeine Stenographierpflicht gegeben, so wäre nicht dieser Krieg entstanden und bis zum letzten Hauch von Himmel und Mann geführt worden.

Mitteilung

Anfang August geht den Abonnenten, die das dritte Vierteljahr noch nicht bezahlt haben, eine Nachnahme zu, die wir einzulösen bitten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Entwurf eines Manifests von Emil Ludwig

Am 28. Juli hat die Regierung eine Kundgebung an das Volk erlassen, etwa hundert Zeitungszeilen lang. Sie sollte nur beruhigen. Niemand in unsern Reichsämtern scheint zu wissen, daß die Sprache eines der großen Mittel ist, mit denen man auf Massen wirkt; daß Mirabeau, Napoleon, Washington, Trotzki, Mussolini ihre Erfolge zur Hälfte dem Stil und Ton ihrer Aufrufe, Armeebefehle, Noten, Manifeste verdanken. Unsre Regierung spricht im Aktenton, verstaubt, von oben herunter; wie Registratoren auf Urlaub ihrer Tochter den Aufenthalt schildern. In diesem lezten Aufruf kommen folgende Dinge vor: „Ernährungsversorgung, Bevölkerung, Fälligkeitsfristen, geringstmögliches Maß, wertbeständig, Sparbedürfnis, die Anpassung der Löhne . . . wird festgehalten werden“ und der phaenomenale Satz: „Ein Gesetzentwurf, der . . . von allen Leistungsfähigen . . . durch eine Vervielfachung der bereits der Geldentwertung angepaßten Einkommensteuer-Vorauszahlung, große Leistungen anfordert.“

Da man uns Unzufriedenen stets vorhält, wir sollten es besser machen, lassen wir hier einen Entwurf folgen, wie dieselben Gedanken und Grundsätze halb so lang, aber zehnmal so wirkungsvoll ausgedrückt werden können. Keineswegs tue ich meine eigne politische Meinung kund, die sich von der volksparteilichen Tendenz des Kabinetts weit entfernt. Ich übernehme sämtliche Punkte und Vorschläge, als wären es die meinen, und gebe ihnen nur einen Stil, den ich für volkstümlicher halte.

Mitbürger!

Die Flut steigt an. Immer enger wird der Fels, auf dem wir uns noch halten können. Verzweiflung ist in euern Mienen: Ihr fürchtet die Sündflut über unser Vaterland. Wie gegen Ende des Krieges, als man uns zwang, durchzuhalten, grinst der Hunger in Millionen Kammern. Unser Geld ist beinah' Null — die Märkte des Auslands werfen es fort, als trüge es einen Fluch an sich.

Wahrlich, Mitbürger: es trägt den Fluch! Habgierige Gehirne, hier und draußen, haben es mißbraucht, Zehntausende von schändlichen Herzen, Deutsche, haben es auf die tägliche Wage der Börse geworfen, um sich am Schwinden des heimatlichen Werts zu bereichern. Das ist die eine Quelle des Fluchs.

Die andre sind die Franzosen. Was ihnen zusteht, ist so rasch nicht zu leisten, wie die Sieger fordern. Statt sich mit uns über das Maß des Möglichen zu verständigen, sind sie mit Bomben und Kanonen in unsern friedlichen Westen eingebrochen. Fleiß, Ordnung und Verkehr, aus denen wir sie bisher zu bezahlen suchten, haben sie zerstört. Wir boten ihnen Besprechung an und ein unparteiisches Schiedsgericht. Sie haben uns den Rücken gedreht und sieben Wochen geschwiegen. Wir wissen nicht, was sie planen.

Darum bleibt uns in der Not und Gefahr nur übrig, an Heut und Morgen zu denken. Wir haben Reichstag und Reichsrat berufen, durch die wir uns als Republik regieren. Hier sind unsre Maßnahmen im Kampf gegen die Entwertung unsres Geldes:

1. Wir zwingen jeden Deutschen, ob reich, ob arm, sein Einkommen schon im Lauf des Jahres zum voraus zu versteuern.
2. Alle Voraussteuern sind so rasch wie möglich fällig.
3. Wir legen eine Anleihe mit Goldwert auf, die jedem Mitbürger ermöglicht, zu sparen wie früher, ohne Entwertung zu fürchten.
4. Wer an der Börse kauft oder verkauft, muß jede Summe doppelt so hoch versteuern wie bisher.
5. Alle Löhne und Gehälter werden von Woche zu Woche, ja noch schneller dem Sturz der Mark angepaßt.
6. Handel und Landwirtschaft werden mit jedem Mittel gezwungen, auf der Stelle Alles herauszugeben, was wir brauchen, um zu leben.

Das ist nicht viel — aber es ist Das, was wir am dringendsten nötig haben.

Mitbürger! Nicht mit Messer und Revolver kann man Krankheiten an Menschen und Staaten kurieren. Sorgfältig muß man immer neue Mittel ersinnen und versuchen, während des Fiebers. Glaubt nicht, durch Krieg eine Krankheit zu heilen, die durch Krieg entstanden ist. Zwecklos und ein Verhängnis wäre der Krieg im Westen gegen einen Feind, der mit Allem gerüstet steht, was uns fehlt. Zwecklos und ein Verhängnis wäre der Bürgerkrieg, der nur den Feind ins Land riefe. Beide würden unsern Westen in Wüsten verwandeln, wie die sind, deren Wiederaufbau wir jetzt bezahlen sollen.

Vernunft und Mäßigung sind unsre einzigen Führer. Der Reichstag tritt zusammen. Wenn Ihr es wollt, schiebt uns durch eure erwählten Vertreter beiseite — versucht es mit bessern Männern. Auf alle Fälle verbannt die Verzweiflung aus euern Mienen! Wir waren stets ein tüchtiges Volk, das tausend Gefahren trotzte. Wir sind es noch. Mitbürger! Habt und bewahrt Vertrauen und Geduld!

Zum 11. August 1923

Hierdurch zeige ich verhältnismäßig tiefbekümmert an, daß mein liebes Kind, Enkel und einziger Nachkomme, unsre teure

Republik

im Laufe der Zeit sanft entschlafen ist. Wer ihr jekannt, wird mir ermessen.

Von Beileidskundgebungen bitte ich abzusehen, damit etwaige Gegner nicht gereizt werden. Ich als Vater von das Kind kann nur sprechen: Es ist besser so — für uns und für sie. Friede ihren Idealen!

Indem ich bitte, das meinem Vorgänger dargebrachte Vertrauen auch mir freundlichst bewahren zu wollen,

zeichne ich als stiller Dulder

ergebenst

Fritz Ebert,

Verwalter der bayrischen Hoheitsrechte.

Bürgerkrieg? von Hans Schwann

I.

Man hört mehr denn je von „Bürgerkrieg“. Was sollte ihn zum Ausbruch bringen? Das Elend der Massen? Nein: das erzeugt Putsche, die sofort „ordnungsgemäß“ niedergeschlagen werden — keine Erhebung. Die Masse ist zermürbt, apathisch, führerlos. Je weniger Führer, desto mehr „Bonzen“. Die kennen die Massen besser; die halten sie ruhig; die vertreten ihre „Interessen“; die sind nicht absetzbar. Aber die Kommunisten? Was sich in Deutschland so nennt, ist die Schar der Unzufriedenen, der politischen Phantasten und Querköpfe, Derer, die „drüben“ nichts werden konnten, Derer, die unter allen Umständen eine Rolle spielen wollen. Führer? Weit und breit keiner. Ideen? Weit und breit keine; wo man glaubt, vor einer zu stehen, ist sie importiertes „Fertigfabrikat“. Ausnahmen bestätigen die Regel — keine Partei, in der nicht doch einige wenige Idealisten stecken. Und dann: Revolution ist nicht Evolution. Revolution ist ohne Waffe nicht denkbar. Was nützt dem Arbeiter die „demontierte“ Waffe? Wo sind die Teile, die die Flinte zur Flinte, das Maschinengewehr zum Maschinengewehr machen? Niemand weiß es — man weiß nur so viel, daß sie nicht in den Händen der Arbeiterschaft sind. Also von der Seite ist wirklich und wahrhaftig nichts zu befürchten. Das wirtschaftliche Moment, das antreiben könnte, bringt diesen ermüdeten Koloß nicht mehr in die Höhe. „Passiver Widerstand“ auch hier.

Trotzdem spricht man überall von Bürgerkrieg. Blicken wir einmal auf die Seite, wo davon geschrien wird — nach rechts. Da sieht es allerdings anders aus. Ungesühnt der Kapp-Putsch, ungesühnt die politischen Morde — das macht Mut. Das stärkt. Da vermag die Heldenbrust zu schwellen. Dann ist da das Idol Mussolini. Der kam auch von den „Sozialisten“ — wie unser Noske. Und wir glaubten schon, wunder was wir an dem für einen Kerl hätten! Aber der Italiener ist erst der richtige Mann. Der hats geschafft. Der jagt die Schwatzbude von einem Parlament auseinander. Der zeigt seinen ehemaligen Genossen, was eine Harke ist. Der regiert. Ja, über die Alpen weht Morgenluft herüber.

Und man beginnt vorzubereiten. Wenn die Ernte erst drinnen ist und die Hände wieder frei werden; wenn der verdammte Franzos, dieser Erzgauner, sich bis dahin England noch nicht gefügt hat; wenn gar Cuno, dieser Widerstandskanzler, klein beigibt: dann sollen uns die Brüder mal kennen lernen. Dann werden wir nicht mehr so glimpflich wie beim Kapp-Putsch verfahren. Dann werden wir reinen Tisch mit all dem internationalen Gelichter machen. Gut deutsch allerwege!

Tönts so von dort drüben? Nein, Gott bewahre! Wir wollen doch nur die Kommunisten in Schach halten. Wir wollen Deutschland vor den Bolschewisten retten. Das ist es, woran Ludendorff und seine 99 Vaterländischen Verbände alle

fieberhaft arbeiten. Nichts weiter. Sonst wär' ja auch gar nicht möglich, daß der Ministerpräsident unsres zweitgrößten Bundesstaates mit all diesen Leuten, mit all diesen Vaterlandsrettern Hand in Hand geht und an den Empfängen und Kommersen treu deutsch teilnimmt. Es ist doch ein Segen, daß Ehrhardt da wieder mitmachen kann. Wenn durch den kleinen Meineid seine Weste auch einige Flecken bekommen hat — was tuts! Er begräbt den Ehrhardt und heißt wieder Eschwege. Was wäre einfacher? Treu deutsch allerwege!

II.

Trotzdem — man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Man soll, was man sagt, wenigstens in großen Umrissen beweisen können. Man soll sich ganz nüchtern die Machtfaktoren ansehen. Wie steht es damit?

Den Staat hat die Reichswehr zu schützen. Kann sich der Staat auf sie verlassen? Der Staat von heute — nicht der erträumte. Reichswehrminister Geßler, den alle wirklich republikanischen Militärs als einen durchaus lautern, ehrlichen Republikaner bezeichnen, der vom besten Willen beseelt sei und seinem Vaterland wirklich dienen wolle, schreibt in einem Brief an das Deutsche Friedenskartell: er verbürge sich dafür, daß die Reichswehr jeden Putsch, von welcher Seite er auch komme, niederschlagen werde. Gut. Man könnte beruhigt sein, wenn wir nicht schon einmal einen Reichswehrminister gehabt hätten, der ähnlich sprach und schrieb, und der dann von seinen hochgeschätzten Truppenführern verraten wurde. Wir müssen also auch diesen Fall in Betracht ziehen.

Und da will uns scheinen, daß schwere Schatten auf das Bild fallen. Es ist doch mehr als einmal erwiesene Tatsache, daß Namen von Reichswehroffizieren in Verbindung mit jenen Elementen genannt wurden, deren Sehnsucht nach dem Monarchen, nach ihrem frühern illustren Einfluß und nach den Fleischtöpfen Aegyptens sich in Aktivismus gegen den Staat von heute umgewandelt hat. Es ist doch Tatsache, daß die meisten Reichswehroffiziere mit ihrem Herzen, mit ihrem ganzen Wesen auf der Seite der Monarchie stehen. Und es ist doch widernatürlich, sich im entscheidenden Augenblick gegen eine Bewegung zu stemmen, die die Sehnsucht Aller zur Wirklichkeit gestalten will. Auf keinen Fall also wird man die Reichswehr an erster Stelle auf die Aktivseite des Staates von heute stellen dürfen. Unbedingt sicher ist nur:

1. Das Gros der Arbeiter- und Angestelltenschaft will von einem Bürgerkrieg nichts wissen und ist in keiner Hinsicht auf irgendeine revolutionäre Bewegung vorbereitet — sie würde jeder waffenlos gegenüberstehen.

2. Die Kommunisten bieten ihre Hundertschaften auf offenen Plätzen wie sauer Bier an und sind nicht ernst zu nehmen. An Zahl sind sie gegenüber allen Arbeitnehmern eine verlorene Minderheit. Den Waffenbesitz der Kommunisten schätzen Ken-

ner der Verhältnisse auf höchstens zehn Prozent aller illegalen Waffen.

3. Die nationalsozialistischen Verbände faßt der Volksmund zur „Schwarzen Reichswehr“ zusammen. Die Zahl ihrer kriegstüchtigen Männer schätzt man auf 4—800 000. Nimmt man, ganz vorsichtig, nur die Hälfte der niedrigsten Zahl an, so hat man ein Heer, das doppelt so groß ist wie die Reichswehr. Aber die Zahl allein entscheidet nicht: wichtiger sind Führung und Bewaffnung. Die staatsfeindlichen Elemente sind „bis an die Zähne“ bewaffnet. Und die Führung ist die denkbar entschlossenste, draufgängerischste. Menschen, die nichts zu verlieren haben, sind stets gefährlicher als solche, die von einem Einkommen abhängen — und wäre es nur das Gehalt der Republik. Und ist der Anfangserfolg bei den Aufständischen, dann werden sich die 200 000 Mann verdoppeln, verdreifachen, verzehnfachen.

III.

Wie wirkt diese Unsicherheit auf die Politik?

Außenpolitisch betrachtet haben die Alliierten nur zu besorgen, daß die Pfänder, die sie in den Händen zu haben glauben, den letzten Rest ihrer Produktivität verlieren. Nicht darin liegt die Gefahr, daß ein solcher Aufstand nicht letzten Endes von innen oder außen niedergeschlagen werden könnte, sondern darin, daß das Elend der Massen, das er herbeiführen muß, eine reguläre, ruhige Arbeit auf lange Zeit unmöglich machen und die Produkivität auf ein Minimum herabdrücken würde. Kein Zweifel, daß die Politik Frankreichs — nicht erst seit der Ruhr-Besetzung — diese Tendenzen, wenn auch unabsichtlich, außerordentlich gefördert hat. Vom Standpunkt des formalen Rechts und der gepanzerten Faust sind die Weltprobleme von heute nun einmal nicht zu lösen — das muß grade dann unumwunden ausgesprochen werden, wenn man sich, wie ich, stets bemüht hat, den Forderungen und Wünschen Frankreichs gerecht zu werden. Militärisch hat selbstverständlich die Entente gar nichts zu fürchten, denn mit ein paar schweren Kanonen und Fliegerbomben — die wir nicht mehr haben — ist Alles binnen kurzem „geregelt“.

Innenpolitisch gibts zweierlei. Entweder Erfolg unter einem deutschen Mussolini, der sich mit der Entente „verständigen“ würde und sich auf diese Weise einige Zeit halten könnte. Oder Mißerfolg — das heißt: das Unternehmen wird durch Gegenstoß der gesammelten noch übrig gebliebenen Kräfte des Volkes aufgefangen (nicht durch passiven Widerstand, der heute aus eigner Kraft nicht mehr finanziert und ausgehalten werden könnte), und zu weite Auspendelung nach links und nachträgliche zähe „Regulierung“ nach rechts hat eine innenpolitische Machtverschiebung zur Folge. Der Endeffekt ist in beiden Fällen derselbe: Vollständige wirtschaftliche Zerrüttung; Absturz der Mark ins Nichts; Hungersnot; Produktionsstillstand; tiefstes Elend; Völkerbundsversammlung; Völkerbunds-„Hilfe“; Oesterreich.

Ist noch ein Ausweg? Ja.

IV.

Man fährt nach Paris. Direkt. Ohne Umwege. Und spricht:

Wie ich höre, sind Sie bereit, unser Memorandum als erste Stufe zu Unterhandlungen zu betrachten. Sie fordern aber vor jeder Antwort die Aufhebung des passiven Widerstandes. Die Berechtigung dieser Forderung bleibe ununtersucht. Wir erlauben uns nur, Sie auf die Tatsachen der Kapitel I., II., III. hinzuweisen. Unser Herr Reichswehrminister ist bereit, sie Ihnen aus seinem reichen Material zu belegen. Ihre Beobachter bei uns haben sie selbst zum Teil bereits festgestellt. In dem Augenblick, wo wir kapitulieren und Ihre Forderungen, soweit dies überhaupt noch in unsrer Macht steht, erfüllen, ist uns nicht mehr möglich, die Desperados zu zügeln. Die Folgen sind gleichfalls in I., II., III. geschildert. Wir wollen jetzt gar nicht davon sprechen, was das für uns, die wir die Verantwortung vor dem deutschen Volke tragen, bedeutet. Wir wollen Ihnen nur mit der größten Offenheit und dem stärksten Nachdruck dartun, daß das Ergebnis eines derartigen Aufstandes — selbst wenn er niedergeschlagen wird — auch für Sie kein erstrebenswertes sein dürfte, und daß dem französischen Volke wenig mit Schätzen gedient wäre, die das durch Elend und Hunger geschwächte deutsche Volk nicht mehr heben kann. Wir, von der großen Mehrheit des deutschen Volkes beauftragt, kommen zu Ihnen mit dem festen Vorsatz, in voller Ehrlichkeit zu verhandeln, die Wünsche und gerechten Forderungen des französischen Volkes bis zur äußersten Grenze zu erfüllen. Wir wissen, daß Sie die Vergangenheit mißtrauisch macht, daß Das, was sich zwischen unsern beiden Völkern im Lauf der Jahre aufgehäuft hat, nicht von heute auf morgen verschwinden wird. Wir wissen aber auch, daß irgendwo und irgendwann einmal der Anfang zu einer Verständigung gemacht werden muß, daß die Zukunft unsrer Völker nicht von den Fesseln der Vergangenheit zu Boden gezogen werden darf. Und wir hoffen, daß dieser Anfang jetzt gemacht wird. Um zu zeigen, daß wir es ernst meinen, kommen wir nicht mit leeren Händen, sondern erklären uns im Auftrag unsres Volkes von vorn herein bereit, die von Ihnen und Belgien geforderten 31 Milliarden zu zahlen. In welcher Form sie gezahlt werden können, ob es möglich sein wird, die von den Alliierten genannten 50 Milliarden zu zahlen: das soll Gegenstand der Unterhandlungen und genauesten Untersuchungen Ihrer und unsrer Wirtschaftssachverständigen sein. Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Gemeinsam werden wir diesen Weg finden, ohne daß ein aufrechtes Volk das andre demütigt und dadurch den Haß für Generationen züchtet.

V.

Redet man so, findet man, was die Hauptsache ist, den direkten Weg nach Frankreich: dann wird die politische Lage entspannt, das arbeitende deutsche Volk sieht wieder einen Aufstieg aus Hunger und Elend, seine moralischen Kräfte wachsen — und dann wird auch möglich sein, im Innern die Kraft aufzubringen, die notwendig ist, um das Gespenst des Bürgerkrieges zu bannen.

Die Inprekor von Friedrich Schwag

Sehr verehrter Herr Jacobsohn!

Sie haben vor kurzem geschrieben, daß in der ‚Weltbühne' noch nie eine Silbe zugunsten des Bolschewismus gesagt worden sei. Wenn ich Ihnen heute trotzdem eine kleine Arbeit über die Internationale Pressekorrespondenz der Kommunisten übersende, so deshalb, weil ich glaube, daß Sie Jedem, der etwas Positives mitzuteilen hat, die Möglichkeit geben, es in der ‚Weltbühne' zu tun.

Für meinen Aufsatz waren mir zwei Dinge maßgebend: erstens, daß es mich reizte, über den historischen Materialismus und dessen konsequenteste Form, den Kommunismus, ein paar Bemerkungen zu machen, da bereits Vieles, was 1918 Allen geläufig war, heute schon wieder vergessen ist; zweitens, daß ich die Vermengung von Ethischem und Oekonomischem, die ehedem auch mich durchaus beherrschte, für die typische Hemmung der sozialistisch gerichteten Intellektuellen halte und glaube, daß die Lektüre der ‚Inprekor' tatsächlich schon eine klärende Wirkung haben kann.

Ich weiß, daß meine Arbeit von dem Habitus der ‚Weltbühne' um Einiges abweicht, hoffe aber dennoch, daß Sie sie drucken werden, weil ich mir Ihre Leser als die meinen wünsche.

Die Inprekor ist die Pressekorrespondenz, das in allen Zivilisationssprachen erscheinende Informationsorgan der Dritten Internationale. Also ein kommunistisches Gegenstück zum WTB. oder zur TU. oder irgendeinem ähnlichen Institut das — wie im Buchhandel der Verleger dem Sortimenter die Bücher — den Zeitungen die Wahrheit mit $33^1/_3$ Prozent Rabatt abgibt? Nein! Erstens, weil die Inprekor keine Telegramme und letzten Nachrichten veröffentlicht, sondern Aufsätze und Berichte aus allen, wirklich aus allen Ländern; und zweitens, weil die Inprekor — nun, weil die Inprekor ein kommunistisches Erzeugnis ist. Die Kommunisten aber lügen nicht. Sie lügen nie. Denn die Lüge als bewußtes Kampfmittel benutzen, wie es die Kommunisten in den Tageszeitungen tun, ist keine Lüge, sondern eine verflucht (wirklich „verflucht") reale Notwendigkeit. Die Lüge beginnt erst beim Selbstbetrug. Also wenn, zum Beispiel, die Industrieleute behaupten und glauben, sie verdienten zum Wohle der Allgemeinheit. Diese lächerlich-widerwärtige Mischung von Triebhaftigkeit, Selbstgerechtigkeit, Feigheit vor der klaren Selbsterkenntnis, das erst ist die Schweinerei, das erst ist die Lüge. Aber die Inprekor ist kein Kampforgan, sondern ein Informations-, ein Unterrichtsorgan; somit fällt jeder Grund zur Lüge fort, und es bleibt der für Kommunisten unerbittliche Zwang zu erbarmungslosester Wahrheit gegen sich selbst. Und warum dies? Weil die Methode der Kommunisten eine sachliche, eine wissenschaftliche ist.

Ich konstatiere allgemeines Naserümpfen und erwidere: Der wissenschaftlich Arbeitende befragt nicht zunächst seine Wünsche oder seine Vorstellungen, untersucht nicht seine Weltanschauung und projiziert sie auf die unglückliche Menschheit, sondern fragt höchst sachlich und bescheiden: Was ist gegeben — was verlangt das Gegebene von uns? Man beobachtet also exakt die gesellschaftlichen Phaenomene in ihrer kontinuierlichen Entwicklung (in der ein revolutionärer Ausbruch natürlich

nichts als eine der möglichen Erscheinungsformen ist), sondert methodisch Gruppen und Einzelheiten aus, fragt nach den ihren Gang bestimmenden Faktoren und betrachtet mit gleicher Sorgfalt Erfindungen und psychische Tatsachen, wirtschaftliche Aktionen und geistige Gemeinschaften, suchend, die Gesetze ihrer Bewegung aufzufinden; ohne die Dinge einem vorher ersonnenen Gesetzessystem aufzustülpen, ohne zu meditieren, ohne mit spielerischer Geste zu variieren, ohne jene impotente geistige Selbstbefleckung der letzten Generation einer sterbenden Klasse. Sachlich, bescheiden, als Neutrum fast hinter seiner Arbeit, immer bedacht, sich von seinen eignen persönlichen Wünschen und Trieben nicht täuschen zu lassen. Das ist die „wissenschaftliche Methode“, die ihren Benutzer gradlinig zum Primat der oekonomischen Verhältnisse und damit für unsre Zeit zum proletarischen Klassenkampf, zum Kommunismus führt, gleichgültig, ob es ihm persönlich paßt oder nicht, ob er untergangsreife Werte der bürgerlichen Kultur zu erhalten wünscht oder nicht. (Wer vor den letzten evidenten Konsequenzen zurückschrickt, wird Sozialdemokrat.) Die Ergebnisse fordern den wissenschaftlich Denkenden auf, kommunistisch zu handeln, das heißt aber nichts andres als: die Entwicklung der Gesellschaft zu vollziehen, denn die Entwicklung vollzieht sich nicht, sondern wird vollzogen.

Was hält nun eigentlich die — durch ihre geistige und seelische Haltung sozialistisch orientierten — bürgerlichen Intellektuellen davon ab, diese Methode wenigstens zu prüfen? Das popularistisch-aufklärerische kleinbürgerliche Pathos der Sozialdemokraten, die das „wissenschaftliche“ Denken grauenhaft kompromittiert haben (wie sie Alles, Alles, Sozialismus, Demokratie, Internationalismus, Alles grauenhaft kompromittiert haben), und als natürliche Reaktion auf dieses positivistische Spießertum Landauers Spottwort: man könne die Zukunft nicht, wie es der historische Materialismus wolle, aus dem Kaffesatz prophezeien. Quod licet Landauer, non licet jedem Intellektuellen. Landauers positive Seite: die geniale Zusammenfassung, sein letzte Kompliziertheit entwirrender Geist; die negative Seite: seine unklare Vermischung eigner Ideale und realen Geschehens, seine idealistischen Diktaturgelüste über die Wirklichkeit. Seine Schüler und Jünger übernahmen nur diese. Was aber bei Landauer als religiöse Ekstase menschlich erschütternd ist, wird bei den Epigonen zu schmierigem, verlogenem Durcheinander von Ethik und Wirtschaft, zum Ausreißen vor der Verantwortung, zum Sich-verkriechen hinter einer unkontrollierbaren Metaphysik, zu einem Sich-drücken vor der Tat im Namen eines ungeglaubten Gottes. Legt euern Heiligenschein ab — er ist längst als aus Pappe entlarvt. Sich über den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu erregen, ist billig, selbstgefällig. Sozial wertvoll macht erst die praktische Hilfe. Der Weg, helfen zu können, das ist: der Weg zur Tat, führt nicht zu dem anarcho-individualistischen Beispiel, das im Grunde nur die eignen Wünsche befriedigt, sondern über die wissenschaftliche Methode zur notwendigen revolutionären Ak-

tion. Das wissenschaftliche Denken ist die einzige verantwortungsvolle Methode, die legitimiert, an der Aenderung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse mitzuarbeiten. So viel über die „wissenschaftliche Methode".

Diese Arbeit aktiv auszuführen, ist nicht für Jedermann und ohne weiteres möglich. Und für diese Zwecke eben ist die Inprekor gradezu eine marxistische Lesefibel in periodischer Form. Dort findest du die Ergebnisse des wissenschaftlichen Denkens, meist gut nachprüfbar von mehr oder minder Begabten, immer ehrlich Bemühten vorgeführt. Das eben ist das Unerhörte (und dagegen lehnt sich der sozialistisch gerichtete Bürgerliche, weil im Grunde noch individualistisch, am stärksten auf): daß auch die Arbeit der minder Begabten noch immer richtig ist, und daß zwischen einer feurig genialen Untersuchung Sinowjews oder Radeks und der irgendeines bescheidenen Parteisekretärs der wesentliche Unterschied nur in der aesthetischen, also einer gänzlich nebensächlichen Kategorie liegt. Natürlich sieht der Eine durchdringender, analytischer als der Andre, aber in beiden Fällen werden dem Leser die Zusammenhänge, die Kräfte gezeigt, von denen die allgemeine Entwicklung in dem betrachteten Lande bestimmt wird, und an ihr die Entfernung bis zum nächsten Ziel der Gesellschaft, der proletarischen Revolution, gemessen.

Folglich — quod erat demonstrandum — wäre grade Lüge ein Verbrechen, würde jede Verschleierung der wahren Tatbestände, jede Selbsttäuschung nur die der Entwicklung drohenden Gegenkräfte und Gefahren verbergen, würde die Erkenntnis der wirklichen Lage unmöglich machen, zu voreiligen opfervollen Handlungen verführen und jede sinnvolle, berechtigte, mit ganzer Verantwortung unternommene Aktion sabotieren. Man lese in der Inprekor die Arbeiten über Mexiko, über England, über Spanien, über Norwegen, über die Kämpfe der Eisenbahner in China — keine Illusion, kein Sich-Selbst-Belügen, eine ruhige, fast nüchterne Betrachtung der Situation (aber nur scheinbar nüchtern, denn diese Nüchternheit ist doch nur Mittel zur Erfassung der Totalität des Lebens). Wer die Inprekor liest, begreift unverlierbar eine der stärksten Realitäten unsres gesellschaftlichen Lebens, vor der Spott, Ironie und Verachtung nur die Dokumente völliger Hilflosigkeit sind: die Funktion, die Wichtigkeit und die Notwendigkeit der Partei, des einzig möglichen Instruments, das sich die gegenwärtige menschliche Gesellschaft zur Formung ihrer Verhältnisse geschaffen hat. Oder: die Ruhr-Frage wird in der Inprekor ohne Sentimentalität, ohne vanderveldisch-stampfersche Reparationswut, ohne sonderliche Anklage für diesen einen Fall behandelt. Wie kann einen Kommunisten erstaunen, was so unbedingt notwendige Folge der bereits in ihren Umrissen richtig erkannten Entwicklung war? Und schließlich: was allzu leicht im Bezirk der deutschen Kirchtürme vergessen wird (denn die Deutschen sind im Grunde immer noch das Volk der ‚Fliegenden Blätter', trotz ‚Junggeselle' und ‚Reigen'), daß nämlich Deutschland ganz und gar nicht der Mittelpunkt der Entente-Politik ist, sondern im Gegen-

teil oft genug Kuhhandelsobjekt in Orientfragen — diese Erkenntnis kann man sich in der Inprekor gründlich verschaffen.

Ja, wird man sagen, das könne man in der von Arnold Zweig hier begrüßten ‚Auslandspost‘ auch, und zwar viel besser, weil das babylonische Stimmengewirr weit instruktiver sei als die einseitig festgelegte Dogmatik der Kommunisten. Zunächst: Die „Auslandspost“ referiert Meinungen, die bei andern Völkern geäußert werden. Ausgezeichnet, äußerst wertvoll — aber man kennt ja die Melodie bereits, wenn auch (was allerdings verdammt wichtig sein kann) die Tonart stets verschieden ist. In der Inprekor dagegen begibt man sich gleichsam hinter die Dinge und fragt: Warum reden die verschiedenen Völker und ihre verschiedenen Klassen so, warum müssen sie so reden? Die ‚Auslandspost‘ überläßt die schwierige Beantwortung dieser Fragen dem Leser, die Inprekor jedoch führt ihn bereits (läßt sich aber, wie gesagt, ständig kontrollieren). Daß sie in ihrer Führung einseitig sei, ist kein Vorwurf gegen sie zugunsten der ‚Auslandspost‘. Auch die ‚Auslandspost‘ hat eine Tendenz, nämlich eine pazifistische, ihr Zweck ist sogar dem der Inprekor ähnlich, nämlich dem Leser eine möglichst klare politische Erkenntnis zu verschaffen — aber die Ziele sind verschieden. Für die ‚Auslandspost‘: bloße Völkerversöhnung, für die Inprekor: Umgestaltung der Gesellschaft, Diktatur des Proletariats, aus der dann die Völkerversöhnung sich notwendig ergeben muß. Und eben darum ist die kommunistische „Einseitigkeit“ die einzig mögliche Grundlage für die Inprekor. Denn die Erkenntnis der soziologischen Phaenomene fordert unzweideutig zum radikalen kommunistischen Handeln und Denken auf. Man darf nicht etwa so sagen: Weil die Radikalität das menschlich Saubere ist, muß man radikal sein (könnte nur gräßlichste Schmierigkeit des Denkens und Handelns die Gesellschaft auf den richtigen Weg führen, so sollte man so schmierig sein wie irgend möglich), sondern es verhält sich so, daß grade die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung auch das gesetzmäßige, das heißt: das rein logische politische Denken und Handeln verlangt. Die Erfahrung hat doch wohl zur Genüge gezeigt, wohin die Abweichung von der Radikalität, das Sich-Hindern-lassen am Zu-Ende-Denken der angefangenen Gedanken führt.

Ihr steht all Dem skeptisch gegenüber? Lest die Inprekor! Dem Wachen werden ihre Artikel bereits ausbreiten, wie unrein die Vermengung von Ethik und Wirtschaft ist, wie hilflos der Intellektuelle ist, der sich aus Furcht vor der Realität in metaphysische Spekulationen verstrickt, und vielleicht werden sie ihn sogar schon in dieses unerhörte Erlebnis der Trennung von Persönlichem (Ethik) und Sachlichem (Wirtschaft) führen, ein logisches Erlebnis, an Stärke nur einem Liebeserlebnis vergleichbar. Und wer zunächst kühler bleibt, wird wenigstens von der Inprekor zu den Quellen gehen. Denn die große geistige Klarheit und Durchsichtigkeit der Methode, die manchmal fast an Descartes gemahnt, angewandt auf das konkrete Dasein von Völkern, von Klassen, von Menschen, packt auch Den, der bereits das Grundsätzliche ablehnen will.

Ein Charakter und die Zeit von Heinrich Fischer

Wer die ungewöhnlich nachhaltige Wirkung zu ermessen vermag, die Nietzsche nicht dem Geiste, aber der Geste nach auf die Literatur unsrer Generation geübt hat, die bedrückende Fülle der Vielzuvielen, denen das Spiel mehr ist als das Beispiel, der Tänzerischen nach dem danse macabre, der Jenseitsgläubigen von Gut und Böse — der wird in Berthold Viertels neuem Buch (‚Karl Kraus. Ein Charakter und die Zeit‘, im Verlag Rudolf Kaemmerer zu Berlin) eines der seltenen Dokumente begrüßen, deren aesthetischer Reichtum von der Kraft moralischer Innerlichkeit getragen und gebändigt ist. Ein hinreißendes Bekenntnis, bei dem nichts so wichtig ist wie die seelische Situation seines Ursprungs! „Diese Schrift ist im Kriege entstanden“ — das heißt hier: in der bankrotten Desperation eines Herzens, das mit einem Schlage seine Weltanschauung wanken sieht. Hatte eben noch der gütige Freund alles Freundlichen der „Fragestellung des Satirikers, seinem Entweder — Oder“ mit der Entschiedenheit des Ausrufs widersprochen: „Es mußte doch eine Art geben, die Menschen unbedenklicher zu lieben!“ — so sah er nun die eigne Fragestellung des Sowohl-Alsauch radikal in Frage gestellt: es konnte doch keine Art der Menschen geben, einander bedenkenloser zu hassen! Nicht mehr um Kritik oder Antikritik ging es da. „Als ein dringender, rücksichtslos mahnender, zorniger Gläubiger unsrer innersten Rettung ist damals Karl Kraus an die Fronten gekommen . . . Es schien ein Ariadne-Faden erhascht, der aus dem Labyrinth der Epoche führte — diesen Zusammenhang aufzuspulen, war ich fieberhaft, eben mit der Angst des im Chaos Verlorenen bedacht . . Ich wollte tun, als zeigte ich einen einzelnen Menschen, und mußte durch ihn eine Epoche sehen lassen . . . So schichtete ich alle Fragen, seine und meine, während sie noch brannten, auf einander — als baute ich einen Scheiterhaufen und keine Apologie.“

Trotzdem ist es durchaus eine Apologie geworden. Nicht nur, weil die bebende Erschütterung des Autors immer wieder die menschliche Macht des Gespiegelten fühlen läßt, die bestimmende Wirkung des stärkern Geistes auf einen starken, wie sie so rückhaltslos und freudig seit Tiecks Shakespeare-Studien nicht mehr einbekannt wurde; nicht nur, weil die zuchtvoll klare Dynamik dieser Prosa, was sie vom Wort des Karl Kraus zu rühmen weiß, gleich am eignen Sprachkörper demonstriert; sondern vor allem durch die illustrative Fülle von hundert Einzelzügen, die, auf knapp neunzig Seiten mit dem Schweigen der Zeit konfrondiert, Verteidigung und brennende Anklage in einem sind. Schon Leopold Liegler hatte mit der Präzision seiner detaillistischen Methode bis ins kleinste Komma den exakten Beweis geführt, daß die schulgemäße Rechnung mit dem Unbekannten nicht stimmen könne. Nun ist neben die ruhige Sachlichkeit seines Werkes als schönstes Pendant diese methodologisch grundverschiedene Schrift getreten. Kein Kapitel, keine Erkenntnis in ihr, die nicht durchpulst wäre von der Hast persönlichster

Notwehr! Hier gilt von der künstlerischen Konzeption, was Otto Weininger einmal über die psychologische Konstituierung der Begriffe geschrieben hat: „Wir erwehren uns der Welt durch unsre Begriffe. Nur langsam bringen wir sie in deren Fassung, wie man einen Tobsüchtigen zuerst über den ganzen Körper fesselt, notdürftig, um ihn wenigstens nur auf beschränkterm Orte gefährlich sein zu lassen; erst dann, wenn wir in der Hauptsache gesichert sind, kommen die einzelnen Gliedmaßen an die Reihe, und wir ergänzen die Fesselung." So dringt Viertel von dem fiktiven Halt einer Grundanschauung zentrifugal zu den Einzelheiten vor, auch nach der „Fesselung des ganzen Körpers" freilich noch so sehr von der Fülle innerer Gesichte gejagt, daß oft unvermittelt ein Satz, ja eine Ueberschrift als gehetzter Ausruf hörbar wird. „Ich habe noch nicht von Karl Kraus, dem Juristen, gesprochen" — und es geschieht: mit der stilistischen Meisterschaft vollendet zielender und spielender Worte wird auf engstem Raume ‚Sittlichkeit und Kriminalität' gewürdigt, „jene flammenden Plaidoyers für Sittlichkeitsverbrecher, an denen das Verbrechen der Sittlichkeit verübt wurde". Man versteht bald, daß die scheinbar leichte Fügung dieser zwanglos an einander gereihten Essays in Wahrheit die straffste Bindung eines autonomen Formwillens bedeutet, die einzige Möglichkeit, neben der scharf umrissenen Gestalt des Künstlers Kraus auch die vage Anonymität seines ungeheuern Gegners zu erfassen. Wenn Viertel den Autor der ‚Chinesischen Mauer', den satirischen Bekämpfer der Frauenemanzipation in der Heiligkeit seines Spottesdienstes charakterisiert, so entrollt er, weit über die Grenzen literarischer Betrachtung hinaus, ein leidenschaftliches Bild von der hysterischen Unmännlichkeit des zivilisierten Europa, der aus der gleichen Urkraft schöpferischer Einheit Strindberg, Weininger und Wedekind entgegengelebt und -geschrieben haben. Karl Kraus, der Vorleser, wiederum, mit der einzigartigen Gabe bedacht, ohne jedes andre Hilfsmittel als das seiner Stimme das Podium mit polymorphem Bühnenleben zu erfüllen, ist ihm hierin der naturnotwendige Antipode moderner Stil- und Regiekünste, ja noch aus den reinen Klängen des tagerlösten Lyrikers vermeint er Last und Lärm des Jahrhunderts zu hören. Und so sieht er vollends den Antagonisten der „großen Zeit" — die Dieser schon in den ersten Sätzen der Kriegs-‚Fackeln' von der Sprache her als das Oxymoron durchschaut hat, das sie war —: von einem tollen Wirbel spukhafter Fratzen umflutet, „den Geldwucherern und den Wortwucherern, den Wortvampyren und den Geldvampyren, den Mächten des Staates und der Gesellschaft" wehrend. Wie schmerzhaft muß solches Sehen für Einen sein, dessen Weltanschauung noch in diesem Buche der Verzweiflung als ein tiefer menschengläubiger Optimismus sich erweist, ein Optimismus, der nichts gemein hat mit der sorglosen Fähigkeit der Zeitgenossen, an fremdem Leid vorüberzuleben! Es ist der Optimismus eines danteschen Inferno-Wanderers, der, durch hundert Höllen und Grüfte irrend, vor dem ersten Lichtstrahl in die Kniee sinkt: Laßt alle Hoffnung blühen!

Warnung vor München von Cienfuegos

Im münchner Kultusministerium sitzt ein Herr, der schlecht Cello spielt, dafür aber eine treffliche Gesinnung hat. Gesinnung ist hier, wo im Gebirg achtzehnjährige Lausbuben als Führer gesinnungstüchtiger Jugendtrupps Zensur an Anzug und Gebärde harmloser Touristen üben — Gesinnung ist hier Alles. Und weil jener schlechte Cellospieler voll trefflicher Gesinnung ist, so ist Herr Knappertsbusch, ein schöner germanischer Wagnermann, als Nachfolger Bruno Walters an die Oper berufen worden.

Auch Walter hat Felix Mottl nicht ersetzen können. Er war Intellekt und Kultur, aber es fehlte vielleicht etwas von jenem Andern, Triebhaften, das Gott den Seinen ohne Gebet zu schenken pflegt. So war er der treue, der geistvollste und virtuoseste Verwalter eines großen Erbes. Und mehr konnte in dieser analytischen Zeit, wo die Babys mit Hornbrillen auf der Nase geboren werden, unmöglch verlangt werden.

Nun haben wir Herrn Knappertsbusch, und nun endlich werden wir von jener niederdeutschen Gegend aus, wo die Leute Tim, Hein, Jürgen und Piet heißen und vermittels dieser Vornamen immer sagen: Seht mal, wie deutsch wir sind! — ja, von dort aus werden wir nun belehrt, wie man Mozart spielen muß. Von dem Wagner-Abgott her bringt Herr Knappertsbusch, der dem alten Reiter Cienfuegos immer als idealer Chef eines Kavallerieorchesters vorschwebt, die Vorliebe für Blechbläser mit. Wenn also Susanne und Marzelline zu ihren mokanten Geigentriolen knicksen — warte nur, gleich fährt in diese entzückende Spieluhrmusik die Posaune des jüngsten Gerichts durch das Residenz-Theater, den Schläfer zu wecken. Denn das Tempo, ohne das man diese Opern zu Leierkastenmusiken degradiert, ist einem gedankenschweren neudeutschen Ernst gewichen: man kann ganz getrost sein Schläfchen machen, bis einen Herr Knappertsbusch wieder wach lärmt.

Dafür ist in den paar Monaten des neuen Regimes Alles verschwunden, was hier einmal entzückte: das Lächeln zwischen Tränen, mitten in der Lust jene Grabesangst, von der schon die Geigensonaten des nach Paris reisenden Knaben zeugen, die formale Kultur, die letzte, in der noch einmal vor der Erklärung der Menschenrechte der abendländische Geist aufblühte. Dahin im ersten Figaro-Finale zu dem „Du liebtest mich einstmals“ der Gräfin die süße Schwermut der Holzbläser, verzettelt jene machtvolle dramatische Steigerung, die vom Andante non troppo des gleichen Finales an in steiler Kurve zum Akt-Ende führt, diese Steigerung, die einmal ein Juwel der münchner Spiele war. Verbummelte Fermaten, Verschlampung der Rezitative, die hier einmal so sorgfältig wie nirgends in der Welt gehegt wurden, Verlust jenes Kontaktes von Spiel und Partitur, das für Sehende alle wagnerischen Dramentheorien zum müßigen Literatenerguß macht.

Wir hatten einmal ein Mozart-Orchester, das (was füglich Alles sagen will) dem von Wien an Formsicherheit, an Mangel sentimentaler Espressivos, an Linienschönheit wenig nachgab. Mit den vielen neuen Gesichtern ist das nun Alles dahin: jenes Seelchen von Verliebt- und Verspieltheit, jene über die Alpen hinausweisende Anmut, die dem Münchner alten Stils im Blute lagen, und die der von heute nicht nur in seiner Musik durch Trefflichkeit und Gesinnung ersetzt. Wir haben nun Musikanten mit Weltanschauung. Auch wir.

Die Mißgriffe in der Besetzung sind womöglich noch verhängnisvoller. Kein Mensch kann Herrn Knappertsbusch einen Vorwurf daraus machen, daß heute, wo Amerika Alles an sich saugt, jede deutsche Oper im besten Falle auf das Niveau eines friedenszeitlichen Provinztheaters sinkt. Weswegen also, wenn man keine Stimmen mehr hat, hält man sich nicht an den Bestand überkommenen kultivierten Personals? Hermine Bosetti, die mit ihrer kühlen Distanz zur Partitur und ihrer unübertrefflichen Gestaltungskraft auch ohne Stimme eine Sängerin ganz großen Formates wäre, ist, angepöbelt von einem Teil der münchner Musikreporterschaft aus ihrem Rollenbesitz entfernt. Dafür konnte man neulich in ‚Don Giovanni‘, in der Probe zu Festspielen, die man nur nach Vorlegung eines Passes bewundern darf (gleich als würde das Ausland hier vor ein miraculum mundi geführt!) — ja, man bekam also eine Donna Anna zu hören, die zwar das Banner der Provinzkonvention unentwegt schwenkte, dafür aber so trefflich detonierte, daß selbst der begeisterungsfähige und donjuanbegehrliche Cienfuegos als gebrochener Mann das Theater nach dem ersten Aktschluß verließ und zum Abendessen sich begab. Wir haben zwar einen unübertrefflichen (noch aus der Aera Walter stammenden) Tenorbuffo. Er darf aber seine Eselshaut-Arie nicht mehr singen. Wir haben keine Zeit für derlei. Wir brauchen die Zeit, um dem Publikum alle Rätselalbereien im Beginn des ‚Siegfried‘ ungekürzt zu kredenzen. Wir haben einen Mann mit Namen Geis, und er gab einen Leporello, der das Glück unsrer alten Tage war: geschmeidig und brutal, habgierig und geil, devot und arrogant, in der Unkonvention seiner Gestalt jenem Bedienten gleichend, der in Rembrandts Bild auf des lachenden Herrn Geheiß die verschmähte Geliebte zur Tür hinauswirft. Da Herr Knappertsbusch offenbar erst einmal gründlich aufräumen wollte, wird den Leporello bei den heurigen Festspielen Herr Gleß singen, der, ein guter Sänger, ungefähr Das auf die Bühne bringt, was an Anmut und formaler Kultur bei unsern Schutzleuten zu finden ist. Dahin ist die Gelenkigkeit, die Sprungbereitschaft dieser Figur, dahin jene schaudervolle Gebärde der Aufdringlichkeit, mit der im Andante con moto der Register-Arie der Knecht sich der verstoßenen Geliebten seines Herrn nähert. Wer hätte auch in der Aera Knappertsbusch noch Zeit zu liebevoller Betreuung einer gleichgültigen Spieloper!

Wir haben keine Zeit. Wir müssen sie für wagnerische Jugendsünden vom gigantischen Ausmaß der ‚Feen‘ verwenden.

Nein: Ihr, die Ihr noch immer die alten freundlichen Geister der Anmut und des Witzes hier wähnt — meidet lieber diese Festspiele. Von den Festsälen eurer Jugend fändet Ihr doch nur ein Trümmerfeld vor.

Meidet lieber München, wofern Ihr nicht trauern wollt, gänzlich: noch vor zwölf Jahren waren wir jene liebenswürdige große Kleinstadt, voll Toleranz und Fröhlichkeit. Nun haben wir das Alles für Gesinnung, für Jünglinge mit „stahlhartem Blick“ (dem Aequivalent für den Vollbart der achtziger Jahre!), für den gotischen Meister Pfitzner (mit der sächsischen Seele) und gesinnungstüchtige flanellfarbene Frauendessous eingetauscht.

Und sind im Begriff, ein langweiliges und gleichgiltiges Industrienest mit Stinnes-Begeisterung, verwüsteter Landschaft, mit Einheitsfrontgesabber und Oberkellnertheosophie zu werden.

Zu dieser Justiz von Ludwig Thoma

Wir Alle, die wir öffentlich wirken, haben die Pflicht, die Rechtsprechung unter Kontrolle zu halten.

Es ist ein Fehler, nur über Klerikalismus und Militarismus herzufallen. Für das Gesamtwohl mindestens ist es wichtiger, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die deutsche Rechtsprechung schlechte Wege geht.

In Bayern leistet sie dem Klerikalismus Dienste, und diese Dienstfertigkeit ist gemeingefährlicher als die Kampfwut der Ultramontanen.

Sie korrumpiert die heranwachsende Richtergeneration.

Die von allen Ministern als noli me tangere behandelte Unparteilichkeit des Richterstandes ist eine Lüge.

Wir haben in unsern bayrischen Provinzialstädten ultramontane Kammern, das heißt: Richterkollegien, die ihre ultramontane Politik treiben und sie durch Urteilsfällung ausüben.

Vielleicht nicht immer bewußt.

Aber eine richterliche Ueberzeugung ist eben auch eine Ueberzeugung, und eine Ueberzeugung bildet sich immer aus der gesamten Lebensanschauung.

Aber viele beugen gegen ihre Ueberzeugung das Recht.

Das Grundübel liegt in der Organisation der Staatsanwaltschaft.

Es ist verderblich, daß ein junger Mann mit achtundzwanzig Jahren, der noch ausschließlich zu lernen hat, sich zuerst die Sporen als öffentlicher Ankläger verdient, bevor er Richter wird.

Dünkel, Unerfahrenheit, der kleine Ehrgeiz, Karriere zu machen, bringen nichts als Vorurteile zur Reife; die angelernte Gewohnheit, soziale Erscheinungen nicht als Lernender, sondern als Ankläger zu beachten, tut das Uebrige.

Dann wird der Kerl ein Richter, und, wenn Gutes in ihm steckt, hat er Mühe genug, eine Härte abzulegen, die vielleicht gegen seine Natur und nur ein Produkt der staatsanwaltschaftlichen Vorbildung war.

Wir haben Grund, die Rechtsprechung unter Kontrolle zu halten.

1906

Choral für Seemannsleute von Walter Mehring

Baßbuffo und Bariton:

Wir haben die ganze Welt gesehn
— Die Welt war überall rund! —
Um alle paar Monat vor Anker zu gehn
Bei einem Mädchenmund!
Wir sahn eine Mutter in schneeigem Haar,
Die verkuppelte uns ihr Jöhr;
Wir fraßen pfundweis den Kaviar
Direkt an der Quelle vom Stör!

Baß:

Wir sahen Seeanemonen und Qualln,
Die schmückten Gebein und Gewand
Von einem Matrosen, der war gefalln
Für irgendein Vaterland.
Die Welt ist überall schön!

Baß und Bariton:

Was gibt es für uns noch zu sehn?

Lyrischer Tenor:

In Hamburg gleich hinterm Ozean
Ein Mädchen von der Reeperbahn
der Reeperbahn
der Reeperbahn!

B a ß u n d B a r i t o n :

Wir haben die ganze Welt bereist:
La Plata bis Langue d'oc!
Wir haben mit Kannibalen gespeist —

B a ß :

Und überall gabs einen Grog!

B a r i t o n :

Uns folgte der Möwen Hungergekreisch
Wie die Huren der Waterkant.
Am Meeresbusen zum drallen Fleisch,
Da gingen wir an Land!

B a ß :

Wir haben Holger Danske gesehn
Und einen Völkerstamm
Zu tausenden zu Grunde gehn —
Die andern standen stramm!

B a ß u n d B a r i t o n :

Die Welt ist ganz voll Freud'!
Was gibts noch für Seemannsleut?

L y r i s c h e r T e n o r :

In Hamburg gleich hinterm Ozean
Ein Mädchen von der Reeperbahn
der Reeperbahn
der Reeperbahn!

B a ß u n d B a r i t o n :

Wir haben die ganze Welt beglotzt:
Paris und den Vogel Roch!
Wir haben die Seele uns ausgekotzt
Bei Australien

B a ß :

da liegt sie noch!

B a ß u n d B a r i t o n :

Wir sahen unsern Kapitän
Verfaulen im Lazarett!

B a r i t o n :

Wir sahn eine Grotte mit lauter Feen
Und ein frisch bezogenes Bett!
Wir sahen den toten Menelik
Hoch zu Krokodil!
Wir sahen manchen Bolschewik!

B a ß :

Und Wilhelm im Exil!
Die Welt ist zum Bespein!

B a ß u n d B a r i t o n :

Was kann noch Ekleres sein?

L y r i s c h e r T e n o r :

In Hamburg gleich hinterm Ozean
Mein Mädchen nahm einen Spießer zum Mann!
Spießer zum Mann!
Spießer zum Mann!

T u t t i :

Was kann noch Ekleres sein?

Die Namenlosen von Alfred Polgar

Drama in 15 Bildern von Lenormand. Im Original heißt das Stück ‚Les ratés', das sind etwa: die Versagenden, die Am-Wege-liegen-Bleiber. ‚Die Namenlosen' geht aber gewiß auch. Das Wort hat hier doppelte Bedeutung. Es gilt im Sinne von: die unendlich-Vielen, die Statisterie der Welt; und in dem Sinn: die Unberühmten, die es zu keinem „Namen' bringen. Ein Schicksal, das besonders Denen, die sich der Kunst ergeben haben, Schicksal ist.

In Lenormands Stück handelt es sich um solche Kunstergebene: Dichter, Musiker, Schauspieler. Sie geraten — zu schwach, zu unbegabt, zu kompromißlerisch oder zu intransigent — ins Bitterste. Sie werden, je nach Anlage und Temperament, gemein, lächerlich, rührend, tragisch. Diese Komödiantengruppe, die der Regisseur Montredon — er ist auch schon auf dem Punkt, wo ihm „die Menschen Brechreiz erregen" — durch die französische Provinz hetzt, ist eine pitoyable Gesellschaft, der Hoffnungslosigkeit und des Ekels sichere Beute. Zwei Hauptfiguren: „Sie" und „Er". Juliette, die Schauspielerin, und ihr Mann, der Dichter. Ihre große Liebe zu einander, höherer menschlicher Wert und geistige Kompliziertheit rücken sie in den Vordergrund des Spiels. Armut bricht sie und dreht ihnen das Herz im Leibe um. Um 180 Grade gradezu. So zwar, daß „sie", die personifizierte monogamische Reinheit — mindestens in der Darstellung der Frau Thimig macht sie diesen Eindruck — bei Lebemännern budgetäre Erleichterungen sucht, und „er" die über Alles Geliebte totschlägt. Gerne hätte man die Zwei einmal, wenn auch nur episodisch, auf der Ebene materieller Sorglosigkeit gesehen; und gesehen, wie dorthin projiziert ihre Charakter- und Schicksalslinien verlaufen wären. Denn so scheint alles dramatische Sein der Zwei eine Folge ihres Nichts-Habens, ihr Tun Notwehr und unwiderstehlicher Zwang. Und das Stück könnte heißen: „In die Fänge des Dalles geraten."

Immerhin nimmt Lenormand — Dichter und Psychoanalytiker — die Gelegenheit wahr, Leid, Schuld und Liebe in Tiefen ihrer wurzelhaften Verfaserung nachzuspüren. „Sie" hat eine Schwäche für Leid, um des Mit-Leidens willen, um des erotischen Thermalquells, der ihm entspringt. „Er" sagt, daß es nicht genüge, zu leiden, man müsse auch schuldig sein, um . . . ja was: um? Der wichtige Nachsatz bleibt ihm in der Seele stecken. „Er" sagt auch gelegentlich, daß alle Gipfel des Lebens von einem Schlammsee umflossen seien, den durchwaten müsse, wer zu den Gipfeln wolle. Und daß auch das Schönste und Beste, dessen unsre Seele fähig, auf eines Raubtiers Rücken fundiert sei . . . womit er wohl auf das Ewig-Gemeine, Ur-Böse anspielt, das mit uns geboren ist. Jedenfalls sind wir acherontischen Mächten verhaftet — jenen, die zu bezwingen Professor Freud in die Seelen hinabgestiegen ist —: man muß töten, was man liebt, oder von ihm getötet werden, und kein höheres Pläsir, das nicht tiefem Leid entströmte. Ganz klar ist das Alles nicht, muß es auch nicht sein, denn was unter der Oberfläche, hat ein lokales und moralisches Recht auf Dunkel.

„Er“ verkündet des weitern die vollkommene Sinn- und Hoffnungslosigkeit des Daseins. Ich für mein Teil glaube ihm ja, aber, wie gesagt, Weltverneinung wirkt flau, wenn Hunger, Elend und rundherum-Desillusion ihre Paten sind. Sie kommt da mehr aus den Nerven als aus dem Gehirn. (Das zu verneinen freilich aller Verneinungen logischer Anfang sein muß.)

In den ‚Namenlosen‘ wird auch die sexuelle Gewissensfrage der sogenannten Treue gestellt. Die Untreue, die „sie“ begeht, ist sentimentalisch übermotiviert (der Geliebte am Verhungern und Erfrieren!). Ein Fehltritt also, nach dem der Mann herbeizustürzen hätte, sprechend: Ach, mein armes Kind, hast du dir das Moraltscherl verknaxt? Hats wehgetan? Na, nicht weinen, es ist schon wieder gut . . . Er jedoch, das Männchen, spürt Wertverminderung seines Besitzes! Aus dem scheinbaren Widersinn, daß sie für ihn opferte, was ihm gehört, findet er keinen Ausweg. Er hats, auch in der Liebe, mit der Selbstachtung. Ein Egoismus im Moralischen, den die Frau nicht kennt, weil sie ihr eigentliches Selbst im Manne findet . . . und also das andre, ihr primäres Selbst, als unbeträchtlich leicht aufgeben kann.

Mit dem komplizierten Edel-Paar (das den Zuschauer sehr kühl läßt) zieht eine seelisch-geistig mindere, aber immerhin artverwandte Menschengruppe die traurige Bahn. Komödianten. Dieser Stern-Nebel ist weitaus betrachtenswerter als die Sterne, mit denen er kreist. Der Dichter gibt da wohl wenig Neues. Verbitterung, Armut, Müdigkeit der Schmieranten, die aus zerstörtem Ich-Glauben nichts gerettet haben als dessen Tonfall, ist schon tausendmal und in gleichen komischen und rührenden Farben gemalt worden (zum Beispiel: von dem großen Courteline). Aber Lenormand malt gut, gibt jeder Figur Profil, komponiert aus ihnen eine echte Gruppe der Verdammten. Deren Leibesqual geht dem Zuschauer näher als die Seelennot von „ihr“ und „ihm“, ihre menschliche Dürftigkeit näher als die dichterische Fülle jener, und Erquickung ist es, sooft gemeine Sprache der gemeinen Menschen das pathetische Gefauche der Liebenden ablöst. Schade, daß das Theater im Theater so sehr ins Breite verläuft. Da zudem Regie und Spieler ganz dem unersättlichen Behagen hingegeben waren, das Komödianten erfüllt, wenn sie sich über der komödiantischen Situation zeigen dürfen, kam es zu Langeweile und Ermüdung.

In Berlin hieß das Stück: ‚Die Tournee‘. Die Aufführung im wiener Deutschen Volkstheater hätte solchen Titel dreifach verdient. Die Erdenfahrt — die Schauspieler-Reise — und, dies vor allem, die Tournee der Drehbühne. Denn der Abend war, nebst Reinhardts, ein Triumph der Drehbühne; sie erhielt auch bei offener Szene Applaus. Und zwar dort, wo sie, auf den schützenden Vorhang selbstbewußt verzichtend, das köstliche Provinztheater heranführt, das Professor Strnad hingebaut hat. Witziger, besser Aug-erfreuend und Illusion-fördernd ist eine szenische Aufgabe kaum zu lösen, als es hier geschehen ist. Reinhardts Regie wird, von der Gestaltung der Szene abgesehen, am deutlichsten merkbar im getönten, kontur-verwischten Spiel der vielen Episodisten. Es schließt sich fugenlos zu einem Stück wahrhaftigen Lebens in

einander. An Onnos spröder Persönlichkeit scheiterte auch Reinhardt. Dieser liebenswerte Künstler hat leider das Pech, daß sein Innenleben, kommt es an die atmosphärische Luft, sich sofort in Dampf verwandelt. Die Wärme, deren er voll, strömt mit so lebhaftem Gezische aus, daß Verbrühung des Partners zu befürchten. Schade um so viel Talent, Kraft, Tempo, Noblesse und beste geistige Haltung! Frau Thimigs Ekstasen schlagen zum Teil nach innen. Ihre Sanftmut, ihre Ton und Miene überflutende Zärtlichkeit, das Verbranden der Erregung in Antlitz und Gebärde sind sehr rührend. Sonderbar, wie in diesem Antlitz der dynastie-eigentümliche Thimigsche Spitzbubenzug ins Dolorose hinüberfließt. Den Glorienschein der Dulderin trägt keine mit mehr Anstand als diese fromme Helene. Jedes Wort, jede Bewegung ist Spiegel ihres Herzens. Wenn sie den Geliebten umarmt, drückt sie ihn nicht an die Brust, sondern direkt an die Seele. Ein Uebermaß an Portamento der Rede stört zuweilen. Es ist dann, als ob die Worte ein Weilchen, Flügel wippend, in der Luft stehen blieben.

Kriechtiere und Lurche von Carl Zuckmayer

Die auf dem Bauche kriechen, sind mir freund,
den breiten Leib mit winzigen Gliedern schleppen,
durch Sümpfe züngeln und auf Felsentreppen
nackt in der Sonne brütend erdgebräunt.

Die Ringelnattern haben mich bekrochen,
vom Unken meines Herzens angelockt,
und Krötenaugen, ganz von Gold durchbrockt,
in Kerkernächten stumm mit mir gesprochen.

Weißt du, daß manche Kröten nachts wie Weiber singen?
Kennst du den bleichen Axolotl, der in Höllen lebt?
Sahst du den Kamm des Molches, der vor Liebe bebt,
und wie die Frösche sich in Brunst und Not bespringen?

Ein grüner Pfeil aus Kupfer fliegt der Echsen Leib
durch braune Brombeerstauden, die vor Hitze knistern —
ich will dem Staub und Sumpfe mich verschwistern,
ein glatter Leib in Erde unter vielem Leib.

Ein Laich in Tümpeln, draus die Quappen schlüpfen,
ein Larventier mit Kiemenbündeln zart.
Ich weiß die Sterne, wo Ihr große Götter wart,
und wo die Seelen eurer aufgefressenen Väter hüpfen,

wo Schlangen lautlos wie Geflecht vom Astwerk hingen —
durch ihre Zungen geht ein dunkler Riß:
selbst wenn sie ihre Opfer lebend schlingen,
ist nur der Schmerz von einem Liebesbiß.

Oft steht ein Kind am Brunnen hingebückt —
die Nacht will seiner Glieder Schmäle saugen.
Das Tier am Boden, qualvoll totgedrückt,
schwimmt selig durch den Tau aus seinen Augen.

Bemerkungen

Vom Pseudonym

Drei frühere enge Mitarbeiter Ludendorffs, die wegen ihrer Teilnahme am Kapp-Putsch von der deutschen Regierung steckbrieflich verfolgt sind, wohnen seit Monaten in Oesterreich, Major Bischoff unter dem falschen Namen Dr. Bothmer in Wien, Major Papst als Major Peters in Innsbruck; Oberst Bauer fühlt sich in Wien so sicher, daß er kein Pseudonym angenommen hat.

Zeitungsnotiz

In Kunst und Literatur gehört das Pseudonym seit altersher zum Handwerk; es ist in jüngster Zeit gradezu Handelsusance dieser Branche geworden, und jeder bessere Ritter der Feder führt sein Pseudonym im Wappen. In der Politik aber und zumal in der Strategie ist diese Art der Dekkung weniger gebräuchlich. Zwar ist ja die Politik auch eine Kunst, nämlich die Kunst des Möglichen, aber erst wenn man sich in ihr unmöglich gemacht hat, suchen diese Künstler das bergende Pseudonym.

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Gehilfen Ludendorffs sich an Originalität der Namenserfindung mit ihm nicht messen können. Meisterschaft ist eben Meisterschaft. Wer hat, der hat. Lindström ist ein unübertreffliches Pseudonym. Welche Klangfülle, Prägnanz und nordisch-markige Echtheit! Man kann sich, wenn man plötzlich nach Schweden abreist, kein besseres Pseudonym zulegen. Es ist das wahre Musterbeispiel eines Decknamens, und man könnte daran studieren, wie ein vorbildliches Pseudonym beschaffen sein muß. Es muß charakteristisch, einprägsam und wohlklingend sein; es muß, wenn die Umstände es erfordern — und die Umstände erforderten es — diskret sein. Lindström ist sehr diskret. Wie vollkommen die Maskierung — und doch, wie neckisch und augenzwinkernd der Gleichklang des ersten Buchstabens! Wie lind strömt der ganze Name, wie weckt er die Vorstellung eines soignierten schwedischen Reisenden in schwerem Pelz und Gehrock! Das eben ist die Kunst des Pseudonyms, daß sie fortzeugend Böses muß gebären — Quatsch, jetzt hat mich der Rhythmus des Vordersatzes ins falsche Gleise geworfen — ich wollte sagen: daß sie Vorstellungen, ganze Komplexe von Vorstellungen weckt. O, ich könnte, ausgehend von Lindström, eine Doktorarbeit über das Pseudonym schreiben. Leider gibt es schon eine Dissertation über dieses Thema — über welches nicht? —, und ich komme, wie immer, zu spät.

Auch Voltaire ist ein erlauchtes Pseudonym; sein bürgerlicher Name Francois Marie Arouet ist dahinter völlig verschwunden. Nicht minder groß: Novalis (für Hardenberg), Ludwig Börne (für Baruch). Der dahinter steht, verbirgt sich nicht, sondern bekennt sich. In gehörigem Abstand der pseudonyme Schwarm von heute. Zunächst die verbreitete Familie der Schmidts: Kasimir Edschmid (für Eduard Schmidt), Wilhelm Schmidbonn (für Wilhelm Schmidt aus Bonn), Otto Ernst (für Otto Ernst Schmidt), Dietzenschmidt (für Anton Schmidt). Dann die Namen, in denen schon die Ahnung des aere perennius erzen schwingt: Harden, Emil Ludwig, Kerr. Wie zart, musisch, musikalisch, klug klingt unser „Sling"! Wie torkelt und überpalmströmt Joachim Ringelnatz! Für Rosenfeld ist Roda Roda gar nicht übel, für Anton Kühtreiber ist Paris von Gütersloh grandios, „fünf Finger einer griffigen Hand" oder der Generalnenner für Kurt Tucholsky: Theobald Tiger - Peter Panter - Ignaz Wrobel-Kaspar Hauser. Hinter dem Pseudonym Teddy Expulsus soll sich der hinausgeschmissenste Journalist Berlins verbergen ...

Aber was ist das Alles gegen Lindström! Nur der Umstand, daß er sich in München absolut sicher fühlte, konnte ihn bewegen,

sich von diesem unübertrefflichen Pseudonym zu trennen.

Gute Pseudonyme notieren hoch im Preise. Ich kenne Kollegen, die tagelang über einem originellen Decknamen brüten und schließlich eine Albernheit finden. Und er: Lindström. Nicht am Schreibtisch ausgeheckt —: Lindström. Mitten im Zusammenbruch —: Lindström. Ein Pseudonym unter dem Gebrüll der Geschütze. Fast so gut erfunden wie die Dolchstoßlegende —: Lindström! Dieses Pseudonym, um das ich Sie beneide, Kollege Lindström, wird in die Weltgeschichte eingehen!

Hans Natonek

Spielzeug

Der Nußknacker hat einen sehr dicken Kopf. Er kann deshalb die größten Nüsse knacken. Er hat eine Mütze aus Kaninchenfell, aber auch sein Bart erinnert merkwürdigerweise an Kaninchen. Er macht viel Spaß." Wissenschaftlicher Erklärungstext zu einem Aquarell von Walter Trier. Dieser nämlich gibt im Verlag Wasmuth ein entzückendes Buch mit lauter schönen alten Spielsachen heraus.

In diesem Sinne: der Kunsthistoriker macht viel Spaß — aber nur seinen Kollegen. Die andern Leute wissen nämlich nichts von ihm. Er weiß dafür aber auch wenig von Kunst, ausgenommen die Zeit von 1507 bis 1513 oder die karolingischen Miniaturen. Auch, daß es eine „Kunst im Leben des Kindes" gibt, behaupten seinesgleichen und einige weibliche Lebewesen, die weder das eine noch das andre besitzen. So mußte erst ein Maler kommen, um schöne alte Spielsachen zu sammeln und abzumalen, über welche richtige Erwachsene, ernsthafte Leute mit Literaturverzeichnis und philologischem Gewissen, dann später Abhandlungen schreiben.

Spielen aber können sie nicht damit und haben es auch nie gekonnt. Denn Gott sei Dank ist von all den schönen Sachen nichts „entworfen" und Alles furchtbar primitiv. Und leider, leider wird Alles sehr bald und sehr oft und sehr schlecht nachgemacht werden. Aber das ist ja bei den Erwachsenen auch so.

Paul Zucker

Cabarets

Es ist viel leichter zu sagen, wie etwas nicht sein soll, als umgekehrt. So darf ein Cabaret, will es Stil und Farbe haben, zunächst nur negative Eigenschaften besitzen: Keinerlei Aehnlichkeit mit Theater, Operette, Varieté, Vortragspodium. Man darf nie auf den Gedanken kommen, Vergleiche zu ziehen. Der Zweck des Cabarets ist: es zu sein. Fragt mich nun bloß nicht, was ich mir unter einem Cabaret vorstelle.

Also nicht das, was ein Cabaret in Berlin ist.

Man verwechselt hier offenbar immer ein Cabaret mit einer Weindiele. Nicht nur die Direktion, der es schließlich nicht zu verargen ist, sondern vor allem das Publikum. Das Publikum hat um acht Uhr Abendbrot gegessen. Um neun Uhr ist die Zeit gekommen, wo man gut angezogen (Gott, ein literarisches Cabaret!) und angenehm gesättigt in den entzückend hergerichteten Raum der leichten Muse mit dem Auto fährt. Es ist Alles so anheimelnd daselbst. Sessel, richtige Tischtücher, Kellner mit Backenbart, expressionistische Wandmalereien („Hab' ich dir nicht immer gesagt, Willi, das wäre etwas für unsern Salon?").

Nun, die künstlerische Leitung eines Cabarets brauchte ja nicht unbedingt auf die „Mentalität" ihrer Gäste in jedem Punkte Rücksicht zu nehmen. Aber der Zug der Zeit? Ach Unsinn. Es steht schlimm um den Zug der Zeit, wenn man sich ständig vor den Leuten, die man erziehen zu wollen vorgibt, devotest verbeugt.

Diese Verbeugungen vollführen unsre Cabarets. Augenblicklich heißt die Pose: In Literatur machen. Das Publikum sperrt Mund und Nase auf. Erstens: angeneh-

me Sitzgelegenheit, zweitens: Bar-Getränke, drittens: expressionistische Aufmachung, viertens: Literatur. Wer da nichts fürs Leben profitiert . . .

Empfindet wirklich Niemand den Irrsinn, Einem, der sich in weiche Polster zurücklehnt, und dessen Hand mit dem Sektglas spielt, politische Chansons vorzubrüllen und von der Not der Armen da draußen zu berichten? Dem Jemand im Sessel wird dabei so angenehm gruselig — aber, Gott, es ist ja nicht so schlimm gemeint. Es ist ja nur ein Cabaret, und draußen wartet der Chauffeur mit dem Wagen. Glaubt man wirklich, die Leute mit revolutionärem Geschrei und Gin fith erziehen zu können? Meint man, beides verträgt sich zusammen?

Weiß man, was unsre Cabarets sind? Sie sind Parodien auf Cabarets. Und das ist ein Todesurteil. Denn ein Cabaret soll, um endlich etwas Positives zu sagen, selbst eine Parodie auf Alles sein, soll die Kehrseite aller schönen Medaillen zeigen, soll vor allem nichts und besonders sich selbst nicht ernst nehmen.

Was macht man? Nummer 1 ist ein befrackter Sänger, der mit der Bourgeoisie abrechnet. Nummer 2 ist ein nacktes Fräulein. Nummer 3 ist ein Herr, der Christian Morgenstern vorträgt. Nummer 4 ist ein Schwank, dessen Inhalt und Person zwei Betten sind.

Man will es Allen recht machen. Das gelingt auch. Mit dem Erfolg, daß das Cabaret auf den Hund kommt. Statt seiner hat man literarische Bühnen, Kleinkunstbühnen, Vortragspodien und Weindielen. Man ist eben fein geworden.

Aber wenn man schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht anders kann — warum streut man nicht wenigstens hier und da ein paar Nummern ein, die ins Cabaret gehören? Warum läßt man die entzückenden Pointen einer gutgemachten Parodie auf irgendetwas, was man im täglichen Leben ernst nimmt, fort, warum engagiert man nicht ein paar Exzentriks, die die Gesetze der Weltordnung mit ein paar Griffen aufheben, sodaß man sich schüttelt?

Man macht schüchterne Ansätze? Aber nur schüchtern. Kommt dann irgendeiner, stellt sich hin und mimt etwas, irgendeine Parodie und wirft damit den ganzen literarischen Wust über den Haufen, so erhebt sich ein großes Pressegeschrei: Herr X. fiel aus dem Rahmen eines ernsten Cabarets heraus. Ernstes Cabaret! Hat man schon so etwas gehört! Darauf muß man eine Parodie machen.

Ach, es ist nichts mit dieser Literatur, in erotischen Chansons verzapft oder in politischen Taktlosigkeiten. In Erinnerung bleibt doch nur der Gähnkrampf, den man dabei kriegte, und die teuern Preise, die nicht zuletzt das Stigma des berliner Cabarets sind. Schade . . .

Heinz Pollack

Die Dame in Karmoisin

Sie ist im Mantel von Karmoisin
So sicher wie eine Königin.

An ihre zarten Knöchel schlägt
Das Leben, wild und bunt bewegt.

Es bricht sich an ihren hohen Knien
Das rote rauschende Meer Berlin.

Ihre Hände sind schmal und malitiös,
Ihre Gesten erwogen und sehr preziös.

In ihrem blassen Knabengesicht
Steht kalt der Augen ironisches Licht.

Ihre Schläfen werden bleich und blond,
Von kurzem Pagenhaar besonnt.

Sie ist wie junges Schilfrohr schwank
Und wie Prinz Hamlet so klug und krank.

Sie ist sicher wie eine Königin
Im leichten Mantel von Karmoisin.

Ossip Kalenter

Antworten

Rechtsanwalt Ernst Emil Schweitzer. Sie haben in Nummer 30 von dem Arbeiter Haase erzählt, der den Major Grafen K. beschuldigte, aus dem Felde Sachen nach Hause geschickt zu haben, die er nach Friedensschluß den Besitzern zurückgeben wollte. Eine Anzahl Leser fragen: Warum wird der (unwichtige) Name des Arbeiters genannt und der (wichtige) Name des Grafen verschwiegen? Sollten Sie ihn noch wissen oder feststellen können: ich habe keinen Grund, ihn nicht hier zu nennen.

Literaturfreund. Ihr Heinrich Mann, der, Verfasser des Hymnus auf den Dreyfus-Befreier Zola, für Fechenbach noch kein Wort gesagt hat, sagt jetzt wenigstens, in einem Aufsatz der Neuen Rundschau, warum er keins sagt. „Der Mensch ist Spieler . . . Ohne Güte, wie er sogar gegen sich selbst ist, wird kein blutendes Opfer einer ungerechten Gesellschaft ihn über Gebühr aufbringen. Es kommt vor. Aber nur gegen 1900 konnte ein Fall Dreyfus weit um sich greifen, nur in einer Epoche, die verhältnismäßig friedlich, dem Gedanken verhältnismäßig zugänglich, im Bösen nach unsern Begriffen schüchtern war. An jedem andern Zeitpunkt war um Dreyfus kein Geisteskampf, nur ein Machtstreit zu führen." Vorher heißt es: „Ihre (der 1870 Geborenen) Meister wirkten erweiternd, befreiend; Nietzsche gegen die Vaterländer, für Europa, Zola für Dreyfus und von jeher für die Wahrheit . . ." Aber wem will Ihr Heinrich Mann, Meister der 1890 Geborenen, einreden, daß er weniger erweiternd und befreiend wirken würde, wenn er für Fechenbach sich einsetzte, wie er von jeher für die Wahrheit sich eingesetzt hat, solange das nicht mit Unbequemlichkeiten verbunden war! Schade, daß er die Wahrheit doch nicht genug liebt, um einfach zu sprechen: Ich lebe in München und wünsche, dort leben zu bleiben. Wohnte ich in der Schweiz — ich würde meinem Zola nicht nachstehen! Gleichviel: daß Heinrich Mann in diesem Punkte die Wahrheit verschweigt, soll mich nicht hindern, jenen seinen Aufsatz der Wahrheit gemäß eins der größten Prachtstücke deutscher Prosa zu nennen.

Richard Hülsenbeck in Dortmund. Was Sie mir aus Ihrer Stadt schreiben, gilt, nach den Briefen jedes Tages und überallher zu urteilen, für das ganze Ruhrgebiet. „Es ist gar kein Zweifel, daß dieser Widerstand in Kürze zusammenbrechen wird. Es ist gar kein Zweifel, daß das Volk seine Gedankenlosigkeit mit schweren wirtschaftlichen Leiden bezahlen wird. Es wird eine Katastrophe kommen, vor der hier Jedem graut. Sie wirft ihre Schatten voraus, sie wirft ungeheure, ungeheuer beängstigende Schatten voraus. Aber Niemand wagt etwas zu sagen. Viele sind stumm vor Angst, täglichen Entbehrungen, dauernder Not. Viele wandeln in diesem Stumpfsinn. Manche sind lethargisch, manche sind stupid — aber die Stupiden sind in der Mehrzahl. Das sind die neuen Durchhalter. Die Lethargischen gehen in Lumpen umher und blicken voll Entsetzen auf die kletternden Preise. Die Stupiden sind gute Patrioten und gute Geschäftsleute. Man sieht, daß ihnen das Durchhalten gut bekommt. Einige sieht man, weiß Gott, sogar noch in eignen Gefährten herum-

kutschieren. Das sind die besten Patrioten und die besten Geschäftemacher. Das sind die beurlaubten Zechendirektoren, die jetzt den ganzen Tag Zeit haben, ihre Kursberichte zu lesen. Nein, nie ist ein Volk mit einer selbständigen Vergangenheit in seinem Unglück ideenloser, temperamentloser, zielloser gewesen. Das ist kein passiver Widerstand — das ist eine widerstandslose Passivität. Dies Volk hält kein Gedanke, sondern eine gemeinsame Unwissenheit zusammen. Es mangelt nicht nur an Wissen um die direkten Notwendigkeiten des täglich teutonisch gelobhudelten deutschen Vaterlandes: es mangelt an Instinkt für den Geist. Das ist die Schlußwahrheit der Tragödie an der Ruhr: Selbst in höchster Not besinnt sich dieses Volk nicht auf den Geist, findet keinen geistigen Elan — auch nicht die Ahnung eines geistigen Weges kommt ihm. Es macht seinen stupiden Geschäftsbetrieb weiter. Es macht seinen Stinnes weiter." Jawohl: es holt ihm die Kohlen aus dem Feuer, das es verbrennen wird, und an dem er sich seine Fettsuppe kocht, wie an dem Feuer des Krieges, wie an dem Feuer der Revolution. Aber gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Münchner. In deiner Stadt hat die Deutsch-amerikanische Gesellschaft den Unabhängigkeitstag der Vereinigten Staaten durch ein Gartenfest gefeiert. Zugegen waren, wie ich in der Deutschen Allgemeinen Zeitung lese, „u. a.": „der bayrische Ministerpräsident, mehrere andre Minister, der Polizeipräsident Ludendorff . . ." Tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel der Setzmaschine, sich an der richtigen falschen Stelle ein Komma zu sparen.

Mitteilung

Als am 3. Juni der Abonnementspreis für das dritte Vierteljahr dem Postzeitungsamt angegeben werden mußte, stand der Dollar auf 30 000, und so hofften wir, mit 18 000 Mark allenfalls auskommen zu können. Heute steht der Dollar auf 1 100 000, und es wäre, wenn wir kaufmännisch dächten und handelten, also den Wiederbeschaffungspreis auch nur für das Papier in Rechnung setzten, unbedingt nötig, den dreifachen Monatspreis einer großstädtischen Tageszeitung, nämlich 360 000 Mark zu fordern. Da im Frieden die Nummer der ‚Weltbühne' viermal so viel wie eine Straßenbahnfahrt gekostet hat und jetzt ungefähr halb so viel kostet, wird sich der Leser selbst sagen, daß er hier nicht grade übervorteilt wird. Wir wollen weiter, und so lange wie irgend möglich, den geistigen Schichten Deutschlands, die es am schwersten haben, die ‚Weltbühne' zugänglich machen und begnügen uns vorläufig, für die Monate Juli und August eine Nachzahlung von

18 000 Mark

auf beiliegender Zahlkarte zu erbitten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Přikopy 6.

Kirche und Krieg vom Prinzen Alexander Hohenlohe

Eine merkwürdige Nachricht brachte kürzlich das Organ der englischen Arbeiterpartei, der ‚New Leader'. Nachdem er die jüngste Kundgebung des Papstes zum Ruhrkonflikt als eine mutige und weise Tat gerühmt hat, will er aus guter Quelle erfahren haben, daß der Papst damit umgehe, eine Encyclica zu erlassen, wonach jeder Soldat, der bewaffnet die Grenze überschreite, der Exkommunikation verfallen sei. Natürlich soll damit nicht gemeint sein, daß der Marschall Foch, wenn er zufällig von Paris nach Prag oder Warschau reist, um dort eine der Vasallenarmeen Frankreichs zu inspizieren, und vielleicht einen Degen oder Säbel im Schlafwagen bei sich führt, von Kehl ab sich als exkommuniziert zu betrachten haben werde (Ludendorff würde das bei einer Reise nach Wien zur Abnahme einer Hakenkreuzlerparade nicht genieren, da er meines Wissens Protestant ist). Sondern es soll wohl nur heißen, daß jeder Katholik, der sich ein aggressives kriegerisches Vorgehen gegen ein andres Land zuschulden kommen lasse, also jeder katholische Militär, der in feindlicher Absicht die Grenze eines andern Staates überschreite, und zwar vom obersten Kriegsherrn und Oberbefehlshaber bis zum letzten Trainsoldaten herunter, alle kirchlichen Strafen zu gewärtigen habe, die mit der Exkommunikation verbunden sind.

So, wie der ‚New Leader' den angeblichen Inhalt der bevorstehenden Encyklica angibt, ist er nicht ganz klar. Zum Beispiel würde die Frage entstehen, ob auch das Staatsoberhaupt oder der Ministerpräsident, etwa in Frankreich Herr Millerand oder Herr Poincaré, sich sofort als exkommuniziert zu betrachten hätten, sobald sie der Armee die Ordre gegeben haben, die Grenze zu überschreiten, ob der Generalstabschef und seine Umgebung, solange sie ihr Hauptquartier noch im eignen Lande haben, noch nicht exkommuniziert sind. Man könnte vielleicht auch fragen, ob die militärische Besetzung des Ruhrgebiets nicht unter die Bestimmung der Encyclica fällt.

Wie dem auch sei: mit jener einfachen Formel würde der Papst ein für alle Mal die Frage entschieden haben, über die man sich bisher nie hat einigen können — nämlich, was ein „Angriffskrieg" ist.

Bis jetzt behauptete jede kriegführende Regierung, sie erkläre den Krieg, weil sie der angegriffene Teil sei, und jeder Bürger, der hinauszog, tat es in der Ueberzeugung, Weib und Kind, Haus und Hof vor dem Angreifer zu schützen, das Territorium seines Landes zu verteidigen. So war es bisher in jedem modernen Krieg; in alter Zeit gab man sich nicht die Mühe, so viel Hypokrisie zu verwenden. Beim Weltkrieg haben wir erlebt, wie auf beiden Seiten diese Theorie aufrecht zu halten versucht wurde, mit dem einzigen Unterschied, daß die französische Diplomatie wenigstens so schlau war, ihre Armee von einem aggressiven Vorgehen zurückzuhalten, bis das deutsche Heer ihre

oder die belgische Grenze überschritten hatte. Ihre Berechnung, daß der deutsche Generalstab nicht die Geduld haben werde, den Angriff abzuwarten, stellte sich, leider, als richtig heraus, und die französische Regierung hat dadurch, der Welt und dem eignen Volk gegenüber, den riesigen moralischen Vorteil gehabt, als der überfallene und angegriffene Teil zu gelten. Ein Vorteil, der nicht zu unterschätzen war, wie die Folgen gezeigt haben, die heute dem Blindesten klar sein müssen. Hätte damals der Kaiser als oberster Kriegsherr seiner Armee den Befehl gegeben, diesseits der Grenze Halt zu machen und abzuwarten, bis die Franzosen zum Angriff übergehen würden: so wäre freilich, verfahren wie die Dinge durch die Diplomaten nun einmal schon waren, der Krieg wohl kaum mehr vermieden worden — aber wir hätten wenigstens den moralischen Vorteil gehabt, nicht als der „envahisseur du territoire“, der Eindringling, dazustehen. Frankreich wäre dann gezwungen gewesen, gemäß seinen Verpflichtungen gegen den russischen Verbündeten, selbst die deutsche Grenze zu überschreiten und uns anzugreifen in dem Moment, wo von der deutschen Armee die russische Grenze überschritten wurde. Welche Folgen das gehabt hätte, ist leicht einzusehen. Das französische Volk wäre mit weniger Bereitwilligkeit dem Ruf zu den Fahnen gefolgt; denn es ist etwas ganz andres, Weib und Kind zu verlassen, um zur Verteidigung seines bedrohten Landes gegen einen Eindringling ins Feld zu ziehen, als sein Leben zu riskieren, nur weil die Regierung ein Bündnis einzugehen so unvorsichtig war, das sie verpflichtete, sich in eine Streiterei zu mischen zwischen einem Balkanstaat und der Habsburger Monarchie wegen der Ermordung eines oesterreichischen Erzherzogs. Selbst die Aussicht, Elsaß-Lothringen wiederzuerobern, hätte nicht genügt, um die allgemeine Begeisterung zu entflammen, denn tatsächlich war im Lauf der Jahre den meisten Durchschnittsfranzosen Elsaß-Lothringen gleichgültig geworden, jedenfalls so weit, daß wohl wenige Lust gehabt hätten, der Elsässer und Lothringer wegen ihre Knochen aufs Spiel zu setzen. Man muß in Paris gewesen sein, als die Mobilisierung begann, und damals durch Frankreich gefahren sein und den traurigen, finstern, unzufriedenen Ausdruck auf den Gesichtern der Einberufenen gesehen, man muß mit einzelnen von ihnen gesprochen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, wie wenig Kriegsbegeisterung Anfang August in den französischen Massen zu spüren war — ganz im Gegensatz zu der Stimmung bei uns. Erst nach dem deutschen Einfall in Belgien und der Ueberschreitung der lothringer Grenze durch die deutschen Truppen änderte sich die Stimmung auch in Frankreich. Jedenfalls konnte die Propaganda der Gegner während des ganzen Krieges darauf zurückgreifen, daß das schwache Frankreich von dem übermächtigen Sechzigmillionenvolk der Deutschen überfallen worden sei; und das hat ihnen — allerdings neben dem ungeschickten diplomatischen Vorgehen der deutschen Regierung — allerdings erleichtert, immer neue Alliierte zu finden. Das Alles war schon damals vorauszusehen. Aber in Berlin wußte mans besser. Da hieß es bei jeder neuen Kriegserklärung an Deutschland: „Umso besser.

Je mehr Feinde, je mehr Ehre!" Die inspirierten Zeitungen — und welche Zeitung war damals nicht inspiriert! — predigten dem deutschen Spießer, er habe sich bei jeder neuen Kriegserklärung zu freuen; manche sprachen sogar die Hoffnung aus, auch Holland und Dänemark werde noch zum „Feindbund" treten. Im übrigen hieß es: Gott strafe England! All das betete der Spießer gehorsam nach. Als schließlich Amerika in den Krieg eintrat, da lachte man im deutschen Hauptquartier, gradeso wie man von der verächtlichen englischen Armee gesprochen hatte, und erklärte, daß die Amerikaner gar nicht imstande sein würden, eine größere Truppenmenge über den Ozean zu bringen. Als dann gemeldet wurde, Amerika habe viele Tausende Flugzeuge herübergeschickt, da lachten die weisen Herren der Obersten Heeresleitung erst recht, und der Oberst Bauer soll auf den Tisch geschlagen und ausgerufen haben: „Bluff, nichts als Bluff!" Das deutsche Volk aber tröstete man damit, daß die Amerikaner mit ihrem vielen Gelde zwar Manches vermöchten, aber Eins uns nie würden nachmachen können: den preußischen Leutnant. Und dabei beruhigte man sich. Nun, dieses Unikum war allerdings unnachahmlich; aber dafür hatten die Amerikaner Ingenieure und andre gebildete Menschen genug, die grade für den modernen Maschinenkrieg beträchtlich wertvoller waren als der berühmte preußische Leutnant, und außerdem stellte sich, ebenso wie in England, bald heraus, daß wenige Wochen genügten, um einen gesunden und normalen jungen Mann für den modernen Krieg auszubilden, und daß die alten Drillmethoden sich überlebt hatten. Bei Jena soll man anno 1806 eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht haben.

Um aber auf die Nachricht des ‚New Leader' zurückzukommen: es wäre das erste Mal, daß ein universelles moralisches Gesetz sich gegen die Forderung des nationalen Staates auf unbedingten Gehorsam wenden würde. Seit dem Mittelalter hat kein Papst dergleichen gewagt. Die Frage wird sein, ob die moralische Macht des Oberhauptes der katholischen Kirche noch groß genug ist, um ein solches Gesetz wirksam zu machen. Die Erfahrungen des letzten Krieges scheinen zunächst das Gegenteil zu beweisen. In allen kriegführenden Staaten hat sich die katholische Geistlichkeit ohne Zögern auf die Seite des nationalen Staates gestellt, und teilweise gehörte sie und ihre Presse zu den schlimmsten Chauvinisten. Selbst in dem wohldisziplinierten Jesuitenorden sollen die nationalen Gegensätze so groß gewesen sein, daß der General des Ordens darauf Rücksicht nehmen mußte. Aber man darf nicht vergessen, daß der Papst, wenigstens ist nichts darüber bekannt geworden, keinen ernstlichen Versuch gemacht hat, den Krieg zu verhindern. Wenn man dem sogenannten Ritter-Telegramm glauben wollte, dessen Text bei der Fechenbach-Interpellation wieder in der Oeffentlichkeit zitiert wurde, dann hätte die Kurie sogar zum Kriege gehetzt. Aber das klingt selbst für Den, der diplomatischen und vatikan-offiziösen Dementis gegenüber noch so skeptisch ist, gar zu unwahrscheinlich, denn auch wenn die Kurie, was übrigens sehr zweifelhaft ist, an einer kriegerischen Verwicklung ein egoistisches Interesse

gehabt haben sollte, ist ja doch kaum glaublich, daß ein so vorsichtiger Diplomat wie ein Kardinal-Staatssekretär so unvorsichtig gewesen sein sollte, dem so plump Ausdruck zu geben, wie ihm die Depesche in den Mund legt. Man wird daher vielleicht richtiger vermuten, daß der Inhalt der Depesche der Phantasie des bereits von der Kriegspsychose erfaßten bayrischen Diplomaten entstammt, oder daß er damit bestellte Arbeit, und zwar von Berlin bestellte Arbeit, geliefert hat — was für Den, der die Zustände im berliner Auswärtigen Amt gekannt hat, keineswegs unmöglich erscheint. Daß der Gesandte so unfähig gewesen sein sollte, den Kardinal mißzuverstehen und seine Aeußerung falsch wiederzugeben — das freilich anzunehmen, hieße nicht grade: ihm schmeicheln.

Dem ‚New Leader' zufolge soll jene Encyclica erst in zwei Jahren erscheinen. Sie könnte jedenfalls ein Ereignis von großer Tragweite sein. Bis jetzt besteht zwar auch in katholischen Kreisen eine Friedensbewegung, aber doch nur in einer verhältnismäßig sehr kleinen Minderheit. In Frankreich wirkt der mutige Deputierte Marc Sanguier mit einigen Andern, in Deutschland der Prinz Max von Sachsen, der katholischer Priester ist, eifrig im pazifistischen Sinne. Aber es wäre doch von einer ganz andern Bedeutung, wenn das Haupt der gesamten katholischen Christenheit in der Welt sich zu einer solchen Tat entschlösse. Sie brauchte nur Erfolg zu haben, um ihm einen unvergänglichen Ehrenplatz in der Geschichte der menschlichen Zivilisation zu sichern.

Möge das Gerücht sich bestätigen!

Was ist einwandfrei? von Tyrus

Einwandfrei ist, daß das ganze große Heer der Beamten seine Gehälter vierteljahrsweise vorausgezahlt bekommt, damit zunächst einmal die in der Hauptstadt vorhandenen Lebensmittel aufkauft und mit dem Rest spekuliert, während die „Angestellten" ihre im allgemeinen etwas bescheidenern Gehälter monatlich postnumerando, also in recht stark entwertetem Zustande ausgehändigt bekommen. Auch daß Attachés, die ja als diplomatische Lehrlinge gelten und früher nur eine Art Taschengeld bekamen, jetzt recht ordentlich mit Millionen besoldet werden, ist natürlich ganz richtig — wenigstens nach der Ansicht der Attachés.

Einwandfrei ist, daß alle Stellen, welche der Reichstag nicht ausdrücklich gestrichen hat, besetzt werden, mag diese Besetzung nun notwendig und zweckentsprechend sein oder nicht. Wenn nämlich irgendeine überflüssige Stelle in einem entlegenen kleinen Konsulat eine Zeitlang unbesetzt bleibt, so besteht die Gefahr, daß sie „eingeht". Das wäre für das Reich eine Ersparnis, aber für die Beamtenschaft eine Katastrophe, denn es vermindert die Chancen der Beförderung und dient womöglich als Präzedenzfall. Deshalb muß unter allen Umständen alles besetzt werden und bleiben.

Einwandfrei ist, daß bei solcher Stellenbesetzung derjenige Kandidat das Rennen macht, den die herrschende Gilde nach bestem Wissen und Gewissen für den geeignetsten hält. Die Beurteilung ist immer

subjektiv. Nichts als ein Zufall natürlich ist es, daß grade in den letzten Wochen und Monaten immer die besten Stellen mit Hochadel und Bonner Borussen besetzt wurden. Diese waren eben die geeignetsten, denn die junge Republik hat nicht rechtzeitig für diplomatischen Nachwuchs sorgen können. So kam Graf Zech nach Helsingfors, Graf Welzek nach Budapest, Herr von Bassewitz nach Kopenhagen, Graf Spee nach Rio de Janeiro. Früher war für solche Auslese der Tüchtigsten noch ein Argument, daß die Kandidaten reich oder wenigstens wohlhabend sein mußten; denn das Deutsche Reich (als es noch groß und mächtig war) konnte seine Auslandsbeamten nicht so bezahlen, daß sie ohne eigne Mittel draußen in der Lage waren, anständig aufzutreten. Heute ist das anders. Die Republik bezahlt ihre Auslandsbeamten nicht etwa — wie den Reichskanzler und noch bescheidenere Staatsdiener daheim — in lumpigen Papiermark. Nein: alle unsre Auslandsbeamten und Angestellten der hochvalutarischen Länder werden in der Landeswährung, also in Pfunden, Dollars, Franken bezahlt. In den Ländern mit geringerer Valuta beziehen sie „Gold". In Oesterreich, zum Beispiel, bezieht der ganze Stab vom Missionschef bis zum subalternsten Beamten herunter Goldkronen, und zwar ohne „Entbehrungsquote". Dies geschieht nicht etwa seit dem letzten schrecklichen Marksturz, sondern schon viel länger. Es steht dem Auswärtigen Amt frei, durch Veröffentlichung der Bezüge — nicht etwa der etatsmäßigen Gehälter — uns eines bessern zu belehren. Die Milliarden, die das bankerotte Reich bezahlen muß, wenn Umzugsgut von Auslandsbeamten über die Meere geschleppt wird — und man ist dabei wirklich nicht schüchtern — sollen hier gar nicht aufgeführt werden. Sie sind Tropfen im Ozean der Ruhrkriegsausgaben.

Einwandfrei ist, daß in . . . zig Ausfuhrämtern die Allzuvielen an den Bleistiften kauen und überlegen, ob sie eine als Propagandabroschüre gedruckte vier Wochen alte Kanzlerrede mit dem Ausfuhrstempel versehen oder im Lande zurückbehalten sollen. Auch die Tätigkeit der ‚Reichszentrale für Heimatdienst', die solche schönen Literaturerzeugnisse druckt, ist natürlich einwandfrei, obwohl Herr Scheidemann kürzlich von ihr gesagt hat, daß sie sehr viel Ueberflüssiges verbreitet. Aber Herr Scheidemann weiß wohl nicht, daß die Organisation ein Kuratorium von Staatsmännern hat, und daß ihr neuerdings auch Herr Fritz Ebert junior angehört.

Dies Alles und noch viel mehr der Art geschieht dem deutschen Volke zum Heil unter der vielgepriesenen Regierung Cuno. Es geschieht unter den Augen des Herrn Sämisch, des Sparkommissars. Jawohl, Herr Sämisch lebt noch. Er ist weder ermordet noch pensioniert; aber er ermordet und pensioniert selbst auch Keinen. Er ist still und zahm geworden, und wenn er sich einmal dazu aufrafft, wirklich Einblick in die Geschäfte irgendeiner Abteilung zu verlangen, so setzt auch das Niemand in Verlegenheit. Wo viele routinierte Beamte sitzen, kann jederzeit auf den Kopf gedrückt und „Betrieb gemacht" werden, um den Bönhasen, die Herr Sämisch als Mordkommission mit sich führt, Sand in die Augen zu streuen. Gegen diese Nebelwand stößt auch der geschickteste Fechter vergebens. Dieses Nest auszuräuchern, genügt nicht einmal der in Aussicht gestellte „Evaporator" (System Litwin) — denn Alles ist immer einwandfrei.

Vom Kaiserheer zur Reichswehr und zurück

von Leonhardt Germann

Die mannigfachen Zusammenhänge zwischen Reichswehr und republikfeindlichen Organisationen lenken in immer kürzer werdenden Abständen die Blicke auf jene hunderttausend Mann, die unsre „Wehrmacht" bilden. Immer wieder dürfen Hohenzollernsprossen mitsamt den Generälen der Kaiserzeit Huldigungen derselben Truppen entgegennehmen, die uns im Ernstfall gegen die Wiederkehr eben dieser Hohenzollern und das Säbelregiment ihrer Militärs schützen sollen. Immer wieder werden die Soldaten ermahnt, die Traditionen des kaiserlichen Heeres, auf die ihr Waffenstolz sich gründet, hochzuhalten — begeisterte Worte über die schöne Aufgabe, die junge deutsche Republik gegen ihre Widersacher zu verteidigen, hat man aus keines Reichswehrangehörigen Munde je vernommen.

Wie ist das möglich? Der Durchschnittsrepublikaner liest kopfschüttelnd von Geburtstagsfeiern, an denen nicht nur der Herrn Cuno unbekannte Bandenführer Roßbach, sondern auch Reichswehrangehörige auf Befehl ihrer Offiziere teilgenommen haben, von Paraden vor seiner vorbestraften Hoheit Prinz Eitel Friedrich oder dem immer noch ungekrönten König von Bayern, von Unterrichtstunden, die Reichswehroffiziere den nationalsozialistischen Sturmtruppen erteilen, um so die „Abrechnung mit den Novemberverbrechern" beschleunigt herbeizuführen, von Verprügelungen mutiger Zivilisten, die abgelehnt haben, als Fahrgäste eines Schnellzugs die Befehle angetrunkener Reichswehrsoldaten zu befolgen — liest dies Alles kopfschüttelnd und fragt sich: Wie ist das möglich? Schon die Frage beweist, daß wir in vier bis fünf Jahren voll ziemlich gewaltiger Geschehnisse nur allzu schnell vergessen haben, wie die Truppe entstanden ist, der man den Schutz der Republik anvertraut hat.

Immer wieder muß daher auf das (vor langer Zeit schon erschienene und doch höchst aktuelle) Buch des Freicorpsführers General Maerker: ‚Vom Kaiserheer zur Reichswehr' hingewiesen werden. Wer es gelesen hat, wird künftig die Schuld an den Zuständen in der Wehrmacht bei Denen suchen, die diese Truppe aus losen, jederzeit auflösbaren Freiwilligenverbänden zusammenschweißten und sie mit der Fortführung der Traditionen des kaiserlichen Heeres beauftragten. „Ich habe 3 Kaisern 34 Jahre lang treu gedient. Ich habe in 5 Kriegen und 3 Weltteilen für sie gekämpft und geblutet. Gefühle, die man 34 Jahre lang betätigt hat, die wirft man nicht fort, wie man ein altes schmutziges Hemd fortwirft. Man würde ein elender, verächtlicher Lump sein, wenn man das täte! Ich liebe und verehre Wilhelm II. noch ebenso wie vor 34 Jahren, als ich ihm die Treue schwor", sagte General Maerker in einer Ansprache an die Truppen, die später den Grundstock der 16. Reichswehrbrigade bildeten. Seine Ueberzeugungstreue ehrt ihn — nur hätte er fortfahren sollen: „Darum ist mir nicht möglich, einer Regierung von Leuten zu dienen, die mein Kaiser als ‚vaterlandslose Gesellen' und als ‚eine Rotte von Menschen nicht wert den Namen Deutsche zu tragen'

bezeichnet hat.“ Das aber sagte er nicht, sondern wurde zunächst Organisator jener Regierungstruppen, die anno 1919 in Mitteldeutschland von Ort zu Ort zogen, um die mehr oder minder gefährdete Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und schließlich der eigentliche Schöpfer der Reichswehr, deren Gestaltung, wie er ausdrücklich bemerkt, nach dem „Grundlegenden Befehl für das freiwillige Landesjägercorps“ erfolgte.

„Im nächsten Jahrzehnt wird es die fast ausschließliche Aufgabe der Reichswehr sein, die Ruhe und Ordnung im Innern zu stützen“, sagt General Maerker. „Volkreiche Städte mit einer politisch unruhigen Bevölkerung sind als Standorte der Reichswehr wenig geeignet. Die müssen daher in politisch ruhigen Gegenden ausgesucht werden. Diese Forderung ist umso wichtiger, als die Berufstruppe fortan naturgemäß mit der Garnisonbevölkerung eng verwachsen wird, allein durch die zahlreichen Heiraten. Aus allen diesen Gründen ist es zweckmäßig, Orte mit zahlreicher und radikal gesinnter Bevölkerung als Truppenstandorte auszuscheiden, sie aber mit einem Kranze kleiner Garnisonen so zu umgeben, daß sie im Falle eines Eisenbahnerstreiks auch mit Fußmarsch in kurzer Zeit herangeführt werden können.“ Also etwa: Die Belagerung von Hamburg. Oder von Halle. Oder von Chemnitz. Wenn jede Industriestadt auf diese Weise von „einem Kranze kleiner Garnisonen“ umzingelt ist, dann wird der Reichsverband der Industrie und Alles, was rechts von ihm steht, aufatmen.

Aus dem Buch des Generals Maerker geht klar und deutlich hervor, daß die Möglichkeit einer Verwendung der Reichswehr gegen die Kreise, die dem alten wie dem neuen Heer das Offiziercorps stellten, von vorn herein nicht erwogen worden ist. Sonst könnte die Rangliste der Reichswehr nicht fast fünf Jahre nach der Revolution wieder all jene Namen aufweisen, deren Verbindung mit dem alten Heer genügen müßte, um ihre Träger in der Wehrmacht der Republik unmöglich zu machen.

Und die Mannschaften? Gesinnungsschnüffelei ist nicht vonnöten. Ein Teil mag — Lötzen und die oft ans Ohr sozialistischer Redakteure dringenden Hilferufe beweisens — Anhänger der Republik sein. Der Bauernsohn scheint aber im Heer zu überwiegen — die politisch aufgeklärte Großstadtjugend fehlt fast ganz. Und vor allem: Manneszucht und blinder Gehorsam gegen den Vorgesetzten sind, immer wieder wirds verkündet, auch des neuen Heeres Haupttugenden. Nicht auf die Mannschaften also: auf den Offizier kommts an!

Der aber bekennt sich, wie Maerkers Beispiel zeigt, vor versammelter Mannschaft stolz zur Monarchie, schwört mit der erhobenen Rechten auf Wilhelm den Zweiten, indes die Linke den Haufen klebriger Kassenscheine einstreicht, den die Republik ihm für diese seine Tätigkeit zahlt. Und konspiriert insgeheim mit den Feinden dieser Republik. Und kommandiert die Ehrenkompagnie beim Besuch des Reichspräsidenten. Und die Traditionskompagnie beim Besuch des eitlen Fritzen. Und — und . . .

Ich verlange ein Gesetz zum Schutz der Republik vor ihren Beschützern.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

XXVI.

Robert Bosch

Solange das großkapitalistische Unternehmertum besteht, hat es nicht nur Charaktere und Typen ausgeprägt, die dem Unternehmergedanken und dem Unternehmerprofit — beides ist nicht immer das Selbe — dadurch am besten zu dienen glaubten, daß sie die Rechte und Ansprüche der Arbeiter so stark wie möglich niederdrückten und sozusagen die Gegenpartei des Klassenkampfes in voller Reinkultur repräsentierten. Diesen einseitigen Repräsentanten des Unternehmertums, die in dem Arbeiter merkantilistisch betrachtet eine Sache, eine Ware, einen „Produktionskostenteil", sozialpolitisch betrachtet „den" Feind sahen; deren Politik darauf hinging, den Preis dieses Produktionskostenteils wie den jedes andern so niedrig wie möglich zu halten; deren Arbeiterpsychologie sich in der These erschöpfte, daß die Bewilligung von Forderungen, die Gewährung von Rechten den Arbeiter nicht zufriedener, sondern nur begieriger nach neuen Forderungen und Rechten machen: der erdrückenden Mehrzahl dieser „echten" Unternehmertypen standen schon von jeher andre — vereinzelte — gegenüber, welche die soziale Kluft wenn auch nicht aus der Welt zu schaffen, so doch überbrücken zu können meinten. Nicht von den Schwärmern, Sozialkritikern und Gesellschaftsutopisten unter den Industriellen soll hier gesprochen werden, die, wie der herrlich-kindliche Robert Owen, in ihrem sozialoekonomischen Gedankengang dahin kamen, den Boden der Privatunternehmung überhaupt zu verlassen, um schließlich auf dem Boden des grundsätzlichen Sozialismus zu enden. Von solchen Unternehmerpersönlichkeiten vielmehr ist die Rede, die nicht das oekonomische System überhaupt, sondern die Privatunternehmung, an der sie grundsätzlich festhielten, umgestalten und reformieren wollten. Die Schwarmgeister haben mit ihren Musterexperimenten meistens in der Praxis Schiffbruch erlitten, die realpolitischen Reformer haben in vielen Fällen ihre Geschäfte und die Entwicklungskraft ihrer Unternehmungen nicht beeinträchtigt, sondern keine geringern privatwirtschaftlichen Erfolge erzielt als die einseitigen Unternehmernaturen. Im Gegenteil sind von solchen Unternehmungen oft Höhepunkte technisch-qualitativer Durchbildung ihrer Produkte erreicht worden, die nicht nur auf das Konto einer mustergültigen Leitung, sondern auch auf das einer mustergültigen Arbeiterschaft gesetzt werden müssen.

In Deutschland sind am bekanntesten von solchen sozialpolitischen Reformatoren der kapitalistischen Unternehmung geworden: Ernst Abbe, dem das Wunder (vielleicht die Ausnahme) einer industriellen Hochzüchtung nur durch die Leidenschaft zur Sache, unter völliger Ausschaltung des angeblich für den privatwirtschaftlichen Erfolg unentbehrlichen persönlichen Gewinntriebs gelungen ist; Heinrich Freese, der über die auf große Betriebe nur schwer übertragbaren Neuerungen in seinem kleinen

Unternehmen ein vielgelesenes Büchlein mit dem wirkungsvollen Titel: ‚Die konstitutionelle Fabrik' geschrieben hat; schließlich Robert Bosch, der Vorkämpfer des Achtstundentages, dessen sozialpolitische Arbeit wohl deswegen die bedeutungsvollste ist, weil sie nicht von irgendwelchen Ausnahmeverhältnissen ausgegangen und zu einer vielleicht interessanten, aber doch nicht verallgemeinerungsfähigen Sonderlösung gelangt ist, sondern Grundsätzliches und Unwiderlegliches für die typische industrielle Großunternehmung überhaupt aussagen kann.

Robert Bosch hat deswegen die Bedürfnisse des Arbeiters besser als andre humane oder sich human fühlende Arbeitgeber verstanden, weil er selbst aus der Arbeiterschule — wenn auch nicht aus dem Proletariat — hervorgegangen ist und — im Gegensatz zu manchen andern Emporgekommenen — auch in den Zeiten seiner wirtschaftlichen Größe und seines persönlichen Reichtums nie vergessen hat, wie dem Arbeiter zu Mute ist, wessen er bedarf, und worunter er leidet. Robert Bosch entstammte einer alten württembergischen Bauernfamilie, in der behäbiger Wohlstand, aber weder Bauernstolz noch enge Bauerngesinnung herrschten. Der Vater, Herr einer großen Bauernwirtschaft (er unterhielt nach den Lebenserinnerungen Robert Boschs, veröffentlicht in der Werkszeitung: ‚Der Bosch-Zünder' vom 23. September 1921, 25 Stück Großvieh und 6 bis 8 Pferde), war Freimaurer und ein aufrecht-demokratischer Mann, von dem der Sohn sagt, daß er weit über seinen Stand gebildet gewesen sei und eine Bibliothek sämtlicher deutscher Klassiker nicht allein im Schrank, sondern auch im Kopf gehabt habe. Aber nicht nur in seiner politischen Gesinnung, sondern auch — und das ist oft schwieriger — in seiner Familie dachte und handelte der Vater wirklich liberal. Seinen Söhnen, von denen nicht ein einziger Neigung zum Bauernberuf empfand, legte er keine Hindernisse in den Weg, als sie sich kaufmännischen und technischen Berufen zuwandten. Es mag ihm nicht leicht geworden sein, den altererbten Landbesitz in fremde Hände zu geben; aber er tat es, als er selbst das Anwesen nicht mehr versehen konnte, ohne Bedenken und ohne den Versuch, seine Söhne zu überreden oder zu vergewaltigen, weil er das Selbstbestimmungsrecht der Persönlichkeit auch bei seinen Kindern respektierte. Robert, einer der jüngern, wurde auf Vorschlag des Vaters Feinmechaniker.

Nach einer dreijährigen Lehrzeit arbeitete er in den verschiedensten Betrieben und Ländern. Er arbeitete bei Johann Siegmund Schuckert in Nürnberg, gleichfalls einem „unstudierten“ Mechaniker, dessen Stern am Anfang der achtziger Jahre in der Hochkonjunktur der elektrischen Industrie so glänzend aufstieg (und zwanzig Jahre später während der großen Krise derselben Industrie in der größern Sonne der Siemens-Gesellschaft unterging). In Amerika arbeitete Bosch im Betrieb Siegmund Bergmanns (der später nach seiner Rückkehr in Deutschland die Bergmann-Elektrizitätswerke gründete), dann bei den Edison Maschine Works; in England war er eine Zeitlang bei Siemens Brothers, der bekannten Bruderfirma von Siemens & Halske, tätig, sodaß er zu fast allen bedeutenden Namen der deutschen Elektrizitäts-

industrie in Beziehungen trat. Im November 1886 machte sich Robert Bosch selbständig. Er fing mit einem Betriebskapital von 10 000 Mark ganz klein an, und zwar in ähnlicher Weise, wie damals alle elektrotechnischen Werkstätten ins Leben traten. Die feinmechanische Werkstätte, die er in Stuttgart begründete, war zunächst Installations- und Handelsgeschäft (Bosch beschäftigte sich mit der Anlage von Haustelegraphen und dem Handel mit elektromedizinischen Apparaten) weit mehr als Fabrikationsunternehmen. Eher durch Zufall als nach planmäßiger Absicht kam er später an die Herstellung von Magnetapparaten für die Zündung von Motoren, die zehn Jahre lang nur recht mäßigen Absatz fanden. Bosch selbst berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß er anfangs noch keineswegs ahnte, welche Bedeutung die Zündapparate-Herstellung als Spezialität später für seine Firma erlangen sollte. Diese Bedeutung trat erst zutage mit der gewaltig zunehmenden Entwicklung des Automobilismus, die für den weltberühmt gewordenen Bosch-Zünder die Bahn der Entwicklung ebnete. Aber wenn dieser Bosch-Zünder nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland eine fast monopolistische, jedenfalls eine qualitativ überragende Stellung erlangte, so ist dieser Erfolg auf das Konto nicht einer günstigen Zeitentwicklung, sondern einer technisch und industriell schöpferischen persönlichen Leistung zu setzen. In fast allen großen Produktionsländern für Automobile, in England, Frankreich, Belgien, den Vereinigten Staaten, errichtete die Firma Bosch Zweigniederlassungen und Zweigfabriken; andre verwandte Produkte, wie Licht- und Anlasser-Anlagen für Kraftfahrzeuge, Werkzeuge für Automobilzwecke wurden in das Fabrikationsprogramm aufgenommen, und ein großes Metallwerk als Unterstufe für die Fertigfabrikation errichtet. Die Weltbedeutung der Firma Bosch und zugleich die schwierige Lage, in die sie zunächst durch den Weltkrieg versetzt wurde, tritt darin zutage, daß vor Kriegsausbruch nicht weniger als 82 Prozent der Fabrikate des Unternehmens ins Ausland gingen, das sich erst durch mühevolle technische Improvisationen im Kriege aus dieser Abhängigkeit von der deutschen Firma befreien mußte — aber trotz Benutzung Boschscher Konstruktionsmodelle doch nur unvollkommen von ihr befreien konnte. Und die einzigartige Qualität der Bosch-Fabrikate wird dadurch illustriert, daß bereits in den ersten Jahren nach Beendigung des Krieges der internationale Absatz wiederhergestellt war. Zu den deutschen Erzeugnissen, die das feindliche Ausland in den Kriegsjahren am schmerzlichsten vermißt hatte, und die es sich — trotzdem inzwischen in fast allen Ländern Ersatzfabriken ins Leben gerufen worden waren — am schnellsten wieder holte, gehörte neben den deutschen Anilinfarben der Bosch-Zünder. Zwei Boschs, Robert, der Onkel, der Zünder- und Metall-Spezialist, und sein Neffe, Professor Dr. Karl Bosch, Generaldirektor der Badischen Anilin- und Sodafabrik, sind somit nach dem Kriege zu Repräsentanten derjenigen deutschen Industriekraft geworden, die allein durch das Schwergewicht ihrer besondern Leistungen, und ohne der — auf die Dauer schwächenden — Krücke des Valutadumpings zu bedürfen, den Ruf und

die Unentbehrlichkeit deutscher Erzeugnisse auf dem Weltmarkt von neuem erwiesen haben.

Industriepolitisch betrachtet gehört Robert Bosch zu jenen Unternehmern, die weitab von den in Deutschland vor und besonders nach dem Kriege vorherrschend gewordenen Methoden der Konzentration, Integration und Expansion, weitab von allen modernen Vertrustungs-, Gruppierungs- und Finanzierungskünsten eine Spezialfabrikation mit allen Mitteln solider Produktionstechnik und intensivierender Verfeinerungsarbeit hochgebracht und auf der Höhe erhalten haben. Diese industrielle Methode, die nicht durch besonders billige Erzeugung des Normalen, sondern durch überlegene Erzeugung des Besondern und Außergewöhnlichen den Vorrang vor der Masse der Konkurrenz zu erreichen und zu behaupten sucht, wird sicherlich Bestand haben, auch wenn die deutsche Industrie aus den Schwingen (oder Banden?) der krankhaften Inflationskonjunktur einmal gelöst und genötigt sein wird, unter normalen wirtschaftlichen Bedingungen ihre Rechnung zu finden. Die Zukunft der gemischten, konzentrierten Universalbetriebe mit ihrem großen Apparat, dessen Produktionskostenschwere heute im Inflationswasser künstlich erleichtert ist, dessen faux frais heute im Zeichen der künstlich gedrückten Löhne, Kapital- und Kreditkosten nicht mit ihrem ganzen Gewicht in die Erscheinung treten, kann nicht in derselben Weise als gesichert gelten.

Aber Person und Leistung Robert Boschs erschöpfen sich nicht im Rein-Industriepolitischen, worin Bosch zwar keine absolute Ausnahmeerscheinung, aber doch so etwas wie einen Gegentypus gegen den land- und zeitläufigen Typus des deutschen Unternehmers bildet. Es ist gewiß nicht wenig, daß Einer ein Industrieller ist, der sich nicht in das Finanzielle flüchtet, sobald er im Industriellen nicht weiterkommt. Der im Gegenteil nicht eher ruht, als bis er im Industriellen weiterkommt, der ablehnt, Mängel, auf die er im eignen Betriebe stößt, dadurch zu beseitigen oder vielleicht nur zu verschleiern, daß er sich andre „ergänzende“, aber in Wirklichkeit oft nur in einer andern Art mangelhafte Betriebe angliedert (ähnlich wie die politischen Imperialisten, die über die Schwächen ihrer Innenpolitik durch auswärtige Eroberungen hinwegzukommen suchen). Das ist gewiß nicht wenig, aber dennoch erschöpft es die Eigenart und Bedeutung Robert Boschs keineswegs. Spezialisten der industriellen Technik gibt es neben ihm in Deutschland noch eine ganze Reihe, wenn auch nur wenige so zielbewußte und so erfolgreiche.

Worin er aber fast allein dasteht, als eine gloriose Ausnahmeerscheinung, nicht nur als ein Gegentypus gegen den zeit- und landläufigen Unternehmer: das ist die Einstellung zu den sozialpolitischen Fragen, die derjenigen der meisten „echten“ Unternehmer so diametral entgegengesetzt ist, daß sie ihm in Kollegenkreisen den Spitznamen des „roten“ Bosch eingetragen hat. Es ist heute in den deutschen Unternehmerkreisen bequeme Mode geworden, die Schuld an der Unterproduktion, die notorisch bei uns — wie übrigens auch anderswo in der Welt — besteht, allein oder doch in der Hauptsache auf die verkürzte Ar-

beitszeit zurückzuführen. Mehr, das heißt: länger arbeiten, und womöglich für denselben gegenüber dem Frieden absolut und relativ verringerten Reallohn: das ist doch der ewige Refrain gewisser Unternehmerforderungen, und zwar grade der Forderungen solcher Unternehmer, die noch niemals die volkswirtschaftliche Gegenverpflichtung zu übernehmen bereit waren: den durch solche Mehrarbeit angeblich zu erzielenden realen und finanziellen Mehrertrag der Produktion auch der Allgemeinheit oder dem sie repräsentierenden Staat zur Erfüllung seiner Reparationsverpflichtungen sicherzustellen und damit das Ihrige zur Ueberwindung der jetzigen, alle Produktions-, Arbeits- und Konsumverhältnisse zerrüttenden Krisis beizusteuern. Die Frage der Arbeitszeit und ihrer Einwirkungen auf die Produktion ist selbst für normale Verhältnisse noch ziemlich ungeklärt. Und ganz besonders für die jetzigen undurchsichtigen Wirtschaftsverhältnisse fehlt es — so seltsam das auch klingen mag — an jeder exakten Feststellung, ja sogar Untersuchung, in welcher Weise und in welchem Umfang die Mindestleistungen der Arbeiterschaft, und in welcher Weise Minderleistungen oder Organisationsfehler auf Seiten der Unternehmer zu dem unbefriedigenden Produktionsresultat beitragen. Robert Bosch gehört zu den wenigen Unternehmern, die an diese Frage mit objektiver Gesinnung und ohne Voreingenommenheit herangetreten sind. Er, der in seinen Werken bereits seit dem Jahre 1904 die achtstündige Arbeitszeit, die Tarifverträge und paritätischen Verhandlungen mit den Arbeitergewerkschaften eingeführt und nicht etwa als Philanthrop, sondern als Unternehmer die besten Erfahrungen mit allen diesen Neuerungen gemacht hatte — er hat über die Arbeitszeit diese Sätze (im Bosch-Zünder vom 30. Januar 1921) geschrieben:

> Für rein körperliche Arbeitsleistungen ist somit die kürzere Arbeitszeit vorteilhafter, und wenn man, was möglich und beweisbar ist, in dieser kürzern Zeit dieselbe Warenmenge wie vorher bei längerer Arbeitsdauer erzeugen kann, so ist die kürzere Arbeitszeit auch aus Sparsamkeitsgründen vorzuziehen; denn die Betriebsunkosten eines Fabrikbetriebs nehmen mit der Verkürzung der Betriebszeit ab. Wo es gilt, Betriebsanlagen möglichst ausgiebig auszunutzen, wird man dies demnach nicht mit längerer Arbeitszeit, sondern durch Arbeiten in Schichten zu erreichen suchen . . . Die Erfahrung hat gezeigt, daß, zum Beispiel, in meinem Werk, das in Friedenszeiten jedes Jahr während einiger Monate ein oder zwei Stunden länger als acht Stunden, wie sonst Regel war, über Zeit arbeiten mußte, die erzeugte Gesamtwarenmenge bei der längern Arbeitsdauer im Anfang wohl stieg, mit der Zeit aber sogar unter die Leistung der Achtstunden-Arbeit herunterging und sich erst nach und nach wieder auf die Regelleistung der Achtstunden-Arbeit hob. . . . Nach dieser Erfahrung darf somit angenommen werden, daß der Durchschnittsmensch in etwa acht Stunden seine Tagesarbeit verrichten kann. Erfahrungen, die ich selber am Schraubstock machte, lehrten mich, daß ich in der längern Arbeitszeit des einen Tages nur Das mehr leistete, was ich am darauffolgenden Tag infolge Abgespanntheit weniger fertig brachte.

Auf Grund solcher Erwägungen und Erfahrungen kommt Robert Bosch zu der Auffassung, daß der Achtstundentag für

alle industriellen Betriebe volkswirtschaftlich nicht nur durchaus zulässig, sondern sogar wirtschaftlicher sei als die frühern Arbeitszeiten, allerdings unter einer sehr wichtigen Voraussetzung: „Dem Arbeiter müssen die besten heute möglichen technischen Einrichtungen zur Verfügung stehen, und der ganze Betrieb muß auch sonst neuzeitlich, nach gut durchdachten Grundsätzen organisiert und verwaltet sein." Daran aber fehlt es leider heute in sehr vielen, in der Zeit des bequemen Dumping-Wettbewerbs und der summarischen Dollarkalkulation verschlampten Betrieben in sehr bedauerlicher Weise. Inwieweit darauf die unbefriedigenden Produktionserträge zurückzuführen sind, bedarf zum mindesten einer ebenso exakten Untersuchung wie die Frage, welche Einwirkung die verkürzte Arbeitszeit, die von manchen Unternehmern als die einzige Ursache der Unterproduktion hingestellt wird, auf die Gestaltung des Produktionsprozesses gehabt hat. Wir haben in Deutschland seit mehreren Jahren einen aus Arbeitgebern, Arbeitnehmern und andern Wirtschaftskennern zusammengesetzten Reichswirtschaftsrat, der als fachliches und sachliches Gremium die politische Arbeit des Reichstags ergänzen soll. Dieser Reichswirtschaftsrat bekümmert sich um alles Mögliche und diskutiert, wie jedes andre Parlament, in der Weise, daß der Eine dies, der Andre das behauptet, ohne daß aus diesem Gegeneinander meist unbewiesener Parteibehauptungen eine tatsächliche Klärung sich ergeben kann. Wäre nicht auf dem Gebiet der Arbeits- und Produktionsverhältnisse eine wirkliche, mit den Mitteln exakter Feststellungen und Ermittelungen lösbare Aufgabe für den Reichswirtschaftsrat vorhanden, die ihn aus seiner unfruchtbaren und unwürdigen Stellung als „Auch- und Nebenparlament" zweiten Ranges herausheben und auf das Fundament einer wirtschaftspolitisch produktiven Tätigkeit stellen könnte?

Robert Bosch tritt für den achtstündigen Arbeitstag nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen ein — und diese müssen natürlich immer die ausschlaggebenden sein —, sondern er hält ihn auch aus Gründen der Sozialpolitik für notwendig und erwünscht. Weit entfernt von der psychologisch-verbohrten Argumentation mancher Arbeitgeber, die sich gegenüber den Forderungen der Arbeiterschaft auf Beibehaltung des Achtstundentags mit dem Eigenlob brüsten, daß sie nicht acht, sondern zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten (wobei niemals bedacht wird, daß die Arbeit des Betriebsleiters eine geistig anregende und oft fortreißende, die des Fabrikarbeiters eine mechanische, seelisch unbefriedigende und geistig abstumpfende ist) — davon weit entfernt erkennt Robert Bosch an, daß der Aufenthalt in einer Fabrik, selbst in einer gut eingerichteten, nicht immer ein Vergnügen ist. Denn allein die Anwesenheit im Arbeitsraum sei für den seine Arbeit im Stehen verrichtenden Mann eine gewisse Anstrengung, die sich mit der geistigen Arbeit des Betriebsleiters nicht vergleichen lasse. Auf der andern Seite erkennt Bosch sehr wohl, daß die mechanische Durchführung des Achtstundentages, den er für den Industriearbeiter ausnahmslos billigt, für alle Arbeitsverhältnisse weder wirtschaft-

lich zweckmäßig noch sozialpolitisch geboten sei. Da, wo es sich um bloße Arbeitspräsenz, um Saisonarbeit und dergleichen handelt, können und müssen andre Regelungen gefunden werden.

Außerordentlich charakteristisch ist die Stellung, die Robert Bosch in der Frage der privaten Wohlfahrtseinrichtungen einnimmt. Er, der als junger Mechaniker während seiner amerikanischen Zeit den Kameraden im Arbeiterverband den Selbsthilfe-Vorschlag gemacht hatte, jeder in Arbeit Stehende solle einen Teil seines Verdienstes regelmäßig an eine Kasse zur Unterstützung der Arbeitslosen abgeben, damit diese sich nicht zu niedrigern Löhnen anzubieten brauchten — dieser Robert Bosch war als Arbeitgeber ein grundsätzlicher Feind aller patriarchalischen Wolhfahrtspflege. Der demokratisch gerichtete Mann, der Freiheit des Denkens und Handelns als oberstes Gesetz der menschlichen Würde bereits im Vaterhause anerkannt und befolgt sah, war des Glaubens, daß jede patriarchalische Wohltätigkeit den Arbeitnehmer in seiner Freiheit und Freizügigkeit hemmen und an den Betrieb mit andern Gewichten als denen des reinen Arbeitsvertrages binden solle. Einen solchen Druck oder Zwang auszuüben, widerstand ihm umsomehr, als er dem Geist, in dem viele solcher sozialen Privateinrichtungen verwaltet wurden, nach seinen praktischen Erfahrungen das größte Mißtrauen entgegenbrachte. Er war der Ansicht, daß alle patriarchalischen Versorgungen außerhalb der eigentlichen Arbeit die gewünschte günstige Wirkung auf Leib und Seele des Arbeiters nicht entfernt im gleichen Maße haben könnten wie die Bedingungen, die dem Arbeitnehmer während und in der Arbeit selbst geschaffen werden. Achtstundentag, gesunde Arbeitsräume, beste Werkstatteinrichtungen und Werkzeuge schätzte er viel höher ein als die wohltätige Bevormundung der privaten Persönlichkeit des einzelnen Arbeitnehmers.

Ob diese Anschauung, die sich allerdings weitgehend mit den Auffassungen in den besonders klassenbewußten Kreisen der Arbeiterschaft deckt, nicht etwas zu einseitig ist (weil sie um der Form willen der Sache nicht ganz gerecht wird), soll hier nicht untersucht werden. Ein Unternehmer, der das Gefühl der Unfreiheit und Gebundenheit bei seinen Arbeitern vermeiden will, hat schließlich die Möglichkeit, den fatalen Beigeschmack der privaten Wolhfahrtsfürsorge dadurch zu beseitigen, daß er die Wohlfahrtseinrichtungen als Betriebseinrichtungen organisiert und ihre Verwaltung sozusagen neutralisiert. Die ganze Stellung in dieser Frage kennzeichnet aber die Denkart des Mannes, der sich gewiß in diesen Dingen nicht von Knauserei leiten ließ, denn er hat für gemeinnützige Stiftungen allgemeiner Art fortdauernd sehr große Summen hingegeben. Wo die Arbeitnehmer selbst den Wunsch äußerten, zum Beispiel bei der Altersversorgung der Angestellten auf dem Wege der Lebensversicherung, da hat er sich in großzügiger Weise an der Erfüllung solcher Wünsche beteiligt, und für die Sinnesart, in der Robert Bosch der geistigen Entwicklung seiner Arbeiterschaft gegenüberstand, zeugt, daß in der Werkbücherei, einer der wenigen Wohlfahrtseinrichtungen, die das Unternehmen geschaffen hat, die Werke

von Marx, Lassalle und Bebel, ja sogar von Lenin, Radek und Trotzki neben „kapitalistischen" Werken stehen. Arbeiterausschüsse, wie sie erst die nachrevolutionäre Gesetzgebung den Unternehmungen aufoktroyiert hat, und mit denen sich viele „echte" Unternehmungen auch jetzt noch nicht abfinden können, gab es in den Betrieben Robert Boschs schon seit langen Jahren. Sie haben sich aufs beste bewährt, für die Arbeiter sowohl wie für die Unternehmung. Aber natürlich: den Haß der „echten" Unternehmer haben alle diese Dinge dem „roten" Bosch" eingetragen.

Lesefrucht von Meridionalis

Jüngst gedachte ich mir die Freilichtspiele auf dem Hohentwiel anzusehen. Als guter Deutscher ging ich zunächst daran, mich mit dem „Quellenmaterial" vertraut zu machen. Hohentwiel, Hohentwiel . . . ging es mir im Kopf herum. Verflixt noch mal . . . irgendwo hast du von diesem Berg doch in der Literaturgeschichtsstunde was gehört. Hauff? Nein. Das ist ja Lichtenstein. Kleist? Nein, den kenn ich auswendig. Aber von diesem Hohentwiel habe ich schlechterdings keinen Schimmer mehr außer dem Klang des Namens. Ich ging in die Leihbibliothek. Der Herr, der zu einem goldenen Haarschopf eine hürnene Brille trug, sah mich teils verächtlich, teils verdächtig an, als ich ihn fragte, ob er etwas Literarisches über den Berg mit dem klangvollen Namen wisse. Ich glaube, er meinte, ich wollte ihn frozzeln. Oder er hielt mich für irrsinnig. Mit einem unbeschreiblichen Blick bodenloser Geringschätzung langte er hinter sich ins Regal und griff — auswendig! — einen Band heraus. Der war in goldgeprägte Leinwand gebunden, hatte satiniertes Vorsatzpapier und glitzerte nur so vor Goldschnitt. Auf einem neckisch sich kräuselnden Spruchband, das je einen Mönch und eine strengblickende Dame mit üppigem Gewand, aus dem ein üppigerer Busen quoll, in ungleiche Teile schnitt, stand: Ekkehard. Jetzt ging mir ein Seifensieder auf: Scheffel, Scheffel! stöhnte ich und schlug die Augen nieder, die ich erst wieder zu erheben wagte, als ich Leih- und Einsatzgebühr entrichtet und den entsetzten Blicken des Manns mit der hürnenen Brille entronnen war.

Mögt Ihr mich steinigen: ich hatte ‚Ekkehard' nie gelesen. Zu der Zeit, wo ichs hätte tun müssen, war mir Karl May lieber. Und er ist es mir heute noch, nachdem ich Scheffels berühmtestes Buch gelesen habe. Karl May ist ein ursprüngliches episches Genie. Scheffel ist ein — nun, ein ganz annehmbarer Geschichte- (nicht Geschichten-) Erzähler. Das walte Gott und Walter Scott. Karl May ist vielleicht nichts für die reifere Jugend; Victor Scheffel ist bestimmt was für das unreife Alter. Immerhin: man liest die Vorrede — die man dunnemals gewiß überschlagen hätte — und ist, zumal nach Kenntnisnahme ihrer Datierung, angenehm überrascht. „Heidelberg, im Februar 1855" liest man. Dafür ist sie noch gar nicht so verstaubt. Felix Dahn hatte ja damals noch nicht um Rom gekämpft; Gustav Freytag hatte Ingo und Ingraban noch nicht in die treuen Veilchenaugen geblickt. Für Deutschland mag der gute Scheffel schon so etwas wie ein Bahnbrecher des „auf Zeitdokumenten aufgebauten" historischen Romans gewesen sein; ein kleiner fröhlicher Weggenosse des großen ernsten

Ranke, der damals in Gesandtschaftsberichten und Ministerepisteln wühlte, um der Wahrheit der geschichtlichen Dinge näher zu kommen als irgendeiner vor ihm. Und der hurtige Feuilletonstil dieser doch sozusagen wissenschaftlich gemeinten Vorrede Scheffels ist auch heute noch mit mehr Genuß zu lesen als mancherlei, was in derlei Fällen jetzt geschrieben wird. Man erkennt den Schwarzen Walfisch an der Flosse; man bemerkt auch die leichte Hand, die der damals noch lebende, in seiner Matratzengruft scheinlebende Reisebildner in Scheffels Spiel hat.

Der Roman selbst? Je nun, er ist nicht schlecht gemacht. Wenn er auch keinerlei psychologische Entwicklung und Gestaltung und, vor allem: überhaupt keinen Schluß hat. Aber was darin an Kenntnis und Erkenntnis deutschen Lands und deutscher Leute aufleuchtet, ist wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ich will hier nur eine Stelle zitieren:

> „Woher kommts," sprach die Herzogin einmal zu Praxedis, „daß Einer mehr wert sein kann, als er selber aus sich zu machen weiß?"
>
> „Vom Mangel an Grazie", sagte die Griechin. „In andern Ländern habe ich das Umgekehrte wahrgenommen, aber hier sind die Menschen zu träge, mit jedem Schritt, mit jeder Handbewegung, mit jedem Wort auszusprechen: Das bin ich. Sie denkens lieber und meinen, es müßte dann die ganze Welt auf ihrer Stirn lesen, was dahinter webt und strebt."
>
> „Wir sind doch sonst so fleißig", sprach Frau Hadwig wohlgefällig.
>
> „Die Büffel schaffen auch den ganzen Tag", hätte Praxedis schier erwidert, aber in diesem Falle begnügte sie sich damit, es gedacht zu haben . . .

Vor zwei Menschenaltern schreibt da also ein wohl auch den fanatischsten Hakenkreuzlern kaum verdächtiger deutscher Dichter, Keiner vom „Feindbund" und kein „Fremdstämmiger", den uralten Erbfehler des deutschen Wesens seinem Helden, dem so klugen und liebreichen alemannischen Mönch Ekkehard zu. Mit andern, schärfern Worten hat ein paar Jahrzehnte später Friedrich Nietzsche genau das Gleiche gesagt. Man sieht: gewisse Barden brauchten nur die von ihnen am meisten angebeteten „rein arischen" Dichter und Denker aufmerksamer zu lesen, um sich über mancherlei klarer zu werden, als sie es heute sind. Hätten sie es schon früher getan, so wäre vielleicht Vieles anders gekommen: von der „Einkreisung" bis zum „Dolchstoß".

Wie es euch gefällt von Alfred Polgar

Shakespeares heiter blühendes, von Weisheit und Torheit gesegnetes, von Lebens- und Liebeslust durchglänztes Spiel. Der Ardennenwald ist Märchenwald. Lass', der du eintrittst, alle Schwere fahren! Immergoldne Sonne, immergrüne Landschaft. Man kann sichs gar nicht denken, daß da auch einmal der Regen regnen, der Wind pfeifen, die Bäume kahl stehen könnten. Aurea aetas. Friedlich weidet — ein wunderlicheres Wunder als Löwe neben Lamm — Mensch neben Mensch. Sie tun einander nichts, die Bestien, in Spiel und Neckerei erschöpft sich ihre Bosheit. (Ein paar Jahrhunderte später ging es wesent-

lich anders zu im Ardennenwald.) Gesittete Menschen, eingefügt in des Waldes vollkommene ungesittete Freiheit. Kluge und Narren idyllisch geeint. In höflichen Herzen Urzustand der Gefühle. Frei schwingen sie aus: kein andres Gebot als das ihnen immanente setzt ihnen Weg und Grenze. Die Panflöte klingt und führt den Paare-Reigen. Natur lächelt zauberisch, und ein Abglanz ihres Lächelns liegt auf Menschengesichtern und Menschendingen.

Karl Walsers Dekorationen fixieren, in behaglicher Kleckstechnik, dieses Lächeln. Der Wald, den sie vortäuschen, schmunzelt still vergnügt. Offenbar über Shakespeare und Fräulein Bergner, vielleicht auch über das hübsche Fräulein Röttgen. Denn daß ihm Probstein der Narr oder das Schäferpaar oder das derbe Kätchen Spaß gemacht haben sollten, ist schwer zu glauben. (Wer auf deren Laune baute, hätte auf märkischen Sand gebaut.) Humor — von mancherlei Schnick-Schnack in Trachten und Utensilien abgesehen — ist nämlich nicht grade die Stärke dieser Inszenierung. Der Uebermut, den Herr Barnowsky die Komiker, die er nicht hat, entwickeln heißt, ist ein trockener, gequälter Uebermut, und lang die Kurzweil, die er bereitet. Sonst ist die Aufführung, wenn auch nirgendwo originell, hübsch, farbig, voll zierlicher kleiner Spieleinfälle Einen netten Orlando mimt Herr Karchow, und mit Anstand hängt Herr Rainer als Ritter Jacques das Spinnweb seiner Betrachtungen an die blühenden Lustspielbäume. Duft und Grazie? Die waren auch zu merken. Weniger in den Bildern als in den Uebergängen von Bild zu Bild, dank dem Einfall, die Szenen mit Mozartschem Silberfaden an einander zu knüpfen.

Ueber Fräulein Elisabeth Bergner schrieb ich, als sie zum ersten Mal in Wien Theater spielte, vor sechs Jahren: „Die Pointe des Abends hieß: Elisabeth Bergner. Ein kleines, zierliches Fräulein, mit einem originellen trotzig-kindlichen, zu Schwermut wie zu Schelmerei gleich bereiten Antlitz. Sie ist voll Temperament und Begabung, von einer natürlichen Freiheit und Sicherheit des Betragens, die was Geheimnisvolleres und Besseres, als Erfahrung je bescheren kann. Ihre Sprechkunst ist verblüffend reif, ihr Spiel immer wieder überraschend durch das Aufblitzen eines Funkens besonderer Leidenschaft, besondern Humors, besonderer Klugheit Ich glaube, die wird einmal kein schlechtes Feuerwerk steigen lassen!“ Das Feuerwerk ist dann losgegangen; in Berlin. Auch die schwarzbebrillte Kritik zeigte sich geblendet. Fräulein Bergners Rosalinde ist eine bezaubernde Person, erdhaft bis zum Rüpelspaß (wie sie den Narren schlägt oder ihr Tempo am Grünzeug ausläßt) und ganz hinfällig-zart, wenn es sie übermannt, besser: überweibt. Reizend ihr Bangen und Zweifeln, noch hübscher dann, wie sie, mit aufgelöstem Gefühl sozusagen, in das Glück der Sicherheit, geliebt zu werden, stürzt. Sie übertreibt, aber sie darf übertreiben. Denn es ist persönlichster Besitz an Laune, Einfall und Können, den sie so, über das Notwendige hinaus, verbraucht, und auch die Uebertreibungen bleiben noch

durchaus innerhalb des Befehlsrayons ihres Willens und ihrer Gescheitheit. Einer fast schmerzhaft merkbaren Gescheitheit, die, aufs Gescheiteste, bemüht ist, sich zu verleugnen. Aber das gelingt ihr nicht.

Stimme aus dem Publikum von Jan Altenburg

Vom Theater verstehe ich nicht viel.

Den Satz schreibe ich nicht hin, um mit den folgenden Anmerkungen zum Thema Schauspielkunst doppelt zu verblüffen. Ich bilde mir tatsächlich nicht ein, als gewiegter Theaterhase gelten zu können. Aber ich glaube, den Durchschnittstyp des bessern Theaterbesuchers zu repräsentieren. Als solcher bekenne ich laut und mit aller Deutlichkeit: Ich denke mit Vergnügen an die heurige Saison zurück, und ich bin von ihr sehr entzückt.

Zunächst ist mit Genugtuung festzustellen, daß die Literatur allmählich von der Bühne verschwindet. Ist es schon für den Dichter beruhigend, sein Werk nicht mehr den Zufällen der akustischen Wirkung und der Verstümmelung durch einen Regisseur ausgeliefert zu wissen, so ist der Gewinn für das Publikum ungeheuer. Der bisherige Zuschauer, der also der Iphigenie und dem Clavigo „zuschaute“, wird gezwungen, die Dichtungen, deren Wortwunder und Geheimnisse sich allein bei der Lektüre offenbaren, zu lesen.

Für den Schauspieler bedeutet der Verzicht auf das literarische Kunstwerk endliche Freiheit und Erlösung. Die Entfaltung seiner Kunst wird nicht mehr durch Intentionen eines Dichters, mit denen er sich auseinanderzusetzen, und denen er sich unterzuordnen hatte, eingeengt; irgendein Reißerstück ist ihm Anlaß, seine Phantasie souverän spielen zu lassen und die törichte Rolle aus eignen Kräften schöpferisch auszugestalten.

Die Freude über das Verschwinden der literarischen Theaterstücke wird dadurch ungemein erhöht, daß neben den Dramaturgen die Regisseure überflüssig werden. Auch in diesem Falle legt die Bezeichnung durch die Sprache einen grotesken Zustand schonungslos bloß. In frühern, bessern Zeiten ging man „ins Theater“. Die folgende Generation ging nicht ins Theater, sie ging zu „Ibsen“, zu „Hauptmann“ oder zu „Schiller“. Sie wurde noch durch den Snobismus jener Schicht übertroffen, die nicht einmal zu Schiller, Hauptmann oder Ibsen, sondern zu „Brahm“, zu „Reinhardt“ oder zu „Jeßner“ lief. Das war sehr verhängnisvoll, denn der Regisseur ist ebenso ein Vergewaltiger und Fälscher, wie es etwa der Illustrator eines Buches ist. Illustrierte Klassikerausgaben sind ein Greuel. Die Vorstellung, die sich der Leser von der Welt Shakespeares bildet, die Stimmungen, die Storms Novellen in ihm hervorrufen, decken sich in keinem Falle, es sei denn im Zufalle mit den Bildchen, die der Herr Kunstmaler dazu lieferte. Ist der Illustrator ein Meister, dann ist es umso schlimmer: seine eindrucksvollen Nachschöpfungen vergewaltigen die Phantasie des Lesers. Mir sind nur drei Fälle bekannt, wo das Werk des Schriftstellers mit dem Werk des Zeichners harmoniert: Dorés ‚Dante‘, Menzels ‚Kugler‘ und die schnurrigen Abbildungen in den ersten Ausgaben von Dickens. Es sind mir zwar mehr als drei Fälle bekannt, wo sich das Werk

eines Dichters und seines Regisseurs zu unlösbarer Einheit verbunden hatten. Aber das ist wahrscheinlich ein Irrtum. Da ich in den meisten Fällen die Stücke seit langer Zeit nicht gelesen hatte oder überhaupt nicht kannte, habe ich wahrscheinlich die Inszenierung des Regisseurs als die allein mögliche Ausdeutung gläubig hingenommen.

Die Schauspieler erleben ihre große Zeit: auch das Ensemble zerfällt! Da die vielgerühmten frühern Schauspielergesellschaften unmöglich nur aus Genies bestanden haben können, da sie aber in der Tat auf ein gleiches Niveau zusammengestimmt waren, so muß das auf Kosten der überragenden Mitglieder geschehen sein. Deren hohe Kunst wurde durch den Regisseur auf das Niveau der übrigen Spieler herabgedrückt, sie wurde nivelliert. Heute aber tritt der bedeutende Schauspieler überall und bei jeder Gelegenheit „als Gast" auf, er zerfetzt das Stück, preßt die Mitspieler an die Wand und entfaltet kühn und selbstherrlich eine hinreißende Glanz-, Solo- und Parade-Nummer. Endlich, endlich geht man nicht mehr zu Ibsen, auch nicht zu Reinhardt: man besucht das Theater wieder um des Schauspielers willen. Man geht zu Bassermann, Klöpfer oder Krauß.

Um die erfreuliche Wiedergeburt des großen Komödiantentums hat das Kino entschiedene Verdienste. Die schwer kompromittierende Beschäftigung beim Film hat nicht nur den sakralen und romantischen Nimbus des Bühnenkünstlers zerstört: sie hat den Schauspieler auch aus der spießbürgerlichen Sphäre des pensionsberechtigten Theaterbeamten herausgerissen. Er ist wieder fahrender Geselle, autofahrender Geselle geworden, der mit allerlei Volk zu tun hat, heute in Neapel filmt, nächste Woche im Ritterkostüm durch Tempelhofs Sand watet, im Flugzeug über den Wannsee verfolgt wird, von Aufnahme zu Aufnahme rast, um am Abend — umflutet vom Licht, angeweht vom Atem, durchbebt vom Tempo und Wirbel unsrer Zeit — ins Theater zu stürzen. „Was wird gegeben? Schminke her! Rasch ein paar Becher Cognac!" Und dann wird in genialer Improvisation die Bombenrolle hingefegt.

Wer nicht in dem Wahn befangen ist, Literatur und Regiekunststücke hätten etwas mit Schauspielkunst zu tun, wird also an die beiden letzten Theaterwinter mit Begeisterung zurückdenken. Denn eine Periode, in der Bassermann, Klöpfer, Krauß, Jannings, Kortner, Kayßler, Gülstorff, Pallenberg, Thielscher, Vallentin, Wegener, Graetz, George, die Dorsch, Sandrock, Valletti, Höflich, Bergner und ein gutes Dutzend andrer Künstler auf den Brettern standen, ist unstreitig eine bedeutende Epoche der deutschen Schauspielkunst.

*

Als vor zehn, zwölf Jahren das Kino gesellschaftsfähig wurde, hatte man sich zur Einweihung eines großen Lichtspielhauses als Redner Egon Friedell verschrieben. Er verdammte das Theater in Grund und Boden und lobte den Kientopp über den grünen Klee. „Sollte übrigens", so ungefähr schloß er witzig, „in der nächsten Saison ein Theater eröffnet werden, dann halte ich mich für die Weiherede bestens empfohlen. Ich bin dann gern bereit, das Gegenteil von dem zu behaupten, was ich heute gesagt habe."

Sollte in der nächsten Saison der große Dichter oder ein starker Regisseur auftauchen, dann bin auch ich mit Vergnügen bereit, meine Darlegungen zum Thema Schauspielkunst glatt zu verleugnen.

Bemerkungen

Voltaire

Die Biographie Voltaires von Georg Brandes gehört sicherlich zu den wichtigsten und wertvollsten Büchern unsrer Zeit. Daß es nicht genügend gepriesen wird, mag daran liegen, daß es so untendenziös ist. Der Leser wird zur Nachdenklichkeit angeregt, indem ihm selbst überlassen bleibt, seine Folgerungen zu ziehen. Statt daß ihm eine Weltanschauung vorgekaut und aufgezwungen, statt daß er terrorisiert, geblufft, behelligt und verheert wird. Ueber solche Bücher braust heute ein Ruf wie Donnerhall, und man sorgt dafür.

Die aufklärenden, die tiefen und stillen dagegen gelten als die gefährlichen. Mit Recht. Indem Brandes mit einer Plastik, einer konstruktiven Pracht, einem Fluß und einer Kurzweil ohne gleichen uns von Voltaire erzählt, führt er uns wie vom ungefähr die Trägheit unsres Geistes oder unsres Herzens zu Gemüte. In zwei mächtigen Bänden, die keine einzige öde Strecke aufweisen. Wir erleben Voltaire, wir erleben die kühne Bogenführung seines Biographen über ein ganzes Saekulum. Mehr noch als eine Biographie ist es ein Porträt, auf einem ungeheuern Hintergrund entworfen und das Modell dargestellt in seiner Beziehung zu seinem Anteil an dem Ungeheuern: klein, zierlich, immer in Bewegung, aber dämonisch, hineinragend in das Ungeheure — wie eine Flamme, klein und zierlich, im Nu emporschlägt als das Element.

Ein Großer griff hier zur Palette, um einen Großen zu malen. Er zeigt uns einen zynischen und losen Voltaire, der wie ein Heiliger von dem Wunsche verzehrt ist, das Los der Menschheit und die Nacht, in der sie lebt, zu heben. Kleine Mesquinerien — welch ein Wesen ist nicht aus ihnen gemacht worden! — werden an ihren richtigen, bis zur Drolligkeit verschwindenden Platz verwiesen. Dieser Voltaire, der mit Herrn Hirschel Geschäftchen macht, die er besser unterließe (und grade deshalb zu machen sich vielleicht nicht verkneifen kann), ist ein königlicher Geber. Er, der zeitlebens gezwungen ist, unter Pseudonymen zu schreiben, kann doch nicht umhin, sein Lebtag für die Bedrückten, die Verfolgten sich einzusetzen, für Freiheit und Würde des Menschen sich zu exponieren, offenen Visieres die Lüge, Gemeinheit und Verdummung zu bekämpfen. Ein so verderbter Hof wie der Ludwigs XV. sah in ihm den Gotteslästerer, und Ludwig XV. selbst nahm ihn seiner Irreligiosität halber nie in Gnaden auf; die kundigere Kurie dagegen durchschaute den unverbesserlichen Spötter, der seinen Nächsten liebte wie sich selbst, und dessen Herz für alle Mühsäligen und Beladenen erglühte. Mit „kirchlicher Feinheit“, wie Brandes es nennt, schreibt ihm Benedikt XIV. als seinem „vielgeliebten Sohn“, ohne näher auf den Inhalt der eingesandten Dedikationsexemplare einzugehen, und Voltaire freut sich diebisch, daß er gut mit dem Vatikan steht; er hat einen Kapuzinerpater zum Freund, auf seinem Grundstück wird eine Kirche konstruiert, Messen werden gestiftet, während er die Rechte verfolgter und gefolterter Hugenotten verficht. Fürwahr: was in Voltaires Zeit an Obskurantismus noch möglich war unsrer Zeit nahe zu führen, von der wir erlebten, was in ihr noch möglich ist — dies tat Not! Sowie den furchtbaren Tiefstand jener Zeit mit dem geringen Fortschritt der unsern zu vergleichen, gering dank ihrer neuen Irrlehre, ihrem neuen Obskurantismus, dem nationalen . . . und in grellste Beleuchtung zu rücken den ewigen Pakt des Teufels mit allen Rückständigkeiten, wie sie Voltaires Jahrhundert noch beherrschten und in dem unsern wieder ob-

siegen. Unschwer lassen sich ja Schlüsse auf die Haltung ziehen, die Voltaire in unsern Tagen eingenommen hätte. Dieser Pazifist d'avant la lettre und leidenschaftliche Verächter, Verneiner und Verhöhner des Krieges — was hätte er erst zu seinen heutigen Methoden gesagt! Undenkbar, daß er sich nicht über Generalsuniformen, Presseamt und Propaganden die Zunge allerorts verbrennen würde. Er würde über den Nationen stehen, und wir wissen, wie sie es ihm danken würden. Auch heute wäre sie unbequem. diese voranleuchtende Flamme des Abendlandes, denn Allmutter Dummheit behauptet das Feld. Der Kampf ist unentschieden. Wer wird untergehen? Als einziger Weg und einzige Rettung jedoch hat sich noch immer die Persönlichkeit erwiesen. Persönlichkeit ist alles. Es lebe Voltaire! Es lebe Brandes!

Annette Kolb

Shakespeare und Mozart

Prägnante Melodien aus Mozarts Opern sind Denen, die sie einmal in sich aufgenommen haben, so in Fleisch und Blut übergegangen und sind so fest mit der Situation auf der Bühne verknüpft, daß sie an andrer Stelle gar nicht benutzt werden können.

So wenig, wie der liebebedürftige Herzog in ,Was Ihr wollt' mit der Cavatine der Gräfin aus ,Figaros Hochzeit' auftreten könnte, so wenig läßt sich Figaros Ermahnung des Pagen: „Dort vergiß leises Flehen, süßes Wimmern" an einer beliebigen Stelle von ,Wie es euch gefällt' anwenden.

Ganz abgesehen vom Text, der in uns mitschwingt, sollte der Umstand, daß die Situation der mozartischen Bühne, sei es auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, sich in unser Bewußtsein einschleicht, solche Entlehnungen unmöglich machen.

Stil und Form mozartischer Musik atmen so reines achtzehntes Jahrhundert und sind auf so ganz anderm Boden entstanden als Shakespeares Lustspiele, daß sich unser Stilgefühl unwillkürlich gegen diese Verquickung sträubt. Leporello und ein Shakespearescher Narr — dazwischen liegen unüberbrückbare Klüfte.

Selbst die Themen von großen Symphonien lassen sich schwer als Bühnenmusik verwenden, und man müßte schon zu den unbekannten Kammermusikwerken, Serenaden, Nachtmusiken und Divertimenti für Blasinstrumente oder zu den Contertänzen für Geigen und Bässe, wie sie Busch für das sogenannte Münchner Mozartfest ausgegraben hat, seine Zuflucht nehmen, um etwas vielleicht Verwendbares zu finden. Aber selbst in diesen unwichtigen Werken begegnet man Melodien, die uns aus Arrangements von Kindheit an vertraut sind, und die allerhand der Aufführung fremde Assoziationen wecken.

Wir haben jahrelang darüber gelächelt, daß die Engländer ihren Shakespeare mit so viel „incidential music" auf die Bühne bringen. Ich selber habe noch in ,Romeo und Julia' die ganze Liebesszene mit sordinierten Streichern in London erlebt. Es ist ein Mangel an Vertrauen zu Regie und Schauspielern, wenn man glaubt, in so reichlicher Weise der Musik zu bedürfen. Ist der Zuhörer durch Dichtung und Bühnenleistung gebannt, so genügt etwa ein Terzenlauf von Oboe und Klarinette, eine zarte Kombination von Harfe und Bratsche, um die nötige Untermalung zu geben. Für solche Fälle hatte sich Reinhardt Mahlers Schüler Klaus Pringsheim engagiert, und der junge Friedrich Hollaender hat Zeiß in München ganz ausgezeichnete Dienste dieser Art geleistet. Wenn gar noch eine so beglückende Erscheinung wie Elisabeth Bergner auf der Bühne steht, die alle Zuhörer die Schwächen der übrigen Aufführung vergessen läßt und von Anfang bis zu Ende fesselt, dann ist Mozart überflüssig.

Georg Caspari

Die Presse

Ihre Macht wird in sämtlichen Tonarten besungen. Sobald es sich um ihre Schwäche dreht, bremsen die schneidigsten Federn. Wie geht das zu? Warum lüpft nicht wirklich mal Einer das Hosenbein von ihrer verborgenen Achillesferse?

Weil die gesamte Schreibergilde mit vom Bau ist. Die es nicht sind, haben keinen Mumm, vom strammen Pferdebein der Presse ein markantes Monogramm in einen gewissen Körperteil getreten zu kriegen. Kann mans ihnen verdenken? Die Presse hat eine anständige Handschuhnummer, gesunde Knochen und das Zeug, einen alle werden zu lassen. Kinder, seht euch vor! Wo die hintrifft, verbiegen sich die Buchstaben, fällt der Stuck von den Fassaden. Die Schlausten lassen die Finger davon; nur die Dummen verbrennen sich die Schnauze. Erst laßt euch eine Hornhaut wachsen und wenn nicht: begraben, eh Ihr es euch mit der Presse verderbt. In euerm erbärmlichen Leben wißt Ihr nie, wozu sie euch einmal gut sein kann.

Ich weiß Bescheid. Lobt lieber, zum Beispiel, die „förderlichen Dienste, die sie ihrem Zeitalter leistet“. Solch Zucker-Ei, mit billigen Zutaten zu Schaum geschlagen und ihr recht deutlich um den Mund geschmiert, hat Wunderkraft. Streut Ihr den Sand in die Augen, den sie bei euch danebengetroffen hat. Sie wird beweisen: daß es auch ohne Augenlicht geht. Sie war aber nicht etwa schon vorher blind. Denkt ja nicht sowas.

Vollkommenheit liegt ihrem Ehrgeiz venusfern. Sie ist doch nur von dieser Welt; strengt sich natürlich verflucht an, dünne Stellen auf ihrer Nichts-als-Oberfläche mit Druckerschwärze wegzuwalzen. Richtige Kuten werden vergnügt mit Zeitungspapier ausgestopft. Kann man verlangen, daß ihr rein gar nichts fehlt? Nehmts ihr nicht weiter krumm, wenn sie der gute Riecher gelegentlich auf Holzwege führt oder Andre, Geringere unter der Hand ihrem schlechten Gedächtnis aufhelfen. Kinder, seid doch nicht so grausam! Jeder hat seine Stellen, wo er sterblich ist.

Die Presse weiß Bescheid; auch: daß ihre Macht mit der Urteilslosigkeit ihres Publikums steht und fällt. Sie wird einen gewissen Angstzustand niemals los. Beruhigt sie nach Möglichkeit. Sagt ihr: vom Publikum sei einstweilen gaaar nichts zu befürchten. Es denkt ja im Ernst kein Mensch daran, ihrem labilen Federhalter den Hals umzudrehen. Nein! Man ist dankbar, die öffentliche Meinung in Redaktionsstuben gemacht zu wissen. Wozu denn sonst gäb' es diese Hochburg der Intelligenz! Glaubt mir: der Leser schwört auf seine Zeitung jeden Eid. Ehrensache! Wenn Ihr mal Einen drei Finger seiner Rechten hochheben seht, denkt nicht gleich, daß er mit der Linken „Blitzableiter“ macht. Was ein echter Deutscher ist, der kämpft um sein Blatt wie anno Vierzehn. Wenn man ihm dabei wirklich mal die Fassade verbiegt — was macht das! Er nimmt doch jeden Anlaß, als Held zu glitzern. Schon von wegen der guten Sache. Die Zeitungsmonarchen, die Papiermarschälle und Revolverexzellenzen leben davon, bewundert zu werden. Von nischt kommt nischt! Es ist nicht so einfach, alle Tage was Neues zu erfinden. Die Fettzeilen werden auch nicht von Gott, sondern von den Journalisten gemacht.

Also, Publikum: vergiß nicht, das Vertrauensvotum für die Zeitung täglich zu erneuern. Aber, nicht wahr: das bleibt unter uns, weil sonst die Regierung neidisch wird. Daß es der Presse nicht ergehe wie dem Gottesgnadentum verflossener Herrschaften, die sich langsam ans Holzhauen gewöhnen mußten! Ich meine, wir verstehen uns jetzt.

Deshalb: Die Könige der öffentlichen Meinung und ihr nationales Werk — hurra, hurra, hurra!

Bruno Manuel

Antworten

Buchmacher. Rennbericht: „Augius unschlagbar." Wann wird der Reiniger kommen diesem Lande?!

Grabredner. Im ersten Telegramm stand, der Präsident Harding sei einer Fleischvergiftung, im zweiten, er sei einem Schlaganfall erlegen. Bei Fleischvergiftung fiel einem Packingtown ein. Das ist der Schauplatz des sozialen Romans von Upton Sinclair: ‚The jungle'. Dieses Buch hat vor siebzehn Jahren, dank der Empörung und dem Ekel, die es weckt, ungeheures Aufsehen in der neuen und alten Welt erregt. Es schildert die furchtbaren Zustände in Chicagos Fleischpackereien. Dem Vorwort zufolge hat vor der Veröffentlichung des Buches der Verlag einen seiner Inhaber eigens nach Chicago geschickt, der sich von der Tatsachenwahrheit des Inhalts überzeugen sollte; und überzeugte. Wahr ist also, daß in Packingtown tuberkulöse und hochtragende Rinder und Schweine mit Haut und Haaren verarbeitet, daß Schinken aus fauligem Fleisch mit frischer Farbe versehen, daß vergiftete Ratten und Mäuse nicht erst umständlich aus den Fleischlagern entfernt werden, sondern einfach in die große Fleischmasse hineinkommen. Nun, jetzt hat sich herausgestellt, daß der Präsident der Vereinigten Staaten, der so wenig wie seine Vorgänger diesen Skandal hat beenden können, keineswegs, was sich für ein demokratisches Land ja auch nur so gehört, besser daran ist als seine Mitbürger, von denen jedes Jahr wahrscheinlich eine ganze Menge erst in die Packingtown-Produkte und dann ins Gras beißen müssen. Der einzige Unterschied ist, daß mans vom Präsidenten erfahren hat, wohingegen die Kanaille ohne Nekrolog zu verrecken pflegt.

Hellmuth Krüger. Neulich wollte Sie ein Cabaretdirektor verklagen, weil Sie einen Brief so adressiert hatten: „Elberfeld. Thalia-Diele I a Nepplokal." Er behauptete, Sie brächten sein wohlbeleumundetes Institut in Mißkredit. Der Mann heißt tatsächlich: Leckehusch. Ihre Antwort lautete: „Sie können mich, verehrter Herr Leckehusch — jederzeit vom Gegenteil überzeugen." Darauf hat er Ihnen nichts mehr zu sagen gehabt.

Neugieriger. ‚Der kontingentierte Ehrendoktor' in Nummer 24 veranlaßt Sie, mich zu fragen, ob auch Hindenburg, der Ehrendoktor sämtlicher Technischen Hochschulen, sich diese „Auszeichnung" gekauft habe. Aber ich bitte Sie! Abgesehen davon, daß nicht Jeder, der mit diesem Titel herumläuft, bares Geld dafür ausgegeben hat: Hindenburg hat ja doch unbestreitbare Verdienste um Technik und Industrie. Denken Sie nur an das Hindenburg-Programm, dieses grandiose Unternehmen, durch das die letzten Spargroschen der Witwen und Waisen und des ach! so gedächtnisschwachen Mittelstandes in die Taschen der Industrie gespielt wurden, trotzdem Herrn Helfferichs Steuerpolitik sie eigentlich schon überfüllt hatte. Um die Technik gar hat Hindenburg unmittelbare Verdienste; und zwar erworben am 15. April 1916 bei der Wiederherstellung der gesprengten Eisenbahnbrücke über den Njemen bei Kowno. „Sie erhielt an diesem Tage ihre Weihe dadurch, daß Generalfeldmarschall v. Hindenburg die letzte Schraube einzog." Das steht in der Zeitschrift ‚Der Eisenbau'. Und da haben Nörgler wie Sie zu verstummen.

Münchner. Dein Leibblatt schreibt: „Ein verbotner Vortrag. Der Vortrag des bekannten ‚Schulmannes' Wyneken, der über ‚Den deutschen Gedanken in der Erziehung' am Donnerstag abend in der Blüte sprechen wollte, ist polizeilich verboten worden. Die Begründung verweist auf die starke Ablehnung, die der Vortragende infolge früherer Vorkommnisse auswärts und auch infolge seiner münchner Vergangenheit hier finden würde; diese Umstände ließen die Gefahr von Ruhe-

störungen als gegeben erscheinen, wenn dieser Herr hier öffentlich aufträte. Man muß in der Tat sich wundern, daß Wyneken nicht selbst das Empfinden hatte, in München fehl am Ort zu sein; aber solchen Leuten scheint eben das Gefühl für süddeutsche Verhältnisse völlig abzugehen." Insofern sicherlich, als er noch nicht in Erfahrung gebracht hat, daß deine ,Münchner Neuesten Nachrichten' längst die Berechtigung erworben haben, das Blatt für die Idioten der Hauptstadt Bayerns genannt zu werden.

Arbeitsloser. Hübsch ist ein Satz der ,Rhein- und Ruhr-Zeitung' in einem Lokalbericht aus Mülheim: „Der einzig beruhigende Anblick inmitten der unruhvoll hin und her jagenden Menge bieten die blauen Schutzleute, die in reichlicher Menge über die Stadt verteilt sind." Weder in reichlicher Menge verteilt noch überhaupt verteilbar sind, derselben Notiz zufolge: Mehl, Zucker, Reis, Kartoffeln und alle andern lebenswichtigen Nahrungsmittel. Aber ganz bestimmt ist inmitten der Menge, die der Hunger unruhvoll hin und her jagt, jener beruhigende Anblick nicht der einzige. Der zweite wird die Familie Thyssen sein.

Theobald Tiger. Du, wenn Du die folgende Zeitungsnotiz gelesen hättest: „In dem Ermittlungsverfahren gegen Leutnant a. D. Krull wegen Teilnahme an der Ermordung der Frau Rosa Luxemburg ist die Voruntersuchung abgeschlossen worden und die Akten sind zur Erhebung der Anklage an die Staatsanwaltschaft des Landgerichts II gegeben" — also Du, wenn Du gelesen hättest, daß die Voruntersuchung über einen Mord, begangen im Januar 1919, immerhin schon im August 1923 abgeschlossen worden ist, Du würdest, wie ich Dich zu kennen glaube, ein Gedicht verfassen des Titels ,Deutsches Tempo' und ungefähr folgenden Wortlauts: „Chidher, der ewig junge, sprach: Ich fuhr an einer Stadt vorbei, da forschte langsam Einer nach, ob Rosa Luxemburg wirklich ermordet sei. Er durchforschte den Nationalistenverband. Und die Mörder saßen in Bayerland . . . Und aber nach fünfhundert Jahren kam ich desselbigen Wegs gefahren. Da saß der Mann noch immer da. Und sagte: ,Etwas hab ich schon!' Und um den Mann versammelt sah ich eine ganze Kommission. Sie hatten Abteilungen und ein Büro und einen mächtigen Sitzungspopo . . . Und aber nach fünfhundert Jahren kam ich desselbigen Wegs gefahren. Da fand ich einen Reichstagssaal, der debattierte mit viel Glück. Und was dem Plenum zu radikal, das nahm die Verwaltung wieder zurück. Den Mörder hatten sie ganz exakt wegen Diebstahls einer Uhr verknackt . . . Und aber nach fünfhundert Jahren kam ich desselbigen Wegs gefahren. Da fand ich eine Monarchie. Und in einem Käfig saß ein Mann. Ich fragte ihn höflich: ,Wer sind denn Sie —?' Er sagte: ,Ich tue hier, was ich kann. Ich bin noch von damals übrig geblieben. Ich habe die Leitartikel geschrieben. Ich bin von der Republik der Rest. Und ich sitze und schreibe einen Protest!' Und dann sagte er, weil ich erschüttert schwieg: ,Ich schütze nämlich die Republik!' Und aber nach fünfhundert Jahren will ich desselbigen Weges fahren."

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ,Weltbühne'

Amerika, China, Japan	1 Dollar	Jugoslawien	60 Dinar
Belgien	15 Francs	Rumänien	120 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich	12 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	$2^1/_2$ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	15 Lire	Tschechoslowakei	20 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

England, Deutschland, Frankreich

von Hans Schwann

I.

Was will Frankreich? Reparationen. Keine Sabotage der Erfüllungspolitik. Ruhe. Sicherheit für die Zukunft. „Ahnungsloser Schwärmer!“ tönt es. Die Rheinlande will es; die Zerstückelung Deutschlands; dessen dauernde politische und wirtschaftliche Ohnmacht; die Hegemonie in Europa — Alles, was es seit Jahrhunderten schon gewollt und niemals für die Dauer erreicht hat. Gut. Nehmen wir an, daß dem wirklich so ist, ziehen wir alle Möglichkeiten in Betracht, und fragen wir uns klar und nüchtern: Was können wir dem entgegenstellen?

Eine aktive Politik hat drei Mittel. Erstens Militär, das heißt: die Möglichkeit, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, also durch Krieg. Zweitens Diplomatie, das heißt: die Möglichkeit, seinen Willen durch Unterhandlungen, durch Gewinnung von Verbündeten, durch Kompromisse jeder Art durchzusetzen. Drittens Wirtschaft (worunter Industrie, Landwirtschaft, Handel und Banken in der Gesamtheit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern verstanden ist), das heißt: die Möglichkeit, seinen Gegner durch wirtschaftliche Zwangsmaßregeln so mürbe zu machen, daß er politisch mit sich sprechen läßt. Das sind die drei realen Faktoren (die gegebenenfalls auch sinngemäß kombiniert werden können) — alles andre sind im besten Fall romantische Gefühlsduseleien. Mit denen bisher allerdings versucht wurde, bei uns Politik zu machen. Das Resultat ist heute nicht mehr zu verheimlichen.

Von diesen drei Faktoren scheidet der Krieg für uns aus. Vielleicht ein Guerillakrieg? Fortgesetzte, systematische Sabotageakte? Damit mag man in Bergen und Wäldern „arbeiten“ können, aber nicht in Gebieten, wo Millionen Menschen sofort der Willkür des gegnerischen Militärs ausgeliefert sind und zu büßen haben, was Andre verbrechen.

Wie ists mit der Diplomatie? Hier stand die deutsche Politik vor zwei Aufgaben: entweder sie mußte versuchen, mit dem Gegner in direkte Unterhandlungen zu kommen, sich mit ihm direkt auf einer gemeinsamen Basis zu einigen; oder sie mußte andre Mächte für ihre Politik gewinnen, um durch deren Machtfaktoren den härtesten Gegner zu Konzessionen zu zwingen. Entschied man sich für diesen Weg, so kam es darauf an, die beiderseitigen Interessen an der Beendigung des Konflikts möglichst in das gleiche Bett zu leiten und sich darüber Rechenschaft zu geben, wie weit die Machtmittel und der Wille sie zu gebrauchen bei dem „Freunde“ reichten, um diese diplomatische Aktion zu einem politischen Erfolg führen zu können. Wäre, zum Beispiel, ersichtlich geworden, daß die Macht, von der man Hilfe erwartete, nur bis zu einem gewissen Punkt in der Ausnutzung ihrer politischen Machtstellung gehen würde, mit andern Worten, daß die letzten Konsequenzen aus einer versagenden Intervention nicht würden gezogen werden, dann durfte man seine eigne Stellung auf keinen Fall derart gefährden, daß eine direkte diplomatische Unterhandlung unmöglich gemacht wurde. Wenn die Kunst der Diplomatie

unter allen Umständen die ist, sich immer noch eine Türe offen zu halten, unter keinen Umständen aber die ist, in einer Sackgasse zu enden, dann muß man leider feststellen, daß bei unsrer Regierung diese Kunst noch in den Kinderschuhen steckt.

Der dritte Faktor ist die Wirtschaft. Durch Zollkriege, durch Einstellung lebenswichtiger Lieferungen, durch „passive Resistenz" kann bei geschlossenem Vorgehen unter stärksten Opfern aller Beteiligten zweifellos machtpolitisch außerordentlich viel erreicht werden. Man erinnere sich an die Niederzwingung des Kapp-Putsches, die auf diese Weise erfolgte; an die Aktion des I. G. B. gegen einen Krieg mit Sowjet-Rußland (1920), die zweifellos diesen Krieg verhindert hat; an die Blockade der deutschen Häfen während des Krieges, die für die Entente von ausschlaggebender Bedeutung wurde — und man wird zugeben müssen, daß in diesem wirtschaftlichen Mittel eine gewaltige Kraft liegt.

Entschloß man sich zu dem dritten Mittel, so mußte man sich wieder über zwei Dinge klar sein. Entweder man organisierte den passiven Widerstand als starres System, das, komme, was da wolle, zu Allem, was der Eindringling forderte, Nein sagte. Dann mußte man damit rechnen, daß die militärische Macht, im unmittelbaren Besitz alles lebenden und toten „Materials", Zwangsmittel in der Hand hatte, denen auf die Länge der Zeit Millionen von Menschen nicht gewachsen waren. Man mußte sich also fragen, ob ein Erfolg unter den obwaltenden politischen Machtverhältnissen möglich sei. Oder man organisierte diesen Widerstand „beweglich", das heißt: man setzte die Passivität nur dann ein, wenn dadurch der Schaden, den man dem Andern zufügte, größer wurde als der, den man selbst erlitt: dann mußte man sich bei jeder einzelnen militärischen Repressalie überlegen, ob das Nachgeben nicht klüger und für die eigne Gesamtheit vorteilhafter sei als das starre Beharren auf einem Standpunkt, der bei Einsetzung aller militärischen Machtmittel — die bis zur Hungerblockade gehen konnten — doch nicht zu halten war. Wie immer man sich aber entschied — ob für das eine oder das andre System oder für eine Kombination der beiden —: man mußte die passive Resistenz organisieren, also in allererster Linie finanzieren. Und das umso mehr, als selbst im günstigsten Falle die Vertröstung des Kriegsfinanzministers Helfferich: „Der Feind wird Alles bezahlen" hier ohne Sinn war. Oder glaubte man, durch die Bauernschlauheit, die Staatsfinanzen unter der Aktion zusammenbrechen zu lassen, um dann sagen zu können: Bedaure sehr, das Letzte ist draufgegangen, jetzt kann ich überhaupt nichts mehr leisten — glaubte man, dadurch aus dem Problem herauszukommen? Glaubte man wirklich, daß dann Frankreich betrübt nach Hause gezogen wäre und sich nicht an Allem, was nach „Sachwert" aussah, vergriffen hätte? Für so naiv darf man selbst den deutschen Politiker nicht halten.

II.

Wir wissen heute, daß das Fundament der deutschen Regierung — die Parteien — und sie selbst keinem dieser realen Faktoren Rechnung getragen haben. Dagegen wurde ein italienischer Salat aus Allem bereitet, dessen Hauptingredienzien deutsches Gefühl und flammende Proteste waren. Man erklärte Frankreich für einen Räu-

ber, dessen Fingerspitzen zu berühren sich ein Gentleman wie der Deutsche versagen müsse, weshalb man den Botschafter abberief — also grade die Instanz ausschaltete, die unter allen Umständen, bei jeder diplomatischen Aktion ergänzend hätte eingreifen müssen; abgesehen davon, daß ein Botschafter zur Sondierung der französischen Politik und öffentlichen Meinung doch nicht ganz unwichtig gewesen wäre. Man „organisierte" — ohne Geld — den passiven Widerstand, starr, bis zur letzten Konsequenz unbeugsam, ungeachtet der Folgen, die für zehn Millionen Deutscher entstanden. Man ließ die Notenpressen laufen, daß es rauchte. Die Folge davon: Sturz der Mark in den Abgrund; Verlust jedes Vertrauens sowohl in die materielle Widerstandsfähigkeit Deutschlands wie in den „ehrbaren Kaufmann" (und das in dem Augenblick, wo auf dieses Vertrauen Alles, aber auch Alles ankam); schwindelnde Preise; Wucher; Korruption. Man unterhandelte „diplomatisch" mit England, spielte dessen Haltung — die von der eignen wirtschaftlichen Lage bestimmt wurde — bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gegen die französische Politik aus, wartete mit unsäglicher Geduld vor der Türe des lieben Vetters, der mehr als einmal erklärte: Wir billigen das Vorgehen Frankreichs nicht, geben aber damit euch durchaus nicht Recht, sondern verlangen, im Gegenteil, wie Frankreich, von euch das und das! Und ergänzte dieses würdelose Spiel durch flammende Proteste und Treuschwüre an die Brüder im Westen. Ueberall, in allen Reden, Leitartikeln, Protestkundgebungen, schlug man Schaum, blies Seifenblasen, ließ sie glänzen, lies sie platzen — und blies neue. Und inzwischen hatte die Ruhrbevölkerung die Hölle auf Erden.

III.

Hat England die Macht, Deutschland gegenüber Frankreich zu helfen? Und selbst wenn es sie hat: will es sie ausüben? Darauf kommt doch Alles an. England ist sich über die Grenzen seiner Macht klar. Es weiß, daß es heute in einem Konflikt Amerika im besten Fall nur als angegriffener Teil hinter sich hat. Es weiß, daß Amerikas Sympathien auch heute noch zu einem überwiegenden Teil auf Frankreichs und keinesfalls auf deutscher Seite sind. Es weiß, daß die militärischen Machtmittel, die heute einen neuen Krieg entscheiden, auf Frankreichs Seite stärker sind. Es weiß, daß sich ein Krieg — namentlich wo man noch am alten in beängstigender Weise zehrt — weniger denn je „rentiert". Es weiß, daß bei aller Sympathie der englischen Arbeiterschaft für die deutsche jene zu andrer als pazifistischer Politik nicht zu haben ist. Es weiß schließlich, daß es, machtpolitisch betrachtet, ein Fehler war, Frankreich und Belgien allein in die Aktion gehen zu lassen, daß es den „Anschluß" verpaßt hat, und es versucht, diesen Anschluß unter Wahrung seines Prestiges jetzt wiederzuerlangen. Die Angst, daß es in der Reparationsfrage nicht mehr das entscheidende Wort mitsprechen, und daß diese vielleicht über seinen Kopf gelöst werden könnte, ist ein Hauptfaktor in der englischen Politik. Und Benesch hat in London zu offen gesprochen, als daß es sich über den entschlossenen Willen Frankreichs, unter allen Umständen reinen Tisch zu machen, auch nur im geringsten unklar sein könnte. Ganz abgesehen davon, daß das psychologische Moment der einstigen fünfjährigen Waffenbrüderschaft außerordentlich stark ins Gewicht fällt.

Wenn man sich aber dies Alles vergegenwärtigt: auf was für ein Wunder wartet man noch? „Es bleibt für uns die Tatsache bestehen, daß die englische Politik . . . mit unvermindertem Druck fortgesetzt wird, und daß unsre oberste Aufgabe ist, uns mit verdoppelter Energie zusammenzureißen, um nicht die englische Aktion durch einen Anfall von Schwäche während ihres langsamen Ganges um den Erfolg zu bringen." Das ist die Begründung Derer um das Berliner Tageblatt. Darf man vielleicht einwenden, daß die „englische Aktion", soweit überhaupt von einer gesprochen werden kann, in erster Linie eine gegen Deutschland ist? Daß Baldwin — genau wie Poincaré — auf Dinge aufmerksam macht, die nicht in dem deutschen Memorandum gestanden haben, und die das Fundament für jede Lösung des Reparationsproblems bilden: die Stabilisierung der Mark und die Herstellung des Gleichgewichts im deutschen Budget? Mit der Behauptung, Kapitulation sei gleich Chaos, dürfte dieser gordische Knoten nicht zu lösen sein. Und mit dem unentwegten „passiven Widerstand" ebenso wenig. Oder sind die deutschen Politiker so vergeßlich, daß sie sich wirklich nicht mehr an das Ende des unentwegten Krieges von 1918 erinnern? Wird man wieder warten, bis ein Telegramm aus dem Rheinland kommt: „Wenn nicht binnen 24 Stunden Verhandlungen eingeleitet werden, können wir für nichts mehr garantieren!"? Ist man dann wieder, auf Befehl einer „Obersten Heeresleitung" bereit, einen „Waffenstillstand" um jeden Preis zu schließen? Wie man die Sache auch wendet, ob man sich franko- oder anglophil einstellt, ob man an eine englische Aktion glaubt oder nicht, ob man nationalistisch oder pazifistisch denkt: Politik ist keine Sache aus dem Wunderland. Sie wird auch nicht mit dem „Glauben" gemacht, sondern Politik machen heißt: Offene Augen haben für die realen Tatsachen und Machtfaktoren und — danach handeln. Und der Kern jeder Politik ist ein Prinzip, ist Charakter. Der Kern der deutschen Politik von gestern war Geschwätz. Wird Stresemann . . . ?

IV.

Ausschlaggebend für jede Politik Deutschlands ist in der gegenwärtigen Konstellation der politischen Kräfte die Macht Frankreichs. Mit ihr hat man sich auseinanderzusetzen.

Auf drei Säulen ruht diese Macht. Erstens: auf dem Militär — der Stellung des Siegers gegenüber dem Besiegten. Zweitens: auf der Tradition — der Stellung, die sich dieses Volk durch seine Revolution, durch die Verfechtung größter menschlicher Kulturwerte in Jahrhunderten errungen hat. Drittens: auf dem moralischen Recht — der Stellung des „petit proprietère", den von den Furchtbarkeiten des Krieges die allerärgsten getroffen haben, des Volkes, das zugrunde geht, wenn es nicht einen Teil dessen, was der Krieg ihm vernichtet hat, zurückvergütet erhält.

Der erste Faktor ist der machtpolitisch bestimmende. Der zweite hat durch die Militärs und die Militaristen an der Ruhr einen schweren Stoß erlitten. Der dritte ist desto gewaltiger. Alle politischen und militärischen Aktionen, berechtigt oder unberechtigt, werden mit dieser dritten Tatsache gedeckt. Sie ist der eigentliche Propagandist Frankreichs, der eigentliche Rufer im Streit, der Sympathie-Erhalter. Durch sie wird grade die politische Haltung Amerikas wesentlich bestimmt, und jede Aktion Englands scheitert an der nicht wegzuleug-

nenden Tatsache unsrer Sabotage der Erfüllungspolitik. Man komme hier nicht mit den Milchmädchenrechnungen von hüben und drüben. Tatsache ist, daß Frankreich außer den Sachleistungen und den Besatzungskosten nichts bekommen hat. England dagegen hat fast unsre ganze Handelsflotte und die Ausnutzung unsrer besten Kolonien, Belgien, außer Sachleistungen, eine Milliarde in Gold bekommen — Leistungen, die für die Empfänger sofort produktiv wurden, während Frankreich seine alten Wunden nur ganz unzulänglich verkleistern konnte. Damit sind Frankreichs Fehler in der Verwendung jener unsrer Leistungen, sind die „Wiederaufbau-Verdienste" seiner „Kapitalisten" nicht entschuldigt. Aber unsre Fehler sind schwerer. Der Verfall des deutschen Budgets, der in der Hauptsache unabhängig von den Reparationslasten erfolgte; die völlige Passivität jeder innendeutschen Politik und Regelung; das Durcheinander von verspäteten Steuer- und falschen Devisenverordnungen; die hemmungslose Inflation; die Vaterlandslosigkeit des Großkapitals, das seine Gewinne zu neuen Investitionen verwendete und dem deutschen Staat die Lebensnotwendigkeiten vorenthielt oder hohnlächelnd in immer mehr entwerteter Mark zahlte — all dies machte jede aktive Außenpolitik unmöglich und hat nichts mit der Politik des „ehrbaren Kaufmanns" zu tun, dem nie einfallen würde, ungedeckte Wechsel zu unterschreiben. Auch Politik beginne zu Hause. Wenn wir in unserm Innern nicht Ordnung schaffen — und unter „wir" ist auch die VSPD. verstanden, die jetzt zu Unrecht Alles auf die Bürgerlichen abwälzt, und die zu Unrecht erst jetzt die seit Monaten notwendige „energische" Sprache gefunden hat —: dann haben wir uns jeder Außenpolitik zu begeben. Das Ende kann und wird dann kein andres sein als: Kuratel. Oesterreich.

V.

Diese Einsicht scheint jetzt langsam zu dämmern. Wenn die VSPD. jetzt Mühe hat, die Entwicklung zu einer neuen „Unabhängigen" zu bremsen, dann mache man sich endlich klar, daß solche Tatsachen Symptome sind, die nicht einfach mit Worten wie „Radikalismus" oder „Wirrköpfigkeit" abzutun sind. So wenig der Führer auch der Massenpsychose erliegen darf, so sehr ist er doch auch Ausdruck für die wirkliche Stimmung der hinter ihm stehenden Massen. Man soll nicht immer wieder vor Tatsachen die Augen verschließen. Es hat keinen Sinn, zu sagen: „Eine Rheinfrage existiert für uns nicht", wenn die Tatsachen, Berichte und Mahnungen aus dem Rhein- und Ruhrgebiet dagegensprechen. Wenn man den Kopf in den Sand steckt, tun die Hiebe, die man auf den dann besonders exponierten Körperteil kriegt, nicht weniger weh. Die Zeit, wo Kompensationen für die Aufhebung der passiven Resistenz im weitesten Umfang zu haben waren, ist dank der innenpolitischen Laxheit in der Behandlung des Finanzproblems endgültig vorbei. Nach den Hungerperioden, nach dem Stillstand von Industrie und Handel, nach dem Zusammenbruch unsrer Mark — daß man danach durch den passiven Widerstand noch etwas außer dem völligen Ruin der deutschen Wirtschaft und damit des deutschen Volkes erreicht, ist ausgeschlossen. Was ist zu tun? Nichts andres, als ein Memorandum an den französischen Ministerpräsidenten zu verfassen folgenden Inhalts:

In Ihrem Communiqué vom 2. August schrieben Sie: „Was den passiven Widerstand anbetrifft, wird Frankreich, wenn Deutschland ihn sofort einstellt, die mit der Sicherheit der Truppen und Ingenieure und der Ausbeutung des Pfandes zu vereinbarenden Aenderungen vornehmen." In Ihrer „Instruction" vom 14. Juli betonen Sie ferner, daß Sie bereit sind, der Rückkehr „eines großen Teils von subalternen Beamten und Eisenbahnangestellten, die ausgewiesen worden sind", nichts in den Weg zu legen, und daß nur Diejenigen nicht begnadigt würden, die „eines Mordes oder eines Sabotageaktes schuldig sind", oder „die zu Aufruhr und Streik aufgerufen haben". Wir nehmen an, daß mit diesen „Aenderungen" die im französisch-belgischen Pakt umrissene „Unsichtbarmachung der Besatzung" gemeint ist, in welchem Fall wir sofort den passiven Widerstand aufheben würden. Wir ersuchen Sie, uns die Richtigkeit dieser Annahme zu bestätigen und uns gleichzeitig mitzuteilen, wann Ihnen der Besuch unsres neu ernannten Botschafters genehm ist, damit die Regelung der noch offenen Fragen, die aus dem Ruhrkonflikt selbst entstanden sind, sowie des gesamten Reparationsproblems zum mindesten umrissen werden kann. Wir gestatten uns noch, darauf zu verweisen, daß wir eine Abschrift dieses Schreibens an alle beteiligten Mächte gesandt haben.

VI.

Wie die Dinge heute liegen, ist ein derartiger Schritt in jedem Falle die einzige Möglichkeit, um aus dem Elend herauszukommen. Das Chaos, das die Meisten von der Aufhebung des passiven Widerstands und damit der zeitweiligen Anerkennung Frankreichs als „Pfänder-Verwalter" befürchten, wird bei längerer Dauer des passiven Widerstands ja doch unter allen Umständen eintreten. Die Gegensätze werden dann immer weniger überbrückbar sein; die Finanzierung wird immer unmöglicher werden; das Ende der Besatzung wird unabsehbar sein; die Gefahr schließlich wird immer näher rücken, daß die Bevölkerung dieser Gebiete sich dorthin wendet, wo sie zum mindesten das nackte Leben gesichert erhält. Und das innenpolitische Chaos wird bei energischer Durchführung, hinter der alle maßgebenden Parteien zu stehen haben, aufgehalten werden können. Ist dieser Schritt gemacht und zeigt sich dann, daß diejenigen Kräfte des französischen Volkes, die nur Reparationen zu erhalten wünschen, und denen jede imperialistische Nebenabsicht fernliegt, auch in der Person des Ministerpräsidenten einen Sachwalter haben: dann wird der Weg nicht ins Chaos, sondern, wenngleich unter großen Opfern, ins Freie führen. Sollte sich aber das Gegenteil erweisen und den Sieger der Machtrausch benebeln: dann wird kein passiver Widerstand und kein England ihn hindern, sein Ziel zu erreichen. Die Zeit ist zu weit vorgeschritten, die Kräfte sind zu sehr zermürbt — und es gibt nichts andres, als an das Wort des französischen Ministerpräsidenten, hinter dem eine Nation steht, zu glauben. Conditio sine qua non aber ist die Sanierung der deutschen Finanzen, an der bisher Alles versagt hat. Versagen Regierung und Reichstag auch hier wieder, wird wieder nur Flickarbeit geleistet: dann — nun, dann wird es nach all diesen Schrecken ohne Ende ein Ende mit Schrecken geben.

Regierungsumbildung von Tyrus

„Wir sind allein." Mit diesen drei Worten hat Cuno den Schlußstrich unter seine Kanzlertätigkeit gezogen. Die Vereinsamung Deutschlands, im gefährlichsten und unheilvollsten Stadium der Entwicklung seiner Nachkriegspolitik, ist das Ergebnis der Bemühungen Cunos und seiner Mitarbeiter. Dabei hatte man fast den Eindruck, als ob Cuno gar noch stolz wäre auf ein Armuts- und Unfähigkeitszeugnis, wie es kein Kabinett je sich hat ausstellen müssen. Und im Reichstag schwang Niemand sich zu dem Zwischenruf auf: Warum sind wir allein? Was hat das Kabinett, was hat der riesige, kostspielige Apparat des Auswärtigen Amtes getan, um solcher Vereinsamung vorzubeugen, um uns Beistand, wenn auch nur moralischen und diplomatischen, zu suchen? Solche Zwischenrufe könnte man sich in der französischen Kammer vorstellen, vielleicht auch im englischen Parlament. Im Deutschen Reichstag sind sie leider unmöglich, denn da herrscht, auch in den Tagen der schwersten Prüfung, eine dicke Luft der satten Selbstgerechtigkeit und des Grolls gegen alle Andern, die immer im Unrecht sind. Durch diese Atmosphäre dringt kein rettender Strahl der Selbsterkenntnis.

Nun ist Cuno wirklich — nein, er ist nicht gegangen: er hat sich hinauswerfen lassen. Auch der letzte kümmerliche Rest von Würde und Scham, den man bei einem Kanzler vermuten sollte, hat ihm gefehlt. Oft genug hätte er Gelegenheit zu einem einigermaßen guten Abgang gehabt. Er hätte bei Zusammentritt des Reichstags sofort eine scharfe und klare Vertrauensfrage stellen und dann zurücktreten können. Er hätte nach der Annahme der Steuergesetze den Präsidenten ersuchen können, die Arbeit, die der Reichstag unter seiner Aegide zum Abschluß gebracht hat, nun in andre Hände zu legen. Er hätte, als die ersten Wetterzeichen aufzuckten, sofort weitreichende großzügige Maßnahmen in die Wege leiten können, von denen die erste die Herbeiführung der großen Koalition gewesen wäre. Nichts davon hat er getan. Er hat gewartet, bis aus der Masse des arbeitenden Volkes heraus der Ruf erscholl: Weg mit Cuno — oder wir bringen den ganzen Wirtschaftsmechanismus zum Stillstand! So lange hat Cuno mit seinem ganzen Kabinett gewartet, und damit ist er wenigstens den Traditionen deutscher Kabinette treu geblieben.

Nun hat das Kabinett Stresemann sich bereits dem Reichstag vorgestellt und hat seinen ersten parlamentarischen Erfolg errungen, der ihm von allen Freunden der Republik zunächst gegönnt werden wird. Aber die Gewohnheit will, daß wichtige Teile des Regierungsmechanismus außerhalb des eigentlichen Kabinetts erst im Lauf der Wochen nach der Kabinettsbildung eingefügt werden, und von diesen Faktoren wird schließlich doch abhängen, wie die augenblicklich allein wichtigen Probleme gelöst werden: die Reparationskrise und die Ruhrbesetzung.

Das Kabinett Cuno hat — leider mit Zustimmung der durch eine törichte und lügenhafte Pressetechnik irregeleiteten Bevölkerung — zwei Begriffe mit einander verwechselt und deshalb das Pferd am Schwanz aufgezäumt. Man hat mit Propaganda Politik machen wollen, das heißt: man hat nur Propaganda betrieben und keine Politik. Die wenigen politischen Köpfe im Auswärtigen Amt und im Reichstag

sind aus dem Spiel ausgeschaltet gewesen, und die propagandistischen Maulhelden kamen aus den Nestern, in die sie sich nach dem Zusammenbruch verkrochen hatten, scharenweise an die Staatskrippe geeilt. Der erste Schlüsselbeamte dieser Staatskrippe war leider, für solch eine gefährliche Zeit, der denkbar ungeeignetste Mann.

Hamm, einst Protokollführer Eisners, später bayrischer Handelsminister, war (selbstverständlich neben Helfferich) die Seele der Regierung. Hamm war Cunos zweiter böser Geist. Hamm ist weg. Aber der ganze Kometenschweif von Stellenjägern und die andern Parasiten, die sich an seine Rockschöße gehängt haben? Zum großen Teil sitzen diese Leute in der Presse-Abteilung, wo sie sich so breit machen, daß selbst Friedrich Heilbron, der Untertan wie er im Buche steht, gelegentlich bescheiden mit den Ketten zu rasseln sich erlaubte. Wie im Friedrich-Leopold-Palais, so haben sie sich in unzähligen, teils zur Reichspressestelle, teils zur Reichskanzlei mehr oder weniger „ressortierenden" Stellen etabliert: in der ‚Reichszentrale für Heimatdienst', in ‚Rhein-Ruhr' — wer zählt die Völker, nennt die Namen! Dort werden die „Ruhrpfennige", die sich zu Milliarden angesammelt haben, verbraucht. Und was dabei fehlt, wird aus direkten Reichsmitteln, teils mit, teils ohne Wissen des Reichstags, ersetzt. Da werden Ballen von Propagandaschriften gedruckt, deren Wirkung nur Denjenigen wohltut, die sie schreiben, die sie drucken, und die sie verschicken. Denn diese verdienen daran. An die Stellen, für die sie berechnet sind, kommt nur ein kleiner Teil. Und wenn wirklich einmal die plumpen Witzblätter in deutscher und französischer Sprache (sogar die edle Pornographie hat man für diese Zwecke dienstbar gemacht) in das neubesetzte Gebiet dringen, so bringen sie Denen, die sie hineintragen, Verderben in Gestalt von Verhaftung und Kriegsgerichtsprozessen. Man muß diese Presse-Erzeugnisse gesehen haben. Kein Wort ist hart und scharf genug, um die Art zu kennzeichnen, wie man in der Zeit der schwersten Not Politik zu machen versuchte. Und was mit der Herstellung von Druckerzeugnissen nicht verbraucht werden konnte, das machte man mit Dienstreisen. Tausende von Dollar und Franken wurden für Propagandareisen gegeben an Leute, die ihr Lebtag weder mit dem Ruhr-Gebiet noch mit dem Ausland wirklich Fühlung gehabt haben, und man fragt sich, was hier größer ist: das Maß der Dummheit und der Korruption, das die Dinge anstiftete, oder des Harms, den sie nährten.

Wird der Kanzler, dem schon als Parteiführer immer ein stattliches Heer von Stellenjägern gefolgt ist — das er allerdings im rechten Augenblick immer abschütteln konnte, wenn er sie nicht grade brauchte —, wird er die Kraft haben, diese Leute in die Wüste zu schicken? Er hat vor Cuno sicherlich ein sehr beträchtliches Maß politischer Klugheit und Taktikergeschicklichkeit voraus, und er wird nicht dulden, daß sein Kanzlei-Chef, wie Hamm, auf Alles hereinfällt. Er wird sich wohl nicht so leicht imponieren lassen und nicht pure Betriebsamkeit mit Tätigkeit verwechseln. Denn Stresemann ist schließlich doch ein alter Routinier im politischen Spiel. Man sollte also hoffen.

Aber Staatssekretär seiner Reichskanzlei ist der ehemalige Legationsrat im Auswärtigen Amt Werner von Rheinbaben geworden. Rheinbaben ist nicht nur Mitglied der Deutschen Volkspartei — die

Geschichte der Erringung seines Mandats wird noch in manchem Gedächtnis sein —: er ist auch Marineoffizier aus der berühmten Schule Tirpitz, Intimissimus von Hans Humann, dem Zeitungsgeneraldirektor von Stinnes. Er war eine Zeitlang im Zentralbureau der Deutschen Volkspartei. Er ist „Propagandist". Kein Wunder, daß bereits die Gleichgesinnten in Uniform und in Zivil, die Lösch, Stein, Spikernagel, Cremer sich wieder als Herren der Lage fühlen. Einige zitterten bei Beginn der Kabinettskrise. Sie wurden vom horror vacui erfaßt. Das dauerte jedoch nicht lange. Jetzt werden ihre Dienste schon wieder geschätzt, teils diät, teils mit Diäten. Lasciate ogni speranza . . .

Nachruf auf Cuno von Bracke

Cuno steigt in die Arena.
Mensch, wie er, so kann es Keena.
Cuno wird das Tau schon ziehn!
Er drehts Ding nicht — 's Ding dreht ihn.

Cuno stemmt mit Pappgewichten.
Cuno wird die Zwietracht schlichten.
Geht die Sache noch so schief:
Cuno ist und bleibt passiv.

Steigt der Dollar in die Puppen:
Cuno'n kann das nicht verschnuppen.
Er verschenkt zum Schleuderpreise
Pfund und Dollar scheffelweise.

Cuno, das ist unser Mann.
Cuno regt den Spartrieb an.
Jeder Arbeit wird ihr Lohn:
Eine Mark gleich 'ner Million.

Steuernstundung, Markkredite:
Alles für des Volks Elite.
Stinnes singt von steiler Höh
in den Alpen: Safe qui peut.

Cuno pirscht auf Nietzsches Fährte:
Unterwertung aller Werte.
Cuno sagt aus Karten wahr.
Was er nicht zahlt, zahlt er bar.

Cuno spielt für uns Patience
mit Kanonen, Gas und Tanks.
Treibts Poincaré idiotisch:
Cuno schafft es mehr auf gotisch.

Cuno ist für Alles gut,
Cuno hebt gesunknen Mut,
senkt die Mark von Etsch bis Belt
unter Alles in der Welt.

Steigt ins Walhall deutscher Geister
Cuno jetzt, der Währungsmeister —
laßts nicht zur Verzweiflung treiben:
Helfferich, er wird uns bleiben!

Gotteslästerung von Fritz Reck-Malleczewen

Ich erinnere mich aus newyorker Tagen jener Stunden, wo ich, auf der Brooklyn-Brücke stehend, die Fabriken sich entleeren sah. Ich hatte immer von der Jugendkraft des Amerikanismus gehört.

Beim großen Gott des Himmels: nie habe ich in solchen Massen verwüstete, zu Schlacken verbrannte Menschheit gesehn wie damals.

Das biologische Kraftpotential, mit dem der Mensch auf die Welt kommt, hat sich seit dem Beginn der Weltgeschichte, will sagen: seit unsrer Kenntnis des Menschen, nicht geändert. Und bislang ist jeder Versuch gescheitert, dieses Potential zu ändern.

Die Maschine aber schöpft mit jeder Vervollkommnung, die sie erfährt, immer gieriger aus diesem Reservoir, öffnet immer weiter seine Abflußhähne und verkürzt notwendigerweise so das Leben der jeweiligen Generation. Der Erfinder des Telephons glaubte vielleicht wahr und wahrhaftig, mit seiner Erfindung menschliche Zeit für menschliche Freude frei zu machen. Die Resultate liegen denjenigen Psychiatern vor, die in ihrer Sprechstunde Telephonfräuleins behandeln. Die amerikanischen Börsenmenschen hatten vor der Erfindung der drahtlosen Telegraphie auf einer Reise über den Atlantic volle sechs Tage Ruhe vor Ohio- und Baltimore-Kursen. Jetzt . . .

Wird ein Setzstuhl vervollkommnet, so wird aus dem gesamten Personal, vom Redakteur bis zu den Zeitungsfrauen, „mehr herausgeholt". Die Maschine mordet auf eine leisere und kraft ihrer Humanitätslüge weit grausamere Weise als alle Pestepidemien, Hexenbrände und Kriege des Mittelalters.

Da nun der Trieb zum Leben unbändig und ewig ist, so ist für die nahe oder ferne Zukunft unausbleiblich, daß die Menschheit ihren Mörder beseitigt. Es gibt vor diesem Ziel kein Ausweichen: die Maschine ist das Absolute, das entweder die Welt beherrscht oder überhaupt nicht da ist. Der Kompromiß, „durch Ueberwindung der Maschine" zum Herrn über sie zu werden, scheint mir in einem sächsischen Gehirn entstanden zu sein.

Es gibt nur diese beiden Wege: entweder die Menschheit legt im Laufe von vielen Jahrzehnten die Maschine ermüdet aus der Hand — oder sie zerbricht in einer Kette von Krampfzuständen den Peiniger und gelangt zu neuen (wahrscheinlich religiösen) Lebensmittelpunkten. Seit dem Weltkrieg glaube ich an das langsame Verfahren nicht mehr. Das große X, das hinter der Weltgeschichte ist, hat sich seit 1914 zur blutigen Operation entschlossen, und dieses X ist in der Wahl seiner Mittel ungeheuer konsequent. An diesem Endziel aber wird auch dann nichts geändert werden, wenn der Tumor „Technik" sich in den nächsten Jahrzehnten zu gewaltigen Dimensionen aufblähen sollte.

In diesem Einen hat Spengler unrecht: die Welt zerfällt nicht mehr (wie er annimmt) in chaotisch-junge und in zivilisiert-überalterte Völker. Die Technik hat Japan „überwunden" und China längst angefressen. Die Front zwischen Mechanisierung und Seele teilt heute jedes beträchtliche Volk. Und es mag den Troglodyten, die heute die Ewigkeit der augenblicklichen technischen Phase verkünden, getrost belassen sein, daß die „Seele" vor der Hand unsichtbarer ist als der Diplom-Ingenieur. Gustav Landauer, der (meines Wissens als

einziger Sozialist) die Brüchigkeit der technischen Idee durchschaut hat, liegt in der Tat in seinem Grabe. Trotzdem wird es in einem Jahrhundert nicht einen Krieg der Nationen geben, sondern einen Krieg zwischen Denen, die an die Technik, und Denen, die an etwas Andres glauben. Wahrscheinlich an Gott.

Die Ingenieure, kluge und achtenswerte Leute, denen man die Todfeindschaft von Maschine und „biologischem Potential" entgegenhält, fangen an dieser Stelle rettungslos zu schwatzen an. Meistens von Arbeitsteilung. Als ob es für die Tatsache der seelischen und mithin auch der körperlichen Zermürbung nicht von tödlicher Belanglosigkeit wäre, daß A. am Tage 100000 mal auf eine Niete hämmert, während B. 10000 Nietenhiebe austeilt und außerdem 300 Schrauben anzieht.

Die Ingenieure halten sich für die ersten und einzigen menschlichen Erscheinungen, die unüberwindlich sind. Obwohl sie noch in keinem einzigen Fall eine Naturkraft haben ändern oder aus der Welt schaffen können. Es sind zwar unzählige technische Kulturen zerbrochen. Aber der Elektromotor ist ewig. Man führe sie also in Massen auf das peruanische Hochplateau, wo eine technische Kultur in Trümmern liegt, gegen die die heutige ein Ramschbasar ist.

Das Volk der Dichter und Denker andrerseits ist für das offenbar in Leipzig oder Zwickau erdachte Prinzip des Mittelweges. Die Deutschen lesen gegenwärtig Dostojewski. Aber sie wollen doch dabei an der Zentralheizung und am Flugzeug festhalten. Sie wollen wohl zu den Göttern fliegen, aber sie wollen diesen Flug mit dem Benzinmotor antreten. Ohne zu bedenken, daß sie in der Tat bis zu jener Grenze kommen werden, wo der Aether beginnt und die menschlichen Darmgase aufhören.

Rußland ist das einzige Volk, das das Kreuz auf sich genommen und (ohne es zu ahnen und vielleicht sogar mit entgegengesetztem bewußten Wollen) seine Exportindustrie zerbrochen und Kerenski zu seiner verhaßtesten Gestalt gemacht hat. Umgekehrt wie die Franzosen, die einst die Menschenrechte erklärten und zum Schluß bei dem Recht der Rente von 20000 Livres anlangten.

Ein Engländer, nach dem Sinn der russischen Revolution befragt, erklärt ehrlich, daß er den Prozeß nicht verstehe. Im übrigen hält er den Mund.

Der deutsche Journalismus untersucht, ob auf dem Newski-Prospekt schon wieder Holzpflaster liegt, und ob in Moskau schon die Wasserklosetts funktionieren. Ich stelle mit Entsetzen fest, daß heute in Deutschland Niemand weiß, ob in Rußland der Mir noch besteht oder nicht. Eine Frage, von der in einigen Jahren vielleicht schon das Schicksal Europas abhängen wird.

Einwand des Herrn Professor Schwitzgäbel: „Sie sind weder Techniker noch Volkswirtschafter — Sie sind ein Dilettant. Sie übersehn vollkommen, daß Stinnes bereits . . ."

Zu dieser Revolution von Hebbel

Wenn eine Revolution verunglückt, so verunglückt ein ganzes Jahrhundert, denn dann hat der Philister einen Sachbeweis.

Der Prinz von Homburg von Arnold Zweig

Märkische Erde unter südliche Sterne gehoben — das ist das Klima des ‚Prinzen von Homburg'. Nirgends ist Kleist mehr er selbst, nirgends zugleich reiner, beruhigter, männlicher als hier, und so strahlend von Dichterschaft und -kraft, daß ein rauschartiger Jubel uns umfängt, wenn uns der letzte Akt entläßt. Der ‚Prinz von Homburg' kommt dem Ideal des Dramas am nächsten, als das wir ‚Lear' oder ‚Macbeth', ‚Othello' oder ‚Hamlet' anerkennen. Mit dem Geniegriff der Eingangsszene legt sich uns die Seele des Helden geöffnet hin, zugleich damit aber jede Voraussetzung für die wahre Anteilnahme an ihm, die Gespanntheit des Herzens, nicht des Kopfes, welche dramatische, ja dichterische Spannung allein ist. Von nun an steht im Hintergrunde aller Ereignisse, sie alle beschattend und erhellend, unsre tiefe und zärtliche Anteilnahme an diesem Jüngling, welchem Ruhm, Liebe und Erfolg als Einheit in der Gestalt Nataliens feierlich und verheißend vom väterlichen Oheim, dem Großen Kurfürsten, über alle Ereignisse der nächsten Tage hin erhoben, ja versprochen worden ist — versprochen nicht durch Wort, sondern durch eine fast sakrale Handlung, ein Zeigen und Wiederentreißen, Verschließen. Wer solch eines Eingriffs in eine junge Seele sich vermißt, als sei er ein verkleideter Gott, der trägt den größern Anteil an den Folgen: die Taten dieses Jünglings sind mehr seine Taten, und er der Letzte, der sie unterm Gesetz des strengsten Maßes richten darf. Das ist mit dieser ersten Szene stark gegeben und kommt nur darum nicht ganz unleugbar zum Aus- und Eindruck, weil Kleist den Großen Kurfürsten erst spät nach seinem vollen Sein enthüllt. Lear oder Macbeth, Richard III. oder Brutus sind uns von Anfang an nach ihrer wesentlichsten Seite dargeboten, und dunkel nur, sofern sich ihr Wesen immer breiter und tiefer entfalten kann; vom Großen Kurfürsten aber wissen wir um ein Gran zu wenig, um seines Wesens, und damit des guten Ausgangs dieser herrlichen Komödie, von allem Anfang an vollständig sicher zu sein. Dies ist der einzige Mangel am Homburg, von ihm her rührt die einzige Hemmung seiner Wirkung, und auch er hat als Kehrseite eine Tugend: verstärkt sich doch durch ihn, wie Moritz Heimann gelegentlich subtil darlegt, unser Gefühl der fruchtbaren lebensgleichen Undurchsichtigkeit, die uns Begeisterten den Großen Kurfürsten so sehr als wirklich, so ganz als Menschen entgegenstellt. Denn dieses Drama ist, wie der ‚Kaufmann von Venedig' und ‚Maß für Maß', der höchste Typus der Komödie: das Leben der Menschen, voll überschaut, als Gegenstand der Rührung und des Lächelns eines Gottes, der sie, Zwitter aus Geist und Leben, nicht anders schaffen konnte, als sie sind. Es gibt als Kunstgattung im strengsten Verstande kein „Schauspiel"; was sich so nennt, ist entweder ein Trauer- oder Lustspiel, dessen Dichter sich aus Wesensgründen zu voller Entschiedenheit der Betrachtung nicht überzeugen konnte — eine typisch deutsche Künstlerqual; hier ist es eine Shakespearische Komödie jenes letzten höchsten Typs, der durch keine menschliche Schau übertroffen werden kann.

Von dem im ernstesten Augenblicke heiterkeitumleuchteten „Wenn ich der Dey von Tunis wäre“ bis zum erhabenen „Geh, junger Held, in deines Kerkers Nacht“ umfaßt dies schönste deutsche Drama ein wundervolles Spektrum menschlicher Farben und Schattierungen. Und doch bekommt es seine ganze sehnsüchtig-erfüllungsträchtige Wärme von einem einzigen menschlichen Verhältnis her: von Homburg zum Kurfürsten spannt sich, in Liebesverehrung, Entfremdung und endlich umso echterer Liebe, eine Sohn-Vater-Beziehung, im Stücke zwar nur gleichnisweise ausgesprochen, im Verhältnis der beiden Protagonisten zu einander aber, und in Kleists Blick darauf und auf die Beiden, voll vorhanden: handelt denn der Kurfürst am Prinzen nicht, als erzöge er sich den würdigen Thronfolger? und erfährt der Prinz nicht auch das leidenschaftlich Väterliche dieses furchtbaren Erziehers, wenn ihm ganz am Ende der hellaufbrechende Moment des großen Erkennnens die Sinne nimmt? Nur ein Frühverwaister konnte sich solche Vatergestalt erträumen, nur seine Sehnsucht, aus Entbehrung quellend, ihr diesen Grad höchster Realität und Idealität zugleich geben — wie dieses Paar ja auch von einem Vierunddreißiger gestaltet wurde, der in sich noch den Sohn und schon den Vater vorzufinden in der Lage war, jenen in der eignen Existenz, diesen der Möglichkeit nach und als Wunschbild, „ein Kind zu zeugen“ und, füge man hinzu, zu erziehen, um an ihm, dem verjüngten Selbst, wieder gutzumachen, was am eignen Kind-Ich vom Leben, das ihm den Vater so früh nahm, und auf andre Weise noch, gesündigt worden. Denn als Gestalt ist dem Kurfürsten, obwohl er keinen Augenblick der Held des Stückes wird, eine Ausnahmeexistenz in Kleists ganzem Werke zuteil geworden. Wir können uns bei Shakespeare — so losgelöst von ihren Stücken haben seine großen Gestalten ihr rundes Leben in uns — ganz leicht eine Szene ausdenken, in der Falstaff und Hamlet sich am Hofe Lears begegnen und sich über die Kindertorheit des Alten, jeder auf seine Weise, bitter oder zynisch ergehn, oder eine andre, in der der Bastard Faulconbridge und Percy Hotspur, der eine als Angreifer Macbeths, der andre als sein Verteidiger aus Trotz, in der letzten Schlacht des anrückenden Birnamwaldes mit einander handgemein werden, bis Macbeth selbst sich einmischt. Aber nur den Großen Kurfürsten können wir uns gleich frei von seinen Bedingungen vorstellen — und ihn nicht einmal in andre Stücke Kleists treten lassen, weil er sie alle durchbrechen würde.

Umso meisterhafter bleibt die wundervoll unablenkbare Innehaltung des moralischen Gleichgewichts im Stücke. Homburg siegt, indem er in Glanz steigt. Er siegte aber auch und stünde in Glanz, wenn das Urteil vollzogen, er unterginge. So hoch steht für jeden Unbefangenen das intuitive Handeln im Werte, weil der Dichter diesen Wert so unerhört zart und richtig gefühlt, ins Grundgleichgewicht des Dramas eingebettet und dargestellt hat — nicht als Problem oder gar als These, sondern als ethische Voraussetzung. So nämlich allein steht die Frage hinter dem Drama, was wertvoller sei: der intuitiv Handelnde, der frei aus entflammtem Gefühl tuende Mensch, oder das Ge-

setz, der weise errechnete Erfolg. Von vorn herein sagt die Logik des Herzens, daß der freie Mensch unbedingt der höhere Wert sei, nicht nur an sich, sondern sogar für den praktisch-staatsmännischen Erfolg, und Kleist sagt es auch, mit den beredten Lippen seines entzückenden alten Kottwitz, in jener herrlich gesteigerten Erörterung, die an den Platz, an dem sie steht, gestellt zu haben allein schon das Karat des shakespearebürtigen Dramatikers verrät. Denn Staatsgesetz ist um des Menschen willen gemacht worden — des zentralen, des ganzen, des begeistert-entflammten Menschen, wohlverstanden — und nicht wird der Mensch um des Staates willen gemacht. Plötzlich aber stellt sich das Gesetz als geistiges Prinzip dem anarchischen Ich gegenüber: und gewinnt uns! und mit Recht! und nimmt überhand! und wird von diesem Kurfürsten, diesem Vater, verkörpert! Aber unsre Trübung hält nicht vor, weil, grade auch in der Todesfurcht, der Prinz sich so voll Leben, aus so besonders menschlich vibrierendem Metall erweist, daß er das Anarchische in sich, das kleine Ich, soweit es ihn etwa in Oberflächezonen regierte, in seiner eignen Glut verbrennt, sobald Großartigkeit der Seele ihm gegenüberspielt: die Entscheidung, ihm selber anvertraut, befreit ihn zum heroischen Opfer, zur Anerkennung jenes erzrepublikanischen Gefühls, daß das Wohl des Vaterlandes, dieser Wiege von Generationen, und die Verantwortung vor ihm, vor der Idee, vor der Zukunft, höchste Pflicht jedes Führers sei: und erfüllt damit das Gesetz, nimmt ihm das Recht, weiter zu drohen, macht auch den Kurfürsten frei, groß zu handeln, und stellt das ursprüngliche Gleichgewicht wieder her, weil jetzt in beiden Schalen beide Gewichte liegen und unser Herz für beide schlägt.

Zwiebelflunder von Hans Reimann

Wo man dazu verurteilt ist, ein Vierteljahr lang hilflos in einer Klinik zu liegen, bleibt einem nichts übrig, als den lieben Gott einen äußerst frommen Mann sein zu lassen. Man kann aber auch lesen. Dies hab ich ausgiebig getan; namentlich in den Nächten, die in Kliniken dreimal so lang sind als anderswo. Von Walter von Molo und vom neuzeitlichen Salong-Struwwelpeter Bonsels wurde kein Gebrauch gemacht. Dafür kam Knut Hamsun immer und immer wieder zu Ehren, und auch der herrliche ‚Marques de Bolibar‘ (Verfasser: Leo Perutz) trat aus dem Buchstabendickicht hervor. Und einen ganzen Haufen Gedichtbücher habe ich mir einverleibt. Und da muß denn nun endlich einmal gesagt werden, daß es in deutschen Landen summa summariter drei große Lyriker gibt, unter der jungen Generation. Das sind Felix Brazil, Friedrich Schnack und Wilhelm Klemm. Als Vierter rangiert Schiebelhuth, bei dem leider vielzuviel Kaupelei im Spiele ist. (Subjektive Meinung. Wie das übrige hier Ausgesprochene. Beileibe keine apodiktischen Urteile.) Felix Brazil, der Autor der (bei Paul Steegemann in Hannover erschienenen) ‚Satanspuppe‘ wünscht als nichtexistent im Eigensinn betrachtet zu werden, und ich bescheinige ihm gern, daß er dazu berechtigt ist, insofern seine Opera Ausgeburten eines neben sich wie neben der Mitmenschheit phantasierenden, ero-

tisch gedüngten, vor ewiger Verwundernis platzenden Windbeutels sind. Von Wilhelm Klemm führe man sich ‚Traumschutt' zu Gemüte (bei obigtem Verleger erschienen), und von Schnack lege man sich ‚Vogel Zeitvorbei' zu (Verlag Jakob Hegner zu Hellerau). Schnack ist ohne Kaleika, ohne faulen Zauber, ohne die gottverdammten Ballungen, volksliedhaft mitunter, von ruhigem Atem, männlich und gütig. Dudelsack, Orgelton und Paukenwirbel. Einer der Wenigen, die Banalstes reimen dürfen: und es flammt auf in unerklärlichem Erstmalsein. Nicht so Grete Gulbransson, deren brave Gedichtlein vom Musarion-Verlag in München auf allzu gediegenes Papier gedruckt und von Olaf, dem im Sande Verlaufenden, mit gradezu lachhaft primitiven Kriekeleien geschmückt wurden. Vor Magenschwäche griff ich zu Gustav Freytags ‚Soll und Haben', was mir würzige Tränen in die mandelförmig geschnittenen Augen trieb ob der garantiert ff. guten, alten Zeit. Und daraufhin versenkte ich mich in Coopers ‚Lederstrumpf', den ich dringentlich empfehle, obschon er Ferrys ‚Waldläufer' nicht im entfernten erreicht. Bedauerlicherweise entfacht dieser von Professor Dr. H. Th. Kühne phantastisch-phantasielos ins Deutsche herübergezerrte Roman infolge seiner Kleinkalibrigkeit (Reclams Typen schreien nach Vergrößerung!) Entzündungen der Bindehaut. Ha, aber welch Labsal spendete dem erschlafften Nervensystem der ‚Deutsche Hausfrauenkalender für 1923'! Frieda Schanz wird angeweihraucht, daß die Englein quietschen; Entfettungstabletten und Lesefrüchte rollen, sinnig gemischt, vor deine Lachmuskeln; Gedichte für Polterabend und ähnliche Trauerveranstaltungen wärmen Herz und Hand, und vollends meine unvergeßliche Hedwig tritt persönlich auf den Plan, indem sie das süße Geheimnis ausplauscht, wie ihre Rrrrromane entstehen tun. Alma Johanna Koenig befleißt sich vergebens, das Gegenteil meiner dereinst im ‚Hammer' mir behufs Wiedergeburt des Vaterlandes offiziell anverlobten Hedwig zu sein, und fetzt in 77 Kinobildern die Theodora aufs Papier, ohne zu erschüttern. Trotz zentnerschwerer Geschehnisse läßt das (im Rikola-Verlag erschienene) Buch eiskalt. Kein Tempo, kein Rhythmus, kein Stil. Statistiker werden freundlich ersucht, festzustellen, wie oft das Wörtchen „nackt" auftaucht. An solchem weiblichen Karl Hans Strobl gemessen, wächst der Wert Kuni Tremel-Eggerts in den Himmelsdom. Der auf gediegene und graphisch wie typographisch einwandfreie „Aufmachung" stets bedachte Verlag Albert Langen hat zwei Bauernromane der Tremel-Eggert herausgebracht, die an Ludwig Thoma (no? . . .) gemahnen. ‚Sanna Spitzenpfeil' birgt ein klassisches Kapitel: die Geschichte der kleinen Wett (Elisabeth); spielt unter Bauern und Flößern, hat einen infolge Schulaufsatzhaftigkeit verkorxten Schluß und darf als Hymnus auf den Frankenwald aufgefaßt werden. Fern sei es von mir, Epigonokokken zu suchen. Strobl und Thoma beiseite. Doch da ist Peter Schröder, der Hamsun ohne Hamsun. Der Mann bringt das Kunststück fertig, eine Simplicissimus-Skizze zu einem kompletten Buch totzuwalzen. Ich warne vor dem ‚Sprung in den Sonnenkringel' und vor ‚Guten Abend, Marie', wenngleich beide Bücher hierorts von ansonsten zuverlässiger Instanz empfohlen wurden. Jawohl, auch Bernhard Kellermann hat nach Noten gehamsunt (‚Meer', ‚Yester und Li'!); Peter Schröder sollte erst einmal lernen, Kellermännchen vor Hamsun zu machen. Statt auf (beispielsweise) ‚Victoria', die köst-

lichste Liebesgeschichte der Weltliteratur, zurückzugreifen, hat er gesegelfoßt — quod licet Jovi, non licet Petro Schroederio. Und da wir zufällig bei Zweithändern weilen: anstatt die ‚Reise ins Blaue' zu lesen (Autor: Wolfgang Goetz, Verlag: Hyperion), nehme ich lieber den richtigen Wilhelm Schäfer zur Hand.

In Kurt Wolffs Verlag erscheinen die gesammelten Werke Emil Zolas, der meines Wissens „Emile" geheißen und zu heißen hat. Drei Bände (‚Rougon-Macquart') habe ich mir einverleibt, ohne zu dem Vorfall etwas zu bemerken. Den von Kurt Wolff forcierten Charles-Louis Philippe (dessen ‚Bübü' . . . Hut ab!) halte ich für überschätzt Und für schmählich übersetzt. Bleiben wir im Lande. Ein kleines Jubelgeschrei für Max Brod, den Autor von ‚Schloß Nornepygge' (das Ihr Alle wieder einmal zur Hand nehmen solltet!). Sein neuer Roman ‚Franzi' (Kurt Wolff, Verlagszeichen von Emil Preetorius) besteht aus einem einäugigen Cousin, einer Dame ersten Grades, einem Kanari, einem Papagei, einer mysteriösen Villa, einer blaugefrorenen Beziehung zu einem ältlichen Frollein, der Verluderung eines korrekten Herzens und der Franzi, die Mascha ist, die Sary ist. Bis Seite 134 wurde das Buch zwischen 39 und 93 Grad Fieber niedergeschrieben. „Wer Glück hat, hat es nicht nur für sich, sondern auch für Die, denen er helfen will", verkündete Brod einst in der ‚Weltbühne'. Nun, in ‚Franzi' hat der Vize-Brod allerhand Hände voll zu tun, auf daß seine Sünden nicht zum Heil ausschlagen. Indessen: sind es Sünden?

In der Serie ‚Die Groteske' erscheinen drei neue Bände (Kurt Wolff): von Hans Reimann eine Parodien-Sammlung, Karl May bis Max Pallenberg umfassend, und von meinem heißgeliebten Ringelnatz die vermehrten und gesiebten ‚Turngedichte' und der ‚Kuttel Daddeldu', beide von Karl Arnold herzerquickend illustriert. Nun noch ein begeistertes Geschrei für Ludwig Bechsteins ‚Hexengeschichten', die Meyrink im Rikola-Verlag neu herausgegeben hat. Famoser Umschlag, kräftige Fraktur, 1854 publiziert, seitdem verschollen, enthaltend das gesamte siebzehnte Jahrhundert, Jungfernpech und Schwefelblumen, Dreißigjähriger Krieg nebst Folgen (Analogon: Koks, Nepp und Shimmy), Theosophie, Vertierung, Idiotismus, Hysterie, Daumschrauben, Springtulpen, spanische Wade, Stirnkrone und gespickter Hase, Moritaten und Kotz des Lebens. Die Sprache: ein erfrischendes Bad.

Ohne mehr für heute. Fortsetzung folgt. Lebet wohl, ich geh jetzt zu Bett.

Zu diesen Feldgeistlichen von Daniel Spitzer

Der bevorstehende (russisch-türkische) Krieg dürfte wenigstens eine erfrischende Abwechslung in das bisher übliche Blutvergießen bringen, da gegründete Aussicht vorhanden ist, daß er zu den schon so lange entbehrten Religionskriegen gehören werde. Ich bin leider selbst zu irreligiös, um daran Geschmack finden zu können, daß die Menschen um der Religion willen einander den daran meist unschuldigen Bauch aufschlitzen, und ich für meine ketzerische Person könnte mich nur dann für einen blutigen Religionskrieg, in welchem von keiner Seite Pardon gegeben würde, begeistern, wenn die Priester der verschiedenen Religionen, deren wir uns erfreuen, es unternähmen, jenen unter einander auszufechten und sich den erforderlichen Garaus machen.

Paul Leppin von Else Lasker-Schüler

Er ist mein liebster Freund,
Er ist der König von Böhmen.

Wenn ich von ihm spreche
Lege ich mein Feierkleid an.

Gedenkt er meiner —
Spielen die Spieldosen im Schrank;

Oder die Uhr an der Wand
Schlägt eine tiefe Stunde.

Er läutet Selbst und läutert,
Paul Daniel Jesus, ein junger Papst.

Sein Herz pilgert immer
Fromm in die Ewigkeit . . .

Ganz einsam, aber in großen Zügen
Trinkt er die bittere Traube der Welt.

Sein Antlitz, ein schimmernder Totenkopf:
Die große Auferstehung.

Der erschafft aus einem Blutstropfen
Das Werk.

Und gibt ihm den Namen
Von seinem Gebein.

Paul und sein Sohn der kleine Ritter:
Ein Goldgemälde: Alter Meister,
Im Rahmen der Stadt Prag.

Das Wintermärchen von Alfred Polgar

Wenn der Vorhang des Burgtheaters aufgeht, enthüllt er eine goldene Barockwand. Sie erstreckt sich über die ganze Bünnenbreite und gestattet durch drei Torbögen Ausblick auf ein sommerblaues, sanftes Meer. Soweit es in Sizilien spielt, lehnt sich das Wintermärchen an diese Wand. Wechsel der sizilischen Oertlichkeit wird durch Verdunklung, Fall des Vorhangs und etwas Musik angedeutet. Hebt sich die Gardine wieder, so sind wir dort, wo wir waren, nur anderswo. Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit. Zu Anfang des Spiels bleibt die Szene ein Weilchen leer, bis das Auge seinen ersten Hunger an der gleißenden Wand gestillt hat, und inzwischen wird ein Musikstück exekutiert. Dann beginnt Shakespeare. Begreiflich, daß ‚Das Wintermärchen' Komponisten mächtig anzieht. Schon die Gliederung des Werkes ist ja durchaus musikalisch — Allegro furioso; Pastorale quasi un scherzo; Andante molto con espres-

sione —: das Geschehen, aller Schwere ledig, wird Melodie des Geschehens, und Wirrsal ird'scher Sphären löst sich zur Musik ird'scher Sphären.

König Leontes von Sizilien ist Herr Heine. Er geht ganz in Rot, hat aber ums Kinn einen knappen, dunklen Vollbart, der seiner Erscheinung etwas so Dusteres wie Solides gibt. Bürgerlich und romantisch in Einem. Später, in den langen Jahren des Grams um die totgeglaubte Hermione, geht er in Schwarz. Wenn Herr Heine tobt, ist er stark, wenn er nicht tobt, ist er gleichgültig. Neben die Ekstase dieses vorzüglichen Schauspielers, gleich daneben, haben die Götter die Wurschtigkeit gesetzt. Sie wird besonders fühlbar in der Schlußszene, da Leontes aller Wunder Wunder: die Auferstehung eines geliebten Toten erlebt. Er nimmt das Unfaßbare mit einer melancholischen Gemütlichkeit hin, die zeigt, wie sehr in langen Jahren der Reue und Trauer des Königs Spannkraft gemindert ward. Freilich geht ja der Ausdruck solcher Gemütsbewegung, wie sie das Wiederkommen eines teuern Toten hervorrufen mag, übers Menschenmögliche. Deshalb hat auch der weise Shakespeare schon die Begegnung mit dem vielbeweinten Kinde hinter die Szene verlegt, läßt nur durch einen Zeugen von ihr Bericht geben . . . der allerdings ein unvergleichliches Meisterstück plastischer und lebendiger Reportage.

Polyxenes, König von Böhmen, Herr Höbling, ist blond, Haupthaar und Schnurrbart in weichen, slawischen Wellen. Seine Rede aber springt wie ein Sturzbach, fortschwemmend Klang und Sinn. Herrn Höblings Deklamation hat so viel Schwung, daß sie gern aus dem Gleichgewicht kommt und sich überkollert. Dieser sehr dekorative Künstler ist immer hingerissen von sich — eigentlich sollten das die Zuschauer sein —, und seine Rede hat alle Mühe, die Haltestellen nicht zu überfahren. In Shakespeares dunstloser, von heidnischen Grazien und Genien belebter Lustspielluft ist unserm mehr nach Nord und Nebel orientierten Polyxenes nicht recht wohl. Er ist da verlegen und unsicher wie der Böhm in Sizilien. Frau Bleibtreu gibt der Hermione alle Hoheit einer rechten Königin und Dulderin. Sie ist schon durch den Klang ihrer Stimme Labsal, besonders in der trockenen Gerichtsszene: unter Larvenstimmen das einzig fühlende Organ. Herr Paulsen repräsentiert in dieser Szene den „Beamten", der das Orakel des delphischen Apoll — zu dem man in antiken Verlegenheiten sandte wie heutzutage zu Schermann, dem Graphologen — vorliest. Er hat einen herrlichen weißen Eremitenbart und ist sicherlich der rangälteste Sektionschef im sizilianischen Kultusministerium. Aus dem höfischen Personal treten Paulina, des Antigonus Gemahlin, von Frau Witt — ihre wie Kegelkugeln rollenden R treffen den König, daß er umfällt — als herzliche Bißgurn dargestellt, und Schmöles braver Camillo stärker hervor. „Die Zeit" spricht Herr Aslan, Merkurs Flügel und eine Sanduhr auf dem Haupt. Wenn ich nicht irre, werden diese Verse gewöhnlich einer Frauenstimme anvertraut, und in der Tat scheint die charmante, lässige Geste, mit der da sechzehn Jahre im Buch des Geschehens überblättert werden, nach fraulicher Anmut und

Leichtigkeit zu verlangen. Deshalb war man, im jetzigen Burgtheaterfall, auch froh, als es wieder hell und die Zeit von den Späßen der guten Hirten vertrieben wurde.

Das Pastorale im Böhmerwald geriet nicht allzu heiter. Schon die düstergrüne, blumenleere Landschaft, mit ihrem Existenzminimum an Sonne, stimmte mehr zu Schwer- als zu Uebermut, und aus dem widerlichen obstinaten Holz, das als Treppe den Wiesenplan vorn abschneidet, wollte, begreiflicherweise, kein bukolischer Frohsinn blühen. Das ländliche Fest mit Tanz und Juchhe war eine schwerblütige, matte Lustbarkeit; was an guter Laune fühlbar wurde, wehte aus den Buntbändern der Kostüme. Frau Seidler und Hans Thimig (Perdita und Florizel) sind jung, und das ist gut, die Herren Hugo Thimig und Huber Schäfer nach der freundlichsten Thaddädl-Tradition, Herrn Treßlers Autolykus ein springlebendiger Bajazzo, der unermüdlich darauf hinweist, daß er es ist. Er klirrt, ganz behängt mit Fidelität und Gelächter, vor lauter Schellenklang hört man den Humor, und vor lauter Späßen sieht man den Spaß nicht. Dieses Autolykus Einfälle sind ja sehr munter, aber von einer Du-sollst-und-mußt-lachen-Beflissenheit, die den Hörer renitent macht. Und wenn der Zuschauer auch anfangs über das Stolpern und Stelzen und Sichverhaspeln, das Schnattern und Kikerikien und Haha! und Hoho! lachen muß, auf die Dauer wird ihm diese Art Uebermut ganz Hanswurst. Schade, daß ein ausgezeichneter, qualifizierter Könner wie Herr Treßler den Verführungen seines Könnens, grade dort wo es am billigsten ist, so hemmungslos unterliegt.

Im Ganzen, nach der pathetischen wie nach der hellen Seite, ein mattes Wintermärchen. Aber der Hymnus auf die süße Irrationalität des Daseins, der in dem Märchen klingt, wirkte doch seinen Zauber.

Ehrhardt von Hans Harbeck

Ich sitz mit gramzerrissenem Haar.
Die Republik ist in Gefahr.

Denn der Korvettenkapitän
Ehrhardt entwich auf leisen Zehn.

Ein Audi-Wagen führte ihn
teils ent, teils fort in Richtung Wien.

Ein junger Mann, der Locken trug,
entriß den Kapitän im Flug

und mit entflammter Leidenschaft
der unbequemen Kerkerhaft.

Das Auto rast, und mit Geschrei
post festum rast die Polizei.

Und unwillkürlich denke ich
an Fechenbach. Wie 'n Messerstich

trifft in mein Herz der Gegensatz.
Noch thront die Macht auf altem Platz.

Und — Ehrhardt währt am längsten. Merkt
euch das, wenn Ihr beim Bier euch stärkt,

Republikaner. Haltet fest
und treu zusammen. Und — prost Rest!

Bemerkungen

Kleine Woche

Bis so um 1922 herum hatte ich etwas darin gesucht, nie mit der Börse zu tun zu haben, mir die Hände „rein“ zu erhalten. Wenn ich Geld übrig hatte, kaufte ich mündelsichere Obligationen, zum Beispiel: Bayernwerk. Der Reinfall ließ nicht auf sich warten.

Heute lese ich, daß dieses Unternehmen neue Obligationen auflegt, wertbeständige zum Dollarkurs. Entgegenkommend erklärt sich die Gesellschaft bereit, jene ersten Obligationen, von denen ich mir heute grade eine Schachtel Zigaretten kaufen kann, zwanzig Stück hunderttausend Mark, zum Kurs von 250 in Zahlung zu nehmen und diese Zeichnungen par faveur zu berücksichtigen.

Wie nett von den Leuten und welch ein Geschäft. Denn wenn es es eine Gerechtigkeit gibt, woran ich allerdings zweifle, dann wird man den Gesellschaften doch wohl bei Einführung der Goldrechnung nicht erlauben können, ihre Schulden auf den Zehnmillionstelteil oder so zu reduzieren. Oder doch? O Staat, du wärest der perfideste Schuft.

Ich sage also, solange diese Perfidie noch nicht feststeht, daß die Gesetzgebung solche Räubergeschäfte verbieten müßte. Und daß sie die Gesellschaften zwingen sollte, bei neuen Ausschreibungen die vorangegangenen auszuführen. So ein Unternehmen verkündet, daß das gesamte Vermögen und die gesamten Anlagen für die neue Anleihe haften. Ganz recht, aber diese Dinge haften bereits für die frühern Anleihen, die eine Priorität haben. Nicht die Anlagen sind dem Schutz des Publikums, das Publikum ist dem Schutz bei Anlagen zu empfehlen.

*

Der Einfall Klabunds, die Mark zeitgemäß umzutaufen und, falls sie auf die Beine, sozusagen die Goldbeine kommt, Bismark zu nennen, läßt mich nicht schlafen; ich muß auch meinen Witz üben.

Ich wende mich mehr der Perspektive zu, daß sie nicht auf die Beine kommt. In diesem Fall intrigiert mich das Wort Mark, es klingt zu markig. Das Zeug, das da in den Verkehr gepumpt wird, hat kein Mark mehr, es hat die Markerweichung. Vielleicht adaptieren die Sprachreiniger diese Bezeichnung, Markerweichung, für Inflation?

Bleiben wir bei dem naheliegenden Bild, so könnte man am Ende, wenn nun den Kontobüchern das Leibchen von den neun . . . Stellen zu eng wird, als Einheit die oder den Tabes einführen. 1 Tabes = 1.000.000 Papiermark. Sind wir nicht alle Tabetiker am Geldbeutel?

Es klingt etwas jüdisch, das Wort Tabes, zumal wenn es fortwährend ausgesprochen wird. Wie viel Tabes gibst du für ein Pfund? Ich gebe dreißig Millionen für ein Pfund. Sprachübungen aus dem großen Plötz des Lebens. Kommt dann eines Tages doch die Stillegung der Notenpresse, dann feiern wir die Habeastabesakte.

*

Als ich zum ersten Mal in einer Provinzzeitung den Namen Poincaré in der Schreibweise: Poincaree (ohne Akzent) fand, glaubte ich, dem Nachtredakteur, der die Telephon-Gespräche aufnimmt, habe die Orthographie Schwierigkeiten gemacht — was nicht verwundert bei einem Mann, der am Tag schläft. Aber seitdem begegnete ich dem Poincaree so oft und immer in den nationalen Provinzzeitungen, daß ich erkannte: Hier liegt eine Verabredung vor. Sei es, weil man in den Provinzsetzkästen kein lateinisches e mit Akzent hat, sei es, weil man dem Franzosen seine Mißachtung zu verstehen geben will. Wie dem auch sein mag, es zeugt von Konsequenz und Charakter.

*

Aber in der Provinz lernt man erst das Elend der Bevölkerung kennen. Neulich, um die Zeit, als der Kopf Blumenkohl um die 50 000 zu notieren begann, welches Ereignis dann den Lenker unsrer Politik doch bestimmte, den Reichstag einzuberufen, wollte ich in Jena eine harte Wurst kaufen, die bekannte eiserne Wurst für die Tage der Not. Mit einer ebenso bissigen wie tragischen Geste zu einem halben Dutzend weicher Würste, die an Preis und Inhalt gleich gepfeffert waren, erklärte mir der junge Mann, daß ich nach Berlin fahren müsse, wenn mir der Sinn nach der harten stehe. In Sachsen gibt es nur noch weiche; diese sympathischen Provinzleute müssen sich zähneknirschend gefallen lassen, daß die harten Würste ganz wie die harten Laute nach der Hauptstadt gehen.

*

Aber das ist eine ernste Sache. Das Land blockiert die Städtchen, die in ihm liegen, die berliner Händler zahlen jeden Preis und kaufen die ungeborenen Eier unter der Henne weg. In der Provinz gibt es keinen Zucker, kein Mehl, keine Butter, keine Zigaretten.

Nirgends sieht man so viele anämische alte Hausfrauengesichter. Der Mann hat wenigstens seinen Knaster; wenn er auch stinkt, ist er doch eine Illusion. Aber die armen Familienmütter! Wenn ich auf den Berg gehe, sei es vormittags, sei es nachmittags, begegne ich auf Schritt und Tritt den alten Damen. Zum schwarzen Hut von 1890, der ihnen beim Bücken auf die Nase rutscht, tragen sie den Rucksack, den sie mit Hutzeln und Reisig füllen. Es gibt den Brennstoff fürs Abendessen.

Ich sah, wie eine Hausfrau auf dem Balkon die Steine der Kirschen, die sie einmachte, zum Trocknen ausbreitete: wieder eine Handvoll Brennmaterial. Vom Tee hatte sie sich emanzipiert, sie pflückte Erdbeerblätter und Pfefferminz. Gewiß nicht das Dümmste, aber ein Beitrag zur Psychologie der Not ist es doch.

Und wenn ich nachts noch die Briefe zum Kasten trage, begegne ich wieder Gestalten mit dem Rucksack. Diesmal ist er prall und schwer. Was ist darin? Die in der Bannmeile gestohlenen Kartoffeln, am nächsten Tag lese ich es in dem Eingesandt der Zeitung.

Liliput

Was kostet die Margarine?

Nach Nummer 185 des Hamburger Fremdenblatts vom 7. Juli 1923 hatte der deutsche Margarineverband seine Großhandelspreise um 300 bis 700 % erhöht. Es kostete danach das Pfund der billigsten Sorte 22 000, der besten 30 900 Mark; hinzu kommt noch der Aufschlag für die Verpackung und den Kleinverkauf. (Heute mag man alle diese und die folgenden Zahlen entsprechend multiplizieren — an der Sache selbst hat sich nichts geändert.)

Was kostet nun die Margarine gleicher Qualität im Ausland? Die allgemeine Auffassung ist wohl die, daß in hochvalutarischen Ländern die Lebensmittel wegen der bedeutend höhern Herstellungskosten auch erheblich höher im Preise stehen müssen. Aber das stimmt nicht immer.

Ich beschränke mich hier auf die beste Sorte, da die in Deutschland erzeugte billigste im Ausland weder hergestellt noch gekauft wird. In Dänemark zahlte man Anfang Juli für das Pfund dieser besten Qualität 88 Oere im Kleinhandel. Das waren damals 26 000 Mark.

Wie kommt es nun, daß die deutschen Großhandelspreise für eines der am meist benötigten Lebensmittel höher sind als im Ausland die Kleinhandelspreise?

Man wird mir erwidern, daß erstens bei der in Deutschland erzeugten Margarine sämtliche Rohstoffe aus dem Ausland bezogen werden und demzufolge auf Dollarbasis bezahlt werden müssen. Weiter wird man den hohen

Löhnen und Eisenbahnfrachten die Schuld geben. Mit Unrecht.

Die bessern Sorten der dänischen Margarine werden ausschließlich aus vegetabilen Fetten hergestellt, die aus dem Ausland bezogen und gleichfalls auf Dollarbasis bezahlt werden. Der Lohn des dänischen Arbeiters stellt sich auf ungefähr 200 % höher als der des deutschen Arbeiters. Die deutschen Eisenbahnfrachten sind um ungefähr 500 % niedriger als die des Auslands. Die Fabrikgrundstücke der dänischen Margarineindustrie sind, wie alle übrigen ausländischen Unternehmungen, mit hohen Hypotheken belastet, die bei einem kleinen Unternehmen von 120 000 Kronen Brandkassenwert 6000 Kronen oder 200 Millionen Mark Zinsen erfordern. Bei den deutschen Industrieunternehmungen sind die belastenden Hypotheken zum größten Teil abgestoßen; wo nicht, haben die Zinsen keine Bedeutung. Die Einkommensteuern in Dänemark sind wesentlich höher als in Deutschland, zum Beispiel für die Margarinefabrik Koldinghus in Kolding 17,8 %, wozu noch Staats- und Kirchen-Steuern kommen. An Ladenmiete bezahlt der dänische Detaillist für einen kleinen Laden ohne Wohnung etwa 1200 Kronen oder 40 Millionen im Jahr, eine Ausgabe, die er prozentual auf seine Ware aufschlagen muß.

Und trotz alledem ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel im deutschen Großhandel teurer als im dänischen Kleinhandel.

Es ist selbstverständlich eine ungeheuerliche Vermutung, daß die deutsche Margarineindustrie sich auf Kosten der notleidenden Bevölkerung bereichert.

C. C. Hamann

Schatten

In ‚Schatten' hat der Film zum ersten Mal auf ernsthafte Weise sein eignes Wesen ausgedrückt. Was hier der Puppenspieler tut: auf magische Art die innern Seelenkräfte seines Publikums hervorlocken und sie ihm anschaulich wirksam in ihrer vollen Konsequenz vor die Augen stellen — das ist es letzten Endes auch, worauf der Zauber des Films beruht. Davon abgesehen, bietet dieser Film grundsätzlich Neues nicht etwa in dem Verzicht auf die Zwischentitel — schon ‚Scherben' kamen nahezu ohne Text aus —, auch nicht in der entschlossenen Verlegung in eine freie phantastische Sphäre — das kennen wir seit ‚Caligari' —, wohl aber in der energischen Ausmerzung alles Literarischen, alles Gedachten, ja aller leeren Stellen und in der Herstellung einer Kontinuität, die durch stärkste Fülle ausschließlich und aufs glücklichste in die Filmtechnik übersetzten Geschehens Interesse wie Spannung in jedem Augenblick festhält. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Einzelnes verunglückt ist. Die Aufnahme leidet gelegentlich unter unklarer räumlicher Disposition und mangelnder Schärfe oder ungenügender Helle der Photographie. Hier und da stört Willkür bei der Ansetzung der Lichtquellen. Augenscheinlich, weil man während der Arbeit von einem ersten formalen, auf möglichst reichliche, vielleicht gar ausschließliche Verwendung von Schattenwirkungen gerichteten Antrieb nicht mehr ganz loskam, wirkt manches gezwungen, an den Haaren herbeigezogen, unverständlich, wie der Uebergang von Schatten- zum Phantasiespiel, oder, wie die Einführung der Personen, umständlich kinkerlitzchenhaft. Aber das Gelungene überwiegt alle Unvollkommenheiten. Die Handlung von der wohltuenden Einfachheit altwiener Zauberspiele — ‚Die geheilte Eifersucht' könnte der Titel lauten — mit Szenen stärkster dramatischer und theatralischer Wirkung ist musterhaft entwickelt. Die Stimmung ist rein aus der Anlage der mit prachtvoller Oekonomie benutzten Motive geholt. Die Nebenfiguren sind einheitlich zu Gruppen zusammengefaßt und doch im einzelnen funktionell richtig und durchweg interessant angesetzt.

Der Schluß, vielleicht ein wenig zu breit, ist von wahrhaft erlösender Lieblichkeit und Zartheit. Die Spieler — Kortner mit starken Bewegungen und mächtiger Wirkung, Ruth Weyher mit dem Charme englischer Lady-Bilder vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aber mannigfaltig und klar im Ausdruck, Granach besonders eindringlich — sind von einer Regie geleitet und gezügelt, die genau weiß, was sie will. Möglich, daß durch ihr Verdienst das Gelingen hinauswuchs über das Programmatische, das man zunächst wollte. Aber grade deshalb kann dieser Film, der ein seit langem angestrebtes Ideal erfüllt, epochemachend wirken.

Roland Schacht

Kongreßteilnehmer

Eltern, welche nicht wissen, was ihre Söhne einmal werden sollen, tun gescheit, sie Kongreßteilnehmer werden zu lassen.

Kongreßteilnehmer — das hört sich gut an und macht sich besonders hübsch auf Visitenkarten. Es ist auch ein Beruf, wovon sich leben läßt; mit Ewigkeitsperspektiven wie kein andrer. Kongresse finden alle Woche statt; und immer in den schönsten Gegenden. Wo Kongresse tagen, da haben die Rathäuser geflaggt; da geben die Theater Festvorstellungen; da sind Ehrenjungfrauen zu sehen und sehr viel Gehröcke und Zylinder.

Kongreßteilnehmer leben in einem ewigen Feiertag. Sie stehen morgens recht spät auf und schmeißen sich gleich in Sonntagsstaat. Um zwölf Uhr ist Festtafel beim Bürgermeister. Nach dem Essen werden die historischen Unvergeßlichkeiten betrachtet. Von Vier bis Fünf findet die eigentliche Arbeit statt; um zu zeigen, daß man nicht umsonst da ist. Man faßt pro forma Beschlüsse; stößt alte um, und sämtliche Blätter bringen es zweispaltig. Um halb Sechs wird man vom Chefredakteur der ‚Verrosteten Trompete‘ interviewt: man beichtet, daß man kolossal zu tun habe, daß man begeistert sei von der schönen Aufnahme durch die schönen Stadtväter dieser schönen Stadt, und daß man darüber in der Heimat — selbstverständlich haarklein — berichten werde. Dann haut man unter Umständen tatsächlich einen Artikel hin — gegen Honorar natürlich — und weil darunter steht: „Kasimir Kannnichtgut, Teilnehmer des Weltkongresses beschränkter Männer“ wird man sogar mit Vergnügen gedruckt.

Um sieben Uhr erlauben sich die ortsansässigen Mitglieder, ein Abendessen zu geben mit anschließender Fidelitas. So ißt man sich durch sämtliche Kongresse bis an sein Lebensende und schreibt den Veranstaltern statiöse Spesenrechnungen auf. Die Eisenbahnverwaltung des Landes, in dem man grade tagt, stellt den Kongreßteilnehmern Freifahrkarten aus für jede beliebige Route in jeder beliebigen Wagenklasse jeder beliebigen Zuggattung. Man fährt natürlich nur standesgemäß: D-Zug Erster Klasse.

Und weil es Kongresse gibt, solange sich die Menschen gern reden hören, und weil sie sich gern reden hören, solange es Menschen gibt — deshalb können vorsorgliche Eltern nichts Klügeres tun, als ihre Söhne Kongreßteilnehmer werden zu lassen. Je mehr Kongreßteilnehmer es gibt, desto mehr Kongresse gibt es. Und je mehr Kongresse es gibt, desto mehr Feiertage gibts auf der Welt.

Bruno Manuel

Antworten

Professor Radbruch. Als Sie das erste Mal Justizminister waren, haben Sie wiederholt eine amtliche Denkschrift über die politischen Morde angekündigt. Sie ist nie veröffentlicht worden. Aber jetzt werden Sie sie im Reichsjustizministerium fertig vorfinden. Sie besteht aus Schriftsätzen der einzelnen deutschen Justizverwaltungen und beweist, daß man Helfferichs Schützlingen keineswegs Unrecht getan hat, als man ihnen vierhundert Morde zuschob. Ein paar krasse Fälle — der Prozeß Fuchs-Machhaus, die Ermordung des Oberleutnants Kadow, die Beseitigung des Studenten Baur, der Fall Puttkamer, der Reichswehrblock Roßbach, die Flucht des Herrn Ehrhardt — haben das Thema neuerdings wieder aktuell gemacht. Vielleicht vergönnen Sie uns die Denkschrift, solange Sie noch im Kabinett Stresemann sitzen. Und nehmen sich Ihres Schulkameraden Erich Mühsam halb so liebevoll an, wie Ihr Vorgänger sich der Gegenpartei angenommen hat.

Jurist. Dein Kollege Josef Kohler, Deutschlands größter Kohler, der diesen Namen jedenfalls dann verdientermaßen trug, wenn sein beweglicher Geist, abseits von den umzirkten Gebieten des positiven Rechts, durch die ausgedehnten Niederungen kulturphilosophischer Gedanken und Erinnerungen schweifte — der insofern also mit Recht verstorbene Josef Kohler hat außer seiner ‚Rechtsphilosophie' eine ‚Einführung in die Rechtswissenschaft' verfaßt. Darin heißt es zum Recht der Warenzeichen und Fabrikmarken: „Auch Phantasieworte werden zur Bezeichnung gebraucht, denn eine solche Anregung des Gemütes macht Stimmung und wirkt nicht selten wohltätig für alle Beteiligten, welche dadurch momentan aus der Prosa des Lebens herausgerissen werden." Ueberschrift: Die entfesselte Phantasie oder Yohimbin.

Duisburger. Nein, mich freut wirklich nicht, daß eingetroffen ist, was ich hier seit dem elften Januar vorausgesagt habe. Und jetzt glauben Sie, daß Deutschland an einem Wendepunkt steht, und wünschen sich, wieder meine Stimme zu hören. Hoffentlich kränkt Sie nicht, daß der Prophet Jacobsohn sich dieses Mal von dem Propheten Jonas vertreten läßt, der in Heines Buch über Ludwig Börne also spricht: „O Ninive, o Ninive, du wirst untergehen! In deinen Palästen werden Bettler sich lausen, und in deinen Tempeln werden die babylonischen Kürassiere ihre Stuten füttern. Aber euch, Ihr Priester Baals, euch wird man bei den Ohren fassen und eure Ohren festnageln an den Pforten der Tempel! Ja, an die Türen eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, Ihr Leibbäcker Gottes! Denn Ihr habt falsches Gewicht gegeben, Ihr habt leichte betrügerische Brote dem Volke verkauft. O, Ihr geschorenen Schlauköpfe, wenn das Volk hungerte, reichtet Ihr ihm eine dünne homöopathische Scheinspeise, und wenn es dürstete, tranket Ihr statt seiner; höchstens den Königen reichtet Ihr den vollen Kelch. Ihr aber, Ihr assyrischen Spießbürger und Grobiane, Ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruten, und auch Fußtritte werdet Ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch voraussagen mit Bestimmtheit, denn erstens werde ich alles Mögliche tun, damit Ihr sie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai. O Ninive, o Ninive, du wirst untergehen!"

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Rückblick auf einen Sommer von Otto Flake

Das Oertchen, wo ich heuer die heißen Tage verbringe, ist das Museumsmodell einer idealen Sommerfrische. Wenn man es personifizieren wollte, würde man sagen, es sei ein hübsches Kind, dessen Beine noch auf der Ebene liegen, während der Körper sich lässig gegen den Gebirgsstock lehnt. Mit Gleichnissen kann man sich verrennen, ich werde also nicht das Tälchen und den sprudelnden Bach beschreiben. Genug, daß sich hier alle Regionen zusammendrängen, von der des Getreides steigt man zu der der Obsthalden, des Waldes, der Burg.

Nicht, daß ich mir aus Burgen etwas mache. Sie gehören zur philologischen Leidenschaft der Deutschen, diese Leidenschaft ist mir fremd. Aber die Räubernester haben viel Menschliches, wenn sie den Hals gebrochen haben und zur Natur zurückgekehrt sind; ich liebe es, die Landschaft als Arena des Menschen zu fühlen.

Meine Phantasie ist unpathetisch. Ich brauche keine Sagen und Balladen. Die Einheit mit den Dingen ist wortlos und unmittelbarer Besitz. Das mag der Grund sein, weswegen ich kein Lyriker bin, so gut ich verstehe, daß man im Augenblick der Einheit eine kleine, leise Musik macht. Jedenfalls, den Sommer betrachte ich als verloren, der mir jene unheftige Kommunion nicht bringt.

Es ist eine Flucht aus der Stadt, aus der Politik, aus den Zeitungen, ja, aber doch so, daß alle diese Eifrigkeiten noch am Horizont stehn. Die wirkliche, die echte Romantikerflucht ist verdächtig. Ich suche in der Natur den Punkt, wo in dem weiten Gottesland der Mensch auftritt, ich suche das Bild im Rahmen. Die Natur scheint mir immer die leere Bühne zu sein, die auf die Aktion und die Akteure wartet, damit das Schicksal abrolle, das große Geschehnis, von dem man nicht weiß, ob es Farce oder erschütternde Tragödie ist, die Symphonie der Geschichte, aufrauschende Ausbreitung aller tierischen und göttlichen Stimmen.

Freiheit von den Menschen darf die Verbindung mit ihnen nicht lösen, Abstand von ihrem Tun muß sie noch immer visieren, das phantastische Gefühl soll wissen, was Politik und Form sind: Kristallisierung von Gefühl.

Und mir scheint, ich stoße hier auf den Grunddefekt im deutschen Wesen. Seine pantheistische Neigung ist zu absolut, sie hindert die Kristallisierung. Oder aber, und das ist im Grunde das Selbe, dieses Volk entfernt sich zu weit von der zeitlosen Natur, wenn es erst einmal beschlossen hat, dem Künstlichen zu dienen, der Arbeit, der Stadt, dem Staat!

Es ist etwas nicht in Ordnung mit dem deutschen Gleichgewicht; der deutsche Mensch steht nicht an der richtigen Stelle zwischen Metaphysik und Realität. Ich glaube längst zu wissen, daß unser Schicksal heute sich aus diesem Defekt erklärt, wie es sich je und je aus ihm erklärte.

Wie seltsam, wie unheimlich ist das: das Schicksal und der Charakter eines Volkes. Alles Geformte hat sich geformt, es war einmal in Fluß; aber in einem ebenso unbestimmbaren wie deutlich historischen Moment schloß die Entwicklung ab, erstarrte. Die unermeßliche Sensibilität der Substanz hörte auf, sobald sich eine lebensfähige Form gebildet hatte.

Und welche Unterschiede nun der Lebensfähigkeit: das eine Volk ist lebensfähiger als das andre, berufener zu zulänglichen Lösungen. Ist es nicht das Schicksal der Deutschen, fast ein Imperium zu gründen, fast die Welt zu führen, fast eine vorbildliche Zivilisation zu gründen? Ein Dreiviertel-auf-Zwölf-Uhr-Volk ist es, das in letzter Minute scheitert, während andre Völker die Stunde ausklingen hören.

Die Idee eines Charakters ist doch ganz real erklärbar, liegt ganz innerhalb der Causalität. Aber dann, wenn ein Volk sich seiner Art bewußt wird, dann empfindet es diese gewordene Form doch als das Unentrinnbare, als Gott und Zwang, und was erst Wirkung war, wird nun Ursache, kein Volk ändert sich, obwohl wir an die Freiheit des Willens glauben.

Da sind die Juden. Auch ihr Charakter fixierte sich in einem gegebenen Augenblick; auch dieser Charakter wurde fortan Ursache; auch sie können nicht mehr aus der Konstellation der Nerven und des Blutes heraustreten. Erregend das, diese Arbeitsteilung sozusagen unter den Völkern, das eine immer Paria, das andre immer Herr, das eine immer schwankend, das andre immer geschlossen und geeint.

*

In dem Ort, von dem ich spreche, steht ein großes Hotel. Seine Hinterfront geht auf Wiesen, die Wiesen erstrecken sich bis zur blauen Mauer der Berge, die Berge bilden einen Kamm, auf dem man tagelang gehn kann, ohne zu steigen oder von Tälern unterbrochen zu werden. Der Kamm ist in den Sommermonaten eine Tauentzien-Straße, nicht der Eleganz, sondern des Rucksacks, jener nationalen Erfindung, die immer bewirkt, daß ich Geschöpfe zu sehen glaube, die ihren Magen und ihr ganzes Gedärm auf dem Rücken tragen, so graugrün und aufgedunsen wird ja wohl ein Wanst sein.

Natürlich, ich weiß, es ist gesund, zu wandern; es ist besser, daß sie alle, die Jungen und Alten marschieren und singen, als daß sie in den Alkoholstätten sitzen, denen die Konzession zu erschweren nachgrade eine Notwendigkeit wird. Aber ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß die Förderer und Propagandisten der Bewegung im Freien einmal von einer förmlichen Renaissance des deutschen Menschen sprachen.

Von der körperlichen Gesundheit erwartete man nicht nur einen Vorteil für Muskeln und Lungen, sondern auch eine Revolutionierung des innern Habitus, einen Aufschwung der Rasse. Wie steht es damit? Mir scheint, man hat sich mit dem primitiven Gewinn zufriedengegeben; das Wandern und Singen werde recht banal geübt und halte die jungen Leute in der Banalität fest, das Mittel sei Selbstzweck geworden. Kurz, ich stoße da abermals auf ein spezifisch deutsches Problem.

Ich habe den ganzen Sommer über Zeit gehabt, meine Gedanken über diesen Punkt zu ordnen. Ich sah Schulen, Vereine, Ferienkolonien, ich sah sie im Wald, in der Schwimmanstalt, auf dem Turnplatz, bei Festen, halb Deutschland schien durch den kleinen, günstig gelegenen Ort zu ziehn. Es fiel mir als entscheidend auf, daß man alle diese Uebungen und Zusammenkünfte nur noch als Massenerscheinungen werten kann.

Das, was früher einmal als das Ziel galt, das Individuum, der wählende, denkende Mensch, ist verschwunden. Das Ertüchtigungsprogramm, das als bestes Mittel zur Ueberwindung der Materialisierung gepriesen wurde, verstärkt in Wahrheit den Schematismus der Zeit, hält auf dem flachen Niveau der Zeit zurück.

Das ist eine ungeheure und ungewollte Paradoxie. Offenbar ist der Zug der Zeit stärker, ein wahrer Dämon. Und grade die Deutschen werden ihm gänzlich hörig. Warum? Weil sie noch immer primitiv sind. In den letzten Jahren sind ganze Berge von Liedern ausgegraben worden oder neu entstanden, man hört sie überall, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Zahl der perfekten Mandolinenspieler ins Ansehnliche gewachsen ist. Man zupft also, man gröhlt, man genießt im besten Fall die Freude an einem urwüchsigen Marschrhythmus und dann — dann ist die Sache zu Ende. Man gibt sich in Entspannungen aus, die dem Niveau Fünfzehnjähriger entsprechen, und bleibt im übrigen so amorph, wie man war. Das heißt: man erklärt die Aufgaben, die auf den eigentlichen erwachsenen Menschen warten, für dummes Zeug, man lehnt die eigne Urteilsbildung ab und benutzt die Urteile, die in der Masse fix und fertig umhergehen, kindliche oder auch kindische Urteile, lärmende, lieblose, plumpe und verhetzende Urteile.

Vor zehn Jahren stritt man sich über die Frage, ob es dem Einzelnen fromme, sich politisch zu interessieren. Schon das war eine merkwürdige, sehr verräterische deutsche Fragestellung. Heute bildet man sich vielleicht ein, politisiert worden zu sein; aber man ist es noch weniger als früher, das höhere geistige und politische Niveau ist verödet. Mit der deutschen Renaissance ist es gar nichts. Wenn man das Volk in der Natur beobachtet, versteht man, entsetzt und erschüttert, warum es tiefer und tiefer mit ihm abwärts geht: die Bildung von Führertypen ist verhaßt geworden, alle sind nur noch Besatzung, keiner mehr Steuermann.

Also sind alle nur noch Objekt für Demagogie. Die Moralität des politischen Interesses ist abhanden gekommen. Man hat subjektiv das Gefühl, schuldlos zu leiden, aber objektiv bereitet man sich schuldvoll sein Schicksal selbst, das Schicksal, Sklave zu werden, der eines Tages das Urteil vernehmen wird: Du hast das Recht verwirkt, einen eignen Staat zu bilden.

Es ist, als weigere sich dieses Volk, den Schritt aus der Puerilität in die Epoche der Selbstbestimmung zu treten. Das ist eine vernichtende Erkenntnis. Politisches Leben ist ein Zeichen, daß man erwachsen ist, und enthält so seine eigne moralische Stimmung.

Der Verblendete redet wie der Reife, die Deutschen reden von der Pflicht, die Zerrissenheit zu besiegen, und gehen an ihrer Zerrissenheit zu Grunde. Etwas so Unnobles, Abstoßendes, Schimpfliches wie das Verhalten deutscher Massen zu ihrem Staat, ihrer Verfassung, ihrer Flagge hat kein Gegenstück auf Erden.

Ich fürchte, meine Sommerbetrachtung ist eine rein politische geworden. Noch dröhnt in meinem Ohr der Tritt ihrer Schritte über Berg und Tal; welch gewaltige Bewegung — und bleibt doch physisch, löst sich in Nichts auf, wenn sie wieder daheim sind, setzt sich nicht ins Geistige um, wird nicht Leidenschaft für das Oeffentliche, wird nicht Intelligenz und Wille. Ein erregbares, ein fluktuierendes, ein diffuses Volk ohne die Kraft, Kristallisationspunkte zu schaffen, nicht gewachsen der Realität, die ein unbeschreibliches Zugleich von Mechanik und Idee ist. Entweder materiell oder ideell: mit dieser Phasenwirtschaft, die für die deutsche Geschichte charakteristisch ist, wird man kein Weltvolk.

Bürgers Albdruck von Erich Mühsam

Was sinnst du, Bürger, bleich und welk?
Hält dich ein Spuk zum Narren?
Nachtschlafend hörst du im Gebälk
Den Totenkäfer scharren.
Er wühlt und bohrt, gräbt und rumort,
Und seine Beine tasten
Um Säcke und um Kasten.

Horch, Bürger, horch! Der Käfer läuft.
Er kratzt ans Hauptbuch eilig.
Nichts, was du schwitzend aufgehäuft,
Ist seinen Fühlern heilig.
Der Käfer rennt. Der Bürger flennt.
In bangen Angstgedanken
Fühlt er die Erde wanken.

Ja, Bürger, ja — die Erde bebt.
Es wackelt deine Habe.
Was du geliebt, was du erstrebt,
Das rasselt jetzt zu Grabe.
Aus Dur wird Moll, aus Haben Soll.
Erst fallen die Devisen.
Dann fällst du selbst zu diesen.

Verzweifelt schießt die Bürgerwehr
Das Volk zu Brei und Klumpen.
Ein Toter produziert nichts mehr,
Und Nichts langt nicht zum Pumpen.
Wo kein Kredit, da kein Profit.
Wo kein Profit, da enden
Weltlust und Dividenden.

Hörst, Bürger du, den Totenwurm?
Er fährt durch Holz und Steine,
Und sein Geraschel weckt zum Sturm,
Des Leidenvolks Gebeine.
Ein Totentanz macht Schlußbilanz
Und schickt dich in die Binsen
Samt Kapital und Zinsen.

Wehrt euch, Geistarbeiter! von Bruno Frei

Es wird wieder viel von der Not der geistigen Arbeit gesprochen in Deutschland. Hilfskomitees für die notleidenden deutschen Schriftsteller werden gegründet, mehr noch: Wohltätigkeitsvorstellungen werden veranstaltet. Leitartikel über das Elend der geistigen Arbeiter enden mit der gehaltvollen Feststellung: Wenn nicht bald Hilfe kommt, so wird die deutsche Kultur, der deutsche Geist Hungers sterben, was bekanntlich eine Gefahr für ihn ist. Der Reichstag wird beschworen, doch etwas zu tun! Im Kleinen Feuilleton wird ausgerechnet, wieviel der freie Schriftsteller auf seine Arbeit draufzahlt. Eine Welle des Bedauerns mit dem armen unpraktischen Kopfarbeiter geht durch das Land. Es ist klar: Es muß etwas für ihn unternommen werden!

*

Die notleidenden Schriftsteller, Künstler und Gelehrte werden demnächst eine Massenversammlung abhalten. Auch sie werden beschließen, daß etwas für sie unternommen werden müsse. Da würde ich ihnen diesen Vortrag halten:

Erstens: Lüge! Geistige Arbeiter: Ihr seid ebensosehr geistige Arbeiter, wie der Gemischtwarenhändler gemischter Warenhändler ist. Geistarbeiter, keine geistigen Geistarbeiter, gewöhnliche Geistarbeiter, mit Kopf und Magen und Verdauungsnotwendigkeiten. Das ist wichtig. Geistige Arbeiter sind eben geistig, brauchen nichts oder nicht viel zu essen — wozu denn sonst wären sie geistig? Aber leibliche Geistarbeiter sind ebenso leiblich wie Holzarbeiter und Bergarbeiter. Wollen, müssen ebenso essen und ihren Kindern zu essen geben wie etwa Mitglieder der ehrlichen Zunft der Häuserschieber. Sonst beschließt der Geist eines Tages, sich nicht weiter hundsfotten zu lassen. Dann habt Ihr das Nachsehen! Und auch eure Not ist nicht geistig. Körperliche Not, leibliche Not. Klingt gewiß nicht schön. Warum soll auch eine Not schön klingen? Sie muß häßlich klingen — vielleicht wird sie dann leichter beseitigt.

Und zweitens: Was wollt Ihr? Nicht hungrig sein. Schämt Ihr euch dieses ungeistigen Wunsches? Findet Ihr ihn materialistisch? Eurer hohen Braut nicht würdig? Nein, Ihr findet, daß die Poesie mit dem Frühstück zusammenhängt — nicht jedes Frühstück bringt Poesie, aber keine Poesie ohne Frühstück —; Ihr findet, daß der Magen den Kopf in der Hand hat und ihn, wenn er hungrig ist, mit Füßen tritt. Also einstimmig beschlossen: Wir wollen nicht hungern!

Aber drittens: Wie? Eins ist klar: Es gibt keine taugliche Organisation von Blumenblüten. Kann keine geben. Erstens: weil jede Blume ein Zwergbetrieb für sich ist, der sich nicht erweitern läßt. Zweitens: weil jede Blume in ihrem Wachstumsbereich der Todfeind jeder andern ist. (Wenn Ihrs nicht glaubt, so fragt die Pflanzenphysiologen unter euch.) Drittens: weil jede Blume sich nur nach den in ihr schlummernden Gesetzen ihrer Keimkraft entfalten kann. Viertens: weil sich keine Blume von

der Einwirkung des Erdreichs, in das sie zufällig verschlagen ist, befreien kann. Es ist also klar, daß die Rosen empört wären, in Einer Organisation mit dem Löwenzahn zu bleiben. Und es ist ferner klar, daß das junge Mädchen, dem alle Blumen gehören, bei einem Streik der Rosen achselzuckend zu den Veilchen greifen würde, wie es sich andrerseits wohl noch von einer Rose stechen läßt, weil sie gar so berauschend duftet, nicht aber von einer größenwahnsinnigen Kleeblüte, deren die Wiese voll ist. Im übrigen ist ein Naturgesetz, daß Rosen schon aus Eitelkeit nicht streiken können. Spricht man von ihrem Duft, so können sie nicht widerstehen, zu dichten — das heißt: zu duften.

Die Machtfrage wäre demnach erledigt.

Also viertens: Wie? Wenn Blumen unzufrieden sind, so machen sie, wie andre Unzufriedene, eine Revolution. Wenn sie nur zu duften aufhörten, so wäre das noch keine wirksame Revolution. Also beschließen sie, die echte Blumenrevolution zu veranstalten: sie stinken. Sie hören auf, Blumen zu sein — wenigstens in ihrem Hauptberuf —, duften höchstens lieblich in stiller Nachtzeit, wenn keines Menschenwesens Sinn es genießen kann. Genau umgekehrt, wie sie sonst zu tun pflegten. Tagsüber erhalten sie sich und ihre Kinder mit einfachem nahrhaften Kohlensäuregiftgas; besonders talentierte Revolutionäre passen sich sogar an Kuhdüngergestank an. Erfolg? Erstens ernährt sie dieser Beruf, und zweitens wird durch die Selbstvernichtung des Blumenlebens die öffentliche Meinung in der denkbar wirkungsvollsten Weise auf die Not des Blumendaseins gelenkt. Denn wenn Blumen stinken, so stinkt und stört das mehr, als wenn es nur einfach stinkt.

Deshalb, fünftens, meine Verehrten: Einpacken! Alle Geistigkeit und Kultur, alles Schaffen und Schöpfen, alles Wissen und Weisen, Schreiben und Schauen — alles, alles einpacken! Weg damit — vorläufig! Werdet Schieber! Werdet Inseratenagenten! Helft Häuser als zwölftes Glied edler Vermittlerreihe verschachern! Werbet Reklameaufträge! Handelt mit Zigaretten! Werft euch auf die Geheimnisse des Kurszettels! Euer Kopf ist ein Kapital wert! Nützet eure schlummernden Talente zu nützlichem Werk! Schaffet, raffet, plündert, stehlt! Geld ... Brot ...! Nur verhungert nicht so wehrlos! Kein Tier im ganzen Brehm verhungert, ohne sich zu rühren. Rührt euch! Macht schnell! Abends könnt Ihr hinter verschlossenen Türen musizieren, könnt schreiben und das Geschriebene im Schreibtisch versperren — die besten Manuscripte werden dadurch besser werden —, könnt denken und träumen, braucht euch deshalb nicht selbst aufzugeben. Eure Freunde werden sich freuen, eure Kinder gesunden, eure Frauen sich wieder kleiden können. Ihr werdet glücklich leben.

Nun, was soll das, sechstens? Sittliche Bedenken? Hemmungen? Gesamtwohl?

Ethik. Wir wollen mal deutlich sein: Gut ist Alles, was geeignet ist, die Summe von Leiden zu verringern. Tut Ihr nichts für euch, wird Niemand was für euch tun — das Ende

eurer physischen Existenz rückt unabwendbar näher. Alles Ueble, das zu tun Ihr euch scheut, wird getan, auch wenn nicht Ihr es tut. Eure Leiden aber zwingen euch, zu handeln. Nichts tun vergrößert, fördert das Uebel. Hunger ist doch zweifellos ein Uebel? Also tut — aus Sittlichkeit.

Hemmungen. Sollen Jene immer den Nutzen eurer Hemmungen genießen? Die Unanständigen die Hemmungen der Anständigen? Seid ein Mal hemmungslos, dann werden Jene — Alle — lernen, daß Hemmungen entweder für Alle gelten oder für Keinen.

Gesamtwohl. Fragt die Gesamtheit nach eurem Wohl? Und euer Wohl, richtig vertreten, ist das Gesamtwohl. Ihr rettet euch — für euch, aber auch für die Kultur. Denn Ihr werdet dennoch und eben deshalb arbeiten, weil Ihr arbeiten müßt, wenn auch heimlich und nebenbei — um am geistigen Leben zu bleiben.

Ihr fürchtet die Revolution des Magens gegen den Kopf? Ich aber sage euch: das ist die echte Bundesgenossenschaft von Hirn und Herz, die Schulter an Schulter leben wollen — oder sterben. Noch ist Menenius Agrippa nicht vergessen; nur die Moral klingt umgekehrt aus: sie können doch nicht leben, wenn alle Schieber sind. Deshalb werden sie bald, sehr bald darauf sehen, daß die Blumen wieder duften — und daß das Vorrecht des Stinkens ihnen erhalten bleibt, und daß sonst die natürliche Ordnung der Dinge wiederhergestellt wird.

Ihr werdet euch nicht dagegen wehren, wieder abzutreten, wenn es Zeit ist. Nicht früher.

Alles — nur nicht tatenlos, wehrlos verrecken. Das ist verächtlich, viel, viel verächtlicher als alles Andre. Am verächtlichsten aber ist, in demütiger Anständigkeit auf die Bettelsuppe der Hilfskomitees zu warten und den Geist mit Quäkerspeise zahm füttern zu lassen. Kein größeres Schandbild ist ausdenkbar als: die deutsche Kultur in ihrem eigenen Hause bettelnd am Tische Schieberdeutschlands. Wenn schon geschoben werden muß, so schiebt selbst — Ihr könnt es auch, wenn Ihr wirklich wollt (die es nicht können, müssen sich an ihren Hosenträgern aufhängen) —: aber bettelt nicht, jammert nicht, wartet nicht, lasset eure Kräfte nicht verkümmern, verdorrt nicht, solange Ihr atmen könnt. Wehrt euch, regt euch, beißt, schlagt um euch, schlagt zurück, wenn man euch schlägt, schreit, wenn Ihr leidet — aber seid nicht so furchtbar anständig, so entsetzlich zahm! Denn eure Anständigkeit ist unanständig, eure Zahmheit böse.

*

So wollt' ich zu ihnen sprechen. Aber dann machte man mich darauf aufmerksam, daß sie sich ja noch gar nicht versammeln! Sie schlafen.

Pst! Still! Stört den deutschen Geist nicht! Er hungert, aber er schläft dabei gut. Lebt er überhaupt?

Zweckentsprechende Mitteilungen sind an die Redaktion dieses Blattes zu richten.

Rosa Luxemburgs Briefe von L. Lania

Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint.

Börne über Jean Paul

Als nach Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs bestialischer Ermordung ihre Freunde und Genossen in der Redaktion der ‚Roten Fahne' den kurz und klein geschlagenen und durchwühlten Schreibtisch der toten Führerin durchstöberten, da fanden sie eine Lade unbeschädigt und unberaubt. Die weißen Horden — die amtlich bestellten Schützer der deutschen Republik —, die hier so stramm „Haussuchung" gehalten und jedes beschriebene Blatt Papier beschlagnahmt hatten, waren an dem Inhalt dieser Lade achtlos vorübergegangen. Dort aber lag fein säuberlich in einer Mappe verwahrt ein Stoß farbiger Illustrationen, Abbildungen der verschiedensten Vögel. Und das war Rosa Luxemburgs Feierstunde und Erholung gewesen in der nervenaufreibenden, peitschenden Hast jener Revolutionsnächte, wenn sie nach stundenlangen Sitzungen, aus Versammlungen, von den Straßenkämpfen weg an den Schreibtisch eilte, um in später Stunde den Leitartikel für den nächsten Tag zu schreiben: da nahm sie noch rasch die Bilder vor und versenkte sich für ein paar Minuten wenigstens in die Betrachtung eines kleinen Vogelkopfes, eines buntgefiederten Kolibris, einer getrockneten Jasminblüte.

Dies schwärmerische Aufgehen in der Natur, diese urweibliche Fähigkeit, den nichtigsten Alltäglichkeiten des Lebens neue Schönheiten, neues Glück abzugewinnen, dies tiefste Mitfühlen und Mitleiden mit jeder Kreatur gepaart mit einem männlich-kritischen Geist und unerbittlich logischem Denken, das Zusammenklingen dieser scheinbar einander ausschließenden Töne ergab erst den Grundakkord zu Rosa Luxemburgs gewaltiger Lebenssymphonie. Und wer diese in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe vernehmen will, der greife zu den Briefen, die Rosa Luxemburgs vielspältiges und doch in einem höchsten Sinne harmonisches Wesen auf wunderbare Weise spiegeln.

Nach den Gefängnisbriefen Rosa Luxemburgs an Sonja Liebknecht sind nun ihre Briefe an Karl und Luise Kautsky (im E. Laubschen Verlag zu Berlin) als Buch erschienen. Etwa hundert Briefe aus einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren. Die redaktionellen Briefe, mit denen die junge polnische Studentin aus der Schweiz im Jahre 1896 ihre ersten Artikel an die ‚Neue Zeit' begleitet, eröffnen den Band, die Briefe aus dem breslauer Zuchthaus im Sommer 1918 schließen ihn ab. Dazwischen spannt sich der Lebensbogen eines einzigartigen Menschen: Briefe aus der Schweiz und Italien, aus Warschau und Petersburg und Finnland, aus deutschen und russischen Gefängnissen. Man liest sie wie einen bannenden Roman und merkt kaum, daß man ein politisches Dokument in der Hand hält: die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie; die russische Revolution von 1905; die geistigen Strömungen in der sozialistischen Internationale; Reformismus; Generalstreikdebatte; Vaterlands-

verteidigung; Bolschewismus — zwei Jahrzehnte europäischer Geschichte rollen vor einem ab. Denn diese Frau mit der Seele einer Künstlerin und dem ewig heißen Herzen ist vor allem eine durchaus politische Natur. Keine blutlose Träumerin: ein nüchterner Tatsachenmensch von unerbittlicher Schärfe der Beobachtung. Ob es nun die wahrhaft dichterischen Schilderungen der Schönheiten des Riviera-Strandes und des genueser Straßenlebens sind oder die packenden, vom Gluthauch des unmittelbaren Erlebens durchwehten Berichte von den warschauer Straßenkämpfen: immer spürt man den Atem einer Kampfnatur, der politisch zu denken, zu handeln oberste Bestimmung ist. Es gibt hier Briefe, die wie Kapitel aus einem Roman von Flaubert anmuten, wo in ein paar Sätzen dieser „polnischen Jüdin" mehr wahre Poesie, mehr deutsches Wesen steckt als in neun Zehnteln der deutschen Lyrik. Weil sie nicht gedichtet, weil sie erlebt sind. Man mag den Band aufschlagen, wo man will: sei es nun eine einfache „nichtssagende" Postkarte oder ein rein sachlicher Bericht über eine Agitationsreise —man findet nicht eine einzige Phrase in diesen hundert Briefen.

Bis zu Rosa Luxemburgs Tode währte der Freundschafts- und Herzensbund, der sie mit Luise Kautsky verband. Und selbst als Rosa, die geistige Führerin des Spartakusbundes, während des Weltkriegs in Aufsätzen und Broschüren den heftigsten und erbittertsten Kampf gegen Karl Kautskys politische und theoretische Einstellung führte und die Gegensätze bereits zu einem völligen Bruch zwischen ihr und dem einst so hoch verehrten und geliebten „Meister" und „Lehrer" geführt hatten — selbst da konnte dies innige Freundschaftsverhältnis nicht zerstört werden.

An allen Widrigkeiten und Sorgen ihres Lebens, aber auch an allen ihren glücklichen und schönen Stunden läßt sie die Freundin teilhaben; rückhaltlos vertraut sie sich ihr an. Und doch ist sie eigentlich eine verschlossene Natur, die die Scheu des sensiblen Menschen hat, sich ganz zu eröffnen. Stets ist sie nur von der Sorge um ihre nächsten Freunde bewegt und findet noch nach monatelanger zerrüttender Haft kein Wort der Klage über ihr eignes Los.

„Ich habe zu allem Mut, was mich selbst trifft. Andrer Leid zu ertragen, gar Klaras (Zetkin), wenn, Gott behüte, was passieren sollte — dazu fehlt mir Mut und Kraft", schreibt sie aus dem breslauer Gefängnis im Juli 1918. Und dann: „Nur Mut, wir werden es schon weiter mit dem Leben aufnehmen, wie es auch kommen mag. Verlasse dich auf mich, wir werden uns zusammen durchbeißen und nie vergessen, das geringste Schöne und Gute, das noch übrig geblieben, dankbar zu genießen."

Was ganz Deutschland an Rosa Luxemburg verloren hat, das könnte es wieder aus diesen Briefen erkennen. Und wird es doch nicht begreifen. Wäre sonst möglich, daß allen diesen gräßlichen Opfern, dem Leben und Sterben Rosa Luxemburgs und der Vielen, die mit ihr und nach ihr fielen, zum Trotz Deutschland heute, nach kaum fünf Jahren, dort steht, wo es steht! Nein, diesem Deutschland ist nicht zu helfen.

Brief aus dem Gefängnis von Rosa Luxemburg

Wronke i. P., Festung, 26. Januar 1917

Lulu, geliebte! Gestern hatte ich in Berlin (in meiner Abwesenheit) Termin, wo sicher wieder ein paar Monate Gefängnis abgefallen sind. Heute sind es genau drei Monate, daß ich hier — auf der dritten Etappe — festsitze. Zur Feier solcher zwei Gedenktage, wie sie in dieser Art schon seit Jahren mein Dasein in angenehmer Weise unterbrechen, sollst Du einen Brief kriegen. Verzeih, Liebste, daß ich Dich hab so auf Antwort warten lassen, ich hatte aber soeben eine kurze Periode erbärmlicher Feigheit. Wir hatten mehrere Tage eisigen Sturmwind, und ich fühlte mich so winzig und schwach, daß ich gar nicht aus der Bude ging, damit mich die Kälte nicht vernichte. In sotaner Stimmung wartete ich natürlich mit Sehnsucht auf einen herzhaften warmen Brief; aber meine Freunde warten leider immer nur auf Anstoß und Auftakt von mir. Niemand hat je von selbst einen frischen guten Einfall, um mir zu schreiben — außer Hänschen (Hans Diefenbach), der aber wohl schon etwas müde ist, seit zweieinhalb Jahren Briefe zu schreiben, „die sie nicht erreichten“, und die nicht beantwortet werden. Endlich kam ein Brief von Sonia Liebknecht, sie gibt aber immer einen Ton wie gesprungenes Glas. So schnellte ich denn, wie stets, von selbst wieder in die Höhe, und es ist gut so. Jetzt bin ich wieder munter und guter Dinge, und Du fehlst mir nur, um so zu schnattern und zu lachen, wie wir zwei es allein verstehen. Ich würde Dich schon bald wieder zum Lachen bringen, obwohl Deine letzten Briefe bedenklich morose klangen. Weißt Du noch, wie wir einmal von einem Abend bei Bebel zurückkamen und um Mitternacht auf der Straße zu dritt ein Froschkonzert aufführten; da sagtest Du, Du wärest immer, wenn wir zusammen sind, ein wenig im Rausch, als hätten wir Sekt getrunken. Grade das liebe ich bei Dir, daß ich Dich immer in die Champagnerstimmung bringen kann, wo uns das Leben in den Fingern prickelt und man zu jeder Narretei aufgelegt ist. Wir können uns drei Jahre nicht sehen, und dann ist es nach einer halben Stunde, als wäre es erst gestern gewesen. Und so möchte ich jetzt plötzlich bei Hans Naivus hineinbrechen und mit Eurer Tafelrunde so lachen können, wie wir im Juni beim Besuch Hänschens lachten (er schrieb mir nachher, daß er noch auf dem ganzen Weg zur Front zur Verwunderung der Kameraden im Coupé von Zeit zu Zeit auflachen mußte und ihnen sicher „wie ein Idiot vorkam“). Mit dem wirklichen Champagner ist es nun für längere Zeit aus, seit der arme Faisst als erstes Opfer des Weltkrieges fiel. Aus mit Champagner und aus mit Wolf-Liedern. Von unserm letzten „Gelage“ habe ich übrigens eine sehr heitere Erinnerung. Es war im letzten Sommer, als ich im Schwarzwald war. Er kam eines Sonntags mit Costia Zetkin zu Besuch von Wildbad heraufgekraxelt; es war ein herrlicher Tag, und wir saßen nach dem Essen im Freien um eine kleine Batterie Mumm-Flaschen, freuten uns der Sonne und waren sehr lustig. Am meisten trank natürlich „der edle Spender“ selbst. Er erlebte wieder einmal „eine unvergeßliche Stunde“, lachte, gestikulierte, schrie und stürzte ein perlendes Glas nach dem andern in seine breite schwäbische „Gosch“. Besonders amüsierte ihn das um uns auf der Veranda wimmelnde Sonntagspublikum. „Schaun Sie, wie diese Philister uns

angaffen", rief er immerzu begeistert —, „wenn die erst wüßten, wer hier zecht!" Und das Gelungenste war, daß nur wir die Ahnungslosen waren, denn der Wirt hatte, wie er mir abends selbst erzählte, mein unglückliches „Inkognito" herausbekommen und es natürlich allen seinen Gästen aufgetischt. Der Schelm bediente uns auch mit so merkwürdigem Schmunzeln und ließ die Pfropfen extra knallen; die Philister aber waren, wie Du Dir denken kannst, über dieses „sozialdemokratische Sektgelage" höchlichst erbaut. Und jetzt wird über Faissts Grabe schon zum dritten Mal der Frühling „sein blaues Band flattern" lassen. (Er sang dieses Lied sehr schön, viel besser als die Julia Culp, die wir — weißt Du noch? — einmal zusammen in der Singakademie gehört haben.) Dir ist wohl jetzt die Lust zur Musik, wie zu allem, für eine ganze Weile vergangen, Dein Kopf ist voller Sorgen um die schiefgehende Weltgeschichte und Dein Herz voller Seufzer um die Erbärmlichkeit der — Scheidemänner und Genossen. Und Jeder, der mir schreibt, stöhnt und seufzt gleichfalls. Ich finde nichts lächerlicher als das. Begreifst Du denn nicht, daß der allgemeine Dalles viel zu groß ist, um über ihn zu stöhnen? Ich kann mich grämen, wenn meine Katze Mimi krank wird, oder wenn Dir etwas fehlt. Aber wenn die gesamte Welt aus den Fugen geht, da suche ich nur zu begreifen, was und weshalb es passiert ist, und hab ich meine Pflicht getan, dann bin ich weiter ruhig und guter Dinge. Ultra posse nemo obligatur. Und dann bleibt mir noch Alles, was mich sonst erfreute: Musik und Malerei und Wolken und das Botanisieren im Frühling und gute Bücher und Mimi und Du und noch manches — kurz, ich bin steinreich und gedenke es bis zum Schluß zu bleiben. Dieses völlige Aufgehen im Jammer des Tages ist mir überhaupt unbegreiflich und unerträglich. Schau, zum Beispiel, wie ein Goethe mit kühler Gelassenheit über den Dingen stand. Denk doch, was er erleben mußte: die große französische Revolution, die doch aus der Nähe gesehen sicher wie eine blutige und völlig zwecklose Farce sich ausnahm, und dann von 1793 bis 1815 eine ununterbrochene Kette von Kriegen, wo die Welt wiederum wie ein losgelassenes Irrenhaus aussah. Und wie ruhig, mit welchem geistigen Gleichgewicht trieb er gleichzeitig seine Studien über die Metamorphose der Pflanzen, über Farbenlehre, über tausend Dinge. Ich verlange nicht, daß Du wie Goethe dichtest, aber seine Lebensauffassung — den Universalismus der Interessen, die innere Harmonie — kann sich Jeder anschaffen, oder wenigstens anstreben. Und wenn Du etwa sagst: Goethe war eben kein politischer Kämpfer, so meine ich: Ein Kämpfer muß erst recht über den Dingen zu stehen suchen, sonst versinkt er mit der Nase in jedem Quark — freilich denke ich an einen Kämpfer größern Stils, nicht an ein Wetterfähnlein vom Kaliber der „großen Männer" von Eurer Tafelrunde, die mir neulich einen Kartengruß hierher geschickt hat . . . Nevermind — Dein Gruß war mir dabei wirklich der einzig liebe. Und dafür will ich Dir nächstens ein Bildchen aus meiner Turner-Mappe schicken. Daß Du mir bloß nicht auch einen Korb dafür gibst, wie mir das neulich passierte. Denk Dir, ich schicke zu Weihnachen ein wunderschönes Bild aus dieser Mappe an Leo Jogiches und kriege nun durch Fräulein Jacob den Bescheid: dankend abgelehnt; das sei „Vandalismus", das Bildchen müsse zurück in die Mappe! Echter Leo, nicht wahr? Ich war wütend, denn ich halte

es auch hier mit Goethe: „Hätt' ich irgend wohl Bedenken, Balch, Bokhara, Samarkand, Süßes Liebchen, Dir zu schenken, Dieser Städte Rausch und Tand? Aber frage Du den Kaiser, Ob er Dir die Städte gibt. Er ist mächtiger und weiser, Doch er weiß nicht, wie man liebt . . . " Leo ist weder Kaiser noch „weiser", aber er weiß auch nicht, „wie man liebt" . . . " Wir beide wissens aber, nicht wahr, Lulu? Und wenn mir nächstens einfällt, ein paar Sterne herunterzuholen, um sie Jemand als Manschettenknöpfe zu schenken, so soll mir kein kalter Pedant mit gehobenem Finger wehren, daß ich sämtliche Schulatlanten der Astronomie in Verwirrung bringe.

Die Greiner-Mappe von Euch erfreut mich immer mehr, ich blättere sie oft durch und kriege dabei immer mehr Hunger nach Anderm. Könnte mir nicht Robert Kautsky durch das nächste Lebewesen, das mich hier besucht (wen der Finger des Herrn von Kessel bezeichnet, ist bei Fräulein Jacob zu erfahren), ein paar seiner letzten Bilder mitschicken? Sie kämen garantiert unversehrt zurück, und ich hätte eine Mohrenfreude! Ueberhaupt könnte Robert selbst mich nicht mal besuchen? Er könnte ja vielleicht dabei sein Vorhaben ausführen und mich malen, falls ihm drei bis vier Sitzungen genügen. Bei Gott, die Idee macht mir Spaß. Da ich nun einmal „sitze", so könnte ich auch ihm sitzen. Auf jeden Fall würde mir schon der Anblick des taufrischen Jungen mit seinen strahlenden Augen sehr wohl tun. Daß er als Sohn des Hoftheatermalers Erlaubnis kriegt, bin ich sicher, zumal, wenn Graf Hülsen eine Zeile schreibt . . . Das sage ich natürlich zum Spaß; Hans Naivus wird eher sterben, als dem Grafen seine Freundschaft mit der Petrolöse verraten. Aber Robert kriegt wohl auch ohne Protektion Erlaubnis. Wie ist es aber vor allem mit Dir? Hast Du Dich schon gemeldet? Ich möchte freilich lieber, daß Du im Frühjahr herkommst, wenn die Gegend etwas gastlicher aussieht, und sie soll schön sein, wie Leute behaupten, die sie gesehen haben. Bei den jetzigen Bahnkalamitäten und dem rauhen Wetter wäre es für Dich noch viel zu riskant. Aber für das Frühjahr bestelle ich mir unbedingt Deinen Besuch. Wirst staunen, wen Du hier alles um mich findest! Die Kohlmeisen assistieren mir treu vor dem Fenster, sie kennen schon genau meine Stimme und habens, scheints, gerne, wenn ich singe. Neulich sang ich die Gräfin-Arie aus Figaro, da hockten Stücker sechs auf dem Strauch vor dem Fenster und lauschten unbeweglich bis zu Ende, es sah sehr drollig aus. Dann kommen auf den Ruf jeden Tag auch zwei Amseln, ich habe noch nie so zahme gesehen, sie essen vom Blech vor dem Fenster. Dafür habe ich mir aber auch zum ersten April eine Kantate bestellt, die soll sich gewaschen haben. Kannst Du mir nicht für das Volk Sonnenblumenkerne schicken? Und dann bestelle ich mir noch für den eignen Schnabel so einen Kriegskuchen, wie Du mir schon ein paar Mal schicktest, er gibt einen leisen Vorgeschmack des Paradieses. Und da ich nun von hohen und höchsten Dingen rede, noch eine Sache, die mir keine Ruhe gibt: die Sternenwelt scheint auch ohne mein Verschulden in Unordnung geraten zu sein. Ich weiß nämlich nicht, ob Ihr vor lauter Sorgen um Scheidemann bemerkt habt, daß voriges Jahr eine epochemachende Entdeckung gemacht worden ist: Der Engländer Walkey soll „das Zentrum des Weltalls" entdeckt haben, und das wäre der Stern Kanopus im Bilde Schiff Argo (südliche Hemisphäre), der „nur"

500 Lichtjahre von uns entfernt und etwa anderthalb millionenmal größer ist als die Sonne. Diese Dimensionen imponieren mir nun gar nicht, ich bin abgebrüht. Aber eine andre Sorge habe ich: ein Zentrum, um das sich „Alles“ bewegt, verwandelt das Weltall in eine Kugel. Nun finde ich es von vollendeter Abgeschmacktheit, mir das Universum als eine Kugel — eine Art großen Kartoffelkloß oder Eisbombe — vorzustellen. Diese Symmetrie der Figur ist grade in diesem Fall, wo es „ums Ganze geht“, eine ganz kleinbürgerliche, platte Vorstellung. Sodann aber geht doch dabei nicht mehr und nicht minder wie die Unendlichkeit des Universums flöten. Denn eine „kugelförmige Unendlichkeit“ ist doch Blech. Und ich muß mir zu meinem geistigen Komfort unbedingt noch irgendetwas außer der menschlichen Dummheit als unendlich denken können! Wie Du siehst, habe ich buchstäblich „die Sorgen des Herrn von Kant“. Was meint dazu Hans Naivus oder sein gelehrter Filius? Schreib jetzt gleich einen ordentlichen Brief de omnibus rebus, sonst exmittiere ich Dich aus der Hauptkammer meines Herzens, wo Du gleich neben Mimi sitzest, in eine Nebenkammer.

Ich umarme Dich
Deine R.

Der blaue und die grauen Vögel

von Alfred Polgar

Diese russischen Menschen haben in ihrem selbstbewußten Auftreten etwas gewinnend Bescheidenes. Vielleicht kommt das vom Exil. Kein Blick geht ins Publikum, keine Frechheit, keine Koketterie. Eine ungemein sympathische Mannschaft, die sich nur um ihre Arbeit und gar nicht um die Passagiere kümmert. Den Verkehr mit diesen besorgt allein der Kapitän, Jushni. Alle Frauen sind in ihn verliebt. Aber er scheint sich nur für seinen Impresario, Herrn Knepler, zu interessieren.

Jede Pièce hat die Exaktheit einer strengen, wohlgelernten Uebung und die Leichtigkeit einer Improvisation. Auch der Uebermut ist hier noch künstlerisch gewissenhaft, noch das kleinste Späßchen genauest ausgewichtet in Ton, Farbe und Tempo. Ich bin auf einen besondern Reiz der Darbietungen des ‚Blauen Vogels‘ gekommen: das völlige Fehlen der Pointe. Das heißt: sie ist schon da . . . aber sie steht am Anfang, und die Maler sind es, die sie bringen. Der erste optische Eindruck ist die Pointe . . . hinzu kommt dann die Anekdote.

Was für ein hübsches, wildes, drolliges, abenteuerlich koloriertes Bilderbuch wird da aufgeblättert. Die moderne Malerei hat Formen und Farben das Domestizierte genommen. Sie hat ihnen, sozusagen: das Zahme heruntergeräumt. In den Dekorationen und Kostümen Chudjakows spürt man die elementare Naturkraft von Form und Farbe . . . und ihre Bändigung durch den Künstler.

Zum Beispiel die Nummer: ‚Der König rief seinen Tambour‘. Mir scheint zwar das simple Chanson dramatischer als diese Dramatisierung, aber die märchenhaft-bunte Uebersteigerung der Trachten und Requisiten ist Wollust dem Auge. Und außerdem tut Fräulein Asti mit, ein optisches Vergnügen ersten Ranges.

Wie sie, nachdem sie zu dem vergifteten Bukett gerochen, sich tot umlegt, ein gemähter Lilienstengel, das möchte ich mir zwanzigmal repetieren lassen. Ihr Deutsch — wie das Deutsch des ‚Blauen Vogels' überhaupt — ist bezaubernd. Mit seinen verschobenen Akzenten entspricht es durchaus der ulkig-schiefen Perspektive der Kulissen, und in seiner eckigen Silbenbrechung durchaus den sakkadierten Bewegungen der Marionette (unter deren Stil-Herrschaft ja dieses ganze Cabaret steht.)

‚Sofaklatsch'. Die Kissen des Sofas springen auf wie große Bonbonnièren, und sprechende Frauenköpfe erscheinen. Was sie sprechen, ist wahrhaftig nicht von Crébillon. Attrappen-Zauber. Auch ‚Der verliebte Friseur' ist sehr niedlich. In Berlin sagen sie gewiß dazu: „Och, wie süß."

‚Burlaki'. Das Lied der Wolga-Schlepper. Ein berühmtes Stück aus der russischen Schwermutskiste. Die bildhafte Wirkung ist stark. In die Riemen gelegt, schleppen sieben dustre Männer das Schiff stromaufwärts. Es ist, kein empfindsamer Cabaretsucher wird sich diese Beobachtung schenken, ein Symbol der hoffnungslosen, verbrauchenden Arbeit. Sehr schön die Inszenierung des Symbols: jede der sieben Figuren eine Type für sich, eine Farbe im Elends-Spektrum, eine besondre Chiffre für Zermergelung und Abgerissenheit. Zusammenbuchstabiert ergeben sie das biblische Fluch-Wort: Arbeit. Diese bildhafte Wirkung zugestanden . . . aber etwas sträubt sich dagegen, frohndende Proleten siebenstimmigen, musikalisch aufs delikateste abgetönten Chor singen zu hören, eingefaßt von Abendröte und einer schluchzenden Sologeige. Wie auch die Deckung von Schweißgeruch durch Parfüms der Melancholie . . . aber das ist schließlich Geschmacksache.

‚Tanka-Wanka'. Zum Verlieben! Wieviel menschliche Komik und Drastik en miniature in diesen zwei Püppchen mit den lebenden Köpfen und Händen! Die Cabaret-Russen haben ein Faible dafür, aus Bildausschnitten lebende Gesichter vorgucken zu lassen. Das bizarre Motiv kehrt immer wieder. Und gilt auch im übertragenen Sinn. Aus allem Spielzeug, aus Puppen und bemaltem Pappdeckel des ‚Blauen Vogels' . . . blickt ein lebendiges Menschenantlitz. (Wie ja, andrerseits, dieser Vogel die Menschen gerne als Spielzeug denunziert.)

Das Tanka-Püppchen singt und mimt die Koltschewskaja. Sie ist das Genie in dieser liebenswürdigen Künstler-Gemeinschaft! Wie sie (‚Lieder der Fabrikarbeiter') dasitzt — mit Augen, die in der flachen Landschaft des Gesichts zwei Tümpelchen, spiegelnd Dummheit und Pfiffigkeit — ohne Aufhören, seelenlos wie ein Eichhörnchen, Sonnenblumenkerne knabbert und sie, des Wohin nicht achtend, fortspuckt, wie sie dann tanzt, ohne jede Uebertreibung, nichts Komisches zur Figur hinzutuend, nur es gewissermaßen nicht verhehlend, die kostbare innere Unbeteiligtheit, mit der sie sich dem Rhythmus fügt, wie sie durch ein leichtes Heben der Schulter, einen Ruck der Hüfte, einen plötzlichen Klecks in der Stimme Komik zu Humor sublimiert . . . also: Beileid allen deutschen Cabaret-Mädchen, Parodistinnen, Diseusen.

Den Beschluß des Abends macht ein burlesker Wanderzirkus, in dem Jushni als ‚König der Luft‘ erscheint. Ueberwältigend lustig sein genaues Rituale des Varietékünstlers, die Ostentation seiner Mühelosigkeit und Geschmeidigkeit, das starrgefällige Lächeln in der Miene, welche besagt: Zwar Diener, aber auch Herr des Publikums.

Als Conférencier ist Jushni wieder auf der Höhe, wo ihm nichts einfällt. Er spricht schon viel besser schlecht Deutsch.

*

Schade, daß ich dem vortrefflichen Herrn Duvan-Torzoff, der den ‚Blauen Vogel‘ ausgebrütet hat, diesem Kind seiner Laune gram wurde und jetzt mit einer eignen Truppe russisches Cabaret macht, nicht so freundliche Dinge über sein Unternehmen sagen kann, wie ich gern möchte. Es ist ein gerupfter Vogel, lange nicht so schön blau wie Jushnis Tier. Die Kleinkunst, die er zum besten gibt, ist auch sehr niedlich, aber um ein paar Grade fester, dicker in den Nähten. Die modernen Maler fehlen. Dekorationen, Trachten, das ganze Spielzeug ist gewiß auch wie aus dem Schächtelchen, aber aus einem billigern Schächtelchen, als jenes war, das Jushni mithatte. Die glänzende Koltschewskaja ist, zu unsrer großen Freude, wieder da. Ihre weinerliche Bäuerin — zu nett, wie ihr Gesang in heulendes Elend zerfließt! — kann man hundertmal mit immer neuem Entzücken hören. Auch Kapitän Duvan-Torzoff läßt Holzsoldaten Parade exerzieren, und es klappt auch unter seinem Kommando. Ich habe bei dieser Nummer immer die größte Angst, daß Einer sich irren und statt rechts- linksum machen könnte oder so. Das müßte noch peinlicher sein, als wenn es wirklichen Soldaten in einem wirklichen Kasernenhof passierte. Sehr schwermütig singen „die schwarzen Husaren“ vor der Schlacht Sextett. Was soll man denn auch sonst tun vor der Schlacht? Die Zigeuner sitzen auch wieder da und musizieren, wie sie das nun einmal gerne tun. Lieblich die junge Dame, die den Oberkörper rhythmisch so schüttelt, daß die goldnen Schaumünzen, mit denen er behängt, in bezauberndes Flirren und Klirren kommen. Ein überlegener Künstler auf der Balalaika ist Herr Pique (welche Chance für einen Pick, Pique zu heißen), reizend „die lustigen Musikanten“. Dann gibt es noch gestellte komische Photographien, zu denen russischer Text gesprochen wird, den man nicht versteht. Und das ist das Feine an ihm.

*

Auch das ‚Karussell‘ — die dritte russische Kleinkunstbühne, die uns erfreute — bringt spaßige Bauern, lebende Balladen, Puppen mit grimassierenden Gesichtern, Nippesfiguren, die singen und sich bewegen, wirkliche Köpfe zu gemalten Leibern . . . es wird nicht besser durch die Wiederholung.

Die Conférence besorgt Egon Friedell in seiner guten, behaglichen, saloppen, onkelhaften Art, die Hände in den Hosentaschen, auch wenn er sie nicht drin hat. Es wurde, bei seiner ‚Judastragödie‘, von umflorten Kritikern beklagt, daß dieser Geist in

Cabaretniederungen erscheine, statt ausdauernd um Bergesgipfel zu schweben. Aber eine gelungene Tingltangl-Nummer ist Gott gewiß wohlgefälliger als eine nicht ganz so gelungene Tragödie. Er sieht auf die Qualität, nicht auf das Genre.

Uebrigens ist das Leben ein Karussell. Wer es nicht schon längst an dem Schwindel merkte, von dem der Ablauf des Daseins begleitet ist, erfuhr es jetzt expressis verbis durch einen mehrstrophigen Prolog.

Sodann warf der Kosakenhetman Stanka Rasin sein persisches Liebchen ins Wasser, den Groll der Mannen zu beschwichtigen. Hiezu sangen Alle und tranken Luft aus phantastisch bemalten Holzbechern. Vorn im Schiffchen exhibitionierte ein Kosak seinen trikotfarbenen Busen. Hätte nie geglaubt, daß diese wilden Männer so hellrosa Oberteile haben.

‚Klein-Rußland' bringt einen betrunkenen Bauern auf die Szene, ferner sonntägliche Burschen und Mädchen, propper wie aus dem Farbenkästchen, die ohne Verabredung Ballett tanzen. ‚Große italienische Oper', ein parodistischer Puppenscherz. Der Scherz ist lustig, aber nicht auf die Dauer, die er hat. Olga Preobrajenskaja wird als „Prima-Ballerina des ehemaligen kaiserlichen Theaters in Petersburg" eingeführt. Gesagt wie getanzt. Rußland ist groß, der Zar ist weit, und kurz ist der Frühling. Stimmungsvoll inszeniert „in den Krieg der König zog". Mit wimpelnden Fahnen kehrt, siegreich, er heim . . . der Soldat aber liegt tot auf dem Blachfeld. Die Mutter findet keinen Trost im Gedanken an des Königs Sieg. Ach, wir wissen ja, daß nicht einmal seine Niederlage sie trösten kann! ‚Liebespolka': vom ‚Blauen Vogel' her ein wohlbekanntes Prachtstück. Dort hat die unvergleichliche Koltschewskaja die Sonnenblumenkerne geknabbert und sich mit bezaubernd leichtfüßiger Schwerfälligkeit im Zweivierteltakt gedreht. Auch in der mindern Besetzung entzückt die täppische Anmut dieses Dorfidylls, das unerschütterliche Tanzphlegma dieser Landleute, ihre seelenlose Hingabe an den Rhythmus, der mechanische Uebermut ihres Bauerntrotts.

Das Leben ist ein Karussell, auch in seiner Spiegelung durch die russische Kleinkunstbühne: es kommt immer wieder das Selbe!

Woher aber der leicht fade Geschmack auf der Zunge, die zu oft von dem russischen Salat genießt? Zweitens ist er überzuckert. Erstens jedoch hat jene Fadheit ideelle Ursache.

Die Kleinkunst dieser liebenswürdigen, farbenfrohen Truppen ist nämlich, das fühlt man mit jedem Mal deutlicher, eine Notlüge. Es ist eine Kunst — alle Modernität ihrer Klecksographien kann dies nicht verhehlen — von der Zeit weg, ja wider die Zeit. Geboren im zaristischen Rußland, mußte sie ihre Typen, Bauer, Soldat, Arbeiter, wollte sie sie überhaupt nehmen, als Spielzeug nehmen. Kühnstenfalls als melancholisches Spielzeug. Weil die russischen Cabaretiers die russische Welt nicht ernst nehmen durften und auch nicht satirisch, wählten sie ein Drittes und nahmen sie niedlich. Das ist ihre Erbsünde, und von der kommen sie nicht los. Das Flaue, Fade ihres Uebermuts rührt von dem erzwungenen Untermut her, dessen Kind er ist.

Der Wendepunkt von Morus

Reise auf Staatskosten

Man verläßt Berlin, die Stadt der Freuden, am Tag, bevor die Bürgerlichen die kommunistische Revolution angesetzt haben, reist für eine Goldmark nach Frankfurt am Main, trifft keinen Revoluzzer und alle Gasthäuser verriegelt, läßt sich für 50 Goldpfennige in die äußerste Ecke Deutschlands bringen, erquickt sich — Reisende, meidet Bayern! — in Württemberg an den großen, runden Hakenkreuzabzeichen der Hitler-Leute und an der Massenauflage des ‚Völkischen Beobachters', stellt fest, daß man im Badischen noch immer gut wirthisch gesinnt ist, macht auf Kosten einer Reisewoche einen eintägigen Vorstoß ins hochvalutarische Oesterreich, fährt für den Preis, den man eben in einer Dorfwirtschaft für ein Käsebrot bezahlt hat, nach Berlin zurück und findet am stillen Herd diesen Brief vor:

> „Auf die Steuerschuld des Kalenderjahres 1922 waren bis zum 31. 5. 1923 als Vorauszahlungen und Nachzahlungen zu entrichten . . . 160 Mark (Steuererklärungssoll).
>
> Davon sind bis zum 31. 5. 1923 bei der Kasse nur bezahlt . . . 60 Mark.
>
> Es sind daher noch zu zahlen an rückständiger Nachzahlung 100 Mark.
>
> Dieser Betrag ist, da Sie ihn noch nicht entrichtet haben, sofort nebst 30 v. H. Zuschlag für jeden angefangenen Kalendermonat vom Mai 1923 ab zu entrichten. Geht die Zahlung bis zum 31. Juli 1923 ein, so beträgt der Zuschlag nur 15 v. H. für jeden Monat.
>
> Der Rest der Steuerschuld von 100 Mark ist unter der Bezeichnung „Abschlußzahlung für 1922" innerhalb eines Monats nach Zustellung dieses Steuerbescheides zur Vermeidung der Mahnung und Zwangsvollstreckung zu entrichten."

Der Brief ist — da wird man wohl schon denunzieren müssen — am 14. August 1923 vom Finanzamt Berlin-Schöneberg (Abteilung 16, Steuerbezirk 100, Steuer-Nr. 669, Nr. 641 des Sollbuchs, Zimmer 39) abgegangen und mit 2000 Mark in Dienstmarken frankiert.

Ich weiß noch nicht genau, ob ich die 100 Mark oder mitsamt den Versäumniszuschlägen die 220 Mark gutwillig innerhalb eines Monats bezahlen werde, oder ob ich nicht besser dabei fahre, wenn ich die Mahnung und die Zwangsvollstreckung abwarte. Aber ich weiß, daß dieser Staat alle Ursache hat, die Revolution zu fürchten.

Stresemann und Hilferding

Inzwischen sind die Männer, die zwar nicht für Einzelhandlungen solcher Art die Verantwortung tragen, die aber ermöglicht haben, daß solches täglich geschehen konnte, von der Bildfläche verschwunden. Das deutsche Stadtvolk hat sie davongejagt und zwar in so unzweideutiger und impulsiver Form, wie das noch keiner nachrevolutionären Regierung in Deutschland widerfahren ist. Die Cuno-Krise war, im Gegensatz zu den vorhergehenden Fraktiönli- und Couloirkrisen, eine echte und rechte Volkskrise, die sich gegen den Willen der Reichstagsmehrheit und fast gegen die gesamte Presse durchgesetzt hat. Und als dann die Arbeiter, jawohl, die Arbeiter sich zum entscheidenden Sturm anschickten, kapitulierte der Reichstag binnen einer Stunde, und die Cunotenpresse fiel um wie ein Mann. Nur zwei Deutsch-Demokraten, Cunos Landsmann Petersen und Theodor Wolff, hielten dem ehrbaren Kaufmann über sein Grab hinaus

die Mannentreue. Die übrigen Deutschen (links von Helfferich) begnügten sich damit, Herrn Cuno für seine Amerikafahrt die besten Reisewünsche zu senden. Selbst die Hapag hält diesen Mann für zu kompromittiert, um ihn noch einmal an die Spitze ihres Unternehmens zu stellen. Umso bedenklicher wäre es, wenn das deutsche Reich ihn, trotz allem, als Nachfolger Wiedtfelds nach Washington schicken wollte. Dieser „Altreichskanzler“ kann dem Reich nur noch dadurch dienen, daß er für die nächste Zeit ganz, aber auch ganz unsichtbar wird. Immer daran denken, niemals davon sprechen: das ist Alles, was wir mit Cuno noch im Sinn haben.

Die Cuno-Krise unterschied sich nicht nur durch ihre Form von allen andern Krisen: noch nie seit dem Rücktritt Hohenlohes und der Berufung Bülows war der neue Kanzler mit solcher Selbstverständlichkeit designiert. Seit Monaten stand eigentlich fest, daß, wenn kein Putsch einen Strich durch die Rechnung machte, nur Stresemann in Frage käme. Es ist einer der interessantesten und merkwürdigsten Vorgänge in unserm gewiß nicht übermäßig interessanten parlamentarischen Leben, wie dieser Taktiker, den man vorher bestenfalls für einen gewandten Jongleur hielt, seit dem Tode Rathenaus an Einfluß und Geltung und schließlich wohl auch an Kraft und Geschicklichkeit gewachsen ist. Schon seit der letzten Aera Wirth findet Das, was er sagt und schreibt, im Inland und im Ausland eine größere Resonanz als die Reden der Minister, und mehr und mehr ist er von der Peripherie der Partei Drehscheibe in die Achse gerückt, um die sich Alles dreht. Stresemann ist unter den deutschen Politikern der einzige, den man mit Fug und Recht als Parlamentarier ansprechen darf, der im Fraktionszimmer und in den Wandelgängen, in den Ausschüssen und im Plenum die Situation zu erfassen und zu beherrschen versteht. Stresemann weiß selbst sehr wohl, daß sein Wirkungsfeld das Parlament ist, und er ist einer der wenigen Abgeordneten, die für das Parlament mehr als Verachtung übrig haben. Vom Reichstag aus hat er sich Geltung in der Industrie zu verschaffen gewußt und als kleiner Syndikus eine Position erobert. Aber während die meisten „Verbandscommis“, die in das Parlament geschickt wurden, nur darauf bedacht waren, möglichst schnell einen guten Generaldirektorposten zu erlangen, lag Stresemanns Ehrgeiz von vorn herein auf politischem Gebiet. Er hat die übliche Zahl von Aufsichtsratsposten bekommen, aber nie eine glanzvolle, leitende Stelle. Dafür hat er sich im Reichstag allmählich von seinen industriellen Brotherren emanzipiert und in letzter Zeit sogar gewagt, als Chef der „Industriellen-Partei“ offen gegen die Industriellen aufzutreten. Er hat die Ambitionen des Reichsverbandes mit aller Schärfe zurückgewiesen, hat in der ‚Zeit‘ und in der ‚Nationalliberalen Korrespondenz“ mutig den Kampf gegen Stinnes aufgenommen und sich nicht gescheut, den Fall Louis Hagen an die große Glocke zu hängen.

Das sind, wirtschaftspolitisch, die Aktivposten, die er mitbringt. An Passiven ist kein Mangel. Der fünfundvierzigjährige Stresemann ist ein Mann von reicher, allzu reicher Vergangenheit. Wer einen Blick in diese Vergangenheit tun will, braucht nur das ‚Stresemann-Buch‘ zu lesen, das seine Parteifreunde vor einigen Jahren mit schonender Rücksicht zusammengestellt haben. Was Stresemann sich während des Krieges und in der Zeit von Weimar und Versailles geleistet hat, ist schlimm. Gewiß hat auch auf außenpolitischem Gebiet Strese-

mann sich gemausert und aus dem Ton der Siegfriederiche allmählich zur Vernunft durchgefunden. Aber daß man in Frankreich Stresemanns Vergangenheit sehr genau kennt, haben die Darlegungen des ‚Temps' bewiesen, und es wird noch manche Mühe kosten, die Erinnerung daran auszulöschen. Wie wäre es, wenn Stinnes, der Allerfasser und Allerhalter, der ja einstweilen seinen Fraktionsgenossen ostentativ unterstützt, Stresemanns Vergangenheit, wenigstens soweit sie gedruckt ist, aufkaufte und einstampfen ließe?

Wenn das Kabinett Stresemann eine Zukunft hat, so heißt sie: Hilferding. Dieser wiener Arzt ist der Typus des Consiliarius, des gescheiten, sachkundigen, unpathetischen, ein wenig zum Grübeln neigenden, ernsten und gewissenhaften Beraters. Alles wird davon abhängen, ob er Tatmensch genug ist, sich und seine Gedanken durchzusetzen, ob er das Tempo, die Arbeitskraft und die Ellenbogen besitzt, um mit der großen und mächtigen Schar seiner natürlichen Widersacher fertig zu werden.

Die große Rede vor dem Hauptausschuß des Reichstag und die Notverordnung über die Devisenabgabe zeigen nur, daß Hilferding auf dem richtigen Wege ist, aber sie zeigen noch nicht, daß er imstande ist, den Augiasstall, den Hermes hinterlassen hat, zu reinigen. Die Devisenabgabe, von der Hilferding selbst noch nicht weiß, wieviel sie einbringen wird, ist ein Anfang — nicht mehr. Wenn ihr Ertrag unzureichend sein sollte, wird man sofort eine Devisenbestandsaufnahme und Beschlagnahme im größten Umfang vornehmen müssen. Die maßgebenden Industrie- und Bankkreise haben zwar bisher offiziell dem neuen Kabinett erstaunlich wenig Schwierigkeiten gemacht, aber die Vorgänge am Devisenmarkt in den letzten Tagen, namentlich die Massenkäufe im Rheinland beweisen, daß die Obstruktion hinter den Kulissen weitergeht. Das Gegenstück dazu ist das einstimmige Vertrauensvotum des Zentralausschusses für Havenstein in dem Augenblick, wo die Regierung dem Reichsbankpräsidenten in aller Form den Laufpaß gibt.

Aber selbst, wenn die Regierung der Finanzmisere Herr werden sollte, so bleibt doch der springende Punkt, ob es dem Kabinett Stresemann-Hilferding gelingt, rasch mit der Ruhrfrage fertig zu werden, mit andern Worten: ob die neuen Männer den Mut aufbringen, dem deutschen Volke zu zeigen, daß ein Siegfriede an der Ruhr unmöglich ist, und daß das Einzige, was wir heute vielleicht noch erreichen können, ein bescheidner, sehr bescheidner Akkord ist, wenn wir den Konkurs vermeiden wollen. Das phrasenhafte Gerede über Souveränität und Hoheitsrecht muß endlich aufhören, und statt dessen müssen auch von deutscher Seite praktische Vorschläge gemacht werden, die Aussicht auf Annahme haben. Grade die finanzpolitischen Diskussionen der letzten Wochen haben vielfach die Hoffnung genährt, als sei mit Hilfe der neuen Steuern und Anleihen möglich, den Ruhrkampf beliebig lange fortzusetzen. Dieser trügerischen Fiktion muß die Regierung offen und ehrlich ein Ende machen. Der unselige Herr von Rosenberg hat in seiner letzten und schlimmsten Rede davon gesprochen, wir stünden Alle unter dem Eindruck, „daß wir uns, wie auch die weitere Entwicklung sich gestalten mag, einem Wendepunkt der europäischen Geschichte nähern". Wenn dieser Wendepunkt für Deutschland nicht gleichbedeutend sein soll mit einer völligen Katastrophe, muß an der Ruhr schleunigst Schluß gemacht

werden. Das ist über allen Finanzfragen die wichtigste und dringlichste Aufgabe des Kabinetts Stresemann, und wenn es diese nicht löst, wird es ein zweites Kabinett Prinz Max von Baden sein.

Aktive Handelsbilanz

Wenn das Kabinett Stresemann Bestand haben soll, muß es, nach den Unwahrhaftigkeiten der Aera Cuno, wieder eine Regierung der Ehrlichkeit sein. Es muß nicht nur mit dem bisherigen Schwindelsystem unsrer Finanzwirtschaft Schluß gemacht werden, sondern auch mit den Märchen unsrer Wirtschafts- und Reparationspolitik. Dazu gehört auch, daß wir wieder anfangen, über unsre Einfuhr und Ausfuhr die Wahrheit zu sagen. Nach einer frommen Sage hat Deutschland seit Kriegsende eine stark passive Handelsbilanz. Nach den amtlichen Veröffentlichungen betrug die Passivität im letzten Jahr nicht weniger als 2,2 Milliarden Goldmark. Nachdem schon im Untersuchungsausschuß über die Markstützungsaktion die Richtigkeit dieser Zahl, die damals mit besondrer Emphase von Herrn Havenstein vorgetragen wurde, von verschiedenen Seiten angezweifelt worden ist, hat man sich jetzt im Statistischen Reichsamt selbst genötigt gesehen, die bisherigen Methoden der Schätzung, der Unterschätzung der Ausfuhr und der Ueberschätzung der Einfuhr, einer Revision zu unterziehen. Dabei hat sich herausgestellt, daß die deutsche Handelsbilanz im Jahre 1922 nicht stark passiv, sondern sogar leicht aktiv war. Die Gesamtausfuhr betrug 7,4 Milliarden, die gesamte Einfuhr nur 7,25 Milliarden Goldmark. Ja, selbst in den ersten drei Monaten dieses Jahres ist die Handelsbilanz noch aktiv gewesen, und erst die Verschlechterung der Wirtschaftslage durch die Länge der Ruhrbesetzung hat von April an eine Passivität der Handelsbilanz gebracht.

Der Reichswirtschaftsminister Becker hatte, nachdem diese Ergebnisse festgestellt worden waren, eine größre Sachverständigenkonferenz einberufen und ist selbst — das sei auch noch post festum rühmend vermerkt — dafür eingetreten, daß die neuen Zahlen, wenn sie richtiger sind als die alten, auch veröffentlicht werden sollen. Aber da sprang ein Nationaloekonom der berliner Universität in die Bresche und fand den freundlichen Ausweg: man sollte doch künftig die immer fragwürdigen Wertangaben überhaupt nicht veröffentlichen, sondern nur noch die Mengen der Ein- und Ausfuhr. In der Tat scheint einstweilen nach diesem Rezept verfahren zu werden. Wenigstens sind seitdem die monatlichen Wertberechnungen nicht mehr bekanntgegeben worden. Zu welcher groben Täuschung die bloße Veröffentlichung der Mengenstatistik führen würde, zeigt der Außenhandel Rußlands, das heute schon wieder, als Rohstoffexportland, eine stark aktive Mengenbilanz aufweist, während es eine außerordentlich passive Wertbilanz hat. Bei Deutschland, das vorwiegend Rohstoffe importiert und Fertigprodukte exportiert, würde die Sache grade umgekehrt liegen. Da bliebe allerdings auch bei aktiver Wertbilanz eine passive Mengenbilanz.

Was soll diese Irreführung? Glaubt man damit auf die Dauer das Ausland über den wahren Sachverhalt zu täuschen? Der Amtsnachfolger und Fraktionsgenosse des Herrn Becker, der neue Reichswirtschaftsminister von Raumer, hat hier eine Gelegenheit, zu zeigen, daß er mit offnen Karten zu spielen gedenkt; und wenn er Bedenken hat, so sollten die Sozialdemokraten im Kabinett ein wenig nachhelfen. Mit Schusterkniffen dieser Art kommen wir nicht weiter.

Bemerkungen

Zuviel Beamte

Dies Stichwort aller Unzufriedenheit ist natürlich unsinnig. Es gibt nicht zu viel Beamte: es gibt nur zu wenig Arbeit. Das liegt daran, daß einzelne der ältern Leute zu arbeitswütig sind und den jungen Alles wegnehmen. Man sorge nur für bessere Arbeitsteilung. Man kommandiere die Beamten ab, die man nicht ausnutzen kann — wie einst die Soldaten zur Erntearbeit.

Sie könnten, zum Beispiel, Hausarbeit übernehmen. Ich würde ganz leicht ein halbes Dutzend bei mir unterbringen, wenn der Staat sie weiter bezahlt und sie sich selbst versorgen. Ich habe in meinem Betrieb Arbeit für mindestens noch sechs Personen. Da sind, unter anderm, die Oefen. An denen könnten in zwei Schichten sehr gut zwei Mann beschäftigt werden. Das Ausschlacken morgens, das Hinaustragen der Asche, das Heraufholen der Kohle, das Kleinmachen des Holzes, das Anstecken des Zündholzes, das Aufschichten des Brennstoffs, das Pusten, das Nachsehen, ob es auch brennt, das Zuschrauben, das Wiederaufschrauben, das Nachlegen, das Putzen der Ofentüren, das Abreiben der Kacheln, das Schwärzen der Ofenrohre: das Alles ist Arbeit für gut zwei Mann. Wieder zwei Mann müssen für den Heizstoff sorgen. Sie müssen zu zweit in den Wald gehen und das Holz stehlen, wobei der eine Schmiere steht oder den Förster besticht; sie müssen das Holz nachts auf das Grundstück bringen, wofür der Staat ihnen Ueberstunden und Nachtzulagen bezahlen möge. Sie müssen das Holz zersägen, spalten und ofenfertig machen. Diese Arbeit ist so schwer, daß sie sich von acht Stunden vier Stunden ausruhen müssen, während die Heizer nur zwei Stunden benötigen. Abermals zwei Mann sind mit dem Viehhof und dem Komposthaufen vollauf zu beschäftigen. Der eine kann das Gemüll durchsuchen nach Wertgegenständen, silbernen Löffeln, Goldstücken, Perlen, nach Brotrinden, Stampfpapier und Heringsköpfen. Für jede solche Wertsache muß er einen besondern Behälter haben. Den Komposthaufen kann er zweimal täglich umgraben, um ihn besser zu durchlüften. Er kann die Jauchegrube leeren, die die andern füllen. Er kann die für den Garten nützliche Holz- von der Brikett-Asche sondern, den Hühnerdung trocknen und zerreiben, und wenn er dann noch Zeit hat, dem Viehhalter helfen. Denn dieser hat übermäßig zu tun. Er muß schon ganz früh zur Stelle sein, alle Hühner abfühlen, ob sie auch Eier legen, die willigen im Gehege zurückhalten, aufpassen, welches Nest sie benutzen, auf jedes Ei den Namen der Mutter und das Datum schreiben, den Hahn beaufsichtigen, daß er seine Pflicht tue, den Hühnern die Nester aufschütteln, die Glucke betreuen, sie vom Nest nehmen, die Eier sauber halten, umdrehen, die Glucke wieder setzen, das Futter streuen, das Trinkwasser erneuern, die jungen Küken trocken legen und dann noch für die Ziegen und Kaninchen sorgen. Die Ziegen müssen täglich entlaust und gebürstet werden; vor dem Melken werden ihnen die Zähne geputzt und die Euter mit warmem Wasser gewaschen und mit frischer Butter bestrichen; die Milch muß ins Haus gebracht und gemessen werden. Jede Woche sind die Ziegen zu pedi- und manikүren. Jeden Tag verlangen sie ein andres, sehr sauber zu haltendes Futter und sind dabei auf ihre Eigenart zu beobachten, ob sie lieber Kartoffeln, Rüben, Fischköpfe oder tote Ratten fressen. Sie bedürfen der pfleglichsten Geburtshilfe, und ihre jungen Lämmchen sind zu entwöhnen und stallrein zu ziehen. So bleibt eigentlich für die Kaninchen gar keine Zeit, und es wird nötig, noch einen siebenten Beamten einzustellen, der nur für diese Nage-

tiere da ist. Er muß aufpassen, daß sie sich nicht auf das Heu der Ziegen setzen, sich nicht gegenseitig totbeißen, nicht Inzucht treiben, ihre Jungen nicht auffressen. Er muß diese gegen Ratten schützen, ihr Fressen hüten, sie vor Nässe bewahren, sie wieder fangen, wenn sie weglaufen, sie schlachten, abziehen, das Fell verkaufen, den Erlös unterschlagen — kurz: er muß ein älterer, zuverlässiger Mann mit Kinderzulage aus Klasse XII sein.

Hierfür werden der Vorbildung nach am besten Hofräte in Betracht kommen, zumal da der Titel sich mit der Art der Arbeit decken würde. Meine Frau hätte zum Windelwaschen und Kartoffelschälen sicherlich Verwendung für ein paar weibliche Regierungsräte, zumal wenn sie auch Nadel und Schere zu regieren verstehen. Wenn mich noch einige Kanzleidirektoren in der Registratur und ein Finanzrat in der Korrespondenz mit den Honorarabteilungen der Blätter und dem Umsatzsteueramt entlasten, dann werde ich in der Lage sein, solcher wertvollen Vorschläge wie diese so viele auszuarbeiten, daß der Staat unbedenklich noch ein paar Beamte mehr einstellen kann. Arbeit will ich schon für sie beschaffen. Wenn er nur das nötige Papiergeld druckt.

J. v. Bülow

Mein Generalmajor

Mein Nachbar, der Generalmajor a. D., ist nur mit zwei hohen Schaftstiefeln, die gleichfalls a. D. sind, bekleidet; sonst läuft er nackt umher.

Ich habe lange darüber nachgedacht, woher das kommt, und nun hab ichs: Es gibt Menschen, denen die Uniform an die Haut an- und in die Seele hineingewachsen ist. Und wenn sie Umstände halber die Uniform ablegen müssen, sind sie mehr als unbekleidet . . .

Mein Nachbar, der Generalmajor, hat die Uniform Umstände halber abgelegt und nur die hohen Schaftsstiefel von einst behalten. Deshalb geht er, bis auf die Beine, splitternackt.

In Uniform würde er aussehen, als hieße er Siegwart von der Recke. In abgetragenem Zivil sieht er aus wie Siegfried Meyer. Das ist ein Unterschied und ein Schicksal.

Er trägt einen Backenbart à la Kaiser Franz Josef, ist mit einem Jägerhütchen behelmt und geht jeden Morgen Schlag acht Uhr mit einem Einkaufkörbchen ins Dorf auf den Eier- und Gemüsehandel für den täglichen Bedarf; nur mit seinen hohen Schaftstiefeln bekleidet, sodaß man sein armes, tief einsames Sonderling- und Junggesellenherz pochen sieht.

In diesem Augenblick ist er aber nicht Siegwart von der Recke; denn es ist, wie Jedermann einsieht, ein Ding der Unmöglichkeit, daß Generalmajor von der Recke mit einem Henkelkörbchen einholen geht. Vielmehr spaltet sich in solcher Situation sein Ich, und er ist sein Offiziersbursche Siegfried Meyer.

Auch abends, wenn er oben in dem Stübchen des Landhauses, darin er Notquartier gefunden hat, die Schaftstiefel, sein einziges Kleidungsstück, auszieht, bedarf er seines Burschen. Und ich höre über mir seine gemütlich-martialische Stimme: „Meyer, Donnerwetter, Kerl, wo stecken Sie denn wieder — wirds endlich! — so — feste, zieh doch, Kerl, feste, sooo — hoi — schub!“ Und dann plumpsen die Reiterstiefel, daß in meinem Zimmer die Lampe zittert.

Auch das Frühstück serviert sich der alte Herr höchst dramatisch. Erst geht er hinaus und klopft an: „Sind der Herr General wach?“ Dann tritt er ein, schlägt die Hacken zusammen, steht vor sich selber stramm, deckt den Tisch, bringt Kaffeekanne und Brötchen. Das war Meyer. Erst wenn Meyer seine Sache gemacht hat, kommt der Generalmajor aus dem Schlafzimmer und setzt sich an den Frühstückstisch. Dann stopft Meyer die Pfeife, und der Herr Generalmajor stecken sie sich an und brummeln etwas dazu.

So macht man sich den verdammten, unfreiwilligen Ruhestand nach Kräften gemütlich.

Seine Tageseinteilung ist peinlich genau. Wenn abends die ersten Akkorde seines Klaviers über mir ertönen, weiß ich: es ist Punkt 10 Uhr. Es beginnt mit dem Preußenlied und endet, Schlag elf Uhr, mit dem Pfeifkouplet aus ‚Frühlingsluft'; dazwischen: Wohlauf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd; Martha, Martha, du entschwandest; Die lustige Witwe; Morgenrot, Morgenrot; der halbe Freischütz; Winterstürme wichen dem Wonnemond; Die Wacht am Rhein; sehr viel aus ‚Tannhäuser'; sämtliche Militärmärsche — all das Abend für Abend in strenger Reihenfolge. Er spielt nicht gut, aber dafür sehr laut und mit viel Gemüt. Wenn er ‚Ich hatt einen Kameraden' mit dem ganzen Pianissimo, dessen er fähig ist, hinlegt, könnte man heulen, und wenn man der eingefleischteste Antimilitarist wäre.

Gegen Mitternacht weckt mich das Klirren der Zimmerlampe, deren Glasstäbchen rhythmisch aneinanderschlagen. Aha, mein Nachbar, der Generalmajor, hat seinen nächtlichen Spaziergang aufgenommen; er hat noch immer einen kräftigen Soldatenschritt, das merkt man. Die Zimmerpromenade währt bis gegen ein Uhr; auf und ab, ab und auf. Dann wird es still.

Was treibt ihn zur mitternächtigen Stunde umher? Ist es die Unrast des Rebellen, der gegen die Wände der unfreiwilligen Muße wütet? Sinnt er der Rückkehr alter Zeiten nach? Wirst du, der du am Tage träumst, nachts wach und rufst vergeblich deinen Burschen Meyer? Ruh, ruh, verstörter Geist!

Die Uniform möchte ich, verhärteter Antimilitarist, der ich bin, dir von Herzen gern wiedergeben, damit du deine Blöße deckst — aber die allzu weiche Regung, die dir, nur dir zuliebe den Militarismus wieder einführen möchte, muß ich mir tapfer verkneifen.

Hans Natonek

Sanctus Ahasverus

Den Manen Fritz Mauthners

Ohne Uhr gehe ich durch die
Zeit;
keine Stunde tut mir Leid:
ich bin gefeit.
Nicht Tag nicht Nacht
bringt mir Not noch Streit;
ein Licht ist in mir entfacht,
das wandert aus Ewigkeit in
Ewigkeit:
ich bin geweiht.

Harry Kahn

Stil

Wenn Stil, nach einem Worte Schopenhauers, die Physiognomie des Geistes bedeutet, dann war keine Epoche so reich an Künstlern wie diese: es gibt Mimiker, die einem Garrick an Verwandlungsfähigkeit gleichen.

*

Achtung! Nicht weitergehn! Hier wird Shakespyrotechnik getrieben!

*

In der Nacht nach meiner Rundfahrt um Berlin träumte mir von einer gotischen Renaissance des Rokoko. Es war barock.

Heinrich Fischer

Ein Inserat

Landwirtschaftslehrer, z. Zt. in guter Stellung, treuer Anhänger der Körperkultur, 28 Jahre alt, 1,75 m groß, dunkelblond, wünscht die Bekanntschaft eines Germanenmädels mit landw. Betrieb, das ihm ermöglicht, abseits des öffentl. Trubellebens im Sinne der Zeitschrift neben seinem Berufe als ausübender prakt. Landwirt in harmonischer Ehe zu leben. Zuschr. unt. „Inseltrautes Heim" 2886 an den Verlag der Schönheit.

Liebe Weltbühne!

Nach der zweiten Aufführung des ‚Jungen von Hennersdorf' trat ein Besucher auf den Direktor des Lessing-Theaters mit der Frage zu: „Was heißt das, Doktor? In den Zeitungen hat doch gestanden, daß Wildenbruch auch heute hier sein werde. Warum ist er denn nicht gekommen?" „Er hat sich der Majorität angeschlossen", war Oscar Blumenthals Antwort.

Antworten

Buchhändler. Ein Sitzungsbericht Deines Börsenblatts schließt folgendermaßen: „Wird zu dieser Entschließung das Wort gewünscht? — Nein. — Ich bitte dann Diejenigen, die gegen die Entschließung sind, die Hand zu erheben. — Ich sehe keine Hand, die sich erhoben hätte; die Entschließung ist einstimmig angenommen. — Nunmehr ist die Frühstückspause eingetreten. (Zurufe: Wie lange?) — Eine halbe Stunde. (Pause von 1 bis 2 Uhr.)" Ach ja! so ist das ganze Land.

Literaturfreund. Der erleuchtende Aufsatz über den ‚Prinzen von Homburg' in Nummer 34 war ein Stück aus Arnold Zweigs Einleitung zu seiner Ausgabe von Heinrich v. Kleists Sämtlichen Werken, die bei Rösl & Cie zu München in der Reihe der Rösl-Klassiker erscheint.

Justizminister Radbruch. Frage statt Antwort: Was dünket Euch um den Fall Fechenbach?

Bahnhofswirt. Hab Dank, guter Mann. Du legst mir, da ich stundenlang auf die Inselbahn warten muß, alte Wochenschriften zum Biere, und ich lese in einer einzigen Illustrierten Zeitung von 1899: „Das russische Kaiserpaar langte mit seinen drei kleinen Töchtern am 8. November in Wildpark an. Die Deutsche Kaiserin reiste am 9. November von Potsdam nach Plön. Der König und die Königin von Sachsen kamen am 12. November aus Sibyllenort nach Dresden-Strehlen zurück. Der König von Württemberg begab sich am 6. November von Stuttgart nach Wernigerode. Der Großherzog von Sachsen-Weimar fuhr am 6. November von Baden-Baden wieder nach Weimar. Der Erbgroßherzog kam am 11. November abends auf der Reise nach Schlesien durch Leipzig. Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen reisten am 8. November nach Koburg. Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg begab sich am 11. November von Hummelshain nach Altenburg. Der Kronprinz von Schweden und Norwegen traf am 8. November in Potsdam ein, um an den letzlinger Jagden teilzunehmen. Der König der Hellenen und Prinz Nikolaus langten am 8. November in Athen an . . ." Nein, weiter kann ich nicht. Unter diesen „Hofnachrichten", die dreimal so lang sind, stehen „Arbeiter-Angelegenheiten". Zum Beispiel: „Sämtliche bei Abbrüchen beschäftigte Bauarbeiter in Hamburg legten die Arbeit nieder." Hätten sies nicht getan, sondern statt im November 1918 schon neunzehn Jahre früher den Abbruch dieser Herrlichkeit vorgenommen!

K. T. Das deutsche Schicksal? Vor einem Schalter anzustehen. Das deutsche Ideal? Hinter dem Schalter zu sitzen.

Mitteilung

Der Sturz der Mark hat unter andern schlimmen Folgen diese, daß neuerdings die Druckerei bei der Herstellung eines Heftes selbst noch nicht weiß, was es kosten wird, und daß deshalb jeder Verkaufspreis, da wir ihn nicht auf die pure Schätzung hin überspannen mögen, sich nachträglich als zu niedrig erweist. Gradezu geschenkt aber haben bisher die Abonnenten dieses Quartals das Blatt erhalten. Wenn ihnen daran liegt, wenigstens geistig weiter beschenkt zu werden, so tun alle, die in dieser Nummer eine Zahlkarte finden, gut, uns schnellstens die winzig gewordene Summe von

100 000 Mark

zu überweisen. Nach dem 6. September werden wir uns erlauben, durch Nachnahme diesen Betrag (und die Portospesen) zu erheben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne. Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Rhein und Ruhr von Hans Schwann

I.

Die Bevölkerung ist in ihrer Charakterveranlagung von der innerdeutschen und preußischen ganz und gar verschieden. Das Rheinland war durch die Nachbarschaft Frankreichs und durch seinen Strom, der eine internationale Schlagader ersten Ranges ist, den Einflüssen andrer Kulturen, vor allen der französischen, mehr ausgesetzt als sonst irgendein Teil Deutschlands. Diese Einflüsse wurden — was die Hauptsache ist — auch innerlich verarbeitet. Das Rheinland ist vielleicht Deutschlands deutschester Teil, insofern, als hier die Wunderwerke deutscher Kultur und deutscher Technik zur höchsten Vervollkommnung gediehen sind: gleichwohl hat der offene Sinn auch für fremde Kulturen es davor bewahrt, die Begriffe „national" und „nationalistisch" zu verwechseln. Das rheinische Volk und mit ihm der Westfale fühlte sich zutiefst als Vermittler dieser Kulturen. Die napoleonische Zeit hatte ihm kulturelle und wirtschaftliche Freiheiten verschafft, und daher stammten seine Sympathien mit den großen Traditionen des Nachbarvolkes, sein Bestreben, alle Werte in sich aufzunehmen, neuzugestalten und seinem eignen deutschen Wesen anzupassen. Dies war der Hauptgrund, warum der Antimilitarismus dort zum stärksten Ausdruck kam — so stark, daß Preußen selbst in seiner Vollkraft nicht wagen durfte, die Arbeitszentren mit Militär und Kasernen zu belegen. Die produktive Arbeit hatte in diesen reichen Länderstrichen einen zu imposanten Rhythmus, als daß unproduktive Arbeit, wie die militärische, hätte Geltung gewinnen können. Ganz abgesehen davon, daß Rheinland und Westfalen die katholischen Zentren Preußens sind, die Bevölkerung also nicht von einer Staatskirche, deren oberstes Haupt der preußische König war, beeinflußt wurde, sondern einer Religionsgemeinschaft angehörte, deren internationaler Aufbau selbst bei ungenügender Interpretation nicht zu verleugnen war. Diese Tatsache allein brachte die Bevölkerung in einen lebhaften Gegensatz zu dem protestantischen Preußen; und dazu kamen die Nachwirkungen des Kulturkampfes, des Sozialistengesetzes eines Bismarck.

Das hat sich gründlich geändert. Bis zum Beginn der Ruhraktion war der Hauptteil der Bevölkerung dieser traditionellen Einstellung treu geblieben. Selbst die obern Zehntausend, die Besitzer der großen Werke und Konzerne, die bis dahin dem verarmten Staat bei der Erfüllung seiner innen- und außenpolitischen Verpflichtungen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bereitet hatten, diese eigentlichen Saboteure der Erfüllungspolitik begannen langsam umzulernen. Sie erkannten, daß sie sich durch die Sabotage der Reparationsverpflichtungen ins eigne Fleisch schnitten; die tatsächlichen Verträge rheinisch-westfälischer Industriemagnaten mit gleichwertigen französischen sind dessen ein beredtes Zeugnis.

In diese Entwicklung hinein kam die Ruhraktion. Wo sich seit Jahrzehnten kein Militär hatte zeigen dürfen, gabs auf Schritt und Tritt fremde Uniformen und Bajonette. Verfügungen über Verfügungen wurden erlassen. Der passive Widerstand setzte ein. Die Situation verschärfte sich mehr und mehr. Das nationale Element wurde

nationalistisch zersetzt. Militaristische Auswüchse schlimmster Art weckten einen stillen Ingrimm und förderten in der Folge einen Groll, der durch das fortschreitende Elend bis zum Haß gesteigert wurde. Dieser Haß hat heute breite Schichten bis tief in die ehedem durchaus pazifistische Arbeiterschaft ergriffen. Das geknebelte, verhungerte, verhärmte, entnervte Volk sieht seinen Willen verkannt und die Lösung seiner historischen Aufgabe in nebelhafte Ferne gerückt — es fühlt nur, daß man es zu etwas zwingen will, und sein starker schaffender Wille sagt zu diesem Zwang: Nein. Dieses Nein bleibt auch dann auf dem Grund seiner Seele liegen, wenn die Not ein Ja über seine Lippen jagt. Sich darüber zu täuschen, wäre der verhängnisvollste psychologisch-politische Fehler. Das Nein ist dem See vergleichbar, der zwischen den Felswänden einer unerschütterlichen nationalen Seele gebettet liegt — das Ja ist die dünne Eisschicht, die diesen See gefrieren macht. Wenn die Kälte der gegenwärtigen Mißverständnisse noch schärfer wird, dann ist sehr leicht möglich, daß diese Eisschicht für den französischen Staat tragfähig wird, und daß er sein Kunstgebäude der „produktiven Pfänder" darauf errichten kann. Unter dem Eis liegt aber der See, und die Stunde ist heute schon abzusehen, wo der „Apparat" zu schwer wird, das Ja bricht und Alles rettungslos in dem Nein versinkt.

II.

Gewohnt, auch dem politischen Gegner — bis zum Beweis des Gegenteils — die bona fides zuzuerkennen, unterstelle ich von vorn herein als wahr, daß Poincaré bei der Ruhrbesetzung von der Ueberzeugung ausgegangen ist, die dem französischen Volk zustehende Reparation — nachdem die vielen Konferenzen für Frankreich nachteilig gewesen waren — nicht anders eintreiben zu können als durch den härtesten militärisch-wirtschaftlichen Druck. Er mag seine Rolle als die des Gerichtsvollziehers aufgefaßt haben, eingesetzt, den nicht gutwilligen Schuldner durch Pfandnahme zur Abtragung seiner Verpflichtungen zu zwingen. Er mag geglaubt haben, daß er, einmal im Besitz der Schlagadern deutschen Wirtschaftslebens, sehr schnell die sabotierenden Schichten zur Einsicht werde bringen und durch positivere und nachdrücklichere Unterhandlungen die Reparationsfrage zu Gunsten des französischen Volkes werde lösen können.

Kein Zweifel, daß bei der militärischen Behandlung eines Problems imperialistische Nebeneinflüsse nie auszuschalten sind. Aber Poincaré ging überhaupt von zwei falschen Voraussetzungen aus: einer psychologischen und einer sozialpolitischen.

Er hatte den Volkscharakter verkannt. Er wußte nichts vom „westfälischen Dickschädel". Der Westfale ist viel verschlossener, eigensinniger, eigner als der Rheinländer. Er ist ruhig, genügsam, arbeitsam, gutmütig — aber eben auch überaus eigenwillig. Den Westfalen zu irgendetwas zu zwingen, was seinem innersten Wesen widerspricht, ist beinah unmöglich. Ja selbst, wo es möglich wird, bleibt es das nicht für die Dauer: er wird immer offen und geheim dagegen rebellieren und nicht eher ruhen, als bis er den widerwillig ertragenen fremden Willen abgeschüttelt hat. Nirgends waren die Arbeiterkämpfe so erbittert, so geschlossen, so erfolgreich wie im Ruhrgebiet; nirgends die Wut gegen die Kapp-Organisation so groß, die Folgen so blutig; nirgends — in Friedenszeiten — der Wider-

stand gegen den preußischen Militarismus so zäh. Man vergleicht den Westfalen nicht umsonst mit dem knorrigen Stamm der Eiche. Einen solchen Volkscharakter unter einen fremden Willen beugen zu wollen, ist sehr gefährlich. Der Drang nach Vergeltung wird dadurch elementar gezüchtet, und es ist nicht von ungefähr, wenn heute grade diejenige Arbeiterschaft, die bisher die pazifistischste war und die französischen Forderungen auf Reparationen als eine moralische Verpflichtung anerkannte, gegen den Gedanken der Revanche, der Rache nicht mehr gefeit ist.

Die zweite falsche Voraussetzung war sozialpolitischer Art. Die rheinisch-westfälische Arbeiterschaft hat sich durch ihre numerische und organisatorische Stärke wie durch ihre hohe Intelligenz im Lauf der Jahrzehnte große sozialpolitische Vorteile erkämpft. Die wichtigen sozialen Einrichtungen des Reichs, die teils vor, teils nach dem Kriege — wie der Achtstundentag — Gesetzeskraft erhielten, sind zu ihrem Hauptteil von der Kerntruppe der deutschen Arbeiterschaft, der rheinisch-westfälischen, erkämpft worden. Sie hütet sie mit eifersüchtiger Energie. Sie weiß ganz genau, wie weit sie in dieser Beziehung der französischen Arbeiterschaft überlegen ist. Sie weiß, daß Deutschlands Entwaffnung ein Sicherungsfaktor ersten Ranges für sie ist, und fürchtet, daß das französische Militär im Bunde mit dem sozial nicht so fortgeschrittenen französischen Kapital sie um diese Errungenschaft bringen werde. Die Vorgänge im Saargebiet haben da nicht ermunternd gewirkt. Dabei ist nicht nur an die jetzige Besetzung gedacht, sondern vor allem an den Augenblick, wo etwa durch den Zwang oder eine erzwungene „Freiwilligkeit" Rheinland-Westfalen von dem übrigen Deutschland abgetrennt würde.

Wenn das national-psychologische Moment die gesamte werktätige Bevölkerung zum passiven Widerstand gegen die Methoden der französischen Politik zwang, so zwang dieses sozial-politische Moment sie in die Einheitsfront mit denjenigen Klassen, die bis dahin ihre wildesten Gegner gewesen waren. Sie war sich — namentlich in der Zeit von Ende Januar bis März — wohl bewußt, daß Poincarés Antrieb unsre Sabotage der Erfüllungspoltik war, und sie suchte daher, soweit es in ihrer Macht stand, diesen Urgrund des Konflikts zu beseitigen. Je mehr aber ihre Kraft von dem passiven Widerstand aufgebraucht wurde, desto schwächer wurde der Kampf gegen innen, und desto mehr überwucherte der Groll gegen außen. Selbst wenn man also, formaljuristisch gesprochen, der Meinung wäre, daß der Versailler Vertrag dem Gegner das Recht einräumt, nötigenfalls zu Pfändern seine Zuflucht zu nehmen — was die Völkerrechtslehrer aller Länder eher bestreiten —, selbst dann zeigt sich, daß ein andres Recht unendlich viel stärker ist als das formaljuristische und politische: das Recht auf Selbstbestimmung; das Recht auf innerste Willensfreiheit; das Recht auf nationale Unantastbarkeit. Und wir sehen, daß ein an sich durchaus begreifliches, durchaus zu bejahendes Recht auf Heilung der entsetzlichen Wunden, die der Krieg geschlagen hat, und unter denen besonders schwer das französische und das belgische Volk leiden, innerlich in den Hintergrund gedrängt wird. Die ursprüngliche Bereitwilligkeit, diesem Recht Geltung zu verschaffen, wird in ihr Gegenteil umgewandelt und ein Haß gezüchtet, der sich wie ein Alb auf die Entwicklung der nächsten Generation zu legen beginnt.

III.

Die französische Politik ist heute der Ueberzeugung, daß, dank immer wuchtigerm Druck auf die zermürbte Bevölkerung, die Kapitulation vor der Türe steht. Damit wäre dann das Ziel erreicht — und darüber hinaus vielleicht eine Rhein-Republik, die in irgendeiner Form unter dem unmittelbaren Einfluß der französischen Politik steht, zum mindesten in ihrer Machtsphäre liegt. Genährt wird diese Ueberzeugung unter anderm durch den Propagandakampf für eine Rhein-Republik, der teils selbständig aus der Bevölkerung wächst, teils durch französische Gelder — wie im Fall Dorten — erzeugt wird. Hinzu kommt eine in der Bevölkerung immer mehr an die Oberfläche tretende Erbitterung gegen „Berlin", dessen bisherige ideenlose, passive Politik aufs schärfste mißbilligt wird.

Aber all Das entspringt nicht einem innersten Bedürfnis, einer Umstellung der Volkspsyche, sondern dem primitivsten Selbsterhaltungstrieb, der Opportunität, dem Geschäftssinn. Und es ist klar, daß aus solchem Boden politisch nichts Erfreuliches, vor allem nichts Dauerhaftes entstehen kann. Wenn Deutschland wirklich genötigt sein sollte, ohne irgendwelche Kompensationen die Waffen zu strecken, wenn es auf dieser Grundlage zu einer „Einigung" käme, die Frankreich für den Augenblick einen großen politischen Erfolg verschaffte: so ist damit noch lange nicht gesagt, daß diese Einigung von allzu langer Dauer wäre, und daß sie — worauf es doch ankommt — auch wirtschaftlich einen Erfolg hätte. Wohl kann man durch mehr oder weniger drakonische Maßregeln, durch Verhängung von Strafen und Repressalien ein gewisses wirtschaftliches Quantum erzwingen — auf lange Sicht aber reichen diese Mittel alle nicht aus, herbeizuführen, was einzig nottut: Frieden. Der Kampf wird nur auf ein andres Feld verlegt: Teilstreiks, passive Resistenz in der Arbeit hier und dort, „Unglücksfälle", „Betriebsstörungen", Alles, was zum wirtschaftlichen Guerillakrieg gehört, wird eine Gesundung, eine Verständigung, eine politische Beruhigung immer mehr ausschließen. Die Zunahme der deutschen und die Stagnation der französischen Bevölkerund wird dann immer der Angstherd für ernsthafte Komplikationen im Lauf der politischen Entwicklung sein und bleiben.

Diese Faktoren zu berücksichtigen hat die französische Politik allen Grund. Es gilt hier wirklich, vom alten Deutschland zu lernen, dessen Machtpositionen und Machtorganisationen vor dem Kriege ja wohl ihresgleichen suchten — und das sich trotzdem nicht auf seiner Höhe halten konnte, sondern politisch in den tiefsten Abgrund gestürzt wurde. Nicht zuletzt dadurch, daß es, im verblendeten Glauben an seine militärische und kriegstechnische Macht, für überflüssig hielt, auf die psychologischen Forderungen jeder Politik den genügenden Wert zu legen. Es hat, zum Beispiel, durch seine falsche Behandlung der Elsässer und der Polen die elsässische und die polnische Frage selbst geschaffen. Folge? Unterhöhlung der eignen Machtpositionen und Ende des deutschen Kaiserreichs.

IV.

Schwer, unendlich schwer, heute noch einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden, der beiden Teilen ins Freie hilft. Doppelt schwer, nachdem von der deutschen Politik und den deutschen politisch maß-

gebenden Elementen bis zu den Gewerkschaften hinunter so gut wie Alles versäumt worden ist, um eine Entspannung und Lösung schon früher herbeizuführen. Die entscheidenden Fehler in der Behandlung des Ruhrkonflikts während seines Verlaufs sind auf deutscher Seite gemacht worden. In erster Linie hat die gefährliche und schädliche englische „Illusion“ jede selbständige, jede positive, jede aktive Politik lahmgelegt und verhindert. Die Interessen Frankreichs und Englands mußten in der Reparationsfrage auseinandergehen, da für England diese Frage nach Erbeutung der Handelsflotte und der besten Kolonien zunächst ein Trumpf im politischen Spiel mit den andern Mächten und dann erst, im Hinblick auf die eigne Arbeitslosigkeit, von wirtschaftlicher Bedeutung war. Für Frankreich dagegen war die Ruhrfrage zunächst eine wirtschaftliche Existenzfrage, da das französische Budget Reparationen brauchte, wollte es nicht unter der Last seines Defizits zusammenbrechen, und wurde erst später durch die Sabotage der Erfüllungspolitik zu einer politischen Frage ersten Ranges. Aber grade dann, wenn man sich über all Das klar ist und die eignen großen Fehler nicht verschleiert, soll man unumwunden aussprechen, daß die Lösung des Problems weniger eine materielle als eine moralische Angelegenheit ist. Darum, auch darum ist die bedingungslose Kapitulation so gefährlich. Sie muß verhütet werden, weil die Folgen verheerend für die innenpolitischen deutschen Verhältnisse sein würden. Und sie kann verhütet werden, ohne daß Frankreichs Prestige leidet.

Die bedingungslose Kapitulation ist entehrend. Umso mehr, wenn die große Mehrheit des deutschen Volkes aus der französischen Verkennung der psychologischen Grundgesetze die Ueberzeugung zieht, daß das Ziel der französischen Politik nicht die Reparation, sondern die Annexion in irgendeiner Form ist. Ob diese Meinung berechtigt ist oder nicht, ob eine skrupellose nationalistische Hetze in Verbindung mit Ausschreitungen französischer und belgischer Militärs sie genährt hat, ist gleichgültig für die Tatsache an sich. Die Tatsache besteht und beeinflußt entscheidend die Haltung der Bevölkerung. Diese Tatsache wegzuräumen vermögen nicht irgendwelche mehr oder minder gut formulierte Erklärungen, sondern nur Taten. Zwei Taten müssen geschehen, wenn durch die Mauer, die zwischen beiden Völkern aufgerichtet ist, und die all das Elend hüben und drüben verursacht, eine Bresche geschlagen werden soll.

Die eine Tat muß von der französischen Regierung ausgehen und in der Zusicherung bestehen, daß die französische Regierung bei Aufhebung des passiven Widerstandes sofort die Besatzung „unsichtbar“ machen und sich jedes Eingriffs in das wirtschaftliche und kommunale Leben so lange enthalten wird, wie die von Deutschland nachzusuchenden Unterhandlungen nicht zu einer für beide Teile positiven Regelung oder zu dem Ergebnis geführt haben, daß an eine solche Regelung nicht mehr zu denken sei.

Die zweite Tat muß von der deutschen Regierung ausgehen, die auf diese Zusicherung hin sofort den passiven Widerstand aufzuheben und einen neuen Botschafter nach Paris zu senden hätte. Dieser hätte über die übrigen Fragen zu unterhandeln und die Vorbesprechungen über das ganze Reparationsproblem unter Zugrundelegung der not-

wendigen positiven Unterlagen zu führen. Daß eine deutsche Regierung unter jener Voraussetzung diesen Schritt tut, ist sehr wahrscheinlich, da der Druck des Elends breitester Massen auch Diejenigen zu einer Schwenkung veranlaßt hat, die bisher, im Vollbesitz ihrer wirtschaftlichen Potenz, unnachgiebig gewesen sind. Die neue deutsche Regierung wird in dieser Hinsicht mit einer größern Bereitwilligkeit rechnen können.

Das aber ist die Hauptsache. Denn ohne großzügigste Opferbereitschaft ist dieses Problem nicht zu lösen. So wenig wie ohne die Ritterlichkeit des Gegners, die zu seinen besten Traditionen gehörte, und die zuletzt leider wahrhaftig nicht mehr in der notwendigen regenerierenden Weise sichtbar geworden ist.

Wem es ernst um das Wohl seines Volkes, um das Wohl der Menschheit ist, der muß diesen Weg gehen. Jeder andre führt zum Tode jedes Gemeinschaftsgefühls und jeder Moral.

Zu diesem Krieg von Ludwig Thoma

Ich sah die Sedan-Feier in Schliersee zur Erinnerung an die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Jahrestages.

Es war das übliche Festprogramm. Marsch in die Kirche, Reden und so weiter. Ich machte das herzlich gedankenlos mit, als eine liebenswürdige, herzensgute Frau, die Gattin eines münchner Bürgers, zu mir sagte, sie könne sich über all Das nicht freuen, weil sie immer an das Unglück und den Jammer denken müsse, die der Krieg über so viele Arme gebracht habe.

Ich achtete nicht viel auf die Worte und war schnell genug mit mir zufrieden, indem ich mir einige landläufige Phrasen ins Gedächtnis rief.

Aber die Worte ließen mich nicht los; wie ich später durch das Dorf ging und die kleinen Häuser dekoriert sah, kamen mir Vorstellungen von dem behaglichen Glück, das hinter den niedern Fenstern haust, und das brutal zertreten wird durch einen Krieg.

In dem Augenblick bog wieder der Veteranenzug um die Ecke mit schmetternder Blechmusik und Spektakel.

Der Gegensatz wirkte auf mich so, daß ich den Eindruck nie mehr losbrachte. Und als ich abends nach München kam, wo vor der erleuchteten Feldherrnhalle dasselbe Fest in großem Stile sich wiederholte, da war ich fertig mit der Bewunderung, und das gespreizte Wesen in glitzernden Uniformen war mir widerlich.

Und blieb es.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

XXVII.

Kali-Kämpfer

Die Kali-Industrie war einmal die interessanteste Industrie Deutschlands, oder sie kam sich doch wenigstens so vor. Sie verfügte über ein Naturmonopol und tat sich darauf sehr viel zugute. Deutschland, das seit langem kein Gold und Silber mehr hatte, dessen Erze in der großen Aufschwungsperiode der Eisenindustrie — oder grade wegen dieser Aufschwungsperiode — rasch dahinstarben, besaß neben seinen mächtigen Steinkohlenlagern, den ergiebigsten des europäischen Kontinents, ein paar Spezialitäten, die es nirgendswo oder doch fast nirgendswo in der Welt sonst gab: das Kali und die Braunkohle (die außer in Deutschland nur in dem benachbarten Böhmen gewonnen wurde). Das Kali war zweifellos ein großer nationaler Schatz, eine Quelle für die Intensivierung der deutschen Landwirtschaft, die der rasch zunehmende Volks- und Industriereichtum des Landes brauchte, wenn er die Zahlungsbilanz im Gleichgewicht halten und statt Menschen nur noch Waren exportieren wollte. Das Kali wuchs sich auch zu einer großen Exportquelle aus; in jedem Jahr stiegen dank der zunehmenden Erkenntnis von der Wichtigkeit der Kali-Düngung (neben der Stickstoff- und Phosphat-Düngung) und dank einer riesigen Propaganda des Kali-Syndikats die Ausfuhrziffern, und da trotz diesen steigenden Ausfuhrziffern erst winzige Randbezirke der großen ausländischen Korngebiete die Kali-Düngung aufgenommen hatten, waren die Zukunftsmöglichkeiten nahezu unbegrenzt.

Trotz diesen günstigen Produktions- und Absatzverhältnissen war die deutsche Kali-Industrie vor dem Kriege nicht gesund. Sie war sogar krank bis in die Wurzeln, und an ihrem Fall zeigte sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß eine Industrie, wie überhaupt jede geschäftliche Unternehmung, zu viel Sonne ebenso wenig vertragen kann wie zu viel Regen. Diese monopolistische Industrie, deren Geschäft kein ausländischer Wettbewerb störte, die nach außen hin streng geschlossen auftrat (durch ein Syndikat, das nicht nur die Preise regelte, sondern auch den Absatz vollständig in der Hand hatte), war innerlich zerspalten, ewig verzankt, voll oekonomischer Unnatürlichkeiten, Widersinnigkeiten und Parteiungen. Warum? Weil die Industrie chronisch an verdrängten Konkurrenzstreitigkeiten laborierte. Es war eine Industrie der unterirdischen Kämpfe und der oberirdischen Kompromisse, und weil ihre Kämpfe nie richtig ausgefochten wurden, hatte sie niemals wirklichen Frieden.

Ursprünglich, nachdem in den sechziger Jahren Rudolf Frank die Düngekraft der bis dahin mißachteten „Abraumsalze" entdeckt hatte, gab es nur wenige Kali-Werke. Alle lagen in der staßfurter Gegend. Privatwerke und Staatswerke — der Preußische und der Anhaltische Fiskus gehörten zu den ersten und

größten Kali-Werks-Besitzern — bildeten ein Syndikat. Auch das saß damals noch in Staßfurt (später zog es in die Zentrale Berlin) und konnte die Schachttürme fast aller Werke, deren Absatz es besorgte, von seinen Schreibtischen aus überblicken. Dieses Glück im Winkel mit breiten Fenstern auf den Weltmarkt war aber bald vorüber. Ringsherum in fast allen deutschen Landen wurde nach Kali gebohrt und Kali gefunden. In Braunschweig, in Hannover, in Mecklenburg, in Thüringen, in der Provinz Sachsen, schließlich sogar im Elsaß. Die jungen Werke pochten an die Türen des Syndikats, und wenn ihnen nicht gleich die gewünschten Plätze am Tisch eingeräumt wurden, so drohten sie mit Außenseiterkampf, und einige drohten nicht nur, sondern sie kämpften auch. Und — erreichten fast immer, was sie wollten, wenn sie nur kräftig mit der Faust auf den Tisch schlugen. Das Syndikat aber, das so recht fiskalisch, konservativ und verfettet in Staßfurt saß, wollte Alles, nur nicht kämpfen. Propaganda nach außen wollte es, Propaganda nach geschäftlichen und wissenschaftlichen Methoden, damit der Absatz für die alten und die jungen Werke ausreichte — aber keinen Kampf. Denn der Kampf konnte nur durch radikale Herabsetzung der Preise geführt werden, und Preisherabsetzungen waren ein Greuel für das „wissenschaftlich arbeitende" Kali-Syndikat. Seine Preispolitik lag ein für alle Mal fest. Das Ausland mußte ungefähr doppelt so hohe Preise zahlen wie das Inland. Denn das Kali war ein deutsches Naturmonopol, und die deutsche Landwirtschaft sorgte schon dafür, daß sie vor der ausländischen Konkurrenz einen anständigen Vorsprung hatte. Das Kali-Syndikat aber kam sich ungeheuer patriotisch und oekonomisch vor. Die Sache war nur leider die, daß nicht allein die hohen Auslandspreise, sondern auch die „niedrigen" Inlandspreise, an den Produktionskosten gemessen, viel zu hoch waren, vorausgesetzt, daß die Betriebsanlagen der Werke richtig ausgenutzt wurden. Das grade, das wirklich Oekonomische, geschah nicht, und daran war das Syndikat schuld, das wie ein schläfriger Wachthund vor seiner Hütte lag und nur kämpfte, wenn ihm ein Eindringling an die Beine fuhr, das aber unter keinen Umständen einmal grundsätzlich kämpfen wollte.

Das wußten die Kali-Gründer weit und breit, darum gründeten sie lustig drauflos, gleichgültig, ob die Qualität ihrer Vorkommen eine natürliche Wettbewerbsfähigkeit zuließ. Sie konnten ja darauf rechnen, daß sie im Syndikat eine Quote erhielten, mochten sie noch so hohe Produktionskosten, noch so minderwertige Salze haben. Eine Gründerzeit brach an, wie sie keine deutsche Industrie — abgesehen von der allgemeinen großen Gründerperiode nach dem siebziger Kriege — jemals erlebt hatte. Ein Fieber wie in den Goldbezirken von Klondyke brach aus. Bohrgesellschaften wuchsen wie Pilze aus der Erde, erhielten Geld und Kredit in Fülle, trieben Schächte über Schächte in die Erde, von denen jeder 6 bis 10 Millionen Goldmark verschlang. Kuxenbörsen traten ins Leben, an denen nichts als Kali-Papiere (und höchstens noch ein paar Petroleum-Papiere) gehandelt wurden, und als dann gar noch die lex Gamp die Ausbohrung der Schlagkreise gestattete, wurden gleich die Kali-

Felder schockweise auf Vorrat aufgeschlossen. Das Syndikat aber saß da, und mußte Quoten zubilligen, mußte, gleichgültig, ob es wollte oder nicht. Der Absatz wuchs schnell, aber nicht so schnell, daß auch nur für einen Teil der neuen Werke zusätzliche Beschäftigung dagewesen wäre. Die Folge davon war, daß man an der Syndikatstafel immer enger zusammenrücken mußte. Die ältern Werke mußten von ihren Quoten immer größere Teile hergeben, damit die jüngern am Absatz beteiligt werden konnten. Die Betriebe wurden in immer geringerm Maße ausgenutzt, die Generalunkosten stiegen ins Riesenhafte, und damit überhaupt Renten herausgewirtschaftet werden konnten, mußten die Preise heraufgesetzt werden, mit der Wirkung natürlich, daß trotz aller „wissenschaftlichen Syndikatspropaganda" die Kauflust und die Kaufkraft der Abnehmer erlahmten. Privatwirtschaftlich, noch mehr volkswirtschaftlich eine höchst sinnwidrige Lage! In eine Industrie, die mit Kapital und Produktionsmitteln bereits stark übersetzt war, strömte trotzdem immer neues Kapital hinein, weil die Syndikatspolitik das oekonomische Gesetz des Wettbewerbs ausschaltete oder doch künstlich an seiner Entfaltung hinderte. Keine Auslese nach Qualität und Leistungsfähigkeit vermochte diese Hypertrophie zu bändigen, durch eine ungeheuerliche Vergeudung von Anlagekapital belastete das „nationale Naturmonopol" die nationale Kapitalwirtschaft. Wurde der Kali-Industrie diese Mißwirtschaft vorgeworfen, so verteidigte sie sich mit Argumenten, von denen schwer zu entscheiden war, ob aus ihnen Einfalt oder Durchtriebenheit sprach. „Wenn wir uns Schächte bauen, so werden dadurch die Bau-Industrien und die Bau-Arbeiter, die Maschinenfabriken, die Elektrotechnik und unzählige Hilfsgewerbe beschäftigt": das war ein Hauptargument der Gründlinge. Mit demselben Recht hätte man es verteidigen können, wenn die ganze Lüneburger Heide mit Warenhäusern oder Theatergebäuden angefüllt worden wäre. Aber das Schlimmste war nicht, daß die Kali-Gründer solche Argumente gebrauchten, sondern daß das oekonomische und politische Deutschland der bauwütigen Expansionszeit in den Großmannsjahren vor dem Kriege sie kritiklos und sogar beifällig hinnahm.

Dann aber kam die sogenannte „Schmidtmann-Krise", die dramatische Zeit der Kali-Industrie. Der durch das Syndikat gewaltsam niedergehaltene Konflikt brach eruptiv aus, um — noch bevor er die Schwärenherde ausbrennen konnte — durch die Hand des Staates wieder zugekleistert zu werden. Das ging so zu. Wieder einmal war eine Erneuerung des überalterten Syndikats fällig gewesen, in unzähligen stürmischen Sitzungen war buchstäblich bis zur zwölften Stunde um Quotentausendstel gefeilscht worden. Jeder hatte gegen Jeden und gegen Alle geblufft, in der Ueberzeugung, daß doch schließlich Alle sich wieder um den Syndikatstisch zusammenfinden würden, der unter den vielen Faustschlägen, die auf ihn niederdonnerten, fast zusammengestürzt war. Aber solch ein Syndikatstisch ist an Faustschläge gewöhnt und hält manches aus. Diesmal freilich hatten einige Hitzköpfe, die in Wirklichkeit alles Andre wollten und konnten

als das Syndikat sprengen, ihre Tausendsteltaktik zu weit getrieben. Am 30. Juni 1909 um 12 Uhr nachts lief die Syndikatsbindung ab, eine Minute nach 12 Uhr konnte jedes Werk freie Verkäufe abschließen. Jene Hitzköpfe, in Wirklichkeit vielleicht nur besonders kühne Bluffer, waren um die kritische Stunde vom Syndikatstisch aufgesprungen, in der heimlichen Hoffnung, daß die geängstigte Mehrheit ihnen ihre Tausendstel bewilligen würde, wenn man sie um 8 Uhr morgens an den Syndikatstisch zurückholte.

Diese Bluffer aber hatten ihre Rechnung ohne den — Schmidtmann gemacht. Diesem Schmidtmann, Herrn zweier der vorzüglichsten Kali-Werke (Aschersleben und Sollstedt), war die Syndikatswirtschaft endlich doch über die Hutschnur gegangen. Er kam nicht an den Syndikatstisch zurück, sondern schloß noch in derselben Nacht die ganze Produktion seines Sollstedter Werks fest an eine amerikanische Käufergruppe ab, zu Preisen, die um 50 Prozent unter den Syndikatspreisen lagen. Man hätte nun annehmen sollen, daß das Syndikat in die Luft geflogen und die dringend erforderliche Reinigung erfolgt wäre. Aber weit gefehlt! Die Kali-Industrie war doch eine nationale Monopol-Industrie, die ihre Produkte „nicht zu Spottpreisen an die Amerikaner verschleudern durfte“. (Daß diese Industrie hunderte von Millionen Goldmark, die auch damals noch viel kostbarer und seltener waren als das im Uebermaß vorhandene Kali, nutzlos verschleudert hatte, kümmerte weder Regierung noch Wirtschaft). Es begann ein wilder Aktienkampf gegen Schmidtmann und seine Bankfreunde. In den Generalversammlungen der Kali-Werke Aschersleben entspannen sich zwischen der Schmidtmann-Gruppe und der Syndikatspartei Aktienschlachten von einer Erbitterung und Wüstheit, wie sie das deutsche Aktienwesen weder vorher noch nachher jemals erlebt hat. Dutzende von Juristen kämpften im Paragraphendickicht des Gesellschaftsrechts mit Pfeilen, die doch nur dem natürlichen Rechtsgefühl ins Herz trafen und das „nationale Prinzip“, das später während der „großen Zeit“ in der deutschen Privatwirtschaft so viele Exzesse des nackten Profitstrebens bemänteln sollte, begann von den Lippen neidischer Konkurrenten in pathetische Zeitungsphrasen zu träufeln. Schließlich griff der Staat als Hüter der nationalen Interessen ein und machte eine lex Schmidtmann. Die nationale Kali-Industrie wurde unter die Aufsicht des Reiches gestellt (lange bevor Wissell-Moellendorff ihre Kohlen- und Kali-Planwirtschaft verwirklichten), das Kali-Syndikat erhielt den Charakter eines Zwangssyndikats mit Preiskontrolle durch den Reichstag, unter deren Joch die Industrie später noch oft bitterlich gestöhnt hat. Die ominösen Schmidtmann-Verträge, deren beabsichtigte Annullierung man infolge der amerikanischen Rechtsproteste nicht durchführen konnte, wurden sozusagen für die Gesamtindustrie eingezogen.

Eine Gesundung der Produktionsverhältnisse hat das Kali-Gesetz, das der Gründerei keinen Abbruch tat, sondern ihr im Gegenteil die sichere gesetzliche Quote gewährleistete, nicht gebracht. Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätten die Kali-

Gründer sicherlich nicht geruht, bis das letzte Kali-Feld in Deutschland durch Schacht- und Fabrikbau „erschlossen" worden wäre. Aber der Krieg und die Nachkriegswirtschaft haben, wie so manch andre übergründete, innerlich faule Unternehmung auch die Kali-Industrie saniert. Als Arbeiter und Baustoffe knapp wurden, als alles verfügbare Kapital der Kriegsfinanzierung zugeleitet wurde, verbot man die Niederbringung neuer Kali-Schächte. (Man mußte sie erst förmlich verbieten, denn die Kali-Gründer hörten auch dann, als es Schützengräben zu ziehen galt, noch nicht freiwillig mit ihrem Schachtgraben auf.) Später, als der Krieg zu Ende ging, war das Bauen zu teuer geworden und verbot sich von selbst. Dann aber, als der Bauexpansion die Wege verlegt waren, kam die Zeit der Fusionen und Zusammenlegungen, auf die extensive Periode folgte die intensive. Viele von den Schächten, die man in der Gründerperiode mit Millionenaufwand gebaut hatte, wurden nun von andern Werken gekauft oder gepachtet und „methodisch" stillgelegt: tote Millionen, die vielleicht nach Jahrzehnten einmal wieder auferstehen werden. Nur die wirklich rentablen Schächte arbeiteten weiter; die übrigen blieben als Quotenträger auf dem Papier bestehen und ließen ihre Beteiligungen von andern Werken fördern. Das drückte natürlich auf die Produktionskosten, umsomehr, als die deutsche Kali-Industrie eine wichtige Eigenschaft durch den unglücklichen Ausgang des Krieges verloren hatte: ihr deutsches Naturmonopol. Denn die elsässischen Werke mußten an Frankreich abgetreten werden und machen der deutschen Kali-Industrie auf dem Weltmarkt eine schmerzliche, immerhin vielleicht ganz heilsame Konkurrenz.

Diese große Konzentrations- und Fusionsbewegung hat in der Kali-Industrie, ebenso wie in andern Gewerben, gewaltige Konzerne geschaffen. Hugo J. Herzfeld, der große Börsenfaiseur, von dem kein Geringerer als Karl Fürstenberg zu sagen pflegte, daß er als Spekulant angefangen und beinah als Industrieller geendet habe, schweißte noch in seinen letzten Lebenstagen den gewaltigen Konzern Salzdetfurth-Westeregeln-Aschersleben zusammen. Zu noch riesigern Dimensionen dehnte sich der Winkushall-Konzern, der nach seiner Verständigung mit der Gruppe der Deutschen Kali-Werke etwa 40 Prozent aller Syndikatswerke umfaßte. Die Führer dieser Zusammenschlußbewegung waren ganz andre als die der extensiven Periode vor dem Kriege. Hermann Schmidtmann, der sich nach seiner Niederlage im Sollstedt-Konflikt verbittert auf sein Schloß zu Lofer in Tirol zurückgezogen hatte, ist hochbetagt gestorben, sein einziger anglisierter Sohn entfremdete sich Deutschland und der deutschen Industrie. Ihr grimmiger Widerpart Emil Sauer, der „biderbe" Führer in den alten Aschersleben-Schlachten, ist heute ein Mann ohne jede Bedeutung. So seltsam haben sich die Verhältnisse gewandelt. Das Seltsamste aber ist, daß die Kali-Industrie bisher fast das einzige deutsche Gewerbe war, auf das sich die Expansionssucht des Herrn Stinnes noch nicht ausgedehnt hat.

Eulalia von L. Persius

Wilhelms II. Ungeschicklichkeit in der Diplomatie ist unübertroffen. Aber einmal hat er — grade dreißig Jahre sinds her — eine ebenbürtige Partnerin gefunden: Eulalia, Infantin von Spanien.

Die Kreuzerfregatte ‚Gneisenau' hatte den Winter in Südamerika verbracht. Im Frühjahr 1893 segelte sie über Trinidad, Sankt Thomas, La Guayra, Haiti nach Habana, wo sie am 27. April eintraf. Nach einer Woche sollte das Schiff den Hafen verlassen, um nach Nordamerika zu gehen. Da kam die Ordre von Berlin, die Ankunft der Prinzessin Eulalia abzuwarten, und ihr, als der Schwester des Königs von Spanien, alle erdenklichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Fast Jedermann an Bord freute sich über den verlängerten Aufenthalt in dem herrlichen Hafen, wo dem Einen die berückenden Spanierinnen und Cubanerinnen, dem Andern delikate Zigarren die Sinne benebelten. Am 8. Mai morgens lief ein spanisches Kriegsschiff mit einem Admiral von New York kommend ein. Wir hörten, daß Eulalia am Nachmittag zu erwarten sei. Die Infantin käme von der Heimat über Porto Rico hierher. Sie habe den Auftrag, die Kolonien, deren Bande mit dem Mutterland sich allmählich immer mehr lockerten, und die zum Anschluß an Nordamerika drängten, erneut an Spanien zu knüpfen. In meinem Tagebuch steht verzeichnet: „Nach dem, was ich von unserm Generalkonsul Freiherrn v. Seldeneck, dem anscheinend recht gut unterrichteten englischen Großkaufmann Mr. Goudie und besonders dem spanischen Gouverneur, dem Grafen Fernandina, gehört habe, glaube ich, daß Habana doch binnen kurzem an Nordamerika fallen wird. Die fortdauernden Aufstände, so jetzt wieder in Santiago, wohin grade ein spanisches Kriegsschiff zur Niederwerfung entsandt wurde, sind Zeugnis für die Unzufriedenheit des Volks mit der spanischen Regierung."

Mit 21 Schuß Salut wurde Eulalia von der ‚Gneisenau' begrüßt, als sie auf einem großen fünfmastigen Dampfer, eskortiert von spanischen Kriegsschiffen, anlangte. Im meergrünen Kleide stand sie hoch oben auf der Brücke, ihr Gemahl neben ihr, umringt von vielen Hofdamen und Herren. Immer wieder dankte sie zu uns herüber, als die paradierende Mannschaft — die Offiziere in Galauniform mit hohen Goldkragen bei 35 Grad im Schatten — drei Hurras ausbrachte. Der Kommandant, Korvettenkapitän Stubenrauch, fuhr sogleich nach dem Zuankergehen an Bord des königlichen Schiffes zur Meldung. Freudestrahlend berichtete er von der Herzlichkeit, mit der die Prinzessin ihn empfangen habe. Eulalia begab sich bald an Land, wo sie im Palaccio Wohnung nahm. Abends gabs Illumination. Wir hatten über die Toppen elektrische Lampen angebracht mit einem großen E in der Mitte.

Der Kommandant ersuchte mich, am nächsten Morgen mit unsrer Schiffsjungen-Kapelle an Land zu gehen, der Infantin ein Ständchen zu bringen. Andre Musikkapellen waren schon da. Ich befahl meinen Jungen, die ‚Wacht am Rhein' zu spielen, und so marschierten wir durch die erstaunte, aber uns willig Platz machende Menge von Offizieren und Beamten hindurch in den innern Hof hinein. Hier ließ ich sogleich das Preußenlied blasen. Unser Konsul begrüßte mich und gratulierte mir zu meiner Unverfrorenheit. Dann kam ein spanischer Offizier

und bat mich, ihm zu folgen. Durch eine lange Reihe von Prunksälen führte er mich in eine Halle. Hier wurde ich von einem Hofmarschall empfangen, der mich bat, in einem Schaukelstuhl Platz zu nehmen und mich einige Augenblicke zu gedulden: die Prinzessin wolle mich sprechen und werde bald erscheinen. Wenige Minuten darauf flog der würdige Herr aus seinem Schaukelstuhl empor mit den Worten: „La princesa, la princesa!“ Auch ich erhob mich. Hinter mir stand, nur bekleidet mit einem reizenden rosafarbenen morning gown, mit aufgelöstem Haar und halboffener Brust, an den nackten Füßen zierliche Pantoffeln, die mich hold anlächelnde Eulalia. Der Hofmarschall verschwand. Ich küßte die mir von Eulalia gebotene Hand. In fast einwandfreiem Deutsch begrüßte sie mich. Dann saßen wir uns gegenüber und plauderten eine Viertelstunde lang, das heißt: sie plauderte, entschuldigte sich wegen ihres Anzugs, es wäre so furchtbar heiß in der Nacht gewesen, sie habe kaum geschlafen, dann habe sie das widerliche Gedudel der spanischen Kapellen aufgeweckt, aber als sie die markigen Töne einer Blechmusik gehört habe, sei sie aufgesprungen. Das klingt ja ganz deutsch, militärisch, wuchtig, habe sie gedacht. „Dafür schwärme ich“, rief sie aus. Und dann sagte sie etwa wörtlich: „Ach, Herr Leutnant, wie hübsch ist Ihr silberner Gürtel, und wie kleidsam ist überhaupt Ihre Uniform! Ich liebe die Deutschen. Mein Neffe, der Kaiser Wilhelm, ist ein ganzer Mann. Wissen Sie, diesen Zauber hier habe ich schon gründlich satt. Ich werde zu Ihnen aufs Schiff kommen, da werde ich mich endlich einmal wohl fühlen.“ So gings noch lange. Dann sprang sie wie ein junges Mädchen auf und streckte mir wieder die Hand entgegen, auf die ich einen Kuß drücken durfte. „Vielen Dank für die schöne Unterhaltung. Es war famos.“

An Bord angelangt, erstattete ich dem Kommandanten Meldung. Er sowohl wie die Kameraden waren der festen Ueberzeugung, ich schnitte auf. Sie wurden eines andern belehrt, als wir Alle am Nachmittag um 2 Uhr beim „besa mano“ vor dem Thron Eulalias standen und diese mich sofort recht burschikos begrüßte und sich während der ganzen Zeremonie mit mir unterhielt. Besa mano — Handkuß — besagte: Defilierkur vor der Infantin im Palaccio. Die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger, Offiziers- und Beamtenabordnungen, Vertreter sämtlicher Landesdistrikte, die fremden Diplomaten und Seeoffiziere der im Hafen liegenden Kriegsschiffe waren versammelt. Spanier und Cubaner sollten sozusagen das Treugelöbnis zum Herrscherhaus und der Anhänglichkeit ans Mutterland erneuern. Eulalia hatte gewünscht, daß das gesamte Offiziercorps der ‚Gneisenau‘ zugegen sei und direkt neben ihrem Thron Aufstellung nähme, während alle andern Abordnungen sich in den anstoßenden Gemächern versammeln mußten und nur wenige Augenblicke im Thronsaal weilen durften. Ein Corps nach dem andern trat vor Eulalia geschlossen hin, sich dreimal tief bis zum Boden verbeugend. So gings über eine Stunde fort. Eulalia saß gänzlich uninteressiert auf ihrem Sessel und beachtete kaum die vorbei Defilierenden. Immerfort rief sie — recht kindische — Scherzworte zu uns hinüber, zum Beispiel: „Schauen Sie nur, die dicken Bonzen kommen kaum wieder hoch“, als ehrwürdige Bischöfe ihre Verbeugung vor ihr machten. In meinem Tagebuch steht verzeichnet: „Ich glaube allerdings, daß die Infantin nicht grade klug gehandelt hat, denn sie stieß augenscheinlich die Spanier und

Cubaner mit ihrem Benehmen arg vor den Kopf. Es ist doch möglich, daß der Eine oder der Andre deutsch versteht. Und da hat er denn recht wenig Schmeichelhaftes hören können.“ Einige Animosität der Spanier gegen uns machte sich bereits an diesem Nachmittag bemerkbar. Die Mißstimmung wurde offenbar, als Eulalia um 5 Uhr zu uns an Bord kommen wollte. Wir hatten Alles zum Empfang vorbereitet. Offiziere und Mannschaften standen in Paradeaufstellung bereit. Das ganze Schiff strahlte in seinem frisch geputzten weißen Kleide. Die Geschütze funkelten in der grellen Sonne, über die Toppen flatterten die bunten Flaggen. An Land gewahrte man sich drängende Menschenmassen. Da kamen auch schon verschiedene Galawagen heran und hielten am Quai. Durchs Fernglas sahen wir Offiziere ratlos umherlaufen: nirgends ein spanisches Dampfboot, um die Prinzessin und ihr Gefolge zu uns überzusetzen!. In wenigen Augenblicken war die Gig unsres Kommandanten fahrbereit gemacht. Mit ihr kam Eulalia an Bord. Fast zwei Stunden blieb sie, wanderte durchs ganze Schiff, unterhielt sich ebenso „leutselig“ mit den Offizieren wie mit den Schiffsjungen, verweilte auch längere Zeit in meiner Kabine, wo sie aufmerksam allerhand Photos betrachtete, saß dann in der Offiziersmesse und trank ein Glas Sekt nach dem andern. Erst als ihre Begleitung ernstlich in sie drang, weil andre Verpflichtungen riefen, entschloß sie sich zum Abschied. Der spanische Admiral kam noch am Abend und erklärte, ein Mißverständnis hätte bezüglich des Einschiffortes der Prinzessin gewaltet: das für sie bestimmte Fahrzeug hätte an andrer Stelle gewartet. Die cubanische Presse trat die Sache breit, schimpfte auf die „spanische Schlamperei“ und lobte deutsche Zucht und Sitte. Wir hörten noch eine Version: der Besuch sollte verhindert werden. Diese Version scheint mir glaubhaft.

Am Schluß meiner Aufzeichnungen lese ich: „Die Infantin hat ihre Mission hier sicherlich nicht in der von der Heimat gewünschten und ersehnten Weise erfüllt. Sie scheint nur auf ihr persönliches Amüsement aus zu sein. Das Schicksal dieser Kolonie liegt ihr wohl wenig am Herzen. Wozu sandte Spanien nicht einen geeignetern Vertreter heraus?“ Heut füge ich hinzu: Eulalia unterschied sich nicht von ihren bewunderten Hohenzollern. Die waren auch stets nur auf ihr persönliches Wohlleben, auf ihre Vergnügungen bedacht. Als der Kronprinz nach Aegypten und Indien geschickt wurde, flirtete er mit englischen Ladies, ging auf Jagd, spielte Polo und Tennis und stieß die Deutschen vor den Kopf, wo und wie es irgend möglich war. Vergeblich wurde der Versuch gemacht, ihn zum Besuch der deutschen Schule in Kairo zu bewegen. Aehnlich verhielt sich Prinz Heinrich, der fast ausschließlich in englischen Clubs verkehrte und offen seine Mißachtung jedes Deutschtums im Ausland zur Schau trug. Bei den gutmütigen Auslands-Deutschen, die meist bis auf die Knochen monarchisch gesinnt sind, schadete solch Gebaren wenig. Anders wars bei den heißblütigen Cubanern. Bei denen hatte Eulalia die spanischen Sympathien gründlich verscherzt. Fünf Jahre später, als die ‚Gneisenau‘ in Habana gewesen war, schüttelten sie das spanische Joch ab. 1898 wurde Spanien im Frieden von Paris gezwungen, nachdem seine Armada von der Flotte unter der Sternen-und-Streifen-Flagge bei Santiago vernichtet worden war, Cuba und Porto Rico an Nordamerika abzutreten.

Von den Juden von Alfons Goldschmidt

Welch junge Macht ist der Jude! Lest die Geschichte seines Volkes, wie sie immer wieder gemetzelt wurden von der Ueberzahl, immer wieder umheuchelt, gebraucht und weggeworfen, erhöht und verbrannt, es ist ein Wunder. Immer Tropfen nur in der Masse und die Masse immer wieder feige gegen sie. In allen Ländern vor Inquisitionen bebend, aber niemals vernichtet. Es ist, als ob die Peitschungen sie nur lebendiger machten. Man kategorisiert sie, schachtelt sie ein, rationiert ihnen Pariaberufe zu und sagt dann, in ihnen sei keine Produktivität und nichts Organisierendes. Aber etwas Freiheit und Produktion breche durch, dann organisieren sie Landkolonien, Fabriken, ganze Volkswirtschaften, Armeen. Sie organisieren Palästina, sie organisieren sich hinein in den Marsch der Geduckten, sie sind viel größer und ewiger als alle Schläge und Schlagworte gegen sie. Ich glaube, hätte man sie an die Brust gezogen, angeglichen, ihre Kraft wäre gelähmter als heute. Kein Blut strebt so hinein in die Gemeinschaft, und keines wurde je so abgedrängt von der Gemeinschaft. Sie wollen gar nicht ihre Abgeschlossenheit, aber sie bleiben Volk, weil man Grenzen gegen sie zieht. Sie sind nicht kastig, ihre Kirchlichkeit ist viel weniger hierarchisch als die der Christen, so vergilbt der Talmud ist. Sie werden immer abstrakter und keineswegs „materieller". Es ist nicht wahr, daß die Juden „praktische" Christen seien. Ihre Abstraktheit ist das Durchfühlen und Ausdenken ihrer Nöte zur Gemeinschaft hin, unter dem Stiefel wird ihre Seele umfassender. Ich kenne ihre Ungeschliffenheiten, ihre Verschrobenheiten, die schlechten Stoffe in ihrem Blut. Ich hasse den knebelnden, den sich scheinangleichenden, den bewegungsfeindlichen Juden. Ich kenne die jüdische Bürgerlichkeit, das sich selbst belächelnde Synagogentum, die gewohnte und nicht gelebte Inbrunst, die ganze Verseuchung, die der Kapitalismus auch in ihnen angerichtet hat wie in allen Rassen, Völkern und Menschen. Ich weiß, daß es keine Rassemission gibt, keine Edelingsmission, daß der „Jude" mit der bürgerlichen Gesellschaft verschwinden wird, aber dieses gehemmte Blut, dieses auf seine eignen Herzkammern zurückgepreßte Blut hat einen ungeheuern Auftriebswillen zur Gemeinschaft hin. Ich meine nicht die Ueberklugen, die Sophistler um jeden Preis, die feigen Selbstbeschauer, die faulen Anschmierer, sondern jene abstrakte Unterkraft, die wahrer Menschenadel ist. Weil sie aus Gruben steigen, lieben sie das Licht mehr als die Andern. Es gab schon Weltorganisationen gegen sie, Bannflüche, Enteignungen, Weltschändungen, Bestienhaftigkeiten aller Arten. Aber kein Hakenkreuz kann sie verscheuchen, denn sie tragen das Kreuz, das ist der Haken. Der Untergang des Christentums wird auch der Untergang der Geldjuden sein, weil Christentum heute Geld bedeutet, und weil der Geldjude wie jeder Kapitalist nur möglich ist in dieser von christlicher Moral verteidigten Geldgesellschaft. So gesehen, ist das ganze bürgerlich-christliche „Recht" Geldjudenrecht und Geldjudenschutz.

Aus dem Reisebuch ‚Argentinien', das bei Rowohlt erscheint.

Noch eine Zwiebelflunder von Hans Reimann

Die Märchenbücher des Rikola-Verlags sind Erwachsenen zu empfehlen, insbesondere die Indianermärchen (darunter das Versuchskabinett Manitos, eine unnachahmliche Mischung aus Mark Twain, Meyrink und Andersen), die Negermärchen (darunter kurze Stücke, die von Peter Altenberg stammen könnten) und die mit Austriazismen reichlich unterspickten Kalmückischen Märchen; sämtlich aufnotiert von Ad. Gelber. Die Schwedischen finde ich fad und weitschweifig, die Ukrainischen (von Jury Wowk bezaubernd dilettantisch illustriert) kommen einem im Traum wieder, so einprägsam sind sie; die Bunten Bücher (herausgegeben, verfaßt und illustriert von Walter Kauders) wurden von meinen Jungens mit herzlichem Dank abgelehnt, und auch ich halte sie für schauderhaft. Der „reifern Jugend" dürften die beiden von Werner Jansen edierten Cooper-Bände (‚Der rote Freibeuter' und ‚Die Wassernixe') großes Vergnügen bereiten.

Victor Auburtins ‚Glas mit Goldfischen' (bei Albert Langen), Alfred Polgars ‚Gestern und Heute' (bei Rudolf Kaemmerer) und Hans Bauers ‚Purzelbaumallee' (bei Reclam) gehören in die Bibliothek jedes stillen Genießers. Langsam stirbt der Humor aus. Hier ist er noch Weltanschauung und nicht Technik. Wer heutzutage verdient den Ehrennamen „Humorist"? Wessen Feuilletons sind von Humor und Melancholie gleicherweise getränkt? Polgar steht obenan, Sling und Auburtin parallelen hinter ihm drein, Peter Scher und das andre Pseudonym Richard A. Bermanns lassen sich nicht lumpen, und Hans Bauer hat die entzückendsten Einfälle. In luftleeren Raum gesetzt, würden sie unverdrossen Skizzen schreiben; geschliffen, elegant, resignierend. Schade, daß Hans Bauer keinen Stil hat und von unsrer Frau Mutter Sprache so wenig geliebt wird. Stark ist in Auburtin der Hang zum Idyll, die Betulichkeit, das Altfränkische. Er spreitet wie eine Dame seine Glossen vor uns aus, mit ironischer Koketterie. Sicherlich fällt ihm oft (dem Hans Bauer gleich) die Pointe erst während der Niederschrift ein. Doch die Pointierung ist Nebensache. Er ist bewußter Paziphilister, von klassischer Rückständigkeit, kann sich wundern, erkühnt sich zuweilen einer Derbheit und lächelt sein welkes Lächeln mit Bewußtsein. Ein Teil von ihm heißt Robert Walser.

Anders Eje hat ein Buch im Rikola-Verlag erscheinen lassen: ‚Die Juwelen der Primadonna', und das ist bestenfalls Reiselektüre. Allzu salopp gemacht. (Daß Herr Pallustria mit dem Grafen Valencia identisch ist, leuchtet vermutlich nicht einmal dem Uebersetzer ein!)

Roda Roda: ‚Der Pascha lacht' (bei Eysler) sei als Reiselektüre dringend empfohlen. Meisterlich erzählte Schwänke, die Roda vom „Saum des Morgenlandes" persönlich geholt hat. Eine Fundgrube für Vortragskünstler, die zu faul sind, selber zu suchen.

Herman Bang: ‚Ein herrlicher Tag' (Hyperion-Verlag) besteht aus drei Novellen. Die erste verworren und ekelhaft; die zweite von grausiger Komik, Dostojewski hart streifend; die dritte erschütternd durch ihren Duft von Grab und Papierblumen.

G. K. Chesterton, unser Aller Freund, hat mir mit seinem ‚Fliegenden Wirtshaus' (Musarion-Verlag) eine schwere Kränkung verursacht, so anämisch und glasig erscheint das Buch. Auch die ethische

Wellblechkapelle vermochte den Eindruck des Konstruktiv-Eindimensionalen nicht in mir zu zerstören. Ich kapiere zwar diesen eben von mir hingeschriebenen Satz in keiner Weise; aber das Buch ist schuld daran; man greife schleunigst zu ‚Priester und Detektiv', dem amüsantesten Chesterton-Werk der letzten Zeit. ‚Das fliegende Wirtshaus' wurde gedruckt bei Dietsch & Brückner, einer Firma, die sich „Hof-Buch- und Steindrucker Weimar" nennt. Was mich begraust.

Rudolf Hans Bartsch: ‚Ein Landstreicher' (Rikola-Verlag, ullsteinhafter Umschlag) glänzt von künstlicher Höhensonne, wimmelt von Leitartikel-Rudimenten, basiert auf der Kateridee eines Idealisten (Verpreußung Oesterreichs plus Austrifizierung Deutschlands), tönt von Wiederaufbau und Gartenstadtproblemen und Anschlußgedanken, und nur das Intermezzo auf Sejano (Stella und Beppina) ist künstlerisch von Bedeutung.

Dahingegen ‚Cherpens Binscham, der Landstreicher' von Hans Reiser (Fritz Reck-Malleczewen)! Kein Wort darüber. Ich bitt euch: Kaufts und lests!

Auch ‚Die Bärin' des kernig zupackenden Arnold Ulitz (Verlag Albert Langen; mit einem zum Piepen ulkigen Waschzettel und einer guten Einband-Zeichnung Hans Drobeks) sei dem zahlungswilligen Publikum nahe gelegt. Der Roman ist mit gefurchter Stirn geschrieben, muskulös und angefüllt mit dem Erdgeruch, den mancher Konjunkturschieber auf Flaschen füllen möchte. Die Heldin animalisch wie Paula Modersohns Modelle. Schreckliche Folgen der Jungfernschaft werden behandelt, und den Wandervögeln wird allerhand gegeigt, tjawoll. Selbst die mitunter überhitzte Sprache tut dem reinen Eindruck keinen Abbruch, obwohl schrille Ausdrücke eine Spezialität des schlesischen Dichters (Libelligkeit, katzig, die Häuche, beileidig; und so.)

Zsigmond Moricz, der Ungar, platzt und kracht daher, daß einem der Puls puppert. Erst läuft die Handlung ganz etepetete dahin. Auf einmal hauts einen vom Stuhl. ‚Hinter Gottes Rücken' heißt der eine Roman, ‚Gold im Kot' der andre; beide bei Ernst Rowohlt erschienen und beide zum Speien übersetzt. Und beide ohne Widerhall; mit leerer Brust legt mans beiseite.

Milan Füst: ‚Lachende Gesichter' (Musarion-Verlag). Schlimmer Umschlag, mäßiger Inhalt; Herrn Andor E. B. geschlagene 80 Seiten lang sein Erlebnis mit Mela erzählen zu lassen, das ist mehr denn technisch ungeschickt.

Arnolt Bronnens ‚Septembernovelle' (bei Rowohlt) verursacht mir Kopfweh, und das mag beabsichtigt sein. Kühn und ungeschlacht und hingefetzt. Ich erinnere mich meines Entzückens, als Oedimir Kasschmids ‚Aussätziger Wald' erschien. Auch mein erstes Buch (‚Die Dame mit den schönen Beinen') versprach weitaus mehr, als ich armes Luder hielt. Man soll da vorsichtig sein. Bronnens Diktion gleicht zuweilen dem Josef Filser selig. Und Bronnens Interpunktion hat einen Klaps. Die Punkte leiden an Agoraphobie, die Kommata wurden vom Schwund dahingerafft. Derlei typographische Erschwernisse sind überflüssig.

‚Kaber' ist eine im Musarion-Verlag erschienene Novelle Rudolf Schneiders benamst. Die Einbandzeichnung schreckt ab, gewiß. Aber was sie ankündet, ist durch nichts schlecht zu machen. Drei, die unter einer Decke stecken, bilden den Inhalt. Die Decke wird gelüpft — und wie!

Maurice Renards Schauerroman ‚Orlacs Hände' (Drei-Masken-Verlag), scheußlich illustriert und von Norbert Jacques (oder seiner Sekretärin) übersetzt, ist hie und da dermaßen spannend, daß man den Gähnkrampf bekommt. Und hie und da dermaßen verrucht, daß es naiv wirkt. Auf Seite 130 hätte Sherlock Holmes ins Mittel gelegt werden müssen: hei, was würde uns da beschert worden sein! (Eine Stilblüte, wie es deren Dutzende in der Uebersetzung von Jacques gibt: „Der Mann hatte sich seiner bedient, um glauben zu machen, daß sein Verschwinden nicht geräuschlos wäre, wo es es trotzdem war.")

Hoffmann von Vestenhof, der ehemalige Major und Schachbruder Roda Rodas und Mitarbeiter am leider verblichenen ‚März', hat einmal ein Buch geschrieben, das die Ausgrabung verdient. Verlag Albert Langen. Titel: ‚Der Mann mit den drei Augen'. Da ist das Tollste und Unwahrscheinlichste sachlich-trocken erzählt und ohne Klimbim; und deshalb die Gruseligkeit und Schauderhaftigkeit.

Paul Bussons ‚Wiedergeburt des Melchior Dronte' (Rikola-Verlag) besteht aus Perutz, E. T. A. Hoffmann, Spinnweben, geronnenem Blut, Uhu und Fledermaus, Grimmelshausen, Mitternachtsspuk, Not und Pein und Qual und Gier, aus Gespenstern und Ratten und Läusen. Der technische Aufwand ist größer als bei Perutz, dem Meister der vollendet gemalten Schauergeschichten, doch Busson hat den heißern Atem. Bis zur Guillotinen-Szene. Dann flaut das Buch ab und versintert. Trotzdem: seit Kellermanns ‚Tunnel' hab ich keinen Roman mit ähnlicher Lüsternheit verschlungen.

Auf Wiedersehen!

Wiener Kehraus von Alfred Polgar

Im Raimund-Theater: ‚Der Schildpattkamm', ein Ehelustspiel von Richard Keßler. Die Drohung: „Ehelustspiel" wird wahr gemacht. Eine Frau, in Gefahr des Betrogenwerdens, setzt sich nachts an Stelle der erwarteten Geliebten, und der Mann genießt des eignen Weibes, indes er doch glaubt, illegitim zu schwelgen. Dem Vorfall entkeimen Verlegenheiten und Mißverständnisse. Zum Kranklächeln.

Jene Täuschung gelang nur, weil die Gattin vorher das Licht ausknipste. Ein Akt von symbolischer Bedeutsamkeit: denn das Lustspiel hat in jedem Sinn Finsternis zur Voraussetzung. Bei einiger Helligkeit (in der Theaterkanzlei und in den Zuschauerreihen) dürfte sich solches Gespenst eines toten deutschen Humors, dr schon bei Lebzeiten gruseln machte, nicht auf die Bühne wagen.

Frau Annemarie Steinsieck opferte der Sache viel fraulichen Charme; Zartheit und Takt ihres Humors standen in sonderbarem Gegensatz zur Roheit des Ehelustspiels. Das arme, stumpfe, verprügelte wiener Publikum saß ruhig da, viel zu schwach und müde, um sich aufzulehnen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Ehemann gar zu sehr von Verlegenheiten gezwickt wurde, brach eine Sturzwelle Gelächters aus Tiefen infantiler Schadenfreude.

*

In den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters ein Einakterabend von Wilhelm Stücklen: ‚Der Papierreifen'. Vier Grotesken, bizarr im Einfall und von trockenem Uebermut in der Ausführung. Eine Trockenheit, die manchmal mit Dürre zu verwechseln ist. Herr Hans Brahm hat die Stücklein von Stücklen mit entschlossenem, ein wenig gequältem Witz in Szene gesetzt. Die Dekorationen lachen sich schief, und die Figuren vergessen niemals, mit Wort und Geste den Zuhörer auf ihre besondere Ulkigkeit hinzuweisen.

*

An derselben Bühne, zur Nachtzeit, ein, gradezu als „Nocturno“ gemeldetes, Schauerspiel in vier Bildern: ‚Morphium' von Ludwig Herzer. Der Verfasser, selbst Arzt, gibt im Rahmen einer düster-leidenschaftlichen Liebesgeschichte eine klinische Studie von den Wirkungen des Morphiums und von den Qualen des Morphinisten, der es nicht mehr sein will. Das Thema ist neu, der Titel schon ein Schlager, der seine Tantiemen wert ist, die Durchführung rücksichtslos. Ein Nocturno appassionato. Unsre erste psychiatrische Größe hat ihm ein Geleitwort auf den Programmzettel geschrieben, worin sie die Richtigkeit des Krankheitsbildes bestätigt, das der Autor gemalt hat, und dem Stück eine vom Morphium abschreckende Wirkung erhofft. In der Tat ist es keine Kleinigkeit, was Herr Beregi treibt, da ihm Frau Erika von Wagner sein gewohntes Morphium vorenthält. Wie er wimmert am Marterpfahl (manchmal zu den resignierenden Klängen einer Chopinschen Nocturne), das geht fürchterlich durch Ohr, Mark und Bein. Zur dichterischen Vision wollen sich die klinischen Gesichte des Verfassers nicht gestalten, und wo er auf die Seele zu sprechen kommt, gerät er in die Sprechweise eines, nach dem heutigen Stand der Valuta gerechnet, Fünfzigtausend-Kronen-Romans. Aber die Drastik, mit der er seine Zuhörer das Gruseln vorm Morphium lehrt, tut ihre Wirkung, und auch vor der Liebe — nach Herzer ein dem Morphium „gleichwertiges Gift“ — kann einem mies werden, wenn man sieht, was sie im Hause Beregi anrichtet. Die Antitoxine nennt der Autor nicht. Trotzdem hat Amerika das Stück erworben, und Mexiko, wo die Leute noch eine Nervenaufpulverung zu schätzen wissen, wird gewiß auch nicht lange zögern.

*

In der Burgtheater-Dependance, im Akademie-Theater, wird ‚Der Kreis' von dem Engländer W. S. Maugham gespielt, eine sanft-witzige, kluge Komödie, die das Glück der ehelichen Sicherheit und die Unsicherheit des außerehelichen Glückes gegen einander abwägt, ohne daß die Wage Entscheidung brächte. Kleine Ironie und kleines Pathos in vorsichtiger Dosierung gemengt, vom Gemüt leicht angewärmt und mit etwas Paradoxie aus der Oscar-Wilde-Büchse glitzerig bestäubt. Sehr erheiternd Frau Devrient-Reinhold als jugendliche Matrone; von jenem sanguinischen Temperament der Liebhaberin, das und die nie veraltet, sondern durchsteht bis zum letzten Hauch von „Mann und Roß“ (was in den meisten Fällen dieser Art eine Tautologie ist).

An die Bonzen von Theobald Tiger

Einmal waren wir beide gleich:
Beide Proleten im deutschen Kaiserreich.
Beide in derselben Luft,
beide in gleicher verschwitzter Kluft —
dieselbe Werkstatt — derselbe Lohn —
derselbe Meister — dieselbe Fron —
Beide dasselbe elende Küchenloch . . .
Genosse, erinnerst du dich noch?

Aber du, Genosse, warst flinker als ich.
Dich drehen — das konntest du meisterlich.
Wir mußten leiden, ohne zu klagen,
aber du — du konntest es sagen.
Kanntest die Bücher und Broschüren,
wußtest besser die Feder zu führen.
Treue um Treue — wir glaubten dir doch!
Genosse, erinnerst du dich noch?

Aber heute ist Alles vergangen.
Man kann nur durchs Vorzimmer zu dir gelangen.
Du rauchst nach Tisch die dicken Zigarren,
du lachst über Straßenhetzer und Narren.
Weißt nichts mehr von alten Kameraden,
wirst aber überall eingeladen.
Du zuckst die Achseln beim Hennessy
und vertrittst die deutsche Sozialdemokratie.
Du hast mit der Welt deinen Frieden gemacht.

Hörst du nicht manchmal in dunkler Nacht
eine leise Stimme, die mahnend spricht:
„Genosse, schämst du dich nicht — ?“

Bemerkungen

Der Rettungsweg

Als ich vor wenigen Tagen nach dreimonatiger Abwesenheit von Amerika zurückkehrte, fand ich hier eine Stimmung vor, die mich an den November 1918 erinnerte. Was noch vor kurzem als Landesverrat galt, weil es die Stellung der Reichsregierung gegenüber der Entente schwäche, wird mit großer Leidenschaft offen und rückhaltlos verkündet: Wir sind an unserm Finanzelend selber schuld. Abermals geht der Schrei durch die Lande: Vier Jahre belogen! Von 1914 bis 1918 Fälschung der Heeresberichte durch Verheimlichung der Niederlagen und Aufbauschung der Siege; von 1919 bis 1923 der Finanz- und Währungsschwindel mit den lächerlich niedrigen und immer wieder abgebauten „unerträglichen“, „konfiskatorischen“ Besitzsteuern bei gleichzeitiger Steuersabotage durch Reichsfinanzministerium und Finanzämter, mit den unaufhörlichen Liebesgaben an die Besitzenden (Reichsbankkredite), mit der unehrlichen Behauptung, bei Fortfall der Reparationszahlungen sei unser Reichshaushalt gedeckt. Wie damals hat auch heute das deutsche Volk den Nebel, in den es seine Führer gehüllt hatten, in jähem Erschrecken durchbrochen. Aber wird es nicht nach kurzem Wachen wieder einschlafen? Die Vertagung des Reichstags „aus Mangel an Beratungsstoff“ ist ein böses Vorzeichen.

Daß die posthumen Finanzmaßnahmen von Cuno-Hermes belang-

los sind, liegt auf der Hand. Die Ausschreibung einer Anleihe von 500 Millionen Goldmark ist ein Humbug; Jedermann weiß, daß nur ein kleiner Bruchteil gezeichnet werden wird. Eine Besteuerung der Sachwerte könnte selbst nach den Plänen der Sozialdemokratie keine nennenswerten Erträge in absehbarer Zeit liefern. Ueberhaupt ist von Steuer-Maßnahmen allein eine Rettung nicht mehr zu hoffen. Erforderlich ist vielmehr die Durchführung eines einheitlichen Währungs- und Finanzprogramms, das gleichzeitig eine für beide Parteien annehmbare Lösung der Reparationsfrage böte. Ich denke mir das Programm etwa so:

1. Sämtliche Banknoten, Kassenscheine, Reichsanleihen, Reichsschatzanweisungen werden in der Zeit vom 1. bis 27. Oktober 1923 nach dem jeweiligen Dollarkurs in Goldmark eingelöst. Bei einem Dollarstand von 4,2 Millionen Mark würde also, wer 1 Million Papiermark einreicht, 1 Goldmark erhalten, wer 1 Million Reichsanleihe (die, zum Beispiel, 3000 stünde) einreicht, 30 Goldmark erhalten. Noten, die bis zum 27. Oktober nicht eingereicht wären, würden damit ungültig. Auf diese Weise würde das Reich durch Hingabe von neuen Banknoten im Gesamtwert von vielleicht 200 Millionen Goldmark (die durch das Gold der Reichsbank voll gedeckt wären) von allen innern Schulden befreit. Das alte Papiergeld wäre mit einem Schlage beseitigt.

2. Am 1. Oktober 1923 geht die Hälfte des inländischen Vermögens in das Eigentum des Reichs über. Die Abgabe von den Aktiengesellschaften würde etwa in der Weise erhoben, daß sie in der Zeit vom 1. bis 27. Oktober für jede Aktie eine Gratisaktie auszugeben und an das Reich abzuliefern hätten, vom Grundvermögen, indem zugunsten des Reichs eine Grundschuld in Höhe der Hälfte des Wertes eingetragen würde. (Die Abgabe von den Vermögen zu 1 könnte dadurch vereinfacht werden, daß bei der Einlösung nur die Hälfte, also etwa für 1 Million Papiermark nur eine halbe Goldmark erstattet würde).

3. Zwecks Abgeltung der Reparationsansprüche wird der Entente die Hälfte der Vermögensabgabe übereignet. Das Reich würde der Entente die Hälfte der neuen Aktien, Hypotheken in Höhe des halben Wertes der zu seinen Gunsten eingetragenen Grundschulden abtreten.

Sollten Zweifel darüber bestehen, ob eine solche Lösung der Reparationsfrage für Deutschland erträglich sei, so empfehle ich, das Gutachten eines internationalen Sachverständigenausschusses einzuholen; fast alle ausländischen Sachverständigen, die ich darüber befragt habe, meinten, Deutschland könne eine derartige Abgabe leisten. Sollten Zweifel darüber bestehen, ob eine solche Lösung der Reparationsfrage für die Entente annehmbar sei, so gibt es ein einfaches Mittel, die Zweifel zu klären: man biete der Entente diese Lösung an!

Auf dem hier vorgeschlagenen Wege könnten wir zu einer gesunden Währung gelangen, die Reichsfinanzen in Ordnung bringen, berechtigte Reparationsansprüche befriedigen, kurz: wieder ehrlich werden. Wer einen bessern Weg kennt, zeige ihn; wer keinen bessern Weg kennt, tue Alles, damit die Reichsregierung diesen Weg beschreite.

R. Kuczynski

Aus dem besetzten Gebiet

Der Friseur in Köln, bei dem ich mich jeden zweiten Tag rasieren ließ, erhält seit gestern dafür, daß er keinen Finger mehr rührt, 50% mehr, als wenn er etwas täte. Für die dritte August-Woche werden ihm 12 Millionen Ruhr-Hilfe ausgezahlt. Um den passiven Widerstand des Friseurs zu stärken. Und weil das Geschäft seines Chefs schlecht geht.

J. D., Direktor eines Cabarets in Köln und Mitbesitzer eines Rennstalls, hat Mitte Juli sein

Unternehmen geschlossen und ist fröhlich in den Schwarzwald gefahren. Er bezieht eine Ruhr-Hilfe, die sich auf siebzig Mindestgagen belaufen dürfte.

Man reise einmal von Düsseldorf nach Essen. Da wird man erfahren, was Ruhrbesetzung eigentlich bedeutet. Am Bahnhof leuchtet ein Schild: „Entrée des voyageurs". Im Bahnhof sind ausnahmslos französische Blätter zu haben. Und Bücher, deren Titelbilder den Verlag Friedrich Rothbarth schlimm kompromittieren würden. Die Fahrkarten werden auf Blocks geschrieben. Preisberechnung erfolgt nach dem Stundenkurs der Mark. Am 12. August mußte ich für die Fahrt, die früher 45 Pfennige gekostet hat, die Summe von 775 800 Mark berappen. Der Zug bestand aus dreißig Waggons, die zum Bersten überfüllt waren, und einer Lokomotive. Er dampfte pünktlich ab. Arbeiter lärmten und gröhlten in den Abteilen. Kein Platz frei. Der Zug fuhr bis Eppinghofen, mit Ach und Krach. Da blieb er stehen und rollte zurück. Es war eine Anhöhe erbärmlichster Art. Eine Straßenüberführung, kein Hügel. Dreimal nahm die Lokomotive Anlauf. Dreimal rollerte der Zug zurück. „Wenn die Kerls bloß die Luftdruckbremse benutzen täten!" sagte Jemand. Der Zug stand. Stand anderthalb Stunden. Bis eine Lokomotive aus Düsseldorf zu Hilfe kam und schob. Zwischen den Geleisen wuchsen kleine rote Nelken. Die waren klebrig, wenn man sie anfaßte. Wir waren ausgestiegen. Alles tummelte sich auf den Geleisen. Niemand fluchte, Niemand war zornig. Man ist ja hier so müde und so mürbe. Es war wie in Polen oder Galizien während des Krieges. Da sind wir auch manchmal zurückgerollt und haben uns nichts draus gemacht. Die k. u. k. Eisenbahnbeamten waren damals von ähnlich resignierter Sachkenntnis. Ich setzte mich dann wieder auf meinen Platz. Eine alte, verwitterte Fahne lag an der Böschung. An der waren wir sechsmal hin und her gerutscht. Bis die Lokomotive aus Düsseldorf endlich kam. Dicht vor Essen geschah das Nämliche. Wir durften abermals die Waggons verlassen. Die Steigung wurde überwunden. Kein Schaffner war dabei, kein Zugführer, keine Kontrollperson. Auf den Bahnhöfen nur Zivilisten, mit der Binde „R F". Auch die Lokomotivführer scheinen arglose Zivilisten zu sein. Sie fahren halt drauflos. Ohne zu bremsen. Für Sekundärbahnbetrieb mag ihr Wissen genügen. Nach zwei, drei Touren ist jede Lokomotive hin.

Zur Entschädigung für die tausend Unbequemlichkeiten darf man in Düsseldorf nicht telephonieren. Eine wahre Wohltat. Leider erscheinen die Zeitungen nach wie vor. Die Zeitungen, in denen Tag für Tag derselbe Quatsch enthalten ist. Und den man dennoch Tag für Tag stumpfsinnig frißt. Im Leben existiert keine Politik. Politik ist Mache der Journalisten. Sie verdirbt den Charakter. Folglich verderben die Zeitungen den Charakter. Man liest von den Krawallen, und schon flirren die Bakterien durch die Luft. Alles Unheil wird von den Zeitungen angerichtet. Von den Redakteuren, die die fetten Ueberschriften ersinnen, damit ihr Blatt gekauft wird.

Das sind so ein paar Kleinigkeiten vom Rheinland.

Fritz Schirmer

Sibyll

Ich bin im goldenen Netz
Deiner Abende gefangen,
Im goldenen Netz
Deiner Locken.

Die Sterne brennen
Im blauen Fensterbogen,
Mond im September
Und das weite Meer . . .

Wenn wir uns wenden
Zu des Zimmers Heimlichkeit,
Die Kerzen schimmern über
dem Tisch mit Früchten.
Unsre Blicke kreuzen sich wie
die Barken im Seewind.

Ossip Kalenter

Antworten

Annette Kolb. Sie schreiben mir: „Die Gedankenlosigkeit der Menschen ist so abgrundtief, daß man schaudernd hinabschaut. Da lese ich in einem nationalistischen Blatt, daß bei dem großen Eisenbahnunglück von Kreiensen sterbende oder schwerverwundete Opfer, die unter den Trümmern lagen, in diesem Zustand, als sei ihres Jammers noch nicht genug, ausgeplündert wurden. Wie kann man ‚Deutschland über Alles' singen und gleichzeitig solche Dinge von Deutschen erzählen? Aus solcher Leistung würde ein Abc-Schüler die richtigen Schlüsse über den Wert des Nationalismus ziehen. Die Nation wird sich nie von dem Schandfleck ihres Schurken- und Verbrecher-Prozentsatzes befreien können, solange sie den Selbstbetrug des Nationalismus beibehält. Es verleidet einem das Leben, so einfache Dinge noch immer sagen zu müssen." Ich drucke das, weil Sie es wünschen, teure und tapfere Annette Kolb; aber ich verstehe es nicht. Furchtbar, daß das bei Kreiensen geschehen ist. Soll mans verschweigen, weil es so furchtbar ist? Wem zuliebe? Dem Ausland zuliebe? Das weiß Bescheid. Ich verstünde Sie nur, wenn Sie sagten: „Zu solcher Verzweiflung hat der Ruhrkrieg die Deutschen gebracht. Die nationalistische Presse hat Schuld, daß der Ruhrkrieg entstanden ist, daß er heute noch währt. Sie am wenigsten, diese Berufshetz- und -heuchlerin, darf sich wundern, daß seine Opfer aus Hunger Hyänen werden. Das Ausland höre das, soweit es die Mitschuld trägt, daß die Welt vom Frieden heute entfernter ist als vor fünf Jahren." Womöglich haben Sie, Kampfgenossin, es so gemeint. Aber dann wärs nicht ganz leicht aus Ihren Sätzen herauszulesen, die zur Hälfte das Gegenteil ausdrücken. Belehren Sie mich.

Politiker. Sie haben nicht gewußt, was Ihres Kanzlers „Gedankengänge" sind? Stresemann spricht: „Eine starke geistige Mittelschicht in Deutschland ist auch ein Aktivposten in unsrer auswärtigen Politik in einer Zeit, wo wir einen Aktivposten einer politischen Macht oder einer deutschen Armee nicht mehr besitzen. Diese Gedankengänge sind der Inbegriff meiner ganzen Lebensauffassung." Nun wissen Sie's.

Hans Suttner in Arosa. Sie schreiben mir: „Ich habe mich schon öfters gewundert über die schiefe Beurteilung, die Mussolini in Ihrer Zeitschrift erfährt. Zuletzt wieder in dem Artikel: ‚Bürgerkrieg?' von Hans Schwann. Gewiß kommt Mussolini wie Noske vom Sozialismus her; aber der Sozialismus war ihm eine Schule, nicht nur ein Sprungbrett. Und aus dieser Schule ist ihm so viel geblieben, daß er, ans Ruder gelangt, den Achtstundentag sofort als unantastbare soziale Errungenschaft erklärte, und daß er ferner im neuen Steuergesetz jenen Kreisen auf den Leib rückte, die allein noch stärker steuerlich erfaßt werden konnten, nämlich dem Grundbesitz. Dabei ist zu beachten, daß der Grundbesitz fascistisch ist. Wie heißt in Deutschland der Mann, der es wagte, ja, der auch nur daran dächte, seinen eignen Leuten Opfer zuzumuten? Mussolini unterscheidet sich aber auch von jenen deutschen Sozialisten, die es auch ‚zu etwas gebracht', wesentlich dadurch, daß er wirklich etwas geleistet hat. Im Rahmen des demokratischen Italien, das trotz König republikanischer ist als Deutschland trotz Ebert, muß man Mussolini für einen Reaktionär erklären. Im Rahmen des heutigen Deutschland wirkend, hätte Mussolini mit Liebknecht und Eisner ohne Zweifel mehr Aehnlichkeit als mit Hitler. Sicherlich würden jene Kreise, die ihn sich heute als Idol verschreiben, wenn er in Deutschland wirkte wie in Italien, schnellstens seine Ermordung finanzieren. Mussolini steht um Aequatorlängen weiter links als die ermordeten Erzberger und Rathenau, dazu hat er noch richtige staatsmännische Qualitäten, was in Deutschland wirklich

einen Schuß Pulver wert ist, wie man gesehen hat. Darum ist es auch lächerlich, von deutschen Fascisten zu reden. Der italienische Fascismus und die deutsche Geheimbündelei unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß der Fascismus positive Ideen hat, während die Hitlerei ideenlos ist, daß der Fascismus konstruktiv, die Hitlerei destruktiv wirkt. Seit dem Fascismus herrscht in Italien wirklich Ordnung; seit der Hitlerei gibt es in Deutschland eine Ordnungszelle. Die Fascisti sind bereit, persönliche Opfer zu bringen für den Wiederaufbau Italiens, die Geheimbündler arbeiten, das heißt: ‚erledigen' nur gegen Vorschuß. Ich bin als Demokrat durchaus kein Verehrer des Fascismus, trotzdem aber packt mich jedesmal eine Wut, wenn ich eine so ehrliche Bewegung mit den deutschen Mörderbanden identifizieren sehe. Daß wenigstens die ‚Weltbühne' solche Verwechslung nicht dulde, ist der Zweck meines Briefes." Ein Zweck, der schon darum nicht verfehlt werden wird, weil die Hitlerei ja wirklich mit nichts auf der Welt verwechselt werden kann. Das ist deutsches Eigengewächs. Aber am allerwenigsten hat Hans Schwann, in Nummer 32, diese Verwechslung vorgenommen. Er hat nur dargestellt, wie die Triefaugen der Hitlerischen den Mussolini sehen, nämlich als ihresgleichen, und mit keiner Silbe angedeutet, daß er ihn ebenso sieht.

Kulturpsyologe. „In der Heldin, einer gewaltigen Errafferin von Reichtum, einer Götzendienerin vor toten Werken, voll unermüdlicher Arbeitskraft, voll Sucht, Gier, List, Wahn, blindem Trieb, die dennoch zuletzt verarmt und verödet in kalter Leere steht, enthüllt sich die Seelenveränderung unsrer Zeit. Die Grundzahlen sind mit der jeweiligen Buchhandelsindexziffer zu multiplizieren." Darüber setzest du in deinem Buche die Jahreszahl 1923 und sparst dir alle eignen Betrachtungen.

Hans Naivus. Sie lesen in einer demokratischen Zeitung Norddeutschlands: „ . . . die stattliche Zahl hoher und höchster Ehrengäste: Prinz Leopold, Ministerpräsident Dr. v. Knilling, General Ludendorff, Forstrat Dr. Escherich und viele andre . . . Treugelöbnis . . . zu leben, zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu sterben für ein Groß-Deutschland . . . Geist des Stahlhelms, der allein uns retten kann . . . bis die Stunde kommt der großen Tat . . . Die Frontkämpfer des alten Heeres, Niemand sonst rettet das Vaterland! . . . Nachdem Major Wäninger noch des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold, des Vertreters des angestammten bayrischen Herrscherhauses gedacht hatte . . . " Sie lesen das und wundern sich. Aber weshalb wundern Sie sich eigentlich? Glauben Sie, daß Deutschland so aussähe wie heute, wenn seine Demokratie nicht so aussähe?

Justizminister Radbruch. Frage statt Antwort: Was dünket Euch um den Fall Fechenbach?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Jusqu'au bout? von Ludwig Quessel

Seit dem 29. Juli, wo der Dollar zum ersten Mal den Stand von einer Million erreichte, stehen die Lohn- und Gehaltsempfänger vor der unheimlichen Tatsache, ihr Einkommen fast alle drei Tage durch sprunghafte Preissteigerungen halbiert zu sehen. Kein Wunder, daß trotz Indexlöhnen und andern Beruhigungsmitteln die Erregung unter Arbeitern und Geistigen wie ein ansteckendes Fieber um sich greift. Eine wilde, verzehrende Angst trägt Verbitterung in alle menschlichen Lebensbeziehungen. Panik und Besessenheit bemächtigt sich der Seelen. Sieben Wochen revolutionärer Gärung liegen schon hinter uns, ohne daß ein Anzeichen der Besserung am Horizont der Zeiten auftaucht. Im Gegenteil: es geht täglich weiter bergab. Immerhin ist es von Nutzen, einen Rückblick auf die politischen Ereignisse der letzten Wochen zu werfen, weil, vom Licht des Vergangenen erhellt, die Umrisse des Zukünftigen, die den Politiker vor allem interessieren, klarer hervortreten und schärfer ins Auge springen.

Man weiß, daß die Verzweiflungsstimmung aller Derjenigen, deren soziale Organe gegen den schneidenden Luftzug des Währungsverfalls durch keine Devisenpolster geschützt sind, zuerst in einem Zentrumsblatt, der ‚Germania', ihren Ausdruck fand Es war vor sieben Wochen, als sie den in behaglicher Sorglosigkeit hindämmernden Parteiführern rücksichtslos ins Ohr schrie, daß im Volk über ihr Verhalten „die Unzufriedenheit oder vielmehr die Wut allgemein sei", daß „die Luft mit Elektrizität geladen" wäre und „ein Funke genüge, um die Explosion herbeizuführen". Außerordentlich war die Wirkung dieses Alarmrufs. Die Blätter aller Parteien konstatierten Neunte-November-Stimmung. Einige Tage lang war die Presse wirklich so etwas wie ein Sprachrohr der Volksstimmung. Die Vossin fand das Revolutionäre der Situation darin, daß der Tag nahe, wo die „Mark nicht mehr genommen, wo Niemand mehr Ware gegen trügerisches Geld hergeben" werde. Selbst der Kreuz-Zeitung erschien die Zukunft Deutschlands in blutrotem Schein; sie ermahnte ihre Leser, sich nicht darüber zu täuschen, daß nach allem, was um uns vorgehe, „wir unmitelbar vor dem Ausbruch einer neuen Revolution" stünden.

Komisch und tragisch zugleich war die Wirkung, die diese Alarmrufe auf Deutschlands politische Führer ausübten. Durch die Ankündigung der Revolution aus ihrem Sommerschlaf geweckt, eilten die Abgeordneten nach Berlin, wo auf das Geheiß des Herrn Cuno die parlamentarischen Beschwichtigungsräte alsbald ihre Tätigkeit begannen. Tief war der Groll dieser Herren gegen die Zeitungsschreiber, die wieder einmal nichts Besseres zu tun gewußt hatten, als mit sensationellen Artikeln die Menschheit aufzuregen. Alles war ja in schönster Ordnung. Selbst in der sozialdemokratischen Fraktion behielten die „besonnenen" Elemente die Oberhand. Das Kabinett Cuno stürzen? Wozu

denn! Wegen einiger Teuerungsunruhen? Doch ja nicht die Nerven verlieren! Stand Cuno nicht siegreich an Ruhr und Rhein? Konnte nicht jeder Tag englische Hilfe in Form einer neuen Note bringen? Gewiß, zu dem Optimismus, „daß die deutsche Durchhaltepolitik noch auf Jahre hinaus (!!) fortgesetzt werden kann", wagte sich, wenn man von Herrn Hilferding absieht, der soeben den „Kampf jusqu'au bout" proklamiert hatte, Niemand mehr in der Sozialdemokratie zu bekennen. Von dem außenpolitischen Programm, das die Opposition in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu Weimar aufgestellt hatte, nämlich: „Anbahnung direkter Verhandlungen mit Frankreich und Belgien unter Angebot einer bestimmten Reparationssumme für Räumung des Ruhrgebiets, die durch Vermögensabgabe zu erheben ist", wollte die Mehrheit trotzdem nichts wissen. Auch die finanzpolitische Anschauung, daß die Kosten des Ruhrkriegs kumulativ seien und weder durch Besitzsteuern noch durch Anleihen gedeckt werden könnten, wurde als „profranzösische Weisheit" lächelnd abgetan. Schon gar nichts wollte man davon wissen, daß eine Revolution im Anzuge sei, obwohl man zugeben mußte, daß das Reich bankerott, die Währung vernichtet, die Lebensmittel knapp und die Erwerbslosigkeit groß sei. Das Zusammentreffen von Staatsbankerott, Währungsverfall, Teuerung, Lebensmittelmangel und Erwerbslosigkeit schien wohl ausreichend für den Ausbruch einer Revolution in andern Ländern, nicht aber in dem geduldigen Deutschland. Selbst die Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie begnügte sich schließlich, dem Reichskabinett Cuno ein Steuerprogramm zu präsentieren, dessen mutmaßliche Erträgnisse angesichts der grauenhaften Verwüstung unsrer Finanzen durch den Ruhrkrieg recht liliputanisch erschienen. Noch leichter als in der Sozialdemokratie gewannen die Beschwichtigungsräte natürlich in den andern Parteien die Oberhand. Statt, wie das Gebot der Stunde heischte, den Reichstag in Permanenz zu erklären, fuhren die Volksvertreter beruhigt in die Sommerfrische zurück.

Was nun kam, ist noch in Aller Erinnerung. Am 6. August stieg der Dollar auf 1,6 Millionen. Schon am nächsten Tage sprang er auf 3,2. Wie Wilhelm seine Leonore, so führte Cuno die Mark dem Tode zu: „Komm, komm! Der volle Mond scheint hell, Wir und die Toten reiten schnell . . ." Immer schneller vollzog sich der Todesritt der Mark. Am 8. August zahlte man für den Dollar „amtlich" 4,8 Millionen, außerbörslich 6 Millionen und mehr. Es ging mit Herrn Cuno und der Mark in der Tat wie mit Leonore und Wilhelm in Bürgers Ballade: „Haho! Haho! hahopp hopp hopp! Fort gings im sausenden Galopp." Verfolgt vom Hunger, bedroht vom Aufruhr, schien das Kabinett Cuno als gespenstischer Reiter, die verröchelnde Mark im Arm, unter dem Jubel Englands alle Hindernisse zu nehmen. Doch schon schlug seine Uhr Zwölf. Unter dem Ansturm der Proteste der sozialdemokratischen Organisationen gewann die Parole: „Nieder mit Cuno!" endlich auch Macht über die Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Was die Minderheit am 2. und 3. August vergebens gefordert hatte, mußte am 11.

August nun doch geschehen: Herrn Cuno wurde das Vertrauen entzogen. Schon in der darauf folgenden Nacht gehörten er, Becker, Hermes und Heinze zu den Toten: „Es blinkten Leichensteine Ringsum im Mondenscheine.“

Man kann gewiß nicht sagen, daß das Kabinett Stresemann, das die Konkursmasse der Regierung Cuno übernommen hat, starke Garantien für die Rettung Deutschlands bietet. In ihm sitzen Hilferding, der Jusqu'au-bout-Politiker, und Sollmann, der Ruhrkriegsredner aus Köln — beide bisher ausgesprochene Gegner einer profranzösischen Orientierung der deutschen Außenpolitik, die Deutschland allein noch retten könnte. Nicht ganz so schlimm steht es mit Herrn Stresemann, der außenpolitisch weniger anglophil festgelegt ist und überhaupt so, aber auch anders kann. Mittlerweile ist angekündigt worden, daß Stresemann „auch vor diktatorischen Maßanhmen nicht zurückschrecken wird“. Was wir von der „Diktatur“ Stresemann einstweilen zu sehen bekamen, ist aber nur ein recht zahmer Versuch zur Erfassung eines Bruchteils der in deutschen Kassenschränken angehäuften Devisen. Inzwischen ist das Chaos der Reichsfinanzen, das uns Cuno hinterließ, in dem Ausweis über die Reichsausgaben in der 2. August-Dekade in seiner ganzen Furchtbarkeit offenbar geworden. Der Anblick ist niederschmetternd und kann nicht anders denn als Zusammenbruch der Reichsfinanzen bezeichnet werden. Wir stehen finanziell am Abgrund. Furchtbar hat sich die passive Resistenz in unsern Finanzen ausgewirkt. Vor der Erklärung des Wirtschaftskriegs an Frankreich und Belgien wegen des Ruhreinbruchs betrugen die Reichsausgaben in der Dekade 162 000 Millionen Mark. Die Wirkung des Ruhrkriegs auf die Ausgabenseite des Reichshaushalts ergibt sich aus folgender Tabelle:

1923	Ausgaben des Reichs in Millionen Mark
2. April-Dekade	885 000
2. Juni-Dekade	2 794 000
2. Juli-Dekad	12 399 000
2. August-Dekade	247 970 000

Von 162 000 Millionen sind die Ausgaben des Reichs infolge des Ruhrkriegs auf 247 970 000 Millionen gestiegen. Nicht weniger katastrophal hat sich die Einnahmenseite des Reichshaushalts gestaltet. Als der Ruhrkrieg ausbrach, betrugen die Einnahmen noch 28 Prozent der Ausgaben, heute 0,7 Prozent. Fast die gesamten Ausgaben des Reichs, der Länder und Gemeinden müssen durch Inflation gedeckt werden. Das ist Cunos Werk! Selbst die Frankfurter Zeitung, die das Kabinett Cuno bis zum letzten Augenblick zu stützen suchte, muß jetzt verzweifelt ausrufen: „Wenn wir nicht alle kleinlichen Bedenken zurückstellen, wenn nicht brutal in das Chaos der Reichsfinanzen eingegriffen wird, ist Deutschland verloren!“

Prüfen wir, was der Zusammenbruch der Reichsfinanzen für uns bedeutet. Drei Stadien im Verfall einer Papierwährung werden unterschieden. Erstes Stadium: Devalvation — der Außenwert des Papiergeldes sinkt tief unter seinen Innenwert. Dieses erste Stadium des Verfalls der deutschen Mark begann im Welt-

krieg und vollendete sich sprunghaft, als Rathenau durch Mörderhand fiel. Zweites Stadium: Depreziation — das Papiergeld verliert seinen Außenwert fast gänzlich, während sein Innenwert von Stufe zu Stufe sinkt. Dieses zweite Stadium des Markverfalls vollzog sich im Ruhrkrieg unter dem Kabinett Cuno. Drittes Stadium: Repudiation — das Papiergeld hört auf, auch im Innenverkehr ein Zahlungsmittel zu sein, es wird nicht mehr genommen, Händler und Bauer weigern sich, Ware gegen trügerisches Geld herzugeben. Im dritten Stadium des Markverfalls wird sich das Schicksal des Kabinetts Stresemann vollziehen.

Ist die Mark einmal ins Nichts gesunken, so stürzt auch das Reich ins Leere. Eisenbahn und Post kommen zum Erliegen. Die bewaffnete Macht löst sich auf. Offiziere und Soldaten der Reichswehr müssen sehen, ob sie als Söldner gegen Naturalverpflegung bei Großgrundbesitzern Unterkunft finden. Jede Reichsverwaltung hört auf. Die Reichsbeamten können sehen, wo sie bleiben. Der Zerfall des Reichs und Preußens in Territorien mit Naturalwährung (wie zeitweise in Rußland 1920 und 1921) wird unvermeidlich. Hungerelend und Bürgerkrieg flammen auf. Diktatoren entstehen, die jedoch, was zu beachten bleibt, das stärkste Hilfsmittel der Diktatur, die Notenpresse, schon zerbrochen vorfinden.

Weiß das Kabinett Stresemann, wissen die Parteien, wohin wir gehen? Jusqu' au bout! rief Hilferding einige Tage vor seinem Aufstieg zum Finanzminister. Jawohl! Die Toten reiten schnell. Die Ausgaben für den Ruhrkrieg in der 2. August-Dekade kündigen uns schon den Anfang vom Ende. Jusqu' au bout? Sehen die Herren nicht, daß Deutschland dies Ziel schon erreicht hat?

Zionistenkongreß von Felix Weltsch

Ein Varietéraum; Bühne, Parterre, Logen, Galerien; Auftritte, Szenen auf der Bühne; Aufmerksamkeit und Spannung im Zuschauerraum; Reden, Posen, Dialoge; Steigerungen und wohlvorbereitete Höhepunkte; Intermezzi, Extemporalien, langweilige Stellen; Auf und Ab der Handlung; Expositionen, Krisen, Peripetien, Katastrophen, Lösungen.

Unaufhörlich verführt schon das äußere Bild, das Ganze als Theater zu betrachten. Und ein tieferer Blick ins Innere der Geschehnisse scheint noch mehr zu dieser Betrachtungsart zu berechtigen. Durchsetzt und überflutet ist Alles, was geschieht, von der Elektrizität persönlichen Kampfes; gering ist der sachliche Ertrag der Reden. Nur hie und da merkt man eine Vertiefung des Problems, eine Bereicherung des Themas; aber beinahe stets persönliche Leidenschaft. Alles brilliert mit Kritik. Die Opposition erspäht schwache Stellen der Bewegung und stellt sie als Fehler der Leitung hin. Sie sammelt und registriert Fehler der Führer, des Führers, Weizmanns. Und dieser selbst, stolz und gequält, durchdrungen vom Bewußtsein seiner Leistung bis in jedes Flackern seiner Hände, wehrt zornig, ernst und etwas gallig die lästigen Kritiker ab. „Ich will gern der erste Diener der Bewegung, aber nicht ihr letzter Hausknecht sein.“ Und: „Eure Führer

sind nicht Stätten der Schuttablagerung für alle Leidenschaften von Politikern und Politikastern.“

Weizmann ist weitaus die imponierendste Gestalt des Kongresses, einleuchtend als Persönlichkeit; er ist Führer im vollen Sinn des Wortes. Und die Besten in der Bewegung erkennen ihn als Führer an. Denn in ihm hat sich die ganze Kraft der zionistischen Idee und die ganze Not der jüdischen Menschen zu persönlicher Wirkungskraft zusammengeballt. Die Opposition aber wagt sich mutig an seine Person heran. Das ist das dramatische Moment dieses Kongresses: die Angriffe der Opposition gegen den Führer und die Reaktion der beleidigten Anhänger gegen diese Respektlosigkeit. Ein kleiner Zwischenruf brauchte während der Rede Weizmanns nur zu fallen, und schon waren hundert Delegierte in einen Knäuel verwickelt, der nur mühsam gelöst werden konnte.

Das sachliche Problem, das im Kampf zwischen Opposition und Führer sich persönlich manifestiert, ist die Frage der Erweiterung der Jewish Agency. Die Jewish Agency, jene völkerrechtliche, vom Völkerbund anerkannte, ja geschaffene Vertretung des Judentums der ganzen Welt für Fragen des Palästina-Aufbaus, war bis jetzt die zionistische Organisation. Sie soll erweitert werden, damit eine Vertretung des ganzen Judentums, soweit es Interesse am Palästina-Aufbau hat, aus ihr werde. Das „Wie“ trennt die Geister. Die unentwegten Anhänger der Demokratie — die Opposition — verlangen einen jüdischen Weltkongreß; zumindest verlangen sie, daß sämtliche Mitglieder der Jewish Agency einer einheitlichen Körperschaft verantwortlich sind. Weizmann will, weil die Not der Zeit und das Gebot der Verwirklichung es verlangt, einen kürzern Weg: er will die direkte Heranziehung der Vertreter der wichtigsten jüdischen Organisationen. (Sokolow machte daher den Kalauer: Es gibt hier zwei Parteien: Die Zionisten und die Heranzieh—onisten.) Man sollte glauben, daß sich zwischen diesen beiden Forderungen leicht ein Kompromiß finden ließe. Die persönliche Kompliziertheit der Frage und eine gewisse, durch die Schwankungen der letzten Zeit entstandene Nervosität in der Partei erschweren diesen Weg. Die Parteien bekämpften nicht einander, sondern Zerrbilder der Gegenpartei. Die Opposition kämpfte mit großem Pathos gegen den Versuch, die demokratischen und nationalen Prinzipien der Organisation zu verraten, die Organisation zu Gunsten einer Notabelnwirtschaft zu liquidieren (wer tut das?); die Majorität kämpft wieder gegen eine Partei, welche von einer Erweiterung der Jewish Agency nichts wissen will und einer dogmatischen Ideologie zuliebe den wirklichen Aufbau Palästinas in schwerer Zeit aufs Spiel setzt (wer will das?). Es war zum großen Teil ein Kampf gegen Windmühlen und noch dazu — auf Steckenpferden.

Das gäbe nun ein recht trübes Bild: Ein persönlicher Kampf, der schwere sachliche Verzerrungen zur Folge hat. Nun, es geht wohl unter Menschen nicht anders. Und es ist noch nicht ganz trostlos. Denn verdeckt durch all das Gestrüpp von egozentrischen Gefühlen und Gefühlsströmungen waltet dennoch — die Idee. Es ist der Tribut an das Böse, den der Geist zollen muß, wenn er Wirklichkeit werden will, daß er die Narrenkappe der Ich-Aktion aufsetzen muß. Der Geist ahmt so nur den Trick der Natur nach. Sowie die Natur nur durch die List der Lust in den Lebewesen ihre sachlichen Zwecke er-

reichen kann, so bedient sich der Geist der Eitelkeit, um Wirklichkeit zu werden; er lockt mit Geltungsertrag und will — Werterhöhung. Und manchmal gelingt es auch; und hat man sich durch die großen Bewegungen der persönlichen Ziele nicht den Maßstab für den wirklichen Wert verwirren lassen, so kann man es sogar merken.

Auch hier war es nicht anders. Immer mehr ward der Kampf um die Jewish Agency eine persönliche Angelegenheit zwischen Führer und Opposition, immer klarer wird, daß der Kernpunkt des Kongresses eine Ministerkrise war: genauer, daß sich Weizmann nur zusammen mit seinem Plan und mit seinen Leuten wählen lassen wollte, nicht aber zur Ausführung andrer Pläne und mit Kollegen, die andre Ansichten vertraten. Weizmann gewann den Kampf. Er wurde gewählt mit seinem Programm und mit seiner Liste. Und doch hatte sich etwas gezeigt, und das ist der positive Ertrag dieses Dreizehnten Zionistenkongresses: daß die zionistische Bewegung ungeheuer feinfühlig ist gegenüber jeder Verletzung ihres demokratischen Grundcharakters, und sei diese auch nur eine Gefahr oder ein Verdacht. Herzl, der zuerst zu den Geldjuden ging, wandte sich, als er von diesen abgewiesen wurde, „justament", und um die Geldjuden zu ärgern, an die Massen: er schuf eine Volksbewegung, weil der philanthropische Versuch mißlungen war. Und daraus ist die größte politische Tat geworden, die an den Juden seit zwei Jahrtausenden geschehen ist: sie wurden politisch geweckt; es entstand eine demokratische Volksbewegung; und diese ist, das zeigte der Kongreß, absolut nicht geneigt, von ihrem demokratischen Grundcharakter etwas nachzulassen. Die hysterische Dogmatisierung dieses Prinzips war die Gefahr dieses Kongresses. Die politische und wirtschaftliche Situation der zionistischen Unternehmung erlaubt den Luxus nicht, zum Schutze dieses Prinzips nervös zu werden, Bedrohungen zu wittern, wo sie noch nicht akut sind, und die ganze Frage zum Angelpunkt persönlicher Kämpfe werden zu lassen.

Die Gefahr ist vorübergegangen und als positives Resultat ist geblieben: Eine kräftige Betonung des demokratischen Charakters der zionistischen Bewegung; ein Memento für den Führer; und vor allem eine neue, auf dieser Grundlage aufgebaute Gruppierung der innerzionistischen Parteien. Damit ist der Weg für ein gedeihliches Zusammenarbeiten außerzionistischer Kreise mit der zionistischen Organisation am Werke des Aufbaus eines neuen jüdischen Palästina erst frei geworden.

Zu diesen Antisemiten von Daniel Spitzer

Ich glaube, daß Herr Abgeordneter Istoczy sich in einem Irrtum befindet, wenn er die Juden für gar so überflüssig in Europa hält. Denn die Mehrzahl der Menschen braucht immer eine Minderzahl, die sie von Zeit zu Zeit ihren Unmut fühlen lassen kann. Wenn die Juden wirklich sich in Palästina niederließen, so würden sich die übrigen Völker, sobald es ihnen schlecht ginge, nach ihnen sehnen und zerknirscht ausrufen: Ach Gott, hätten wir nur wieder unsre Juden, daß wir sagen könnten, sie seien an allem schuld!

Deutsche Note an den Völkerbund

von Emil Ludwig

Nach dem kürzlich, in Nummer 32, angestellten Versuch, ein deutsches Manifest durch andre Fassung eindrucksvoller zu gestalten, fielen Worte vom Treppenwitz und vom Rathaus. Deshalb skizzieren wir hier eine noch nicht erschienene, aber bald fällige Note; freilich nicht nach den bei uns beliebten Rücksichten auf die deutschen Parteien, sondern auschließlich im Hinblick auf die Millionen ausländischer Leser, die mit Neugier diesen historischen Schritt des frühern enfant terrible erwarten und aufmerksam kritisieren werden. Denn in Wahrheit wird dieses Schriftstück „An Alle" gerichtet sein.

An das Generalsekretariat in Genf

Vor sechzehn Jahren hat das Kaiserliche Deutschland den Abschluß eines Welt-Schiedsvertrages im Haag abgelehnt. Eine Welt- und Staatsanschauung, die die Theorien Friedrichs und Bismarcks teils mißverstand, teils über ihre Epochen fortführte, sah auf die angstvollen Bestrebungen europäischer Völker nach einer übernationalen Instanz mit dem stolzen Mißtrauen des stark Gerüsteten herab. Das deutsche Volk, verwöhnt durch ein Menschenalter des Friedens, beschäftigt, durch Technik und Handel Wohlstand zu erwerben, schenkte seiner auf Macht gestellten Regierung zuviel Vertrauen, und obwohl an sich nicht weniger friedliebend als seine Nachbarn, duldete es den Führer-Ehrgeiz einer kleinen Kaste, die in den berechtigten Wünschen dieses tätigen und wachsenden Volkes nach Ausdehnung einen Vorwand für koloniale und Flotten-Abenteuer fand. Die steigende Unruhe, die in der Folge Europa bedrohte, schien einer solchen, ganz auf militärische Schlagkraft gerichteten Anschauung Berechtigung, ja Notwendigkeit zu verleihen, und während Alles rüstete, konnte Niemand mehr sicher sagen, wer angefangen habe, zu rüsten.

Vergebens erhoben in dieser Epoche geistige, dem Politischen nur allzu sehr abgewandte Führer, hier wie in andern Ländern, warnende Stimmen und erinnerten an jenes andre Deutschland, das einst die Gedanken der Völkergemeinschaft entscheidend mitformuliert hatte. Wirtschaft und Wehrmacht, einander treibend, übertönten solche Rufe, bis die Furcht Aller vor Allen den Leichtsinn mehrerer Kabinette zur Katastrophe trieb.

Als dann im Lauf des Krieges Amerika zur entscheidenden Mitwirkung auszog, geschah das mit dem klar ausgesprochenen Zweck, den Machtgedanken durch den Rechtsgedanken zu ersetzen. Indem Präsident Wilson sich zum Propheten von Ideen machte, die ein Jahrhundert vorher in Deutschland und in Frankreich, von Kant und von Rousseau gleichzeitig gepredigt worden waren, trug er in diesen Kampf der Nationen endlich eine übernationale Idee und suchte die blutige Schlacht in ihrem letzten Akt zur Höhe einer sittlichen Reinigung zu erheben. Ein Bund der Völker Europas, dem amerikanischen ähnlich, schwebte als mögliche Lösung der alten Konflikte eine Zeitlang vor allen nicht durch Haß geblendeten Augen. Zumindest schien eine schiedsgerichtliche, durch eine Bundesmacht gesicherte Instanz zum Austrag gefährlicher Differenzen möglich, wenn nur erst in der Mitte Europas die stärkste Militärmacht niedergeworfen wäre.

Kaum aber hatte dieser große Gedanke die Mitwirkung der Neuen Welt zur Schlichtung der Alten entzündet, kaum war der Militärstaat Preußen in seinen letzten und stärksten Auswirkungen an der Uebermacht zerschellt, so wandte sich das Blatt der Gerechtigkeit. Das große Amerika, das ohne den Willen zu einem allgemeinen und dauernden Bunde in diesen Krieg nicht eingegriffen hätte, wurde selbst Opfer der alten Gedanken Europas. Ein Waffenstillstand, aufgebaut auf jene neue Ordnung, die an die Stelle von Strafe und Beute zum ersten Mal Vernunft und eigne Bestimmung der umstrittenen Gebiete setzen wollte, wurde an vielen Punkten des Friedens verleugnet, und der Gedanke, der allein das Morden nachträglich entschuldigt hätte, schon im Entstehen erstickt.

Der Völkerbund, den Amerika aus dem Kriege gewinnen, den es nicht nur den Deutschen, vor allem auch manchen zögernden Siegerstaaten aufzwingen wollte, um auf diesem Kontinent Ruhe zu schaffen, gelangte nur in sehr verkürzter Gestalt zum Leben. Deutschlands Entwaffnung, erzwungen mit der ausdrücklichen Begründung, daß dieses nur die erste in der Reihe der europäischen Abrüstungen sei, wurde vorläufig freiwillig von keinem andern Staat nachgeahmt, und von den großen Problemen, die aus dem Kriege notwendig entstanden, wurden die wichtigsten dem neuen Schiedsgericht nicht vorgelegt.

Trotzdem tat diese Versammlung friedliebender, hochgebildeter Europäer in Genf, es taten ihre Vorkämpfer in allen Ländern beim Urteil über andre internationale Fragen das unter solchen Umständen Mögliche, um auf diesem ersten, schwachen Instrument allgemeiner Wohlfahrt ein starkes Mittel zum Frieden langsam zu entwickeln. Vier Jahre lang ist Deutschland der Ehre nicht teilhaft geworden, dieser edelsten Versammlung der heutigen gebildeten Menschheit anzugehören. Es sollte, hieß es in Paris, sich erst in seiner neuen Gestalt: als friedlicher, von seiner Kriegerkaste befreiter, sich selbst regierender Freistaat bewahren.

Heute, da unsre junge Republik in diesem verwandelten Bestreben die Anerkennung der vorgeschrittensten Geister Europas zu finden anfängt, tritt sie an die Schwelle dieses neuen Friedenspalastes und heischt Aufnahme in die Gesellschaft der Nationen, die sie umgeben. Zu solchem Begehren glaubt sich das deutsche Volk umso eher berechtigt, als es in seinen ersten Geistern Vorkämpfer der Ideen des Völkerbundes mit Stolz verehrt. In allen Sprachen können die Völker Europas lesen, was Kant und was Goethe über die Verbrüderung der Nationen als sittliche Grundlage des gemeinsamen Rechtslebens geschrieben und gefordert haben. Gestützt auf diese Lehren erlauchter Geister, die das erneuerte deutsche Volk heut stärker als gestern bejaht, wünscht es praktisch und als Ganzes in einen Kreis zu treten, den es im Einzelnen und ideell selbst mitbegründet hat.

Aus diesen Erwägungen ersucht die unterzeichnete Regierung der Deutschen Republik den Völkerbund zu Genf um ihre Aufnahme als gleichberechtigtes Mitglied.

Reichspräsident. Reichskanzler.

Zu jenem Kaiser von Ludwig Thoma

Wilhelm II. ist im höchsten Grade banal in seinen Kunstanschauungen, und das überträgt sich auf sein ganzes Auftreten vor der Oeffentlichkeit.

Die Begeisterungen, welche er zeigt, sind vielleicht nicht gemacht. Aber sie sind auch nicht stark.

Eine hohe C-Trompete erregt in ihm die großmächtigsten Wallungen. Ich denke immer an das Trompetercorps des Gardeducorpsregiments, wenn ich seine Gemütsbewegungen lese.

Die konzertierten einmal im Löwenbräukeller. Musik wie jede. Aber dann kam das Glanzstück. Alle Musiker legten die Mützen ab und stülpten die Adlerhelme auf und zogen die großen schwedischen Handschuhe an und bliesen ihre Fanfaren im Stehen.

Da wars aus.

Die ganze Herrlichkeit der preußischen Geschichte ging den Bierphilistern auf. Es war eine ungeheure Begeisterung.

Die Begeisterung Wilhelms II.

Kleists Gespräche von Arnold Zweig

Es handelt sich hier um ein Buch, das vor einiger Zeit Flodoard Freiherr von Biedermann (bei Hesse & Becker in Leipzig) herausgegeben hat — der Sohn und Mitarbeiter jenes Woldemar von Biedermann, dem jeder Goethe-Leser verpflichtet ist; nun hat sich ähnliches Verdienst der Sohn um die Kleist-Leser erarbeitet. Seine Sammlung dürfte zwar nicht „Gespräche“ heißen, denn sie stellt überall nur Berichte zusammen, Aufzeichnungen von Menschen und Leuten, die, mit Kleist befreundet oder gelegentlich bekannt geworden, nur über den „Verfasser der Familie Schroffenstein“, seis für Andre, seis für die eigne Erinnerung, Meinungen niederlegten, keine tiefern meist, als man in Briefen flüchtig fixiert, wenn man mit einer Tagesberühmtheit zusammentraf und davon berichtet; nicht Analysen erschütternd wie Schillers Werbebrief an Goethe vom 28. August 1794 — aber wer wollte den Herausgeber dafür haftbar machen! Seine heut seltene Gewissenhaftigkeit legt uns das einzige Material vor, Kleist wirklich anzuschauen, das außerhalb guter „Gesammelter Werke“ vorhanden ist.

Erstaunliches Erstergebnis: Heinrich Kleist wird durch all jene Einzelzüge und anschaulichen Momenten, deren das Buch eine Menge hinstellt, nicht klarer, nur deutlicher. Man sieht ihn auf der Elbbrücke in Dresden seinen Freund Adam Müller ins Wasser werfen wollen — aber seine seelische Haltung dabei wird mit Evidenz Niemand wahrnehmen können. Die einsinnige Deutung solcher Einzelzüge kommt im Berichte nicht mit, nicht heraus; und sie erst erschlösse uns das Wesen dieses so gut verborgenen Ichs. Wie liegen solche Dinge? Wer die Gabe hat, Menschen zu sehen, empfängt im Zusammensein mit Jemand, der Wesentliches in uns anspricht, durch unmittelbare Wahrnehmung in der ersten halben Stunde den entscheidenden Aufschluß über Wert- oder Unwert-Stufe, menschlichen Rang, Geschlossenheit der Person und das Bedeutende seines Geistes. Da man diese geistigen Gegenstände auf besondere Art gegenständlich sieht, kann man

sie ebensowenig beweisen wie etwa, daß Weiß der Gegensatz zu Schwarz ist, was eben gesehn sein will, um begriffen zu werden. Erst vor dieser zentralen Erfassung eines Wesens aber bekommen Einzelheiten reliefhafte Einordnung und damit Sinn. Lese ich nun, Kleist habe in Paris, nach einem Streit mit Pfuel über Sein und Nichtsein lange im Freien zornig umirrend und bei der Heimkehr die gemeinsame Wohnung von seinem Freunde verlassen findend, „in seiner darüber entstandenen Verzweiflung an sich und der Welt" alle seine Papiere verbrannt, darunter nicht nur die dritte Niederschrift des ‚Robert Guiskard', sondern vielleicht auch die beiden Dramen ‚Peter der Einsiedler' und ‚Leopold von Oesterreich', die er „jetzt in Paris in Shakespearischem Stil geschrieben haben soll" (eine zwingend starke Szene daraus referiert Pfuel bei Biedermann auf Seite 92), so bin ich frei, Pfuels Deutung dieser Tatsache („Verzweiflung an sich und der Welt") als glaubhaft anzunehmen oder nicht; wenn nicht, und als Menschenkenner ist Pfuel ja nicht beglaubigt, stehn mir zur Wahl alle andern Deutungen dieser gesicherten Tatsache des Verbrennens, die sich in meine zentrale Anschauung vom Wesen Kleists besser einordnen, es tiefer zu erschließen scheinen. So bleibt Kleists Zentrum dunkel, wie er den Zeitgenossen im Ganzen immer unverständlich blieb. Kein ihm Ebenbürtiger findet sich, der von ihm so ganz erfüllt und aus sich zum Zeugnis über ihn so aufgerufen worden wäre wie Wilhelm v. Humboldt von Schiller: obwohl ein so weiter, starker und gebildeter Geist wie Adam Müller unter seinen Freunden war (den nach Franz Bleis Vorhergang in der ‚Summa' neu herauszugeben das ausgezeichnete Verdienst von Arthur Salz und dem Drei-Masken-Verlag ist), und obwohl die Briefe Müllers an Gentz, die schönsten, geistigsten Stücke des Buches, von echtestem Enthusiasmus für Kleists Kunst und von einer letzten Klarheit der Erkenntnis jener einmaligen Stellung des einzigen Dramatikers der Epoche innerhalb der europäischen Dichtung zeugen. Was helfen uns Marie v. Kleists ergriffene Resumees, wenn sie seine Briefe an sie (Niederschrift vom 13. Februar 1830) verbrannte! Und deshalb danken wir am tiefsten jenem unbekannten Verfasser, der auf acht Seiten (115—122) erschütterten Mitgefühls einen Abriß des Kleistischen Lebens gibt, sodaß uns dieses Menschen ganzer Jammer anfaßt . . . Zu jeder Zeit mögen solche Unbekannte leben, deren gütige und weise Augen die leisen Schauspiele der Verzweifelten wahrnehmen, und die zu bescheiden sind, um sich den qualverfolgten Dichtern zu nähern — jenen, denen sie allein Trost und kameradschaftliche Hilfe, ein neues Rückgrat, geben könnten in so blöden und bösen Läuften.

Das ganze Buch besteht aus Fragmenten, von denen wir keines missen möchten; manche bringen die Tragik dieses Lebens in Einen Satz wie jener Ferdinand Grimms (an seinen Bruder): „Ich hoffe, daß auch ein Roman von Kleist, in zwei Bänden vollendet, dem Druck bald übergeben wird, von dem ich zwar bis heute noch nichts erblickt habe, der aber auch sehr gut sein soll." Er ist der letzte des Buches. Und nur an so zarten kompositorischen Einzelheiten kann man das Wissen und die menschliche Ergriffenheit des Herausgebers merken, der sonst ganz hinter

der Szene bleibt. Dieser Satz aber, als endgültige Dissonanz letzter Ton des Buches, wirkt wie die letzte Szene von Büchners Danton und zeigt eine Einsicht in das von ihm abschattierte Schicksal, um die ihn die Kollegen unter den Zeitgenossen, die romantischen Poeten, die Brentano, Arnim und Fouqué, beneiden dürften. Sie alle marschieren auf, menschlich tief unterhalb etwa der herrlichen Rahel, die ihr weises und liebendes Herz in sieben Sätzen vor uns Dankbaren auftut; wenn auch Keiner so vor Hochmut nichtig sich abstempelt wie der Verfasser folgender Stelle: „Kleists Ende hat mich nicht sehr gewundert, wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können, das sehe noch nicht ein. In der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte flache Wesen des Preußen deutlich ausgedrückt. Es gibt Fälle, wo jeder Trost niederträchtig und die Verzweiflung Pflicht ist, das wird Niemand leugnen, nur muß es keine Verzweiflung an sich, sondern an das Leben sein. Manches Leben kann nur der Selbstmord würdig enden, und für solch einen hab ich Respekt. Das andre sind Kindereien, wozu weder Mut noch Kraft gehört."

Der das wörtlich von sich gibt, mit Sentenzen geplustert und von albernen papierenen Unterscheidungen besudelt, ein in den Schulen gelesener deutscher Poet, mit Gesamtausgaben neben andern „deutschen Klassikern" der Insel, des Tempels, Hesses wie Reclams versehen, von Cotta zu schweigen, ein Dichter jener Tage, heißt — aber man hats längst erraten — Theodor Körner. Und nun, um den Geschmack von der Zunge zu kriegen, lest, ich bitte, langsam und leise im Dämmern des Raumes, in dem eure Bücher stehn, jenen letzten Brief Kleists an Ulrike, fühlend die Erschütterung eines Menschen, dem das Schicksal sternäugig über die Schulter ins Blatt schaut, von jenem Anfang an: „Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Andern, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben" — bis zum fast unmenschlichen Ausklang: „Möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß. Stimmings bei Potsdam — am Morgen meines Todes. Dein Heinrich."

Die Orangenschale von Alfred Polgar

Auf der Straße gab es zwischen zwei Männern Streit, in dessen Verlauf Worte fielen wie Strolch, Gauner, Tagedieb. Endlich kam auch jener Satz, der in allen Zungen zivilisierter Erde Sprachzeichen von unvergleichlicher Symbolkraft ist für Geringschätzung und jeden Gesprächsknoten so gut löst, wie der große Alexander den Knoten am Wagen des Königs Gordius gelöst hat (333 v. Chr.).

Nachdem dieser erfrischende Satz gefallen war, entfernte sich der eine Streitteil. Der andre konnte nicht folgen, denn er hatte keine Beine.

Diese nicht vorhandenen Beine gehörten einem Bettler, der, an die Hauswand gelehnt, auf der Straße saß und mit seiner feh-

lenden Beine Arbeit sich den Lebensunterhalt erwarb. Er hatte ein cholerisches Temperament. Es empörte ihn, daß der junge Mensch die Orangenschalen auf den Gehsteig warf, und er verwies ihm das mit heftigen Worten. So gerieten die Beiden in Streit. Ich habe schon erzählt, wie sich der erledigte.

Vor Dem aber, der kein Schlüsselloch einer Psyche, an das ihn der Zufall führt, undurchlugt lassen kann, steht die Frage: Was denn eigentlich hat den Mann ohne Beine so erbittert? Woher seine Wut über die Orangenschale?

Die allereinfachste Erklärung wäre natürlich, daß die Orange als Symbol der Mutterbrust (kugelförmige Form mit kleiner Ausbuchtung oben) den Oedipuskomplex des Bettlers in Aufruhr gebracht habe. Gewiß hat er, als Wickelkind Zeuge des Liebeslebens zwischen den Eltern, einmal den Vater gesehen, wie er der Mutter eine Zärtlichkeit erwies, die sich dem Knäblein als Eingriff in seine Säuglingsprivilegien schmerzhaft ins Unterbewußtsein brennen mußte, was dann Abscheu gegen runde, saftige Früchte überhaupt zur Folge hatte (Affektverkehrung). Ganz zu schweigen von einer Kreolin mit orangenfarbener Haut, die den Knaben in früher Jugend mißbraucht haben mag.

Aber diese Erklärungen, wie gesagt, wollen wir als zu billig und naheliegend ablehnen.

Vielleicht ist der Vorfall so zu verstehen: Der Bettler ohne Beine — kann sein, daß er deren Verlust der Unachtsamkeit eines Nebenmenschen zu danken hat — will die Beine der Vorübergehenden nicht gefährdet wissen. Seine Menschenliebe heißt ihn das Wegwerfen der Obstschalen rügen. Jedoch das gäbe eine literarische, allzu literarische Erklärung. Der unglückliche Krüppel, besorgt, daß die glücklichen Andern nicht zu Krüppeln werden, wäre ein überpointiertes Gedicht in Prosa, eine Selbstlosigkeits-Ballade, wie sie das edle Lesebuch, aber wohl kaum das gemeine Leben deklamiert.

Ihr Bestechendes hätte die Deutung, daß der Mann sich ob der weggeworfenen Schale gar nicht aufgeregt, sondern nur die Gelegenheit wahrgenommen habe, Monotonie seines Hierseins durch ein wenig Wortgeplänkel zu unterbrechen. Oder hat er befürchtet, daß die Orangenschale auf dem Pflaster die Leute nötigen könnte, um seinen Sitzplatz einen kleinen Umweg zu machen? Bettelelend hat seine Streuung, in die das Mitleid geraten muß, soll es getroffen werden. Es hat seinen Aktionsradius und will sich den nicht verkürzen lassen.

Daß er die Straßenbeschmutzung peinlich empfunden hätte, die Verunreinigung seines Bureaus und Arbeitsraumes, hat was für sich. Aber die Anekdote scheint kaum geeignet, in eine aesthetische Pointe auszulaufen.

Verführerisch ist auch die Annahme, den Armen hätte die Orange als Luxussymbol erzürnt, und seine Wut über die weggeworfene Schale wäre nur Ablenkung jenes Zornes in eine andre Affektbahn gewesen. Seine Kränkung stürzte einfach durch die erste beste Tür, die ihr erreichbar, ins Freie.

Lassen wir die Frage, warum des Bettlers Seele über die Orangenschale strauchelte, offen. Lassen wir den kleinen Vor-

fall, umblüht von psychologischen, sozialen, ethischen, kosmischen Perspektiven, ungedeutet. Da aber dergleichen Gartenanlage um jeden Vorfall gebreitet ist, der sich im Himmel, auf Erden und zwischen ihnen ereignet, scheint die Frage nicht unberechtigt, warum grade die Geschichte von der Orangenschale geschrieben werden mußte. Ach, was muß denn schon geschrieben werden? Es ist mein literarisches Credo, daß man eigentlich nichts schreiben dürfte, was nicht jeder Mensch noch eine Stunde vor seinem Tode mit Interesse und Teilnahme lesen könnte. Aber da bliebe nicht viel andre Literatur übrig als die Bibel und der Kurszettel.

Eines wäre noch mitzuteilen, nämlich: daß ich nicht mit voller Sicherheit sagen kann, jener Bettler habe keine Beine gehabt. Es war schon ziemlich dunkel, als sich der Streit ereignete, und um die Orangenschale, den Orangenfresser und den Bettelmann eine Menschenmauer. Mir schien, er hätte keine Beine. Vielleicht aber hat er doch welche gehabt, was ich lebhaft wünsche. Für die Sache selbst ist es natürlich ganz gleichgültig, ob der Bettler Beine hatte oder nicht. Die Konklusionen sind gesetzt, die Prämissen haben sich ihnen zu fügen. Tun sie's nicht, so werden sie — alle großen philosophischen Systeme halten es so — zu Hypothesen herabgesetzt, ohne daß sich an ihren Dienstverpflichtungen das Geringste ändert. Es ist wie seinerzeit beim Militär, wenn einer nicht schwören wollte: er wurde doch ganz so behandelt, als ob er geschworen hätte.

Beifuß, ein Mörder von Frank Warschauer

Beifuß, ein Mörder, ging am Ozean spazieren,
als plötzlich ihn mit des Blitzes Kraft ein Gedanke erleuchtete.
Er stürzte zum Schalter, kaufte sich eine Fahrkarte zweiter Klasse
nach kl. Hundebauch bei Tschirnowitz. Dort lebte, wie er wußte,
Ulrike, die sechzehnjährige Tochter des Müllers Hillebimsel.
Ich schweige von der Verlobung. Als sie am Markte zärtlich umhakt vorbeispazierten,
siehe, da stand dort ein gewaltiger Möbelwagen.
Beifuß, schon oben, hob Ulrike auf ein grünes Klavier,
peitschte flott los auf die drahtspitzen Knochengäule.
Vergebens brüllte Lehrer Nückel: Dieb. Räuber, Gesindel, Polizei!
Das junge Paar war schon um die Ecke. Leider stürzte ein Teil der schönen
Wohnungseinrichtung unterwegs hinunter, . das Himbeersofa, drei Stühle und ein Bidet.
Endlich, drei Meilen außerhalb, machte Beifuß entschlossen Halt,
trug die Geliebte zarthändig auf eine wunderhübsche Wiese.
Als von der andern Seite drei Männer kamen,
wurden sie sofort auf die liebenswürdigste Weise eingeladen.
Rasch waren die Pferde ausgespannt und geschlachtet,
kurz darauf erfreute ein gewaltiges Beefsteak
die Hochzeitsgesellschaft. Unter feinen und gewählten Reden
ging Beifuß mit dem Mädchen später etwas in die Büsche,
wo man sie acht Wochen später dann gefunden hat
sorgfältig zersägt und in vier glatte Pakete
sauber verschnürt. Am Nachmittag des gleichen Tages
ging Beifuß, ein Mörder, wiederum am Ozean spazieren.

Goldwährung von Morus.

Abbau im Ruhrgebiet

Am ersten September hat die Regierung Stresemann das Signal zum Abbau des passiven Widerstands gegeben. Sie hat das in einem sehr gewundenen Communiqué getan, das mit den Worten beginnt: Es könne keine Rede davon sein, daß die Reichsregierung den passiven Widerstand aufgeben wolle. Im nächsten Satz wird dann von der Wiederaufnahme der Arbeit in solchen Betrieben gesprochen, deren Produktion den Franzosen nicht zugute kommt. Das soll geschehen, um der wachsenden Demoralisation, die durch das lange Feiern der Betriebe entstanden ist, entgegenzutreten. Schließlich wird auch noch den lokalen Stellen anheimgestellt, nach eignem Ermessen sich die Lebensmittelzufuhr zu sichern, und zwar wird ihnen für die Wahl der Mittel von der berliner Zentrale „ziemlich weitgehende Elastizität“ zugestanden.

Aus der diplomatisch-bürokratischen Hieroglyphen-Schrift ins Hochdeutsche übertragen bedeutet das: Die Lokalbehörden dürfen für die Lebensmittelzufuhr die französisch-belgischen Regiebahnen benutzen. Die Regierung hält an der Fiktion fest, daß der passive Widerstand von der Bevölkerung des besetzten Gebiets ausgeht, und sie beschränkt sich deshalb darauf, die Direktiven zu geben. Wie weit der Abbau gehen soll, bleibt der Bevölkerung überlassen. Zwar haben, wie die kölner Blätter melden, auch darüber in den letzten Tagen Verhandlungen zwischen der Regierung und Vertretern des besetzten Gebiets stattgefunden. Ueberraschungen sind also nicht zu erwarten. Aber das schließt selbstverständlich nicht aus, daß die Regierung eines Tages erstaunt feststellen wird, daß der passive Widerstand an der Ruhr und am Rhein von der Bevölkerung aufgegeben ist, und daß man von Berlin aus natürlich nichts dagegen machen kann.

Das Ganze mutet schon ein bißchen komödienhaft an, und die Verstellung wäre noch nicht das Schlimmste, wenn sie nur das Zweckmäßigste wäre. Das scheint aber noch keineswegs ganz sicher zu sein, denn schließlich verzichtet die Regierung mit dieser heimlichen und etappenhaften Aufgabe des passiven Widerstands darauf, bestimmte Gegenleistungen dafür einzutauschen, und sie verzichtet, was noch wichtiger ist, auf den Eindruck, daß sie von sich aus alles tun will, um endlich zum Frieden zu kommen. Diesen außenpolitischen Bedenken gegen die eingeschlagene Methode steht freilich ein sehr beträchtlicher Vorteil gegenüber. Stresemanns Verfahren ist innenpolitisch das ungefährlichste und bietet der Regierung noch die größte Wahrscheinlichkeit, daß ihr bei der friedlichen Liquidation des Ruhrkampfes nicht von den extremen Flügelparteien ein Strich durch die Rechnung gemacht wird.

Denn obwohl heute kein halbwegs politisch zurechnungsfähiger Mensch mehr daran zweifelt, daß an der Ruhr schleunigst Schluß gemacht werden muß, darf man doch das Risiko nicht unterschätzen, das für die Regierung mit der Aufgabe des passiven Widerstands verbunden ist. Die acht Monate lange Lügenpropaganda hat nicht vergeblich gearbeitet, und für einen sehr großen Teil des Volkes

bedeutet auch jetzt noch das Aufgeben des Ruhrkampfes einen Sturz aus allen Wolken. Die Hugenbergsche Telegraphen-Union wagt zwar nicht, zu dementieren, daß Ruhrindustrielle bereits unter der Hand Verhandlungen mit den Franzosen angebahnt haben, aber dasselbe treffliche Organ überschwemmt die Provinzpresse unvermindert mit Sieges- und Greuelnachrichten. Die Regierung hat also die schwersten Aufgaben zu lösen: nämlich, dem Volk die Augen darüber zu öffnen, wie es wirklich steht. Um diese Aufgabe durchzuführen, hat sie sich als Pressechef Herrn Major Kalle ausgesucht, der während des Krieges in Spanien deutscher Stimmungsmacher war. Ueber diesen Herrn weiß man leider nicht nur in Deutschland Etliches, woran man jetzt besser nicht erinnern sollte. Wessen Empfehlung wohl Herr Stresemann diese Acquisition zu verdanken hat?

Weiß mans?

Die schwebende Schuld

Die Erbschaft, die Herr Hermes seinem Nachfolger hinterlassen hat, droht gleich in den ersten Wochen die neue Regierung zu erdrükken. Die letzten Dekadenausweise über die Finanzen des Reichs und die letzten Reichsbankausweise haben nicht nur der absoluten Höhe nach neue Rekorde aufgestellt, sondern das Anwachsen der ungedeckten Passiven und dementsprechend des Notenumlaufs vollzieht sich jetzt in einem Tempo, das bisher noch nicht da war. Auch ohne die Devisenhamsterei des besetzten Gebiets und ohne die natürliche Materialknappheit, die durch die bevorstehende Devisenabgabe auf dem freien Markt hervorgerufen ist, wäre das Hinaufschnellen des Dollars in den letzten Wochen nicht verwunderlich, wenn von einer zur andern Woche der Notenumlauf sich fast verdoppelt und die schwebende Schuld des Reichs sich innerhalb von zehn Tagen mehr als verdreifacht. In der zweiten und in der dritten August-Dekade sind noch 0,7 Prozent der Ausgaben durch laufende Einnahmen gedeckt worden. Das Finanzministerium hat dieses schreiende Mißverhältnis dadurch ein wenig zu retouchieren gesucht, daß es bereits die bisherigen Einnahmen aus der Goldanleihezeichnung säuberlich verbucht hat. Aber auch mit den 2,57 Billionen, die bis zum 20. August, und den 27,5 Billionen, die bis zum 31. August gezeichnet worden sind — und die übrigens kein sehr günstiges Licht auf das Zeichnungsergebnis der ersten zwei Wochen werfen — sind nur 1,8 und 3,9 Prozent der Ausgaben durch Einnahmen gedeckt. Während die Ausgaben in der letzten Dekade gegenüber der Vorkriegszeit das Zehnmillionenfache betragen, haben sich die Einnahmen nur um das 200 000 fache vermehrt. Und dieses, obwohl nun auch die Sachlieferungen an die Entente eingestellt sind!

Unter den Ausgaben des Reichs rangieren die Abhebungen der Eisenbahnen aus der Reichshauptkasse in der letzten Dekade mit 244 Billionen. Die Reichseisenbahnverwaltung beliebt zwar von Zeit zu Zeit festzustellen, daß diese Abhebungen nicht reines Betriebsdefizit sind, sondern zum Teil von Neubauten herrühren, ohne daß sie die Konsequenz zieht und der Oeffentlichkeit reinen Wein darüber einschenkt, was für Zuschüsse der Eisenbahnbetrieb kostet. Auch sonst scheint das Reichsverkehrsministerium das Halbdunkel zu bevorzugen. So hat es sich jetzt die üble Methode einiger privatwirtschaftlicher Verbände, namentlich des Buchhandels, zu eigen gemacht und täuscht

relativ niedrige Schlüsselzahlen vor, setzt aber die Grundpreise zum Teil erheblich über die Vorkriegspreise hinauf.

Damit soll nichts gegen die jetzt wieder viel kritisierte Höhe der Fahrpreise gesagt sein. Man kann zwar prinzipiell darüber streiten, ob Verkehrseinrichtungen sich „rentieren" müssen. Aber solange man nicht auf dem Wege allgemeiner Abgaben die Mittel aufbringen will oder kann, um die Verkehrseinrichtungen dem Publikum gleichsam wie eine öffentliche Anlage unentgeltlich oder zu niedrigerm als dem Selbstkostenpreis zur Verfügung zu stellen, müssen die Benutzer dem Staate die Personen- und Güterbeförderung wie jede andre Ware voll bezahlen. Für die Post gilt das Gleiche.

Der Hauptanteil des Etatdefizits entfällt aber auf die allgemeinen Verwaltungs- und hier wiederum auf die Personalausgaben. Die 647 Billionen, die das Reich in der dritten August-Dekade für seine Verwaltung, ausschließlich der Betriebsverwaltungen, ausgegeben hat, erfaßt allerdings die irrsinnig verschwendeten Summen, die durch die Vorauszahlung der Beamtengehälter für den Rest des Vierteljahrs verbraucht worden sind. Der Unfug der Vorauszahlungen ist jetzt, reichlich spät, in der Tagespresse entdeckt und bekämpft worden. Daß bei diesem Kampf, wie er namentlich in der schwerindustriellen Presse geführt worden ist, zum Teil unsachliche Gründe mitsprechen, daß Herr Stinnes offenbar häßliche Vergleiche zwischen den Gehältern der Staatsbeamten und denen seiner Angestellten nach Möglichkeit vermeiden möchte, darf man wohl, ohne sich einer Verleumdung schuldig zu machen, annehmen. Aber das ändert nichts daran, daß dieser Kampf notwendig war. Es ist nur bedauerlich, daß die Regierung zur Einstellung der vierteljährlichen Vorauszahlungen erst durch den Pressesturm aufgerüttelt worden ist, und daß Herr Dr. Hilferding nicht aus eigner Initiative dem Unfug ein Ende gemacht hat. Wie denn überhaupt das Kabinett Stresemann innenpolitisch nach den ersten großen Ankündigungen einen gefährlichen Mangel an Aktivität, ja selbst an Agilität zeigt. Besonders auf dem Gebiet der Personalpolitik scheinen sich wieder die berühmten „Hemmungen" geltend zu machen. Noch walten Herr Staatssekretär Zapf und Herr Schröder, noch walten die Herren von Schlieben und Popitz ihres Amtes. Glaubt Dr. Hilferding wirklich, mit diesen Helfern die große Finanz- und Währungsreform durchführen zu können?

Die Schaffung der Goldmark

Ueber zwei Dinge scheint man sich im Kabinett Stresemann-Hilferding endlich klar zu sein: daß eine Reform unsrer Finanzen und unsrer Währung unmöglich ist, solange die Ruhraktion nicht liquidiert ist, und daß die Papiermark nicht mehr gerettet werden kann. Der erste und entscheidende Schritt für alles Weitre ist getan: die Liquidierung der Ruhraktion ist durch das Abblasen des passiven Widerstands und durch die ausgezeichnete stuttgarter Rede Stresemanns eingeleitet. Aber es wird höchste Zeit, nun auch die Währungsreform so weit vorzubereiten, daß sie unmittelbar nach Beendigung der Ruhraffäre in Angriff genommen werden kann. Die Entwicklung auf dem Devisenmarkt in den letzten Wochen hat innerhalb und außerhalb der Regierung die Meinung befestigt, daß die Papiermark nicht mehr zu halten ist, und daß es ein vergebliches Be-

mühen wäre, an dieser dem Tode verfallnen Währung Wiederbelebungsversuche anzustellen. Von einer Stabilisierung ist neuerdings nicht mehr die Rede, sondern das Ziel ist fast allgemein die Schaffung eines neuen wertbeständigen Geldes. Tag für Tag tauchen neue Währungsprojekte auf, und jeder Volkswirtschaftler, der etwas auf sich hält, hat wenigstens einen, am besten aber mehrere Pläne parat. Bei näherer Besichtigung gleichen sich freilich die nagelneuen Einfälle wie einem Ei dem andern, und die Auswahl zwischen den wirklich durchdachten Plänen ist nicht eben groß. Als Grundlage der neu zu schaffenden Währung — das ist überall der Kehrreim — soll die letzte halbe Goldmilliarde der Reichsbank dienen und ferner der Sachwertbesitz der Privatwirtschaft, der in irgendeiner Form als Pfandgut benutzt werden soll. Aber gegen die unmittelbare Heranziehung von Sachwerten als Deckung, wie sie der stinnesische Generaldirektor Minoux und wie sie Helfferich vorgeschlagen hat, muß größtes Mißtrauen bestehen, denn die Deckung einer neuen Währung muß nicht nur sicher, sondern sie muß vor allem liquide sein. Daß die Sicherheit allein nicht ausreicht, beweist das Schicksal der deutschen Darlehnskassenscheine, die schließlich auch auf Grund sicherer Kredite ausgegeben waren und trotzdem gegenüber den Reichsbanknoten, deren Deckung immer schlechter wurde, nicht einmal ein Agio gewinnen, geschweige denn ihren ursprünglichen Wert behaupten konnten.

Die Bedenken gegen eine auf Sachwerte gestellte Währung sind noch größer, wenn die Sachwertbesitzer zugleich die Emissionäre der neuen Noten sein sollen. Von verschiedenen Seiten ist nämlich der Vorschlag gemacht worden, mit Rücksicht auf das Mißtrauen, das gegen die Reichsbank und gegen das Deutsche Reich überhaupt besteht, eine Privatnotenbank zu errichten. Wenn die Privatnotenbank wirklich etwas andres sein soll als ein vom Staat privilegiertes, konzessioniertes und genau kontrolliertes Institut, wenn die Privatwirtschaftler wirklich die Beherrscher der neuen Bank sein sollen, so würde das für den Staat wahrscheinlich ein recht teures und schlechtes Geschäft werden. Die neue Notenbank muß eine Staatsbank sein. Ob man sie, wie von Hilferding und Bernhard vorgeschlagen worden ist, als „Goldabteilung der Reichsbank“, oder ob man sie als selbstständiges Bankinstitut etabliert, ist eine untergeordnete Frage. Sie wird ihren Zweck, dem deutschen Volke endlich wieder gutes, vollwertiges Geld zu verschaffen, nur erfüllen, wenn man die neuen Noten von vorn herein mit Gold, Devisen oder vollwertigen Handelswechseln zu hundert Prozent deckt.

Ob zurzeit eine ausreichende Deckung für so große Geldsummen vorhanden ist, wie sie bei Wiedereinführung der Goldwährung zur Aufrechterhaltung des Zahlungsverkehrs notwendig sein werden — schätzungsweise wird Deutschland, das vor dem Kriege etwa 6 Milliarden Zirkulationsmittel besaß, künftig wenigstens 2 bis 3 Milliarden Umlaufsgeld brauchen —, muß stark bezweifelt werden. Solange diese Vorbedingung aber nicht erfüllt ist, muß dringend davor gewarnt werden, durch eine plötzliche Devalvation Hals über Kopf die neue „Goldwährung“ einzuführen. Wir brauchen für die Uebergangszeit eine Parallelwährung, das heißt: neben dem neu zu schaffenden guten Gelde wird man eine Zeitlang die Papiermark weiter im Umlauf lassen müssen, bis die neue Notenbank einen ausreichenden

Deckungsfonds gesammelt hat, und bis vor allem der Staat seinen Etat in Ordnung gebracht hat. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: eine neue Goldwährung ist nur möglich, wenn der Staatshaushalt balanziert.

Havensteins Rücktritt

Die sogenannte Verteidigungsrede Havensteins vor dem Zentralausschuß der Reichsbank, die in Wirklichkeit eine schlecht bemäntelte Kapitulation des Reichsbankpräsidenten vor dem Finanzminister Hilferding war, hat in der Oeffentlichkeit einiges Erstaunen hervorgerufen. Dieses Erstaunen ist nicht ganz berechtigt. Havenstein galt zwar vielfach als ein staatsgefährlicher Monomane und allgemein als ein Charakter. Aber er ist weder das eine noch das andre jemals gewesen. Sein Nachgeben in der Frage der Goldkonten und Goldkredite ist nur eine der vielen Wandlungen, die er in den letzten Jahren vollzogen hat. Wie er jetzt umgefallen ist, so hat er früher in Fragen der Goldanleihe, der Stützungsaktion, der Devisenkontrolle und der Handelswechsel nachgegeben. Dabei hat er nie richtig „umgelernt", das heißt: einen wirklichen Gesinnungswechsel vollzogen, sondern er hat jedesmal eingelenkt, wenn der Gegenpart ihm erklärte, das Vaterland stünde in Gefahr. Es ist daher auch nicht zutreffend, wenn man jetzt den Widerstand Havensteins gegen seinen Rücktritt dahin erklärt, Havenstein sei der typische Beamte, der alles in der Welt aufgibt, nur nicht seinen Posten. Er hat nie zu den gewöhnlichen Strebern und Klebern gehört, die sich um eigner Vorteile willen gegen die Pensionierung sträuben. Das Verhängnisvolle dieses Mannes war nicht irgendwelcher Eigennutz, sondern seine Unterwürfigkeit gegenüber der patriotischen Phrase.

Diese Kardinaltugend haben seine politischen Hintermänner jetzt sehr geschickt auszunutzen verstanden. In ganz bewußter Weise hat Helfferich sich seit Cunos Sturz hinter Havenstein gesteckt, um auf diesem Wege weiter seinen Einfluß geltend zu machen. Es ist durchaus möglich, daß Havenstein, der zwar der Gesinnung nach Herrn Helfferich sehr viel näher steht als den Männern der Koalition, aber doch im Grunde eine unpolitische Natur ist, das Spiel, das von deutschnationaler Seite mit ihm getrieben worden ist, erst recht spät gemerkt hat. Der Vorwurf bleibt jedenfalls an ihm haften, daß er seine deutschnationale Gefolgschaft nicht öffentlich abgeschüttelt hat, als ganz offenbar wurde, daß man von rechts her versuchte, aus dem Fall Havenstein eine parteipolitische Angelegenheit zu machen, als die Deutsche Zeitung, die Kreuz-Zeitung und secundum ordinem die nationalistische Provinzpresse sich anschickten, den deutschen Reichsbankpräsidenten gegen jüdisch-marxistische Vergewaltigung zu schützen.

Die Begleitmusik der völkischen Barden hat den ohnehin wenig ruhmreichen Abgang Havensteins nicht rühmlicher gemacht. Ebensowenig hat das von Herrn Dr. Salomonsohn arrangierte Vertrauensvotum des Zentralausschusses, von dem die Großbanken obendrein nachträglich noch abgerückt sind, zur Verschönerung des Abschieds beigetragen. Trotz alledem soll auch heute nicht vergessen werden, daß Havenstein in den ersten Jahren seiner Regierung in der Jägerstraße mehr gewesen ist als ein tüchtiger Beamter. Er hat die Macht

der Großbanken, die dem alten Reichsbankpräsidenten Koch über den Kopf gewachsen waren, zurückgedrängt und hat den Goldfetischismus, der unter seinem Vorgänger die Bewegungsfreiheit am Geldmarkt hemmte, beseitigt. Er hat die kleinen Noten im Verkehr durchgesetzt und dafür die Goldreserve gestärkt. Eine konsequente Geldpolitik hat er freilich nie getrieben. Dazu fehlte ihm das geldtheoretische Interesse und wohl auch die geldtheoretischen Kenntnisse. Das hat sich während des Krieges, als die Inflation einsetzte und die Geldtheorie aufhörte, eine akademische Spielerei zu sein, bitter gerächt. Als Leiter der Währungspolitik hat er versagt, weil er diesen Problemen von vorn herein fremd gegenüberstand und sie überhaupt erst bemerkte, als die Katastrophe schon da war.

Nachdem es zu spät geworden und die „Friedensmark" auf dem Wege der Deflation nicht mehr zu retten war, hat Havenstein dann hartnäckig die Fiktion „Mark gleich Mark" aufrechtzuhalten versucht. Was dieser untaugliche Versuch dem deutschen Volke gekostet hat, ist noch in allzu frischer Erinnerung. Die Inflation hätte sich nie in so krasser Weise auswirken können und so tiefeinschneidende soziale Umschichtungen hervorgebracht, wenn Havenstein rechtzeitig durch Ausgabe wertbeständiger Kredite dem Papiermarkschwindel einen Damm entgegengesetzt hätte.

Die mittelbaren Folgen der Havensteinschen Kreditmißwirtschaft lassen sich heute nicht mehr beseitigen. Aber nicht unversucht sollte bleiben, wenigstens die unmittelbaren Folgen seiner Kreditpolitik nach Möglichkeit abzuschwächen. Deshalb verdient ein Vorschlag der ‚Münchner Post' Beachtung, der dahin geht, man sollte das Reichsfinanzministerium durch ein Sondergesetz ermächtigen, an Hand der Geschäftsbücher der Reichsbank den Umfang der gewährten Kredite, ihren Wert am Tage ihrer Gewährung und am Tage ihrer Tilgung festzustellen und die Differenz von den Kreditnehmern entweder in der heutigen Goldparität einzuziehen oder für diesen Betrag das Reich als Teilhaber in jene Erwerbsgesellschaften eintragen zu lassen. Der für wertbeständige Kredite zu hohe Diskontsatz der letzten Monate könnte ja, wenn man ganz exakt sein wollte, bei dieser Nachrechnung in Abzug gebracht werden. Die Summe, die dabei für das Reich herauskäme, dürfte bei einem Wechselbestand der Reichsbank von rund 90 Billionen Mark, wovon 60 Billionen reine Handelswechsel sind, recht beträchtlich sein, und sie ist gewiß noch weit höher, als sich nach diesen Zahlen vermuten läßt, weil die Reichsbank ja seit Jahren bei ihren Wechselgeschäften mit eminenten Verlusten arbeitet. Der Nachfolger Havensteins, der hier mit resoluter Kraft, und, ohne durch privatwirtschaftliche Beziehungen gehemmt zu sein, zupackte, würde dem Staat noch manches von dem wieder einbringen, was unter Havensteins Regime grundlos verpulvert wurde.

Aber um solches durchzuführen, gehören freilich ein Wille und ein Mut, den man bei der jetzigen Regierung nach ihren bisherigen Taten nicht voraussetzen kann. Denn es genügt nicht, zweimal Herrn Havensteins Abschied zu beschließen und ihn dann weiter regieren zu lassen. Zwar hat Havenstein versprochen, „aus dem Urlaub nicht mehr zurückzukehren". Die Frage ist nur, wann er den bewußten Urlaub antritt.

Bemerkungen

Kleine Woche

In den Münchner Neusten Nachrichten, ungefähr in derselben Nummer, worin das Blatt Stresemann vor dem Durchgreifen und seinen Folgen, lies: dem Abfall Bayerns, warnt, erklärt ein Amerikaner, es sei beschämend, daß ein Teil der Deutschen gleichgiltig zur Seite stehe, statt für das Andenken Schlageters durchs Feuer zu gehen — in jedem andern Land wäre solcher Enthusiasmus selbstverständlich.

Vom Standpunkt eines Ausländers ist das richtig gedacht, für deutsche Verhältnisse ist seine Forderung unmöglich. Ich werde dem Amerikaner sagen, was beschämend ist: ein so starres Festhalten des deutschen Publikums an den überholtesten und reaktionärsten Grundsätzen, daß ein patriotisches Mindestprogramm, daß eine Verständigung zwischen links und rechts gar nicht mehr möglich ist. Es gibt kein andres Kulturvolk, das sich noch nicht in einer vernünftigen Gemeinsamkeit gefunden hätte.

Der Amerikaner hätte besser getan, den Nationalsozialen zu sagen: Es ist beschämend, daß Ihr, statt zu sagen: Auch die Republik Deutschland ist unser Vaterland! dieser Republik schlimmer gesonnen seid als der Todfeind eures Reiches, Poincaré; der verächtliche Mangel an Treue ist es, den wir Ausländer nicht verstehn.

*

Man erzählt mir, im neuen münchner Adreßbuch — oder sagt man nun schon Anschriftenbuch? — habe Hitler sich nicht mehr als Maler, sondern als Schriftsteller eingetragen. Da muß man also Herr Kollege sagen und, falls eine Universität ein Einsehen hat und das Verdienst belohnt, Herr Doktor gar. Wenn Hitler der Schritt zur Intellektualisierung nur nicht schadet; Schriftsteller, die sind immer des Judentums verdächtig. Ich an Hitlers Stelle hätte mich lieber zum Schriftleiter befördert, denn das ist nun wieder eine ganz arische Sache.

*

Der Inhalt eines Briefes mag noch wahr sein, wenn man den Umschlag zuklebt, er ist es schon nicht mehr, wenn man ihn in den Kasten wirft. Mit Vergnügen las ich im Buchhändlerbörsenblatt einen Aufsatz des Verlegers Eugen Diederichs, der mit den Worten beginnt: „Die Inflation ist zum Stillstand gekommen!“ und mit der Aufforderung schließt, man möge durch „recht viele“ Telegramme diese Auffassung bestätigen.

Ein Mann, der große Verdienste um das Geistige hat, verrät doch den ganzen deutschen Mangel an Instinkt für Politik. Ein Kabinettswechsel macht ihn sogleich zum Optimisten und zwar zu einem, der Das, was sein sollte, als seiend proklamiert. Ich fürchte, Herr Diederichs hat nicht viele Telegramme bekommen, und wenn er sie bekam, hat er sie in den Papierkorb werfen müssen.

*

Gestern verlor ich dreißig Millionen. Der Grund wirft ein scharfes Streiflicht auf die bewegten Augusttage dieses gesegneten Jahres. Frisch in Berlin angekommen ging ich zum Postamt, um ein Manuskript einschreiben zu lassen, das nach der Schlüsselzahl vom Tag des Eingangs beim Verlag honoriert werden mußte. Die Schlüsselzahl war 700 000, ich hatte 70 Millionen zu bekommen. Als ich vor dem Postamt stand, war es kein Postamt mehr, der Staat hatte es aufgelassen. Ich sagte mir: Da du auf den Beinen bist, trägst du das Manuscript selber hin, der Verlag erhält es statt morgen heute. Gesagt, getan; ich ging mit dem Scheck von 70 Millionen zur Bank und las, während ich wartete, im Mittagsblatt, daß vom nächsten Tag an die Schlüsselzahl 1 Million galt. So ist Alles heute Börsenspiel, sogar die unterbezahlten Honorare.

Es blieb mir nichts übrig, als dieses Artikelchen aus dem Vorfall zu machen und zu versuchen, ob ich durch den Honorarsatz der ‚Weltbühne' den Ausfall wieder einholen kann. Anmerkungen der Redaktion dankend verbeten.

*

Sollte ich einmal meine Gesammelten Werke herausgeben, so bin ich mir über das Motto, das davorzusetzen ist, nicht mehr zweifelhaft. Ich las es im ‚Husar' zu Garmisch: „Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder bleibt, wie es ist." Man kann diesen Entschluß einem deutschen Autor nicht verübeln, das Wetter wird sich nicht ändern, der Mist auch nicht. Das Krähen hat keinen Zweck, in Garmisch so wenig wie in Berlin.

Liliput

Die Verantwortung

Beim deutschen Militär trug Jeder seine Verantwortung. Vom einfachsten Soldaten bis zum General. Jeder hatte für das Seine einzustehen. Der Soldat, zum Beispiel, dafür, daß seine Knöpfe blank geputzt waren, der General dafür, daß die Schlacht gut auslief. Waren die Knöpfe nicht blank geputzt, mußte der Soldat zwanzigmal hin und zurück durch ein Morastfeld kriechen. Lief die Schlacht nicht gut aus, mußte der General gehen. Das heißt: in der Theorie mußte er das. In der Praxis brauchte er es meist noch lange nicht, sondern da schob er den schiefen Ausgang auf eine untergeordnete Person oder eine übergeordnete Sache. Aber wenn es ganz hoch kam, mußte der General eben doch die volle Verantwortung tragen und — nicht ins Morastfeld zwar, aber in die Pension gehen.

Beim deutschen Zivil ist das nicht viel anders. Da trägt auch Jeder seine Verantwortung. Vom einfachsten Arbeiter bis zum Minister. Der einfache Arbeiter, zum Beispiel, wenn der in der Fabrik etwas versiebt, fliegt er erstens brotlos aufs Pflaster, und zweitens wird er noch strafrechtlich verfolgt. Die Minister wieder, wenn die etwas falsch gemacht haben, die tragen auch die Verantwortung und werden entweder einfache Direktoren in der Schwerindustrie oder verreisen, wie Herr Cuno, mit Stinnes (der dabei wohl das Billett bezahlen dürfte).

Keine leichte Last, solch eine Verantwortung! Wie schön da der schlichte Mann doch heraus ist, der durch die falsche Maßnahme eines Generals sein Leben oder durch die törichte Anordnung eines Ministers unter der Peitsche der Inflationssteuer sein Vermögen verliert. Gewiß: er wird geschädigt — an seinem Leibe oder seiner Habe. Aber er trägt keine Verantwortung. Auf ihm lastet nichts. General und Minister hingegen, die Verantwortungs-Männer, die Bürde-Gebeugten, die müssen gehen. Müssen gehen, in die Pension oder gar in die Schwerindustrie oder mit Stinnes.

Wenn ich da Minister oder General wäre! An dem Amt läg' mir gar nichts. Aber die bittern Folgen meiner Verantwortlichkeit trüg' ich mit Freuden.

Hans Bauer

Oehme und Fechenbach

Walter Oehme ist kein sympathischer Journalisten - Typ. Vom persönlichen Eindruck sei abgesehen — er war nur flüchtig, da die Oeffentlichkeit kurz nach Prozeßbeginn ausgeschlossen wurde —: ein junger, gewandter Mensch, der sich frühzeitig, allzu frühzeitig auf eine Plattform emporgeschwungen hat. Walter Oehme hat für 100 holländische Gulden ausländische Büros mit einem Nachrichtenmaterial versehen, das einen geheimen, zumindest einen vertraulichen und gewiß keinen öffentlichen Charakter hatte. Der Dienst, den Walter Oehme versah, war heikel. Denn der Abnehmer seines Materials war nicht die Oeffentlichkeit der Auslandspresse, sondern ein intimer Kreis, der seinesteils die geheimen Archive

der Regierungen bedient. Ein solcher Dienst ist höchst fragwürdig und gehört sicherlich nicht in den Aufgabenkreis des Edeljournalismus. Ob Oehme sich über den Charakter des Korrespondenzbüros, für das er seine guten Beziehungen zum Auswärtigen Amt nutzbar machte, im klaren war, ist umso schwerer festzustellen, als der Prozeß hinter verschlossenen Türen stattfand.

Der Prozeßverlauf hat die Schwere der Anklage nicht aufrechterhalten können. Gegen einen Journalisten, der bona fide die Staatssicherheit gefährdet, ist mit dem Paragraphen nichts auszurichten. Die juristisch überladene Urteilsbegründung des Reichsgerichts zeigt, wie problematisch es ist, den Beruf des Journalisten mit dem dehnbaren, unkritischen Begriff „Staatswohlfahrt“ zu verquicken. Mit den Worten „Reichsinteresse“ und „Staatssicherheit“ wurde von den deutschen Regierungsstellen während des Krieges ein unerhörter Mißbrauch getrieben, und Journalisten, die etwa wagten, an der Kriegführung und an den Kriegszielen Kritik zu üben, wurden auf die schwarze Liste der Generalkommandos gesetzt. Mit einem rigoros gehandhabten Begriff der Staatswohlfahrt könnte man jede kritische Tätigkeit des politischen Journalismus unterbinden. Was der Journalist vor aller Oeffentlichkeit zur Sprache bringt, die Kritik, für die er sich einsetzt, darf niemals unter eine strafrechtliche Betrachtungsweise des „gefährdeten Staatsinteresses“ fallen! Das wäre das Ende des Journalismus. Diese geheime Bindung wäre unerträglicher als der offene Druck einer Zensur. Einem deutschen Journalisten, der heute den passiven Widerstand an der Ruhr als einen Fehler kritisierte, könnte der Prozeß gemacht werden, wenn der Anwalt des Staates den Begriff der Staatssicherheit auf die publizistische Tätigkeit projizierte.

Anwendbar ist dieser Begriff allenfalls auf eine journalistische Tätigkeit, die rein informativen Charakter hat, also Nachrichtendienst ist. Geheime Quellen und geheime Abnehmer allerdings können den Journalismus in bedenkliche Nähe des Landesverratsparagraphen bringen, und hier ist das Wort von der gefährdeten Staatssicherheit in seinem Recht. In Bezug auf den Nachrichtenjournalismus formuliert das Reichsgericht seine Auffassung in aller Schärfe, wenn es in der Urteilsbegründung sagt: „Abgelehnt wird die Meinung, daß der einzelne Staatsbürger (gemeint ist der Journalist) das Recht habe, selbständig zu prüfen und zu entscheiden, ob einzelne Nachrichten für die Staatswohlfahrt veröffentlicht werden können oder nicht.“

Das Reichsgericht hat den Journalisten Oehme nach fünftägiger geheimer Verhandlung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und gleichzeitig seine sofortige Entlassung verfügt. Dieses Urteil müßte dem münchner Volksgericht wie ein Donnerwort in den Ohren tönen. Der Freispruch Oehmes ist die denkbar härteste Verurteilung der münchner Richter, die Fechenbach auf 11 Jahre in den Kerker warfen. Wir haben schon gesagt, daß wir für einen Journalisten keine Sympathie haben, der geheime Auslandbüros im Solde „kapitalistischer“ Regierungen bedient und überdies deutsche kommunistische Abgeordnete mit Material versieht. Eine solche Berufsauffassung geht wider unsern Geschmack. Aber das oberste deutsche Gericht hat schließlich nicht über Fragen des journalistischen Takts zu entscheiden. Wir begrüßen — nicht um Oehmes willen — den Freispruch, weil er einen ungeheuern Zwiespalt und Widerspruch aufklaffen läßt: hier Oehme, der Verkäufer zum Teil geheimer und höchst aktueller Nachrichten, freigesprochen — hier Fechenbach, Lembke, Gargas, die ein bereits bekanntes, der Vergangenheit angehörendes Material verbreiteten (das Telegramm des Vatikan-Ge-

sandten Ritter an die bayrische Regierung stammt aus dem Jahre 1914!) von einem Parteigericht, das sich Volksgericht nennt, zu vieljähriger Kerkerhaft verurteilt! Die Haftentlassung Oehmes und die Kerkerstrafe Fechenbachs: das ist ein unerträglicher Riß im lebendigen Körper des deutschen Rechts. Wenn der leipziger Freispruch nicht der Anstoß ist, den Fechenbach-Prozeß wiederaufzurollen, dann muß man am Rechtsgefühl, an der Menschlichkeit, am öffentlichen Gewissen in Deutschland verzweifeln!

Hans Natonek

Wesen der Reklame

Wenn ein Dichter ein Theaterstück aufs Papier gelegt hat, so schickt er es zunächst an die Vertriebsstelle. Die Vertriebsstelle besorgt alles Uebrige. Sie macht einen angemessenen Lärm von dem Stück. Und wenn Theaterdirektoren an die Aufführung herangehen, dann steckt die Vertriebsstelle eine angemessene Provision dafür ein.

Es gäbe lange nicht so viel berühmte Dramatiker, wenn es keine Vertriebsstellen gäbe. Die Dramatiker wissen nicht, wie man den Erfolg totsicher herbeiführen kann. Sie haben das Zeug, Stücke zu schreiben. Aber das Zeug, den Erfolg totsicher herbeizuführen, haben die Vertriebsstellen.

Die Vertriebsstellen kennen die Kunst, den Bühnen die Theaterstücke appetitlich zu machen. Sie schicken ihnen hübsche Geschäftsblätter hin mit den Porträts der Dichter und mit sehr schmeichelhaften Kritiken über sie.

Die Porträts verraten den Theaterdirektoren, ob bei der Premiere ein hübscher oder ein häßlicher Dichter vor den Vorhang treten wird, wenn das Publikum nach ihm verlangt. Hübsche Dichter verleihen selbst häßlichen Werken einen versöhnlichen Schein. Die Vertriebsstellen sind klug: sie sehen sich zuerst den Dichter und dann das Stück an.

Aber die schmeichelhaften Zeitungskritiken sollen dem Theaterdirektor Mut machen, sofern das Porträt nicht seine Schuldigkeit tut.

Die Vertriebsstellen finden sämtliche Zeitungskritiken schmeichelhaft. Es ist ihre Spezialität, sie so hinzustellen, daß sie auch von Theaterdirektoren schmeichelhaft gefunden werden.

Wenn ein Kritiker seinem Publikum seine Meinung sagt und ein Stück so kritisiert: „Es hat Alles, was zu einem Reißer gehört; es ist menschlich leer, hat keine innern Spannungen, aber äußere Wirkungen“, dann ist die Vertriebsstelle glücklich. Dann läßt sie in ihren hübschen Geschäftsblättern „Reißer“ und „äußere Wirkungen“ corpus und alles Uebrige petit drucken.

Die Theaterdirektoren haben keine Zeit, auch noch die Petitzeilen zu lesen. Und die Vertriebsstellen wissen, daß die Theaterdirektoren keine Zeit haben, auch noch Petitzeilen zu lesen.

Stücke, die aufgeführt werden wollen, müssen in den hübschen Geschäftsblättern eine Menge Corpusstellen haben.

Und weil Dichter, die aufgeführt werden wollen, keine hübschen Geschäftsblätter herausgeben können mit einer Menge Corpusstellen drin: deshalb brauchen sie die Vertriebsstellen.

Bruno Manuel

Antworten

Hans S. in Berlin. Sie vergleichen den Herbst 1923 mit dem Herbst 1918. Aber sie sind einander so ähnlich wie die Walpurgisnacht der Spielwiese in den ‚Meistersingern'.

Max O. in Wien. Ihr und unser Karl Kraus hat darauf hingewiesen, wie beziehungsreich mancher Name ist: daß, zum Beispiel, der Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, Ernst Posse, wie seine Haltung im Kriege gezeigt hat, gar nicht anders heißen durfte. Nicht zufällig auch hat man ihm einen Nachfolger namens Haßmüller gegeben. Und nun finden Sie in Hermann Menges Lateinischem Wörterbuch unter keryx = Herold bei der Angabe der Ethymologie: Sanskrit karus = Sänger. Die Verkörperung des Sängertums hieß: Caruso. Wenn man weitersucht, entdeckt man, daß im Griechischen apollymi ich zerstöre heißt und Einer, der zerstören wird: apoleon. Ein N davor, und man hat einen der größten Zerstörer der Weltgeschichte. Das Spiel kann beliebig fortgesetzt werden.

Abonnent. Du beschwerst dich, und nicht du allein, über „die ewigen Nachzahlungen". Nicht, daß du die Forderungen unberechtigt findest: aber dich wurmen die Unbequemlichkeiten. Nimm sie auf dich, teils um der guten Sache willen, teils in dem Bewußtsein, daß dem Verlag erheblich größere entstehen. Ihm wäre eine andre Methode sehr viel lieber. Und da hat, endlich einmal, das Postzeitungsamt ein Einsehen gehabt. Es erläßt ein Rundschreiben: „Sehr eilig! Aenderung der Zeitungsbezugspreise für September . . . Den Verlegern wird gestattet, die für September angemeldeten Bezugspreise zu ändern . . . Die Aenderungen sind den bisherigen Absatz-Postanstalten durch besondere, auf Kosten der Verleger herzustellende und von ihnen frei zu machende Benachrichtigungskarten bekanntzugeben. . . . Die Anmeldungen müssen bis spätestens 11. August 2 Uhr nachmittags bei der Preislistenstelle des Postzeitungsamts vorliegen. Später eingehende Anträge werden auf keinen Fall berücksichtigt." Allerdings sehr eilig! Denn dieses Rundschreiben trägt das Datum des 9. August, ist am 10. August befördert worden und am 11. August früh um 9 Uhr beim Verlag eingetroffen. Binnen fünf Stunden also sollten Benachrichtigungskarten entworfen, der Druckerei zugestellt, gesetzt, korrigiert, gedruckt, abgeholt, ausgefüllt, frankiert und eingeliefert werden. Nun weißt du, zu welchem Zweck du mit deinen Steuern das Riesenheer der Postbeamten erhalten hilfst. Und so ist das ganze Land.

Mitteilung

Anfang August betrug der Wochenlohn eines Setzers 1 728 000, Ende August 52 722 000 Mark. Mehr brauchen wir gewiß nicht zu sagen, um dem Abonnenten zu erklären, daß er unsre Leistung nicht überzahlt, wenn er uns für den Rest des Quartals

300 000 Mark

so schnell wie möglich überweist. Nach dem 20. September werden wir uns erlauben, durch Nachnahme diesen Betrag (und die Portospesen) zu erheben.

Rede auf eine verstorbene Nation

von Otto Flake

Ueber die Toten nur Gutes, meinetwegen. Aber über einen lebenden Leichnam die Wahrheit, und über das Thema Finis Germaniae keine Sentimentalitäten. Das Ruhr-Opfer mag zahlen, wer hinnimmt, daß dort Arbeitgeber und Arbeitnehmer vom Staat gefüttert werden, ich zahle lieber mit geschliffener Münze. Aber ich werde ganz sanft beginnen.

In einer Besprechung des Buches von Wells: ‚Hoffnung auf Frieden' lese ich: „. . . ein unparteiischer, obgleich nicht ausgesprochen deutschfreundlicher Beurteiler . . ." Wie naiv ist doch so ein deutscher Schreiber, so naiv, daß es ans Infantile im Sinn der Psychoanalytiker heranreicht.

In der Tat, wenn Infantilität darin besteht, Wunschvorstellungen für die Wirklichkeit zu setzen, dann stehen die Deutschen als politisches Individuum noch auf der infantilen Stufe.

„Unparteiisch, obgleich nicht ausgesprochen deutschfreundlich" — das heißt doch wohl, daß Unparteilichkeit und ausgesprochene Deutschfreundlichkeit nach der Meinung jenes Kritikers zusammenfallen. Ich merke an dem, was er sonst über Wells sagt, daß er kein Eisenfresser ist, die Hoffnung auf Weltfrieden nicht verhöhnt, sondern billigt und ermutigt, und doch auch er des Glaubens, ein unparteiischer Engländer vom Rang eines Wells müßte eigentlich ausgesprochener Parteigänger der Deutschen sein, der Sozialist Wells müßte die preußischen Generale für Leute halten, die nie mit dem Krieg gespielt haben.

Aus diesem einen Satz, der einem liberalen Deutschen in die Feder geflossen ist, könnte man die ganze seelische Struktur ableiten, die zum Verlust des Krieges und schließlich zum bittern Ende geführt hat.

Der Deutsche ist aus der Reihe der politischen Völker gestrichen; unter politischen Völkern verstehe ich diejenigen, die zur nationalen Idee die zugängliche Form finden. Berufen, aber nicht auserwählt, das ist die Bilanz, die zu ziehen das Einzige ist, was zu tun uns noch übrig bleibt.

Eine Abwicklung von unerhörter Logik. Falsch angelegt, das Werk Bismarcks, weil es die Mündigkeit des Volkes ausschloß, birst es nun. In fünfzig Jahren vollbrachte die Destruktion, die damals eingebaut wurde, was zu vollbringen war — von Versailles bis Versailles. Ein politisches Genie wurde doch der Totengräber seines Volkes, weil ihm die eine, letzte Moralität fehlte, die zur Verantwortung erzieht.

Er verachtete den Geist von 1848, der große Mann, er hätte ihn schöpferisch machen müssen. Er tritt nun in die Reihe der tragischen Deutschen, deren Eigentümlichkeit es ist, die höchste Konzeption zu haben und nur vorübergehend zu realisieren. Die Kaiser des Mittelalters, Luther, Bismarck, es ist immer das Selbe.

Ich las Eyths Erzählungen. Unvergeßlich, wie der junge Ingenieur in die ungleich regierte Welt zog, nur ein Deutscher,

bestes Material, aber ein Mensch von jener Rasse, die wie Schlemihl keinen Nationalschatten wirft. So ist es wieder heute, wieder werden die jungen Leute hinausziehen, als tüchtige Arbeiter in fremdem Garten willkommen, aber als kuriose Deutsche ausgenutzt, bemitleidet.

Und das Entsetzliche wird sein, daß sie es nicht begreifen, nicht wahr haben wollen, daß sie sich mit einem armen und falschen Stolz wappnen. Ich muß an einen vorzüglichen Mann denken, der an der Ruhr in einem französischen Gefängnis sitzt, heroisch, nutzlos. Auch er begreift den tiefern, unbarmherzigen Sinn nicht. Er ist der Prototyp aller guten Eigenschaften seiner Rasse, treu, arbeitslustig, hingegeben, ein Mann.

Aber indem ich so über ihn nachdenke, erkenne ich, was es mit allen diesen Eigenschaften auf sich hat: sie sind doch nur zweiten Ranges. Die Treue ist Qualität zweiten Ranges, wenn ihr das fehlt, was durch Einordnung, Disziplin, Uneigennützigkeit nicht zu gewinnen ist, die Selbständigkeit, die Elastizität, das Urteil.

Die Pflicht macht es nicht allein, der Typus des guten deutschen Offiziers reicht nicht aus. Und mit ihm brechen wir den Stab über seine Geistesgefährten, den Beamten, den Philologen, den Wissenschaftler. Sie alle leisten nur in Reih und Glied, sie brauchten alle Anweisung und den Auftraggeber. Sie waren im besten Fall Halbblut, nicht Vollblut. Sie waren nicht ausgerüstet, um das Leben zu meistern. Gehorsam ist nur die Hälfte, er schwächt die Instinkte. Wie hilflos waren sie in den Dingen, die nicht real gelernt werden können, irreal angefaßt sein wollen, denken wir nur an ihr Verhältnis zur Frau und zu geistigen Dingen. Vor dem Leidenschaftlichen standen sie wie Knaben, die deutsche Infantilität ist überall nachweisbar.

Was haben wir erlebt. Passives Erdulden seit 1918, um nicht weiter zurückzugehen; Haß und Gewalttat gegen die Wenigen, die sie aus dieser trägen Isolierung führen wollten. Apotheose dieser Schlaffheit war der August 1923. Sie fühlten, daß sie der Strom des Geschehens zum Abgrund riß. Sie machten einen Kabinettswechsel, wo nur Eines noch retten konnte, die Chirurgie eines diktatorischen Konvents.

Nicht die stupide Diktatur gegen das Volk, sondern die Diktatur aus dem Temperament des Volkes heraus. Ein Zehn-, Fünfzehnmänner-Komitee, das Vollmacht erhalten hätte, radikal mit den Franzosen zu verhandeln, radikal das Kapital heranzuziehen, radikal aktiv zu sein. Ich weiß, man konnte es nicht, der Bayern wegen, oder der Stinnes wegen, oder irgendwelcher andrer Gegebenheiten wegen. Das ist es ja, die Gründe liegen hinten, in der deutschen Vergangenheit, in der deutschen Struktur. Es ist von tiefster Ironie und von tiefstem Sinn, daß Der, der nie gewagt hat, auch nie wagen kann.

Reif zur Aufteilung, reif zum Sklaventum, das nicht einmal schmerzhaft ist, weil man weiter leben und weiter Geschäfte machen darf. Ein schofles kleines Preußen, ein bösartiges Bayern, ein anglisiertes Hamburg, ein halbes Dutzend andrer Absprengungen. Nach kommunistischen Experimenten, die fehl-

schlagen werden, weil die Kommunisten nicht weniger echte Deutsche als die übrigen sind, keinen Kopf und keinen Führer haben, eine schmähliche Reaktion und Intelligenzverfolgung — man wird ans Auswandern denken müssen.

Wenn es nicht so schlimm kommt, wie ich es ausmale, um so besser, aber wer hat denn noch Illusionen?

Ich habe nie gefunden, daß das Geschehen sinnlos ist, ich fand es immer voll Sinn. Voll Vergeltung und Lohn, nicht für Befolgung von Jehovageboten, ich bin kein Pazifist der Moral, sondern für Lebensunfähigkeit und Defekt der Vitalität.

Ich habe mir oft sagen lassen müssen, es fehle mir an nationalem Mitgefühl, aber das gute Gefühl ist: die Wahrheit sehen und sagen. Was kam bei euerm Selbstmitleid heraus? Der Ruin, und ich bin mitruiniert. Mitgegangen, mitgehangen, nur der Protest war frei. Ist Stinnesland mein Vaterland? Mein Vaterland ist der Geist.

Zwei Sonette von Shakespeare

Sei klug, so wie du grausam bist! Verachte
nicht allzu tief die schweigende Geduld:
es könnte sonst mein Schmerz aus deiner Schuld
in Worten künden, wie er lieblos schmachte!
Darf ich dich lehren? Besser wärs, mein Herz,
liebst du mich nicht, mir Liebe vorzulügen:
so läßt sich mit Gesundung gern betrügen
der Kranke, der schon schwindet himmelwärts.

Denn läßt du mich verzweifeln, werd' ich toll
Und könnte schwer vor Tollheit zu dir sprechen;
Jetzt, da die Zeit verdunkelt von Verbrechen,
mich nähme leicht ein tolles Ohr für voll.
Drum, zu vermeiden böses Wort und Ohr:
die du nicht fühlst, spiel mir die Liebe vor!

(140)

Mein Lieben ist ein Fieber. Sehnend greift
es nach dem Ding, das seine Krankheit kräftigt,
nährt sich von dem, was nur die Uebel häuft,
mit seinem armen Hunger ganz beschäftigt.
Verstand, der Liebe Arzt, hat mich verlassen,
er zürnte ihr, die sein Rezept verlacht,
und ich, verzweifelt, muß das Leben hassen,
das die Arznei verlängert mit Bedacht.

Mir hilft kein Gott! Schon kann ich nicht mehr zählen,
mein Kopf ist mir zerstückt, von Unruh toll,
Wort und Gedanke schweigen und verfehlen
ihr rechtes Ziel, verrückten Wahnsinns voll.
Nie schien dein Reiz mir, deine Treu verdächtig.
Jetzt find ich höllisch dich und mitternächtig!

(147)

Aus einer Uebertragung von Emil Ludwig, die bei Rowohlt erscheint

Der deutsche Dreyfus von Gerhart Pohl

Als der französische Generalstabsoffizier Dreyfus wegen Hochverrats degradiert und verbannt wurde, schwieg seine Nation. Sie befand sich in jenem Zustand, der die Masse befällt, wenn sie sich bestätigt fühlt: unkontrolliertes Wohlbehagen; denn Dreyfus war Jude, die Nation von einer Chauvin-Welle der Selbstüberschätzung hochgetragen.

Daß Dreyfus schließlich zurückgeholt und entsühnt wurde, ist das Verdienst des französischen Menschen, der als Fanatiker der Wahrhaftigkeit neben Savonarola genannt werden müßte, der nie schwieg, wenn es zu bekennen gab, der, auf Konsequenzen gefaßt, sein J'accuse gegen Jeden und Alles schleuderte, das die Wahrheit zur Hure machen wollte: Emile Zola.

Ein Artikel Zolas war der kleine Stein, der, talwärts sausend, zur Lawine angewachsen, die Nation in Stücke gerissen hätte, wenn sie nicht im letzten Augenblick beiseite gesprungen wäre: Entsühnung des zu Unrecht Verurteilten.

So wurde dieser Aufsatz, dem andre folgten, der Mitkämpfer schuf und einen Keil bildete, sich einbohrend in das Herz der Nation, ein Dokument dafür, was ein unabhängiger Geist zu schaffen imstande ist — selbst auf Ebenen, in denen er sonst nicht zum Tournier anzutreten pflegt —, wenn er ein menschliches Urgesetz zum Bundesgenossen hat. Treffend heißt der spätere Sammelband dieser Aufsätze Zolas: ‚Der Siegeszug der Wahrheit'.

Kann es einen Siegeszug der Wahrheit geben in einem Deutschland, das, von Wirtschaftswehen durchwühlt, befallen von der Seuche kleinlicher Partei- und Gruppenkämpfe, einem verendenden Tiere gleicht?

Ich glaube: Es gibt Werte, die von der Situation des Augenblicks unabhängig sind. Denen man zum Siege verhelfen kann und muß selbst in einer Situation, wo sie dem Volk Schaden zu bringen scheinen. Denn was heißt: „Volk in Not" und „Einigkeit", wenn nicht die Einigkeit dokumentiert wird in einem Falle, da das zerstampfte Recht um Hilfe schreit? Welches Volk kann in wirkliche, menschliche Not geraten, das sich seiner selbst bewußt ist? Selbstbewußtsein: das setzt die Anerkennung der gleichen Lebensbedingungen für jeden Mitmenschen voraus. Wer sich seines Selbst bewußt ist und dieses behauptet, tritt dadurch ein für Den, dessen Leben Vernichtung droht durch die Brutalität einer anmaßenden Macht.

Daß das Zuchthausurteil gegen Fechenbach ein Fehlurteil ist, steht heute fest. Prominente Rechtslehrer und Richter jeder politischen Denkart haben den Beweis geliefert. Gut! Man gehe hin, bekenne den Irrtum, befreie Fechenbach und lasse ihm die entsprechende Sühne zukommen. Damit wäre dieser „Fall" aus der Welt geschafft.

Hier beginnt die Schildbürger-Mephisto-Rolle, die Bayern ein für alle Mal auf der Bühne Deutschland kreiert zu haben scheint, ein Lügengewebe, das Parallelen zur Dreyfus-Revision unabweisbar macht: Man will den Streit um diesen Prozeß aus der Sphäre der Parteipolitik in die eines juristischen Schiedsgericht gehoben

wissen und schlägt als Weg ein Gnadengesuch Fechenbachs vor, das dann zu einer Revision führen würde.

Und hier muß der Protest aller Denkenden, das heißt: Gerecht-Denkenden einsetzen, der durch Entschiedenheit und Schärfe keine Zweideutigkeit aufkommen läßt: Verschleppungsversuch! Durchsichtigster Verschleppungsversuch!

Fechenbach sitzt im Zuchthaus. Dank einem Fehlurteil. Sich selbst keiner Schuld bewußt. Weiß die Nation, was das bedeutet?

Wenn sie es wüßte, wenn einer ihrer Machthaber die physische und psychische Tragweite dieser Situation sich klar gemacht hätte: er hätte alle Minen der ihm übertragenen Gewalt springen lassen. Da Alle schweigen und sich feige hinter Paragraphen verschanzen, müssen Die sprechen, deren Aufgabe es nicht ist, sich auf politischen Tummelplätzen zu bewegen. Um diesen Fall aus der Region des Politischen in die des Menschlichen, aus der Sphäre kleinbürgerlicher Autonomiegedanken und Rechthaberei zu heben in den Brennpunkt der Nation, der Welt. Um ein neues Beispiel zu stabilieren, daß Wahrheit und Gerechtigkeit sich nicht zerkrüppeln, nicht einmal verschleppen lassen.

Hat ein Volk das Recht, von Brutalität fremder Gewaltpolitik gegen seine eigne Wehrlosigkeit zu sprechen, wenn es, selbst brutal, einen noch viel wehrlosern Einzelmenschen vergewaltigt?

Der Aufruf zur deutschen Einigkeit wird Phrase, wenn nicht die Idee der deutschen Einigkeit besteht. Die aber kann nur bestehen, wenn es so etwas wie eine deutsche Idee überhaupt noch gibt.

Gibt es die? Das ist die bange Frage, deren Beantwortung den Besten dieses Volkes schwere Last auferlegt. Sie würde freudig bejaht werden, wenn man sähe, daß ein Wille zur Ueberbrückung, zur Selbstzucht, zur Form sich zeigte.

Der Fall Fechenbach könnte der Kristallisationspunkt werden, um den eine Nation sich gruppiert mit dem Willen zur Stabilierung des deutschen Gedankens. Denn hier handelt es sich um eine Entscheidung überpolitischer, menschlicher Art. Hieran könnte sich eine deutsche Idee entzünden, die ja immer nur Eine Prägung der menschlichen Idee sein kann.

Statt dessen schweigt die Nation und läßt damit zu, daß Fechenbach weiter Kerkerluft amtet, die nicht für ihn bestimmt, und wahrscheinlich der Behandlung eines Schwerverbrechers ausgesetzt ist.

Ich kenne Fechenbach nicht. Unbekannt sind mir seine menschlichen Qualitäten, seine journalistischen Fähigkeiten. Aber alles Das ist belanglos in diesem Zusammenhang. Es ist eindeutig und vielköpfig festgestellt, daß dieses Urteil unhaltbar ist. Also wird ein Mensch in strenger Haft seiner Lebenskräfte beraubt und zum Spielball politischer Champions gemacht, die nichts weiter als ihre Muskeln zeigen wollen.

Inzwischen verrinnen Tage, Wochen, Monate.

Die Forderung der Gerechtigkeit muß lauten: Sofortige Freilassung des Inhaftierten; Revision des Prozesses; Revision des Prozesses gegen Dr. Gargas und Lembke; Aufhebung der Volksgerichte, die nicht nur diese Barbarei auf dem Gewissen haben.

Hier wäre eine Aufgabe, deren Lösung sich einer Clarté-Bewegung würdig zeigte. Hier könnten die Geistigen dem Staatswagen in die Speichen greifen und ihn vor in die Gefilde humanitären Geistes schieben. Gäbe es heute eine deutsche Gruppe der Clarté, die einen Aufruf erließe, unterzeichnet von den führenden Wissenschaftern und Künstlern: wie lange säße Fechenbach noch? Man soll den Einfluß nicht unterschätzen, den ein geschlossener Block deutscher Geistigkeit haben könnte. Die Wirkung eines solchen Aufrufes wäre eine rollende Lawine und würde eine Atmosphäre schaffen, deren Gewitterschwüle dem selbstherrlichsten Dynasten Albdrücken brächte.

Die Clarté ist durch den Pfeil der Theoretik zur Strecke gebracht. Schaffen wir eine „Clarté von Fall zu Fall"!

Die Aufgabe heißt: Bearbeitung des Brachackers unsrer Macht, damit wir gewappnet sind für den nächsten Fall, der vielleicht näher ist unter diesem Himmel, als wir zu glauben geneigt sind.

Die Aufgabe aber in dieser Situation muß heißen: Beeinflussung! Solange es in Deutschland Zolas gibt, die von keiner Malträtierung durch den herrschenden Mob zurückgeschreckt werden, wenn es gilt, verletztes menschliches Gesetz zu heilen, werden die deutschen Esterhazy sich selbst wernichten. Denn es gibt zu allen Zeiten den unaufhaltbaren Siegeszug der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Gogol von Carl Albert Lange

In sich geduckt,
blank überstürzt vom gescheitelten Schopf,
blinzelt und äugt und ruckt
gramverwittert sein Vogelkopf.

Aus der Wolke des Mantels greift
feurig zuckend die Hand
und schweift
durch der Seele unendliches Land.

Aufgescheucht
aus der Romantik verdämmerndem Abendrot
humpelt und keucht
der gigantische Spuk der Not.

Weh dem,
der schicksalbeschwert
gleich dem Gestirn von Bethlehem
durch die Wende der Zeiten fährt!

Brich dies Sein übers Knie,
düstres Genie, und verdirb —
betend kröne gelästerte Onanie
und im Mantel des Irrsinns stirb!

O hört, wie er schreit
den entsetzlichen Schrei nach der Leiter —
nun toben Millionen ihn weiter —
erfüllt ist die Zeit.

Das sächsische Gegengewicht von Hans Bauer

Zu jenem reaktionären Bayern der Kahr, Hitler, Knilling, das Ernst Niekisch in dieser Zeitschrift geschildert hat, gibts erfreulicherweise auch ein Gegengewicht. Der Hinweis auf dieses Gegengewicht ist gewiß nicht von der Wichtigkeit des Hinweises auf die kranke Stelle am Körper der Republik. Deshalb nicht, weil das „Gegengewicht" nicht von der territorialen Bedeutsamkeit Bayerns ist, und weil das Normale als das eigentlich Selbstverständliche an sich nicht dieselbe Aufmerksamkeit verdient wie die Gefahr. Aber schließlich bleibt die Tatsache, daß in Deutschland noch ein Freistaat existiert, in dem der Republikaner sich geborgen weiß, doch so wichtig, daß einmal davon gespochen werden kann.

Der sächsische Landtag in seiner jetzigen Beschaffenheit ist Ende 1922 aus den Neuwahlen hervorgegangen, die durch ein von den bürgerlichen Parteien eingebrachtes Volksbegehren nötig gemacht worden waren. Die Neuwahlen ergaben, wohl auch zur Ueberraschung sozialistischer Kreise, gegenüber der Zusammensetzung des letzten Landtages nicht nur die Wiederkehr einer kommunistisch-sozialistischen Mehrheit, sondern darüber hinaus noch die Festigung dieser Mehrheit um 1 Stimme.

Parlamentarisch gab es, da Sozialdemokraten und Demokraten keine Mehrheit hatten, zwei Möglichkeiten für die Regierungszusammenstellung: Große Koalition und Sozialistisch-kommunistische Regierung. Parlamentarisch gab es dies. Politisch gab es nur eine Möglichkeit. Das sächsiche Volk hatte auf die vom Bürgertum provozierte Auflösung seines Landtags mit einer Festigung des Bestandes der alten Regierungsparteien quittiert. Diese Quittung wäre in ihrem Sinne verfälscht worden, wenn nach rötern Wahlen als den vorhergegangenen die Minister von weiter rechts her bezogen worden wären.

Es kam das Ministerium Buck. Ein rein sozialistisches Ministerium, ohne Beteiligung, aber unter wohlwollender Duldung der Kommunisten. Nach einer Amtsdauer von wenigen Monaten wurde dieses Ministerium von den Kommunisten gesprengt.

Ein Ausweg für die neue Regierungsbildung schien nur in Gestalt einer Erweiterung der Regierung nach rechts bis zur Deutschen Volkspartei möglich, und die sozialdemokratischen Parteiinstanzen hatten sich wohl schon damit abgefunden, als in letzter Minute eine Funktionärsitzung der sächsischen Bezirksvereine ein Zusammengehen mit den Bürgerlichen verwarf und dringend die Neuaufnahme der Unterhandlungen mit den Kommunisten forderte. Das Ergebnis dieser Unterhandlungen war eine neue Vernunftehe zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten und als Konsequenz die Zurückdrängung jener sozialistischen Männer der alten Regierung, an deren Amtsführung die Kommunisten den meisten Anstoß genommen hatten.

Buck und Lipinski, der Ministerpräsident und Innenminister von früher, verschwanden, und Zeigner und Liebmann kamen.

Der geistige Republikaner brauchte diesen Wechsel nicht zu bedauern. Die versunkenen Regierungsgrößen waren gewiß zu-

verlässige demokratische Politiker und brave Leute, aber keine Köpfe gewesen.

Buck: eine aufgeschossene, würdevolle, steife Oberlehrerfigur. Gar nicht revolutionär. Ein Patriarch, der versehentlich liberal angelaufen war. Das letzte Mal hörte ich ihn, als er in Leipzig die Begrüßungsrede für den Pazifisten-Kongreß hielt. Es war wahrhaftig eine Begrüßungsrede: korrekt, bedacht, gewerblich. Die Rede eines Mannes, der zum Reden verpflichtet ist. Eine schwunglose, eine aufgesagte Rede. Lieber zwei Worte zu wenig als eines zu viel. Eine herkömmliche Rede.

Lipinski war der alterserste Parteifunktionär. Dieses Wort nicht in dem verächtlich machenden Sinne gemeint, der ihm rechts beigelegt wird, aber doch als Begrenzung. Die Begriffe Lipinski und Sozialdemokratie sind in Sachsen mit einander verschmolzen. Lipinski ist der treue Kämpe, der „die Partei" von ihrer Kindheit her kennt, von ihrer Kindheit her in gleichem Tritt mit ihr gegangen ist. Lipinski ist das lebendige Nachschlagewerk der Partei. In den Parteitagsbeschlüssen und sächsischen Gemeinderatsverordnungen ist er zuhause wie ein Pfarrer in der Bibel. Der Mann der Praxis ist Lipinski, der Mann der Tatsächlichkeiten. Kein kleiner Geist; gewiß nicht. Aber doch ein Geist, für den seine Treue zur Partei eine notwendige Voraussetzung für die Stellung gebildet hat, die er in ihr einnimmt. Kein stürmischer Menschenüberzeuger, kein Flammenkopf: ein sachlicher, klarer Arbeiter im Dienste seiner Gesinnung.

Ganz anders ist es mit dem Haupt der jetzigen sächsischen Regierung. Dr. Zeigner ist November-Sozialist. Aber deshalb ganz und gar nicht Konjunktur-Sozialist. In den Monaten nach der Revolution tauchte der Name Zeigner zum ersten Male auf. Dabei noch nicht einmal vor der breitern Oeffentlichkeit, sondern zunächst nur vor dem sehr begrenzten Forum des in der Revolutions-Psychose entstandenen Leipziger ‚Sozialistischen Rats geistiger Arbeiter'.

Ich weiß noch genau, wie es war. Wir hatten eben beschlossen, Dr. Neurath, der damals als sozialistische Kanone galt, in einem der größten leipziger Säle für unsre Ziele sprechen zu lassen, und fanden uns nun vor die schwierige Frage gestellt, wie unsre Volksversammlung zu finanzieren sei. Da meldete sich plötzlich, als eben die Details der Geldbeschaffung uns bewegten, in einer Ecke Jemand zu Worte und sagte, daß er 600 Mark für unsern Plan stiften wolle. Wir sollten nicht denken, daß er es gar zu dick habe; aber die Sache mache ihm Spaß, und er könne diesen Betrag schon entbehren. Ein leises Tuscheln hob an: wer dies sei, woher Der komme, ob das überhaupt ein geistiger Arbeiter sei. Der Opfermutige war Zeigner gewesen.

Jene Versammlung verkrachte elendig, da Neurath an dem Tage, wo sie stattfand, Sozialisierungs-Minister in Bayern geworden und ein ganz unfähiges Köpfchen dritter Ordnung für ihn in die Bresche gesprungen war. Aber eben dieses geistige Fiasko, das der „Rat" erlitten hatte, leitete seine Säuberung ein. Die Roman-Tanten, Oberlehrer und Gerichtssaalreporter verschwanden aus seinen Reihen, und übrig blieb ein Rumpfgebilde,

das kein „Rat“ und überhaupt keine Standesvertretung mehr war, dessen Diskussionsabende aber auf hoher Stufe standen. Vorsitzender wurde Zeigner. Ich erinnere mich noch des Vortrags über Reform der Strafrechtspflege, den er an einem dieser Abende hielt, und der für einen beamteten Juristen (Zeigner war damals Staatsanwalt in Leipzig) von erstaunlicher Kühnheit, Radikalität und Menschlichkeitsgesinnung war. Zeigner ist nicht wortbrüchig geworden. Soweit der Rahmen der Reichsverfassung es zuließ, hat er sein Programm verwirklicht. Als Justizminister im Kabinett Buck hat er außerordentlich umfangreiche Amnestien gewährt, und neuerdings erst hat sein Kabinett, in dem er wiederum das Justizministerium betreut, den Entwurf einer Gesetzesvorlage fertiggestellt, wonach alle Strafen, die höchstens ein Jahr Festung oder Gefängnis ausmachen, erlassen oder, sofern sie erst zur Aburteilung stehen, niedergeschlagen werden, vorausgesetzt, daß die Straftaten aus Not begangen sind. Ebenso soll es mit Abtreibungsdelikten gehalten werden. Charakeristisch für Zeigner ist auch seine Meinung über den Wert der Polizei. In der Auseinandersetzung, die er mit Stresemann hatte, und in der die Lebensmittelunruhen im südlichen Sachsen zur Sprache kamen, hat er die Auffassung vertreten, daß in Zeiten äußerster Lebensnot mit Polizeimaßnahmen nicht viel zu kurieren ist. Das ist ja eigentlich keine funkelnd neue Lebensweisheit; von einem leitenden Staatsmann hat man das aber bisher kaum noch gehört.

In den letzten Wochen hat Deutschland den Namen des sächsischen Ministerpräsidenten oft im Zusammenhang mit seinem Angriff auf Geßler gelesen. Dieser Angriff ist bis tief in die Reihen der Demokraten hinein als Gekeif eines die wahren Nöte dieser Zeit mißverstehenden Parteifunktionärs von begrenztem Horizont hingestellt worden. Er ist nichts weniger als dies. Zeigner, dieser Masaryk-Typ eines Staatsmannes, ist bestimmt am wenigsten dazu fähig, ein mißverstandenes Telephongespräch zur innerdeutschen Angelegenheit aufzubauschen. Zeigner hat guten Grund zum Reden gehabt. Er hat die dumme Burgfrieden-Gimpelei nicht mitgemacht, der im Namen der nationalen Phrase keine Schweinerei groß genug ist, daß sie sie aufgedeckt wissen möchte, und er hat, gestützt auf bekannt gegebenes und noch viel mehr auf nicht bekannt gegebenes Material, eine Besorgnis ausgesprochen, die jeder Republikaner seit langem fühlt: daß Geßler diese Reichswehr nicht im Zug hat, daß diese Reichswehr kein Instrument der Republik ist, daß diese Reichswehr auch ein zweites Mal umfallen wird. Diese Besorgnis ist lebenswichtig. Diese Besorgnis ist durchaus wie eine deusche, so eine sächsische Angelegenheit und alo kein Kompetenz-Uebergriff. Viel verübelt wurde Zeigner auch seine Stellungnahme zur Ruhr-Frage. Von eben Denen und einigen Andern, die im August 1918 den Himmel noch voller Geigen sahen. Von eben Denen, die diesmal wieder, wie damals, ihre dumme Wut, die sie am Franzosen auszulassen zu schwach sind, am Volksgenossen auslassen werden, wenn die Campagne, wie Zeigner und jeder Einsichtsvolle sieht, nicht mit unserm Siege endet.

Zeigner ist Geistiger und als Geistiger Sozialist. Liebmann, sein oft zitierter Innenminister, ist durchaus zuerst Sozialist und dann erst Geistiger. Zeigner hat ihn von der Lokalredaktion der Leipziger Volkszeitung weg nach Dresden gerufen. Liebmann hat nicht Zeigners Schliff, nicht seine vornehme Ruhe und Delikatesse, aber er hat seine Ueberzeugungstreue und ehrliche Proletarierliebe. Wenn Liebmann redet, fliegen die Späne. Wählerisch ist er in seinen Ausdrücken nicht. Einer seiner ersten Aussprüche als Minister war ein: „Halt die Fresse!", das er im sächsischen Landtag einem deutschnationalen Abgeordneten zurief. Liebmann hat Intelligenz; aber sie ist nicht gehobelt. Erfreulicherweise kompensiert er diese Holzigkeit durch die Fähigkeit, auch etwas einstecken zu können, und als ihn bei einer Kartoffeldebatte im leipziger Stadtverordnetenparlament ein Pressemann frozzelte: „Herr Liebmann, ich freue mich immer, wenn ich Sie sehe — Sie sehen aus wie ein Reserve-Offizier", erwiderte er, daß das im Widerspruch zu der Auffassung eines Galeriebesuchers stehe, wonach er wie ein Fleeschermeester aussehe; aber das komme wohl daher, daß die Presseleute ihn meist nur von hinten sähen. Liebmann ist eine Kreuzung von Kommunist und Sozialist. In der Leipziger Volkszeitung hat er immer die scharfe Tonart vertreten und sich oft mit ihr in Gegensatz zu seinen Redaktionskollegen gesetzt. Seine Wahl in das Zeigner-Kabinett ist als Beweis des sozialistischen Entgegenkommens an die Kommunisten zu betrachten gewesen.

Die sächsische Regierung ist auf die Kommunisten angewiesen. Sie kann nicht gegen sie regieren. Die Wegbereiter Horthys und Knillings sind keine gute Gesellschaft, in Sachsen erst recht nicht, wo es den Kommunisten in einem Maße an Köpfen fehlt, daß Herr Böttcher, ein strebsamer, aber von jeglicher Führereigenschaft meilenweit entfernter Autodidakt, oder gar Herr Lieberasch, ein bockslederner, langweiliger Gesell, ihre Führer sein können. Freilich sind sie auch keine schlechtere Gesellschaft als das grade in Sachsen besonders verschossene und wankelmütige Demokratentum. Die Rederei von Sowjet-Sachsen jedenfalls ist Gefasel. Es gibt hier keine Analogien zu Bayern. Die unbewaffneten proletarischen Hundertschaften sind kein Hitler-Gerümpel. Sie sind defensiv, nicht aggressiv. Es gibt hier auch keine Justizskandale und Drohungen mit Abfall vom Reich. Sachsen ist unter Zeigner die Barriere gegen Bayern geworden, die unbedingt republikanische Zelle, das Land der Wachsamkeit.

Eine Reichsregierung, die sich auf die Kommunisten angewiesen sähe, wäre bedenklich. Die sozialistisch - kommunistische sächsische Landesregierung ist unter den augenblicklichen Verhältnissen ein Segen. Sie ist das Gegengewicht. Nicht nur gegen die fascistische Gefahr, sondern auch gegen jenen Teil der Sozialdemokratie, deren Repräsentant Ebert verdient hat, bei der vorletzten Messe von Leipzigs Oberbürgermeister in einer Rede demonstrativ gegen die sächsische Regierung ausgespielt zu werden.

Zwei Kriegsbücher von Alfred Polgar

Vicente Blasco Ibañez: Die apokalyptischen Reiter (Verlag Mörlins, Berlin).

Das Buch eines Spaniers, geschrieben „aus Haß gegen den Krieg, den Militarismus, die Monarchie“ (Vorwort). Ein Roman vom Kriege. Ein Bild von ihm, gemalt in durchaus französischen, leuchtkräftigen Farben. Der Roman ist unbeträchtlich; aber das Bedrückende, Atemraubende, Schwefelfarbene der Atmosphäre, in die des Romans gleichgültige Figuren hineingestellt sind, ist mit Erzählerkunst getroffen.

Die Deutschen dieses anklägerischen Buchs haben Krampus-Format. Schwarz von Bosheit, rot von Blut und Feuer, Satansboten, die Geißel in haariger Pranke, die Zunge herausstreckend gegen Gott, eine Kiepe zum Forttragen geraubten Gutes auf dem Rücken. Sie plündern, morden, schänden; zwischen zwei sentimentalen Liedern am gestohlenen Klavier erteilen sie ihre Mordbefehle. Auf der andern, der französischen Seite, Güte, Heroismus, hundertkarätige Vaterlandsliebe, nur Ritter Bayards, Kreuzfahrer der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Das Einzige, was dem Deutschen zugestanden wird, ist kriegerische Härte und Knotigkeit. Aber auch seine Todesverachtung hat etwas von der des Viehs, das um Glanz und Schönheit des Lebens zu wenig weiß, als daß es seinen Verlust richtig werten könnte.

Aus solcher Volksstück-Exaktheit im Scheiden der Guten und Bösen hebt sich das Buch nur in lahmem Schwung zur Höhe überparteilicher Betrachtung. Aus Haßdünsten sammelt sich die Wolke, der der milde Segen der Menschenliebe entträufelt. So will es das bessere literarische Gehört-sich. Der Standpunkt „pour l'honneur du drapeau nationale“ wird sozusagen nur „pour l'honneur du drapeau littéraire“ verlassen.

In der Schilderung zeigt sich Ibañez als Könner. Sein Erzählen ist panoramisch. Aus tausend kleinen scharfen Linien und spitzen Pünktchen formt sich das Zeichen: Krieg, aus ein paar breiten Strichen erstehen ihm die perspektivischen Hintergründe.

Erfindung und Phantasie, in romanischem Ueberfluß vorhanden, werden solchem Buch zu Stilfehlern. Die Tatsachen des Krieges, über allem Erfinden und über aller Phantasie, widerstreben der Paraphrase wie der Phrase. Kein Greuel-Dichter kann den Reporter erreichen.

Es ist lächerlich, die Hölle noch bengalisch illuminieren zu wollen.

*

Egon Erwin Kisch: Soldat im Prager Corps. Blätter aus einem Tagebuch, geschrieben in den Monaten August bis September 1914, als Kombattant in Serbien und Rußland. (Verlag Andresche Buchhandlung, Prag.)

Tag für Tag befiehlt Korporal Kisch sich zu sich und erstattet sich in militärischer Kürze Rapport.

Aus diesen Selbstrapporten wurde ein aufregendes Buch. Es spart mit Schilderung, gibt Berichte. Ihr natürliches Lebend-Rot

ist kaum mit dem Stimmungsstift nachgefärbt. „Ungeschminkte Darstellung“ also. (Ein guter Maskenmacher hat auch die Tube mit Ungeschminktheits-Schminke in der Schublade.)

Alles durchaus glaubhaft. Kein Einschmuggeln einer kritischen Betrachtung aus dem Nachher, das Pathos der Erlebnisse nirgends getrübt durch Pathos des Erlebenden. An diesen Tagebuchblättern hängt noch Gestank des Augenblicks, in dem sie entstanden. Ein im Unflatmeer des Krieges Treibender übt Reporterpflicht. Jede Mitteilung kann die letzte sein, und von keiner weiß er, ob sie an ihr Ziel kommen wird. Nach Prag, heißt das. Die Sprache ist oft zittrig, wie vermutlich die Schrift es gewesen. Ur-Mutterlaut des Jargons bricht durch. (Der „geschlagene Feldzug“ heißt es einmal schlecht deutsch, aber, ach!, zwiefach richtig leopoldstädtisch.) Not lehrt redlich schreiben. Und wo Alles voll Blut und Dreck, kann die Diktion nicht sauber bleiben. Daß sie später, füs Buch, keiner Reinigung unterzogen wurde, verstärkt den Eindruck der Unmittelbarkeit, der innern und äußern Echtheit dieser Aufzeichnungen.

Ihn verstärkt auch das Kisch-Persönliche in der Sachlichkeit der Berichte. Ihre redliche Gefülltheit mit nur für den Schreiber wichtigem Unwichtigen, mit seinem Privatleben im allgemeinen Sterben. Manchmal zieht er auch seelische Bilanzen, wie es sich ziemt für einen guten Tagebuchhalter.

Er ist tapfer. Er hat den Mut, seines Mutes Quellen aufzudecken: Unentrinnbarkeit der Gefahr, Bequemlichkeit, die lieber gegen den Feind kämpft als gegen das Kämpfen-Müssen, Trägheit der Seele und des Körpers, die lieber dem Verhängnis sich fügen als Mühsal und Anstrengung des Widerstands auf sich nehmen.

Nicht das Buch eines Agitators und doch und eben deshalb ein agitatorisches Buch. Es erzählt, wie's zuging. Wie Menschen die Nötigung, heroische Bestien zu spielen, erledigten. Wie sie gehäufte Martern Leibes und der Seele ertrugen oder nicht ertrugen. Der Mechanismus des Kriegsgeschehens liegt bloß, abgehoben ist die pathetische und heldische Umhüllung, denunziert in ihrer elenden fetzigen Papierigkeit.

Die Darstellung des Drina-Rückübergangs sollte in unsre Schulbücher aufgenommen werden. Ein erziehliches Lesestück, geeignet, den Tod in der Senkgrube der Ehre recht sehr zu entsüßen. Goethe pries die Chance der Zeitgenossen, die bei Valmy dabei sein durften. Die Drina hatte die Chance, daß Kisch dabei gewesen. Sein Bericht stellt für alle Zeit fest, daß sie sich in den Acheron ergießt.

Wenn Kisch verwundet wurde, griff er erst nach seinem Tagebuch und dann nach seinem Kopf. Er hatte, als Soldat, ein paar besondere moralische Reserven: Lust am Abenteuer (oder eigentlich Lust am Erzählen von Abenteuern) und ein immer waches Reporter-Gewissen. Das hat er Tag um Tag beruhigt. Den Schlaf des qualvoll Hungernden süßten weniger Träume von fetten Bissen denn Träume von fettem Zeitungssatz.

Heute noch auf stolzen Rossen, morgen „Borgis, fett, durchschossen“

Das Bauhaus Weimar von Adolf Behne

Als Nachfolger van de Veldes, den Chauvinismus aus Deutschland vertrieben hatte, wurde nach Kriegsende Walter Gropius Leiter der Weimarer Kunstgewerbeschule. Zur gleichen Zeit wurde die Leitung der Akademie der bildenden Künste vakant. Gropius konnte die Thüringische Regierung für die organisatorische Zusammenfassung von Akademie und Kunstgewerbeschule und den Aufbau eines neuen einheitlichen Lehrsystems gewinnen, für welches Otto Bartnings mit dem ‚Arbeitsrat für Kunst' ausgearbeitetes Lehrprogramm Vorarbeit geleistet hat. Akademie und Kunstgewerbeschule wurden 1919 unter Walter Gropius das Staatliche Bauhaus. (Später wurde die alte Akademie in kleinerm Umfange außer und neben dem Bauhaus wieder aufgemacht.)

Walter Gropius war durch sein Bürogebäude in Köln 1914 (Werkbund-Ausstellung), durch seine Fagus-Fabrik und durch seine aktive Arbeit im Werkbund-Vorstand (neben seinem Freunde Karl Ernst Osthaus) als einer der modernsten und klarsten jüngern Architekten erwiesen.

Das Ziel, das Gropius dem neuen Lehrgang gab, war: die einzelnen isolierten Kunstfächer wieder auf die gemeinsame elementare Basis zu stellen, die ziellos gewordenen Ateliers und Werkstätten auf eine zentrale Aufgabe zu lenken. Diese Aufgabe konnte nur der Bau sein. Der Name Bauhaus sollte dieses Programm dokumentieren: Abwendung von Akademie und Kunstgewerbe!

Die Ausstellung jetzt soll eine Prüfung des Erreichten ermöglichen.

In vier Jahren Arbeit hat das Bauhaus manche innere Wandlung erfahren. Sein Beginn stand noch stark im Zeichen der Nach-Kriegs-Romantik. Als Vorbild aller künstlerischen Arbeit erschien die mittelalterliche Kathedrale und als das Mittel, zu ähnlicher Fülle und zu ähnlicher Einheit aller bildnerischen Disziplinen zu gelangen, das Handwerk. Dann erfolgte eine allmähliche Umstellung. Gropius erkannte, daß die Führung der Produktion dem Handwerk entglitt und an die Industrie überging, daß also nur mit der Industrie eine Gestaltung unsres Lebens möglich wird. In dem Vortrag, den er zur Eröffnung der Bauhaus-Woche hielt, war freilich eine klare Entscheidung noch nicht gegeben. Auch Kandinskys Vortrag über synthetische Kunst war der neuen Aufgabe gegenüber ziemlich hilflos. Und ob von den andern Meistern: Feininger, Klee, Muche Aktivität im Sinne einer streng real-politischen, letzten Endes doch anti-malerischen Gestaltung zu erwarten ist? (Der Museumsraum mit Feiningers Bildern erfüllt mit tiefstem Respekt. Hier ist mehr als bei Klee und Kandinsky eine Arbeit, die in sich noch Fülle hat, die strahlt, ohne zu flackern.) Es bleiben die Meister Oskar Schlemmer und Moholy-Nagy. Schlemmers Ballett — eine Arbeit von 1912! — bewies eine erstaunliche Begabung für technisches Raffinement. Sein Arbeiten mit Lichtern, Lacken, Vergoldungen, Stoffen, phantastischen Farben und Formen ist von einer bezaubernden präzisen Vollendung. Sein mechanisches Bühnenspiel entzückte durch den Reichtum köstlicher technischer Einfälle. Aber es droht hier ziemlich bald kunstgewerbliche Sterilität, über die ein Künstler als Führer diesen unvergleichlichen

Techniker hinwegreißen müßte. Moholy ist als Lehrer in Weimar erst eingetreten, als die Ausstellungsarbeit schon begonnen hatte. Was er zur Ausstellung noch beisteuerte, ist nicht bedeutend. Er dürfte aber unter den Weimarern am klarsten sehen. Die menschlich und künstlerisch reifste Darbietung der Bauhaustage bleibt der Vortrag des rotterdamer Architekten J. J. P. Oud, dessen Arbeit reich und fruchtbar ist, weil sie die Verwirrung des Schlagwortes meidet und unmittelbar in der Nähe beginnt. Es war eine Sicherheit und Ruhe in Ouds Vortrag, die ihn ziemlich außerhalb der Bauhausarbeit stellte.

Diese Bauhausarbeit zu unterschätzen, wäre ungerecht. Fragen wir, wo in Deutschland seit Kriegsende eine neu aufbauende, kühne und zähe, eine vorurteilslose und großgesinnte Arbeit im Gebiet der bildenden Künste geleistet wurde, so werden wir außer dem Weimarer Bauhaus nicht viel finden. Justis schöner Beginn im Kronprinzenpalais erlahmte; Bruno Tauts verheißungsvolle Berufung nach Magdeburg zum Stadtbaurat verlor viel Zeit an Nichtigkeiten, ehe jetzt mit dem Innern der Stadthalle die Arbeit überhaupt einsetzte . . . in Weimar hat Gropius vier Jahre hartnäckigster Arbeit hinter sich, während derer es Mißgriffe und Irrtümer gegeben hat (kein Wunder bei der Größe und Neuheit der Aufgabe), nie aber Stillstand, Nachlassen, Nachgeben. Es ist hier an vielen Dingen Kritik möglich, aber die große und entscheidende Leistung von Gropius zu verkennen, wäre unverantwortlich. Nicht das Weimarer Bauhaus, wie es ist, aber das Weimarer Bauhaus, daß es ist und arbeitet, hat Deutschlands künstlerische Ehre in schwierigster, aber auch wichtigster Zeit verteidigt. In einer Zeit allgemeinster künstlerischer Indolenz an allen offiziellen Stellen war das Bauhaus ein Platz unabhängiger Arbeit, und dafür muß ihm gedankt werden.

Die Ausstellung nun leidet, glaube ich, darunter, daß sie in einem Zeitpunkt erfolgt, da das Bauhaus in einem Stadium des Uebergangs ist. Die neue Einstellung auf Zusammengehen mit der Technik, das heißt: auf typische Gestaltung ist bereits erkennbar, wirkt aber noch keineswegs konsequent; handwerkliche Kleingesinnung steht daneben und verwirrt die Arbeit, ja biegt selbst reine Maschinenform ins Kunstgewerbliche — in dieser Umgebung — um. Das auf der einen Seite abgeleitete dekorative Prinzip feiert an andern Stellen Triumphe: im Treppenraum des Werkstättengebäudes, im Flur und auf der Seitentreppe des Hauptgebäudes. Es wäre wirklich schwer zu verstehen weshalb man auf diese Dinge Arbeit, Zeit und Geld verwendet hat, selbst wenn sie besser wären, als sie sind. Ist denn nötig, auf diese Wände Reliefs und Bilder zu setzen? Wenn es aber nicht nötig ist, weshalb geschah es? Um zu zeigen, daß man hier die neuen, die sogenannten konstruktivistischen Formen beherrscht, und daß man mit ihnen die Wände ebenso schön dekorieren kann wie mit klassischen oder barocken Formen? Natürlich „kann" man das, aber nur, wenn man den Sinn dieser Formen völlig mißversteht. Das, was die neue Kunst will — mag man sie nun Konstruktivismus oder sonstwie nennen — ist Gestaltung jeder Sache aus ihren Grundelementen, und das Kennzeichen einer geglückten, einer rein und konsequent durchgeführten Gestaltung ist grade, daß ihr Resultat jeden nachträglichen äußern Schmuck abweist. Eine ungestaltete Sache kann unter keinen Umständen durch noch so guten Dekor besser werden. Es wäre rich-

tig gewesen, jeden Dekor mit Strenge zu vermeiden und alle Kräfte und Mittel zu sparen für eine Aufgabe der Gestaltung von Grund auf.

Eine solche Aufgabe fehlt nicht. Es war richtig gedacht, in den Mittelpunkt der Ausstellung als Probestück auf die Arbeit aller Werkstätten ein praktisch brauchbares Werkstück zu stellen . . . wenn auch ein Einfamilien-Wohnhaus nicht die allergeeignetste Aufgabe war. Mit dieser verbinden sich manche Probleme, die zu lösen außerhalb der Möglichkeiten eines Bauhauses liegt. Es war also die Gefahr, daß letzten Endes doch eine Ausstellungs-Attrappe entstand, ein Kompromiß-Modell, eine Andeutung — und dieser Gefahr ist das Einfamilien-Wohnhaus am Horn durchaus nicht entgangen. Es wäre besser gewesen, eine ganz bestimmte und begrenzte Aufgabe zu wählen, eine, die nicht von der Stellung zu vorausgehenden Problemen abhängig ist. Das Wohnhaus ist verknüpft mit Dienstbotenfragen, mit Erziehungsfragen, mit oekonomischen und sozialen Problemen. Soll es die Zeit überspringen, indem es „die" Lösung sucht — soll es die Not der Zeit an Baustoffen und Arbeitskräften berücksichtigen? Zwischen allen diesen Schwierigkeiten steht das Haus am Horn etwas uninteressiert und wie unwissend. Es ist halb luxuriös, halb primitiv; halb ideale Forderung und halb Zeitergebnis; halb Handwerk und halb Industrie; halb Typus und halb Idylle — aber in keinem Punkte rein und überzeugend, ist es doch wieder eine aesthetische und papierene Angelegenheit.

Was an dem Hause besonders verdrießt, ist die vielfache Abhängigkeit von Vorbildern, die man sich scheut offen zu ergreifen und gesund weiterzubilden, die man vielmehr glaubt korrigieren zu müssen, korrigiert aber in ihren Gegensinn, in Richtung auf Alexander Kochs ‚Kunst und Dekoration'. Und hier scheint mir der wunde Punkt der Bauhausarbeit bisher zu liegen. Statt sich offen und freimütig in den Kreis der Arbeiter für eine neue Gestaltung in Europa einzustellen, an allen Resultaten teilzunehmen und jedes vom gemeinsamen Boden zu vervollkommnen, übernimmt man zu gern gewisse Aeußerlichkeiten, die den Anschein radikalster Modernität geben, die man aber immer wieder in das Dekorative umbiegt. Das geht bis in die Plakate und Drucksachen des Bauhauses.

Hier müßte Gropius eine andre Haltung einnehmen. Denn daß es sich hierbei um ihn selbst handelt, beweist wohl die „Internationale Architektur-Ausstellung', die seine persönliche Leistung ist . . . auch dies eine starke und bedeutende Leistung, aber zugleich eine, die sich selbst schädigt. Es ist eine fühlbare Unsicherheit in Gropius, die er hinter schroffster Einseitigkeit zu verbergen sucht. Wie kann die Ausstellung an Peter Behrens und an van de Velde vorbeigehen und die Arbeit einer ganzen Anzahl jüngerer deutscher Archtitekten negieren? Das Stichwort lautete: dynamische Architektur, und es sind ausgezeichnete Beispiele dynamischen Bauens aus allen Ländern Europas hier; aber es wäre Aufgabe gewesen, die Arbeit um eine dynamische Baukunst von allen Seiten her zu zeigen, wo immer sie ernsthaft und positiv geleistet wird. Es ist sehr bedauerlich, daß bei der Zusammenstellung des Materials nicht sachliches Interesse im Vordergrunde stand, sondern der Wunsch, ein bestimmtes, scheinbar ultra-radikales Bild zu geben. Deshalb wird diese Ausstellung, so verdienstlich sie in vieler Hinsicht ist, nicht dazu beitragen, das Publikum zum Verständnis architektonischer Fragen anzuleiten . . . Städtebau fehlt ganz! . . .

Sie ist die Parade über eine Richtung . . . das heißt: durch die scheinradikale Einstellung des Bauhauses wird hier aus einem rein sachlichen Streben wiederum eine „Richtung“ gemacht.

Die Zukunft des Bauhauses scheint mir davon abzuhängen, ob Gropius zu einer absoluten Sachlichkeit finden wird. Diese würde ihn befähigen, offen und vorurteilslos und ohne Eifersucht alle Anregungen zu ergreifen und mit seinen Helfern weiterzuführen, und würde ihn davor behüten, bald hier, bald dort in irgendeiner Aeußerlichkeit unterzugehen. (In fünf Projekten behandelt Gropius seine Art der Darstellung fünfmal: von César Klein zu Feininger, zu Oud, zu Corbusier, zu Obrtel.) Sie würde ihm einen Kurs geben, dessen Sicherheit ihm gestattete, Parolen zu überhören, und würde das Bauhaus aus kunstgewerblicher Halbheit nach vorn bringen zu produktiver Arbeit. Sie würde den unfruchtbaren Schein-Radikalismus unnötig machen. Dieser Ultra-Radikalismus ist ja nur das Korrelat zum Kunstgewerbe.

Wir wiederholen: die Leistung ist trotz starker Einwände wichtig und bedeutend. Und wenn es Gropius gelingt, zu einer strengsten Klarheit . . . nicht von den Richtungen und den Personen, sondern von der Sache her zu kommen, so wird das Bauhaus bei der Zähigkeit und der großen Gesinnung von Gropius eine unschätzbare Arbeit leisten.

Legende von der Vorstadtdirne

von Siegfried von Vegesack

Einer hochbetagten Vorstadtdirne
Kam das Leben nicht geheuer vor,
Und so hing sie sich mit einem Zwirne
Vor das erste beste Tor.

Kam ein Oberlehrer steif geschritten,
Tief versunken in sein kluges Buch,
Bis das Bein der Vorstadtdirne mitten
Ihm auf seine Brillengläser schlug.

Stehen blieb er, fassungslos entrüstet:
„Hängt das Laster schon an jedem Tor?
Daß es sich sogar im Tode brüstet
Mit dem Seidenstrumpf aus grünem Flor!“

Und er rückte sich zurecht die Brille,
Starrte aufwärts, scharf und unverwandt:
„Augenscheinlich war es Gottes Wille!
Gott sei Dank — ich hab sie nicht gekannt!“

Kam der Heiland, ein verhöhnter Jude,
Und blieb sinnend vor dem Tore stehn.
Sagte sanft und leise: „Trude —
Komm, du sollst jetzt auferstehn!“

Und Er löste sie von ihrem Zwirne,
Zog sie an sich, brüderlich und warm.
Und es schmiegte sich die Vorstadtdirne
Liebevoll in seinen Arm.

Lächelnd sprach sie: „Ach, ich gab mich Vielen —
Aber Keinem gab ich mich so gern!“
Und die ersten Morgenstrahlen fielen
Auf die Vorstadtdirne und den Herrn.

Gutes Geld von Morus

Die Goldnotenbank.

Wenn ein Finanzpolitiker zwei Wochen, bevor er zum Finanzminister ernannt wird, ein Währungsprogramm veröffentlicht, so erwartet man gemeinhin, daß er als Minister alles daran setzen wird, um sein Programm auf dem schnellsten Wege zu verwirklichen. In Deutschland verläuft so etwas anders. Der Minister beginnt seine Tätigkeit damit, daß er, wenigstens sichtbar, garnichts tut. Und als die Presse, die Parteien und alle Berufs- und Wirtschaftsorganisationen die Errichtung einer neuen Währung fordern, übernimmt nicht der Reichsfinanzminister die Führung, wendet sich, allenfalls, an das verfassungsmäßige Sachverständigengremium des Reichswirtschaftsrats und setzt dann graden Wegs durch, was er für richtig hält, sondern die Regierung veranstaltet gewissermaßen — time is money — unter den Männern von Rang und Namen einen freien Wettbewerb um den besten Währungsplan.

Ausgezeichnet: Freie Bahn dem Tüchtigen! Nur einen Haken hat die Sache. Da nämlich jeder Mann von Rang und Namen Repräsentant einer bestimmten Wirtschaftsgruppe ist, so erhält die Regierung nach wenigen Tagen eine Fülle der vorzüglichsten Interessentenvorschläge. Alle jene hervorragenden Wirtschaftsführer, die noch bei der letzten Bankettrede oder auf der letzten Generalversammlung eidesstattlich versicherten, daß ohne die Lösung der Reparationsfrage und ohne Aufhebung des Versailler Vertrags und ohne Reaktivierung der Zahlungsbilanz eine stabile Währung unmöglich sei, entwerfen fix mit Hilfe ihres Syndikus ein Rettungspläncheni, um nur nicht zu spät zu kommen. Denn sie wissen ja: machen sie's nicht, schafft's der Nachbarverband. So taucht denn, wie aus der Pistole geschossen, ein halbes Dutzend erstklassiger Währungspläne auf. Der Reichsverband der Deutschen Industrie ist bereit, 200 Millionen Goldmark in die Schanze zu werfen, um dafür die Goldnotenbank in die Hand zu bekommen. Herr Friedrich Minoux, Großfürst im Reiche Stinnesien, schwingt sich als kühner Pilot dazu auf, für „Deutschlands Rettung" fünf Prozent der Stinnesschen Sachwerte zu versprechen, wenn der Handwerker und der kleine Bauer ebensoviel hergibt. So ganz nebenher fordert Herr Minoux noch ein paar Gegenleistungen des Staates: völlige Beseitigung der Wuchergesetze, Mieterschutzgesetze, Devisenverordnungen, Ein- und Ausfuhrkontrollen, Zwangssyndikate und aller Demobilmachungsbestimmungen, Verlängerung der Arbeitszeit, Fernhaltung des Reiches von allen wirtschaftlichen Unternehmungen — bei der Eisenbahn, Post, den Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken ließe sich allenfalls über eine gewisse Beteiligung des Reiches und der Kommunen reden — kurz und gut: Stinnesierung der Wirtschaft auf der ganzen Linie mit wohlwollender Duldung des Nachtwächterstaates. Herr Helfferich schließlich nimmt sich der Interessen der Landwirtschaft an, indem er — ebenfalls gegen eine fünfprozentige hypothekarische Belastung des Grundbesitzes — eine Roggenwährung einführen will, durch die die deutsche Wirtschaft vollkommen den unwillkürlichen und den willkürlichen Schwankungen des Roggenpreises ausgesetzt wird.

Die Referenten der Fachministerien kochen aus all diesen Interessentenplänen einen trefflichen Brei, und es fehlte nicht viel, so hätte

Deutschland eine Währung bekommen, zu der Herr Helfferich (wie es im offiziösen Stil hieß) das „Gerippe" und Herr Minoux das Fleisch geliefert hatte. Im letzten Augenblick raffte sich Dr. Hilferding auf und verhinderte wenigstens, daß einzelne Wirtschaftsgruppen sich gesund retteten: die Errichtung einer Goldnotenbank mit enger Anlehnung an die Reichsbank wurde beschlossen. Aber tags darauf bekam man schon wieder Angst vor der eignen Courage, und während Dr. Hilferding die Festlegung auf einen präzisen Währungsplan absichtlich hinauszögert, weil er glaubt, vor Beendigung des Ruhrkonflikts nicht den Etat in Ordnung bringen und deshalb vorher auch nicht die Reform durchführen zu können, sucht der Ernährungsminister Dr. Luther auf Umwegen wieder das Helfferichsche „Roggengeld" als Uebergangswährung durchzudrücken. So stehen wir heute wieder da, wo wir vor zwei Wochen standen. Die Regierung läßt sich Zeit. Die Frage ist nur, ob das Volk ihr Zeit lassen wird.

Börsenfreuden

Dem deutschen Volk bleibt keine Prüfung erspart. Nachdem Herr Havenstein das letzte Mal den famosen Einfall gehabt hatte, den Dollar in Berlin um die Hälfte unter der New Yorker Parität zu halten, hat man diesmal einen andern Coup geplant. Während der Dollar in der Burgstraße, wie es sich geziemt, brav seine fünfzig, sechzig Prozent pro Tag in die Höhe geht, kommt eines schönen Freitags die Schreckenskunde aus Amerika, daß die Mark in Wallstreet fast doppelt so hoch notiert, als dem berliner Dollarkurs entspricht. Wieviel Schlaganfälle es an diesem Abend gegeben hat, wird erst die medizinalstatistische Forschung späterer Zeiten ergründen, wenn sie die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Dollarstand und Volksgesundheit ohne außenpolitische Rücksichten untersucht. Während die Dollarparität außerhalb der Bankkreise auch in Berlin am Abend kaum bekannt zu sein pflegt, verbreitete sich die Hiobsbotschaft wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Aber die Bestürzung währte nur wenige Stunden. Dann heiterten sich wieder die Gemüter auf: man hörte, daß der berliner Freiverkehr standhaft blieb. Am nächsten Abend versuchte es die Regierung noch einmal, und dann gab sie es auf. Berlin hatte gesiegt. Der neue Stützungscoup war mißglückt. Das deutsche Volk läßt sich nicht aus der Hausse bringen.

Der Vorgang ist, obwohl man doch Aehnliches in den letzten Jahren wiederholt erlebt hat, psychologisch bemerkenswert. Er zeigt, daß trotz der Ausbreitung der Goldmarkrechnung und trotz dem Abnehmen der Papiermarkkredite von allen an der Börse oder am Warenhandel interessierten Kreisen die Dollarhausse noch immer als ein Glück und die Baisse als ein Unglück empfunden wird. Gewiß spielen dabei verschiedene Momente eine Rolle: der Verkäufer fürchtet den Käuferstreik, der Käufer fürchtet das Anziehen der Preise ohne entsprechende Einkommenssteigerung, beide fürchten das Ungewisse — denn die Hausse ist ja nun schon das Alltägliche geworden. Das Ausschlaggebende aber bleibt, daß man sich in Deutschland noch immer reich rechnet, wenn man seinem Vermögen ein paar Papiernullen anhängen kann. Der Rausch der großen Zahl ist in Deutschland noch nicht überwunden. Begreiflicherweise ist es vor allem der ausgepowerte

Mittelstand, der diesen Nullenfetischismus treibt, und man kann beobachten, wie selbst kühl denkende Menschen davor zurückschrecken, nun auch einmal ihren Besitz in Goldmark umzurechnen. Die Erkenntnis, daß eine Milliarde in Effekten bei einem Dollarstand von 100 Millionen nur ebensoviel ist wie 500 Millionen bei einem Dollarstand von 50 Millionen, hat sich noch nicht durchgesetzt. Man glaubt an der Devisenhausse zu verdienen, obwohl grade die Entwicklung der Wertpapiere in den letzten Wochen mit aller Deutlichkeit gezeigt hat, daß der rasche Dollaranstieg für die Effektenbesitzer im Durchschnitt ein recht schlechtes Geschäft ist.

Der subjektive Antrieb zur Dollarhausse beruht also, im Grunde genommen, auf einer Selbsttäuschung. Daß objektive Gründe zum Marksturz zur Genüge vorhanden sind, steht außer Frage. Aber das Tempo des Marksturzes, das jetzt doppelt bis dreifach so schnell ist wie das Tempo der Notenpresse, würde doch wohl etwas geringer sein, wenn nicht das Rheinland und das Ruhrgebiet alles, was es an Papiermark erhält und was irgend über den Tagesbedarf hinausgeht, schleunigst in Devisen anlegte. Die 150 000 Pfund, die der Kölner Handelskammerpräsident Louis Hagen jüngst durch sein Kölner Bankhaus A. Levy und durch das berliner Bankhaus Hagen & Co. auf dem berliner Devisenmarkt angefordert haben soll, mögen ein exorbitanter Fall sein. Aber Tatsache ist, daß vom Rheinland gegenwärtig der unmittelbare Anstoß zur Devisenhausse ausgeht. Die Umsätze sind, absolut genommen, nicht groß, aber sie sind gradezu riesenhaft, wenn man bedenkt, daß unser gesamter Notenumlauf in Gold umgerechnet zurzeit kaum mehr als 30 Millionen Goldmark beträgt. Die geringe Höhe der Umlaufsmittel wird also auch hier durch die Umlaufsgeschwindigkeit des Papiergeldes und durch Giralgeld ersetzt.

Gegenüber dem Drang und dem geldtechnischen Zwang, das Papiergeld, das man empfängt, sofort weiterzugeben, sind alle Interventionsversuche machtlos. Der jetzt mehrfach gemachte Vorschlag, die Reichsbank solle doch einfach mit einem Bruchteil ihres Goldbestandes den gesamten Papiergeldumlauf aufkaufen, ist leider unausführbar. Denn sobald die Umlaufsgeschwindigkeit wieder auf das normale Maß zurücksinkt, was bei stabilem Geldwert wahrscheinlich sehr schnell der Fall wäre, brauchen wir nicht zwanzig Goldmillionen, sondern zwei bis drei Goldmilliarden an Umlaufsmitteln, und soviel kann auch die neue Goldnotenbank vorläufig nicht zur Verfügung stellen. Es gibt nur einen Weg, für die Uebergangszeit die Papiermark vor den sozial und politisch unabsehbaren Gefahren der Repudiation zu bewahren: die Währungsreform muß von vornherein mit einer Finanzreform organisch verbunden werden, durch die der Staat in die Lage gesetzt wird, sofort zu erklären, daß das umlaufende Papiergeld sukzessive, zu bestimmten Terminen zu einem bestimmten Kurse gegen neues gutes Geld eingetauscht wird. Die partielle Einziehung läßt sich wohl am besten durch Abstempelung der Papiernoten erreichen. Zugleich muß, auf Grund des Finanzplanes, die Notenausgabe in genau festgelegten Grenzen kontingentiert werden, wobei man freilich nicht nur die Bedürfnisse des Staates, sondern auch die Bedürfnisse der Wirtschaft an Zahlungsmitteln berücksichtigen muß, denn sobald die Mark, in Erwartung der Konversion, einigermaßen zum Stillstand kommt, wird eine gewaltige Vermehrung des

Notenumlaufs notwendig sein. Ohne die gleichzeitige Ankündigung eines genauen Konversionsplanes muß die Errichtung der Goldnotenbank notwendigerweise zur völligen Repudiation der Papiermark führen.

Hohe Löhne

Die jetzige Dollarhausse unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen dadurch, daß der berühmte „Ausverkauf Deutschlands“ fehlt. Die Ausländer können hier zwar noch immer billig wohnen, essen und trinken, aber sie können sich nicht mehr für ein paar Dollar von Kopf bis Fuß einkleiden und dazu noch mit Reiseandenken aller Art versehen. Mit Ausnahme der Lebensmittel stehen die Waren von der Kohle bis zu den Fertigfabrikaten zum großen Teil über den Weltmarktpreisen. Als Grund hierfür wird neuerdings von den Produzenten übereinstimmend angegeben, daß die Arbeiterlöhne in den letzten Monaten über die Vorkriegsparität gestiegen seien.

Wie es damit tatsächlich steht, zeigt eine Untersuchung des Statistischen Reichsamts über die Tariflöhne im Juli. Danach betrugen die Kosten der Lebenshaltung im Julidurchschnitt das 37 651 fache der Vorkriegszeit. Von den am besten bezahlten großstädtischen Arbeitergruppen erhielten zur gleichen Zeit die Bauhandwerker (Maurer und Zimmerer) das 28 854 fache und die Bauhilfsarbeiter das 35 098 fache der Vorkriegszeit. Bei voller Arbeitszeit verdienten die Bauhandwerker wöchentlich sogar nur das 25 753 fache und die Bauhilfsarbeiter das 31 100 fache der Vorkriegszeit. Ein wenig besser stehen sich die Holzarbeiter, die im Juli als Facharbeiter das 29 113 fache, als Hilfsarbeiter das 35 847 fache der Vorkriegszeit verdienten. Ueber den Friedensreallohn hinaus kommen von gelernten Kräften nur die Textilarbeiterinnen, deren Hungerlöhne vor dem Kriege berüchtigt waren, und von den Ungelernten kommen die Metallarbeiter, die Textilarbeiter und die Hilfsarbeiter ein paar Prozent über den Vorkriegsreallohn — wobei die nachträgliche Zahlung der Löhne, wohlgemerkt, nicht in Rechnung gestellt ist. Insgesamt errechnet das Statistische Reichsamt einen durchschnittlichen Realwochenlohn für Gelernte von 73,7 Prozent, für Ungelernte von 96,7 Prozent des Vorkriegsreallohns. Dazu kommt aber noch, daß 17,2 Prozent der Arbeiter auf Kurzarbeit gesetzt und 3 Prozent arbeitslos waren.

Das Gerede von den „hohen Löhnen“ stellt sich also bei näherer Betrachtung als ein hübsches kleines Märchen heraus, das noch unwahrscheinlicher klingt, wenn man den deutschen Arbeiterlöhnen die des Auslandes gegenüberhält. So verdienten in den englischen Bergwerken die Hauer für die Schicht in den letzten Monaten 9,4 bis 9,8 Schilling, also fast ein halbes Pfund, während es die deutschen Bergleute nur selten auf mehr als zwei Schilling bringen. Und in Amerika gar betrug, freilich bei wesentlich längerer Arbeitszeit, schon im vorigen Jahre der durchschnittliche Wochenlohn für Facharbeiter 36,55 Dollar und für Hilfsarbeiter 22,5 Dollar, und der Reallohn war um 20 bis 30 Prozent höher als in der Vorkriegszeit. Aber trotzdem sind die deutschen Kohlen teurer als die englischen, und die deutschen Maschinen vielfach teurer als die amerikanischen.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, wollte eben, daß man auch etwas daran verdient.

Bemerkungen

Die schwarz-weiß-rote Kirche

In der Sankt-Paulus-Kirche der Dominikaner zu Berlin-Moabit pflegt man zu allen größern Feiertagen das Innere des Gotteshauses mit verschiedenen Bannern und dergleichen auszuschmücken. Dagegen ist nichts einzuwenden. Denn eine urwüchsige Freude an bunten und schimmernden Dingen gehört von alters her zum Kultusdienst des Katholizismus. Einigermaßen befremdend muß aber wirken, daß man, obschon die Kuratie-Verwaltung auf diesen unzweifelhaften Mißstand sanft hingewiesen worden ist, bei diesen festlichen Gelegenheiten doch immer wieder demonstrativ auch riesengroße schwarz-weiß-rote Fahnen an den Pfeilern anbringt.

In dieser Gemeinde beziehen ein Kuratus und vier Kapläne von der deutschen Republik feste Gehälter. Zudem sind doch die Farben des alten, romfeindlichen, kaiserlichen Deutschland das Symbol jener dunkeln Mächte, deren verhängnisvolles Treiben ein Pater desselben Konvents auf der Kanzel der Sankt-Paulus-Kirche mit den Worten traf: „Durch Nationalität“ — er meinte natürlich Nationalismus — „zur Bestialität!“ Freilich wird an derselben heiligen Stätte das wenig tröstliche Evangelium verkündet: „Kriege wird es immer geben“, der „deutsche Soldatengeist“ unmäßig gerühmt, in einem Zuge gegen Sozialismus, Kommunismus, Freidenkertum und „uferlosen Pazifismus“ vorgegangen und emphatisch die Staatsumwälzung von November 1918 als das gräßlichste Unglück bezeichnet.

Aber haben nicht grade Katholiken in dem jungen deutschen Volksstaat die ersten Stellen bekleidet und bekleiden sie zum Teil noch, ganz im Gegensatz zur wilhelminischen Zeit? Es seien hier nur Namen genannt wie Erzberger, Wirth, Fehrenbach, Giesberts, Mayer, Bell, Pfeiffer, Hermes, Brauns (sogar Kleriker), Stingl und nicht zuletzt Herr Cuno, dessen leiblicher Bruder ebenfalls katholischer Geistlicher ist.

Felix Trenner

Der historische Film

Freiherr von Eckardstein erzählt in der Einleitung zu seinen sehr lesenswerten Erinnerungen von einem berühmten englischen Staatsmann, der auf dem Totenbette bat, ihm etwas vorzulesen, jedoch hinzufügte: „Aber nur keine Geschichte, denn das muß ja gelogen sein“.

Täglich rollen in den Kinos des Reiches, von der Etsch bis an den Belt, die Filme aus deutscher Vergangenheit. Und zwar vor vollen Häusern. Woraus zu schließen wäre, daß man in Deutschland sich gern belügen läßt. Das ist jedoch keinesfalls etwas spezifisch Deutsches; denn jener skeptische Staatsmann war ja ein Engländer.

Wir haben im Film am liebsten, wenn viel von Fürstenliebe und Adelsstolz vorkommt und vor allem Militärmusik und Parademarsch, echter, preußischer dröhnender Potsdamer Parademarsch. Dann, ja dann veranstalten wir eine Ovation und schreien, wenn Jemand pfeift: „Juden raus!“ Das ist dann wirklich Geschichte, hervorgerufen durch den geschichtlichen Film. Es ersteht uns vor Augen unser heimliches Kaiserreich.

Bei uns zitiert nur die Reaktion die Vergangenheit — die Republik glaubt, mit der Berufung auf die Zukunft auszukommen. Es gibt allerdings Leute, die meinen, die Republik hätte Zukunft so wenig wie Vergangenheit. Wie dem nun aber sei: es täte not, daß die Republik sich und Deutschland auch einmal an die Vergangenheit erinnerte. An jene andre deutsche Vergangenheit, die es gibt trotz der in Deutschland üblichen Geschichtsschreibung. Und es täte not, daß in wohltuender Abwechslung sich in die Siegesallee der

Fridericus-Rex-Filme der und jener geschichtliche Film von andrer Art reihte.

Ihr fragt: Von welcher Art? Zum Beispiel von der, wie ein Heine die Geschichte betrachtet, wie ein Fritz Reuter, ein Büchner, ein Schurz, ein Kinkel, ein Herwegh sie erleidet, wie sie sich kundtut im Befreiungskampfe der Bauern und der Arbeiter, im Kampfe der alten Burschenschaften, in den Reformen des Freiherrn vom Stein, in der Revolution des Jahres 1848, in den Farben Schwarz-Rot-Gold.

Werden sich unter dem Heer der republikanisch und freiheitlich gesinnten Schriftsteller und Dichter nicht einige finden, denen diese Stoffe die Anregung zu historischen Filmen geben, den Wunsch wecken werden, dem deutschen Volke seine Vergangenheit auch einmal von der Seite zu zeigen, wie sie außerhalb Preußens sich darstellt? Oder ist für diese Art Historie in der Republik kein Raum? Oder findet sich kein Vertrieb für derartige geschichtliche Filme in dem Deutschland der Republik? (Nebenbei: mit ‚Nathan dem Weisen' macht man kaum Propaganda für die Republik.

Meint Ihr etwa, eine derartige Gegenpropaganda sei unwichtig? Dann verkennt Ihr den entscheidenden Wert des Imponderabile. Stärker denn alles Andre wurzelt im Volk die Legende. Es ist das Verdienst der letzten glorreichen Jahrzehnte, Alles, was in der Vergangenheit eine bessere Zukunft angestrebt hat, dem Volke gründlichst aus dem Gedächtnis gewischt zu haben.

Man frische ohne Schönfärberei die Erinnerung an einige schmählich vergessene Epochen deutscher Geschichte auf. Die Gestaltung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für den Film scheint gegeben. Spiel: Die Freiheitsbewegung; das Wartburgfest; das Junge Deutschland; das prachtvolle Parlament in der Paulskirche; der Kampf der Dichter in Wort und Schrift; die Verschwörung; die Revolution. Gegenspiel: Metternich und die deutschen Fürsten; das Jahr 1830; die Karlsbader Beschlüsse; das Zeitalter des Verbots der Schriften von Heine, Gutzkow und Laube; die Verfolgung und Unterdrückung der nationalen Freiheitsbewegung; die Niederwerfung der Revolution; das Ende des schwarz-rot-goldnen Traumes. Ein solcher Film sei nicht nach des deutschen Publikums Geschmack? Gemach: auch der soll berücksichtigt werden. Aber erst am Ende: am Ende der Hoffnungen unsrer Besten; am Ende des Parlaments, das zuerst die Souveränität des deutschen Volkes über seine Fürsten proklamierte; am Ende des Freiheitskampfes, als unsre Besten die Heimat verließen, um in andern Ländern Staatenbildungen nach ihrem Sinne zu versuchen — da soll er kommen der dröhnende Parademarsch von Potsdam, der den Traum vom geistigen, freien Deutschland, von dem Deutschland der Dichter und Denker zerstampfte und heraufführte jene glorreiche Epoche, deren Höhepunkt zu erleben uns Spätern ein gnädiges Schicksal vergönnt hat.

Kennt Ihr den alten Hecker noch? Was müßte man, wenn er heute herabstiege und, noch erfüllt von seinen alten Idealen durch die deutschen Lande ritte, von ihm singen? Da ist kein Zweifel — es ist das alte Lied:

Er hing an keinem Baume,
Er hing an keinem Strick,
Er hing nur an dem Traume
der deutschen Republik!

Rudolf Geldern

Gleichnis

Als stünde ich an eines Brunnens Rand
Und rief hinab
Und lauschte nun, am Ohr gehöhlt die Hand,
Nach Echo tief hinab:

So bin ich lächelnd über dich gebeugt
Und lausche nun,
Was deine süße Seele Antwort zeugt
Im Rausche nun.

Ossip Kalenter

Antworten

Berliner Arbeiter. Du fragst, „warum die mit Recht von der ‚Weltbühne' so gelobten Briefe Rosa Luxemburgs an die Kautskys den überaus kommunistischen Grundpreis von sechseinhalb Mark tragen müssen". Ich weiß es nicht. Aber ich vermute, daß die Druckereien ihre Preise nicht von der politischen Tendenz ihrer Auftragsobjekte abhängig machen.

Abbesteller a. D. Sie schreiben, einer von vielen, an mich: „Ich habe Ihnen was abzubitten. Als die ‚Weltbühne' vom ersten Tage der Ruhrbesetzung an in sämtlichen Tönen gegen die deutsche Regierung kämpfte, und als ich ihre Artikel mit den Artikeln der Zeitungen verglich, erfaßte mich Zorn. Ich hielt Ihr Blatt für einen Schädling, und wenn ich schon nicht verhindern konnte, daß es weiter erschien, so wollte ich es doch weder durch Lektüre noch durch Geld unterstützen. Allmählich aber wurde ich an meiner Meinung irre, von Monat zu Monat mehr, und nachdem sich nichts, einfach nichts bewahrheitet hat, was seit Januar von den Zeitungen verkündet worden ist, habe ich mir alle verschmähten Nummern der ‚Weltbühne' nachkommen lassen, habe sie jetzt hinter einander gelesen und finde darin ganz klar die Entwicklung des Ruhrkriegs vorgezeichnet und keine einzige Prophezeiung, die nicht eingetroffen wäre. Es genügt mir aber nicht, das zu würdigen, meine Zeitung für immer abzuschaffen, was übrigens alle meine Bekannten tun, und Ihnen gewiß nicht wieder untreu zu werden, sondern ich bitte Sie, mir zu sagen: Woher haben Sie die Einsicht und den Mut genommen, sich gegen die Gesamtheit zu stellen, und wie ist es möglich, daß ein großes Volk so von seiner Tagespresse irregeleitet wird?" Da könnt' ich mir nun, das Lob meiner simpeln Pflichterfüllung höflich, aber bestimmt ablehnend, die Antwort leicht machen und aus Egon Erwin Kischs höchst wertvollem, höchst unterhaltsam belehrendem Sammelwerk, dessen Inhalt der Titel: ‚Klassischer Journalismus' anzeigt, die summarischen Sätze Ferdinand Lassalles herausschreiben: „Die Presse ist der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein umso gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsittlichkeit wird von nichts anderm überboten als vielleicht von ihrer Unwissenheit." Aber leider liegts schlimmer. Unwissenheit wäre ja ein mildernder Umstand. Der kann der Presse nicht zugebilligt werden. Sie hat gewußt, was sie anrichtete. Das glauben Sie nicht? Als das Ruhrgebiet zwei Wochen besetzt war, wünschte eine berliner Vereinigung über die Frage des Tages einen der bekanntesten Machthaber unsrer Presse zu hören. Nach seinem Vortrag stand als erster Diskussionsredner mein Mitarbeiter A. auf und sprach: „Ich erlaube mir, an Herrn Z. die Frage zu richten, weshalb er von all den ungemein interessanten, aufschlußreichen und überaus plausibel klingenden Ausführungen, die er hier gemacht hat, und die ganz danach angetan sind, das Volk, das jetzt wieder genau so belogen werden soll wie im Kriege, beizeiten aufzuklären — also ich frage ihn, weshalb er nichts davon in seiner Zeitung schreibt oder schreiben läßt." Herr Z. kam keinen Augenblick in Verlegenheit, sondern erhob sich, beide Hände in die Hosentaschen versenkt und verbindlich lächelnd, wie wir Alle ihn seit Jahrzehnten lieben, zu folgendem ehrlichen Zynismus: „Darauf habe ich Herrn A. dreierlei zu erwidern. Erstens habe ich meinem Verlag gegenüber meine Stellung so oft aufs Spiel gesetzt, daß ich es satt habe. Zweitens: wenn unser Hauptkonkurrenzblatt die Wahrheit sagte, würden auch wir sie sagen. Da es aber die Unwahrheit sagt, und da unsre Leser, wenn wir die Wahrheit sagten, in Scharen zu ihm überlaufen würden, müssen auch wir die Unwahrheit sagen. Und drittens: Sie, Herr A., haben gut reden. Sie haben eine Tribüne, auf der Sie schran-

kenlos aussprechen können, was ist. Ich habe keine." Verbeugte sich, trat ab und fuhr fort, mit dem Brustton der Ueberzeugung morgens und abends das Gegenteil dessen zu predigen, was er als richtig und nötig erkannt hatte. Sein Blatt und die andern Blätter schickten ins Ruhrgebiet Journalisten, die selbst sehen, die an Ort und Stelle die Chancen des Wirtschaftskriegs abwägen sollten. Sie kehrten zurück und rieten in den Redaktionskonferenzen eindringlich zu einer Schwenkung: der passive Widerstand sei unmöglich durchzuhalten und seine Fortsetzung ein Verbrechen an Deutschland und die Folge unabsehbares Elend. Sie kamen aus solchen fruchtlosen Redaktionskonferenzen zu mir, an dessen Busen sich diese armen Kulis seit Jahren ausweinen, verfluchten ihr Schicksal, gingen erleichtert heim, es weiterzutragen, und dankten jede Woche der ‚Weltbühne', die ihnen „wiederum aus der Seele geschrieben" habe. Woraus Sie entnehmen mögen, daß ich keineswegs die „Einsicht" gepachtet hatte. Und der „Mut", den Sie freundlichst in mir entdecken? Es ist ein schwaches, es ist ein durchaus negatives Verdienst, unter lauter Feiglingen keiner zu sein. Das Verdienst ist mühelos zu erwerben, sobald man den Verdienst so gering schätzt, wie sich für einen Menschen des Geistes geziemt. Als ich einmal dem Mitglied eines der großen berliner Zeitungskonzerne mein Beileid bekundete, daß durch drei Beschwerdebriefe der Leserschaft an den Verlag dieser unweigerlich veranlaßt werde, sich die Redaktion vorzuknöpfen und auf ihre Haltung einzuwirken, da rief der Kollege unwillig: „Durch drei? Sie Kind! Durch einen!" Es wäre mir äußerst fatal, den Eindruck zu erwecken, als ob ich mich rühmte, durch die aberhunderte Abbestellungen und die Unzahl von Schimpf- und Drohbriefen, die ich im Januar und Februar dieses Jahres empfangen habe, um keinen Schritt von meinem Wege abgedrängt worden zu sein — aber Sie wünschen eine Antwort auf Ihre Frage, und das ist die Antwort: daß die Zeitungen, die ununterbrochen ihre Sendung im Maule wälzen und auf Grund dieser Sendung tausend Vergünstigungen fordern, vor dem Pöbel zittern und um seine Gunst Wette laufen, und daß sie erst ihr Land ins Unglück stürzen helfen, ehe sie gegen eine hirn- und gewissenlose Regierung, die nach dem Diktat einer schändlichen, blind und toll auf Momentprofit erpichten Schwerindustrie handelt, nämlich nicht handelt, aufbegehren — freilich auch dann nicht, weil sie des Landes Unglück bewegt, sondern weil sie endlich, endlich begreifen, daß sie in dieses Unglück unweigerlich mithineingerissen werden. So kommt es, daß an mir auffällt, was eine Selbstverständlichkeit sein müßte (und für mich eine Selbstverständlichkeit ist). So kommt es, daß grauenvollste Wirklichkeit geworden scheint, was Lassalle im September 1863 an die Wand gemalt hat: „Wenn nicht eine totale Umwandlung unsrer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß unser Volksgeist verderbt und zugrunde gerichtet sein bis in seine Tiefen . . . und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen hätten eine solche Presse überdauert." Als die Frist von fünfzig Jahre erfüllt war, begann der deutsche Volksgeist zu sterben. Heute ist die Frist um zehn Jahre überschritten. Alle Zeichen deuten auf Agonie. Ist tatsächlich der Tod nicht mehr abzuwenden?

Hamlet in Florenz von Friedrich Sieburg

Die Welt wäre so schön gewesen. Aber es ist nun zu spät. Das Lebensgefühl hat sich in zwei Hälften gespalten, die nicht mehr zusammenzufügen sind. Zwischen der Anschauung und dem Erfühlen der Zusammenhänge droht die Schuld. Mit andern Worten: Man kann nicht mehr einsam sein. Jeder, dem Versunkenheit ins Schöne sich einstellt, muß sich fragen: Womit muß ich dieses Glück bezahlen? Und er wird es bezahlen. Er wird es bezahlen mit dem Gefühl der Weltschuld. Ich bin zu einer Gemeinsamkeit verurteilt, die ich verachte. Aber ich kann ihr nicht entrinnen. Fliehe ich dennoch, so schlafe ich nicht. Und wenn ich nicht schlafe, so denke ich an die Brüder. Und denke ich an die Brüder, so stehe ich auf und kehre in die Welt zurück. Und bin ich zurückgekehrt in die Welt, die ich verachte, so denke ich an das Glück der stillen Anschauung, das ich verließ. Und denke ich an das Glück, so schlafe ich nicht. O Wüste ohne Schlaf, lautloser Flugsand der Verzweiflung. Aufgehängt an den Seilen der Schlaflosigkeit über Gottes Abgrund, bleibt mir nur die Wahl: die Augen zu schließen und am Gift des Schuldgefühls langsam zu verderben oder zurückzukehren mit ohnmächtigem Mut in den Ameisenhaufen der Mitmenschheit, wo jedes reine Wort schon im Munde stinkende Lüge wird.

*

Ich bin durch eine schöne Stadt gegangen. Bis ich sie kannte, vergingen Monate. Der Schwung der Straßen wurde von Brücken aufgenommen, die feierlich über den Fluß zogen. Die Häuser ließen zu viereckigen Höfen ein, wo Wasserstrahlen sich licht in die schräge Sonne spielten. Im kühlsten Raum saß Dante und bräunte am Feuer seiner Hölle. Der Sommer war so heiß, wie seit achtzig Jahren nicht mehr. Abends — es war ein Jahrhundert später, und die Nacht versprach, kühl zu werden — sprang der heitere Mönch Filippo Lippi zum Fenster hinaus, zertrat Blumen im Garten mit flüchtigem Mitleid und war schon draußen auf der dämmrigen Straße, die nach Oel und trockenen Blumen roch, um zu seinem Fräulein zu eilen. Er war gesund, ein Liebling seiner Fürsten und lag unaufhörlich der Liebe ob bis zu seinem Tode. Fast zu gleicher Zeit saß Masaccio am Gestell und malte. Er hat das harte Antlitz eines Menschen ohne Kindheit, es friert ihn ein wenig, zum Frühstück hat er ein paar bittere Oliven gegessen und Fenchel und Brot. Später stirbt er — mit sechsundzwanzig Jahren. Niemand hat ihn geliebt, Niemand war da, der seinen Namen auf das Grab geschrieben hätte. Aber er hat noch schnell die Kunst erfunden, Menschen zu malen, die von Gott losgelöst sind, er nahm sein Jahrhundert vorweg, ein stiller Rebell gegen die Ordnung der Engel. Die Freude, für die er die Leiber schuf, kam nach ihm. Fette Priester, die in Sonetten lachten, funkelnde Philologen, die das Beil der Verachtung schwangen, seraphisches Gesindel in spitzen roten Mützen mit den Schriftrollen der palatinischen Sänge, und über allem

der goldene Lorenzo, bereit für die endliche Schwermut — diesen Olymp umstehen die Paläste, die mich bedroht haben. Zu den Bergen wanderten Fichtenreihen hinauf, abends kam das späte Glück des kühlern Lichtes über Alles. Wir saßen auf einer Terrasse und tranken Wein. Und unversehens war auch die Nacht da, die apuanischen Alpen löschten ihr zärtliches Blau aus und warteten im Dunkel auf Schlaf, dann gingen auch die verworrenen Schlummerlaute durch alle Täler und zündeten zehntausend Lichter an. Aber was war das gegen die Sterne! Dieser Himmel war keine gestirnte Kuppel, er war ein wildblühendes Feld, ein hängender Garten mit all den glühenden Blumen. Und dann die Stimmen von Zikaden und den niemals schlafenden Nachtigallen — denn ich vergaß zu sagen, daß die Nachtigallen auch bei Tage sangen.

*

Hamlet ist nie in dieser Stadt gewesen. E hat ja weite Reisen gemacht, aber bis nach Italien ist er nie gekommen. Er kannte wohl seine Grenzen, Wittenberg war sein südlichster Wegstein. Armes Nebelkind, verwehender Schatten — mit dem Funkelauge der Wahrheit! So jung du warst, bist du doch Vater einer Ironie geworden, die in deinem Wittenberg einem etwas lauten Mönch ermöglichte, gewisse Grundsätze an die Kirchentür zu nageln. Denn du verließest oft deinen Leib und beschautest ihn lächelnd, diesen Leib, diesen Unterschlupf für die Lebensgier. Das wollen wir uns merken, dachte das Zeitalter, und schürte seinen Luther. Oft habe ich Hamlet herbeigewünscht. Ich dachte ihn mir auf der kochenden Piazza stehen mit der bleichen viel zu hohen Stirn und der schwarzen, schwarzen Kleidung. Hier hätte er sein Leben geändert, vielleicht hätte er Ophelia geheiratet. Denn diese Welt paßt nicht für sein gespaltenes Herz. Hier hätte er seine Schwermut nicht ans goldene Mondhorn hängen können, hier wäre jeder Monolog schon im Keime erstickt. Denn für den Schmerz sind die Hügel von Fiesole unbewohnbar, für den melodisch klagenden Gedanken sind diese Linien allzu geschlossen. Und gar erst für die Ironie! Alles in Allem: Diese Welt ist heroisch, diese Luft ist es, dieser Fels, dieser Oelbaum, diese Mittagsglut. Und da zeigt sich denn keine Lücke, wo die Ironie eindringen könnte, da ist kein Klaffen, wo der Witz nisten könnte, die Kugel aus Form und Klang ist rund vom Gleichgewicht des Lebens. Hamlet hatte den Witz, dies Land hat die Freude. Der Witz zuckt zwischen den Polen von Geist und Leib, die Freude umschließt ihre Durchdringung. Und beide brauchen sie nicht in Gelächter zu enden. Hamlet suchte die Wahrheit, die er schon kannte, und kam nur bis Wittenberg und von da in den Tod, ich suchte das Glück und kam bis Florenz. Aber ich hatte nicht mit der Schuld gerechnet, die darin besteht, Mitmenschen zu haben. Und von da in das Leben!

*

Denn wir sind nicht für das Heldentum geboren, das noch immer in den Lüften dieses Landes schweift. Der Held hat keine Pflicht. Hamlet aber hatte eine. Er fiel einem Dichter in die allmächtige Hand, der dieser Pflicht einen Namen gab:

Rache. Aber er und sein Dichter wußten es tiefer. O wir kennen es gut, dieses nagende Gefühl ohne Gegenstand. Wir streifen umher, das Auge grübelt nach innen und fragt unruhig: Was hast du vergessen, was mußtest du doch tun, was wartet doch auf dich! Vielleicht war es nur ein Handschuh, den man liegen ließ, aber vielleicht war es auch die Aufgabe, die Welt zu ändern. Und nun kann man sich nicht genau besinnen und quält sich. Wie wäre es Hamlet ergangen! Von San Miniatos himmlischem Giebel hätte er verstört weggeblickt, vor den Riesenwürfeln des Pitti-Palastes hätte er beunruhigt, kalt angeweht, Halt gemacht und dem kleinen, harten Druckgefühl in der Brust nachgeforscht. Die Rache wäre ihm eingefallen. Und die Harmonie der Welt, in der er grade wanderte, hätte ihn verständnislos angeglotzt. Und in die Dämmerung des Boboli-Gartens eindringend, hätte das grausame Gelächter der Götter aus den Büschen seine vibrierende Schwermut abgewiesen. Was sollte er tun, der Erzvater der Neurasthenie? Unter dem Oelbaum sitzend, von Artischocken und weißem Wein lebend in die Heiterkeit des Mittags eingehen oder nach Pisa eilen und ein Schiff besteigen? Er wäre an Bord gegangen mit dem Kurs nach Norden. Seine eilige Rückkehr in die heimische Nebelmythe macht allem Zweifel ein Ende. Er hat es gut. Da er die Wahrheit kennt, ist sein Sterben nur gerecht. Nach ihm kommt Fortinbras, der ist vergnügt und würdig hinaufgelangt. Der weiß, was er will.

*

Viele Freunde reisen nach Süden und kehren traurig zurück. Auch sie sind Hamlet. Auch ich bin Hamlet. Mein Vater, der ermordet wurde, ist der Geist. Meine Mutter ist Deutschland und hat den Mörder geheiratet. Die Berichterstatter, welche die Leichenfeier beschrieben und nicht vergessen haben, festzustellen, daß man u. a. auch die Herren Rosenkranz und Güldenstern bei der Veranstaltung bemerkte, sind gleich bis zum Hochzeitsschmaus dageblieben und haben geschildert, was für ein Kleid meine Mutter trug. Polonius, der mich gleich für einen unruhigen Kopf erkannte, hat schon in der Tischrede dafür plädiert, daß ich ins Ausland gehen soll. Der neue König, mein Stiefvater, hat zugestimmt, meine Mutter hat sowieso nichts mehr zu sagen. Vor der Abreise habe ich noch schnell Jemand umgebracht, aber es war nur der Tischredner. Nun war ich in Florenz, und es hat mich nicht gelitten. Die Pflicht hing über mir. Meine Mutter wird vielleicht nachts weinen, wenn sie sich an den ermordeten Vater erinnert und an mich: dachte ich. Das Gleichgewicht der heldischen Welt wies mich ab mit meinen Zweifeln. Ich dachte, mich in die Schönheit zu versenken, und die Schönheit floh vor mir. Da kehrte ich denn in die Welt zurück, um den Stiefvater zu töten.

*

Ich bin zu einer Gemeinsamkeit verurteilt, die ich verachte. Aber ich kann ihr nicht entrinnen. Fliehe ich dennoch, so schlafe ich nicht. Und wenn ich nicht schlafe, so denke ich an den ermordeten Vater. Ist es denn nicht möglich, die Welt anders zu sehen, als zum Zweck ihrer Aenderung? Nein, es ist nicht möglich. Und die Welt wäre so schön gewesen. Aber es ist nun zu spät.

Professoren-Politik von Emil Ludwig

Professor v. Schultze-Gävernitz, Demokrat und Forscher, bezeichnet sich in einem ‚Die Schuld' überschriebenen Aufsatz als „ernster Wahrheitssucher", weil er, wie er sagt, die russischen und belgischen Berichte zum Weltkrieg gelesen hat, und löst die Schuldfrage in 40 Druckzeilen. Wir Andern, die Jahr und Tag alle Dokumente studieren, brauchen ein dickes Buch zur Darstellung; und zögern jahrelang, es herauszubringen, um in so komplizierten Dingen keine Ecke unerforscht zu lassen. Der Professor stellt fest, daß nicht Oesterreich und Deutschland, sondern Sassanoff-Poincaré die Hauptschuldigen seien. Deutschland hat seine Rüstung vernachlässigt, Haldane (!) hat viel energischer gerüstet als Moltke, die Entente hat gegen unser Streben vorsätzlich den serbischen Konflikt zum Weltkrieg ausgeweitet — Dinge, die, auf völkischer Seite gesprochen, Erwiderung nicht lohnen, die aber, aus der Linken hallend, die ganze Gefahr der Suggestion aufzeigen, der heut bei uns auch die „ernsten Wahrheitssucher" erliegen, wenn sie grau werden.

Aber das Lustigste kommt noch. „Das deutsche Heer hat die große historische Leistung vollbracht, den russischen Despotismus zu stürzen . . . Wo wäre Europa heute, wenn in Konstantinopel der neu gestärkte Zar seine Winterresidenz aufgeschlagen hätte! . . . Indem das deutsche Volk, innerlich überwunden durch die 14 Punkte Wilsons, die Waffen weglegte, hat es unzählige Menschenleben der Gegner, vor allem Frankreichs, gerettet. Welche Opfer hätte die Eroberung der Rheinlande schrittweise erfordert! Letzthin größte Ruhmestat: die deutsche Republik hat aus eigner Kraft, Arbeiter an der Spitze, das bolschewistische Chaos von Europa abgedämmt und ist freiwillig zur Demokratie zurückgekehrt. Alles das wird in der Weltgeschichte einmal strahlen . . . Deutschland ist wiederherstellungsbedürftiger als Frankreich . . . Nach feindlicher Schätzung hat Deutschland mehr als das Doppelte des durch den Krieg kaum wirtschaftlich mitgenommenen Frankreich 1871 geleistet . . . Die Sabotage der Reparationspflicht auch durch sinnlosen Luxus . . . ist psychologisch unvermeidlich, solange die abzuzahlende Last sinnlos groß ist, also jede Arbeit an ihrer Abtragung nur zur Vermehrung der Last führt."

Und man summt mit Basilio im ersten Akt des Figaro: „Ach, das ist himmlisch!" Kaiser Wilhelms Heer hat den blutigen Zaren, seinen Vetter und Bruder, gestürzt und glänzt in der Geschichte als Rußlands Befreier. Nichts befeuerte den kaiserlichen Generalstab, drei Jahre lang, mehr, als der heimliche Wunsch, die Romanows durch die Familie Lenin oder wenigstens Miljukow zu ersetzen. Als dann im Oktober 18 das von Uebermacht geschlagene deutsche Heer auf Befehl Ludendorffs in 24 Stunden Waffenstillstand forderte und ihm ein (trügerischer) Glücksfall das Geschenk der Vierzehn Punkte zuwarf, dachte es vorwiegend an die tausende französischen Mütter, deren Söhne dann nicht mehr fallen müßten. Welche Opfer, nämlich des geliebten Feindes, hätte die Eroberung der Rheinlande erfordert!

Als später in Weimar das deutsche Schicksal entschieden wurde; als sich Niemand entschließen konnte, lieber in die bolschewistische Gefahr zu laufen als die Versailler Vernichtung anzunehmen; als Deutschland diesen schändlichen Vertrag unterschrieb, statt sich von der russischen Armee neu stärken zu lassen (wovor Lloyd George zitterte!); als, auf eine Formel gebracht, die Angst um den privaten Besitz sich mächtiger erwies denn die Angst um das gemeinsame Vaterland: da war das die „letzthin stärkste Ruhmestat“, Europa vor dem Chaos zu retten! Ja, das wird Alles einmal, samt dem Professor, der es apologisiert, in der Weltgeschichte strahlen!

Auch, daß Deutschland mehr Reparationen braucht als das von ihm zerstörte Frankreich, pflegt man sonst nur unter dem Hakenkreuz zu lesen, das der Professor heftig bekämpft. Schätzungen von 1871 und 1918 zu vergleichen, ist eine oekonomische Glanznummer für einen Gelehrten, und im schlechten Sinne deutsch erscheint der Schluß: Wer gar zu viel Schulden hat, wird zum sinnlosen Luxus gradezu „psychologisch unvermeidlich“ getrieben!

Das ist noch immer der Geist der 93 Intellektuellen, deren Kulturtat deutsche Armeen vernichtet hat. Das ist noch immer diese blinde, taube, fluchwürdige Ueberhebung, die alles Unrecht, alle Fehler dem Gegner zuschiebt und von Ruhmestaten faselt, wo nur neuer Kurs, neue Gesinnung, neue Politik nutzen könnten. Das sind sie wieder, diese kecken, dünkelhaften Herren, die, nach ein paar Schritten auf Europa zu, im reaktionären Regenwetter unter den großen Lügenschirm eilen und durch unlogische und fatale Ausflüge ins Weltpolitische, ununterrichtet, wie sie sind, den Professorentitel degradieren, den die deutsche Wissenschaft einst in Ehren gehalten hat.

Nürnberger Männleinlaufen von Noricus

Die Männlein auf dem Uhrturm der Nürnberger Frauenkirche, die, zum Vergnügen der Einwohner und reisenden Engländer, täglich um zwölf Uhr ihre Exerzitien vollführen, mögen sich recht gewundert haben, als am 2. September, während sie nach einander zur Reverenz aus der Tür marschierten, drunten auf dem Hauptmarkt die Konkurrenz sich breitgemacht hatte. Neugierig äugten sie auf den weiten Platz hinunter, wo die Generalität und, in gebührendem Abstand, das Volk sich versammelt hatte, um das neue Nürnberger „Männleinlaufen“ anzusehen: den dreistündigen Parademarsch der ‚Vaterländischen Verbände‘ vor Ludendorff, Scheer und, in gebührendem Abstand, Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, der in Vertretung Seiner „Majestät“ des Königs Rupprecht — so wird er, nicht nur von seinem Hofmarschallamt, sondern allgemein, schriftlich und mündlich, angeredet — erschienen war, und einen Augenblick sah es aus, als ob eines von ihnen, ein besonders königstreues Männlein, seine Reverenz vor Ludendorff machen wollte — aber da das Männlein wußte, was die Uhr geschlagen hatte, störte es die Ordnung der Dinge nicht und verschwand artig in seinem Türlein.

Drunten begab sich ein Spektakul just als wie aus der „großen Zeit“: das Pflaster klirrte unter dem festen königlich preußischen Parademarsch von dreimalhunderttausend jungen Leuten, und die Kapellen schmetterten dazu ‚Fridericus Rex‘ und das ‚Flaggenlied‘. Und das Volk, das am „Verfassungstage“ geschrieen hatte: „Nie wieder Krieg!“, sang begeistert: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen!“

‚Deutscher Tag‘ in Nürnberg, einer Stadt, die bekanntlich als „rot“ gilt, weil sie einen sozialistischen Stadtrat besitzt, und weil sie als erste einen Platz ‚Rathenau-Platz‘ genannt hat. (Heute freilich muß unter dem in schwindelnder Höhe angebrachten Schild Tag und Nacht ein Schutzmann Wache stehen, weil es drei-, vier-, fünfmal demoliert oder gestohlen wurde; daher der Platz im Volksmunde heißet: Schutzmanns-Platz). Hier veranstalteten die ‚Vaterländischen Verbände‘ eine große Parade über Alles, was Hakenkreuze trägt. Abordnungen — nur Abordnungen aller Bünde kamen mit Vor- und Nachzügen in Nürnberg an („Sonderzüge“ hatte die bayrische Regierung abgelehnt!), mit Fahnen, Pauken und Trompeten. Alle Organisationen, die im übrigen Reich längst aufgelöst und verboten sind: Bund Oberland, Blücherbund, Wicking (die Ehrhardt-Brigade), Jungdeutscher Orden, Bund Reichsflagge, Bund der Aufrechten — wer zählt die Völker, nennt die Namen! Vor allem die unendlichen Scharen der Hitler-Garden, der Nationalsozialisten, die mit ihren großen roten Fahnen, Hakenkreuz auf weißem Grund, drei Tage lang johlend und „Heil“ schreiend durch die Stadt zogen und Jeden anrempelten, der kein „Festabzeichen“ trug (Preis 150 000 Mark in die Kasse der Vaterländischen Verbände, die zu unterstützen nicht nach Jedermanns Geschmack ist).

„Deutscher Tag zum Angedenken an die alte Wehrmacht“ hieß der offizielle Titel des Festrummels. Die Spitzen der „alten Wehrmacht“ waren vorhanden und nahmen die Parade ab, der zwanzig Fahnen der alten bayrischen Armee vorangetragen wurden. Ludendorff, Admiral Scheer, General Märker, Oberst von Xylander, General von Tutschede, General von Bittinger, der Herzog von Koburg, der junge Prinz Schönaich-Carolath, ältester Stiefsohn des „Märtyrers von Doorn“ — sie alle standen draußen beim „Feldgottesdienst“ auf der Deutschherrn-Wiese und sprachen mit erhobener Hand die Schwurformel des Kaplans vor dem Feldaltar nach: „Wir schwören vor Gott dem Allmächtigen, daß wir unsern Führern folgen werden, wenn sie uns zum Freiheitskriege rufen!“ Und siehe, da solcher Schwur verhallt war, erschien hoch oben in den Lüften ein Adler — oder war es ein Aasgeier? — und kreiste lange über dem Feld, auf dem die Opfer sich zur Schlachtbank drängten. Namens der bayrischen Staatsregierung hieß Staatsrat von Hübner diese im übrigen Reich verbotenen Bünde herzlich willkommen.

In der Festhalle des Luitpoldheims sprach Ludendorff vor dreißigtausend Menschen. „Welch' ein Gegensatz zwischen dem reichen deutschen Volkstum, das auf ewig mit Dürer und den Mauern dieser Stadt verbunden ist, und dem heute dahinsiechenden deutschen Volkstum, das sich durch die Einflüsse der marxistischen, kommunistischen und demokratischen Wirtschaftslehre losgelöst hat von der Vergangenheit!“ „Das fehlende Blutsgefühl hat Deutschlands Macht in den Ab-

grund gerissen; die Schaffung eines neuen deutschen Blutsgefühls, beruhend auf dem deutschen Volkstum, das ist die Aufgabe der völkischen Bewegung. Sie will nicht nur alles Undeutsche ausscheiden, sondern das Volk von Brüdern schaffen. Die völkische Bewegung spaltet nicht — sie eint." „Ein Volk ohne Aufgabe hat nicht mehr das Recht, zu leben. Deutschland hat das Recht und die Pflicht, für sich und die Welt zu leben." „Weil ich mitkämpfen will im deutschen Freiheitskampf, darum bin ich heute hier. Unsre Kampfgemeinschaft wird siegen, wenn auch unsre Waffen scheinbar schwach sind. Auch bei Tannenberg . . . "

Noch deutlicher ist ein Interview, das nach der Rede ein ausländischer Journalist mit Ludendorff hatte.

„Glauben Sie, daß es des Appells an die Waffen bedürfen wird?"

„Darüber möchte ich nichts sagen. Aber so viel weiß ich: die berliner Regierung mit ihrem ewigen Verhandeln schafft es nicht. Freiheit kann man nicht erhandeln — man kann sie nur erkämpfen."

Nach Ludendorffs Rede betrat der Geschäftsführer der ‚Vaterländischen Verbände' die Tribüne; er ermahnte die Mannen, eifrig Bier zu trinken, da dem Wirt eine bestimmte Zahl von Hektolitern garantiert sei und andernfalls die Kassen der Verbände, also die nationale Sache, empfindlichen Schaden erleiden würden. „Wir wüßten nicht, wie wir den decken sollten!" Aber einen Freiheitskrieg glauben sie finanzieren zu können.

Wo blieben die Hüter der Republik bei diesem Aufmarsch der Monarchisten?

Sie blieben hübsch zuhause; ebenso wie die schwarz-rot-goldne Flagge hübsch zuhause blieb. Nur nachts, als die Festteilnehmer, schwer bezecht vom vaterländischen Bierkonsum, ihren Privatquartieren zutaumelten, gab es hie und da Ueberfälle mit Schlagringen, Gummiknüppeln und gar Schießereien, sodaß man am nächsten Morgen in der Parade eine Menge heldenhaft verbundener Köpfe sah.

War das Ganze ein Fastnachtsspiel? Achtung, leicht könnte es mehr werden! Die ‚Vaterländischen Verbände', die von der Regierung des Herrn v. Knilling auf jede Weise protegiert werden, umfassen heute zwei Millionen fanatischer junger Menschen, „genährt mit Malz, von fürchterlicher Rüstigkeit". Die bayrische Reichswehr und die bayrische „Lapo" sind mit ihnen gänzlich einig und werden Alles mitmachen, was diese auf die Kriegsartikel der alten Armee vereidigten und militärisch aufs härteste gedrillten Tollköpfe unter bedenkenloser Führung unternehmen. Die Ausrüstung für eine große Freiwilligen-Armee — Windjacke und Sturmkappe — ist vorhanden. Und die Waffen sind, nach Ludendorffs Worten, nur „scheinbar" schwach.

Worauf zielt das Alles? Einer der Redner des ‚Deutschen Tages' sagte, daß dies die „letzte Heerschau vor der Schlacht" sei.

Videant consules!, möcht' man sprechen: aber das hieße ja den großen Helden der Hakenkreuzler beschwören, den „Consul", Ehrhardt, der vielleicht auch auf dem ‚Deutschen Tag' in Nürnberg war und jedenfalls nirgends sicherer gewesen wäre.

Möglicherweise hat das weise Männlein auf dem Uhrturm der Frauenkirche ihn an der Spitze seiner Brigade gesehen und darum schnell, um nichts zu sehen, die Tür hinter sich zugeschlagen.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

XXVIII.

Henckel v. Donnersmarck

Die Konzentrationsbewegung vor dem Kriege sah in Deutschland ganz anders aus als in der Geldentwertungswirtschaft der Nachkriegsjahre. Damals gesellte sich doch immerhin meist Gleiches zu Gleichem. Fusioniert oder vertrustet wurden Unternehmungen ähnlicher oder verwandter Betriebsart, die in ihrem Produktionsprozeß zu einander paßten, und fast immer war der betriebsoekonomische Gedanke für derartige Verbindungen Quellpunkt, niemals der kapitaloekonomische; regelmäßig war zuerst der industrielle Plan da, und dessen Finanzierung mußte gesucht werden, selten war Ursprung der Verbindungen das im Ueberschuß von der einen Unternehmung produzierte Kapital, das nach Anlage in andern Sachwerten drängte und — um diese Sachakkumulation zu motivieren — selbst innerlich ganz unorganische Betriebsakkumulationen „erfinden“ mußte. Emil Rathenau hielt sich bei allen seinen Verschachtelungen im Rahmen der Elektrizität, August Thyssen in den Grenzen der Montan-Industrie; und wenn die Vertrustungsphantasie der Vorkriegszeit über das bereits Bestehende hinausdachte, stellte sie sich den Trust A.-E.-G.-Siemens & Halske vor, nicht den Trust Siemens-Rheinelbe Schuckert-Union — geschweige denn Kombinationen zwischen Eisen, Kohle, Schiffahrt, Papierindustrie, Petroleum, Margarine, Wollhandel und unendlich vielem andern, die uns heute als vertikale Vertrustung vorgeführt werden.

Dennoch gab es auch vor dem Kriege schon ein paar Fälle, wo große Industriemagnaten konzentrierend in der Richtung vorgingen, die nach dem Kriege Stinnes, Stumm und ihre Nachahmer bis ans Ende gegangen sind. Der bedeutsamste dieser Fälle war der des Fürsten Guido Henckel v. Donnersmarck. Dessen Ausgangspunkt war schwerer Montanbesitz (Kohle, Eisen, Zink) in Oberschlesien, und von dem stieß seine Kapitalexpansion nicht nur in das Eisenrevier Rheinland-Westfalens und die Eisenfabrikation an der Ostseeküste vor, sondern auch in die chemische Industrie, die Cellulose- und Kunstseidefabrikation, das städtische Immobiliengeschäft und andre Gewerbezweige, die seiner Ausgangsbasis ganz fern lagen. Das Merkwürdigste aber ist, daß der extensive Konzern Henckels v. Donnersmarck, der entstand, als die Zeitrichtung noch auf die Bildung intensiver Zusammenschlüsse gerichtet war, auseinanderfiel, als die Zeitrichtung sich allgemeiner der extensiven Konzentration zuwandte.

Guido war der Sohn des Grafen Lazarus Henckel v. Donnersmarck. Die Industriebetätigung der Donnersmarcks — schon der Vater hatte Kohlenbergwerke und Hochöfen in Oberschlesien errichtet — beruhte, wie die der meisten industrietreibenden Magnaten, der Hohenlohe, Ballestrem, Schaffgotsch in Schlesien, der Arenberg in Westfalen, auf altem landwirtschaft-

lichen Grundbesitz. Als unter der Oberfläche ihrer großen Ländereien und in deren Umkreise Kohlen oder Erze gefunden wurden, dehnten ihre oft sehr tüchtig geleiteten Domänenkammern ihre Tätigkeit von der Land- und Forstwirtschaft auf die eigne industrielle Verwertung der mineralischen Bodenschätze aus, statt die Ausbeutung fremdem Kapital zu überlassen. So wurden sie großindustrielle Unternehmer meist nicht aus Passion, sondern aus einer tüchtigen Verwaltungstradition heraus, die forderte, daß wirtschaftliche Möglichkeiten ausgenutzt wurden, und auch nicht erlaubte, daß sie ohne Not in fremde Hände gegeben wurden. Ein solch verwaltender Unternehmer war auch Graf Guidos Vater gewesen, oder vielmehr: er ließ durch die von ihm eingerichtete Verwaltung die industriellen Geschäfte ebenso führen wie die landwirtschaftlichen, während er selbst im repräsentativen und gesellschaftlichen Leben des Standesherrn die Früchte dieser Geschäfte verzehrte. Lazarus, der Vater, unterschied sich allerdings von manchen Standesherren ähnlicher Art dadurch, daß er sich beiläufig auch für die Arbeit seiner Unternehmungen, nicht nur für ihre Renten interessierte. Guido der Sohn erbte ein großes Vermögen; aber als junger Seigneur war er zunächst mehr darauf bedacht, das vom Vater ererbte Geld auszugeben, als es durch eigne Tätigkeit zu vermehren. Zu diesem Behuf verlegte er seinen Wohnsitz nach Paris und spielte dort in der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs eine hervorstechende, allerdings auch recht kostspielige Rolle. Trotz seinem großen Grund- und Industrievermögen geriet er ziemlich tief in Wechselschulden, aus denen er sich durch die unstandesgemäße, beinah anrüchige Heirat mit jener Marquise Païva befreien ließ, die als einfache Mademoiselle Lachmann und Freundin eines reichen pariser Bankiers ihre Karriere in der Lebewelt begonnen hatte und sie nach mannigfachen Abenteuern als eine deutsche Gräfin beendete. Aber was moralisch und gesellschaftlich wie ein Niedergang, fast wie ein Untergang aussah, wurde geschäftlich für den Grafen die Leiter zum Aufstieg. Die Païva war in geschäftlichen Dingen ein kleines Genie, und mit feinem Instinkt hatte sie herausgefunden, daß in dem halbverbummelten deutschen Grafen ein großes Geschäftsgenie steckte und in seinem deutschen Güterbesitz der Stoff, aus dem sich große Geschäfte formen ließen. Graf Guido erwies sich als ein gelehriges Werkzeug, und bald fand er, dem durch seine Mesalliance die höfischen und gesellschaftlichen Ablenkungen verschlossen worden waren, Freude am Metier. Das gefügige Werkzeug wurde zum Meister der Geschäfte, aus dem Objekt von Geld-Transaktionen, das er in der Zeit des Guerillakrieges mit seinen Wechselgläubigern gewesen war, entwickelte er sich zu ihrem Subjekt. Und je mehr er seine scharfsinnige Kombinationsgabe in den Dienst wirtschaftlicher Unternehmungen stellte, umso mehr wurde ihm Das zum innern Beruf, zum Selbstzweck, was den meisten seiner Standesgenossen nur äußeres Nebenprodukt ihrer Vermögensnutznießung und Mittel zum Zweck aristokratisch-repräsentativer Lebensführung war. Schon im Jahre

1871, als die Frage der Kriegsentschädigung erledigt werden mußte, hatte sich Graf Henckel so entwickelt, daß er von Bismarck zusammen mit Bleichröder zu den Verhandlungen mit den Franzosen zugezogen wurde, und seine Vorschläge haben die schließlich zustandegekommenen Vertragsbedingungen wesentlich beeinflußt.

Auch in der Folgezeit hat Graf Henckel, der später von dem das Industriemagnatentum hoch schätzenden Wilhelm II. gefürstet wurde, manchmal hinter den Kulissen der großen Politik mitgespielt, allerdings nicht sehr intensiv und mehr als Vermittler, dessen internationale Geschäfts- und Finanzbeziehungen sich ausnutzen ließen, denn als passionierte politische Persönlichkeit mit eignem politischen Ehrgeiz und eignen politischen Gedanken. Die Hauptsache waren für Henckel die Geschäfte geworden, ihnen galten in erster Linie seine Ideen und Kombinationen, sie bildeten den Ton, aus dem sein lebendiger, stets auf der Suche nach Projekten, Unternehmungen und Zwischengewinnen befindlicher Geist immer neue Gebilde formte. In Oberschlesien vermehrte und arrondierte er unablässig seinen landwirtschaftlichen Grundbesitz; aber weit mehr interessierte ihn der Ausbau seiner Kohlen-Industrie, die in der Neudecker Betriebsdirektion ihre Zusammenfassung fand. Das größte schlesische Zinkhütten-Unternehmen, die Schlesische Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine, verdankt seine Entstehung der Initiative Henckels v. Donnersmarck, dem es gelang, für den Ausbau des Werkes französisches Kapital durch das pariser Bankhaus Neuflize heranzuziehen. Von dem Quellgebiet der Oder zogen den Fürsten industriepolitische Fäden in das Mündungsgebiet dieses Flusses. Er war der Erste, dem der fruchtbare Gedanke des Roheisenküstenwerks sich offenbarte. Durch billige Seefracht war lange Zeit in den Küstenprovinzen der Ost- und Nordsee das englische Eisen dem in Oberschlesien und Rheinland-Westfalen erzeugten, auf lange Bahnfracht angewiesenen deutschen Eisen trotz allen Einfuhrzöllen im Wettbewerb gefährlich gewesen. Donnersmarck errichtete in Kratzwiek bei Stettin das Eisenwerk Kraft, das mit englischen Kohlen und schwedischen Erzen Roheisen erzeugte und bald die ganzen Gießereien der nordöstlichen Provinzen versorgte. In Lübeck, Bremen und Emden erstanden bald nach Gelingen dieses Unternehmens ähnliche Küstenwerke, die aber vor dem Kriege an industrieller Fundierung und Rentabilität dem von Bernhard Grau hervorragend geleiteten Eisenwerk Kraft weit nachstanden. So stark wurde bald die Stellung des stettiner Werks, daß sein Besitzer dazu übergehen konnte, dem rheinisch-westfälischen Roheisensyndikat, mit dem er ständig im Kampf lag, in der von ihm erworbenen Niederrheinischen Hütte einen Vorposten ins eigne Lager zu setzen. Gleichfalls in der Nähe von Stettin errichtete Henckel v. Donnersmarck in der „Union-Fabrik chemischer Produkte“ eine der größten Superphosphatfabriken Deutschlands, auch hier die Verarbeitung ausländischer Rohstoffe unmittelbar an die Meeresküste und dabei mitten in ein landwirtschaftliches Hauptabsatzgebiet verlegend. Auch an

den Versuchen zur Herstellung von Kunstseide beteiligte sich der Fürst mit großen Mitteln, und in den letzten Jahren vor dem Kriege entwickelte er eine lebhafte Tätigkeit auf dem berliner Immobilien- und Grundstücksmarkt. Große Komplexe an der Kreuzung der Straße Unter den Linden und der Friedrich-Straße brachte er durch Immobiliengesellschaften in seinen Besitz. Die Villenkolonien Zehlendorf-West und Frohnau bei Berlin verdanken ihm ihre Entstehung. Bei allen diesen Unternehmungen ging er mit einer kühnen Konstruktivität vor, die doch stets auf dem festen Boden finanzieller Fundierung baute und nichts zu tun hatte mit dem blutigen Finanzdilettantismus, mit dem die zu einer Gründerkompagnie vereinigten Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg, Donnersmarcks Beispiel im Aeußern nachahmend, ihren „Fürstentrust" herumabenteuern ließen, bis ein unerhörter Krach dieses Gebilde unausgereifter Expansionssucht niederwarf und die Erbvermögen der beiden Magnaten in den Wurzeln erschütterte.

Dem Fürsten Henckel v. Donnersmarck konnte nicht passieren, daß sich deutsche Großbanken fluchtartig aus der Geschäftsverbindung mit ihm zurückzogen; er, der so Vieles unternahm, hielt sich doch stets so liquid, daß er zu den beherrschenden Mächten des freien Geldmarkts in Deutschland gehörte. Großbanken wie die Dresdner, führende Industrie-Unternehmungen wie die A. E. G., die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken und die Königs- und Laurahütte gewannen ihn für ihren Aufsichtsrat, und sein finanzpolitischer, nicht nur sein industrieller Rat war weit und breit gesucht.

Und dennoch: dieser schlaue und routinierte Henckel v. Donnersmarck, der so viele fruchtbare Geschäftsgedanken hatte, der so viele blühende Unternehmungen gründete, er vermochte sein Werk nicht so zu stabilisieren, daß es ihn überdauerte. Der Grund dafür, daß sein Konzern von vorn herein den Keim des Zerfalls in sich trug, lag darin, daß er Alles zu sehr auf seine zwei Augen stellte, daß er versäumte, sich Mitarbeiter und Helfer zu erziehen, die das Zeug hatten, seine Nachfolger zu werden. Niemals hat er seinen Sachwaltern so viel Selbständigkeit gelassen, daß sie mehr vermochten als seine Materie zu erben, nämlich den Geist, der diese Materie zusammenhielt. Es gibt industrielle Konzerne, die durch sachliche Bindungen, durch organische Zusammenhänge fest genug ineinandergeklammert sind. Dieser Art war der Konzern Henckels v. Donnersmarck nicht. Er war die Schöpfung eines reichen, vielfältigen, beweglichen und listenreichen Geistes, der eine Fülle von verschiedenen Unternehmungen schuf, und den grade diese Verschiedenartigkeit reizte. Ein solches Werk lebt nicht durch sich selbst und hat nicht die Eigenschaft in sich, über seinen Schöpfer hinauszuleben. Der alte Fürst tat auch nichts, um ihm diese Eigenkraft zu verschaffen. Bis zu seinem Tode — er starb als hoher Achtziger in den letzten Zeiten des Weltkriegs — machte er alle wichtigen Dinge selbst, seine Generalverwalter waren nichts als ausführende Arme, und meist nur Handlanger, die er kurz hielt und oft wechselte. Auch seine beiden Söhne — aus zweiter

Ehe — verstand er nicht zu selbständigem Handeln zu erziehen. Anscheinend hatten sie freilich auch nicht das Zeug dazu, sich gegen den Vater durchzusetzen, denn wäre dies der Fall gewesen, so hätten sie sich auch dem Werk des Vaters gegenüber durchgesetzt. Sie waren nur Guidottos, keine Guidos.

So ist bald nach dem Tod des Alten ein Stein nach dem andern von dem Bau des Donnersmarck-Konzerns abgebröckelt. Das Eisenwerk Kraft ging auf dem Umweg über eine holländische Gruppe an den Stumm-Konzern über, der es mit dem Hochofenwerk Lübeck und andern Küstenwerken zusammenschweißte. Auch die Niederrheinische Hütte wurde aufgegeben, die Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb geriet vollends unter französischen Einfluß, die Stettiner Superphosphatfabrik wurde an die Oberschlesischen Kohlen- und Kokswerke abgetreten,. und die Kunstseidenunternehmungen des Fürsten gingen an die Vereinigten Glanzstoffabriken über. Geblieben sind den Erben nur die oberschlesischen Montan-Werke, die zum großen Teil in die polnische Zone fielen, und die Grundstücksinteressen. Es hat also eine starke Zusammenziehung des Konzerns stattgefunden. Sachwerte hat man in Geld umgewandelt, offenbar, um leichter die Mittel für die Finanzierung und den Ausbau der Restbetriebe zu gewinnen. Die oberschlesischen Kohlenbergwerke der Donnersmarck-Gruppe sind dabei wohl um einige Anlagen erweitert worden; daß aber bei solcher Umwandlung der Gesamtkonzern nicht an Substanz gewonnen haben kann, ist ziemlich gewiß. Er bildet sozusagen ein Gegenbeispiel gegen den Substanzakkumulationstypus, wie er in Stinnes und Andern ausgeprägt ist. Vor dem Kriege galt Henckel v. Donnersmarck neben Krupp als der reichste Mann Deutschlands. Sein Vermögen wurde auf 300 Millionen Goldmark geschätzt. Heute wird das Vermögen viel geringer sein, und in der Zahl der größten deutschen Sachwertkomplexe steht es nicht mehr in der vordersten Reihe.

Kultusminister Boelitz von Erich Witte

Die Ernennung des rechtsvolksparteilichen Abgeordneten und Gymnasialdirektors Dr. Boelitz zum preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung im November 1921 war für republikanische Lehrer eine schwere Enttäuschung und wurde von der Presse der republikanischen Koalitionsparteien mit einem gewissen Befremden mitgeteilt. Man wies auf seine potsdamer Rede hin, in der er gefordert hatte, daß sich der zukünftige Staat auf dem Fundament der Kaiseridee aufbaue, die noch fest in dem Herzen der Besten unsres Volkes schlummere, und meinte, nach Bekanntgabe dieser Rede sei er als Kultusminister in einer Republik nicht einen Monat möglich. Jetzt ist er schon bald zwei Jahre tätig.

Der Hauptmangel des Herrn Boelitz ist, daß er nichts zur Erziehung im Geiste der Reichsverfassung, das heißt: im republikanischen Geiste und im Geiste der Völkerversöhnung getan hat.

Er hat zwar die von den deutschen Unterrichtsministern nach Rathenaus Ermordung bei einer Zusammenkunft in Berlin vereinbarten

Richtlinien für die „Mitwirkung der Schule an der innern Festigung der Republik“ im amtlichen Teile des Zentralblatts veröffentlicht. Aber er hat völlig im Unklaren gelassen, ob diese Richtlinien schon jetzt „geltendes Recht“ darstellen, oder ob sie noch besonderer Ausführungsbestimmungen bedürfen. Da er das Wort Republik in allen seinen Verfügungen ängstlich vermeidet, hat man behauptet, er habe einen Sprachfehler und könne es gar nicht aussprechen. Die republikanische Staatsform ist für ihn eine Dame, vor der er den Hut abnimmt, wenn er ihr nicht ausweichen kann, aber nicht die heißgeliebte Braut.

Boelitz hat ferner noch immer nicht nach dem Muster Braunschweigs Ausführungsbestimmungen zu Artikel 148 der Reichsverfassung erlassen, wonach der Unterricht „im Geiste der Völkerversöhnung“ gegeben werden soll, obwohl er im Landtag wiederholt dazu aufgefordert worden ist. Die Interalliierte Rheinlandkommission hat sich darüber beschwert, daß im besetzten Gebiet der Unterricht nicht im Geiste der Völkerversöhnung gegeben wird. Ihr ist mit Recht geantwortet worden, das sei eine innere Angelegenheit, in die sie sich nicht einmischen dürfe. Aber wir wollen einen solchen Unterricht nicht unsrer früheren Feinde wegen, sondern unsrer selbst wegen, unsrer deutschen Jugend wegen. Solche Richtlinien können natürlich nicht Wunder wirken. Sie können nicht aus einem militaristischen Lehrer einen pazifistischen machen. Aber sie sind für republikanische Lehrer eine wertvolle Waffe im Kampf gegen nationalistische Schulräte und Schulleiter, wenn sie von denen wegen eines Unterrichts drangsaliert werden, den sie nach Artikel 148 der Reichsverfassung im Geiste der Völkerversöhnung geben.

Boelitz hat besondere Trauerfeiern angeordnet, als Oberschlesien den Polen übergeben wurde, und als die Franzosen in das Ruhrgebiet einmarschierten. Ich will ihm deswegen keine Vorwürfe machen. Aber bei solchen Feiern besteht die Gefahr, daß auf die Schüler in nationalistischem Sinne eingewirkt wird. Wird er sich entschließen, auch einen Tag im Jahr zu bestimmen, der in der Schule dem großen Gedanken der Völkerversöhnung gewidmet wird, der also für die Schüler dieselbe Bedeutung hat wie der erste Mai für die Arbeiter? Er als früherer Religionslehrer und als Sohn eines Pastors hätte so Gelegenheit, ein Stück christlicher Lehre in die Tat umzusetzen.

Boelitz hat die Schulbehörden angewiesen, „in geeigneter Weise dahin zu wirken, daß der Jugend zum Bewußtsein gebracht wird, wie schwer der Verlust ist, der uns durch die erzwungene Abtretung unsrer Schutzgebiete getroffen hat“. Ich will nicht behaupten, daß die Ausführung dieser Verfügung eine Erziehung der Schüler zur Revanche bedeutet, daß also der Erlaß dieselbe Gefahr in sich birgt, wie in französischen Schulen nach 1871 der Hinweis auf die erzwungene Abtretung von Elsaß-Lothringen. Aber weit mehr als unsre frühern Kolonien muß uns Deutschland selbst am Herzen liegen, wo die sogenannten Bildungsschichten noch wenig Verständnis für die Seele der andern Völker, für das internationale Leben und besondesr für die internationalen Schiedsgerichte haben. Wann werden Sie, Herr Minister, anordnen, daß der Jugend dies zum Bewußtsein gebracht wird?

Der Minister Boelitz, der als Abgeordneter das Verbot des Gebrauchs der alten Geschichtsbücher durch Haenisch einer scharfen Kritik unterzogen hat, regt nun als Minister die Schaffung von neuen Geschichtsbüchern an. Die Richtlinien des Ministers für die Schaffung

neuer Geschichtsbücher (Erlaß vom 10. Januar 1923) lassen vermuten, daß die neuen Geschichtsbücher sich nicht erheblich von den alten unterscheiden werden. Die Behandlung von „Kriegs- und Fürstengeschichte, von diplomatischen Zwistigkeiten“ werden seiner Anregung entsprechend etwas gekürzt werden. Charakteristisch ist aber, daß der Minister seine Verfügung mit der Erklärung beginnt, die Reform des Geschichtsunterrichts solle „in wesentlichen Punkten auf dem Wege fortschreiten, der durch den Erlaß vom 2. September 1915 (!!!) betreten worden“ sei.

Wenn der Minister, von dem wir nach unsern Erfahrungen die Schaffung republikanischer Geschichtsbücher leider nicht erwarten können, wenigstens die alten byzantinischen und militaristischen Schmöker aus den Schüler- und den Lehrerbibliotheken entfernen ließe! Aber daran denkt er nicht. Nach Rathenaus Ermordung hat der Landtag in einer Entschließung das Staatsministerium ersucht, „die Schüler- und die Lehrbüchereien an sämtlichen preußischen Schulen von allen denjenigen Büchern zu reinigen, die mit der heutigen republikanischen Staatsform nicht vereinbar sind“. Bis jetzt ist Herr Boelitz dieser Aufforderung noch nicht nachgekommen.

Frau Wegscheider hat am 3. April im Abgeordnetenhaus gesagt: „Die Tat der Koalition ist der Herr Minister uns noch schuldig geblieben“. Das ist noch heute richtig. Die Tat der Koalition ist der Minister aber nicht nur der Sozialdemokratischen Partei schuldig geblieben, sondern auch den beiden andern republikanischen Koalitionsparteien.

‚Jedermann‘ in Salzburger Mundart

von Alfred Polgar

In Zell am See — wo es so schöne Berge ringsum gibt, daß man kaum müde wird, sie anzusehen, und es nicht übers Herz bringt, auf ihnen herumzutrampeln — spielen die Einheimischen unter freiem Himmel ‚Jedermann‘. Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute übernahmen die Rollen des schlichten Erbauungsstückes, und es ist eine Freude, die Freude zu merken, mit der sie bei der heilig-profanen Sache sind. Die Lust, die ihnen das Komödienspielen bereitet, ersetzt ausreichend Befähigung zu solchem und schimmert rührend durch den Ernst, mit dem sie ihre Aufgabe erfüllen. Es ist nett, wie sie sich verstellen, als wäre ihnen die Kunst des Sich-Verstellens ganz geläufig. Bescheidenheit und Drastik sind die Genien ihres Spiels, ein ungleiches Paar, geboren von der gleichen keuschen Mutter, der Unroutine. Es ist unbeflecktes Theater, das die braven Zeller machen.

Hofmannsthals Text hat der Bauerndichter Löser ins Salzburgische übertragen. Das ist eine gemütliche Mundart, in der man gut mit Gott und Teufel reden kann und in der Gott und Teufel mit sich reden lassen. An den Tagen, an denen die Zeller ‚Jedermann‘ aufführen, reitet „der reiche Vetter“ auf einem dicken Pinzgauer Gaul durch den Markt und gibt kund, um wieviel Uhr das Spiel anfängt. „Beim Jedermann . . . gehts heut’ um halber Neune an!“ Dieser Vers ist aber nicht von Hofmannsthal

(wie man nach seiner Schlichtheit und Treuherzigkeit glauben möchte).

Das Spiel beginnt später als halber Neune, denn die Akteure warten, wie ihr Sprecher mitteilt, auf den Zug aus Saalfelden. Auch aus Maishofen, Gerling, Lisgang und sogar aus Hochfilzen kommen ‚Jedermann'-Interessenten in den Markt. Zell ist eigentlich kein Markt, sondern nach Gemeinderatsbeschluß vom Jahre 1920 „Seebad". In der Republik darf sich eine Gemeinde so etwas erlauben, früher jedoch waren derlei geographische Titelverleihungen Gnaden des Herrschers, und eine Sommerfrische wurde zum „Bad" ernannt etwa wie ein Untertan zum Kaiserlichen Rat. In dem lieblichen Hofgastein, zum Beispiel, würden die Leute heute noch nicht baden, hätte nicht Franz I. in seiner rastlosen Güte ausdrücklich befohlen, daß in Hofgastein gebadet werden darf. Mitten im Ort ragt sein Denkmal, Wanderer stehe still und lies auf dem Sockel (sofern nicht Tränen der Rührung dir den Blick verschleiern), daß dieses Erzbild dem Monarchen errichtet ward, weil er dem Flecken „die Bestimmung" als Badeort zu verleihen geruht hatte.

Die Zeller ‚Jedermann'-Bühne ist im Freien aufgeschlagen, vor dem schönen alten Schloß Rosenberg, das nicht nach einem Kurgast, sondern von jeher so heißt. Die Schloßmauer, vor der gespielt wird, ist mit Efeu übersponnen — man könnte auch ganz gut sagen: überwuchert —, das vorgebaute dreistufige Podium von Gesträuch und Blumen umkleidet. Die Spieler kommen von rechts und links aus dem Abenddunkel, die himmlischen Erscheinungen aus dem Schloß, der Teufel, wie sichs gebührt, durch die Zuschauerreihen. Dorthin zieht er sich dann auch wieder vor dem katholischen Rituale zurück. Ringsum Wiesen und hinter ihnen ein paar Bauernhäuschen, deren Bewohner die Chance haben, jeder ‚Jedermann'-Aufführung vom Fenster aus gratis zuschauen zu können. Es riecht nach Heu und Seewasser und später auch, aber nur metaphorisch, nach Weihrauch. Wenn Jedermann ins Bußfertige kommt, läuten die Kirchenglocken und die fernen Signale der Eisenbahn (aber die gehören nicht zum Spiel). Für Beleuchtung sorgen ein heftiger Scheinwerfer und der Mond, dessen Ruhe und würdige Blässe vorteilhaft absticht von dem grellen Auftrumpfen des Scheinwerfers. Es ist ein Unterschied wie zwischen einem verarmten Aristokraten und einem Generaldirektor.

Den Jedermann mimt mit Anstand und später auch mit Inbrunst Herr Jörres. Er dürfte Schauspielerei gelernt und schon oft geübt haben, denn in seinem Auftreten ist was Zünftiges und Sicheres, und seine Bewegungen haben den Schliff, den die sogenannte Technik verleiht. Das Spiel der Andern ist derbe bäurische Handarbeit, das des Herrn Jörres trägt schon die Marke glatter, städtischer Theaterindustrie. Er deklamiert ausgezeichnet und setzt sich nicht auf die Reime, wie es ein naiver Verse-Sager rechtens tut und tun darf. Das „Vaterunser" der Hofmannsthalschen Bergpredigt spricht er sehr schön, erinnernd fast an den duftigen Vortrag dieser sichern Nummer durch Kollegen Moissi. Freilich kann des Herrn Jörres verhaltenes Schluchzen

dem des Herrn Moissi nicht das Augenwasser reichen. Die Lacrimin-Essenz, mit der dieser Spezialist graziösester christlicher Zerknirschtheit sein Vaterunser beträufelt, ist eben unnachahmlich. Fabrikgeheimnis.

Die Stimme des Herrn spricht dessen legitimer Stellvertreter in Zell, der Herr Kooperator, Jedermanns Mutter die Frau Schneidermeisterin, Jedermanns Kumpan der Schuster. Der Brave, der den Tod macht, dürfte kein Sproß Salzburger Erde sein, sondern ein Landsmann des großen Huß, der kein so bigotter Katholik war wie der Dichter des ‚Jedermann'. Aber der Tod ist in allen Idiomen gleich schauerlich, und der Zirkel, mit dem er Jedermann aus dem Leben eskamotiert, unter allen Umständen ein böhmischer. Beim Gastmahl des reichen Mannes geht es in Zell fröhlich her, mit Stampfen und Paschen und Juchzen, die „Verwandtschaft" ist herzhaft komisch, die „Buhlschaft" reizend und vor dem dunkelblauen „Glauben" entflieht der Zuschauer-Teufel mit eingezogener Skepsis. Dieses ganze ländliche Theater unterm Sternenhimmel und 758 Meter überm Meeresspiegel ist eine durchaus liebenswürdige, sympathische Sache, und die Lehre von der Nichtigkeit irdischen Guts, die es verkündet, so einprägsam, daß die Zeller Wirte wirklich nur contre coeur, und grad um die Gäste nicht zu beleidigen, sich für Quartier und Speise ein bißchen was zahlen lassen. Für eine Portion Zwetschkenknödel, zum Beispiel, 15 000 Kronen.

Der Himmel ist fahl von Frank Warschauer

Noch geht Karl Hecht und Gregor Meyer in weißen Anzügen spazieren,
manch einer hat es sich bequem gemacht und sitzt in Hemdsärmeln da,
vor den Türen spielen liebliche Kinderchen im Dreck,
ein angenehmer Horizont öffnet sich auf den morgigen Tag,
Viele werden Milliardäre. Ich will da beileibe nicht stören.
Sicherlich duften die Akazien in vielen Gärten,
betrachten Sie jedoch den Abendhimmel: Lehm und grüne Jauche,
die apokalyptischen Reiter heute ziemlich genau zu sehen,
die Nacht näher schreitend mit ungeheurem Sturm.
Täuscht euch nicht, Ihr dreizehn Freunde auf dem Rathausturm,
die über die Krümmung des Horizontes hinweg
fragend den Morgen noch ungeboren erblicken:
Es ist keine gute Luft, die Sperlinge fallen tot zu Boden,
die Kinder weinen laut, der Himmel ist fahl!

Noch erhebt sich um sechs Uhr am Morgen die Stadt
und beginnt, niemals entmutigt die neuen Stunden zu hämmern.
Noch fahren dicke Männer in Automobilen,
manch einer kauft sich grade jetzt ein neues Reitpferd.
Noch tobt allabendlich in den entfesselten Konzertsälen
der Pianisten mutiges Heer. Der Bürgermeister gibt ein Bankett.
Viele Menschen kaufen sich Schnitzel, Cognac und Südfrüchte.
An den elektrischen Abenden singt hier und dort ein Mädchen
bei halb geöffnetem Fenster, der Bräutigam spielt Chopin,
einige sitzen im Freien und machen sich Pfirsichbowle.
Ich will da beileibe nicht stören, aber täuscht euch nicht,
Ihr, die Ihr mich anhört in diesem Augenblick,
in diesem entsetzlichen Augenblick: Der Himmel ist fahl!

Die Zwischenlösung von Morus

Die Währungsbank

Von den beiden Vorentwürfen, die im Reichsfinanzministerium für die Währungsreform angefertigt waren, hat Hilferding nun doch den umgearbeiteten Helfferich-Plan angenommen und den Plan, der auf dem Mehrheitsgutachten des Reichswirtschaftsrats fußte, fallen lassen. Statt eines gradlinigen Lösungsversuchs hat er also das Experiment einer Zwischenlösung vorgezogen. Zwar ist Helfferichs „Roggennote" wohl endgültig begraben; aber das „Gerippe" der Helfferichschen „Brotwährung" hat sich durchgesetzt.

An Kompliziertheit läßt dieses Gerippe nichts zu wünschen übrig. Wenn Alles gut geht, werden wir demnächst nicht weniger als vier verschiedene Geldarten haben. Man kann fast von einer wohlgegliederten Hierarchie des Geldes sprechen, die der Schichtung des Volkes, wie sie Gott der Herr und die Inflation geschaffen haben, sorgfältig angepaßt ist. In der obersten Region wohnt, untadelig und für die armen Sünder unnahbar, die reine Goldwährung. Hier ist das Reich der alleinseligmachenden Devisen, des Dollars, des Pfunds und des Guldens. Zu diesen heiligen Hallen hat nur Zutritt, wer auf den Höhen der Menschheit wandelt, also der Exporteur und der Importeur.

Ein wenig niedriger, aber doch noch in sehr gesunder Höhenlage, thront die Reichsbank. Sie wird, nach der großen Tempelreinigung von den Reichsschatzwechseln, ein so lauteres und unschuldsvolles Institut werden, daß man ihr den alten Präsidenten Havenstein von ganzem Herzen gönnt. Auch bei den andern Direktionsmitgliedern kommt es auf ein paar Dutzend Jahre nicht an. Die graue Rinde kann weitgehend durch graue Haare ersetzt werden. Denn die reformierte oder richtiger reaktionierte Reichsbank wird wieder, wie in alter guter Zeit, auf Grund guter Warenwechsel Banknoten ausgeben, die durch Gold wenigstens zu einem Drittel gedeckt sind. Von den Reichsfinanzen wird sie „losgelöst", um nicht noch einmal ihre Unschuld zu verlieren. An der eigentlichen Währungsreform ist sie vorläufig unbeteiligt. Erst später soll sie wieder Zentralnotenbank werden. Einstweilen schwebt sie über den Wassern. Nur wer über zwei diskontfähige Unterschriften verfügt, darf sich in ihren Bannkreis wagen. Dem niedern Volk sind ihre Banknoten unerreichbar.

Ihm ist dafür die neue Währung vorbehalten: das Geld der Helfferich-Hilferdingschen „Währungsbank". Die Noten dieser Bank sind nicht wie die der Reichsbank gesichert durch liquide Werte wie Gold und Devisen, sondern durch Sachwerte, die sich das Reich, wahrscheinlich auf dem Wege einer fünfprozentigen hypothekarischen Belastung des immobilen Besitzes, verschafft. Und die Menge der Währungsbanknoten ist nicht, wie die der Reichsbanknoten, vom legalen Geldbedarf der Wirtschaft abhängig, sondern von dem illegalen Geldbedarf des Reiches, zu dessen Finanzierung sie nämlich verwandt werden sollen, bis das Reich in der Lage ist, seine Ausgaben durch Steuereinnahmen zu decken. Die beiden Gefahren, die hieraus er-

wachsen, will der Reichsfinanzminister dadurch beseitigen, daß er eine „indirekte“ Einlösbarkeit der Noten in festverzinsliche Schuldverschreibungen auf Grund der Sachwerte vorsieht, und daß der Notenbedarf des Reiches von vorn herein kontingentiert wird. Daß es gelingt, mit diesen beiden Sicherungen das Ausland von der Vollwertigkeit des neuen Geldes zu überzeugen, wird anscheinend gar nicht erst erwartet. Die Noten der Währungsbank sollen nur Inlandsgeld sein für die Zwischenzeit, bis der Etat in Ordnung gebracht und Deutschland wieder reif für eine einheitliche Goldwährung ist.

Für die Uebergangszeit — Dr. Hilferding hat sie reichlich optimistisch auf drei bis vier Monate angesetzt — begnügt man sich aber nicht mit diesen drei Geldsorten (Devisen, Reichsbanknoten und Währungsbanknoten), sondern man läßt auch noch die Papiermark bestehen. Den Eigenwert nimmt man ihr zwar, indem man ihr die mikroskopisch kleine Golddeckung, die sie noch hat, entzieht und auf die Reichsbanknoten überträgt. Aber sie soll, neben den Währungsbanknoten, die gesetzliches Zahlungsmittel sind, die Funktion einer Scheidemünze übernehmen, und wird zu einem festen Kurs gegen Währungsbanknoten eingetauscht. Was das für einen Sinn haben soll, ist eins der Geheimnisse der Helfferich-Hilferdingschen Währungsreform. Es ist hier in den letzten Wochen wiederholt dargelegt worden, daß wir bei Einführung einer neuen Goldwährung für die Uebergangszeit noch die Papiermark im Umlauf lassen müssen, bis wir genügend vollwertige Zirkulationsmittel haben, und bis der Staat seine Finanzen saniert hat. Durch das Interregnum der Währungsnotenbank entfallen diese beiden Aufgaben der Papiermark. Denn die neuen Währungsnoten werden ja eigens zur Deckung des Defizits geschaffen, und da sie auf Grund von Sachwerten ausgegeben werden, können sie — das ist grade die größte Gefahr der ganzen Währungsreform — sofort in beliebigen Mengen in Verkehr gebracht werden. Da der Goldwert unsers gesamten Papiergeldumlaufs gegenwärtig minimal ist, so wäre es ein Leichtes, die Papiermark sofort gegen Währungsbanknoten einzutauschen. Aber man wollte gewiß dem vierten Stand, den freien Berufen und den andern Angehörigen des Lumpenproletariats, auch ihre eigne Währung geben.

Grade die durch nichts begründete Beibehaltung der Papiermark neben den Währungsbanknoten, den Reichsbanknoten und den Devisen zeigt, wie unorganisch der Währungsplan des Reichsfinanzministeriums ist. Man hat das getan, was bei Gesetzesvorlagen im parlamentarischen Staat oft unumgänglich ist und auch nichts schadet, bei einer Geldreform aber von Uebel ist: man hat einen Kompromiß geschlossen, um allen Teilen „gerecht“ zu werden. So ist ein Ragout aus den Plänen Helfferichs, Minouxs, des Reichsverbands der deutschen Industrie und des Reichswirtschaftsrats entstanden, das einzelnen Kapitalistengruppen vielleicht sehr bekömmlich sein wird, für das Gros des Volkes aber eine schwere Gefahr bedeutet.

Denn das Kernstück des Währungsplans bilden die auf immobile Sachwerte fundierten Noten der neuen Währungsbank, und wie zweifel-

haft jede Realdeckung ist, lehrt die Geschichte des Geldwesens zur Genüge. Angefangen von dem ältesten Papiergeld, den um das Jahr 1720 von John Law in Frankreich herausgegebenen Banknoten, über die Assignaten und Mandats territoriaux der französischen Revolutionszeit bis zu dem, wenigstens teilweise durch Realwerte gedeckten deutschen Darlehnskassenschein hat sich immer wieder gezeigt, daß eine praktisch unbegrenzte und zur Einlösung nicht verwendbare Notendeckung durch immobile Sachwerte nicht ausreicht, um die Wertbeständigkeit des Geldes zu sichern. Etwas andres wäre es, wie der Reichswirtschaftsrat vorgeschlagen hat, den Sachwertbesitz der Privatwirtschaft als Grundlage für ausländische Darlehen zu verwenden, die dann zur Sicherung der neuen Währung dienen können.

Nach dem Plan des Reichsfinanzministeriums soll die Wertbeständigkeit der neuen Währungsbanknoten dadurch erhöht werden, daß die Noten gegen festverzinsliche Obligationen eingetauscht werden können. Man hat diese Obligationen mit dem pompösen Namen „Goldrenten" ausgestattet wie die Regierung denn überhaupt mit dem Worte „Gold" — „Goldnotenbank", „Goldverpflichtung der privaten Wirtschaft" — recht freigiebig umgeht. Tatsächlich ist nicht recht einzusehen, weshalb die Sicherheit einer Banknote dadurch erhöht wird, daß man auf ihre Unterlagen, in diesem Fall auf die Sachwerte, die das Reich erfassen will, auch noch eine Rentenschuld aufnimmt.

Die Bevölkerung hat diese Mängel des Helfferich-Hilferdingschen Währungsplanes sehr schnell erkannt, und die Hoffnungsfreudigkeit, mit der man noch vor wenigen Wochen der Währungsreform entgegensah, ist rasch in Mißtrauen umgeschlagen. Namentlich das Beispiel der Assignaten hat Viele stutzig gemacht, und schon hört man in Berlin verächtlich von der neuen „Bodenwährung" reden. Der Reichstag hat die Pflicht, durch eine gründliche Umgestaltung des Regierungsentwurfs zu verhindern, daß mit der Gründung der Währungsbank eine neue Inflationsperiode anhebt.

Die Stützungsaktion

Die Regierung — die Regierung und nicht die Reichsbank — hat allen übeln Erfahrungen und allen Mahnungen zum Trotz wiederum eine Stützungsaktion eingeleitet. Sie hat es planmäßig auf den Tag getan — seit dem Mazedonierkönig Antigonos Gonatas, sagte mir ein geschichtskundiger Mann, hat Niemand so heimtückisch die Juden an ihrem höchsten Feiertag überfallen — und unzweifelhaft mit einem großen Anfangserfolg. Den Dollar an einem Tage von 300 auf 100 Millionen herabzudrücken, ist eine Leistung, wenn man auch darüber streiten kann, ob diese Art der Markstützung, die unsre sämtlichen Kleinhandelspreise weit über die Weltmarktparität schnellen läßt, volkswirtschaftlich besonders zweckmäßig ist. Die Neuartigkeit der Intervention bestand diesmal darin, daß die Reichsbank plötzlich die angeforderten Devisen voll zuteilte und dadurch unter den Käufern, die mit der üblichen Repartierung rechneten, Bestürzung und Verwirrung anrichtete. Der Erfolg war eklatant: schon am nächsten Tage wurde

nur noch der zehnte Teil der Devisen angefordert wie am Tage vorher — ein Beweis, daß die Bankvorschrift, Devisenaufkäufe nur noch gegen volle Einzahlung vorzunehmen, nirgends befolgt worden ist.

Aber auf diesen ungewohnten Zustand der vollen Zuteilung wird sich der Devisenhandel natürlich sehr schnell einstellen, und dann wird erst der eigentliche Kampf gegen die Reichsbank einsetzen. Wie es scheint, hat sich die Reichsbank auf einen längern Kampf eingerichtet, wenn sie die Intervention diesmal auch nicht mit Devisen, sondern mit Gold durchführt. Wie lange sie durchhalten kann, ist schwer vorauszusagen. Die ersten beiden Tage haben ihr zwar „nur" zehn Millionen Goldmark gekostet, aber die Hauptschwierigkeit besteht ja nicht darin, den Kurs zu drücken, sondern ihn zu halten.

Der Zweck der Intervention ist, ebenso wie im Februar, ein rein innenpolitischer: man will die Beunruhigung der Bevölkerung durch die rapiden Dollar- und Preissteigerungen unterbinden, um der Regierung die Möglichkeit zu geben, ohne Zwischenfälle die Ruhraktion zu liquidieren. Der politische Zweck ist also, im Gegensatz zu den letzten beiden Stützungsaktionen, durchaus zu billigen. Aber volkswirtschaftlich — das sollte man nun doch allmählich erkannt haben — haben Stützungsaktionen einen Sinn und Aussicht auf Erfolg nur dann, wenn sie auf kurze, genau festgelegte Zeit unternommen werden und direkt den Uebergang zur Sanierung des Etats und der Währung bilden. Auch die jetzige Intervention ist wirtschaftlich nur zu rechtfertigen, wenn die Regierung unverzüglich die Neuordnung ihrer Finanzen und die Errichtung einer wirklich wertbeständigen, Vertrauen weckenden Währung in Angriff nimmt.

Sämisch und Fellinger

Besondre Zeiten fordern besondre Taten. Und besondre Taten fordern — da ja die gewöhnlichen Männer nichts tun — besondre Männer. Solche Männer nennt man von Amts wegen Kommissare. Und da unsre Zeit bekanntlich zu den größten Zeiten aller Zeiten gehört, so hat sie ein gutes Recht darauf, die meisten Kommissare zu haben. Ich kenne nur ein paar von ihnen, aber die genügen mir.

Da ist, zum Beispiel, der Reichssparkommissar. Auf diesen Posten hat man den frühern preußischen Finanzminister Sämisch berufen, nachdem er sich im Kastanienwäldchen durch besondre Erfolglosigkeit ausgezeichnet hat. Herr Sämisch hat mit klarem Blick erkannt, daß es keinen rechten Zweck hat, Ersparnisse in wertloser Papiermark zu machen, sondern daß man vor allem dort sparen muß, wo das Reich Devisenausgaben hat. Um dieses schöne Ziel zu erjagen, trat Herr Sämisch eine Auslandsreise an und fahndete bei den deutschen Vertretungen in den hochvalutarischen Ländern eifrig danach, ob dort nicht unnötig überflüssiges Geld verschwendet wird. Und nachdem er den Gesandtschaften und Konsulaten einen wahrhaft panischen Schrecken eingejagt hatte, brachte er die gestrichenen Stellen von sieben Tippdamen mit. So arbeitet unser Sparkommissar.

Aber Herr Sämisch ruht und rastet nicht. Deshalb machte er sich abermals auf die Reise und begab sich, begleitet von Vertretern

des Reichsfinanzministeriums, des preußischen und des bayrischen Finanzministeriums und der Eisenbahnverwaltung nach Reichenhall — er ist nun einmal ein Freund der Peripherie —, um mit dem oesterreichischen Sparkommissar Dr. Hornik über die Möglichkeit weitrer Ersparnisse zu beraten. Die gemeinsamen Beratungen waren von so vorzüglichem Erfolge, daß sie demnächst in Berlin fortgesetzt werden sollen. Auch scheint das Verfahren im Ausland Schule zu machen. Schon haben sich der polnische und der ungarische Sparkommissar, Auskunft suchend, nach Wien gewandt. Wie wäre es, wenn demnächst die Sparkommission der schwachvalutarischen europäischen Staaten eine gemeinsame Studienreise nach Neu-Seeland anträten, dessen Verwaltung bekanntlich mustergültig ist?

Da die Größe der Zeit in den letzten Wochen in Deutschland beträchtlich zugenommen hat, haben wir wieder einen neuen Kommissar bekommen, dessen Aufgabe es ist, die Devisen zu erfassen. Der Ministerialrat Fellinger, den man mit dieser Aufgabe betraut hat, ist ein äußerst jugendfrischer clewinghafter Herr, den man seine neununddreißig Jahre nicht ansieht. Aber er weiß offenbar seine Jugendkraft weise zu zügeln und mit der Strenge die Milde zu paaren. So erlaubte sich einer seiner Untergebenen neulich die Safes einer Depositenkasse der Kommerz- und Privatbank auf Devisen zu kontrollieren. Wenige Stunden danach waren die Safes sämtlicher berliner Depositenkassen devisenfrei, denn die Bankbeamten hatten ihre alten Kunden sofort telephonisch von dem schrecklichen Ereignis in Kenntnis gesetzt, und die Devisenbesitzer kamen im Eilmarsch, ihre Safes zu räumen.

Nun hätte man vielleicht annehmen können, daß der Devisenkommissar sofort die Verhaftung der Depositenkassenbeamten veranlaßt hätte, die so um das Wohl ihrer Kunden besorgt gewesen sind. Aber statt dessen gab Herr Fellinger noch am selbigen Abend eine Erklärung, daß die Devisenbeschlagnahme „ohne sein Wissen und durchaus gegen sein Wollen“ erfolgt sei, und daß hier eine „Kompetenzüberschreitung eines erst seit kurzem im Amte befindlichen Beamten“ vorliege. Der Devisenkommissar selbst steht grundsätzlich auf dem Standpunkt, „daß derartige Eingriffe in das Privateigentum aus außen- und innenpolitischen Gründen zu verwerfen sind“. Bei diesem grundsätzlichen Standpunkt des Devisenkommissars ist es nicht verwunderlich, daß das einzige Ergebnis seiner Tätigkeit bisher eine Kaffeehausrazzia war, bei der 3000 Dollars zur Strecke gebracht wurden, die aber, soweit sie Ausländern abgeknöpft waren, zum größten Teil wieder zurückgegeben werden mußten. So arbeitet unser Devisenkommissar.

Aber es gibt auch einen Kommissar, der etwas zuwege bringt. Der heißt Alfred Zimmermann, sitzt in Wien und ist vom Völkerbund dazu eingesetzt worden, mit der Schlamperei in Oesterreich aufzuräumen. Der Professor Bonn hat vor einigen Wochen der deutschen Regierung das Wort zugerufen: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ Mit den Herren Sämisch und Fellinger, scheint mir, wird sich der Zimmermann nicht ersparen lassen.

Bemerkungen

Die Redakteure

Die reichen Leute in Deutschland lassen sich bequem in zwei Klassen unterbringen. In die eine Klasse gehören die Geldreichen und in die andre Klasse die Geistreichen.

Die Geldreichen und die Geistreichen stehen nicht gut zu einander. Die Geldreichen möchten mehr Geist haben und kriegen keinen, und die Geistreichen möchten mehr Geld haben und kriegen keins.

Aber weil es eine Angewohnheit der Geistreichen ist, gelegentlich über etwas nachzudenken, haben einige Geistreiche über Geld nachgedacht

Wenn nun alle Geistreichen über Geld nachdächten, dann würde das ihrem Geist schaden. Aber das Deutsche Reich ist stolz auf die Geistreichen. Es duldet nicht, daß sie über Geld nachdenken. Und der Herr Reichskanzler hat ihnen jetzt, damit sie bei ihrem Geist bleiben, etwas sehr Liebes gesagt.

Er hat ihnen gesagt, daß sie den einzigen außenpolitischen Aktivposten in ihrem heruntergekommenen Vaterland vorstellen. Das hat ihnen nun mächtig imponiert, und sie werden nicht mehr so viel über Geld nachdenken.

*

Die Redakteure, welche gleichfalls zu den geistreichen Leuten rechnen, haben dafür gesorgt, daß dieses staatsmännische Kompliment gehörig unter die geistreichen Leute kommt. Sie haben sich sofort an die Redaktionstische gesetzt und daraus saubere Leitartikel gebügelt mit hübschen Ueberschriften, welch letztere von den Leuten bestimmt gelesen werden. Und die Verleger, welche zu den geldreichen Leuten gehören, haben sich gefreut, daß ihre Redakteure so geistreich sind.

Aber die Boten, die dazu da sind, Leitartikel in die Setzerei zu tragen, gehören nicht zu den geistreichen Leuten. Sie werden auch dreimal so hoch bezahlt wie die Redakteure.

Wenn die Boten nicht dreimal so hoch bezahlt würden, dann würden sie streiken, bis sie so hoch bezahlt werden. Und weil die Boten Transportarbeiter sind, würden die Rollkutscher und die Straßenbahner, die auch Transportarbeiter sind, mitstreiken, damit die Boten dreimal so viel bezahlt bekommen wie die Redakteure.

Die Setzer und die Drucker, welche ebenfalls keine geistreichen Leute sind, werden dreimal so hoch bezahlt wie die Boten. Und weil das Geld von Setzern und Druckern gemacht wird, deshalb dürfen Setzer und Drucker nicht streiken.

Wenn sie aber doch streikten, dann würden auch die Boten und die Rollkutscher und Straßenbahner streiken, weil kein Geld da ist. Die Boten und die Rollkutscher und Straßenbahner arbeiten prinzipiell nur, solange Geld da ist.

Deshalb muß immer Geld da sein, und damit welches da ist, werden die Setzer und die Drucker dreimal so hoch bezahlt wie die Boten.

Aber die Redakteure gehören zu den geistreichen Leuten. Trotzdem es ihre Angewohnheit ist, gelegentlich über etwas nachzudenken, haben sie noch nie über Geld nachgedacht.

Es imponiert ihnen mächtig, zum außenpolitischen Aktivposten in ihrem heruntergekommenen Vaterland zu gehören. Und die Verleger freuen sich, daß ihre Redakteure so geistreich sind.

Bruno Manuel

Quark

„Der koburgische Geheime Kommissionsrat Dr. Quark ist zum Wirklichen Geheimen Legationsrat der Bayrischen Gesandtschaft in Berlin ernannt worden."

Antworten

H. v. H. Ich darf mir was wünschen, wenn ich rate, welches deutsche Buch den aktuellsten Titel hat? Ich wünsche mir auf der Stelle mein Lieblingsgetränk: Flensburger Aquavit. Denn ich muß richtig geraten haben: ‚Stark wie die Mark'; von Rudolf Stratz.

Hans Reimann. Sie haben in Nummer 36 einen Roman von Hans Reiser höchlichst gerühmt und neben den Namen des Autors geschrieben: (Fritz Reck-Malleczewen). Jetzt meldet sich Hans Reiser zur Stelle und legt Wert auf die Mitteilung, daß er gänzlich unpseudonym in eigner, unverwechselbarer Person existiere.

Emil Ludwig. Sie schreiben mir: „In Lille, mitten im deutschfeindlichen Gebiet, geben einige mutige Gelehrte die ‚Revue Germanique' heraus. Der Redakteur, Professor Piquet von der Universität Lille, hatte mich, im Anschluß an einen Bericht über meine neuern Arbeiten, um ein Exemplar meines Goethe-Buches gebeten, um es in der pariser ‚Revue critique' anzuzeigen — kein Vergnügen für einen französischen Staatsbeamten. Als ich den Verlag J. G. Cotta in Stuttgart unter Darlegung dieser erfreulichen Umstände um Uebersendung des Buches nach Lille ersuchte, lehnte er ‚aus Gründen nationaler Selbstachtung' ab. So erschweren alldeutsche Gehirne der tapfern Minderzahl hüben und drüben ihr segensreiches Wirken." Ueberschrift: Die Unverbesserlichen.

Zeitungsabonnent a. D. Auch Sie haben auf Nummer 38 der ‚Weltbühne' hin Ihre Zeitung zum ersten Oktober abbestellt, gelobеn, keine mehr in Ihr Haus zu lassen, wünschen sich aber, um in Ihren Kreisen tatkräftiger gegen die Presse agitieren zu können, überzeugend konkretes Material. Damit wären Bände zu füllen. Aber eins für unzählige wird heute genügen. Wie Sie noch nicht vergessen haben werden, war die Hauptwaffe der journalistischen Ruhrkämpfer im Hinterland die Behauptung: Frankreich könne diesen Wirtschaftskrieg nicht halb so lange ertragen wie Deutschland. Täglich wurde hinausposaunt, daß der Franc falle, daß keine Kohle nach Frankreich gelange, daß die Hochöfen zum Stillstand kämen, daß die Ausfuhr zurückgehe, daß die Arbeitslosigkeit das Land in Unruhen stürzen müsse, kurz: daß wir nur noch ein, zwei Wochen durchzuhalten brauchten, um glorreich zu siegen, und daß unter gar keinen Umständen unsre Nerven wieder fünf Minuten vor diesem Siege versagen dürften. Als ich auf Grund von Auslandsstatistiken schon vor Monaten nachwies, daß von alledem keine Silbe wahr sei, daß sich vielmehr mit jedem Tage, um den diese aussichtslose deutsche Unternehmung fortgesetzt werde, unsre Lage unheilvoller gestalte: da wurde ich in den Lügengazetten und in anonymen Briefen ob meiner Unkenntnis verhöhnt, ob meines Defaitismus beschimpft, ob meiner Vaterlandslosigkeit bedroht. Jetzt plötzlich lese ich einen deutschen Aufsatz über ‚Frankreichs Wirtschaft und Finanzen'. Untertitel: ‚Entschiedene Prosperität auf der ganzen Linie'. Ein paar Stücke des Wortlauts: „Die vielfach geäußerte Ansicht, daß ein wirtschaftlicher Verfall Deutschlands von ruinösen Folgen für die französische Wirtschaft sein werde, hat sich bisher nicht bestätigt. Wer in Deutschland solche verheerenden Wirkungen ‚bucht', befindet sich leider mit den Tatsachen nicht in Uebereinstimmung . . . Der Beschäftigungsgrad der Industrie ist, nach wie vor sehr befriedigend; besonders ist das Auslandsgeschäft . . . sehr gut . . . vor allem der Umstand, daß die Zahl der im Feuer befindlichen Hochöfen bereits im Juni wieder 106 erreicht hat . . . Dementsprechend weisen auch die Zahlen der Roheisen- und Stahlerzeugung eine bedeutende Steigerung auf . . . Von weittragender Bedeutung ist auch, daß Frankreich seine eigne Steinkohlen- und Kokserzeugung in den letzten Monaten sehr erheblich entwickelt hat und demgemäß seine Bezüge aus dem Ausland

einschränken konnte. Auch die Zufuhren aus dem Ruhrgebiet sind immerhin wesentlich höher als im Februar . . . mit Bestimmtheit annehmen kann, daß die Zahlungsbilanz Frankreichs nicht passiv, sondern ehe aktiv ist . . . Der Wohlstand des Landes tritt ferner deutlich in die Erscheinung, wenn man berücksichtigt, daß die Einnahmen des Staates eine große Steigerung aufzuweisen haben. Sie haben bei einem Gesamtergebnis von 13,1 Milliarden Francs ein Mehrergebnis von 1321 Millionen Francs gegen die entsprechende Zeit des Vorjahres zu verzeichnen . . . Vervollständigt wird das günstige Bild der französischen Wirtschaftslage noch dadurch, daß trotz der großen Kosten, die die Ruhraktion verursacht, die Vorschüsse der Bank von Frankreich von 25,9 Milliarden im August 1920 auf 23,7 Milliarden im August dieses Jahres gesunken sind, und daß der Papiergeldumlauf . . . seit Anfang dieses Jahres unverändert geblieben ist, sodaß von einer irgendwie ins Gewicht fallenden Inflation nicht die Rede sein kann. Weitere Anzeichen wirtschaftlicher Prosperität sind die ordentlichen Einnahmen der Eisenbahnen, die gesteigerte, den Friedensstand erheblich übertreffende Frequenz in den französischen Häfen, die Zunahme der Spareinlagen und die neuerdings erfolgte Senkung der Großhandelspreise." Das druckt im September diejenige deutsche Zeitung, die seit Januar in ihrem politischen Teil ungefähr am unbekümmertsten die „verheerenden Wirkungen" des Ruhrkriegs für Frankreich „gebucht", sich also „mit den Tatsachen nicht in Uebereinstimmung" befunden hat. Sie druckt das nicht etwa auf der ersten Seite, wo es das große Publikum erfahren würde, sondern im Handelsteil, wo nur die Sach- und Fachkenner lesen, was sie, halb aus Wendungen dieses Handelsteils, halb aus ihrer Praxis, längst wissen. Weshalb darf ein gelegentlicher Mitarbeiter endlich die Wahrheit unverhüllt sagen? Vielleicht, weil sein Schluß der politischen Redaktion die Möglichkeit gibt, zwar die Argumente ihres Ceterum censeo zu ändern, es selbst aber mit ungeschwächter Lungenkraft morgens und abends herauszuschreien. Der Schluß lautet: „Auf Grund dieser Ausführungen läßt sich ermessen, wie wenig die tatsächlichen Wirtschaftsverhältnisse Frankreichs dem immer wiederkehrenden Refrain der französischen Auslassungen entsprechen, wonach Frankreichs Wirtschaft zusammenbrechen würde, falls Deutschland nicht gezwungen wird, seinen Zahlungsverpflichtungen in dem Umfange, in dem Frankreich es wünscht, nachzukommen." Und da besteht dieser größenwahnsinige Winkeladvokat weiter auf seinem Schein? Möge das Erdbeben von Japan auch Frankreich verschlingen!

Justizminister Radbruch. Eine Frage statt einer Antwort: Was dünket Euch um den Fall Fechenbach?

Kampfgenosse. Sie irren: ich bin schon im Anmarsch auf Berlin, teils, weil die Theaterleute den erstaunlichen Mut haben, selbst bei diesem Dollarstand eine Saison zu eröffnen, teils, weil die Justizbehörde mir mit Verhaftung gedroht hat, wenn ich nicht Sonnabend, am 29. September, vormittags 10¼ Uhr vor der 6. Strafkammer des Landgerichts III in Berlin, Turm-Straße 91, Portal 4, III. Stock, Zimmer 574, Arm in Arm mit Joachim Ringelnatzen erschiene, um fünf gelehrten Richtern auszureden, daß es ein fluchwürdiges Vergehen gegen § 184 des Strafgesetzbuchs war, die unschuldigen Leser der ‚Weltbühne' durch die Benutzung des unzüchtigen Wortes „Beischlaf" sexuell aufzuklären.

Hamburger. Auf der Durchreise durch deine Stadt kann ich nicht umhin, das folgende Zeitungstelegramm zu lesen: „Nach einer Mitteilung des Polizeipräsidiums sind bei der Devisenrazzia in Berlin beschlagnahmt worden: 42 253 oesterreichische Kronen, 200 französische Francs, 143 serbische Dinars, 37 dänische Kronen, 18 000 bulgarische Levas, 5100 polnische Mark, 800 ungarische Kronen, 30 estländische Mark und 500 Sowjetrubel." Dazu waren 150 Beamte und Devisenkommissar höchstselber tätig. Ueberschrift: Der Sowjetrubel als Edelvaluta oder Wir werden das Kind schon schaukeln.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

Zerfall von Emil Ludwig

Die Reichsregierung hatte drei Möglichkeiten.

Erstens: Mit Hilfe der Verfassung und zwar mit Absatz 2 desselben Paragraphen, auf den Bayern sich stützt, die an sich verfassungsmäßige Diktatur in Bayern zu beseitigen. Darauf: Widerstand; Zusammenschluß beider münchner Parteien; Nötigung zur Exekutive durch das Reich.

Zweitens: Wie du dir, so ich mir. Unsre Diktatur geht über eure. Folgen wie im ersten Falle.

Drittens: Verhandlung. Dieser Weg wird, nach dem zweiten, offenbar beschritten. Er ist pazifistischer, als uns Pazifisten gut scheint. Doch sind wir gewöhnt, daß man in Deutschland trotzt, wo man verhandeln müßte, und verhandelt, wo man trotzen könnte.

Auf dem von Bayern schlau, von Berlin — nun, sagen wir unter Zensur: recht höflich gewählten Weg Nummer Drei kann es in drei Richtungen weitergehen.

Erstens: Kahr läßt sich von den Hitlers mit oder ohne vorher festgesetzten Plan überwältigen, Bayern marschiert, der Sekten-Unterschied Schwarzweißrot und Blauweiß wird in einer neuen Kriegsflagge Blauweißrot versöhnt, geschlossen zieht Bayern nach Norden, findet den Widerstand der Arbeiter, auch der Reichswehr. Kampf.

Zweitens: Da Bayern, um ein bestechendes Stichwort zu haben, wenngleich ohne den winzigsten Gedanken, den Vertrag von Versailles amtlich zerrissen hat, kann es die Reparationsfrage nicht einmal mehr mitdiskutieren, muß daher schon nach kurzer Zeit in offenen Gegensatz zum Reich auch nach außen treten. Hier oben ermannen sich die letzten Menschen, denen das Reich teurer ist als die Partei, und nötigen die Regierung, der Reichswehr Befehl zur Exekutive gegen Bayern zu geben. Signal zur Mobilmachung auf allen Seiten, wobei nicht nur Württemberg, sondern auch Baden zweifelhaft. Kampf.

Drittens: Bayern proklamiert bei der ersten Reparationsfrage seinen Widerspruch, wiederholt die Stellung seiner Patriotenpartei, die sich am 13. Juli 1870 von Preußen in öffentlicher Rede trennte, und tritt mit dem Ausdruck des Bedauerns und in der Hoffnung auf eine spätere Wiedervereinigung, Treue um Treue, aus dem Reichsverband aus, ohne zu marschieren. Gleichzeitig oder bald darauf Einzug des Königs Rupprecht auf weißem Zelter mit oder ohne spalierbildende Truppen Hitlers. Loslösung des Rheinlands, von den Devisen-Patrioten als eleganter Hochverrat längst vorbereitet, von den Arbeitern — kann man es grade diesen Betrogenen verdenken? — schließlich nicht mehr gehindert, erfolgt entweder auf das Signal des bayrischen Abfalls hin, oder, wahrscheinlicher, sie erfolgt zuerst und gibt dann Bayern den Vorwand. Zeigner, der Geßlers Diktatur als persönlichen Affront auffaßt, schlägt sich gleichfalls mit seinen

Sachsen in die Büsche. Der nördliche Rumpfstaat schickt seine Soldaten zwar keinesfalls zur Exekution, hindert aber leicht jeden Eintritt über eine Grenze, die Niemand zu verletzen braucht, um seinen Willen zu haben. Zerfall des Reiches unter lauten Protesten Aller gegen Alle, ohne Kugelwechsel.

Diese dritte Möglichkeit, die wahrscheinliche, würde Deutschland ein zweites Mal um die Reinigung einer wirklichen Revolution bringen. Vor fünf Jahren lag der Grund in der allgemeinen Panik der bis dahin regierenden Klassen. Diesmal würde er in der mangelnden Kampfbereitschaft der äußersten und in der mangelnden Charakterstärke der übrigen Linken liegen. Nicht, weil die Reichswehr etwa Verrat wollte, wird sie Gewehr bei Fuß stehen bleiben; ihr erster Soldat scheint mir über jeden Zweifel und stark genug, jedenfalls den Norden der Republik zu verteidigen. Aber es wird sich Niemand entschließen, den Einmarsch in die aufständischen Länder zu befehlen, weil jede nationale Gesamtstimmung fehlt. Warum auch diesmal lügen! Wer ist denn noch in Deutschland, der sich für ein gemeinsames Deutschland schlagen will? Gegen Frankreich, das gibt es. Für den Bestand des Reiches? Nur Ruhe und Ordnung, am liebsten Diktatur — das heißt: lieber Zerfall als Kampf und Demokratie.

Unklug, in diesen Zeiten zu prophezeien. Wer aber die Natur der Deutschen, ihre Geschichte und die Ermüdung dieser Generation im besondern kennt, muß voraussehen: Niemand wird da sein, um mit Gewalt ein Kunstwerk zu retten, das ohne Gewalt, nur auf Grund äußerer Erfolge des führenden Staates, durch freiwilligen Zusammenschluß entstand.

Der Prophet Bismarck: „Wenn man den Zustand fingierte, daß sämtliche deutsche Dynastien plötzlich beseitigt wären, so wäre nicht wahrscheinlich, daß das deutsche Natonalgefühl alle Deutschen in den Frictionen europäischer Politik völkerrechtlich zusammenhalten würde, auch nicht in der Form föderierter Hansestädte und Reichsdörfer. Die Deutschen würden fester geschmiedeten Nationen zur Beute fallen, wenn ihnen das Bindemittel verloren ginge, welches in dem gemeinsamen Standesgefühl der Fürsten liegt." Er wußte also, daß es ohne Fürsten nicht weiterginge. Daß er trotzdem leider nur die Fürsten als Bausteine wählte, lag in der voraufgehenden Unfruchtbarkeit aller Volksversuche zur Einigung begründet.

Fünf Jahre lang hat sein Turm sich nach dem Erdbeben schwankend erhalten. Jetzt stürzt er um. Damals befreite uns ein Tag von zwei Dutzend Fürsten. Jetzt wird uns ein Moment ein halbes Dutzend Vaterländer schenken.

Warum ist Einheit notwendig, fragen meine Brüder, die deutsches Wesen im Geist suchen und nicht in der Macht, und sie verweisen auf die Blüten deutschen Geistes in den ungeeinten deutschen Ländern. Auf diese Frage, die ich mir oft gestellt, gibt es zwei Antworten:

Kleine Staaten blühen im Geist nicht unter Parteihäuptern, sondern unter machtlos kulturvollen Dynastien, als welche nicht mehr zurückzuwünschen wären.

Ferner aber ist Einheit der einzige Bürge der Freiheit; Freiheit das einzige Gut, um das die Existenz eines Staates ertragen werden kann. Der Verlust von 18 und der Verlust von 23 verhalten sich deshalb wie der Kurs der Mark von damals und jetzt. Damals haben wir Land und viel Geld verloren, aber kein Feind von draußen hat uns Einheit und Freiheit genommen.

Jetzt sind deutsche Verbrecher daran, uns beides mutwillig zu rauben.

Stresemanns geflügelte Worte

von Siegmund Feldmann

Zitate sind die Fettaugen auf den rhetorischen Wassersuppen. Herr Stresemann hat uns bis heute kräftigere Kost aufgetragen. Er genießt den Vorteil, zu einem Zeitpunkt gekommen zu sein, wo man „Dinge" reden muß, und wo selbst ein minder gewandter und erfahrener Debatter, ohne erst nachzuschlagen, wirken kann. Er macht daher, uns zu Dank, von Zitaten einen sehr mäßigen Gebrauch, aber ganz verzichten will er nicht darauf. Nur hat er wunderliche Klassiker. Er besitzt anscheinend keinen Büchmann und ist daher genötigt, Anlehnungen an große Geister zu suchen, die in diesem bewährten Nothelfer nicht zu finden sind. Zum Beispiel an die Preußenkönige. Die sind in seinen Auslassungen oft zu Gast. So erinnert er in seiner Rede vor der deutschen Kulturgemeinschaft (oder wie dieser Verband eigentlich heißt) an „das wundervolle Wort eines Preußenkönigs". Dieses Wort fiel — von einem Manuskript — bei der Gründung der Universität Berlin und enthielt die Mahnung, durch Mehrung der geistigen Güter den Verlust materieller Güter zu ersetzen, den das Vaterland erlitten — es entfiel den Lippen Friedrich Wilhelms des Dritten! Selbst die kriechendsten Hofschranzen und die servilsten Geschichtsklitterer können sich nicht um die Tatsache herumwinden, daß Friedrich Wilhelm, Dritter seines Namens, intellektuell tief unter dem Durchschnitt und von einer fast lückenlosen Unwissenheit — daß er, kurz gesagt, ein pathologischer „Imbecilis" war, der nur in Infinitiven sprach („Ich Lombard befehlen" . . . „Köckeritz mir geschrieben haben"), und daß diese Babysprache der Ausdruck eines gleich hoch entwickelten Auffassungs- und Urteilsvermögens war. Alle Welt kann ermessen, welch leidenschaftlichen Anteil grade dieser Preußenkönig an der Mehrung der geistigen Güter nahm; Herr Stresemann natürlich auch. Aber sein Gefühl überwältigte ihn. Es gibt eben Leute, denen beim Begriff „Preußenkönig" die Assoziation „wundervoll" im Gehirn automatisch aufspringt. Und man sieht förmlich, wie ihnen beim Verschlucken der Rührung der Adamsapfel auf- und niederrutscht.

Gut denn! Aber wenns schon nicht anders geht, so wäre vielleicht wünschenswert, daß er fürderhin mit den Preußenkönigen sein Auslangen fände und nicht die Reserve der Kronprinzen heranziehen müßte, zumal wenn sie noch am Leben und durchaus nicht abgeneigt sind, den Thron ihrer Väter zu besteigen, sobald ihre (vermeintliche) Stunde geschlagen hat. Am 13. September hielt der Reichskanzler an einem Presseabend im Reichsamt eine inhaltschwere Rede. Ganz Europa spitzte die Ohren, denn man hatte angekündigt, daß er Poincaré antworten werde, der übrigens, beiläufig bemerkt, schon

ein halbes Tausend Reden gehalten hat, ohne einen einzigen Franzosenkönig zu zitieren. Die Rede wurde auch schleunigst in alle vier Winde gedrahtet und mag da und dort manchem Mann ein Kopfschütteln abgenötigt haben, der nicht wußte, daß der bayrische Kronprinz Rupprecht eine so gewichtige Person sei. Herr Stresemann berief sich wiederholt auf ihn, dessen Meinung, Billigung und Zustimmung, wobei er sich in seiner Anerkennung allerdings nie so weit verstieg, ihm das wohlverdiente Prädikat „ehemalig“ zu verleihen. Der Kronprinz (schlechtweg) sagte dies und der Kronprinz (schlechtweg) sagte jenes. Zuerst zog er „im dortigen Offiziersverband eine interessante historische Parallele“, und eine Stelle weiter leistete er sich einen „guten Satz“, den Herr Stresemann mit unabgeschwächtem Nachdruck wiedergab. Da wirkte fast als eine Erleichterung, daß am Schluß des Absatzes, Gott sei Dank, wiederum ein „großer Preußenkönig“ anrückte.

Man braucht das nicht gleich tragisch zu nehmen. Kein Mensch erwartet, daß Herr Stresemann sein Herz und seine Vergangenheit verleugne. Niemand hat ihn für einen Jakobiner gehalten, nicht einmal für einen Girondisten. Deutschland hatte einmal einen Reichskanzler, der, ohne zwingende Nötigung, zu den Sozialisten im Reichstag hinaufrief: „Schätzen Sie sich glücklich, daß Sie in einer Monarchie leben!“ Mit dem märchenhaften Takt, den deutsche Staatsmänner der wilhelminischen Aera, dem Beispiel ihres allergnädigsten Brotherrn folgend, so oft entwickelten, rieb er den Franzosen, den Schweizern, den Bürgern beider Amerika (und der ganzen gleichdenkenden westlichen Kulturwelt) ihre Rückständigkeit und politische Minderwertigkeit unter die Nase. Aber Bethmann Hollweg war schließlich der Kanzler eines Kaisers, dem er ein huldvolles Lächeln abgewinnen wollte. Herr Stresemann ist der Kanzler einer Republik. Niemand stößt sich an seiner politischen Herkunft; Niemand bestreitet ihm den Mut, den er in dieser verzweifelten Stunde beweist; Niemand bezweifelt seinen loyalen Willen, vor allem das Reich zu retten, das sich nicht zuletzt durch Halbheiten, Zweideutigkeiten und Vorbehalte ruiniert hat. Für Mißverständnisse gibt es heute keinen Spielraum mehr, weder im Innern noch gar draußen. Das Ausland ist feinhöriger, als er glaubt, und wenn es wahrnimmt, wie Herr Stresemann immer und immer Könige und Kronprinzen unter sonoren Lobpreisungen aufmarschieren läßt, so dürfte sich Einer oder der Andre vielleicht doch zu fragen beginnen, für wen letzten Endes er das Reich zu retten bemüht ist.

Darum wäre ihm eine sorgfältigere Auswahl der Zitate angelegentlichst zu empfehlen. Ich schlage vor, eine nationale Sammlung einzuleiten zu dem Zweck, Herrn Stresemann einen Büchmann zu stiften. Bei der hohen Schlüsselzahl des Buchhandels dürfte allerdings einige Zeit vergehen, bis das Geld beisammen ist. Um ihm in der Zwischenzeit aufzuhelfen, stelle ich ihm ein Zitat zur Verfügung, das zwar auch nicht im Büchmann steht, aber der Erwägung des Herrn Stresemann wert erscheint. Es findet sich in Mirabeaus Werk: ‚Sur la Monarchie prussienne sous Fréderic le Grand‘, das in drei Bänden die Macht und Größe Preußens schildert, um mit dem Satz zu schließen: „Wenn jemals ein unverständiger Fürst diesen Thron besteigt, wird man diesen fürchterlichen Riesen plötzlich zusammenbrechen, wird man Preußen fallen sehen, wie Schweden gefallen ist.“

Wilhelms II. Auslandsdiplomaten von L. Persius

Warum versagten unter der Regierung Wilhelms II. unsre Auslandsdiplomaten vollständig? Ich halte mich heute an die Jahrhundertwende, an die Zeit, da Wilhelm II. sich auf dem Gipfel diplomatischer Erfolge träumte: Besitzergreifung Kiautschous, Boxer-Aufstand, China-Feldzug.

*

Ende September 1898 brachen die ersten Unruhen in Peking aus. Die Botschaft bat das Gouvernement Tsingtau um militärischen Schutz. Der Kreuzer ‚Kaiserin Augusta' brachte ein Detachement Marine-Infanterie nach Taku. Am 4. Oktober trafen wir dort ein.

Tagebuch-Notiz vom 6. Oktober: Ich entschloß mich, wenn möglich, nach Peking zu reisen, fuhr zunächst nach Tientsin und suchte unsern Konsul Dr. Eichwald auf. Beim Diner im Hotel Astor house sagte er mir: „Sie können ohne Sorge nach Peking gehen. In Tientsin ist Alles ruhig. In Peking hat man, scheint mir, die Nerven etwas verloren."

7. Oktober. Ich nahm den fahrplanmäßigen Zug, traf um drei Uhr nachmittags in Peking ein und machte Besuch beim Botschafter, Baron von Heyking, der mich zum Diner einlud. Ich saß an der großen Tafel zwischen der Baronin und Herrn v. d. Goltz, dem ersten Dolmetscher. Nach dem Essen gabs bis spät eine erregte Unterhaltung. Frau v. Heyking — geborene Gräfin Flemming, später Frau v. Putlitz (bis Herr v. Putlitz im Duell mit Herrn v. Heyking fiel), die Verfasserin der ‚Briefe, die ihn nicht erreichten' — ist eine äußerst interessante Dame. Sie scheint die Unaussprechlichen anzuhaben und ist die Seele der Botschaft. Ihr Mann ist äußerlich recht repräsentabel, hält sich sehr reserviert, schweigt sich aus. Sie erzählte mir mancherlei von ihrem bewegten Leben und glossierte das Treiben der diplomatischen Kreise. Auf meine Frage nach der Tätigkeit der Botschaft sagte sie: „Sie machen sich eine ganz falsche Vorstellung von der Arbeit, die wir verrichten. Zunächst: Verantwortung in diplomatischer Beziehung kennen wir kaum. Eigne Initiative darf nicht entwickelt werden. Uns wird jeder Schritt von Berlin aus vorgeschrieben; Berlin — das ist: Seine Majestät. Gewiß gibts zuweilen Ausnahmen, aber da muß man übermenschlichen Mut haben. Meist bricht man das Genick dabei." Frau v. Heyking wies auf die Besitzergreifung Kiautschous hin.

Ich füge heute hinzu, als Beispiel für das Hin und Her in Berlin: Alle Vorbereitungen für die Besetzung Tsingtaus waren getroffen. Dem Admiral v. Diedrichs war befohlen worden, mit seinen Schiffen von Shanghai nach der Kiautschou-Bucht zu dampfen und Truppen auszuschiffen. Als die ersten Marineabteilungen die chinesischen Lager besetzt hatten, wurde dies telegraphisch nach Berlin gemeldet. Von dort kam die Antwort: „Nicht so eilig vorgehen, abwarten, es können sich diplomatische Schwierigkeiten einstellen." Der dechiffrierende Stabsoffizier — ein resoluter Herr — unterschlug die Depesche und zerstörte den Apparat, sodaß unsre Besatzungstruppen einige Zeit ohne Verbindung mit Berlin waren. Als diese wiederhergestellt war, hatten sämtliche chinesischen Truppen bereits Tsingtau und Um-

gebung verlassen, und auf allen Forts wehte die deutsche Kriegsflagge. Berlin hatte nach kurzer Zeit der Verzweiflung wieder Courage bekommen.

*

Im Winter 1904/5 lag ich als Kommandant des Kreuzers ‚Seeadler' vor Nanking. Am 26. Januar hatte ich Audienz beim Vizekönig Wei-kung-tao. Am 4. Februar dankte mir der Wang-Tautai. Es war große Gesellschaft bei mir an Bord. Hochgestellte Chinesen und unser Konsul Freiherr v. Gebsattel waren da. Es wurde hauptsächlich über den dicht bevorstehenden Ausbruch des russisch-japanischen Krieges gesprochen (am 10. Februar erhielten wir die Nachricht der Kriegserklärung). Der Wang-Tautai ließ sich, recht interessiert, von mir über die Entwicklung Kiautschous unter deutscher Oberhoheit erzählen. Seine Antwort war: „Früher vertrauten wir den Deutschen unbedingt. Nachdem sie uns aber Kiautschou weggenommen haben, ist das nicht mehr der Fall. Für die Blüte des deutschen Handels in China wäre es jedenfalls günstiger gewesen, sie hätten Kiautschou nicht für 99 Jahre gepachtet." Ich konnte dem alten würdigen Herrn, dem mein Sekt so trefflich mundete, und der sich an dem Spiel meiner Musikkapelle erfreute, nicht gram sein ob seiner Offenheit. Ich habe zudem seine Ansicht oft aus dem Munde deutscher Großkaufleute gehört.

*

„Eigne Initiative darf nicht entwickelt werden", hatte Frau v. Heyking gesagt. Ich lese in meinem Tagebuch vom 2. Juni 1899:

Heyking ist nun von seinem Schicksal ereilt worden. Um ihm die bittere Pille zu versüßen, erhielten wir Befehl, ihn für den Anfang seiner Reise nach Europa mit hohen Ehren zu beglücken. Wir sollen ihn von Taku nach Japan bringen. Fürs Reich ein etwas teurer Spaß. Was kostet das Kohlen! Heyking kam am Nachmittag mit seiner Frau und Gefolge an Bord.

Am 6. Juni wurde er in Nagasaki abgesetzt. Abends hatte mich Heyking in sein Hotel zum Essen geladen. Wir sprachen über seine Zukunft, etwas düster, und dann wieder über den diplomatischen Dienst. Die Baronin sagte: „Am besten ists, man schreibt überhaupt keine Berichte, und wenns sein muß, dann müssen sie stets so abgefaßt sein, daß Berlins Weisheit gepriesen wird. Nie eine von Berlin abweichende Ansicht äußern: das ist der Schlüssel zu unsrer erfolgreichen Karriere!" Als ich eine etwas abfällige Bemerkung über unsre Auslandsvertretung machte, äußerte Frau v. Heyking drastisch: „Die Seeoffiziere schätzen unsre Fähigkeiten danach ein, ob wir ihnen Orden von den fremden Potentaten besorgen, und die Zivilisten danach, ob wir ihnen Konzessionen verschaffen. Sie ahnen nicht, wie viele deutsche Agenten fast täglich in Peking an uns mit solchen Wünschen herantraten. Und es ist ja doch Alles reiner Schwindel." Ueber die Konzessionen hatte ich kein Urteil. Aber mit den Orden hatte sie nicht ganz unrecht.

*

Ein ähnliches Gespräch hatte ich einst mit dem Freiherrn v. Saldern, der damals in Saoul beim Kaiser von Korea beglaubigt war. Ich lag mit meinem Schiff in Chemulpo, dem Hafen der koreanischen Hauptstadt.

12. Juli 1904. Nun habe ich mich doch entschlossen, zur Audienz beim Koreaner zu gehen. Ein wenig angenehmes Geschäft, bei der Hitze in Galauniform nach Saoul zu fahren: Boot, Eisenbahn, Sänfte, Wagen wird man gebrauchen. Aber Saldern drängte; und als er mir sagte, es nütze den Interessen der Deutschen hier, da mußte ich mich fügen. Meine Offiziere sind auch sehr erpicht, einen Orden, und wenns auch nur ein koreanischer wäre, zu ergattern.

Abend des gleichen Tages. Nun sind meine Offiziere arg enttäuscht. Die Audienz war ja ganz ulkig. Der Kaiser fragte mich, unter anderm, wieviel Kinder ich hätte. Saldern hatte mich instruiert: „Je mehr Kinder Sie angeben, umso höher steigen Sie in der Achtung." Ich — gänzlich unverheiratet und dank einem gütigen Schicksal auch sonst kinderlos — antwortete: Zwölf. Da grinste der Kaiser und der neben seinem Thron stehende Kronprinz. Aber es nützte nicht: der Haushofmeister händigte uns keine Orden aus. Beim Diner, das uns die sogenannte Kaiserin von Korea — Fräulein Sonntag, eine Deutsche — gab, interpellierte ich Saldern. Ich erinnerte ihn, daß er uns im Dezember 1899 als Ministerresident in Bangkok beim König Chulalongkorn so reichlich mit weißen Elephantenorden beglückt hätte. Seine Antwort war: „Bedaure. Dem Kaiser von Korea sind von den Japanern alle diese Rechte genommen worden. Ich kann nichts machen." Wir zogen gänzlich undekoriert ab, aber durchdrungen davon, daß unser diplomatischer Vertreter unfähig sei. Ein Urteil über seine beruflichen Qualitäten erlaub' ich mir nicht. Saldern war sehr umgänglich und gastfrei und trug sein Herz stets auf der Zung. Seine amtliche Tätigkeit sei gleich Null, gestand er mir ein; und ich habe mich davon überzeugt. Er schlüge, sagte er, als Junggeselle die Zeit in dieser gottverlassenen „Hauptstadt", so gut es ginge, mit Reiten und Spielen tot.

*

Nicht nur junge, auch alte Seeoffiziere beurteilten die Fähigkeiten unsrer Auslandsdiplomaten danach, welchen Ordenssegen sie für die Marine von den Fürsten, bei denen sie beglaubigt waren, hereinbringen konnten. Im März 1903 lag ich als Kommandant des großen Kreuzers ‚Hansa' im Hafen von Yokohama. Das Schiff war Flaggschiff des zweiten Admirals des Kreuzergeschwaders, des Grafen Baudissin, Flügeladjutanten Wilhelms II.

26. März. In Tokio Audienz beim Mikado. Wir wurden von Marquis Ito vorgestellt. Baudissin überbrachte Grüße von S. M. Der Mikado schüttelte uns die Hand. In zwei Minuten war der Zauber vorüber. Beim Frühstück drückte Baudissin unserm Botschafter, dem Grafen Arco, seine Verwunderung aus, daß wir keine Orden unter der Serviette gefunden hätten. Arco erklärte, es sei nicht möglich gewesen, uns Orden zu verschaffen: in Berlin sei vor kurzem ein japanischer Prinz wenig liebenswürdig empfangen worden und habe auch keinen Orden bekommen. Während der Fahrt nach Yokohama kam Baudissin nochmals auf die Ordenssache zurück und äußerte sich abfällig über Arco. Der genösse auch nicht das geringste Ansehen. Er lachte herzlich, als ich ihm erzählte, unsre Seekadetten hätten mir berichtet, Arco habe sie vom Bahnhof abgeholt, ihr Gepäck getragen und sich auf den Bock seines Wagens gesetzt, während die Jünglinge im Innern Platz nehmen mußten.

3. April 1903. Heute große Festlichkeit an Bord, etwa 150 Personen. In meiner Kajüte saß ich längere Zeit mit dem Legationsrat Freiherrn v. Eckardt. Ich äußerte mich mißbilligend über die gar zu große Reserviertheit unsrer Diplomaten, wies auf die mir oft von deutschen Kaufleuten vorgetragenen Klagen über die Exklusivität der Gesandten hin, führte verschiedene Einzelheiten an und stellte ihm dagegen einige unsrer Konsuln, vor allen den Generalkonsul Dr. Knappe in Shanghai, als Muster dar, wie deutsche Interessen vertreten werden sollten. Er gab mir — diplomatisch — recht; aber ich merkte, daß er sich innerlich über mich amüsierte. Diese Kaste in ihrer Ueberhebung ist unbelehrbar. Na, genau so geringschätzig wie sie über uns, denken wir über sie.

*

War eine Besserung unsres ausländischen diplomatischen Dienstes zu erreichen? Darüber sprach ich einmal mit dem Generalkonsul Dr. Knappe.

13. Januar 1904. Heut war ich von Knappe zum Tee gebeten. Erst saß ich bei seiner Frau, die eine glänzende Konversation, abwechselnd französisch, englisch und deutsch, mit den allen möglichen Nationen angehörenden Gästen führte. Dann ging ich allein mit ihm in sein Arbeitszimmer. Er stellte mir Aktenmaterial zur Verfügung und gab mir äußerst wertvolle Informationen für meine Jangtse-Reise. Ich beschwerte mich über die unbefriedigende Unterstützung eines unsrer diplomatischer Vertreter. Da sagte er mir seine Meinung über eine von ihm als dringend notwendig erachtete Reorganisation unsres diplomatischen Corps. Freie Bahn dem Tüchtigen! Adel, Reserveoffiziere, Bonner Borussen sollten nicht so stark in den Vordergrund gerückt werden. Ein adliger Name ist freilich an manchen Höfen wertvoll. Aber diplomatische Begabung ist höher zu schätzen. Es trifft zu, daß unsre Diplomaten sich viel zu sehr abschließen. Sie verkehren meist nur unter sich und bei den andern Botschaftern und Gesandten, am liebsten bei denen der Monarchien. So lernen sie die Seele des Volkes, in dessen Mitte sie wohnen, gar nicht kennen. Sie sprechen selten die Landessprache und müssen sich auf ihre Dolmetscher verlassen. Der gar zu häufige Wechsel der Stellung läßt sie nirgends festen Fuß fassen und kostet zudem viel Geld. Dann haben sie geringes Interesse für den Handel. So stehen sie unsern Kaufleuten und Reisenden teilnahmslos gegenüber. Anders ist das bei den Konsulaten. Die Konsuln und ihr Personal leben viel mehr im Volk. Sie halten Verbindung zur Presse, die von den Diplomaten mit Verachtung angesehen wird. Knappe sagte: „Meiner Meinung nach sollte die Auswahl für den Nachwuchs des diplomatischen Corps auf eine gänzlich neue Grundlage gestellt werden. Diplomaten-, Konsuln- und Dolmetscher-Laufbahnen müßten zusammengeworfen werden. Das würde ein Anreiz für die zweite und dritte Kategorie sein. Jedenfalls wäre zur Hauptbedingung zu machen, daß jeder diplomatische Vertreter die Sprache des Landes, wo er akkreditiert ist, beherrscht."

*

So war es mit der Auslandsdiplomatie unter Wilhelm II. bestellt. Die Republik hat noch nichts daran geändert.

Apokalypse von Fritz Reck-Malleczewen

Das Ende der Welt ist nahe.
Dostojewski

Nach Spenglers erstem Band war diese Angelegenheit geklärt: mit der Mechanisierung des Abendlandes ist das Terminalstadium seiner Kultur eingeleitet, der Zeitpunkt der Ueberflutung durch eine andre Kultur hängt mehr oder minder von historischen „Zufällen" ab. Da schrieen im höhern Auftrag die Pressegewaltigen der Industrie: „Seht, wie er uns die Leute verdirbt! Geht Alles unter — wer wird noch die Hände rühren?"

Infolgedessen hat Herr Spengler sich entschlossen, gegen den „Pessimismus" zu Felde zu ziehn und den ersten Band „einheitlicher zu gestalten". Der Untergang des Abendlandes wird hiermit, auf daß zunächst Herr Stinnes sich entfalten kann, bis auf Weiteres hinausgeschoben, heißt jetzt ‚Vollendung des Abendlandes' und findet erst in so und so viel Jahrhunderten statt.

Die Mechanisierung der Welt ist nun vierhundert Jahre alt. Sie begann mit jenem in seinen Ursachen vollkommen rätselhaften Prozeß, den wir Renaissance nennen, jenen Prozeß, der im Wesentlichen so zu definieren ist, daß dem Abendlande die Götter starben, daß der homo religiosus des Mittelalters zum sachlichen Menschen von heute wurde. Oder glaubt im Ernst Jemand, von den Bankgründungen der Chiggi und Fugger, dem damals entstandenen Begriff des ‚zinsenden Kapitals", der Entdeckung Amerikas, den ersten Keimen naturwissenschaftlichen Arbeitens . . . von allen diesen Dingen führte keine klare Linie über die französische Revolution (der wahrhaften Geburt der Bourgeoisie) zur Deutschen Bank und jenen Stahlwerken, die erfreulicherweise ihren Namen mit dem Wort Bethlehem verbinden?

Alle diese Verbindungslinien klar zu zeichnen, sei einer eingehendern Arbeit vorbehalten. Hier ist tabellarische Kürze am Platz, der Appell an Millionen gehetzter, kritikfähiger Menschen, die wohl wissen, was sich hinter den Paradoxen hier verbirgt.

Technischer Comfort = Leben vom Ersatz. Urgroßvaters dreijährige Italien-Reise und die D-Zug-Fahrt des Amtsrichters aus Krotoschin, der in vierzehn Tagen zwischen Mailand und Santa Maria di Leuca „Alles" sah und sich hinterher ins Sanatorium begeben mußte. Ein Vorkriegsdiner bei dem beamteten Notabeln einer kleinen östlichen Garnison, für das die Familie ein Jahr gehungert hatte, und bei dem man unter dem Tisch die Knochen des Gastgebers klappern hörte. Dies einerseits und eine Brueghelsche Freßorgie andrerseits. Ein alter Perserteppich einerseits und andrerseits ein neoorientalischer mit schönen Anilinfarben, die zum Heil der Menschheit in Deutschland erfunden sind. Dürers Tagebuchnotizen über den Tod seiner Mutter einerseits und der Tod des Generaldirektors Petersen andrerseits, der sich in einem untadeligen Sanatorium von einer untadeligen unbarmherzigen Schwester mit einer Nickel-Recors-Spritze über die Todesnot hinwegspritzen läßt.

Humanität des Maschinenzeitalters: Urgroßvaters Leute, die ihm die Hand küßten, die Verantwortung für ihre Seelen auf ihn warfen und wohl in seinen Armen wie die Kinder starben — das habe ich Alles noch gesehn. Andrerseits aber auch die Krankenkasse, die am

vierten Tag den Kassenarzt fragt, ob der vor drei Tagen mit einer schweren Tuberkulose in irgendein Krankenhaus eingelieferte Patient noch immer nicht gesund sei. Napoleons bei Waterloo zerschellte Kürassiere einerseits und die Oktober 1917 in den Alpen zu 6000 Cadavern vergaste italienische Brigade andrerseits. Hölderlins Schicksal und das eines Menschen, dem einfiele, inmitten Chicagos mit einem andern als dem amerikanischen Typenhirn zur Welt zu kommen.

Patriotismus im Maschinenzeitalter (geboren am 2. September 1792 unter dem Rufe „Vive la nation!"): der Hohenfriedberger einerseits und das neudeutsche Verlangen, daß die Gebrauchsvorschriften der D-Zug-Closets hinfort nur noch in deutscher Sprache abgefaßt sein sollen. (Da nämlich, wie den andern Westvölkern, den Deutschen ihr Dichten, Singen und Sinnieren abhanden gekommen ist, haben sie den berechtigten Wunsch, man solle in Zukunft nur noch auf Deutsch . . .).

Märtyrer und Helden des Maschinenzeitalters: Christus in Gethsemane einerseits und der deutsche Dichter Georg Kaiser, der bei seinem Prozeß vor meinen Ohren die Worte sprach: „Auch ich habe gelitten wie Christus am Kreuz. Aber ich habe nicht geschrien: Vater, laß diesen Kelch vorübergehn an mir!"

Dirnen: Die von Burcardus geschilderten Carnevalsorgien der Borgia und die hamburger Frauenzimmer, die nun ein Verbandsorgan und eine Huriv (Hureninteressenverband) haben und nur noch nach einem Syndikus suchen.

„Körperliche Ertüchtigung": Olympische Spiele in Delphi und olympische Spiele in Stockholm. Der Marathonläufer und die deutsche Jugend, die auf ihren Fußballplätzen so lange zur Natur zurückkehren wird, bis die ganze Menschheit nur noch in Wackers und Kickers zerfällt und statt des Menschenantlitzes einen Fußball zwischen den Schultern sitzen haben wird.

Instinkte im Maschinenzeitalter: Der Heuboden, der früher kurzer Hand die ganze sexuelle Aufklärung besorgte, und die Mädels, die nun in Kursen lernen müssen, wie sie . . .

Musik: Palestrinas Palestrina und der Palestrina des (durch ein seltsames Spiel der Natur in Moskau zur Welt gekommenen) Sachsen Pfitzner. Gott strafe Sachsen.

Gottesgefühl des zwanzigsten Jahrhunderts: die Glasbilder im münchner Mariendom und die zusammenlegbaren und transportablen Patentkirchen Amerikas, in denen meines Erachtens notwendigerweise ein transportabler und zusammenlegbarer Gott verehrt wird. Oechslein und Esel über Christi Krippe auf gotischen Bildern. Und der Oberkellner, der mir mit theosophischer Weltanschauung eine Omelette serviert.

Tod: allen Leitartikeln zum Trotz die einzige unverrückbare und wahrhaftige Tatsache. Meine Lieben: als ich die Symbole des vermorschten Rittertums, in das ich hineingeboren bin, ablegte und ganz andre Dinge in die Hände nahm, da habe ich von den tausend Menschen, deren tote Leiber ich zerschnitten habe, doch wohl etwa fünfhundert sterben sehn. Und siehe, aus diesem Wust von Erwerbs- und Genußhetze, von Tagesphrasen und Lebensplunder tauchte ihnen als erste schreckliche und nicht fortzuleugnende Tatsache dieses Eine auf: das Sterben.

Ich habe, als ich das Mikroskop für immer fortlegte, dieses Eine erkannt: daß es nirgends ein physisches Leben gibt ohne metaphy-

sischen Trieb. Aber weil ich so den großen Unbekannten ahne, könnte ich ihn darum je fassen und, wie jene vor fünf Jahrhunderten, bilden und mit meinem Ahnen auch nur einem Menschenkind die Todesnot stillen?

Täuscht euch nicht: immer dichter haben seit vier Jahrhunderten die Götter ihr Antlitz verhüllt. Und da ohne dieses Antlitzes Schein ein Dichten, Singen, Bauen, Sinnieren . . da selbst spekulative Wissenschaft und Staatsmannschaft unmöglich sind ohne metaphysischen Trieb (mit positivem oder negativem Vorzeichen): so ist ein Abschnitt der Weltgeschichte zu Ende. Und wenn Ihr Dome baut, so wird es eine Gotteslästerung, und wenn Ihr einen Staat errichtet, so wird es eine Aktiengesellschaft, und wenn Ihr gar mit „neuem Pathos" dichtet, malt oder singt, so werden es Lügen. Es sei denn, Ihr werft euch, indem Ihr es tut, zu Boden und bekennt, wie Ihr am Ende seid, und ruft nach den schlummernden Göttern. Nur so könnt Ihr ergreifend sein und wahrhaftig.

Als Weltmänner mögt Ihr lachen über meine, ach, so ungemessen zu erweiternden Tabellen. Aber ich denke: es ist doch besser, Ihr öffnet zuweilen eure Augen dem Jammer, der sich hinter diesen lustigen Paradoxen verbirgt, und eure Ohren den Marterschreien, die aus dem Mord der Seelen zu euch gellen.

Die Liquidation des technischen Zeitalters ist seit dem Weltkrieg in vollem Gange — sie würde, wenn nicht schon durch die automatische Selbstzersetzung der Technik, herbeigerufen durch das ungeheuerliche seelische Vakuum, das ein ausfüllendes Medium an sich reißen muß. Nach menschlichem Ermessen freilich wird sie zunächst ungeheuerliche Schrecken über den Erdball jagen, diese Liquidation.

Und da stehn wir nun, in so sichern Tagen noch gezeugt und dennoch hineingeboren in die größte Krise, die seit der Völkerwanderung da war. Da wir nun aber den Mörtel rieseln hören — wollen wir uns nicht freuen, daß ein schmutziges, morsches und übelriechendes Haus zusammenbricht? Auch dann uns freuen, wenn nach menschlichem Ermessen die Trümmer dieses Hauses unser eignes gleichgiltiges Leben begraben?

Aphoristisch von Moritz Heimann

Es gibt Melodien, die schönsten Beispiele bei Bach in obligaten Instrumenten zur Arie, denen mehr als der gefühlteste Ausdruck eine edle Gleichgültigkeit zum — Ausdruck verhilft. Auch sonst kennt unser Gemüt diese edle Gleichgültigkeit: eine siegvolle Erschöpfung.

*

Viele Künstler, auch solche vom höchsten Rang, wiederholen in jedem Wort das ihnen eingeborene Schema deutlich bis zum Auffälligen; der physiologische Verlauf hat bei ihnen nur eine geringe Abwandelbarkeit, oder wie man sonst dieses rhythmische Gesetz aussprechen will. Da macht es nun einen fundamentalen Unterschied: ob einer an seinem Schema immer wieder die Welt erlebt; oder ob an der Welt nur immer wieder sein Schema.

*

„Wenn das Alte Testament nicht zum Neuen Testament wird, wird es zum Talmud“, heißt es in ‚Rembrandt als Erzieher‘. Nur schade, daß auch jedes Neue Testament, recht schnell, zum Talmud wird.

*

Zur Methode: Wenn ich, was vorkommt, bei Goethe und bei Zelter denselben Gedanken in fast denselben Worten finde, so nehme ich an, daß Goethe ihn von Zelter hat, nicht umgekehrt.

*

Wer von einer Debatte lieber Ertrag will als Sieg, muß dem Gegner so viel wie möglich kreditieren.

*

Systematisch Allotria treiben — das ist die beste Methode des Unterrichts, es ist die beste Oper, und vielleicht das beste Drama.

*

Moralische Wirkungen: Goethes Gedichtchen, worin er sich vorwirft, einer Spinne nicht ihren Lebenstag gegönnt zu haben, hat meine Hand, die gedankenlos eine Fliege zerdrücken wollte, öfter zurückgehalten als das indische „große Wort“: Tat-twam-asi.

*

Es gibt Gedanken — wenn ihre Stunde schlägt, ist ihre Stunde vorüber. So wahr ist keine Wahrheit, daß sie es ertrüge, Mode zu sein.

*

Nicht den Spiegel beleuchten, sondern das Gesicht!

*

Zum Schutz gegen die Psychologen: Ist ein Teppich widerlegt, wenn ich seine Rückseite aufschlage?

*

Der Satz: Schiller ist eine großartige Natur, Goethe eine große — möchte vielleicht Manchem so einleuchtend erscheinen wie mir selbst. Und doch ist er eine Gleichung mit vier Unbekannten — und alle vier werden um einige Grade bekannter durch ihn. Auch eine Mathematik, wie mir scheint.

*

Wer „das Eine“ sucht, wird „das Viele“ verlieren und das Eine nicht finden; wer das Viele sucht, wird Manches davon finden und braucht auch das Eine nicht zu verlieren. Der Mensch, der trotzdem immer wieder das Erste versucht, ist trotzdem kein Narr, denn er hat auf diesem Wege einen großen Fund getan: sich selbst. Aber auch Er selbst ist eine Hypostase — und so weiter.

Zu diesen Richtern von Frank Wedekind

Die strengen Herren, denen Spiel und Lust
Es dünkt, im Menschenantlitz Qual zu schauen,
Als Richter werfen sie sich in die Brust,
Und ihre Kunst verbreitet Angst und Grauen;
Es kommt kein Kind so unschuldvoll zur Welt,
Daß ihm nicht gleich ein Zuchthaus offen stände —
Mach', güt'ger Gott, der schweren Not ein Ende,
Die deiner Schöpfung Lebensgunst vergällt!

Die Duse in Wien von Alfred Polgar

Eleonora Duse war eine bezaubernde Frau, und ist noch heute, mit der weißen Krone auf dem Haupt, ein bezaubernder Mensch. Von der immanenten Schönheit ihrer Erscheinung haben die Jahre nichts zerstört; sie umhüllen sie nur, ein durchsichtiger Flor, den die Duse mit jener vollkommenen Anmut trägt, die ihres Wesens eigentlichste und besonderste Chiffre ist. Die unvergleichlich edle Linie des Profils hat das Alter ein wenig geschärft, das Meisterzeichen, deus pinxit, blieb unverwischt. Ihr Schritt ist schwerlos, wie er war — „ihr Schritt flüsterte von ihrer Seele", sagt Jens Peter Jacobsen von Marie Grubbe —, die Hände bedürfen, wie einst, keines Instruments als ihrer selbst, um Musik zu machen, das Auge blickt noch mit dem über-optischen, aus der Ferne kommenden, ins Ferne zielenden Blick, der durch die Wirklichkeit hindurchgeht wie durch ein substanzloses Gespenst.

In diesem Körperadel — so geartet, daß ihm gemäßer Seelenadel ein Selbstverständliches —, in dem vollkommenen Einklang von Antlitz und Stimme, Haltung und Gebärde, in der unbedingten, ich möchte sagen: unentrinnbaren Grazie jeder Lebensäußerung lag und liegt das elementar Tragische des Phaenomens Duse. Die Geburt der Trauer aus dem Aesthetischen. Solcher Erscheinung, so überlebenszart und -besonders, ist das Leben, ist jedes Leben der natürliche Feind. Wo immer sie weilt, ist Exil, und in jedem Pakt, den sie mit dem Schicksal schließt, in jedem Verhältnis zur Realität, in jeder Beziehung zu Dingen und Menschen muß sie die gottbestimmte Wurzen abgeben. (Sie muß es auch jetzt wieder in Wien.) Eben die Ahnung solcher Rolle, zu der die große Schöpfer-Gnade, die ihr zuteil geworden, sie implicite verdammt, lebt in ihrem Blick, der die ferne schutzbietende Seelen-Heimat sucht, von einem häßlichen, trauerbeladenen Da an ein lichteres und leichteres Dort zu appellieren scheint.

Es ist, glaube ich, dieser Schmerz des Exils, der als obstinates Grundgefühl sich in jeden Affekt der Duse mengt, ihrem Lächeln die Folie, von dem es umso heller sich abhebt, und ihrem Leid die Resonanz gibt, den tiefen, mit dem Ur-Leid der Kreatur kommunizierenden Hall. Dieses Exil-Martyrium, von dem sie umschattet ist, bewirkt auch, daß das Zusammentreffen der Duse mit dem Schönen des Daseins, mit Natur, Kunst und hohen Menschendingen, das Rührende einer Freund-Begegnung in der Fremde hat, eines Zueinanderfindens von Zusammengehörigem, einer traurig-süßen Harmonie.

Das neue Drama, das die Duse mitgebracht hat, ist ein fades ‚Mysterium in drei Akten' von einem jungen Italiener Tomaso Gallaroli Scotti. Die Mutter, am Krankenbett des hinsiechenden Kindes, gelobt der Jungfrau, rettet diese das Kind, dem geliebten Mann zu entsagen. Dieser Mann ist jedoch nicht des Kindes zwar legitimer, aber schwer versoffener Vater, sondern ein ganz andrer. Im zweiten Akt, viele Jahre später, wirft der Bursche, der ein Lump geworden wie der Vater und sich mit frechen Italienerinnen auf der Wiese herumtreibt, seiner Mutter jenen

andern, ihm zuliebe Hinweggelobten, vor und kehrt sich von ihr ab. Im dritten stirbt die Mutter am Altar. Das dünnfädige Stück heißt ‚Cosi sia' — Worte, mit denen der Italiener sein Gebet beschließt, sein Amen also — und wäre wohl kaum zu ertragen, wenn der dünne Faden nicht durch die wundertätigen Hände der Duse liefe. Die schlingen aus ihm ein zartestes Ornament: schmerzensreiche Liebe. Es liegt in der Natur der Natur, daß das Spiel der Vierundsechzigjährigen manchmal kühl und müde ist, daß sie ihre Stimme äußerst zu einem schwachen Mezzoforte steigert, das sie mit Erregungen spart, kurz: mit ihrem Herzblut oekonomischer umgeht als vor zwanzig Jahren. Traurig genug, wenn sie 's noch, um andrer Oekonomie willen, zur Schau stellen muß! Hoffen wir, daß sie die wiener Strapazen übersteht, die Mühen des Theaterspiels sowohl wie die Andacht der knienden Kritiker und die ordinäre Rache der hinausgeworfenen Reporter. Cosi sia.

Das Ende von Morus

Die Kosten der Ruhraktion

Das Kabinett Stresemann hat seinen Vorsatz, den Kohlenkrieg bis zum ersten Oktober zu beenden, durchgeführt. Aber sein Versuch, den passiven Widerstand durch einen planmäßigen Abbau der Unterstützungsgelder allmählich zum Erlöschen zu bringen, ist gescheitert. Die Ruhrarbeiter, seit einem halben Jahr jeder Arbeit entwöhnt, gaben sich nicht damit zufrieden, daß das Reich ihnen für eine Feierwoche nur noch fünf und bald nur noch vier oder drei Tageslöhne auszahlen wollte. Kommunistische und nationalistische Agitation taten das Ihre. So blieb nichts übrig, als mit einem Ruck und in aller Form die Waffen zu strecken und offen die Niederlage einzugestehen.

Eine Illusion, daß man jetzt, da der Kampf mit und ohne Eingeständnis rettungslos verloren ist, noch günstige Bedingungen irgendwelcher Art herausschlagen kann. Die Illusion eines Volkes, das noch immer nicht begriffen hat, daß Verträge zwischen Staaten keine Gerichtsurteile sind, sondern nur feststellen, was ist. Nach einem verlorenen Krieg gibt es keinen Verständigungsfrieden, sondern nur ein Diktat, das milder oder strenger ausfallen kann, aber eben einseitig diktiert wird. Daher mußte man, solange noch Reserven vorhanden waren, immer und immer zum Abschluß mahnen. Heute bleibt nichts als: entgegenzunehmen, was der Sieger gebietet. Das ist das Ergebnis eines Kampfes, der von vorn herein aussichtslos war, und an dem nicht nur die Herren Cuno und Rosenberg schuld sind, sondern Alle, die ihn, zum Teil sogar gegen besseres Wissen, guthießen. Und das zweite Ergebnis: drohender Abfall Bayerns, drohender Abfall der Rheinlande, drohender Zerfall des Reiches. Das ist das Ende eines achtmonatigen Selbstbetrugs.

Was dieser Wahnsinnskampf an Gut und Geld verschlungen hat, ist voll noch nicht zu übersehen. Den Ausfall an Produktion, den Ausfall für das Reich an Steuern und Eisenbahneinnahmen kann man nur schätzen. Einigermaßen fest steht nur, was das Reich an Sonderausgaben für den passiven Widerstand aufgewandt hat. Der Hauptposten dieser Ausgaben waren anfangs die Kredite an die Unternehmer

im besetzten Gebiet. Diese Kredite wurden, solange sie auf Papiermark lauteten, also nicht wertbeständig waren, in sehr großem Umfang von den Unternehmern in Anspruch genommen. Bis zum Juni waren bereits etwa 2 Billionen Mark ausgeliehen, wovon das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat allein 890 Milliarden erhalten hatte. Nach dem Dollarstand der Diskontierungstage waren das 3—400 Millionen Goldmark.

Aber das Bild änderte sich sehr schnell, als das Reichsfinanzministerium, auf Drängen des Reichstags, sich entschloß, nur noch wertbeständige Kredite, auf der Grundlage der Kohlen- und der Stahlpreise, auszugeben. Seitdem nahm die Kohlenfinanzierungsgesellschaft die Reichskreditstelle nur noch mit 48 Millionen Goldmark in Anspruch, und auch die Stahlfinanzierungsgesellschaft schuldet dem Reich nur 86,3 Millionen Goldmark. Von weitern 20 Millionen Goldmark, die sie für Neubauten angefordert hatte, machte sie keinen Gebrauch mehr. Im ganzen schuldet die Industrie dem Reich nur 160 Millionen Goldmark, nachdem sie die nichtwertbeständigen Kredite bis auf 52 Milliarden Papiermark, mit denen sie noch immer im Rückstand ist, mit völlig entwertetem Gelde zurückgezahlt hat.

Von der zu erwartenden großen Verschuldung der Unternehmer ist also keine Rede. Sie haben sich vielmehr, ebenso wie alle andern Schichten der Bevölkerung im Ruhrgebiet und im Rheinland, aus dem großen Topf der „Lohnsicherungen" genährt, die in den letzten Monaten reichlich und überreichlich vom Reich zur Verfügung gestellt worden sind. Die Bewilligungen für die Lohnsicherungen nahm das Reichsarbeitsministerium vor, und es wurde eben Alles bewilligt, was angefordert wurde, und noch einiges mehr. Kontrolle war kaum möglich; und wurde wohl auch, um die Bevölkerung nicht zu verstimmen, gar nicht erst versucht. So wurden, zum großen Teil auf dem Umweg über London, in der dritten September-Woche über 100, in der letzten Woche über 200 Goldmillionen ins Ruhr- und Rheinland geschickt. Im Ganzen dürften die Lohnsicherungen — genaue Aufstellungen liegen noch nicht vor — dem Reich wenigstens 1½ Milliarden Goldmark gekostet haben. Das ist, wie gesagt, nur ein Bruchteil dessen, was der Ruhrkampf Deutschland an Gut und Geld gekostet hat. Die Gesamtkosten aber sind, nach vorsichtiger Schätzung, wenigstens doppelt bis dreifach so hoch wie unsre vertraglichen jährlichen Reparationsleistungen.

Die Vorauszahlung der Beamtengehälter

Der Ruhrkampf mußte abgebrochen werden, weil die Kosten, wöchentlich 100 bis 200 Millionen Goldmark, nicht mehr zu tragen waren. Das Reich muß umkehren, um wieder zu gesunden Finanzen und zu vollwertigem Gelde zu kommen. Und das Erste, was die Regierung tut, ist dieses:

Sie bringt, nachdem die gesamte Presse Lärm geschlagen hat, ein Gesetz ein, den Beamten zwar nicht mehr vierteljährlich, aber doch noch monatlich ihre Gehälter vorauszuzahlen und trotzdem Woche für Woche Nachzahlungen entsprechend der Geldentwertung zu leisten. Im Reich allein fällt dieses Privileg 880 000 Beamten zu, und dazu kommen die Beamten der Länder und Gemeinden, deren Gehälter ebenfalls das Reich zum überwiegenden Teil zahlen muß. Würde man die Beamten, wie alle andern Deutschen, wöchentlich besolden, dann

reichten zum Monatswechsel 1500 bis 2000 Billionen Mark. So wird die vierfache Summe für einen Zahlungstermin benötigt.

Aber dem Reichstag genügt dieser Unfug noch nicht. In Deutschland werden an die zwei Millionen Beamte genährt, deren Stimmen jedem Volksvertreter heilig sind. Keine Partei, die nicht einen Oberpostsekretär oder einen Gefängnisinspektor an zweiter Stelle auf die Wahlliste setzt. So wagt keine Fraktion zu widersprechen, als das Zentrum auch noch den Antrag stellt, die Grundgehälter der Beamten und Pensionäre, dazu die Ortszuschläge, Frauenzuschläge und Kinderzuschläge wie bisher vierteljährlich vorauszuzahlen und obendrein das Gesetz nur für die nächsten sechs Monate in Kraft treten zu lassen. Der Erfolg: daß die Reichskasse zum 1. Oktober 10 000 Billionen Mark auszahlen muß, wo der sechste Teil genügt hätte. Das geschieht, während die Reichsbank ihre letzten Goldreserven verpulvert, um die Mark nicht vollends stürzen zu lassen, und alle Minister bewegliche Reden über die Sparsamkeit im Staatshaushalt schwingen.

Man hat bisher gesagt, bei den Beamtengehältern würde, unter Ausschaltung des Reichstags, nach dem bequemen Rezept verfahren: Alles für die Beamten durch die Beamten. Diesmal hat man den Reichstag gefragt. Aber der Reichstag hat mit Zweidrittelmehrheit — man hat in der Aufhebung der vierteljährlichen Vorauszahlung sogar eine Verfassungsänderung erblickt — beschlossen, was der Haushaltsausschuß ihm vorgelegt hat, und in diesem Ausschuß führen in Beamtenfragen der Postrat Delius und der Bahnhofsvorsteher Schuldt und die andern Beamtenvertreter das große Wort. Es bleibt also dabei, daß die deutschen Beamten die einzigen Menschen sind, die sich ihre Gehälter selbst festsetzen können.

Die Kohlenpreise

Der einzige Sinn, den eine Stützungsaktion haben kann, ist der, das Ansteigen der Preise zu verhindern. Das wichtigste Produkt, von dem alle andern Waren in der Preisbildung abhängig sind, ist die Kohle. Also wird in der Woche, wo die neue Stützungsaktion einsetzt, mit Genehmigung des Reichswirtschaftsministers der Preis der westfälischen Fettförderkohle (und entsprechend der aller andern Kohlenarten) von 38 auf 52 Goldmark für die Tonne erhöht — 12 Goldmark betrug der Vorkriegspreis —, während die Tonne englischer Kohle 25 Schilling, also noch nicht die Hälfte der deutschen kostet. Dazu kommt gleichzeitig — ebenfalls zur Stützung der Stützungsaktion — eine Erhöhung der Fracht auf fast das Dreifache in Goldmark. Der Erfolg ist, daß in Hamburg, einschließlich der Fracht, englische Steinkohle für 30,90 Goldmark zu haben ist, während westfälische Steinkohle 67,76 Goldmark die Tonne kostet. Und selbst in Berlin, wo schon mit Landfracht gerechnet werden muß, kostet englische Kohle 44,07, westfälische Kohle 69,61 Goldmark die Tonne.

So decken Industrie und Handel sich mit englischer Kohle ein. Dazu sind Devisen nötig. Die hohen Kohlenpreise ziehen also unmittelbar eine Devisenhausse nach sich, die so lange dauert, bis die englischen Kohlenpreise eben so hoch sind wie die deutschen. Dann beschließen am nächsten Freitag der Reichskohlenrat und der Reichskohlenverband eine neue Preissteigerung der deutschen Kohle, und das Spiel fängt von vorne an. Der Reichswirtschaftsminister bewilligt. Der Reichsfinanzminister sieht zu. Ueberschrift: Die Stützungsaktion.

Der Angeklagte hat das letzte Wort

von **Walter Mehring**

Ihr spracht mich schuldig! Ja! Ich habs vernommen!
Noch weiß ich nicht, wie all das Unglück war . . .
Ich weiß allein: Ihr seid für Mich gekommen,
Für Mich trägt der Gerichtshof heut Talar!
Mein Name stand im Tageblatt zu lesen —
Was weiß ein Redakteur, was Morden ist!
Ich schwöre es, ich bin es nicht gewesen!
Mein letztes Wort: Ich bin ein Moralist!

Ich wollte mich den Wissenschaften widmen,
Ich sah mich dekoriert mit Orden schon;
Ich fiel durchs Abitur bei Logarithmen!
Doch hatt' ich eine EINS in Religion!!
Ich hab mich in der Welt herumgetrieben,
Weil eine Bank zehntausend Mark vermißt!
Ich bin ein guter Deutscher stets geblieben:
Mit einem Wort: Ich bin ein Moralist!

Ich hab den Postbeamten Schulz . . . erschossen.
Ich hab die Jungfrau Anna Schmidt . . . verführt.
Doch hab ich nie den Lieben GOTT verdrossen!
Nur seine Schöpfung hab ich . . . korrigiert!
Der Postbeamte hatte krumme Beine!
Die Jungfrau hatte nie ein Mann geküßt!
Von jeder Tat bereu ich diese eine . . .
Mit einem Wort: Ich bin ein Moralist!

Was wären ohne mich die Paragraphen?
Was wäre ohne mich ein Staatsanwalt?
Ein warnend Beispiel allen treuen Schafen:
So diene ich der hohen Staatsgewalt!
Durch meine Schandtat strahlt erst die Erfahrung
Der Obrigkeit, des Advokaten List!
Zehn Assessoren setzte ich in Nahrung!
Mit einem Wort: Ich bin ein Moralist!

Der Mensch, wenn er Poet und General ist,
Wird nach dem Tod in Marmor ausgehaun!
Ihr wißt nur, daß er eine Jahreszahl ist!
Das viele Lernen war mir stets ein Graun!
Wie bin ich noch im Jenseits hilfreich edel!
Die Knochen demonstriert euch mein Gerüst,
Ein Rummelplatz wird reich durch meinen Schädel:
Mit einem Wort: Ich bin ein Moralist!

An meinem Leichnam soll die Welt gesunden!
Ich habe stets nur Alles halb gemacht . . .
Ich habe auch das Pulver nicht erfunden!
Ich habe keinen Weltkrieg je entfacht!
Das Morden ist die Kunst der großen Geister!
Die sterben hochgeehrt vom Vaterland!
Kopf ab vor euch! Ihr seid die wahren Meister!!
Mein letztes Wort: Ich . . war . . nur . . Dilettant.

Bemerkungen

Der duzende Minister

Aus dem Morgenblatt entnehme ich, daß es einen Minister Fuchs gibt. Im Verlauf der Lektüre zeigt sich, daß er mit mir auf Du und Du steht. Gewiß, nicht mit mir persönlich, aber mit mir als „Volksgenossen".

Er redet mich weiterhin mit Bruder an, wie er jede Leserin, die bereit ist, seinen Erlaß zur Kenntnis zu nehmen, zur Schwester ernennt. Die Sache ist einfach die, daß der Herr Reichsminister aus Anlaß der Aufhebung der Ruhrverordnungen einen Aufruf erläßt, seinen Dank ausspricht und mit der Dialektik eines regierenden Bürokraten die Erlaubnis erteilt, Das, was gestern noch schwarz war, wieder weiß zu nennen.

Er sagt nicht: Wir haben eine riesige Dummheit gemacht, wir suchen nun zu retten, was noch zu retten ist, die von der Bevölkerung gebrachten Opfer waren leider umsonst. Nein, er dreht die Sache so, daß der Satz herauskommt: „Die Bahn für neue Arbeit ist frei."

Schwarz ist weiß, und Nein ist Ja; man muß nur warten, bis der Minister die Erlaubnis gibt, die Begriffe zu vertauschen. Wenn ich Emil Ludwig wäre, der in diesen Blättern manchmal unternimmt, die Weltgeschichte, wie sie ist, in die Weltgeschichte, wie sie sein sollte, umzukorrigieren, die Reden eingeschlossen, würde ich den Erlaß des Ministers aus dem Pathetischen ins Reale übertragen. Er sähe dann etwa so aus:

„Leute, noch immer seid Ihr Objekt der Regierung, und die Regierung, das sind wir, meine Kollegen und ich. Nachdem wir im Ruhrgebiet der Industrie und den Unternehmern bis zum Friseur herab, der sich weigerte, euch zu rasieren, weil wir ihm seinen Unterhalt zahlten, neun Monate lang einen guten Tag verschafft haben, ist die Walze mit dem Lied von der Opferfreudigkeit abgelaufen, und wir legen eine andre ein. Leute, Ihr habt pariert, und Ihr werdet auch weiterhin parieren. Die Deklamationen, mit denen den Zickzackkurs zu begleiten eine Pflicht ist, der wir Minister gern nachkommen, sie wechseln, was bleibt, ist die grade Linie des Zickzackkurses."

So weit also Emil Ludwig. Ich meinerseits komme auf das Duzen zurück. Ich bin nicht gefragt worden, ob ich den Krieg mitmachen wollte, ich werde auch nicht gefragt, ob es mir angenehm ist, mich Bruder nennen und duzen zu lassen. Die Wahrheit zu sagen: es ist mir nicht angenehm. Es beleidigt mein Distanzgefühl, das ich nur da aufzugeben wünsche, wo ich fühle, daß meine Sache geführt wird.

Und meine Sache, dieser bourgeoise Staat ist sie nicht. Wieder einmal scheiden sich die Geister nach links und rechts, eine Mitte gibt es nicht mehr. Die Amerikanisierung hat sich vollzogen; dort, wo einmal eine Idee, der Staat, thronte, sitzt ein Konzern von fünf, sechs Kröten, die sich am Mittelstand kräftig gefressen haben, das Kapital, der Trust, die Bank, der Unternehmer, die Oligarchie der hohen Aemter.

Wenn ich früher einen Polizisten auf dem Potsdamer Platz sah, empfand ich: Exponent des Militarismus. Heute: Exponent des Kapitals. Das ist genau die Empfindung, die man in New York beim Anblick des Mannes mit dem Gummiknüppel hat.

Stündlich fühlt man den Feind sich mehr zur Uebernahme der Macht rüsten. Es ist der Todfeind. Jedem repräsentiert er sich in einer spezifischen Gestalt. Mir in der des Zeitungsunternehmers, der seine Inseratenpreise in Goldmark macht, mich aber, den Unorganisierten, in einer so schmutzigen Weise unterbietet, daß er mir ein Zehntel des Goldwertes proponiert.

Hinter Jedem steht heute der Todfeind, auf den Augenblick

lauernd, wo er die letzten Rechte, die letzte Freiheit und Unabhängigkeit vernichten kann. Ein geschmackloser Augenblick für so einen Minister, mich zu duzen.

Otto Flake

Völkerversöhnung

Am deutschen Wesen wird dereinst die Welt genesen. Und wenn die Welt voll Teufel wär! Wir haben unsre Meinung und haben unsre Gesinnung. Und halten fest und treu zusammen.

Und um euch herum schleichen Verhungernde und Verweste, blikken euch ins Gesicht so ruhig und kalt, daß Ihr vor Angst an eure Brusttasche fassen müßt, um die stabilen Dollarscheine zu spüren. Ihr würdet sonst den Blick nicht mehr los werden, würdet einen Schwindel spüren und euch euer Leben lang nicht mehr darüber klar werden, ob Ihr taumelt oder um euch die Straßen und Häuser.

Schweigend hören meine lieben Mitmenschen von einer Katastrophe in Japan, die auszumalen selbst die Presse den Mut verloren hat. Dank ihr, daß sie auf dies ihr Lieblingsspiel verzichtet hat. Wo gibt es auch Worte, da alle Sprachgebilde, schaudernd erweckt von erschütternden Menschheitstragödien, längst verbraucht sind! Wer glaubt, Toten, nur weil sie noch kriechen und Abfälle von den Straßen lesen, mit Worten Empfindung einimpfen zu können! Und die Lebenden? Diese Lebenden! Wer hat denn den Glauben, ihnen, die sich von Leichen nähren und Verschmachtenden den letzten Atemzug mit Benzingestank verpesten, noch Gefühle der Menschlichkeit abzupressen?

Und doch: ich hatte den Glauben. Ich hatte einen Traum. Für die Dauer eines Blitzstrahls, eines Flammenstrahls aus den Bränden Tokios. Als mir die Arme herabsanken bei der wahnsinnigen Nachricht und dir vielleicht auch und dir und dir. Allen, die wir da zum ersten Mal eine Sekunde lang unser eignes Elend vergessen haben und unsre Ohnmacht, vertierten Menschen gegenüber, die ihr Heil in künstlichen Erdbeben und Feuersbrünsten suchen. Da träumte ich und sah von den fernen Inseln die Faust einer übermenschlichen Macht drohen, und ich fühlte ein Zucken, das alle Menschen erfaßte. Sie sahen sich in die Augen, erkannten sich, vergaßen die selbstgebauten Schluchten und reichten sich beschämt die Hände.

Ich war ein Narr. „Ich will nichts Schlechtes sagen — aber den Japsen, den falschen Hunden gönne ich es.“ Den Traum mit seinen Sehnsüchten zerriß die gleiche Minute der Wirklichkeit.

Das war die wohlbekannte Stimme meiner lieben Mitmenschen. Ich war zu Haus.

„Ich will nichts Schlechtes sagen“: darin liegt Alles. Die Ohren, die das gehört haben als erstes Wort über ein Unglück, das unsre Vorvorfahren zu einem neuen Gott und einem neuen Glauben geführt hätte, vergessen das nie mehr. Verzweifelt an diesen Menschen, Ihr, die Ihr geglaubt habt, aus dem bankrotten Begriff Kultur die Wurzel zu einem höhern Ziel zu retten! Kehrt um, vergrabt euch in Höhlen! Ihr habt einen neuen Gott gesucht. Er ist da. Er hat diese Menschheit besser erkannt und läßt diesen Erdball sich selbst zerfleischen. Lieber mit untergehen als diese Kreaturen führen!

Leo Menter

Zum Fall Oehme

In Nummer 37 hat mein Mitarbeiter Hans Natonek einen kleinen Aufsatz über ‚Oehme und Fechenbach‘ veröffentlicht. Einige Angaben dieser Betrachtung glaubt Herr Walter Oehme berichtigen zu müssen:

„1. Es ist unwahr, daß ich für 100 fl. ausländische Büros mit einem Nachrichtenmaterial versehen habe. Wahr ist vielmehr, daß ich genau demselben Büro, für das Fechenbach, Gargas und Lembke innenpolitische Nachrichten gegen Honorar lieferten, außenpolitische Informationen zum Zwecke der Veröffentlichung in der englischen und amerikanischen Presse gegen ein Honorar,

das oft die aufgewendeten Unkosten kaum deckte, geschrieben habe.

2. Es ist unwahr, daß dieses Büro geheimen oder vertraulichen Charakter trug. Es ist vielmehr gerichtsnotorisch festgestellt, daß es durch offene Inserate in den Tageszeitungen seine Korrespondenten wie jedes andre englische Nachrichtenbüro suchte und niemals aus seiner Existenz irgendeinen Hehl machte. Es ist ebenfalls gerichtsnotorisch festgestellt, daß ich Visitenkarten, auf denen ich mich als Korrespondent dieses Büros öffentlich bezeichnete, bei allen Regierungsstellen, vornehmlich im Auswärtigen Amt benutzt habe.

3. Es ist unwahr, daß das von mir gelieferte Nachrichtenmaterial geheimen oder vertraulichen Charakter hatte. Wahr ist vielmehr, daß das Reichsgericht durch seine Entscheidung vom 28. August 1923 festgestellt hat, daß von den dreiunddreißig Berichten, die in der Anklage als geheim oder vertraulich bezeichnet wurden, nur zwei geheimen Charakter trugen. Diese beiden Berichte vom 27. Januar 1923 und vom 22. Februar 1923 waren gleichzeitig in der deutschen Presse (Deutsche Telegrafen-Agentur 27. 1., ‚Rote Fahne' 22. 2. 1923) in ihren wesentlichsten Bestandteilen veröffentlicht worden.

4. Es ist unwahr, daß Fechenbach, Lembke und Gargas wegen des Ritter-Telegramms verurteilt worden sind. Richtig ist vielmehr, und grade das muß im Interesse des deutschen Journalismus festgestellt werden, daß auch der Hauptteil des Fechenbach-Prozesses sich mit der Berichterstattung für das englische Nachrichtenbüro ‚Transatlantic News Transmission Agency' befaßte."

•

Was in dieser „Berichtigung" richtig, was unrichtig ist, wird deshalb schwer zu ermitteln sein, weil der Prozeß Oehme unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wie der Presse stattgefunden hat, und weil allen Teilnehmern Schweigepflicht auferlegt worden ist. Eines aber ist unbedingt richtig: daß die Legitimation des Herrn Oehme, Feststellungen „im Interesse des deutschen Journalismus" zu machen, nicht von allen deutschen Journalisten so freudig anerkannt wird wie von ihm selbst. Er hat jetzt ein Ehrengerichtsverfahren gegen sich beantragt. Mich wird er als Zeugen laden lassen. Das soll ihm Trost und Entschädigung dafür sein, daß er nicht die Beleidigungsklage gegen mich anstrengen konnte, weil ihm „durch das Verfahren des Reichsgerichts die Hände gebunden" waren. Glücklich ist der Mensch in seinem Wahn. Tatsächlich hätte kein Gott, kein Reichsgericht und kein Justizminister ihn gehindert, nach der Einlieferung in die Untersuchungshaft seinen Anwalt mit der Anstrengung der Beleidigungsklage gegen mich zu betrauen; wofern ihm nämlich ernsthaft daran gelegen war. Warum er darauf verzichtet hat, wird ihm meine Zeugenaussage vor dem Ehrengericht zum Bewußtsein bringen; wofern es nämlich zustande kommt und meine Ladung wirklich erfolgt.

S. J

Das Ruhrlied

Ich will euch sagen,
warum wir unterlagen
an der Ruhr.

Wir rechneten nur.

Politik scheitert ohne Konnex
mit dem Geist.
Das beweist
der Ruhrkomplex.

Die Zahl
war uns suprema lex,
und auf ein Mal
war Alles leck und ex.

Der Deutsche ist Rechner,
der Franzose Rächer,
und am Ende
hängen beide am Kreuz
als armselige Schächer.

Hans Harbeck

Antworten

Philanthropen. Was mittellose und erwerbsunfähige Menschen in diesem deutschen Winter erwartet — wer sich das vorstellen kann und Geld übrig hat, der gedenke der blinden Tänzerin Betty Wassermann, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregenten-Straße 23, Gartenhaus gradezu parterre.

Kriminalstudent. Ob die fünf Richter von Moabit, die mich vor sich geladen hatten, weil in Nummer 42 des XVIII. Jahrgangs ‚Die Riesendame der Oktoberwiese' gestanden hat — ob sie sich tatsächlich haben ausreden lassen, daß es ein Kriminalverbrechen ist, in einem Blatt wie der ‚Weltbühne' den Vorgang des „Beischlafes" als bekannt vorauszusetzen? Leider hatte Joachim Ringelnatz abgesagt, sodaß die Finsternis der Verhandlung durch keinen Strahl Komik aufgehellt wurde. Als ich einmal im Kriege dem Zensor der Obersten Heeresleitung, dem ich immer wieder Kummer bereitete, gegenübersaß, da bat er mich spontan, doch Mitleid mit ihm zu haben, mit einem Mann, dem verhängt sei, angesehene Schriftsteller zu beaufsichtigen, und der sich in seiner Tätigkeit überaus unbehaglich fühle. Ein ähnliches Wort von diesem Richtertisch wäre befreiend gewesen. Der Staatsanwalt, der die Verfolgung eingeleitet hatte, war ja wohl verpflichtet, Bestrafung zu beantragen. Niemand überdies erwartet von ihm Verständnis für Gedichte. Das erwartet man auch von den Richtern nicht. Aber sie hätten am Ende einsehen können, daß es ein Unfug ist, den ‚Junggesellen' und sämtliche andern schmierigen Zotenblätter, die wirklich die Jugend vergiften, seit Jahren zu dulden, und für die erwachsene Leserschaft der ‚Weltbühne' Schutz gegen ein Kunstwerk zu fordern, das vom Tage seiner Entstehung an bis heute unangefochten in allen deutschen Cabarets vorgetragen wird. Sein Autor, kein so routinierter Schwerverbrecher wie ich, hatte in der Voruntersuchung zugegeben, daß „vielleicht die und jene Stelle ein bißchen frei" sein möge. Ha, rief der Staatsanwalt aus: wenn der Autor selber so viel zugibt, dann haben ohne Zweifel wir ein Recht, das Gedicht unzüchtig zu heißen. Und ersuchte den Gerichtshof, uns Beide zu je 300 Millionen Mark Geldstrafe zu verdonnern. Ich bekenne eine Naivität, die bei einem so hart gesottenen Sünder Manchem verwunderlich sein wird: ich hielt bis zum letzten Augenblick Verurteilung für undenkbar. Es war ja nicht möglich, die Theaterdirektoren, die einen Winter lang Abend für Abend vor tausend Zuschauern, auch halbwüchsigen, in Schnitzlers ‚Reigen' zehnmal den „Beischlaf" hatten ausüben lassen, unschuldig zu nennen und uns die Benutzung des harmlosen Worts zu verübeln. Schon der Unmut darüber, daß einer Anzahl reifer Männer in diesen Zeiten die pathetische Beschäftigung mit solchem Läpperkram angesonnen worden war — schon der mußte die Richter zu einem Protest aufwiegeln, dessen wirksamste Form Freisprechung gewesen wäre. Sie zogen sich zur Beratung zurück — und nun trat, nach dem sanften Ringelnatz, der rauhere George Grosz in Aktion. Das Gesicht der Zeit — zwischen den Schultern eines Gerichtsdieners. Ein Stenograph im Zuschauerraum fragte freundlich zu mir herüber, ob er die Urteilsbegründung für mich aufnehmen solle. Ich bejahte, mein guter

Sling reichte ihm einen Block und — „Halt!“ schrie da der Gerichtsdiener, „hier darf nicht formuliert werden!“ Fremdwörter sind Glückssache. Wir erwiderten, daß seit jeher im Gerichtssaal nach Herzenslust stenographiert werden dürfe. Er . . . nein, ich verzage, getreu zu schildern, zu welchem Benehmen diese höfliche Bemerkung dem Hüter des Saales das Stichwort war. „Setzen Sie sich!“ brüllte er auf den armen Stenographen ein, der sich erlaubt hatte, stehend mit mir zu verhandeln. Wir versuchten, den emeritierten Feldwebel zu belehren, daß er sich nicht mehr auf dem Kasernenhof befinde. Aber er hatte bereits ein neues Objekt seiner Wut. Zwei Damen hatten leise belächelt, wie unstaatsmäßig dieser Staatsbeamte sich aufführte — nichts sonst hatten sie getan, nicht geraucht, nicht gegessen, nicht unzüchtige Schriften verbreitet, nicht formuliert, nicht einmal gesprochen. Aber offenbar trifft Fanatiker ihres Berufes am härtesten: nicht ernst genommen zu werden. Dieser hier tobte wie besessen gegen die beiden Damen los. Er befahl ihnen, das Lokal sofort zu verlassen. Jetzt lachten Alle. Da kannte die Entrüstung des Uniformträgers keine Schranken mehr, auch nicht die Schranke des Zuschauerraums. Er überschritt sie, pflanzte sich neben die beiden Damen auf und drohte ihnen, sie zu packen und „mit Gewalt“ — „Gewalt“ war sein Lieblingsausdruck — auf die Treppe zu werfen, wenn sie nicht freiwillig . . . Der Herr Staatsanwalt saß seelenruhig dabei. Von Joachim Ringelnatzens Gedicht war mir niemals zu Ohren gekommen, daß es irgendeinen Menschen verletzt hatte. Der Herr Staatsanwalt hatte Anstoß genommen. Diese Szene verletzte fünfundzwanzig Menschen bis zur flammenden Schamröte. Der Herr Staatsanwalt nahm keinen Anstoß. Ein Wort von ihm zu dem entfesselten Cerberus hätte diesen gebändigt. Wir wandten uns an ihn und baten ihn um das Wort. Er erklärte, daß ihn dies hier nichts anginge. Und die Damen, um die physische Berührung zu meiden, räumten das Feld. In demselben Augenblick kehrte der Gerichtshof zurück. Wir trugen ihm den Fall des Gerichtsdieners vor. Der heulte dazwischen, daß man ihn nicht Gerichtsdiener, sondern Justizwachtmeister zu titulieren habe. Der Vorsitzende stellte fest, daß selbstverständlich erlaubt sei, im Zuschauerraum zu stenographieren, fand aber im übrigen uns tadelnswerter als seinen Kollegen aus der niedrigern Rangklasse. Gar Ringelnatzen und mich fand er ganz genau so strafwürdig wie der Staatsanwalt. Damit war das Spektakel eigentlich aus. Mich aber gelüstete nach einem kleinen Nachspiel. Ich erlaubte mir, den Gerichtshof zu fragen, ob denn nicht der Staatsanwalt, der von dieser Dichtung eine Gefährdung der Sittlichkeit befürchte, verpflichtet gewesen sei, während der Verlesung durch einen Beisitzer die Oeffentlichkeit auszuschließen. Jawohl, lautete, die etwas betroffene Antwort — aber worauf ich jetzt hinterher hinauswolle. Ich erwiderte, daß meines Wissens ein Pressebericht über eine öffentliche Gerichtsverhandlung zulässig sei. Jawohl — und . . . ? Nun, solch Bericht habe doch nur dann einen Zweck, wenn er den Tatbestand des Prozesses vermittle; und so müßte meines Erachtens erlaubt sein, in einem öffentlichen Bericht über diesen Prozeß das hier öffentlich verlesene Gedicht abzudrucken. Ich hatte einen Spaß beabsichtigt; und empfing die seriöse Rechtsbelehrung, daß das nicht erlaubt sei. So werd’ ich mich darauf beschränken, die 300 Millionen Mark — ich hätte, in freventlicher Ueberschätzung unsrer Währung, beinah gesagt: zu blechen. Wer gibt mir das Geld? Ich wills nicht geschenkt, oh, keineswegs (unter anderm deshalb nicht, weil ich gern für die drastische Bestätigung meiner Ueberzeugung bezahle, daß sich in Deutschland nichts, aber auch gar nichts geändert hat: daß die Gespenster der alten Zeit zwischen uns leibhaft und unverwundbar noch immer herumspazieren). Sondern: Joachim Ringelnatz hat ‚Die Riesendame der Oktoberwiese‘ erst gedichtet und dann

gemalt. Das Bild ist im Frühjahr bei Flechtheim versteigert worden. Eine Verehrerin der ‚Weltbühne' hat es ersteigert und mir gestiftet. Jetzt soll es mir Strafe und Gerichtskosten decken. Ich versteigere es hiermit weiter. Wer die höchste Summe bietet, kanns bei mir abholen oder sich schicken lassen. Zum ersten, zum zweiten, zum dritten . . .

Mitteilung

Die Post hat, um die Zeitschriften vor den Folgen der Geldentwertung zu schützen und sich und ihnen die Unbequemlichkeiten der Nachforderungen zu ersparen, die Verfügung getroffen, daß vom 1. Oktober an nur noch Monatsabonnements zugelassen werden, und daß für diese der Preis folgendermaßen errechnet wird: eine Grundzahl, die der Verlag festsetzt, wird multipliziert mit einer Schlüsselzahl, die der Buchhändlerbörsenverein festsetzt.

Die Grundzahl für den Monat Oktober beträgt 1 Mark (Friedenspreis: 1,50 Mark); die Schlüsselzahl 21 Millionen.

Wer lieber als bei der Post beim Verlag abonniert, hat die Wahl, ob er sich für einen Monat oder für drei binden will. Das Vierteljahrsabonnement bietet den Vorteil, daß es für die Zeit vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 3 ×21 Millionen kostet, wenn der Betrag von 63 Millionen Mark bis zum 20. Oktober bei uns eingegangen ist; während möglicherweise der Monat November allein beträchtlich mehr kostet.

Der Preis der Einzelnummer wird so gehalten, daß unter allen Umständen der Abonnent besser wegkommt als der Käufer.

Zahlkarten werden dem nächsten Heft beiliegen.

Geschäftliche Mitteilungen

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Politischer Hexensabbath von ***

Wie die Geschichte begann, ist — genau wie beim Weltkrieg und einigen andern nicht ganz unwichtigen Ereignissen — immer noch nicht klar zu übersehen. Es tauchte auf ein Mal das Schlagwort von dem Ermächtigungsgesetz auf. Niemand wußte genau, wozu die Regierung im Innern die besondern Ermächtigungen brauchte, namentlich aber, von wem und gegen wen sie angewendet werden sollten. Man hatte nur das dunkle Gefühl, daß Gefahr im Verzuge sei. In solchen Fällen pflegen Einige den Feind rechts, Andre links zu sehen. Die ihn links sehen, schreien gewohnheitsgemäß am lautesten; nach der guten alten Methode: „Haltet den Dieb!“

Woher aber die wirkliche Gefahr drohte? In Küstrin ereignete sich etwas. Auch hier wußte man nicht, was. Die Stadt Küstrin, die friedlichen Einwohner außerhalb der Zitadelle erfuhren wenig davon. Das übrige Deutschland hörte so gut wie gar nichts. Immerhin: es waren Gewehre losgegangen, und das Ende vom Liede war die Verhaftung von 400 „Nationalkommunisten“, die sich der Zitadelle bemächtigt hatten, dann aber wieder ausgehoben worden waren. Dabei fand man Gelegenheit zu Kriegsberichten: es wurde „zerniert“, es wurden „Gefangene gemacht“— wie einst im Mai. Die Lage schien einen Augenblick wirklich kritisch. Was tut da ein braver Offizier? Er verhängt die Zensur und zwar nicht Vorzensur oder Nachzensur, sondern er erläßt einfach das Verbot, Nachrichten zu veröffentlichen außer denen, die das Reichsmehrministerium auszugeben für gut hält. Woher dieser kluge Gedanke kam, ist noch nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist Stresemann diesem Rat sofort gefolgt, das heißt: er hat die bittre Pille, die ihm als Allheilmittel vorgesetzt wurde, ohne Zögern geschluckt zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern des Reiches.

Dabei bliebs nicht, denn wenn das Militär einmal regiert, so regiert es ordentlich. Es wurde auch eine Telegrammzensur verhängt. Daß eine solche Zensur die berliner Vertreter der ausländischen Presse verblüffte und vergrämte, daß ihre ungeschickte Handhabung den Unwillen oft bis zur Wut steigerte, mag noch hingehen. Man kann schließlich sagen: Warum soll es die ausländische Presse in Berlin besser haben als die deutsche? Die ganze Geschichte aber wirkte operettenhaft, und ein allgemeines Gelächter brach los, als Meldungen nach Uebersee zurückgehalten wurden, während auf telephonischem Wege Alles über die deutschen Grenzen ging, was man hinübergeben wollte, daß man in den französischen, englischen, holländischen, schweizer, tschechoslowakischen und skandinavischen Blättern, die binnen 24 Stunden wieder nach Deutschland zurückkamen, all Das lesen konnte, was das Reichswehrministerium mit Zustimmung des Herrn Reichskanzlers dem deutschen Publikum zu verheimlichen wünschte. Freilich war der Schaden nicht so groß, wie man im ersten Augenblick annahm, denn bekanntlich liest jeder Deutsche überhaupt nur eine Zeitung und zwar seine Zeitung, und wenn er eine andre läse, so würde er keine ausländische lesen, teils weil sie zu teuer ist, teils weil ihn die Wahrheit nicht interessiert.

Gleichwohl erführe man doch ganz gern, wer die Zensur über Zeitungen und Telegramme verhängt, und wer für die Anwendung der dabei erlassenen Vorschriften verantwortlich ist. Sollte der Reichspressechef, Herr Kalle, der sich in seiner kurzen Amtszeit durch urbane Manieren und Betätigung von gesundem Menschenverstand mit einer guten Dosis Humor Sympathien gewonnen hat, hier vielleicht einmal von den Schatten seiner Vergangenheit in Generalstab und Sicherheitskommissariat überwältigt worden sein? Leider ist zu befürchten, daß die Antwort auf diese Frage mangelhaft ausfallen wird, da ein Reichstag, der sie dringlich stellen könnte, bald nicht mehr vorhanden sein wird. Denn dieser Reichstag hat ja wohl gründlich ausgespielt; selbst wenn er nicht aufgelöst wird, werden sich künftige Regierungen wenig um ihn kümmern. Er verdient es nicht anders.

Der Ansturm gegen Stresemann selbst begann mit dem Dolchstoß des Herrn Scholz, des Fraktionsvorsitzenden der Deutschen Volkspartei. Wie er zu der Bedeutung gekommen ist, die seinem Namen und seiner Tätigkeit in der vorigen Woche beigemessen worden ist, weiß er wohl selbst kaum. Es könnte auch irgendein Andrer an seiner Stelle all Das getan haben, was nun auf sein Konto kommt. Vielleicht war er sich der Tragweite seiner Handlungen gar nicht einmal bewußt, vielleicht hat er die Methode, die in dem Wahnsinn steckte, gar nicht erkannt. Das ist aber gleichgültig. Es kommt auf die Wirkung an, und die war verhängnisvoll. Was sich in diesen Tagen und Nächten im Reichstag an Unordnung, Verwirrung und Intrigen abgespielt hat: damit wäre eine Broschüre zu füllen, für die vielleicht einmal unter einer wirklich republikanischen Regierung die Reichszentrale für Heimatdienst einen Teil ihrer großen Gelder zur Verfügung stellt. Vorderhand muß man sich damit begnügen, die wichtigsten Tatsachen festzuhalten.

Zunächst einmal wurde von dem rechten Flügel der Deutschen Volkspartei im Einverständnis mit den Deutschnationalen die Forderung erhoben, in der Not der Stunde das Kabinett „auf die allerbreiteste Basis“ zu stellen (auf der breitesten stand es ja eigentlich schon); es müsse von dem „Vertrauen des ganzen Volkes“ getragen werden, das heißt: der sogenannten „besten Kreise des Volkes“, womit die Zahlungsfähigen, aber Zahlungsunwilligen gemeint waren. In engem Zusammenhang hiermit stand die Forderung nach „Erhöhung der Produktion“, das heißt: Abschaffung des Achtstundentages, eine in der Tat höchst zeitgemäße Forderung, da fast gleichzeitig aus Bayern die kategorische Erklärung kam: die bayrische Landbevölkerung sei unter keinen Umständen zur Leistung der Ruhr-Abgabe zu bewegen. Man muß wirklich die staatsmännische Klugheit der Herren bewundern, die die Forderung erhoben, um damit die durch die Steuerverweigerung der bayrischen Bauern entstehende neue Lücke im Reichsbudget durch Mehrleistung der Industriearbeiter auszugleichen — so ziemlich der einzigen Schicht in Deutschland, die sich in den letzten Jahren wirklich ans Steuerzahlen gewöhnt hat.

Das Malheur war, daß in der Sozialdemokratie eine allgemeine Nervosität um sich griff, die schließlich dazu führte, daß man keinen andern Ausweg wußte als die Einberufung der Fraktion zum Zweck einer entscheidenden Abstimmung. Die Abstimmung fiel gegen das Verbleiben

im Kabinett Stresemann aus. Das war bedauerlich, denn es war eine jener wirklich folgenschweren Abstimmungen, wie sie das Plenum des Reichstags längst nicht mehr vorzunehmen gewöhnt ist, und es war außerdem eine Zufallsabstimmung, bei der ein reichliches Drittel der Fraktion fehlte! Da der Beschluß mit nur 61 gegen 54 Stimmen gefaßt wurde, also mit einer Mehrheit von 7 Stimmen, ist ohne weiteres ersichtlich, daß er in der Tat gar nicht von der Mehrheit der Fraktion gefaßt worden ist. Die Mehrheit hatte nicht Gelegenheit, ihre Ansicht kundzugeben. Aber: das Unglück war geschehen. Die Basis des Kampfes war damit verschoben. Eine gelehrige und willige Presse griff sofort das Kampfgeschrei: „Um den Achtstundentag“ und „Um die Mehrproduktion“ auf, während es sich doch in der Tat um nichts andres handelte als um einen neuen, von der Schwerindustrie unter strategischer Leitung Stinnesscher Marineoffiziere geführten Vorstoß gegen die beleidigende Zumutung des Steuerzahlens. Die Stimme war Herrn Scholzens Stimme; die Hände aber gehörten Stinnes und Hugenberg.

Es war eine Komödie; bei der den Herren Komödianten intra muros et extra zweimal die Maske vom Gesicht fiel; das erste Mal, als die Konservativen mit herzlicher Brutalität einen Beschluß verkünden ließen, es sei jetzt Zeit, energisch und vaterländisch zu regieren, der Marxismus habe uns ruiniert, die Sozialisten müßten aus der Regierung heraus; und das zweite Mal, als die Deutschnationalen ihren Anhängern verboten, in ein neugebildetes Kabinett Stresemann zu gehen, weil dieses nicht die Gewähr böte, daß die Sozialdemokraten nicht nur im Reich, sondern auch in Preußen aus der Regierung gedrängt würden. Der Reichstag aber merkte nichts, und die politischen Gegner wie die persönlichen Feinde Stresemans innerhalb und außerhalb seiner Fraktion schauten lächend mit verschränkten Armen zu, wie aus dem Dampf des Hexenkessels die unvermeidliche Demission des Gesamtkabinetts herauskochte.

Als sie gar war, fand, in der Nacht zum Donnerstag eine höchst interessante Besprechung in der Reichskanzlei statt. Da hatte Stresemann, unter dem frischen Eindruck des Dolchstoßes gegen ihn, recht bittere Worte über die Parteien des Reichstags, und es sah fast aus, als würde er die letzten Konsequenzen ziehen, als würde er sich vom Reichspräsidenten die Vollmacht geben lassen, das deutsche Volk von seinem überständigen, überalterten und keineswegs den Willen und die Ansichten des Volkes repräsentierenden Reichstag zu befreien. Aber dann kams wieder anders; wie es ja in der politischen Laufbahn dieses Reichskanzlers immer anders gekommen ist. Schon am nächsten Vormittag wußte eine Zeitung zu melden, daß Stresemann, „nachdem er bis tief in die Nacht gearbeitet hatte, sich durch einen ausgiebigen Spaziergang in dem schönen alten Park der Reichskanzlei erfrischt und sich dann zurückgezogen hätte, um in Ruhe die Wege zur Lösung der neuen schwierigen Aufgabe zu überlegen“. Und siehe da, diese neuen Wege wurden gefunden: sie führten zu derselben Großen Koalition, die soeben zertrümmert worden war. Diese Koalition wurde, wie der Berliner sagt, „auf neu renoviert“, das heißt: unter Ausschluß von Raumer und Hilferding am Sonnabend dem Reichstag vorgestellt, der nicht wagte, etwas dagegen zu sagen oder zu tun, weil die Gefahr der Auflösung doch immerhin in der Luft lag. Und Auflösung wäre sehr peinlich und traurig gewesen — für die Mitglieder des Reichstags.

Die Sozialdemokratie von L. Lania

Die Ordnung, immer die Ordnung, das heißt: Gehorsam, immer Gehorsam. Ohne Ordnung werdet Ihr die Revolution haben, hatte Guizot gesagt; ohne Ordnung werdet Ihr nicht die Revolution haben, sagte Louis Blanc.

Proudhon

Man wird nicht leicht aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte einen Fall anführen können, wo sich eine große politische Partei so leicht, so nach allen Regeln der Kunst aus der Kampffront hinausmanövrieren und in die Falle hat locken lassen wie vorige Woche die deutsche Sozialdemokratie. Hier sei einmal ganz von der prinzipiellen Seite der Frage abgesehen, die Haltung der Partei gar nicht an ihren sozialistischen und revolutionären Grundsätzen gemessen. Aber mutet es nicht gradezu phantastisch an, daß eine Partei, die die stärkste im Reichstag ist, so sang- und klanglos abtrat? Es steckte beinahe Heroismus in der Selbstverständlichkeit, mit der sie bereit war, in den Untergang zu marschieren.

*

Welche einzige Aufgabe hatte die Sozialdemokratie, als Kahr in Bayern formell das Kommando übernahm? Alarm! Da war keine Minute mehr zu verlieren. Wenn noch — in zwölfter Stunde! — etwas helfen konnte, so die unerschrockene, rücksichtslose Aufrollung der innern Front. Die Massen — Alles, was für die Republik stand — mußte auf die Beine gebracht werden, mußte! Der Kapp-Putsch, dächte man, hätte diesen Weg klar gewiesen. Statt dessen: „wartete die Sozialdemokratie ab"; kühl bis ans Herz hinan. Und ihre Hauptsorge war, daß die demokratisch-parlamentarische Kulisse, die den trockenen Rechtsputsch verdeckte, in voller Herrlichkeit stehen blieb. Wo doch diesmal grade der ganze Plan der Reaktion darauf hinauslief, sich möglichst lange und möglichst gut hinter dieser Kulisse zu verstecken, um so dem Putsch den Makel eines revolutionären Handstreichs zu nehmen! Also: Legalisierung des Kahrschen Ausnahmezustandes durch den Geßlerschen, Einsetzung von Staatskommissaren im „Einvernehmen mit dem (sozialdemokratischen) Reichinnenminister", wodurch Herr Kahr auch den formellen Rechtstitel von Reichswegen erhielt, und als der Weisheit letzter Schluß: ein Kompromiß!

*

Mit diesen sozialdemokratischen Kompromissen hat es so seine eigne Bewandtnis. Man hört immer nur, welche Konzessionen die Partei eingeräumt, nie aber etwas davon, was sie als Gegenleistung erhalten hat. Havenstein — Währungsbank — Sachwerterfassung — Ermächtigungsgesetz — bayrische Frage . . . ein Kompromiß, ein Kompromiß, die Republik für ein Kompromiß!

*

Es ist auch jetzt noch nicht Alles verloren? Noch immer nicht zu spät, den Kampf gegen die Offensive der vereinigten Armeen Stinnes—Kahrs—Ludendorffs aufzunehmen? O gewiß: grundsätzlich wärs sogar vorteilhaft, die Rechte regieren und in

wenigen Monaten abwirtschaften zu lassen. Kein Zweifel, daß es bald so weit wäre, denn Helfferich würde nicht, wie Mussolini, seine innere Position durch außenpolitische Unterstützung festigen können. Aber diese wenigen Monate Rechtsregierung würden grade genügen, die deutsche Arbeiterbewegung und damit die gesamte freiheitliche und republikanische Entwicklung in Mitteleuropa um Jahre zurückzuwerfen. Die Voraussetzung für eine wirkliche Abdrosselung der Rechten wäre die Organisierung des schärfsten Kampfes der Arbeiterschaft auf der ganzen Linie, des Ausbaus alle ihrer Positionen, damit sie diese schweren Monate des Rechtskurses materiell und physisch überdauern könnte. Aber die Sozialdemokratie ist für Verhandlungen . . .

*

Es rächt sich eben immer furchtbar, wenn große Schichten des Volksganzen, die dazu berufen sind, den Inhalt des Staates zu bestimmen, an die Aufgabe gekettet werden, irgendwelche Fiktionen zu verteidigen. **Demokratie, Republik,** Einheit des Reiches: die Sozialdemokratie hielt wie gebannt die Augen darauf gerichtet, daß kein Unbefugter die schönen Firmentafeln stehle oder beschädige, und merkte gar nicht, daß man über Nacht in ihren Laden einbrach. Wozu der Lärm? Die Ordnung ist nirgends gestört worden. Und das ist die Hauptsache.

Die Zukunft des britischen Weltreichs

von **Joseph Friedfeld**

Das britische Weltreich ist unzweifelhaft der interessanteste Versuch, der bisher unternommen wurde, in einer Einheit den einzelnen Gliedern ihre Unabhängigkeit zu lassen, und der bisher glücklichste Schritt über den Begriff des souveränen Staates hinaus. Es ist heute mehr denn je klar, daß nur eine Ueberwindung des Prinzips von der souveränen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu einem Rechtszustand führen kann, worin der Räuberei der Staaten wenigstens formal ebenso Einhalt getan ist wie heute der Räuberei der Einzelnen im Staate. Dieser Prozeß konnte sich nur dank der eigenartigen Elastizität und dem durch Formeln ungehemmten natürlichen Wachstum des britischen konstitutionellen Lebens entwickeln. Die freihändlerisch liberale Politik des englischen Ministers Canning nach der Liquidation der napoleonischen Kriege, eine Politik, die das Gegenspiel zur legitimistischen Politik der Heiligen Allianz bildete, förderte die politische und wirtschaftliche Freiheit der von weißer Rasse bewohnten überseeischen Kolonien. So schuf sie sich ein Abflußgebiet für ihre Uebervölkerung genau so wie einen Absatzbereich für ihre Ueberproduktion; und dies Alles auf eine bedeutend weniger kostspielige Art, als die alte Methode vermochte. Diese Dominions verband keine geschriebene Verfassung, keine Definition ihrer Stellung mit dem Mutterlande. Es ist ein Verhältnis, das sich Schritt für Schritt aus dem Leben selbst entwickelt und gegen jede Einfassung in Formeln sträubt. Die Grenze zwischen Bund und Glied, zwischen Abhängigkeit und Freiheit ist nirgends fest gezogen, verschwimmt in den wechselnden Erfordernissen des Lebens und ist doch fähig, auch schwerem Druck zu widerstehen.

1887, am fünfzigsten Jahrestag der Thronbesteigung Viktorias, versammelten sich zum ersten Mal die Ministerpräsidenten der Dominions in London, um mit dem Mutterland gemeinsam über die Frage der Reichsverteidigung zu beraten. Seither sind diese Reichskonferenzen eine ständige Einrichtung geworden. Anfang Oktober sind die Delegationen der einzelnen Dominions unter Führung ihrer Ministerpräsidenten wieder in London eingetroffen, um an der Reichskonferenz teilzunehmen. Nur daß außer den alten Dominions auch Irland und Indien vertreten sind. Irland hat durch seinen Vertrag mit England den in der Theorie so unklaren Status einer Dominion erlangt und ist, wie alle andern britischen Dominions, in den Völkerbund aufgenommen worden. Indien, das noch nicht den Rang einer sich selbst verwaltenden Dominion erlangt hat, wird auf Grund seiner Leistungen im Kriege seit 1917 der Reichskonferenz zugezogen. Doch unterscheidet sich die indische Delegation in ihrem Charakter wesentlich von den Dominions. Diese vertreten Regierungen, die vom Volke gewählt und ihm verantwortlich sind; die indische Delegation dagegen wird von der indischen Regierung ernannt und besteht außer aus einem britischen Beamten aus einem indischen Fürsten, der die in Indien einheimischen Fürstentümer vertritt (diesmal ist es der Maharaja von Alwar) und aus einem Inder der gebildeten Klasse (diesmal ist es Sir Tej Bahadur Sapru).

Die Konferenz wird mehrere Wochen dauern. Gleichzeitig mit ihr tagt eine Reichswirtschaftskonferenz von Experten. An der Konferenz selbst nehmen außer Irland und Indien die Ministerpräsidenten von Australien, Neuseeland, Südafrika, Canada und Neufundland teil. Drei Fragenkomplexe stehen vor dieser Konferenz, die fünf Weltteile vertritt, und deren Macht in weltumspannender Seeherrschaft und Handel nur noch von den Vereinigten Staaten von Nordamerika erreicht wird.

Die erste dieser Fragen betrifft die auswärtige Politik und die Reichsverteidigung. Seit dem Weltkrieg erheben die Dominions immer nachdrücklicher Anspruch darauf, daß die äußere Politik nicht nur von England, sondern vom gesamten Weltreich geführt wird. Sie wollen nicht mehr vor vollendete Tatsachen gestellt werden, sondern mitbestimmen, in welchem Geist und zu welchem Ziel die Politik des Weltreichs geführt wird. Die in den überseeischen Universitäten erzogene Jugend der führenden Klassen der Dominions will ihren Anteil am diplomatischen Dienst haben. Die Forderung der Dominions nach einer schärfern Kontrolle der äußern Politik, nach einer engern Fühlungnahme mit London wurde noch verstärkt durch den Aufruf zur Waffenhilfe, den Lloyd George am 16. September 1922 nach der Niederlage der Griechen an die Dominions erließ. Damals mehrten sich insbesondere in Canada die Stimmen, die erklärten, die Dominions würden sich nicht mehr so ohne weiteres in einen europäischen Konflikt hineinzerren lassen. Aus ähnlichen Gründen ist auch die in der letzten Völkerbundstagung diskutierte Anregung Canadas erfolgt, im Völkerbundpakt den Punkt 12 abzuändern, der bestimmt; daß in gewissen Fällen jedes Mitglied einem andern angegriffenen bewaffnete Hilfe leisten müsse.

Wichtiger aber als diese Fragen der europäischen Politik dürften für die Diskussion die Fragen der Verteidigung, namentlich der Ge-

biete im Stillen Ozean werden, wo das britische Weltreich auf die Konkurrenz der Vereinigten Staaten und Japans stößt. Das Projekt der Errichtung einer Flottenbasis in Singapore mit zehn Millionen Pfund Aufwand wird im Mittelpunkt des Interesses stehen, so wenig auch davon nach außen dringen mag. Da sind denn einige Feststellungen äußerst interessant, die in der September-Nummer der ‚Foreign Affairs‘ gemacht werden. In diesem fernen Erdteil werden die holländischen Besitzungen, hauptsächlich aber Borneo mit seinen reichen Erdölfeldern, in einem künftigen Kriege für England eine ähnliche Rolle spielen wie im letzten Kriege Belgien und Antwerpen. Gleichzeitig mit dem Projekt der Befestigung von Singapore hat das holländische Parlament gegen eine heftige Opposition ein Seeverteidigungsgesetz für Holländisch-Indien angenommen. Daraufhin haben der holländische Finanzminister und der Gouverneur von Niederländisch-Indien resigniert. Außerdem hat England in der letzten Zeit Holland zwei Anleihen von zusammen elf Millionen Pfund gegeben. Ueber all Das schweigt die englische Presse. Der neu ernannte holländische Finanzminister war seinerzeit ein Direktor des Shell Royal Dutch-Konzerns, der englische und niederländische Petroleuminteressen vertritt, und dem die Petroleumgruben im holländischen und englischen Teil Borneos gehören. An diesen Befestigungen im Stillen Ozean ist vor allem Australien interessiert, und der Anteil, den die Dominions an der Vorbereitung der See- und Luftverteidigung des Reiches nehmen sollen, wird heiß umstritten werden.

Die wirtschaftlichen Probleme stehen mit den politischen in Zusammenhang. Alle Teile des Weltreichs leiden unter der wirtschaftlichen Krise. Diese ist aber bis zu einem gewissen Grade durch die ungeordneten Verhältnisse Europas mitbestimmt. Die Dominions haben auch ein Interesse an der Reparationsfrage. Achtundvierzig Prozent der zweiundzwanzig Prozent, die Großbritannien aus der von Deutschland zu zahlenden Reparationssumme zu erhalten hat, fallen den Dominions zu. Aber dieses Interesse ist für die nächste Zeit kaum von praktischer Bedeutung. Sowohl für das Mutterland wie für die Dominions ist die Existenz kaufkräftiger Exportgebiete von äußerster Wichtigkeit. England hat heute fünfviertel Millionen registrierter Arbeitsloser. Die Dominions dagegen mit ihrer dünnen Bevölkerung verlangen nach der Einwanderung artverwandter weißer Elemente. Ein großes Schema für die Auswanderung von Englands Ueberbevölkerung in die Dominions steht zur Diskussion; doch ist auch hier die Frage nach der Schaffung breiterer Absatzmöglichkeiten für den Export von entscheidender Bedeutung. Bei der nach dem Weltkrieg wahrzunehmenden allgemeinen Tendenz zur Autarkie großer wirtschaftlicher Gebiete ist das Streben erklärlich, aus dem britischen Weltreich eine sich selbst genügende Wirtschaftseinheit zu schaffen. Die weiten Distanzen und die hohen Frachtsätze widerstreben diesem Versuch und könnten nur durch eine systematische Einführung von Vorzugszöllen überwunden werden, wogegen sich neben der Tradition auch die Interessen der Konsumenten sträuben. Vorläufig gewährt Großbritannien nur für Tabak, Zucker und Tee, die aus den Dominions eingeführt werden, eine Vorzugsbehandlung. Aber um eine regere Auswanderung zu ermöglichen, müßte dieses System erweitert werden. So könnte das große australische Projekt der Bewässerung des Murray-

Tales fast einer Million neuer Menschen Existenz gewähren, falls für ihre Produkte, insbesondere für getrocknete Früchte, wofür sich das Land eignet, ein Markt gefunden wird. In dieser Weise würde auch das englische Kapital ein verheißungsvolles Anlagefeld in den überseeischen Besitzungen finden. Da diese Anleihen weniger in bar als in Maschinen und Industrieprodukten gegeben werden, so würde das auch von dieser Seite eine Neubelebung der britischen Industrie bedeuten.

Die heikle Frage konstitutioneller Aenderungen oder einer festern Definition des Status der Dominions wird gleichfalls erörtert werden. Was geschieht, wenn eine Dominion in einem Kriege Englands ihre Neutralität erklärt? Bedeutet das eine Unabhängigkeitserklärung? In Canada gibt es Gruppen, die für die Unabhängigkeitserklärung oder für den Anschluß an die Vereinigten Staaten sind. Canada hat viel französische Bevölkerung, und der Einfluß der Amerikaner, deren es an eine Million in Canada gibt, ist besonders im Westen sehr stark. In Südafrika dürfte die Partei der nationalen Buren, die für eine unabhängige Republik sind, bei den nächsten Wahlen einen Erfolg davontragen, und General Smuts, der seit siebzehn Jahren Minister der südafrikanischen Union ist und selber Republikaner war, hat mit ihnen zu rechnen. Daß in Irland eine starke Partei gegen den Vertrag ist, der Irland den Rang einer Dominion gibt, ist bekannt. Insbesondere General Smuts könnte auf Festlegung der Rechte der Dominion drängen. Seine Stellung in Südafrika ist nicht leicht. Dieser geschickte Staatsmann und laute Vertreter liberaler Ideen in Europa ist daheim völlig in den Händen des Großkapitals und hat durch die mitleidslose Unterdrückung der Arbeiterbewegung in Südafrika viele Sympathien verscherzt und durch seine Behandlung des Hottentotten-Stammes der Bondelzwarts im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, das nun unter dem Schutz des Völkerbundes ein Mandatsgebiet der südafrikanischen Union bildet, selbst im Völkerbund an Anhängern verloren. Das Massakre dieses wehrlosen Stammes, das für den Völkerbund Gegenstand einer Untersuchung war, wurde von General Smuts gegen die überwiegend vernichtende Kritik der Mandatskommission des Völkerbundes in Schutz genommen. Bei den nächsten Wahlen in Südafrika dürfte die geringe Majorität, über die General Smuts derzeit verfügt, verschwinden und eine Mehrheit der Nationalisten und der Arbeiterpartei ihre Stelle einnehmen. General Smuts hat nun das Bestreben, den Nationalisten, die für die Unabhängigkeit sind, möglichst weit entgegenzukommen, um sie von der Arbeiterpartei zu entfernen. Aber grade weil dieses zarte Gebilde eines Bundesreichs ohne Konstitution sich auch nur so erhalten kann, daß seine Organisation nicht festgelegt, sondern schmiegsam ist, und weil der Hauptteil der Dominions und ihrer Bewohner ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Einheit hat, die ihnen politische und wirtschaftliche Stärke gibt — grade deshalb wird man auch diesmal von einer Festlegung in Formeln absehen.

Es ist vorgeschlagen worden, und es war dies ein Lieblingsplan Joseph Chamberlains, ein Reichsparlament zu schaffen; aber da England die weitaus stärkste Bevölkerung hat, wären die Interessen der Dominions hier nicht genügend vertreten. Andrerseits steht bei den Reichskonferenzen der Ministerpräsidenten der englische Ministerpräsident einer Ueberzahl seiner überseeischen Kollegen gegenüber. Man tritt jetzt am meisten für das System der ununterbrochenen Füh-

lungnahme ein. Die Dominions, die bisher nur das Recht hatten, durch ihren von der Krone ernannten Generalgouverneur und den Kolonialsekretär mit dem britischen Kabinett zu verkehren, verhandeln nun in dringenden Angelegenheiten direkt mit dem englischen Ministerpräsidenten. Ob man die ständige Fühlungnahme durch die Einsetzung von Dominonsministern erreichen soll, die in London residieren und Zutritt zu den Dominions-Dokumenten und den Dominions-Sitzungen des britischen Kabinetts hätten, oder durch die Schaffung eines Reichsministeriums, in dessen Beamtenschaft alle Dominions vertreten wären: das ist noch nicht klargelegt. Zur Erleichterung dieser ständigen Fühlungnahme ist jedenfalls ein rascher Ausbau der drahtlosen und der Flug-Verbindungen notwendig. Durch eine bessere Ausbildung der Kommunikationsmöglichkeiten würde auch die Verständigung in Fragen der äußern Politik erleichtert.

Aus all Dem kann man ersehen, wie innig die drei Problemkomplexe der Konferenz zusammenhängen. Die Erkenntnis, daß dieser Völkerbund, den von dem andern seine Tradition und die überwiegende Gleichartigkeit seiner Mitglieder unterscheidet, durch Erwägungen über den Frieden besser zusammengehalten werden könnte als durch die Vorbereitung neuer Kriege — diese Erkenntnis fehlt vorläufig noch. Aber eine andre Erkenntnis beginnt sich langsam Bahn zu brechen. In einsichtigern Kreisen Englands fühlt man die Notwendigkeit, auch den bisher stummen Völkerschaften des Weltreichs Stimme auf der Reichskonferenz zu gewähren. Bisher sind die Kronkolonien und Protektorate von dem Unterstaatssekretär für die Kolonien vertreten worden. Die Dominions selbst haben gegen die farbige Bevölkerung ihrer Länder meist eine Politik getrieben, die sich sehr zu ihren Ungunsten von der des londoner Kolonialministeriums unterschied. London fühlt doch eine gewisse Verantwortung für die von ihm beherrschten farbigen Rassen, während die weißen Elemente der Dominions im Farbigen nur ein Objekt der Ausbeutung sehen. Grade das, was die Regierung Smuts im südafrikanischen Mandatsgebiet zugelassen hat, insbesondere die Wegnahme alles guten Landes für weiße Siedler, ist ein neuer Beweis dafür. Die weißen Dominions und Kolonien wenden sich gegen die Einwanderung ihrer farbigen Mitbürger aus andern Teilen des Reiches, und derartige Vorkommnisse in Kenya und Natal haben den Nationalisten in Indien wirksamen Nährstoff für ihre neueste Agitation gegeben.

Diese Konferenz wird die Elastizität und die Großzügigkeit des britischen Weltreichs erweisen, wenn sie verstehen wird, die Unabhängigkeitsbestrebungen in den Dominions zu versöhnen — aber sie muß auch einen Schritt tun in der Erkenntnis, daß das Weltreich Großbritanniens mehr ist als das Mutterland und seine gleichrassigen Dominions. Die Zukunft dieses einzigartigen Gebildes eines Erdteile umspannenden Bundes beruht darauf, daß die Dominions ihre starken Rassenvorurteile mildern und durch die allmähliche Heranziehung der verschiedenen Völkerschaften zur Mitbestimmung ihres Schicksals das Vorbild eines neuen Bundes schaffen. Grade die Elastizität dieses Reiches gestattet ihm, durch allmähliche Erziehung und Assimilierung verschiedenartigster Teile eine losere und doch festere Einheit zu schaffen, als das in juristischen Formeln erstarrte römische Weltreich vermochte.

Der Gerichtsdiener von Ignaz Wrobel

Dies hier hat am 18. Oktober 1913 — vermutlich nicht zum hundertsten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig — im ,Vorwärts' gestanden. Der Autor schickt es mir, um zu zeigen, daß der Gerichtsdiener des Ringelnatz-Prozesses, den ich in Nummer 40 geschildert habe, weder eine Ausnahme noch eine Errungenschaft der Neuzeit ist. Das wußten wir freilich. Denn, ach, es bleibt dabei: In Deutschland ändert sich nichts als das Wetter.

Die Verhandlungen vor den Strafgerichten sind in Deutschland öffentlich. So? Da gehen Sie einmal nach Moabit und versuchen Sie die Probe aufs Exempel. Da sitzt vor jeder Tür ein bissiger Höllenhund und belfert. Und im Gerichtssaale wirft er Sie zwar nicht heraus, aber er gibt doch deutlich zu erkennen, daß eigentlich ER hier Recht spricht . . .

Natürlich sind es kleine Unteroffiziere mit einem dreckigen Gehalt. Aber statt etwas dafür zu tun, daß es besser wird, schlagen sie sich auf die Seite ihrer Brotgeber — die übrigens so viel Kulanz gar nicht verlangen — und behandeln die Zuhörer, wie sich nur Deutsche behandeln lassen.

Einer steht im Zuschauerraum auf, weil ihm vermutlich die Beine eingeschlafen sind — schon ist Jener da und befiehlt: „Setzen!" Was sind das Alles für Dummheiten! Er soll lieber aufpassen, daß nicht so oft das Schild: „Zuschauerraum ist überfüllt!" an den Türen klebt, auch wenns leer ist, statt sich Uebergriffe zu erlauben, die man nicht nur wörtlich beantworten sollte.

Eine Kleinigkeit — gewiß. Aber die ganze Indolenz, der ganze Stumpfsinn des Publikums zeigt sich hier, wo ein paar gehörige Zurückweisungen gegen Einen genügen würden, um die ganze Gattung in Raison zu bekommen.

Jedes Volk hat die Subalternen, die es verdient. Diese hier verdienten — sagen wir . . . ein andres Volk.

Brief an Radbruch von Gerhart Pohl

Das Gnadengesuch, das als Voraussetzung von Fechenbach verlangt wird, wird tatsächlich keine Bitte um Gnade sein, sondern eine Forderung um das Recht.

Abgeordneter Dr. Radbruch (Sozialdemokrat) im Reichstag

Als durch Alexander von Hohenlohes herrlichen Aufruf: ,Wo bleibt der deutsche Zola?' die Fechenbach-Interpellation im deutschen Reichstag zustande gekommen war, erwiderten Sie dem Justizminister, dessen Rede die verlogene Einerseits-Andrerseits-Politik eines passiven Resistenten offenbart hatte, mit geziemenden Worten. Ich war begeistert (ja, begeistert — auch das gibt es noch in Deutschland) über die Schärfe Ihrer Antithesen, über die zwingende Klarheit Ihrer Diktion. Von der spontanen Wirkung Ihrer Rede war ich so überzeugt, daß ich die Vorarbeiten für ein Fechenbach-Memorandum, zu dem viele und nicht die unbedeutendsten Männer europäischer Geistigkeit ihre Mitarbeit bereits zugesagt hatten, einstellen wollte, da Fechenbachs Freilassung nur noch eine Frage von Wochen sein konnte. Denn unter dem Beifall des Hauses sagten Sie damals:

Mit Fechenbach sitzt die Gerechtigkeit im Zuchthaus. Wir, die wir jetzt an die Gerechtigkeit der Welt appellieren, müssen für Gerechtigkeit im eignen Hause sorgen. Bisher war uns die Auseinandersetzung nur eine Sache des Rechts, nicht der Politik. Führt aber diese Auseinandersetzung nicht zum Ziel, dann würde, wie in Frankreich der Dreyfus-Prozeß, so bei uns der Fechenbach-Prozeß der Prüfstein sein, an dem sich scheidet das alte und das neue Deutschland, Unsauberkeit und Sauberkeit des Rechts und des Gewissens.

Ich habe nichts hinzuzufügen. Sie waren wenige Wochen darauf selbst Justizminister und hätten auf diesem Posten sofort Ihren tapfern Worten die ebenbürtige Tat folgen lassen können. Sie antworten mir: „Dienstgeschäfte", „Passive Resistenz des Beamtenapparats", „Verhandlungen mit der bayrischen Regierung schweben", „Noch wenige Wochen . . . "

Herr Justizminister: das Alles hab' ich schon von Ihren Parteigenossen zu hören bekommen, als ich um Unterstützung bei einer erneuten publizistischen Interpellation bat. Sie aber — wenn Sie Ihrem Vorgänger, in der Tat dem Typus eines alten Deutschland, harte Worte an den Kopf warfen und damit Sprachrohr dessen wurden, was Sie ein „neues Deutschland" zu nennen beliebten, so hatten Sie, einmal auf seinen Posten gestellt, die Verpflichtung, sofort zur Verwirklichung Ihrer Worte zu schreiten. Sie unternahmen nichts. Oder haben Sie doch etwas unternommen, so ist Ihr Bemühen bis heute erfolglos geblieben. Sie waren schon einmal Justizminister vor dieser Zeit, kannten also die Maschinerie. Warum warfen Sie Ihrem Vorgänger dann etwas vor, was Ihnen selbst zu erfüllen unmöglich ist? Kompromittieren Sie damit nicht das „neue Deutschland"? Und wäre ungerecht, wer das Pathos Ihrer Rede als unwahr, Ihre Forderung nur als rhetorischen Ausdruck der „andern Meinung" hinstellen wollte? Wäre ungerecht, wer dadurch überhaupt zu einer Negierung des parlamentarischen Systems käme und einen drakonischen Diktator für die einzige Rettung des vertrottelten Neu-Deutschland erklärte?

In der Tat: der Fechenbach-Prozeß könnte der Prüfstein werden, „an dem sich scheidet Unsauberkeit und Sauberkeit des Rechts und des Gewissens" — wenn es einen Zola gäbe. Einen Mann, der dem Befehl vor die Schranken der Gerichte mit Freude Folge leistet, weil er sich sicher fühlt im Kleid der Gerechtigkeit und seine Tapferkeit in den Dienst einer menschlichen Sache gestellt weiß.

Wenn Sie in sich nicht die seelische Kraft eines Zola fühlten, mußten Sie schweigen. Redeten Sie dennoch, so blieben Ihnen, als das Justizministerium wieder für Sie frei wurde, nur zwei Wege. Entweder den angebotenen Posten abzulehnen und weiter zu reden und zu schreiben, bis Ihre Sache, die Sache des Rechts, durchgefochten war. Oder den Posten anzunehmen und sofort dafür zu sorgen, daß sie im Sinn Ihrer Worte erledigt wurde. Nur so hätten Sie die Sauberkeit Ihres Gewissens erweisen können.

Dachten Sie, unsre gesamte Oeffentlichkeit habe den Fall vergessen, weil ihn unsre schnellebige und leichtsinnige Presse nicht mehr erwähnt? Dann wäre Ihnen ein psychologischer

Fehler unterlaufen. Es gibt nämlich eine ganze Anzahl Leute, die etwas erst dann zu verfolgen beginnen, wenn es die Presse bereits auf den Komposthaufen: „Abgetan infolge Uninteressiertheit des Leserkreises“ geworfen hat. Aber glauben Sie: diese Leute sind gefährlicher, weil zäher. Aus ihren Reihen kann leicht ein Zola hervorgehen, der nicht nur die These vom Prüfstein des alten und des neuen Deutschland aufstellt, sondern selbst der Prüfstein werden will, auch für den Fall, daß das Ergebnis ein neues Deutschland als nicht vorhanden aufwiese, dafür aber eine Gruppe menschlich-lauterer und konsequenter Menschen.

Und was würde dann die Geschichte von Ihnen sagen?

Schimmelpfennig am Fensterkreuz

von Frank Warschauer

Schimmelpfennig hing nun schon seit über drei Tagen
am Fensterkreuz, roch bereits ekelhaft.
Ich sagte zu Lydia, seiner Frau:
Nimm ihn doch endlich runter, er war ein Ehrenmann,
auch gibt es jetzt Särge aus Pappe oder Papiermaché
äußerst preiswert. Sie aber schrie voll Wut:
Warum kaufte er auf Kredit! Und noch dazu Geyer Benzin!
Innerhalb von sechs Stunden war alles futsch, drei Autos, das herrlich florierende Geschäft,
die Villa mit dem Milliardeninventar,
die Achtung und Liebe von Jung und Alt,
meine Zukunft, das Glück von Karl, Anna, Marie,
den unmündigen Kindern, eben erst gezeugt
im Vertrauen auf das beständige Kapital!
Ich sagte zu ihr: Aber, Lydia, begreife doch,
er war nicht der Einzige, an jenem Tag
stürzten sich dreizehn hochangesehene Getreidekaufmänner
aus dem vierten Stockwerk herunter aufs Asphalt!
Nein! Schimmelpfennig hat stets das Beste gewollt!
Sein letztes Wort war, Liesbeth verstand ihn kaum:
Verkaufen! 370,2!
Und so, liebe Lydia, hat er stets
in fürsorglicher Weise an euch gedacht.

Hier brach die arme Frau zusammen und weinte laut.
Ich ging auf den Zehenspitzen hinaus. Noch einen Blick
auf ihn, der so still dort oben hing.
Sein eines Auge blinzelte geisterhaft
(den Kneifer hatte man vorsichtshalber entfernt)
Wer weiß, wie lange er noch da gehangen hat,
der arme Schimmelpfennig am Fensterkreuz.

Der Hessische Landbote von Arnold Zweig

Hier stellt sich Jemand eine Aufgabe: die Bauern eines bestimmten Landes, in ganz bestimmten Verhältnissen lebend, aus ihrer dumpfen Dämmerung zu revolutionärem Nachdenken, aus ihrer Ergebung in den Zustand des Staates zum Willen seiner Veränderung, Verbesserung, Vermenschlichung zu bringen. Diese Aufgabe, erstmalig in Deutschland erkannt, führt Georg Büchner aus. Es ist zugleich das erste Dokument des modernen Sozialismus: sein Verfasser weiß, daß nur Massen, in Marsch gesetzt durch Hunger und Ueberarbeitung, schlechtes Wohnen und erniedrigende Kleidung staatliche Ordnung verändern; weiß, daß hier Klasse gegen Klasse steht, weiß, daß die Klasse der Arbeitenden — in seinem Falle Bauern — durch ihre eignen Kinder im Waffenrock niedergehalten wird. Kein Volkswirtschafter hätte die oekonomische Struktur seines kleinen Landes schärfer in Zahlen gruppieren und ausbeuten können als dieser Mediziner; keiner so sicher erfassen, daß noch jede geglückte Revolution vom Boden, seiner Verteilung und seinem Ertrag ausging. Inmitten der Revolutionäre um der Idee oder um Ideen willen, um willen politischer Rechte und von den gebildeten Liberalen aus, steht Büchner wie ein Mann im Jackettanzug unter Kostümen von 1820. Und was er weiß, schreibt er hin. Die revolutionäre Flugschrift klassischer Prägung entsteht. Mit hämmernden Sätzen werden Zahlen und Folgerungen aus ihnen dem langen, langsamen und gründlichen Nachdenken des Bauern eingerammt; alle seine Begriffe werden benutzt und kein ihm fremder; alle seine Affekte werden in Bewegung gesetzt und kein unlauterer. Nicht gegen Schwächere und Wehrlose wird er wie heute mobilisiert, sondern gegen die Macht, die er genau kennt, den Staat, unter dem gebückt er wankt, die Polizei und Justiz, deren furchtbaren Selbstverteidigungstaten er sich schon ausgesetzt sah. Beachte man wohl, daß unser Text nicht Büchners Werk allein ist, daß fast alle religiös-biblischen Stellen, Alles, was auf das romantische Kaisertum deutet, und jeder Appell gegen „die Vornehmen" — Büchner schrieb stets: „Die Reichen" — von dem edlen und unglücklichen Rektor Weidig aus Butzbach stammt, und nehme man das als Anlaß, dieses aufrechten, bis zum Selbstmord in Untersuchungshaft gefolterten Freiheitsmannes zu gedenken, den der elende Byzantinismus unsrer Bildung uns unterschlägt, um uns mit brandenburger oder bayrischen Kurfürsten zu stopfen, wenn wir klein, wehrlos und gläubig auf der Schulbank sitzen; aber vergesse man es auch nicht, um, diese fremde Zutat weghaltend, die fanatisch-sachliche Wirklichkeitsfassung eines agitatorischen Schriftstellers zu erkennen, der nur durch diesen lotsenhaft realistischen Blick mit dem Dichter jener spätern Novelle ‚Lenz', jenes ‚Danton' verbunden ist, und durch das tiefe Gefühl für die Erniedrigten und Getretenen des Lebens mit dem visionären Gestalter Wozzecks zusammenzuhängen scheint! Hier ist eine Schlagader Büchners getroffen: seine radikale Hingabe an die jeweilige Mission seines Wortes. Wie mit keinem Hauch im ‚Danton' oder

gar im ‚Wozzek‘ Agitation schwebt und grade dadurch in ‚Wozzek‘ die aufwühlendste Wirkung gesichert ist, so fehlte ursprüglich in diesem ‚Landboten‘ jedes pathetisch-rührende und lyrische Element, jeder poetische Aufputz, jede „Stimmung“ — und grade dadurch bekommt sie sie: dies verbissene, harte, bedenkenlose Pathos des Aufruhrs, den gefährlichen und entschlossenen Willen zur Wirkung auf alle Fälle, den Charakter eines wahrhaft sozialistischen Manifestes, dessen Verfasser im Jahre Achtundvierzig gewiß nicht, wie ein gewisser Philosoph, dem auf die kämpfenden Bürger feuernden oesterreichischen Offizier mit seinen armen Böhmen das Opernglas und den Hinterhalt seines sichern Philosophenfensters angeboten hätte. Er liebte die gemütlichen Hauptleute nicht so, dieser Büchner, der den Woyzeck, böhmischen Wehrmann, zum Helden eines Trauerspiels wählt . . .

Schneeflöckchen von Paul Schlesinger

Zugegeben: ein sehr ungeeigneter Operntitel für eine Zeit, die etwas Blutschande mit einem Schüßchen Tribadie als Apéritif vorm Sonntag-Mittagessen kredenzt bekommt. Wenn man sich überdies vorstellt, daß Schneeflöckchen die Tochter von der Waldfee und dem König Frost ist (vielleicht nicht ehelich, aber keinesfalls inzestuös erzeugt), und die Erfahrung macht, daß dieses Schneeflöckchen, von menschlicher Liebe ergriffen, einfach hinschmilzt, so ist noch einmal zu sagen: nicht grade ein Sujet unsrer Tage.

Indessen: Rimsky-Korssakow konnte nicht wissen, daß man mit der Aufführung dieser Oper in Deutschland warten würde, bis Kahr Diktator von Bayern geworden. Nach Humperdincks ‚Hänsel und Gretel‘, dem eine glückliche Nachfolge nicht beschieden war, hätte man dem ‚Schneeflöckchen‘ zugejubelt, und man hätte damals in seiner Wagner-Müdigkeit noch einmal beseligt aufgeatmet.

Uebrigens: atmete man jetzt nicht auf? Natürlich tat mans. Nur nicht von Wagner, der uns heute nicht mehr so bedrückt, sondern von dem titanischen Gepruste der genialischen Halbtalente wie Pfitzner und Schreker. Denn dieser Rimsky-Korssakow ist gar kein Genie, aber ein ganzes Talent. Habt Ihrs nicht gefühlt?

Ja, Ihr habts. Ihr Faulen, Oeden, Blöden. Die Ihr Jegliches mit der falschen Elle meßt, auf jede Klickerei hereinfallt, drei Meilen hinter der Mode marschiert und vor jedem noch so gemachten Erfolge kapituliert. Also Ihr stellt fest: Ihr habt euch gelangweilt; das Textbuch ist nicht dramatisch; die Oper wird keinen Erfolg haben, trotzdem eigentlich die Musik sehr fein empfunden, sehr reich an musikalischen Ideen, ungewöhnlich sicher gemacht ist und „sehr ansprechend“ interpretiert ward. Ihr denkt nämlich: In diese Oper wird man aus Gründen des antiquierten Textes nicht gehen — und Ihr glaubt das erklären zu müssen.

Anstatt zu sagen: Es ist zwar ein bißchen langweilig auf der Bühne — aber, o Publikum, ströme in Scharen! Denn hier ertönt eine der reizendsten Musiken, die überhaupt geschrieben worden sind. Höre, o Publikum, gib dich ganz dem Spiel der Töne hin, sieh allenfalls auf die anmutig belebte Szene. Aber was geht dich Idee und Wort

an, wo ein Tondichter so rein, so deutlich, so unverwechselbar zu dir spricht! Dich mit klingenden Köstlichkeiten der zartesten, schimmerndsten Art überwirft!

So aber spricht kein geaichter Trottel, aus Angst, sich vor der Moderne zu blamieren. Und so kommt es, daß die wertvollste der drei Opern von Rimsky-Korssakow, die wir in den letzten Monaten gehört haben, die geringste Gnade findet.

Oder ist der Hinweis auf das spezifisch Russische, also Fremdartige, gelegentlich eintönig Melancholische, auch wieder sonderlich Kurzatmige ein hinreichender Einwand? In der ‚Zarenbraut' waren es grade die Mischungen westlichen und östlichen Stils, die störten. Im ‚Goldenen Hahn', den die Staatsoper aufführte, geht es im Orchester pittoresk genug zu; aber das Herz des Komponisten hörte man nicht klopfen. In ‚Schneeflöckchen' ist es endlich da: ein russischer Romantiker spricht, unendlich diskret, aber aus voller Wahrhaftigkeit, seine eigenste Sprache. Bei dieser Partitur wäre es eine Anmaßung, von einer „vollkommenen Beherrschung der Mittel" zu reden. Denn das ist nicht mehr instrumentiert, sondern in Klängen gedichtet, wie es etwa am Klavier Chopin getan hat. Auch dessen nationaler Reiz ist immer spürbar; und dennoch sind wir längst zu seinem tiefern und allgemeinern Daseinssinn vorgedrungen. Man soll auch diese beiden Erscheinungen nicht an einander messen; es kommt so gar nichts dabei heraus, Abstände, Ueberragungen festzustellen. Doch der Vogelchor des ersten Aktes, die Gesänge Schneeflöckchens, des von ihr unglücklich geliebten Lehl und namentlich das zarte und rührende Lied des Königs: wo haben wir denn auf der Opernbühne in den letzten zehn oder zwanzig Jahren Schöneres, Tieferes, Reineres gehört?

Und die Geaichten sagen weiter: eine „sehr ansprechende" Darstellung. Ich aber meine weiter: wo habt Ihr auf einer berliner Opernbühne eine genußreichere Vorstellung gesehen, seit Bruno Walter mit dem münchner Ensemble den ‚Don Pasquale' gegeben hat? Aber noch weniger merken die Geaichten, daß es sich hier gar nicht um eine einzelne besonders gelungene Darstellung handelt (wie sie etwa auch die Staatsoper in Puccinis ‚Gianni Schichi' oder Rimsky-Korssakows ‚Goldenem Hahn' hervorbrachte, neben einer höchst fragwürdigen gelangweilten und langweilenden Repertoirespielerei) — sondern um das Ergebnis eines nur einjährigen, aber sehr intensiven und heißblütigen Strebens. In diesen zwölf Monaten hat das junge Ensemble der Großen Volksoper sich an ein Dutzend Werke der verschiedensten Stile gewagt — zuweilen auch mit geringerm Glück, aber immer mit dem prinzipiellen Ehrgeiz: sich vor jede Aufgabe mit neuen Augen und Ohren zu stellen. Ob das Herrn Lange oder seiner künstlerischen Ratgeberin Frau Melanie Kurt, einem der Kapellmeister oder dem Regisseur zuzuschreiben ist, wird vorläufig nicht sichtbar. Jedenfalls: die Kräfte sind da, und der Erfolg wird spürbar. Er zeigte sich zum Entzücken in der Darstellung von Händels ‚Julius Cäsar', wo eine der wertvollsten Raritäten mit vollendetem szenischen Geschmack und glücklichster musikalischer Belebung ihre beglückende Auferstehung feierte. Und der gleiche Dank gebührt dieser Darstellung. Unter den Händen des Kapellmeisters Zweig sang und blühte das Orchester wie nur ein königliches. Die Stimmen der Damen Jockl, Schloßhauer-Reynolds (diese darf man schon mehr nicht zu sehr loben, sie könnte abhanden

gehen), Harth zur Nidden, der Herren Blasel und Guttmann bildeten eine ausgezeichnete Einheit.

Und so darf man sich im Theater des Westens zum ersten Mal seit seiner Begründung von einer Aufführung auf die andre freuen. Ist das gar nichts, Ihr Geaichten? Es ist sogar Alles.

König Richard der Zweite von Alfred Polgar

Was Fundus, edles Zeremoniell und pathetisches Gehaben bieten können, wird geboten. Im übrigen ist die Neu-Inszenierung des Burgtheaters Alt-Inszenierung. Der Ausstatter war bei wechselnder Laune: ein wenig Stilbühne, ein wenig Illusionsbühne, und keine schöne. Der Garten, vierter Akt, mit seiner grünen Brettchenverschalung erinnert an Gärten, wie sie der Gasthausschani auf die wiener Straße hinausträgt, wenn es Sommer wird. Doch, es gab auch einen neuen Dekorationseinfall: hinter gemalten Bäumen, auf Leinwand projiziert, Schattenrisse andrer Bäume, einmal auch eine zackige Schloß-Silhouette. Ein optischer Nonsens. An Stelle üblicher Kulissen wären solche Schattenbilder vielleicht möglich, mit und zwischen ihnen wirken sie ganz sinnlos. Der Aufführung fehlte alle Besonderheit und Größe. Sie gab zulängliches Theater — und nicht einmal dieses, an den Ansprüchen, Hochmütigkeiten und Wichtigkeiten gemessen, die in dem Tonfall, mit dem man hierorts noch immer „Burgtheater" sagt, mitschwingen.

Richard der Zweite erleidet ein Spezial-Schicksal, wie es nur Männern der monarchischen Branche widerfahren kann . . . aber dieses Schicksal schmilzt über in ein Menschenschicksal von bezwingend allgemeiner und großartiger Gültigkeit. Das ist der Geniezug des wunderbaren Werks, in dem, zwischen hingetürmten Quadern des Geschehens, hoch der hohe Gedanke steht und Empfindung in sattester Herzblutfarbe blüht. Richard stürzt vom Gipfel — Königspech! —, aber sein Sturz wirft ihn in die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten. Alle Gekränkten, Mißhandelten, Verstümmelten dürfen ihn als Bruder im Leide grüßen. Er war von Gottes Gnaden ein flacher, leerer König und wird von Gottes Ungnaden ein voller, strömender Mensch, aus dem die Not Süßigkeit und Weisheit keltert. Der glückliche Richard hat einen leichten, leichtsinnigen, verspielt-genießerischen, man könnte fast sagen: wienerischen, Grillparzerschen Zug, der einer Darstellung durch Herrn Aslan entgegenzukommen scheint. In der Tat gelingt diesem geschmeidigen Künstler das Weiche, Weibische der Figur vortrefflich. Sein Richard ist, zum Anfang, ein orientalischer Fürst, bißchen schwammig außen wie innen, nach Laune tändelnd zwischen Gut und Böse, von einer seelischen Plastizität, die, so scheint es, gleichermaßen zu höherer wie zu niedriger Form taugte. Dieses Fragwürdige der Gestalt, diese Opalfarbe des Charakters trifft Herr Aslan meisterlich. Für den tragischen Richard — der in die Tiefe aufwärts stürzt —, reichen die Mittel nicht. Etwas Affektiertes haftet an seinem Affekt, etwas Pomadiges glänzt in seiner Leidenschaft (und überträgt sich auf die Stimmung des

Zuschauers), der Schmerz liegt auf seinem Antlitz und auf seiner Seele wie eine Schicht Puder, der Schrei aus tiefster Herzensnot kommt von nicht viel weiter her als aus der Mundhöhle. Er sitzt ganz „vorne“, wie sich das für einen guten Sprecher ziemt. Wenn der arme König die Heimaterde küßt, wenn er im Spiegel sein Antlitz höhnt, das ihn höhnt, bleibt jedes Auge tränenleer.

Bolingbroke ist Herr Höbling. Wenn er so schweigend dasteht, in Silber und Brokat, lockenumwallt, eindreiviertel Meter hoch, ganz bronzene Männlichkeit und gerunzelte Braue, ist er ja gewiß sehr schön. Aber wenn er dann winkt mit dem Finger und sich auftut der Zwinger und mit wildem Sprunge herausstürzt die Zunge und die Verse zerfetzt, da sind Alle entsetzt und schütteln die Mähnen mit mächtigem Gähnen. Herr Höbling ist gewiß ein guter Komödiant. Aber er hat nun mal eine fatale Neigung, das Materielle seiner Rolle so stürmisch zu bejahen, wie ihren Geist zu verneinen. Auch ist es noch keinem Regisseur gelungen, den Ungestüm der Höblingschen Diktion zu drosseln. Es ist ein Ungestüm, der oft erschreckend jählings vorbricht. Plötzlich, ohne Anlaß und ohne daß man ihn vorher laden gesehen hätte, spricht Herr Höbling eine Salve! Besonders bei Abgängen und Szenenschlüssen huldigt er dieser Marotte.

Dem Herzog York, dem redlichen Greis, der sich nicht zu helfen weiß, gibt Herr Devrient eine edle, der Wärme und Saftigkeit nicht entbehrende Senilität, den alten Gaunt lebt und stirbt Herr Reimers in vorbildlicher Würde, den harten Northumberland spielt Herr Siebert stahlschwarz in Ton, Tracht und Geste, der Percy des Herrn Eidlitz ist sichtlich heißgespornt und hält nicht hinter der Zunge mit seinem berühmten Sprachfehler. Anspruch auf ein Adjektiv hätten noch die Damen Mayer, Kallina, die Herren Heine, Arndt, Zeska jun., Reimers jun. und Seydelmann, aber es ist zu ermüdend, für jeden von ihnen eines zu suchen.

Klassenkampf von Morus

Als im August unter allgemeinem Glockengeläute die große Koalition eingeweiht wurde, da war der Kehrreim sämtlicher Festgesänge: „Das deutsche Volk ist eine Notgemeinschaft.“ Offiziell setzte man zwar noch hinzu: eine Notgemeinschaft zur Aufrechterhaltung des passiven Widerstandes; aber unter einander wußte man: zur Liquidierung der Ruhr-Affäre. Das Kabinett der einundfünfzig Tage hat diese Aufgabe — das wollen wir ihm nicht vergessen — nicht grade überwältigend, aber doch prompt erledigt. Es gehörte Mut, und es gehörte Geschicklichkeit dazu, und Stresemann hat beides bewiesen.

Aber bei der ersten Charakterprobe hat er versagt. Als die entscheidende Frage an ihn herantrat, den Ruhr-Kampf nun auch finanziell zu liquidieren, begann er zu wanken. Der Mann, der in den letzten Monaten bei dem Kampf gegen die Stinnesierung Deutschlands in der vordersten Reihe mitgefochten hatten, klappte zusammen, als die Schwerindustrie zum Generalangriff blies. Daß dieses der eigentliche Kern der Krise war, steht außer jedem Zweifel. Mit un-

vergleichlicher Raffiniertheit hat die Stinnes-Hugenberg-Gruppe die nationalistische Welle, die nach der Ruhr-Niederlage von Bayern ausging, für ihre Zwecke aufzufangen und zu verwerten gesucht. Welche Rolle dabei die Herren Maretzki und Scholz gespielt haben, ob sie für ihre Person nur ihrem schwarzweißroten Herzen Luft machen wollten, oder ob sie mehr oder minder bewußt als Strohmänner der Schwerindustrie fungierten, bleibt dahingestellt. Sicher ist, daß sie im Effekt nur die Dienste für Stinnes besorgt haben.

Der Vorstoß der Stinnes-Gruppe war ein Doppelangriff. Er richtete sich einmal gegen die weiterverarbeitende Industrie und zweitens und in der Hauptsache gegen die Arbeiterschaft. Die erste Attacke war parteipolitisch gewissermaßen eine Hausangelegenheit. Der Kampf zwischen den beiden Industriegruppen ist nicht von heute und gestern. Er wird mit zunehmender Heftigkeit im Reichsverband der deutschen Industrie geführt, seitdem die beiden alten Bünde sich zusammengeschlossen haben. Und er wird, unterirdisch zumeist, innerhalb der Deutschen Volkspartei ausgetragen. Das Anrennen der Stinnes-Gruppe hat jetzt als erstes Opfer den Wirtschaftsminister v. Raumer zur Strecke gebracht. Man hat Herrn v. Raumer ein ganzes Sündenregister vorgehalten: Schlappheit in der Achtstundentag-Frage, in der Stillegung der Betriebe, in der Freigabe des Devisenhandels, in der Aufhebung der Ausfuhrkontrolle und der Devisenablieferung. Aber hinter all diesen Vorwürfen, die Herrn v. Raumers Fürsorge für die Interessen der Industrie gewiß nicht gerecht werden, steht die große Angst, für die kommende Stabilisierungskrise an der Spitze des Reichswirtschaftsministeriums einen Mann zu lassen, der bei seinen engen Beziehungen zur A. E. G. nicht genug auf die Sonderinteressen der Schwerindustrie Rücksicht nehmen könnte. Zugleich war der Angriff gegen Raumer natürlich auf Stresemann selbst gerichtet, der seiner ganzen Herkunft und seinen Anschauungen nach ebenfalls als Vertreter der verarbeitenden Industrie angesehen wird. Daher waren auch die Kandidaten, die man anfangs als Nachfolger Raumers nannte, die Herren Hugo und Leidig, die wirtschaftlich auch zu dem Stresemann-Raumer-Kreise gehören, dem Stinnes-Flügel nicht genehm. Eher mochte man sich mit einem farblosen Kommunalbeamten wie dem Essener Luther abfinden. Stresemann versäumte schließlich nicht, zwischendurch auch Herrn Minoux den Posten des Wirtschafts- und Finanzministers anzubieten. Aber der Generaldirektor von Hugo Stinnes verzichtete darauf, die Pläne, die er als „Friedrich Pilot“ in seiner Schrift über ‚Deutschlands Not und Rettung‘ vorgetragen hatte, zu verwirklichen und hernach womöglich bei seinem allerhöchsten Kriegsherrn in Ungnade zu fallen.

Stinnes selbst dachte auch nicht daran, seinen Lordkanzler in die Regierung zu schicken und sich damit allen möglichen Blamagen und Ungelegenheiten auszusetzen. Er wollte weiter hinter den Kulissen bleiben. Daher hatte er, schon vor Beginn der Krise, einem Direktorium zugestimmt, das äußerlich gar nicht stinnesisch aussah, aber das Alles enthielt, was man braucht: den General Gallwitz als „starken Mann“ und Vertrauensmann der Deutschnationalen, Herrn Helfferich, der seit seiner famosen Roggenwährung sich der größten Sympathien der Landwirtschaft erfreut, als wohlerprobten Inflationswirtschafter, den christlichen Gewerkschafter Baltrutsch, den Com-

pagnon Adam Stegerwalds, als Vertreter der „Arbeiterschaft", und schließlich Herrn Geßler, um die Reichswehr und womöglich auch noch die Demokraten mit herüberzuziehen.

Dieses erlesene Direktorium mit Stinnes als heimlichem Generaldirektor sollte die „Diktatur" übernehmen, um der Arbeiterschaft wieder Mores beizubringen. Zehnstundentag, Beseitigung der Demobilmachungsvorschriften und des Betriebsräterummels, dazu Abbau der Sozialversicherung, die sich ein so verarmtes Volk wie das deutsche nicht mehr leisten könne: das war das Programm der geplanten Diktatur. Mangel an Menschenfreundlichkeit? Ich bitte Sie: Herr Stinnes ist ein aufgeklärter Despot, der es mit seinen Leuten so gut meint wie nur irgendein Unternehmer. Aber es gibt einen Punkt, wo die Nächstenliebe aufhört: wenn es ans Portemonnaie geht, wird der Mensch bös. Und daß man nun allmählich um große Reparationszahlungen und um noch größere Steuerzahlungen nicht herumkommen wird, weiß die Industrie wohl, und was durch Mehrarbeit vom Arbeiter herausgepreßt werden kann, braucht man nicht von der Substanz herzugeben. Notgemeinschaft, wo sie am Platze ist — aber jetzt steht eine Aufgabe bevor, die nur durch Klassenkampf gelöst werden kann. Daher fort mit den demokratischen und parlamentarischen Schutzmaßnahmen, die die Masse begünstigen und die Großen benachteiligen. Daher muß man sich rechtzeitig die militärische und die administrative Macht sichern, um gerüstet zu sein, wenn es einmal hart auf hart geht. Daher die Diktatur.

Wer sich dem entgegenstellt, muß beseitigt werden. Die Sozialdemokratie? Sonderlich gestört hat sie bisher nicht, und zu andrer Zeit mag sie ruhig ein paar Ministergehälter schlucken. Wer brauchbar und biegsam genug ist, findet dazu in der Deutschen Allgemeinen Zeitung noch immer ein Unterkommen. Aber jetzt können wir derlei verdächtige Gestalten nicht in der Regierung brauchen. Der Hilferding? Ein kluger Mann, mit dem sich in einer freien Stunde einmal ausgezeichnet debattieren läßt. Ein Spintisierer, ein nachdenklicher Analytiker, der immer gegen sich selbst Einwände erhebt und dabei übersieht, daß seine Gegner ihm unterdessen einen Bären aufbinden. Die Währungsreform, die er dem deutschen Volke hinterläßt, sichert ihm, zwischen Helfferich und Havenstein, einen dauernden Ehrenplatz. Aber der Kerl will ja von uns Steuern. Will sich auf die Neumark, die er selbst einführt, nicht verlassen, sondern die Steuern in Goldmark erheben. Also fort mit ihm!

Um ein Haar glückte der Plan. Eine deutschnationale Stimme mehr — und der Rechtsblock wäre zustande gekommen. Vielleicht hätte sich auch die noch gefunden. Aber den wirklichen Demokraten um Erkelenz und Haas und selbst den Koch und Fischer, während Petersen, der Exrevoluzzer von Uhlenhorst, schon schwankend wurde, graute denn doch vor solchen Bundesbrüdern.

Immerhin, einen Schritt vorwärts ist man gekommen: am Wilhelmsplatz der Volksparteiler Luther und am Kurfürstendamm ein aesthetisierender Oberstleutnant aus dem Rathenau-Kreise, Herr Koeth, der aber bei den Sozialisierungsvorlagen im Frühjahr 19 als Gegner der „Politik der Straße" die Gesinnungsprobe bestanden hat — und dazu das Ermächtigungsgesetz . . .

Die Krise hat uns herrlichen Zeiten entgegengeführt.

Saisonbeginn

Wir tanzen auf einem Pulverfaß — aber grade das, grade das, grade das macht Spaß." So hieß vor dem Kriege ein Kehrreim des Metropol-Theaters, der fünf Jahre nach dem Kriege wieder zeitgemäß wird. Die Bourgeoisie ist fatalistisch geworden. Solange man ihr das Leben läßt, gedenkt sie, es ausgiebig zu genießen. Die Vergnügungsstätten sind ebenso überfüllt wie die Depositenkassen, wo die lumpigen Papiermilliarden für den Theaterbesuch mühelos erspekuliert werden. Seit vier Wochen und sicherlich auf viele Wochen hinaus halten jeden Abend dreitausenddreihundert Menschen das Große Schauspielhaus bis unters Dach besetzt. Man bestaune den Prunk, mit dem der ‚Bettelstudent' im Frieden niemals und nirgends bedacht worden ist; und freilich nicht bedacht zu werden brauchte, weil die alte Generation Operettenmusik von dieser Grazie, Schlagkraft und Dichtigkeit um ihrer selbst willen zu begehren wußte. Die neue jubelt desto lauter, je weniger sie sich des Unterschieds zwischen Millöcker und Walter Kollo bewußt wird. Auch vor Shaw sitzt sie wie vor Kadelburg. Aber man male sich aus, wie unsre Spaßmacher, die etwa an den Einfall des ‚Pygmalion' gerieten, sich abquälen würden, daraus ein kärgliches Kapital von komischen Zusammenstößen und geistreichelnden Wortverdrehungen zu schlagen. Shaw quält sich überhaupt nicht. Er hat in sich einen Ueberschuß von spitzbübischer Seelenvergnügtheit, die ihm unwillkürlich aus allen Poren spritzt. Auf daß die Unähnlichkeit dieses Schwankes mit unsern Schwänken nicht gar zu groß werde, kriegt Beatrice zuletzt ihren Benedikt. Denn Shaws Geist, der sonst Verhältnisse und Menschen zu zersetzen, sich gegen sich selbst und seine Gebilde zu kehren und auf seinen Sprüngen unfaßbar zu sein pflegt: hier ist er wie besänftigt. Immerhin: daß der Scherz, der mit dem Blumenmädel versucht wird, genau so leicht schief gehen, daß dieser Vorwurf schließlich tragisch gewendet werden könnte — dessen ist Shaw durchweg eingedenk, und das verhindert ihn, je ganz flach zu werden. Aber daß er für sein Teil die Sache heiter, daß er sie nur zum Anlaß nimmt für seinen Schnörkelwitz, für kleine Sprühfeuer seiner guten Laune — das macht ihn, und jetzt mehr denn je, zu einem Wohltäter der Menschheit. Dem sich im Deutschen Theater Werner Krauß und Käthe Dorsch als Wohltäterchen gesellen.

*

Gegen oder zum mindesten vor das Unterhaltungstheater hat Berthold Viertel seine ‚Truppe' als ein Gesinnungstheater gesetzt (und vorläufig in dem stimmungslos häßlichen Lustspielhaus der abgelegenen südlichen Friedrich-Straße untergebracht). Sehr schlecht tanzend: gilt das auch für diese Gesinnungsträger? Eröffnungsvorstellungen glücken selten. Diese junge Gemeinschaft war noch nicht untereinander, noch nicht mit Shakespeare, noch nicht mit dem Führer und nicht mehr mit dem Protagonisten Fritz Kortner einig. Der stand hüben allein, ein Gott oder Satan der Rache in aller wetternden Pracht seines Vollbluts, während

drüben der Regisseur nicht auf sich stand, sondern an den entfesselten Tairoff gefesselt war. Das erste Gebot für ihn: sich wieder zu sich selbst zu befreien. Nicht seine begeisterungsfähige Garde mit abgeguckten Kostümballast aufzuplustern, sondern, umgekehrt, ihre Seele bloßzulegen. Nicht ihre Gliedmaßen zu unmotiviertem Gehüpf abzurichten, sondern einzig von ihren Gehirnen Andacht zum Wort zu verlangen. Kurz: nicht sie und sich an artistische Spielerei zu verzetteln, sondern im Kunstgebilde den Geist der Zeit, einer schauerlich aufgewühlten Zeit, zu suchen. Im ‚Kaufmann von Venedig' war und ist er zu finden. Oder zerfleischen die Menschen, Rassen und Klassen einander heute nicht ebenso sinnlos wie anno Shylock, und wird nicht das Recht ebenso skrupellos zu Gunsten einer gefühlsroh jubilierenden Minorität gebeugt? Was soll da Flitter aus zweiter Hand! Das Theater hat zwei Missionen: entweder über die Gegenwart hinwegzutäuschen — oder sie einzufangen, zu formen, zu durchleuchten. Nichts gegen die wahren Erfüller jener Mission: ab und zu für Stunden gänzlich entspannt zu werden, ist grade heute Labsal, ja, vielleicht Lebensnotwendigkeit. Aber Viertel will offenbar nicht jene, sondern diese Mission erfüllen. Er sehe zu, daß er nicht zwischen beide gerät und keine erfüllt.

*

„Ich bin überzeugt, daß Ihr Urteil sich gründlich unterscheiden wird von dem Dummkopftum der Presse, die wie gewöhnlich die Leistung eines Genius bemeckert." Dem geschätzten Mitarbeiter, der solche Hoffnungen auf mich setzt, den werde ich nur insofern unenttäuscht lassen, als mir nicht einmal mitzumeckern lohnt. Nichts ist Hermann Essig so wenig gewesen wie ein Genius. Der göttliche Funke ist an ihm vorbei in die Erde gegangen, und von dieser und dem Himmel ausgeschlossen hat er sich in die Hölle geflüchtet und an ihrer Glut die Hände verbrannt, die ‚Ueberteufel' gestalten wollten. Ein entsetzlicher Anblick, wie er mit den verkohlten Armstümpfen in der Luft herumfährt, nichts fassen und halten kann und die Gebärden seiner Ohnmacht mit keinem Satz begleitet, der träfe. Wenn die Junge Bühne geglaubt hat, daß: Atridengreuel bis zu einem ungeahnten Grade zu überbieten und sie ohne Knochen, Muskeln und Haut in bürgerliche Kleider zu stecken eine Tat der Literatur sei, so hat sie geirrt. Aber vielleicht sah sie voraus, daß eben die Körperlosigkeit dem Regisseur Jeßner eine Tat des Theaters ermöglichen würde. Keine, die mich aufrührt und umschichtet — dazu wäre ein bißchen Herzblut notwendig und nicht Essig. Hingegen eine, deren Straffheit und Geschlossenheit man bestaunt. Verrücktheit in ihrer Unkontrollierbarkeit ist ein dankbares Objekt der Bühne; und hier tritt sie gar in Geschwadern auf. Umso verdienstlicher, eine Anzahl Opfer von der kleinbürgerlichen Hexe Straub bis zu ihrem gespenstischen Anhängsel Gronau mit lauter verschiedenen Anilinfarben anzumalen und einen Phosphorglanz um sie alle zu breiten. Und begreiflich, daß man in der Stickluft dieses Familienidylls nach Atem ringt und das Heil für die kranke Epoche von einer andern Sorte Dichtkunst erwartet.

Bemerkungen

Kulturträger

Vor mir liegt der ‚Deutschnationale Volksfreund' vom 15. September 1923, eine Zeitung, die den Mitgliedern der Deutschnationalen Volkspartei ins Haus geschickt wird. In diesem Vereinsblatt beschäftigt sich ein gewisser Schriftsteller Maximilian Strack mit dem japanischen Erdbeben. Er schreibt:

„Ueber die japanische Katastrophe schreibt die Deutsche Zeitung einen langen Artikel, in welchem dieses durchaus national und völkisch eingestellte Organ eine gewisse Sympathie für die gelben Verräter an den Tag legt, die uns treulos in den Rücken fielen, nachdem sie uns jahrelang ihrer Sympathie, ja ihrer Freundschaft versichert hatten. Dabei muß die D. Z. zugeben, daß Japan sich seit 1914 bis auf den heutigen Tag als schroffer Gegner Deutschlands erwiesen hat. Um uns endlich einmal von der üblen deutschen Sentimentalität loszumachen, wollen wir hierher setzen, was das Blatt an historischen Erinnerungen beibringt."

Es folgt ein Auszug aus der D. Z. über Japans Kriegserklärung, und dann schreibt der Schriftsteller Strack weiter:

„Wenn die Deutsche Zeitung aber dann ausspricht, wir empfänden trotzdem keine Bitterkeit gegen Japan oder gar eine spätfrohe Genugtuung über sein Unglück, so ist eine derartige Stellungnahme einfach unverständlich, denn auch die Folgerung, daß Japan infolge der schlechten Behandlung, die es von den Alliierten erfahren hat, vielleicht noch für eine Freundschaft zu Deutschland gewonnen werden könne, ist durchaus abwegig, denn eine ehrliche Freundschaft zwischen Weißen und Gelben hat es nie gegeben und wird es nie geben. Man mag die einzelnen Opfer beklagen, im großen und ganzen soll man erleichtert aufatmen, daß wir einen sehr gefährlichen Gegner weniger haben, und daß die gelbe Gefahr, vor der Wilhelm II. einst weitschauend gewarnt hatte, auf Jahre gebannt ist."

Es wird sich jeder Mensch fragen, wie wohl ein menschliches Gehirn aussehen muß, das derartige Meditationen über eine der größten Katastrophen der neuern Weltgeschichte anstellen kann. Es handelt sich hier gar nicht um Parteilichkeit, weder um Nationalismus noch um Pazifismus, sondern einzig und allein darum, wie man als Mensch ein Dasein auf einer Erde ertragen kann, die solche Kreaturen duldet.

Ach, man soll nicht pathetisch werden. Man liest diesen Maximilian Strack, man weiß, daß Hunderttausende von deutschnationalen Mitgliedern diesen Strack lesen und gar nicht auf den Gedanken kommen, aus der Partei auszutreten, und man konstatiert resigniert, daß man in einem Kulturstaate lebt, der sich noch dazu so gern das Land der Dichter und Denker nennen läßt.

Die gelbe Gefahr ist auf Jahre gebannt — wir können erleichtert aufatmen. Hunderttausende Deutsche glauben es und atmen auf. Und wir? Wir sind die Dummen, weil wir immer noch versuchen, unsre Mitmenschen zu Mitmenschen zu erziehen.

Heinz Pollack

Politik

Politik ist — vor allem eins, mein Sohn — kein deutsches Wort. Es gibt dafür auch — Gott sei Dank — keins.

*

Politik ist die Kunst, das Mögliche unmöglich zu machen.

*

Politik ist die Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln, insbesondere passiver Resistenz (bewährtes Hausmittel, billig und zwecklos, beliebig lange anwendbar bis zum bittern Ende).

*

Politik ist: Wenn die Sache schief geht, fährt man mit seiner ersparten Verantwortung nach Amerika.

*

Politik ist die Kunst, mit dem größtmöglichen Aufwand von Worten auch die ärmste Idee in Tatenlosigkeit umzusetzen.

*

Politik ist der bekannte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

*

Politik bedeutet, daß Derjenige Recht behält, der wos die meisten Moaß trinken kann.

*

Politik heißt auf lateinisch: Non intellegere, quod onnes intellegunt.

*

Politik ist die Kunst, aus Eiern Rührei zu machen. Rezept: Man nehme, je nach Bedarf, zwei oder mehrere friedliche Völker, bringe sie eine geraume Weile unter eine kräftige Hetzpresse und schlage sie mit einem scharfen Schwert so lange durcheinander, bis eine breiige Masse entsteht.

*

Politik ist die Kunst, aus Rührei wieder Eier zu machen. Das Rezept muß vorläufig noch im Allgemeininteresse von der Regierung streng geheim gehalten werden. Doch verlautet mit Bestimmtheit, daß Dr. Stresemann bei dem nächsten Frühstück, das der Verein ehemaliger Reichskanzler zu seinen Ehren veranstalten will, gewisse Richtlinien andeuten wird.

*

Politik ist eine königliche Kunst wie das Schachspiel: Man legt gewichtig den Zeigefinger an die Nase, gräbt tiefe Furchen in die Stirn und macht richtig den falschen Zug. Ist die Partie verloren, so wissen alle Kiebitze, wie man es hätte machen müssen.

Ferdinand Nübell

Dr. Gerhart Hauptmann

Ich lese immer zuerst die Unterschriften. Als ich nun jüngst vor das Plakat über den Mahler-Zyklus geriet, stand darunter: „Ehrenausschuß: Der Herr Reichspräsident Ebert, Vorsitzender." Das gehört sich so, dachte ich, und las beruhigt weiter. Nach einigen andern Namen: „Dr. Gerhart Hauptmann." Im Nu war klar, weshalb ich stutzte. Es war eine Reminiszenz. Ein alter Freund hat mir einmal auseinandergesetzt, daß es drei Klassen von Menschen gäbe: solche, die keinen Titel hätten; solche, die einen hätten; und solche, die ihn trotzdem nicht führten („weil sie nämlich so berühmt sind", sagte mein Freund.) Mir wurde auf der Stelle klar, daß Gerhart Hauptmann von der ersten in die zweite Klasse aufgerückt sei.

Und eigentlich hätte ich mich dessen freuen sollen. Denn oft hat mich die Vorstellung gequält, ich könnte einem hochgestellten Manne begegnen und müßte ihn anreden. Ich glaube, ich würde, wie die ausländischen Diplomaten, die Minister nach wie vor mit „Exzellenz" anreden — wie aber einen von je unbetitelten Dichter? Doch nicht etwa: „Herr Soundso"! Sollte ich nun freilich Gerhart Hauptmann begegnen und etwas völlig unverständlich an ihm finden — ich würde ihm, da ich ihn herzlich verehre, wie jener Kapitän in dem berühmten Gedicht dem Heinrich Heine zurufen: „Doktor, sind Sie des Teufels?"

Rudolf Geldern

Antworten

Kriminalist. In dem Gedicht, das Joachim Ringelnatz und mir je 300 Millionen Mark Geldstrafe eingetragen hat, wird die Möglichkeit eines „Beischlafs" zwischen Mensch und Tier durch zwei Zeilen humoristisch ausgebeutet. Das Heft der ‚Weltbühne', das dieses Gedicht enthielt, sei für Jeden „käuflich zu erwerben" gewesen, die Zeitschrift sei „viel verbreitet", und deshalb habe im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit eingeschritten werden müssen. Aber das Strafgesetzbuch, das gleichfalls für Jeden käuflich zu erwerben und wahrscheinlich verbreiteter ist als mein Blatt, unterstellt die widernatürliche Unzucht alles Ernstes als vorkommend; von den Kommentaren zum Strafgesetzbuch zu schweigen. Hätte also auf diese Druckschriften der § 184 nicht auch oder gar erst recht Anwendung zu finden?

G. E. Zum Ruhm des kleinen Lustmörders Günther Seidel weiß deine Zeitung zu sagen: „Der junge Mensch befleißigte sich eines äußerlich guten Benehmens und nahm bei seiner Vernehmung durch die Kriminalkommissare militärisch stramme Haltung an." Das wird ihm von seinen Richtern mildernde Umstände eintragen. Und von der nächsten deutschen Regierung Amnestie.

Wahrheitsfreund. Auch du mußt eben deine deutsche Zeitung abbestellen und irgendwo, in einer Lesehalle oder einem Caféhaus, wenn das Abonnement dir zu teuer ist, eine ausländische Zeitung lesen. Zum Beispiel schreibt der ‚Sozialdemokrat', Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik, am 4. Oktober: „Die wichtigsten Dinge in Deutschland sind die, von denen man nicht spricht. Man glaubt, wunder wie staatsklug zu sein, wenn man erst nach einem Schlage dem Volk erklärt, erstens, weshalb er kommen mußte, und weshalb es besser ist, nicht davon zu sprechen, und zweitens, weshalb es nicht so schlimm ist. Nachdem man sich blind gestellt hat, stellt man sich auch fühllos. So erklärt man den rheinischen Separatismus heute noch für ungefährlich, seine vaterländischen Träger für einflußlos." Und nun erfährt man die erbaulichsten Dinge über die Herren Louis Hagen, Adenauer, Otto Wolff, Othmar Strauß und Konsorten. Aber eben: mit diesen Dingen „beschäftigt man sich in Deutschland nicht. Noch ist ja das Kind nicht in den Brunnen gefallen: da wäre es nicht national, zu warnen. Nur eine Gesellschaft sehr unpatriotischer Leute dürfte in Deutschland erörtern, ob es noch möglich sei, Rhein und Ruhr bei Deutschland zu halten: die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter." Dürften? Die Organe der kommunistischen Arbeiter sind in dieser freiesten aller Republiken verboten. Und wenns etwa die sozialdemokratischen Blätter jückte, so würden sie einfach auch verboten werden.

Mitteilung.

Wir bleiben hinter der Verteuerung aller Gegenstände, die der Marksturz der vorigen Woche zur Folge gehabt hat, wiederum weit zurück, wenn wir die ‚Weltbühne'

für Oktober 42 Millionen Mark

kosten lassen. Dieser Preis gilt bis zum 16. Oktober. Wer bis dahin nicht die beiliegende Zahlkarte benutzt hat, erhält eine Nachnahme über einen Betrag, dessen Höhe nach der Markentwertung der nächsten Woche errechnet werden muß.

Da schon in dieser Woche die Einzelnummer 20 Millionen Mark kostet, können wir das Vierteljahrsabonnement für 63 Millionen Mark nur denjenigen Lesern liefern, die uns diesen Betrag bereits überwiesen haben. Von heute bis zum 16. Oktober sind

für das Vierteljahr 150 Millionen Mark

zu zahlen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

Schlußrede des Aeltesten von Emil Ludwig

Seit ich in unsrer ersten Sitzung als Alterspräsident die ersten Schritte dieses Hauses leitete, habe ich hier geschwiegen. Da nach uraltem Brauch, seit den antiken Tagen, in Stunden der Not die Geronten gehört werden, bin ich heut Ihrem Rufe gefolgt, um in dieser vielleicht letzten Sitzung meine Lippen zu öffnen, die jahrelang in Schmerz und Groll geschlossen waren.

Schlaue Toren erklären, unsre Lage verurteile die parlamentarische Idee; als könnte Mangel an Charakter und Talent des Einzelnen jemals einen Gedanken vernichten! Wenn sich die Deutschen nicht selbst regieren können, so spricht dieses Verdikt nicht gegen Selbstregierung, nur gegen die politische Reife der Deutschen, die, freigelassen, sich als Kinder zeigten.

Ach, daß wir Kinder wären! Betrüger waren wir, nicht nur verworrene Köpfe! Lügner, nicht nur Ideologen! Warum, meine Herren, murren Sie, wenn ein Greis wagt, Ihnen Wahrheit zu sagen? Bin ich nicht mitschuldig? Und wann sonst wäre ratsam, reinen Tisch zu machen, als in diesem Augenblick, wo uns droht, auseinandergejagt zu werden!

Soll überhaupt noch etwas besser werden, so müssen wir die Motive entschleiern, aus denen das Schlechte entstand; das aber ist nicht schwer, da Jeder von Ihnen mehr Einzelheiten kennt als ich und schweigend Alles addieren wird, was ihm von Leichtsinn, Korruption und parteilicher Enge begegnet ist, zum Schaden der Nation.

Denn nicht die Nation ziemt es anzuklagen: sie ist nicht schlechter, als sie in der Blüte war, und braucht sich vor keiner in Europa zu verstecken. Ihre Führer sind es, wir, die für Interessen unsrer Klassen, für Aemter und Wahlkreise, für Einfluß und Sicherheit fünf Jahre lang die Politik der Lüge duldeten.

Einen großen Krieg hatten wir verloren: nicht weil ein böses Komplott uns erdrückte, noch weil das Land der Front in den Rücken fiel: nur weil unser System, Vorurteile und Klassenbau reif waren, zu Grunde zu gehen. Dann haben wir einen Frieden verloren, weil wir das Geld mehr liebten als das Vaterland. In freier Wahl entschieden wir uns damals zugunsten der Sicherheit des Geldes und Besitzes und unterschrieben mit vollem Bewußtsein den ungerechten Vertrag.

Trotzdem vermieden wir, den großen Strich zu ziehen und die Wahrheit zu sagen. In tausenden von Noten und Reden, Artikeln und Gesprächen riefen wir Europa die Lüge zu, wir wären 14 überfallen und 19 gezwungen worden.

Seitdem haben die besitzenden Deutschen vier Jahre lang mit allen Mitteln versucht, sich den feierlich versprochenen Zahlungen zu entziehen. Weil die Vertragslast faktisch zu groß und der Vertrag deshalb dumm war, gaben wir weniger, als wir konnten, und ließen uns von einem Jahr zum andern durch Drohung und Strafe zu stärkern Leistungen nötigen, bis wir erst jetzt, durch allerneuste Angebote, bewiesen, was längst möglich

gewesen. Würdelos haben die ersten Klassen der Nation das Schicksal getragen; sich, doch nur sich hat sie durch einen Scheinreichtum getäuscht, die Gegner verbittert, bis dem mächtigsten diese Wirtschaft zu bunt wurde und er sich, nach seiner Auslegung, Pfänder holte.

Wieder trifft uns die Hauptschuld. Weil wir wußten, daß Frankreich den Anlaß sucht, mußten wir ihm jeden Vorwand nehmen. Mächtige Lieferanten, die zur Rettung des Landes Wucherpreise für ihre Waren forderten, haben wir gefürchtet und lieferbare Lieferungen versäumt, zu deren Sicherung wir diesen Betrügern in Holz und Kohle mit dem Kerker, mit dem Tode drohen mußten. Preußen weigerte sich, sein Holz für das Reich zu fällen, und Kohlenmagnaten brannten mit Reichsgeldern ihre Gruben aus, statt das Paktierte zu fördern. Geheimräte ließen sich von Interessenten überlisten, wo eine einzige Säumnis das Schicksal der Nation entscheiden konnte.

Da hatte denn der Gegner den erwünschten Fall! Er kam mit töricht mittelalterlichen Mitteln an; doch statt ihn, als der Schwächere, zu fragen: Was ist zu tun, um dich rasch zu befriedigen?, warfen wir uns in die Heldenbrust und schrieen: Niemals! Berge von Scheingeld türmten wir auf an der Ruhr, um die Feiernden zu füttern; aber die Klugen fingen die Fetzen in ihren Fingern auf. Während die nationale Phrase, während die Politik des schmissigen Prestiges hunderten von Deutschen das Leben, tausenden die Freiheit kostete, die durch rasche Verhandlung und Lieferung zu retten waren, fraßen die Hyänen den Rest des Reichsgoldes, um sich zum Abfall zu sichern.

Jetzt stößt das Schiff an Golde schwer vom Ufer des Reiches ab; eine Montan-Orgie, gestrig und phantasielos, wird das Schauspiel beschließen.

Zugleich löst sich im Süden das Band, und während die alten Reichsfarben verfassungswidrig prangen, treten, wenn das Licht gut steht, hinter ihren wagerechten Streifen die lotrechten der Trikolore hervor. Judas wird mit dem Erlasse seiner Schulden belohnt werden und stöhnt nur, daß diese Silberlinge auch nicht mehr pari stehen.

Das Alles haben wir in diesem Haus bejubelt oder geduldet, und beinah Niemand hat in diesen Jahren hier vor aller Welt gefragt: Hat die Regierung den beschworenen Vertrag loyal erfüllt? Sind die Zahlen richtig, mit denen uns interessierte „Sachverständige“ die Unmöglichkeit der Lieferungen bewiesen? War 21 die Grenze des Möglichen hier, wie kann sie 22 so viel weiter sein? Kann 23 der Besitz von Reichs wegen belastet werden, warum geschah das nicht anno 19?

Ich schließe, statt solche Fragen zu häufen, denn Ihre Mienen, geübt zu lächeln oder zu schmähen, je nach der Parteifarbe des Redners, drohen meinen Worten entgegen, die vergebens zwischen den Parteiklippen umherirren, um irgendwo zu landen.

Get you home, you fragments! rief Coriolan dem Volke zu. Wir werden bald wissen, ob es uns die letzte Regierung zuruft, die versuchen wollte, das Reich noch einmal mit unsrer Hilfe zu lenken.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

XXIX.

Braunkohlen-Könige

Die Braunkohle ist eine deutsche Spezialität; oder doch fast eine deutsche Spezialität. Nirgends in der Welt — außer in der benachbarten Tschechoslowakei — wird sonst noch in größern Mengen der braune krümelige Brennstoff gefördert, dem man seine Humusnatur, die versunkenen Wiesen und Wälder vergangener Aeonen, die sich in der Triasperiode zur Kohle geschichtet haben, viel sinnfälliger ansieht als der schwarzen Steinkohle, über die sich eine viel größere Zahl von Aeonen gebreitet hat. Versteinerte Blätter und Käfer, selbst Hölzer aus der Pfahlbauzeit hat man inmitten der Braunkohlen-Lager gefunden und daraus errechnen können, daß es schon historisch belichtete, wenn auch nur schwach belichtete Zeiten waren, da manche jener Wiesen und Wälder in Humus versunken sind.

Die deutsche Braunkohlen-Industrie ist noch eine junge Industrie, nicht viel älter als die Kali-Industrie, die doch viel besser verstanden hat, sich interessant zu machen und mit einem Nimbus zu umgeben. Nur wenige von Denen, die sich daran gewöhnt haben, die hübsch geformten und saubern Ilse- oder Kaiser-Briketts tagtäglich in Herd und Ofen zu schieben, haben eine Ahnung von der bergmännischen Gewinnung, geschweige denn von der geologischen Herkunft der Braunkohle. Dem deutschen Braunkohlen-Bergbau fehlt die geschlossene Wucht der „schweren" Bergwerksindustrien, der dunkle Schacht- und Nachtzauber, der den Steinkohlen-Bergbau umwittert, weil er sich viele hundert Meter tief in die Erde eingräbt, seine engen Stollen dort unten meilenweit vortreibt und in geheimnisvollen Tiefen, von Schlagwettern und Wasseradern bedroht, seine nützliche, aber gefährliche Arbeit verrichtet. Der Braunkohlen-Bergbau hingegen ist eine Sache, die sich meistens — wenn man ein paar wenig imposante und kaum hundert Meter unter der Erdoberfläche liegende Tiefschächte ausnimmt — „über Tage" abspielt. Eine Schar von Häuern kommt auf ein Stück Land, das bisher mit Korn oder Gras bewachsen war, ein paar Bagger werden angesetzt und ritzen die Erdkruste 30 bis 60 Meter auf, entreißen ihr, was sie von dem braunen Brennstoff hergibt, und ziehen dann weiter, das bergbaulich ausgenutzte Land wieder seinen landwirtschaftlichen Zwecken zurückgebend. So wird der Braunkohlen-Bergbau in den oekonomischen und fachlichen Lehrbüchern geschildert — aber so nüchtern und aesthetisch reizlos bietet er sich keineswegs Demjenigen dar, der die Bezirke der braunen Kohle selbst aufsucht. Wer die Braunkohlen-Leute bei ihrer Arbeit beobachtet, wer mitansieht, wie die gewaltigen Bagger Tag und Nacht Eimer an Eimer der braunen Erde in endlose Wagenreihen schöpfen, wie das Heer der Häuer bei Sonnenschein, Regen und Frost, bei Tag und in der Nacht, von grellen Scheinwerferkegeln gespensterhaft beleuchtet, mit Spitzhacke und Schaufel arbeitet, wer die weiten ins Land hineingerissenen Klüfte durchwandert, deren Eingeweide wie schwarz-

brauner Sammet leuchten, wer in die Talsohlen dieser Braunkohlen-Gebirge hinabschaut, in denen sich ein Gewirr von Gebäuden, Schuppen, Fahrzeugen und Geleisen dem Auge darbietet: der empfängt starke und unauslöschliche Eindrücke auch industrieaesthetischer Art.

Aber natürlich: die Aesthetik ist Nebensache — Hauptsache ist die Wirtschaft. Und für die hat die Braunkohle eine immer steigende Bedeutung gewonnen. Die Anfänge des deutschen Braunkohlen-Bergbaus reichen bis in das achtzehnte, ja siebzehnte Jahrhundert zurück; dabei handelte es sich aber um ganz primitive Gewinnungsmethoden und geringfügige Fördermengen. Eine wirkliche Industrie ist der Braunkohlen-Bergbau erst geworden, als in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Brikettierungsverfahren erfunden wurde. Statt der wenig heizkräftigen Rohkohle, die einen längern Transport nicht vertrug und lohnte, darum nur in der unmittelbaren Nähe der Gewinnungsstätten Verwendung finden konnte, erschien das gepreßte und entwässerte Braunkohlen-Brikett mit verdoppelter Kalorienzahl auf dem Plan und drang namentlich als Hausbrand immer siegreicher auch in die kohlenfernen Landstriche und Städte vor. Damals entstanden die großen Braunkohlen-Werke in der Niederlausitz, im Halleschen Revier, bei Leipzig-Borna, in Bitterfeld, in Altenburg, im braunschweigischen Helmstedt und im rheinischen Bezirk bei Brühl und Roddergrube. Die berühmten Marken ‚Ilse‘ und ‚Eintracht‘ eroberten sich den Markt, und A. Riebeck, der als einfacher Obersteiger auf einem sächsisch-thüringischen Werk in Beziehungen zum Braunkohlen-Bergbau getreten war, errichtete bei Halle das große klassische Braunkohlen-Unternehmen, das der Braunkohle neben den Heizbriketts auch die fast noch kostbarern bituminösen Nebenprodukte, Montanwachs, Teer, Paraffin, Stearin auf dem chemischen Wege des Schwelverfahrens abgewann. Diese Entwicklung der Braunkohle vollzog sich in den großen Expansionsjahren vor dem Kriege im erbitterten Konkurrenzkampf mit der ältern und an Heizkraft weit überlegenen Steinkohle. Die Braunkohle gewann in diesem zäh geführten Kampf durch die geringern Investitionskosten ihrer Förderanlagen, durch ihre leichtere technische Beweglichkeit und die Frachtkosten-Vorsprünge, die sie in manchen großen Verbrauchszentren besaß, langsam an Boden. Im Jahre 1913 war die Braunkohlen-Gewinnung in Deutschland auf 87,5 Millionen Tonnen gestiegen, während die Steinkohlen-Produktion einen Umfang von 190 Millionen Tonnen erreicht hatte. Das Uebergewicht der Steinkohle über die Braunkohle im Punkte der Heizkraft war allerdings wesentlich größer. Ungefähr die Hälfte der Rohbraunkohle wurde zu Briketts verarbeitet, und das Bemerkenswerte war, daß die Briketts nicht nur im Hausbrand die Steinkohlen mehr und mehr verdrängten, sondern sich auch als Industriekohle einzubürgern begannen.

Eine noch wesentlich größere Bedeutung als in Deutschland erlangte die Braunkohle in Oesterreich. Von der dortigen Gesamtkohlenerzeugung von 53,5 Millionen Tonnen entfielen auf die Braunkohle, die hauptsächlich in den böhmischen Bezirken von

Aussig, Teplitz und Brüx gewonnen wurde, nicht weniger als 35,7 Millionen Tonnen. Der böhmische Braunkohlen-Bergbau, der eine weit heizkräftigere, zugleich stückige Kohle förderte und im Gegensatz zur deutschen Industrie der Notwendigkeit enthoben war, die Rohkohle erst durch Brikettierung verwendungs- und versandfähig zu machen, war fast vollständig in den Händen einiger großen Kohlenmagnaten konzentriert, die sich vom Kohlenhandel aus allmählich alle produzierenden Werke untertan gemacht hatten. Diese großen böhmischen Kohlenhändler, Petschek und Weinmann in Aussig, griffen, als das verhältnismäßig kleine böhmische Revier keinen Raum mehr für ihren heftig rivalisierenden Expansionismus bot, immer stärker auf deutsches Wirtschafts- und Kapitalgebiet über, und zwar auf zwei Wegen. Einmal versorgten sie mit ihren Produkten gewisse an Böhmen angrenzende sächsische und bayrische Industriebezirke, zweitens benutzten sie die ihnen aus diesen Exportgeschäften zufließenden reichlichen Gewinne, um durch kapitalistische Beteiligung, durch Erwerb von Aktienmajoritäten oder ausschlaggebenden Minoritäten Einfluß, und zwar kapitalistischen und händlerischen Einfluß auf deutsche Braunkohlen-Werke zu gewinnen. Weinmann beteiligte sich auf diese Weise an der Deutsch-oesterreichischen Kohlenbergbau A. G. in Dresden und an den Leunaer Kohlenwerken, Ignaz Petschek an den großen Werken ‚Eintracht' und ‚Niederlausitzer Kohlenwerke', während sein Bruder Julius Petschek sich in den Besitz der Aktienmehrheit der Werschen-Weißenfelser Braunkohlen-Werke und der Anhaltischen Kohlenwerke setzte.

Dieser Vorstoß der Böhmen in die deutsche Braunkohlen-Industrie hat seinerzeit die wirtschaftliche Oeffentlichkeit in Deutschland heftig erregt, und zwar hauptsächlich durch die eigenartigen aktientechnischen Begleiterscheinungen, unter denen er sich vollzog. Besonders die Brüder Petschek riefen durch ihre unterirdischen Minierungen, durch ihre beharrlichen und allmählichen Aufkäufe von Braunkohlen-Aktien gradezu eine Revolutionierung der Börsenmärkte hervor, und ihre Transaktionen stellten — schon vor dem Kriege — die ersten gelungenen Fälle von sogenannter „Ueberfremdung" dar, die nach dem Kriege während der großen kursmäßigen Umwertungsbewegung teils aktiv, teils passiv die Aktienpolitik vieler wirtschaftlichen Konzerne beherrschte. Damals, als die Brüder Petschek die ersten Braunkohlen-Unternehmungen überfremdeten, waren Erfolge auf diesem Gebiet noch nicht so leicht zu erzielen wie in der spätern Geldentwertungswirtschaft, wo zu einem solchen Unterfangen eigentlich nichts andres als eine gute Portion Unverfrorenheit und eine skrupellose Spekulation auf die Entwertung der Mark gehörten. In den Zeiten der Petscheks waren die durch Aufkäufe steigenden Kurse noch Goldkurse, und diese Kurse mußten mit gutem Gelde bezahlt werden, allerdings auch damals schon zum Teil mit geborgtem Gelde. Besonders Ignaz Petschek hat seine großen Aktienpakete, genau wie später Hugo J. Herzfeld, so erworben, daß er durch Lombardierung ältern Aktienbesitzes sich das Geld für den Erwerb neuer Aktien verschaffte und den deutschen Großbanken, die durch eine solche Lombardierung die Ueberfremdungspläne des „aus-

ländischen“ Kapitals unterstützten, sind damals in der Industrie und Presse recht unfreundliche Worte gesagt worden. Wenn bei dieser Gelegenheit den deutschen Banken allerdings auch der Vorwurf gemacht wurde, daß sie ausländische Monopolisierungspläne begünstigten, so traf dieser Vorwurf ziemlich stark daneben. Grade das Gegenteil einer Monopolisierung des deutschen Braunkohlen-Bergbaus mußte eigentlich durch das Eindringen der Böhmen erreicht werden. Denn zwischen den verschiedenen böhmischen Braunkohlen-Magnaten herschte nicht nur keine Uebereinstimmung oder auch nur Verständigungsmöglichkeit (wie sie doch die Voraussetzung für Monopol- und Trustpläne hätte sein müssen), sondern, umgekehrt, ein wahrhaft fanatischer Konkurrenzhaß, und zwar schlimmer noch als zwischen den Petscheks und Weinmanns zwischen den Brüdern Petschek selbst. Er entlud sich in wilden Aktienkämpfen und Prozessen um die Werschen-Weißenfelser Braunkohlen-Werke, deren Aktienmajorität der jüngere Bruder Julius nur darum an sich brachte, weil er so die Minoritätsbeteiligung des ältern Bruders Ignaz lahmlegen konnte. Daß es den Böhmen nur auf eine Unterbringung überschüssigen Kapitals und Händlervorteile, nicht auf eine Monopolisierung der ganzen deutschen Industrie ankam, zeigte sich auch darin, daß sie sich nicht auf die Braunkohlen-Industrie beschränkten, sondern ihre Aktienkäufe auch auf andre deutsche Unternehmungen, besonders der oberschlesischen Steinkohlen-Industrie, ausdehnten. So wurde schon vor dem Kriege der Grundstein zu der Beteiligung Ignaz Petscheks an den Hohenlohe-Werken und der Beteiligung Weinmanns an der Königs- und Laurahütte gelegt.

Vielleicht hätten schließlich die Böhmen infolge der Kurstreibereien, die ihre Ueberfremdungskäufe hervorriefen, doch teuer gekauft, wenn nicht der Krieg gekommen wäre und den Wert der Braunkohlen-Papiere wesentlich gesteigert oder doch jedenfalls vor Rückschlägen gesichert hätte. Für die Braunkohlen-Industrie wirkten nämlich der Krieg und die Nachkriegszeit nicht nur substanzprivilegierend wie für alle übrigen Industrien, sondern auch produktionsfördernd. Während die schwerfälligere Steinkohlenproduktion infolge der Belegschaftsverringerung, die beim Ausbruch des Krieges notwendig wurde, einen ziemlich erheblichen Rückschlag erlebte, den sie auch später trotz erheblicher Wiedervermehrung der Belegschaft in der Nachkriegswirtschaft nicht wieder ausgleichen konnte, gelang der Braunkohlen-Industrie, ihre Förderung nach kurzer Zeit wieder auf den alten Stand zu bringen, ja sogar darüber hinaus noch zu erhöhen. Dies gilt sowohl von der Brikettherstellung, die aber immerhin an die Ausnutzung der vorhandenen Brikettfabriken gebunden war (wenn auch kurz nach dem Kriege von einigen großen Werken wie ‚Ilse‘ und ‚Eintracht‘ neue Fabriken errichtet wurden). Es gilt in noch wesentlich höherm Grade von der Gewinnung der Rohbraunkohle, deren Tagebaubetrieb die Einrichtung neuer oder die Erweiterung bestehender Produktionsstätten unter Aufwendung weit geringerer Kapitalbeträge zuließ als das Schachtbausystem im Steinkohlenbergbau, das für Neuanlagen unerschwingliche Geldinvestitionen gefordert hätte. Der

Verfrachtungsradius der Rohbraunkohle, der an sich bekanntlich sehr gering war, konnte in der Zeit der niedrigen Papiermarktarife der Eisenbahn immerhin etwas erweitert werden. Im Wesentlichen erfolgte die Ausdehnung des Verbrauchs der Rohbraunkohle aber nicht auf dem Wege des Kohlenversands nach räumlich entfernt liegenden Verbrauchsorten, sondern dadurch, daß große Verbrauchsindustrien sich in immer größerm Umfang, wie der fachmännische Ausdruck lautet, „auf die Braunkohle setzten". Da die Braunkohle nicht zum Verbrauch kommen konnte, kam der Verbrauch zur Braunkohle.

Eine derartige Umgruppierung hatte schon vor dem Kriege ihren Anfang genommen, und zwar besonders in der Form, daß auf der Braunkohle große Fernkraftwerke, zum Beispiel das Golpa-Werk, das Berlin mit elektrischem Fernstrom versorgt, errichtet wurden. Diese Tendenz hat während des Krieges und nach dem Kriege eine erhebliche Verstärkung erfahren. Nicht nur Stromzentralen setzten sich auf die Braunkohle, sondern fabrikatorische Unternehmungen, Stahlwerke, metallurgische Betriebe, chemische Fabriken. Das grandioseste Beispiel dieses Zuges zur Braunkohle ist das Leuna-Werk, jene riesige Ammoniakanlage der Badischen Anilinfabrik, die jedem Reisenden der Strecke Berlin-Frankfurt am Main Bewunderung abnötigt, wenn der Schnellzug kurz nach Merseburg minutenlang an ihr vorüberfährt. Das Leuna-Werk zieht seinen Brennstoff aus drei oder vier Braunkohlen-Gruben, deren Seilbahnen täglich tausende von Braunkohlen-Tonnen in die nimmersatten Oefen des Monstrewerks speien. Aber nicht nur als Brennstoff hat die Braunkohle neue große Anwendungsgebiete gefunden, ist sie im Begriff, große Industriereviere um sich herum aufzubauen: auch in einer andern Form, durch Vergasung in Generatoren, vergrößert sie ihren industriellen Radius. Bei dieser Verwendungsform wird statt der Rohkohle, deren Verfeuerung neben der eigentlichen Heizkraft auch die andern wertvollen, aber als Heizstoffe unbrauchbaren Bestandteile der Braunkohle „durch den Schornstein jagt", das Gas, das heißt: der gereinigte Heizstoff verfeuert, während die Nebenbestandteile als Teer und Oele abgesondert werden. Dieses Generatorensystem ist besonders auf den Braunkohlen-Werken der Deutschen Erdöl-Aktien-Gesellschaft ausgebildet worden und ist nicht zu verwechseln mit der chemischen Destillation der Braunkohle, wie sie, zum Beispiel, von den Riebeckschen Montanwerken unter dem Namen Teerschwelerei seit langem betrieben wird.

Die Braunkohlen-Förderung in Deutschland hat sich seit dem Jahre 1913, wo sie 87 Millionen Tonnen betrug, bis 1922 auf 137 Millionen Tonnen erhöht; die Steinkohlen-Produktion war in der gleichen Zeit von 190 auf 130 Millionen Tonnen zurückgegangen. Durch diese Produktionssteigerung war die Braunkohle imstande, einen Teil des Produktionsausfalls, der sich bei der Steinkohle durch die Abtretung bedeutender Steinkohlenbezirke an Frankreich und Polen sowie durch den Förderungsrückgang in den übriggebliebenen Bezirken ergab, für den deutschen Konsum zu ersetzen. Ihre Bedeutung

für die Brennstoffversorgung Deutschlands ist gewachsen, und der alte Kampf um die Märkte, der in der Zeit der Produktionsüberfülle zwischen der schwarzen und der braunen Kohle ausgefochten wurde, ist gegenstandslos geworden. Die Braunkohlen-Industrie sieht diese Entwicklung, die sie so sehr zu Ehren gebracht hat, mit einem heitern, einem nassen Auge. Ihre Produktion steigt — aber ihre Substanz schwindet schneller, als den Werkbesitzern eigentlich lieb ist. Die Lebensdauer der Braunkohlen-Vorkommen ist sowieso nicht sehr groß, die Flöze sind meist nicht sehr tief, und die großen Industrien, die sich auf die Braunkohle gesetzt haben, fressen die Tagbaue mit unheimlicher Geschwindigkeit leer. Die Braunkohle, die für die Steinkohle in die Bresche gesprungen ist und die Ehren der Gegenwart einheimst, opfert dabei ihre Zukunft — sie kann auf sich den alten Spruch anwenden: „Dem Vaterland dienend, zehr' ich mich auf."

Die führenden Männer der ältern Braunkohlen-Generation waren A. Riebeck, Gottlob Georg Schumann (der Generaldirektor der ‚Ilse'), der jetzt schon tote Braunkohlen-Finanzier Albert Pincus und Konrad Piatscheck, der Erschließer des Geiselthals. Der unstreitig größte deutsche Braunkohlen-Industrielle der Gegenwart ist Hugo Stinnes, der von Haus aus mit der Braunkohle nichts zu tun hatte, ihr aber doch nicht erst nach dem Kriege nahetrat, als ersichtlich geworden war, welche Bedeutung sie für die Brennstoffversorgung und — den Kohlenhandel (der ja immer noch zu den einträglichsten Geschäften des vielseitigen Mülheimers gehört) gewinnen mußte. Schon vor dem Kriege errichtete die Familie Stinnes die Braunkohlen-Gewerkschaft Neurath im rheinischen Braunkohlen-Revier, die insbesondere dadurch bekannt geworden ist, daß nach Behauptung der gewerkschaftlichen Kreise auf ihr die Arbeitsverhältnisse besonders schlecht gewesen sein sollen. Kurz nach dem Kriege organisierte Stinnes die Kohlenversorgung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks, die bis dahin auf Steinkohle gestellt war, auf Braunkohle um, weil er der Ansicht war, daß die Steinkohle bald knapp und vorteilhafter verwendbar sein würde. Er gliederte zu diesem Behuf dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk die große Braunkohlen-Gewerkschaft Roddergrube an und machte damit ein Geschäft, um dessentwillen sich die Aktionäre der Roddergrube, als sie das wahre Substanzprivileg von Kohlenwerken an den enorm steigenden Aktienkursen andrer Kohlenpapiere ablesen konnten, noch jetzt die Haare ausraufen. Weiter brachte Stinnes die Braunschweigischen Kohlenwerke zu Helmstedt und die großen Riebeckschen Kohlenwerke im Halleschen Bezirk unter seinen Einfluß, die späterhin den Mittelpunkt für seinen Oelkonzern bildeten.

Neben Stinnes steht Dr. Max Silverberg aus Köln, der sehr tüchtige Generaldirektor der Rheinischen Aktiengesellschaft für Braunkohlen- und Brikett-Fabrikation, in der ersten Reihe der jüngern Braunkohlen-Könige. Schneidig und forsch trat er in die Fußstapfen des Herrn Stinnes, als es sich um dessen etwas eigenartig gerichtete Arbeiterpolitik handelte, die mit einem bißchen Zuckerbrot den Arbeiter in das Joch der Zehnstundenfron

locken zu können glaubte. Die famosen Arbeiter-Kleinaktienpläne hat Silverberg mit Stinnes zusammen „ausgearbeitet“ und kurz nachher die nicht weniger famosen Entstaatlichungsvorschläge für die Eisenbahnen des Reiches. Aus dieser Arbeits- und Seelengemeinschaft hat Silverberg auch den Ehrennamen des „kleinen Stinnes“ davongetragen. In einem übertrifft er noch den großen Stinnes: im Reden. Er redet nicht nur gern, sondern auch gut und spielt darum im Reichswirtschaftsrat, wo es vor allem aufs Reden ankommt, eine noch größere Rolle als im Rat der Wirtschaft.

Deutsches Lied von Theobald Tiger

Blasse Kinder auf dem Hof
(Nebenstraße — Westen)
machen einen kleinen Schwoof
neben Müllschuttkästen.
Käse-Teint und bleicher Schopf.
Dürftiges Grün im Blumentopf
auf zwei Fensterbrettern.
Und die Stimmchen klettern:
„Kaserne! Kaserne!
Sonne, Mond und Sterne!
Achtung! Richtung! Vordermann!
Du — bist — dran —!“

Tief geduckt im Ziegelbau
hinter wuchtigen Laden
sitzen krumm, in Kitteln blau,
unsre Kameraden.
Staatsanwalt, der schikaniert,
Wärter, der sie malträtiert.
Ihre Stimmen leiern
in Preußen und in Bayern:
„Kaserne! Kaserne!
Sonne, Mond und Sterne!
Achtung! Richtung! Vordermann!
Du — bist — dran —!“

Deutscher Gram und deutsches Leid.
Aemter ohne Ende.
Wucher, den ein Staat gefeit,
und immer graue Wände.
Wir sind schuld. Ein Schrei, der gellt.
Aber draußen liegt die Welt.
Wir sind ganz alleine.
Und hören nur dies Eine:
„Kaserne! Kaserne!
Sonne, Mond und Sterne!
Achtung! Richtung! Vordermann!
Du — bist — dran —!“

Aphoristisch von Moritz Heimann

Wenn man die freilich recht abgenutzte Unterscheidung zwischen Zivilisation und Kultur noch einmal gelten lassen will, so könnte man sie folgendermaßen formulieren: „Was" der Mensch erleidet, das wird von der Zivilisation bestimmt; „wie" er es erleidet, von der Kultur.

*

Menschen sprechen: „Wie bin ich elend! wie jammervoll ist die Welt!" oder: „Es ist herrlich zu leben, die Welt ist ein Ueberschwang von Schönheit und Glück!" — man soll sie hören, sie sprechen Wahrheit. Andre gibt es, die sagen: „Ich bin ein Pessimist" oder „Ich bin ein Optimist" — die mag man lesen, aber man braucht sie nicht zu lesen.

*

Ein schlechter Autor, dieser — er ist nur ein Koch, kein Braten.

*

Wenn es wahr ist, was der und jener „materialistische Geschichtsbetrachter" behauptet hat: daß Nietzsche der Philosoph des siegberauschten Kapitalismus gewesen sei, so wäre nicht seine Philosophie diskreditiert, sondern besagter Kapitalismus glorifiziert. Also — ist es nicht wahr.

*

Ich habe einen Mann gekannt, einen Dichter, der eine religiöse Sendung in sich und vor sich her trug. Kein Schatten falle auf ihn, ich glaubte ihm sein Glauben ernstlich. Aber ach, wie betrübt wäre er gewesen, wenn seine Lehren ein offenes Ohr gefunden hätten, wenn er sie nicht länger als den Ausdruck seiner Superiorität hätte genießen dürfen!

*

Zur Erkenntnistheorie: „Und wenn er keinen Hintern hat, wie kann der Edle sitzen", sagt Goethe. Das ist zwar nur eine Wahrheit a posteriori, aber man darf — man soll sie überall gelten lassen.

*

Il faut être de son temps — wirklich? oder werden hier die Bäumelein verwechselt? Wenn Einer ganz was aus erster Hand und bestem Holze ist, so erscheint er dem Blick nach hundert Jahren deshalb de son temps zu sein, weil er selbst son temps ist und son temps er.

*

Ein Wohltäter, der die Begriffe Dankbarkeit — Undankbarkeit überhaupt in sich duldet, ist schon nahe daran, ein Wucherer zu sein.

*

Bücher wirklich zu lieben, dazu muß man viel Gläubigkeit in sich haben, viel Ewigkeit und innere Zeit. Der Uebersatte fühlt allzu schnell das Approximative auch noch der besten Bücher, dessen er sich selbst ja fähig weiß und sie also für eine Art Halbbetrug nimmt.

*

Ich fuhr einmal in der Eisenbahn durch einen lodernden Sommertag. Von draußen atmeten die gemähten Wiesen herein, das roch unsagbar köstlich, zart nach Erdbeeren. Auf einer Station kam eine Dame ins Coupé mit zwei Kindern, alle gesund und elegant, und nachdem sie sich zurechtgesetzt hatten, begannen sie zu schmausen. Unter anderm öffnete die Mama einen großen Korb voll auserlesener Erdbeeren, und das roch nach Dung.

*

Daß die Furcht es gewesen sei, die die Götter erschaffen habe, ist sicherlich einer der falschesten von allen berühmten Aussprüchen. Angst ist der unschöpferische Zustand an sich.

*

Ist nicht die Nachtigall göttlicher als der Adler? Tobt nicht in ihr gewaltiger als im Adler das Blut des Lebens? Was macht es aus, daß er stärker ist als sie?! Wenn er sie schlägt, schlägt Gott sie nicht unsanfter durch seine Kralle als ihn durch den Pfeil des Jägers.

Politik und Geschäft von Morus

Stinnes und Degoutte

Politik ist die Fortsetzung des Geschäfts mit andern Mitteln. Und wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, daß dieses der Grundsatz ist, nach dem sich die ganze deutsche Wirtschaftspolitik der Kriegs- und Nachkriegszeit richtet, dann möchte man die Aufregung, die in der letzten Woche die Verhandlungen der Ruhr- und Rhein-Industriellen hervorgerufen haben, fast als unberechtigt empfinden. Allerdings muß zugegeben werden, daß ein so krasser Fall von Klassenegoismus und politischer Verlogenheit schon lange nicht da war. Wenigstens ein Jahr lang nicht, nämlich seit dem Stinnes-Lubersac-Abkommen. Und immerhin war jener Lieferungsvertrag, der Herrn Stinnes bei einem Objekt von 1500 Goldmillionen 6 Prozent Provision, also 90 Millionen Goldmark einbringt, im Rahmen des Cuntze-Bemelmans-Abkommens beschlossen. Er nutzte nur eine Konjunktur aus, die ihm die deutsche Regierung in die Hände gespielt hatte.

So harmlos liegen die Dinge bei den Verhandlungen der Stinnes-Gruppe diesmal nicht. Eher läßt sich mit dem Stinnes-Lubersac-Abkommen der Lieferungsvertrag vergleichen, den jetzt der, im Grunde genommen, politisch höchst uninteressierte, nur auf sein Geschäft bedachte Otto Wolff mit den französischen Besatzungsbehörden abgeschlossen hat. Freilich gibt es auch in diesem Vertrag einige sehr dunkle Punkte; so namentlich die Verpflichtung Otto Wolffs, die Kohlensteuer nicht an die deutschen Steuerbehörden, sondern an die Besatzungsbehörden zu zahlen. Aber im Ganzen läßt sich, da man doch die Reparationslieferungen wieder aufnehmen muß und an der für das Reich höchst kostspieligen Form der direkten Lieferungsabkommen festhalten will, nichts einwenden. Otto Wolff setzt nur fort, was die Herren Stinnes und Lehrer-von Siemens im Herbst vorigen Jahres begonnen haben.

Anders verhält es sich mit den Verhandlungen, die die Herren Hugo Stinnes, Vögeler, Peter Klöckner, Lübsen, Dr. Silverberg und der Leiter der Preußischen Staatsbergwerke v. Velsen in Düsseldorf mit dem General Degoutte geführt haben. Nach den übereinstimmen

den Meldungen der französischen und der deutschen Presse unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Frage der Kohlenlieferungen bei diesen Verhandlungen erst in zweiter Linie stand. Das Wichtigste waren die wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen, die die Ruhr-Industriellen gewissermaßen als Vorbedingung für die Erfüllung der Kohlenlieferungen an den französischen General stellten. Man hoffte, auf diesem Wege zu erreichen, daß die Besatzungsbehörde einfach den Arbeitern eine Arbeitszeit von 8½ Stunden unter Tage und 10 und 12 Stunden über Tage aufbrummen würde. Herr Stinnes, der Führer der Sechsmänner-Kommission, war schlau genug, die Verhandlungen über die Arbeitszeit dem Zentrumsmann Peter Klöckner zu überlassen, während er selbst bei den Fragen der Eisenbahnregie und den andern Fragen der hohen Politik gewissermaßen den bevollmächtigten Vertreter der Reichsregierung mimte. Tatsächlich hatte Herr Stinnes einen Versuch gemacht, vorher mit dem Reichskanzler über die bevorstehenden Verhandlungen zu sprechen, aber weder die ausdrückliche Genehmigung noch gar Vollmachten irgendwelcher Art erhalten. Ja, das Sechsmänner-Kollegium hatte, wie sich jetzt herausstellt, nicht einmal von dem sogenannten Wirtschaftsausschuß der besetzten Gebiete irgendeine Verhandlungsvollmacht erhalten, sondern es war nichts weiter als ein bestimmter Interessentenkreis, der sich auf eigne Faust anmaßte, mit den Vertretern Frankreichs über die heikelsten hochpolitischen Fragen zu verhandeln.

Der großangelegte Versuch, die Führung der Reparationsverhandlungen selbst in die Hand zu bekommen und obendrein noch mit Hilfe der Franzosen die soziale Gesetzgebung rückwärts zu revidieren, ist fürs erste mißlungen. Er scheiterte einmal an der korrekten Haltung des Generals Degoutte, der in aller Form erklärte, die Franzosen achteten die innerdeutschen Gesetze und würden nicht ihre Hand dazu bieten, den deutschen Arbeitern den Achtstundentag zu nehmen, und sodann daran, daß man von den Absichten der Herren Stinnes und Klöckner rechtzeitig Wind bekommen hatte und landesverräterisch genug war, die menschenfreundlichen Absichten der Kohlenmagnaten öffentlich bekanntzugeben. So mußten denn die schönen Plakate, auf denen den Arbeitern gesetzwidrig der Zwölfstundentag dekretiert war, wieder eingepackt und für bessere Zeiten aufgehoben werden. Wann diese bessern Zeiten kommen werden, hängt von der Einigkeit der deutschen Arbeiter ab und von der Entschlossenheit derjenigen Bürgersleute, die nicht gewillt sind, das deutsche Volk widerstandslos der Stinnesierung preiszugeben.

Das Ermächtigungsgesetz

Da man die Diktatur diesmal noch nicht hat schaffen können, versucht mans mit einem kleinen Diktatur-Ersatz. Das Surrogat hört auf den Namen Ermächtigungsgesetz und hat eine sehr merkwürdige Vorgeschichte. Der Name tauchte in der Oeffentlichkeit zuerst während der Kabinettskrise auf, und plötzlich hieß es, daß die Deutsche Volkspartei ihrem Fraktionsmitglied Stresemann eine Generalvollmacht erteilen wollte, gegen die die Sozialdemokratie Einspruch erhob. Tatsächlich stammt der Plan zu diesem Ermächtigungsgesetz aber doch von dem ersten Kabinett Stresemann, und zwar gilt als sein eigentlicher Vater der Unglücksrabe Hilferding. Der hatte nach den schlechten Erfahrungen, die er während der ersten sieben Wochen mit sich und

den Andern gemacht hatte, anscheinend Angst, daß er die Steuerreform und den Beamtenabbau mit dem Reichstag nicht oder nicht schnell genug durchführen könnte. Deshalb schlug er vor, die nötigen Maßnahmen auf diktatorischem Wege oder, verwaltungstechnisch gesprochen, auf dem Verordnungswege zu treffen. Um aber die demokratischen Anstandsformen zu wahren, sollte der Reichstag ein für alle Mal mit qualifizierter Mehrheit der Regierung die Vollmacht erteilen, das Nötige ohne den umständlichen Instanzenweg der Gesetzgebung zu veranlassen. Der Gedanke wurde von den Rechtsleuten in der Koalition bereitwillig aufgegriffen; nur daß man mit dem Ermächtigungsgesetz die umgekehrten Zwecke verfolgte. Die Volksparteiler hofften, mit solch einer „verfassungsmäßigen Diktatur" schnell und schmerzlos den Achtstundentag zu beseitigen. Die Finanzreform wollten sie nicht grade herausnehmen, aber doch wenigstens einem von den Ihren anvertrauen. Deshalb sollte Herr Dr. Hilferding über die Klinge springen.

Wie die Dinge sich dann weiter entwickelten, ist in Nummer 41 ausführlich geschildert worden. Die Krise ging mit Ach und Krach vorüber, die Große Koalition wurde notdürftig geleimt, und übrig blieb nur das Ermächtigungsgesetz, aus dem man das Arbeitszeitgesetz und die Rentnerfürsorge vorsichtshalber herausgenommen hatte. Zudem hatten die Sozialdemokraten auch noch als Aequivalent für die schweren Konzessionen, die sie bei der Neubildung der Regierung hatten machen müssen, durchgesetzt, daß die Vollmacht sich auf das gegenwärtige Koalitionskabinett beschränken solle. Aber als dann die Aufbringung der Zweidrittelmehrheit im Reichstag Schwierigkeiten machte und dazu der Dollar täglich 100 bis 200 Prozent höher stieg, wurde Herr Stresemann, dem seit Beginn der Krise die Führung vollends aus den Händen geglitten zu sein scheint, ganz nervös und erließ einen Teil der Finanzmaßnahmen, für die er das Ermächtigungsgesetz gefordert hatte, als Notverordnung auf Grund des viel mißbrauchten Artikels 48 der Weimarer Verfassung.

Damit hat die Regierung selbst den Sinn (oder richtiger: den Unsinn) des Ermächtigungsgesetzes ad absurdum geführt. Denn sie zeigt damit Denen, die es noch immer nicht wußten, mit einer gradezu zynischen Offenheit, daß man in Deutschland schon längst nicht mehr das Parlament zum Gesetzmachen braucht, sondern daß man mit einer willkürlichen Auslegung der Verfassung ohnehin diktatorisch regiert. Das Parlament hat versagt, gewiß — aber nicht dadurch, daß es durch unnützes Gerede den Gang der Gesetzgebung gelähmt, sondern indem es sich zu wenig um die Gesetzgebung gekümmert und der jeweiligen Regierung völlig freie Hand gelassen hat. Hätte der Reichstag von seinem Recht, Initiativanträge zu stellen, nur ausgiebiger Gebrauch gemacht und die Gesetzes- und Verordnungsfabrikation der Regierung sorgfältiger geprüft und beaufsichtigt, so stünde es namentlich auf dem Gebiet der Finanzen heute besser in Deutschland.

Trotzdem: an dem Ruf nach der Diktatur ist schon etwas Wahres. Wir brauchen eine verfassungsmäßige Diktatur, aber nicht gegenüber dem Parlament, sondern gegenüber der illegalen Nebenregierung der Verbände. Wer hat denn die Beratungen über die Sachwerterfassung oder über die Währungsfrage endlos verschleppt? Nicht der Reichstag, der dringende Gesetzesvorlagen regelmäßig in zwei, drei Tagen durchgepeitscht hat, sondern der Reichsverband der Deutschen Industrie und jene andern Interessentenverbände, die als Berufsvertre-

tung oder lieber noch als Sachverständige so lange gehört wurden, bis der richtige Augenblick zum Handeln verpaßt war.

Gegen diese Frondeure der Gesetzgebung gilt es Front zu machen. Ein Ermächtigungsgesetz, das gegen die Nebenherrschaft der „Wirtschaft" keine Kautelen schafft, ist sinn- und zwecklos.

Die Entlastung

Wenn vor dem Kriege der preußische Beamte in dem Ruf stand, unbestechlich zu sein wie Aristides, so lag das nicht daran, daß die Preußen von Natur aus ehrlicher sind als andre Menschen, sondern daß man in Berlin und Potsdam ein ganz verzwicktes System ausgeklügelt hatte, den Beamten auf die Finger zu sehen. Jeder Pfennig, der auszugeben und ausgegeben war, wurde geprüft und überprüft, und wenn Veruntreuungen in den ersten fünf Instanzen nicht bemerkt wurden, so wurden sie es in der sechsten. Das war der Vorzug eines Kontrollsystems, das langsam und mit großem Apparat arbeitete, aber vor dem die Beamten auch einen Mordsrespekt hatten. Das Unglück war nur, daß man nie die Grenze zwischen Zweckmäßigkeit und Lächerlichkeit fand.

Inzwischen sind die Vorzüge dieses Systems längst abhandengekommen, und übriggeblieben ist nur der Zopf. Der aber schmückt unsre Bürokratie wie in ihren besten Zeiten. Aus den Reichshaushaltsrechnungen für 1916 und 1917 erfahren wir, daß im Jahre 1916 die Gesamt-Ist-Einnahme 17 264 475 175 Mark und 36 Pfennige betrug, während die Gesamt-Ist-Ausgabe 28 779 515 976 Mark und 31 Pfennig ausmachte. Weiter: daß 24 097 Mark und 37 Pfennige anteilige Bau- und Gerätekosten eines Familienhauses für das II. Grenadierregiment 119 bei der Bergkaserne in Kapitel 5 Titel 136 anstatt in Kapitel 5 Titel 137 verausgabt worden sind. „Bei richtiger Verrechnung würden sich die verbliebenen Reste beim Kapitel 5 Titel 136 entsprechend erhöht und beim Titel 137 entsprechend vermindert haben." Schon horchen wir auf: wie darf das sein? Aber, belehrt uns die Rechnungslegung: „Ausgleich hat stattgefunden."

Und beruhigt legen wir das acht Seiten lange, auf ausgezeichnetem Papier gedruckte Meisterwerk deutscher Gründlichkeit aus der Hand. Nur im nächsten Bäckerladen bemerken wir, daß man für einen Fünfmarkschein aus dem Jahre 1916 nicht mehr zehn Brote bekommt. Sollte etwa damals doch nicht ein voller Ausgleich stattgefunden haben?

Penthesilea von Alfred Polgar

Dem Eros Thanatos opfert diese gewaltige, bis in die letzte Vers-Kapillare vom Feueratem des Genies durchglühte Dichtung. Man versteht, daß es die Zeitgenossen, auch die klassischen, schauderte vor solchem Werk, in dem die Himmelskraft: Liebe, ihrer Fesseln ledig, daherfegt auf der eignen Spur, umreißend alle Altäre, an denen ihr sonst mit Blümchen und Liedern gehuldigt wird.

Kleist hat in der ‚Penthesilea', spätere Wissenschaft vorwegnehmend, Urgründe und letzte (von Kultur und Zivilisation verschleierte) Ziele erotischen Begehrens aufgezeigt. In dem heroischen Kräftespiel zwischen Mann und Weib, das seiner dichterischen Vision sich offenbarte, ist die Haß- und Mordkomponente

der Liebeslust eingezeichnet. Aus gleicher Quelle schöpfen Tod und Liebe ihren Zaubertrank: das wird hier, lange vorm ‚Tristan', dramatisch gestaltet.

In der ‚Penthesilea' liegt die blutumspülte Wurzel bloß, aus der die dunkeln Triebe sprießen, auf die sich „Liebe" reimt.

Es ist ein Werk, um das alles Werben des Theaters immer vergeblich sein, in mehr oder minder energischen und geschickten Annäherungsversuchen stecken bleiben wird. Das Burgtheater hat sich, scheint mir, diesmal mit Anstand aus der wilden Affäre gezogen. Dem gesprochenen Wort schien eine neue, ungewöhnliche Sorgfalt gewidmet. In der ‚Penthesilea' gibt es viel Bericht von großem Geschehen: letzte Wellenschläge eines aufgestürmten Meeres verbranden da ans Bühnenufer. Alle diese Berichte, Sprachherrlichkeiten ohne gleichen, Schilderungen eines Homer, dem die epische Ruhe abhanden gekommen ist, fanden gute Sprecher.

Frau Pünkösdy macht die Penthesilea. Die Flamme ihrer Haß- und Liebesraserei ist schmal und schlägt nicht hoch, aber immerhin: es ist Flamme, Sprache und Gebärde mit Rotlicht übergießend und lebhafte Reflexe im Antlitz der Spielerin weckend. In Augenblicken der süßen Hingabe ans Gefühl verflüstert Frau Pünkösdy die Verse, fällt auch gern in einen Ton holder Litanei. Aber Alles, was sie spricht, ist empfunden; und klug durchdacht ist, wie sie's spricht. So weit die paradoxe Aufgabe, mit kleinen Mitteln Größe darzustellen, gelöst werden kann, wurde sie von Frau Pünkösdy gelöst. Herr Aslan ist ein schnellfüßiger, schnellzüngiger, kapriziöser Achill. Die herrliche Absage an alle vaterländische und kriegerische Ideologie, zugunsten eines echten Privatgefühls, geriet ihm ausgezeichnet. Er ist überhaupt sehr geschickt darin, Pathetisches durch Konversationstöne zu verdünnen, und hat eine nette Art, Ueberlebensgröße sozusagen: intim zu spielen.

Mit ihren Pappendeckel-Riesenkristallmodellen wirkt die Szene anfangs wie ein Angsttraum aus der Mineralogiestunde. Aber die Kristalle bewähren sich dann recht gut. Geistig: indem sie vollkommene Neutralität des Schauplatzes bewirken, ein Raum-Prinzipielles ohne jede Stimmung und also für jede; technisch: indem sie vielerlei allmähliches Herankommen, Heraufsteigen, Verschwinden der Figuren, mannigfache Gruppengliederungen und Durchblicke gestatten. Die Amazonen, sauber, als kämen sie aus dem Dampf-, nicht aus dem Blutbad, sind Ballett (Koryphäen: die Damen Mayer und Mell), die Rosenjungfrauen werden von Ballett-Elevinnen, unterm milden Kommando der Frau Kallina, dargestellt.

Goethe hat die ‚Penthesilea' komisch gefunden. Das nehmen die Beurteiler als Freibrief, eine der gedanklich kühnsten, von Gefühls-Impetuosität ohnegleichen durchstürmten Dichtungen der Weltliteratur zu belächeln. Drollig, daß noch heute Hüter der Klassizität die Maßlosigkeit und Zügellosigkeit Kleistens zu tadeln, dem hohen Geist, der sich die hohe Sprache baute, ein so strenges wie moquantes Gesicht zu zeigen wagen, gewissermaßen: ein weimarsch Gesicht.

Vom Teufel geholt

Als wäre die ‚Familie Selicke' von Dostojewski noch einmal, also überhaupt erst gedichtet. Von Dostojewski, oder eben von Hamsun. Dutzendmenschen. Aber binnen vier Akten werden sie alle „so sonderbar". Verbrauchte, verblühte, verkrachte Existenzen. Aber die sich nicht stumpf und dumpf treiben lassen, sondern mit irren Blicken auf ihre Vergangenheit starren, sich mit Nägeln und Zähnen an ihre Gegenwart klammern, schaudernd und heulend die Trostlosigkeit ihrer Zukunft erkennen. Durchschnittsgespräche. Aber die klar und sinnfällig machen, was verworren und ungestalt in Seelen und Seelenlosigkeiten steckt. Alltagsgeschehnisse. Aber von denen eins so heftig aufs andre stößt, daß der Funke sprüht, der ein grelles, beizendes, durchhellendes Licht auf die Misere, das Martyrium, die Komik des ganzen Menschendaseins wirft. Ein Sumpf. Aber einer, der geheimnisvoll giftig opalisiert, durch dessen grünliche Schleimschicht Fieberblumen die Köpfe gebohrt haben, und auf dessen trübem Grund es hexenküchenhaft brodelt. Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!

Zu einer ausgedienten Brettlherrscherin, in Lastern um und um bewandert und von Lüsten desto schmerzhafter geplagt, je deutlicher ihr zum Bewußtsein kommt, daß ihre Häßlichkeit mit ihren Jahren zunimmt. Steil geht es abwärts. Immer ist der Nächste auch der Schlechtere. Aber sie läßt Keinen los, bevor sie weggestoßen wird, und bittet Jeden herzerweichend und erfolglos um ein kleines bißchen Eifersucht. Julianne nennt sie sich. Hat einen trottelhaften Greis zum Gatten; hält sich von dessen Geld ein rohes, kaltes Bürschchen, das Blumenschön nur heißt; beschwört mit dem zerfransten Geigergenius Fredriksen Erinnerungen an freundlichere Zeiten; harrt fromm auf einen Neger; und giert inzwischen rührend und vergeblich nach dem Nabob Bast, der die personae dramatis erstens um sich, zweitens um eine Schlange mehrt.

Die Schlange ists, die Leben in das nächtliche Hotelgemach, Bewegung in den faulen Sumpf, Dramatik in die breite Zustandsschilderung bringt. Denn in den Käfig dieser Cobra führt Juliannes listige Wut die Hand des jungen Mädchens, das mit Blumenschön verlobt ist und den Nabob sichtlich angeregt hat. Torschlußpanik. Verzweiflungskampf des Alters, des gefährlichen, mit der gefährlichern Jugend. Lärm, Aufstand, Todesangst und Raserei. Der Nabob lenkt den Schlangenbiß von dieser blonden Fanny auf sich selbst und stirbt höchst widerwillig; der stillbetruknene Leutnant Lynum, der den Nabob immerzu gefordert hat, kann jetzt nicht anders als durch Selbstmord seine Ehre reparieren; Herrn Blumenschöns Gemeinheit tritt so kraß zutage, daß Fanny die Verlobung aufhebt; der Neger löst das Bürschchen bei Juliannen ab und schließt den Reigen ihrer Männer und ein Werk von solcher Grausamkeit und Unerbittlichkeit, daß Strindbergs ‚Totentanz' daneben sanft erscheint.

Hier werden nicht Schleier zurückgeschlagen, nicht Kleider aufgeknöpft, nicht Hemden gelüpft: hier wird von zuckenden Leibern die Haut in Fetzen heruntergerissen. Hier liegen die Eingeweide bloß. Hier blickt man durch rauchendes Blut in alle anatomischen Geheimnisse. Man erschrickt zu Tode. Hinz und Kunz, Gihle und Bast, Norman und Lynum hocken nichtstuend, plaudernd, trinkend und spielend beisammen und gleichen harmlosen Pfahlbürgern so peinlich, daß wir uns schon fragen, was sie uns im Grunde angehn — da, ein Ruck, oder nicht mal ein Ruck, und: Menschenherzens wilde Bestien, Nattern, Schakal und Hyänen krallen zu einer atemversetzenden Rundgaloppade die Fänge in einander. Dieser dritte Akt! Als hätte der Dichter zwei Akte lang alle Handgriffe, uns zu packen, ausprobiert und endlich den richtigen gefunden. Dann aber zwingt er uns auch nieder, in die Knie. Was geht denn vor? Es wird geflirtet, gestöhnt, gelinde und unbarmherzige Liebesqual für Bruder und Schwester ersonnen und angewendet. Begierden züngeln, wärmen und zünden. Menschenpuppen stehen hölzern, grinsen grämlich, beten leere Formen her. Das Einst schlingt das Jetzt in eine schattenhafte Umarmung. Gespenster schleichen kahlköpfig umher und machen eine ungespenstisch schrille Musik. Musik des lärmenden Wochentags, der großen Zwecklosigkeit, der grauen Gefangenschaft. Ohnmächtig erbitterte Schicksalsmusik der mühsäligen und beladenen Menschheit. Monotone Marschrhythmen, die nur durch ihr Gleichmaß das Blut erhitzen. Bis es den Siedegrad erreicht hat, bis diese Menschheit plötzlich mit heisern Schreien, gellenden Grimassen und pathologischen Zuckungen an ihren Ketten zerrt, sich die Finger wund reißt, zu Boden geschleudert, um und um gewirbelt, ihrer Widerstandskraft beraubt wird und, stummer Abschiedsseufzer voll, den Weg zum Schafott nimmt, den Alle nehmen müssen, ob sie arm oder reich, klug oder dumm, jung oder alt, gut oder schlecht, saftstrotzende Ackerbauer oder abgenutzte Huren sind.

Ein gewaltiges Gleichnisdrama, dieses vieraktige ‚Schauspiel‘ Knut Hamsuns (dessen Romane bei der Gelegenheit wieder und ohne solche Gelegenheit immer und immer wieder gelesen werden sollten). ‚Vom Teufel geholt‘; besser: Vom Leben geholt; am besten: Vom Teufel ‚Leben‘ geholt. Was wir hier sehen, riechen, tasten, schmecken, ist ja wirklich das Leben, das uns Alle bringt und holt, wegschleudert und fallen läßt, entfaltet und aufreibt, dieses wüste Chaos von naiver Besitzgier und philosophischer Entsagung, von Süßigkeit und Bitternis, von Liebe und Haß, von Schmerz und Angst und einem Gaukelbild von Glück. Hamsun gibt beides: das Leben und seine teuflischen Ab- und Untergründe; das (oder den) Holz und den Wurm im Holz; die ganz gemeine Aschenkruste und die glimmende Glut unter der Asche; die blöde Inhaltslosigkeit der Stunde und die Gesetzmäßigkeit des Mysterien. Ein Gleichnis vielleicht, aber kein Drama? Selbst der siebzigjährige Trottel Gihle räumt ein, daß das, im Ganzen genommen, ein merkwürdiger Tag von früh bis abends gewesen ist. In der sichtbar vorrückenden Zeit und in der Merkwürdigkeit, der far-

bigen, raunenden, rauschenden, trollhaft unheimlichen Merkwürdigkeit ihres Inhalts besteht für mich die dramatische Natur dieses Schauspiels. Auch wer keine innere Beziehung zur Kunst hat, wer nicht die Fähigkeit eines großen Dichters, in menschliche Herzen hineinzufühlen, beglückt zu bewundern vermag, wer keinen Blick für artistische Kurven, kein Ohr für Zwischentöne, keinen Nerv für die Gezeiten der Seele hat — also auch Sibyl Rosenblüth oder August Raabe muß unmittelbar, als läse er den erstbesten Hintertreppenroman, von dem Schicksal der alternden Frau gepackt werden, die hier zuletzt aufstöhnt: „Gott im Himmel, das wird so gemein!" Im Tempus dieses Aufrufs ist ein Verlauf ausgedrückt; und daß wir tatsächlich sehen, wie um Frau Julianne Gihle von Akt zu Akt Alles gemeiner wird: das hat eine ungeheuer gemächliche, aber unendlich liebevolle Zustandsschilderung doch schließlich zu einem aufwühlenden Drama gemacht.

*

Als die „Truppe" gegründet wurde, erhoffte ich von ihr Rettung, weil sie grade die besten Schauspieler, die unter dem entarteten Betrieb grimmig stöhnen, an sich locken werde. Bis jetzt ist leider das Gegenteil eingetreten: der einzige von der Sorte, den sie gehabt hat, ist ihr untreu geworden; und wenn schon die erste Aufführung mit ihm geringen Eindruck gemacht hat, so hat die zweite ohne ihn überhaupt keinen Eindruck gemacht. Eine löbliche Absicht, aus jungen oder unbekannten oder unbekannten jungen Leuten langsam ein Ensemble zu bilden. Aber diese Langsamkeit ist nicht das Tempo der Zeit, deren abgekürzte Chronik das Theater immer, also um wieviel mehr erst heute sein sollte. Die Publikumsschichten, die Viertel wichtig sind, werden, fürchte ich, nicht die Mittel haben, das Theater bis zu dem Reifestadium zu füllen, dessen Bekanntschaft man auch mit materiellen Opfern erkauft. Hat denn ein Regisseur die Preisgabe seiner Grundsätze nötig, um ein paar anziehungskräftige Schauspieler unter die andern zu mischen? Und gar hier, wo nicht einmal diese, die ohne Marktwert nämlich, seine Vision ausdrücken? Ich bin sicher, daß er mit seinem Einfühlungsvermögen die richtige von Hamsuns Drama gehabt hat. Aber sie durch die beiden Hauptfiguren zu übertragen, war ganz unmöglich. Der Nabob brachte den Duft nicht der argentinischen Steppe, sondern der deutschen Theaterprovinz auf die Bühne. Der Darstellerin der Julianne sind rustikale Muttergefühle, selbst von heroischem Anstrich, zu glauben: der Hauch der großen Halbwelt geht nicht von ihr aus, nicht eine erotische Vergangenheit, die, tragisch für sie, tragikomisch für uns, ihre Gegenwart beschattet. Die Höflich in dieser Rolle, dieser Bombenrolle sehen zu können! Ihrer nicht unwürdig wäre Walter Francks Blumenschön, dessen Brutalität zu verinnerlichen und damit nicht abzuschwächen, sondern zu verstärken sein müßte. Und ihrer würdig wäre Aribert Wäschers Leutnant Lynum in seiner spaßhaft doppelbodigen Verhaltenheit. Er steht vorläufig an dem Ziel, zu dem seine ‚Truppe' noch einen ziemlich weiten Weg hat.

Bemerkungen

Das junge Sachsen

Alles ist richtig, was Hans Bauer in Nummer 38 über das ‚Sächsische Gegengewicht' gesagt hat. Aber es fehlt ein Wort über das Irrationale, die Imponderabilien, die doch das Entscheidende sind; ein Wort über Rhythmus und Atmosphäre dieses Sachsen. Wer mit mir die Uraufführung von Ernst Tollers ‚Deutschem Hinkemann' im Leipziger Stadttheater erlebt hat, wird mich verstehen. Uns wurde diese Tragödie zur Befreiung: in trostloser, qualvoller Zeit vernahmen wir das lautere Evangelium schlichten, gütigen, sieghaften Menschentums, das wieder, wie in den Kriegsjahren, vom Geheul unsrer Ruhr-Heimkrieger verschlungen schien. Und die Gemeinde, die das Werk des Dichters andächtig und erschüttert, und zuletzt mit unendlichem Beifall aufnahm und wahrte? Da waren junge Menschen jedes Standes und jeder Parteirichtung; das junge Proletariat, Gestalten der Jugendbewegung, Studenten und Schüler, jawohl, viele Schüler aus den höhern Schulen, Söhne des Bürgertums — mag das in Bayern auch unfaßlich erscheinen! Als zuletzt der Intendant Kronacher im Namen des Dichters, dem der Urlaub für diesen Abend verweigert worden war, dankte: da mochte der enthusiastische Beifall, der ihn immer wieder auf die Bühne rief, zugleich als ein Gruß des jungen, republikanischen Deutschland gelten hinüber zu dem Mann, den die Ordnungswächter des alten, modernden Reiches noch immer gefangen halten.

Dieser Abend scheint mir wie ein Symbol für die geistige Struktur Leipzigs und Sachsens überhaupt, die von der Münchens durch einen Abgrund getrennt ist. Seit etwa einem Jahr bin ich — als Studienreferendar an einem Leipziger Gymnasium — in dauernder Berührung mit der heranwachsenden Jugend des Bürgertums. Auch diese Jugend ist — bei starkem freideutschen Einschlag — zu einem Teil nach rechts gerichtet und gehört „völkischen" Verbänden an. Und doch ist sie weit entfernt von jenem blindwütigen, maßlos verzerrten Nationalismus, wie er in Bayern gezüchtet wird. Ich möchte die Behauptung wagen, daß diese Jugend niemals einen Techow oder Stubenrauch aus ihren Reihen stellen wird.

Keiner wird das Tragische, Schmerzliche und für die Reichseinheit Gefährliche verkennen, das in der geistigen Sonderentwicklung der Länder liegt, wie wir sie jetzt erleben. Aber wir müssen froh sein, daß wir doch wenigstens in einem Land auch in geistiger Hinsicht eine, mit Hans Bauer zu sprechen, „unbedingt republikanische Zelle" haben. Und müssen froh sein, daß wir die Regierung Zeigner haben. Zeigner weiß, was er will; er hat eine energisch zugreifende Hand, die man manchem seiner Kollegen im Reich wünschen möchte, und er fühlt sich getragen von einer starken Mehrheit der Bevölkerung, nicht, wie Unwissende oder Fälscher es darstellen, von einer kleinen, zufälligen Landtagsmajorität. Und wir hoffen, daß aus der klaren, scharfen und reinen Luft, die hier bei uns weht, noch mancher kräftige Luftzug hinüberfährt in die muffigen, dumpfen Winkel des gespenstisch sich regenden, alten, für immer vergangenen Deutschland — aus diesem Sachsen in jenes Bayern.

Hermann Windschild

Schwurgerichte — Volksgerichte?

Gegenstand der Anklage: Mord, versuchter Mord, Beraubung, versuchte Beraubung und ähnliche Unternehmungen, die zwar nur an Polen und russischen Juden begangen wurden, also nach deutscher „Mentalität" an minderwertigen Individuen, und noch dazu während der „großen Zeit", 1918 in Wilna, die aber immerhin

den Staatsanwalt noch jetzt, nach fünf Jahren, zum Einschreiten herausgefordert haben.

Ein nicht ausgeloster Geschworener, der sich sofort nach erfolgter Auslosung aus dem Gerichtssaal entfernt hatte, ließ sich gegenüber seinem Kollegen ungefragt wie folgt vernehmen:

„Den Mann würde ich von vorn herein freisprechen — es war ja im Kriege!"

Ich: Gilt ein Menschenleben im Kriege nichts?

Er: Ach, wir haben sie ja zu Dutzenden totgeschlagen.

Ich: Darauf brauchen Sie sich nichts zugute zu tun!

Folge: Schriftliche Meldung an den Schwurgerichtspräsidenten, daß ich ablehnen müsse, mit einem Geschworenen zusammen zu fungieren, dessen Befangenheit nicht gut anzuzweifeln sei, da ich nicht das Odium auf mich nehmen möchte, an einem Urteil mitzuwirken, das durch Teilnahme derartig befangener Menschen zu einem Fehlurteil werden könne. (Denn wer zu Verurteilung oder Freisprechung weder der Kenntnis der Akten noch der Anwesenheit bei der Beweisaufnahme bedarf, ist uns di minorum gentium so unendlich überlegen, daß durch seine Anwesenheit die Homogenität der Geschworenenbank ernstlich gefährdet ist.)

Und der Herr Präsident — was tut er? Er sagt zu dem verhinderten Freisprecher: „Nicht wahr, Sie haben es nicht so bös gemeint?" und sagt zu mir: „Es war ja ein wenig unbedacht von Herrn Soundso — aber deshalb doch keine Mißhelligkeiten unter den Geschworenen! Und Sie halten Herrn Soundso doch für einen Ehrenmann?" Krampfhafte Beilegungsversuche, alle geboren aus der Angst, es könne doch zu einem Eclat kommen.

Ich sagte: „Ich zweifle nicht an der Ehrenhaftigkeit des Herrn, aber an seiner Unbefangenheit, und tage nicht mit ihm zusammen. Zur Prostituierung der Justiz gebe ich mich nicht her — er oder ich muß verschwinden. Können Sie das nicht erreichen, so protestiere ich gegen diese Zustände in öffentlicher Sitzung bei meinem Aufruf."

Es half nichts: der Herr Präsident vermochte keine Entscheidung für oder gegen den Einen oder den Andern zu treffen, und so blieb ihm nicht erspart, daß ich coram publico erklärte, ich lehnte wegen Befangenheit eines Geschworenen meine Teilnahme an den Sitzungen ab. Resultat: Binnen sechs Sekunden hatte das Gericht beschlossen, meinen Antrag abzulehnen.

Nun erwarte ich den Besuch irgendeiner auf „po" endigenden Persönlichkeit, die mich Renitenten mit Brachialgewalt in das Justizgebäude schleift.

Der Angeklagte aber, den ein nicht mitwirkender Geschworener freisprechen wollte, hat von den Mitwirkenden acht Jahre Zuchthaus zudiktiert erhalten. Und dieses Vorbild von Objektivität wird weiter auf die Menschen losgelassen und wird weiter Leute freisprechen dürfen, die nur ein paar Polen oder russische Juden ins Jenseits befördert, und wird weiter Leute ins Zuchthaus schikken dürfen, die, wer weiß aus welchen Motiven, ein Eigentumsverbrechen begangen haben. Und die Gerichte werden weiter angeblich keine Möglichkeit haben, Geschworene, die sich als geschworene Feinde der Objektivität erwiesen haben, von dem hohen Amt zu entfernen, dessen sie sich unwürdig gezeigt haben.

Hier ist ein Mal der Finger in die Wunde gelegt worden, hier hat sich ein Mal Jemand geweigert, an derartigen Justizkomödien teilzunehmen. Aber wie oft mögen Aeußerungen fallen, die nach ähnlichen Protesten schreien, und die ohne Folgen und ohne Sühne bleiben!

Hermann Reisner

Sonntagstrost

Weil Sonntag war und schönes Wetter, tat ich, was ich immer tue, wenn Sonntag ist und schönes Wetter: ich las Walther

von der Vogelweide. Dieser heißt nicht nur so, er ist auch ein komischer Kauz — und ganz aktuell. Oder ist etwa nicht aktuell, wenn Einer schon im dreizehnten Jahrhundert schreibt:

O weh dir teutsche Zunge,
Wie staht die Ordenunge?

Mindestens war es aktuell bis zur Einsetzung des bayrischen Diktators v. Kahr und des preußischen Oberdiktators Geßler. Mich ließ das Wort nicht mehr los; als wäre es der Refrain des neuesten Operettenschlagers, so summte ich es immer vor mich hin. Dann versank ich in dumpfes Brüten, erwägend, was wohl der Winter uns bringen werde: den Frühling oder das Chaos. Zweifel zermarterten mein Herz; was ich sah, schien duster. Da fiel mein Blick auf das Reichsgesetzblatt, das ich auch immer lese, wenn Sonntag ist und schönes Wetter. Und was stand da auf Seite 910?

Verordnung über die Errichtung einer Reichszentrale für Erdbebenforschung vom 4. 9. 1923.

Für die Sammlung und Bearbeitung der von den deutschen Konsularbehörden und sonstigen Stellen im Auslande eingehenden Mitteilungen über seismische Vorgänge sowie für die Bearbeitung der instrumentellen Beobachtungen in- und ausländischer Erdbebenwarten wird eine Reichszentralstelle für Erdbebenforschung mit dem Sitze in Jena errichtet.

gez. Ebert. Sollmann.

Ja, soll man da nicht Ebert preisen? Ja, man soll auch Sollmann preisen.

Denn:

1. ist einem dringenden Bedürfnis Abhilfe geschaffen — so lange schon hatten wir nichts von einer neuen Reichszentrale gehört;
2. ersieht man, daß die Regierung, wenn sie auch nicht regiert — das tun die dictatores —, nichtsdestoweniger mit schweren Sorgen zu kämpfen hat;
3. braucht man sich nicht mehr seinen dämlichen Schädel darüber zu zerbrechen, ob ein Putsch kommt oder Bürgerkrieg, ob das Reich wankt, obs zerbirst. Alle seismischen Vorgänge und Beobachtungen inländischer Erdbeben sammelt und bearbeitet ja doch die Reichszentralstelle in Jena und Auerstädt.

Ferdinand Nübell

Die restlose Erfassung der Bohème

Wir leben im Zeitalter der restlosen Erfassung aller Dinge, die sich nicht wehren können. Wer aber vermag restlos zu erfassen, was geschah, als der Devisenkommissar das Romanische Café auf Devisen absuchen ließ! Die Größe dieser Tat läßt mich erröten, der Weg durch Kopenhagens vergnügte und anständige Straßen war mir heute eine doppelte Qual, denn ich sah so restlos erfaßt aus, daß es schon auffiel — und dann fürchtete ich, daß alle Menschen schon gelesen hätten, was sich in Berlin Großes ereignet hat, und daß ich einem tausendstimmigen Gelächter zum Opfer fallen würde. Denn, du lieber Gott, man ist nicht gern eine komische Figur, und man schleppt ja nun schon lange genug das Clownsgewand der daheim regierenden Dummheit durch die Städte Europas.

Das Romanische Café beherbergt die Reste einer Bohème, deren fixerer Teil in die Antiquitätenbranche oder das Bankfach längst abgewandert ist. Jedenfalls sitzen Gesichter dort, die den Besucher nicht, wie in andern Lokalen, zum wahllosen Austeilen von Ohrfeigen reizen. Menschen sieht man, die nichts Besseres gelernt haben, als über Gott zu sprechen, die nicht die Nerven besitzen, in den Paternosteraufzug des Erfolges zu springen. Gespenster sitzen dort, die immer noch lebendiger sind als die Lieferanten von sausenden Webstühlen der Zeit, wahrhafte Müßiggänger und wahrhaft Unabhängige — wenn nicht manchmal ein Zeitgenosse durchgeht, der sich

die Sache ansehen will. In der Tat: man findet diese Leute plötzlich genießbar, denn um restlos erfaßt zu werden, dazu sind sie doch zu gut.

Wer hätte nicht, wenn ihm der fette Geruch von den Gesetzestafelfreuden in die Nase dringt, kühne, fast wollüstige Expropriationsträume! Und ich hatte mir immer gedacht, daß man beim Romanischen Café anfangen müßte. Sicherlich mißbrauchen diese Leute die Zollfreiheit des Gedankens, um ganze Dollarpakete mit durchzuschmuggeln, und die goldenen Worte, die dort über Ivan Karamasoff geprägt werden, geben gewiß eine gute Grundlage für eine neue Stützungsaktion. Lyriker, heraus mit euern Devisen! Psychoanalytiker, reagiert euer Wertbeständiges ab! Religionsstifter, gebt eure goldenen Kälber her!

Was soll so ein Kommissar denn auch tun? Soll er, wenn er bei feinen Leuten eingeladen ist, den Revolver ziehen, „Hände hoch!" rufen und die Smokings abtasten? Soll er das Esplanade umzingeln, soll er bei Horcher und Hiller in die Trüffelsauce fallen? Wozu — Ostjuden sind da doch nicht zu finden, höchstens Westjuden, soweit sie nicht zuckerkrank sind. Fellinger kann es Keinem recht machen. Operiert er Unter den Linden, so geraten ihm die Schutzengel der Republik ins Netz, und das Netz wird der Herr des Fischers. Operiert er im Quartier latin, so findet er nur Else Lasker-Schüler, die sich, vom Anstarren der Sterne blind, durchs irdische Dasein schleppt. Und das ist auch gefährlich. Denn vielleicht greift dann, erbost über die Verunglimpfung seiner letzten Priesterin, Gott ein und erläßt eine Verordnung: Menschen sind an der Nabelschnur zu führen.

Friedrich Sieburg

Ruhm

Sehr geehrter Herr!

Unsre Zeit zeichnet — wie solche Strömungen nach einem verlorenen Kriege stets auftreten — Genußsucht und Taumel in Freude und Freilust! Viele Frauen, die dereinst nonnenhafte Askese zur Schau trugen, sind heut einer schlüpfrigen Entwicklung zum Opfer gefallen, die ihre ganze bisherige Lebensauffassung über den Haufen warf. Ein Heer von Verlorenen ist entstanden. Das Mysterium der Dirne zieht uns magnetisch an, und dieser Dämon läßt keinen Empfindsamen so bald wieder los.

Die Dichter aller Zeiten haben das Dirnentum, dieses duldsame Treiben der Vestapriesterinnen verherrlicht, und all diese Kulturdokumente zusammenzufassen ist unsre Absicht.

Wir bringen unter dem Titel

Die Dirne im Liede

eine Sammlung der besten Gedichte heraus, die von jeher auf die armen wehrlosen Freudenmädchen geschrieben worden sind.

Da wir wissen, daß auch Sie, sehr geehrter Herr, diese bedauernswerten Bringerinnen der Lust besungen haben, bitten wir, uns das bekannteste Ihrer Dirnenlieder zum Abdruck in unserm Werke, gegen entsprechendes Honorar, zu überlassen.

Um Sie von der Aufrichtigkeit unsrer Absicht zu überzeugen, bemerken wir, daß Professor Dr. Herbert Hirschberg es freundlichst übernommen hat, die Sammlung zu sichten, und durch ein literaturgeschichtliches Vorwort einzuleiten.

Wir sehen Ihrer Einsendung nebst Honoraransprüchen entgegen und begrüßen Sie

mit vorzüglicher Hochachtung!

Satyr-Verlag

Antworten

Literaturfreund. Der höchst zeitgemäße Aufsatz über den ‚Hessischen Landboten' in Nummer 41 war ein Stück aus Arnold Zweigs Einleitung zu seiner Ausgabe von Georg Büchners ‚Sämtlichen poetischen Werken nebst einer Auswahl seiner Briefe', die bei Rösl & Co. zu München in der Reihe der Rösl-Klassiker erscheint.

Hans R. Was wollen Sie? Dieses Land hat ja erst eben wieder bewiesen, daß Zeit nicht Geld ist. Und trotzdem sein Geld gar nichts wert ist, bringts das Kunststück fertig, seine Zeit noch niedriger zu bewerten. Im Reichstag die Garderobengebühr beträgt fünfzigtausend Mark. Und da die meisten Benutzer dieser menschenfreundlichen Einrichtung keinen kleinern als einen Ein-Millionen-Schein haben, so liegen Berge von Zetteln bereit, auf daß nur Jedem genau das Seine herausgegeben werde. Und täglich wird man in Briefen von zwei Millionen Mark Ortsporto aufgefordert, hunderttausend Mark oder einen ähnlichen Rest zu bezahlen, „widrigenfalls Pfändung erfolgt". Ich schmeiße all das Zeugs weg, weil ich neugierig bin: ich lasse mich nächstens pfänden, um festzustellen, welcher Gegenstand meiner Wohnung einer von diesen Summen heute entspricht, wo das Blatt Manuscriptpapier mich zweieinhalb Millionen Mark kostet.

F. H. in Stuttgart. Wie weit Deutschland bisher den Vertrag von Versailles erfüllt hat, darüber ist, und das fällt Ihnen auf, die ‚Weltbühne' völlig andrer Meinung als unsre Tageszeitungen. Woher das kommt? Das kommt daher, daß die Presse bisher nachgelogen hat, was die Regierung Cuno ihr vorzulügen für patriotisch hielt. Eben hat Harden ein ebenso tapferes wie aufschlußreiches Buch über ‚Deutschland, Frankreich, England' veröffentlicht (von dem hier noch ausführlich zu reden sein wird). Darin können Sie lesen: „Den Vorwurf, noch nichts Rechtes für die Reparation geleistet zu haben, wehrt die berliner Regierung mit der Angabe ab, bis zum Ende des Jahres 1922 seien 22 Milliarden 440 Millionen Goldmark gezahlt worden. Eine Denkschrift der Commission des Réparations nennt diese Rechnung grundfalsch; behauptet, alles Geleistete (Geld und Sachwerte) ergebe die Summe von 7,927 Millionen. Als Wert der Saargruben sei nicht nur der schon erschlossener eingesetzt, sondern auch der von Kohlenlagern, deren Dasein nur vermutet wird, und über deren Ausbeutungsmöglichkeit deshalb Niemand urteilen kann. In amerikanischen Häfen zurückgehaltene Schiffe, die niemals zum Verkauf gestellt wurden, und deren Rückgabe im Frühling wahrscheinlich war, seien als Leistung von 2½ Milliarden in die Rechnung gestellt worden. Obwohl der Friedensvertrag ausdrücklich vorschreibe, daß Deutschland für Kohle und Koks, die es den Siegern liefere, nur den deutschen Inlandspreis fordern dürfe, stehe in der Rechnung der Weltmarktpreis. Und so weiter. Herr Loucheur sprach: ‚Deutschland hat 8 bis 10 Milliarden Goldfrancs gezahlt.' Welche Schätzung richtig ist, kann ich nicht entscheiden. Nie fand ich in den deutschen Zeitungen, die ich sehe, ein Wort aus der Denkschrift, der auch Englands Vertreter wohl zugestimmt haben muß, noch gar einen Versuch, sie ‚amtlich' zu widerlegen. Wo aber das Gespräch den öden Strand der Reparation bespült, da schießt, steil wie der Flug erschreckter Möwen, die Frage auf: ‚Sie wissen doch, daß wir der Bande schon fast 23 Milliarden Goldmark in den Rachen geworfen haben?' Noch mehr Milliarden waren es nach den Angaben, die am sechsten Juli, endlich, ein Vertreter des Finanzministers im Haushaltsausschuß des Reichstags machte. Die 7,927 Millionen, die der Reparierausschuß melde, umfassen nur den Betrag einer ‚vorläufigen Gutschrift'; ‚endgültig' sei noch nicht abgerechnet und der Gesamtbetrag auf fast 36 Milliarden zu schätzen. Eingerechnet wurden alle Werte des in abgetretenen Gebieten ausgelieferten Reichs- und

Staatseigentumes, des im Ausland liquidierten deutschen Besitzes und der Rücklieferungen. Was bar bezahlt worden sei, wurde nicht gesagt." So weit Harden. Wären aber von Januar bis September 1923 die 40 Millionen Goldmark, die nach dem Zeugnis der Frau Katharina von Oheimb, des Mitglieds der Deutschen Volkspartei, jeder Tag des Ruhrkriegs gekostet hat, jeden Tag bar an Frankreich gezahlt worden, so hätte Deutschland sich in acht bis neun Monaten seiner Barverpflichtungen für drei bis vier Jahre entledigt. Daß das nicht geschehen ist, daß man leichtherzig und leichtfertig Frankreich anstatt der fälligen Telegraphenstangen und Kohlen den Vorwand zum Einmarsch geliefert hat: daran wird das Volk länger als drei bis vier Jahre schwer zu tragen haben. Das Volk — nicht die Herren Helfferich, Cuno, Rosenberg, Hermes, Becker und Havenstein.

Theaternarr. So nennen Sie selbst sich und verlangen dann, daß ich Ihnen die Briefe des jungen Kainz, die Arthur Eloesser bei S. Fischer herausgegeben hat, leihe? Ich denke nicht dran. Bringen Sie Ihren Passionen Opfer und sparen Sie sich dieses lebendige Buch, von dem eine neue Auflage eben erschienen ist, gefälligst vom Munde ab.

Stettiner. Heinrich Mann, von dem selbstverständlich nicht nur zu sagen ist, daß zu unserm tiefen Kummer der Fall Fechenbach die Trägheit seines Herzens enthüllt hat, schreibt im ‚Untertan': „Die Monarchie ist unter den politischen Regimen eben das, was in der Liebe die strengen und energischen Damen sind. Wer dementsprechend veranlagt ist, verlangt, daß etwas geschieht, und mit Milde ist ihm nicht gedient." Wenn die deutsche Republik nicht bald dahinterkommt, daß Masochisten Masochisten bleiben, so wird sie zu ihrer eignen Verwunderung eines schönen oder unschönen Morgens als Monarchie aufwachen.

Thüringer Kommunist. „Kammer-Lichtspiele Ilmenau. Mit Einverständnis der Kommunistischen Partei Ilmenau der große historische Kunstfilm: Fridericus Rex." Dieses Inserat steht auf der vierten Seite deines Parteiblatts. Und auf der ersten steht ein wilder Leitartikel des faustdicken Titels: ‚Die Militärdiktatur gegen links in Thüringen! Der offene Fascistenputsch beginnt.' Er hat zwar abgebrochen werden müssen, wird aber bald wieder beginnen und kann gar nicht anders als siegreich enden, wenn er so lichtvorbildlich präpariert wird.

Bürger von Bremen. Deine Stadt ist der Sitz einer ‚Hindenburg-Oel-Verkaufs-Gesellschaft m. b. H.' Von ihren drei Vorstandsmitgliedern sind zwei, von ihren sieben Kuratoriumsmitgliedern sechs hohe Militärs. Kein Zweifel, daß die nach unsern Kriegserfahrungen als Fachleute für Schmiermittel anzusprechen sind.

Mitteilung

Trotzdem wir weiter Monats- und Vierteljahrsabonnements geben, sind wir gezwungen, den Preis für beide jede Woche zu ändern. Bis zum 23. Oktober kostet

das Abonnement für Oktober 150 Millionen Mark,
das Vierteljahrsabonnement 600 Millionen Mark.

Auf ein Vierteljahrsabonnement zu verzichten, weil es ja nur dreimal so viel wie ein Monatsabonnement kosten dürfte und tatsächlich mehr kostet, wäre insofern falsch gerechnet, als ja für 600 Millionen Mark, binnen einer Woche gezahlt, das Blatt bis Ende des Jahres geliefert wird, während jetzt schon feststeht, daß das Monatsabonnement allein für November über 1 Milliarde Mark kosten muß. Die Einzahlung erfolgt am besten auf das Postscheckkonto des Verlags der Weltbühne: Berlin 11 958.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

Reichsdämmerung von Wilhelm Michel

Anzeichen sprechen dafür, daß die Reste des Reiches kurz vor dem Zerfall stehen. Einerlei, was Bayern weiterhin tut; einerlei, ob es in völkischer oder separatistischer Richtung vorwärts geht: es wird die Reichskrise, die mit der Niederlage im Weltkrieg begann, einen wesentlichen Schritt weitertreiben, dem tödlichen Ausgang zu. Es wird dies tun ohne eigentliche schuldhafte Selbsttätigkeit; ja, es ist noch sehr die Frage, ob es damit überhaupt eine schuldhafte und nicht vielmehr eine notwendige und sogar verdienstliche Handlung begeht. Diese Frage wird sich entscheiden auf Grund der Vorfrage, ob Bismarcks „Reich" vom Standpunkte deutscher Notwendigkeiten aus erhaltungsfähig und erhaltungswürdig ist.

Nehmen wir an, daß Bayern, es gehe nun in der Linie Ludendorff-Hitler oder in der Linie Kahr, dem „Reich" den Todesstoß geben wird; nehmen wir an, daß zugleich damit die Rheinische Republik — da das Rheinland nun doch einmal durch die cunonische Politik separationsreif geworden ist! — sich begründet: was hat Bayern damit getan? Es hat nur einen Sachverhalt an den Tag gebracht, der unerkannt schon seit der Geburtsstunde des „Reiches" gegeben ist: Dieses Reich ist kein einheitlicher Körper mit einer einheitlichen, alle Glieder gleichmäßig durchdringenden Idee oder Seele. Dieses „Reich" ist ein Konglomerat, errichtet auf der militärischen Kraft und Hegemonie Preußens, und außerdem errichtet auf der stillschweigenden Voraussetzung ungestörter Prosperität. Es ist wichtig, diese beiden Punkte klar zu erkennen. Der erste ist als geschichtliche Tatsache bekannt und von keiner Seite bestritten. Der zweite ergibt sich mit innerer Notwendigkeit aus der Tatsache, daß das „Reich" (oder vielmehr seine Verfassung) eine Art Gesellschaftsvertrag zwischen Fürsten (König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes, König von Bayern, König von Württemberg, Großherzog von Baden, Großherzog von Hessen für die südlichen Teile Hessens) darstellt, von denen jeder grundsätzlich souverän bleibt. Dieser Vorbehalt der Souveränität, überhaupt der Selbständigkeit, kann nach ewiger menschlicher Art nichts andres bedeuten, als daß die Glieder sich vorbehalten, bei einem unerwünschten Lauf der Dinge wieder auseinanderzugehen. Die Eingangsformel der Verfassung von 1871 gibt denn auch als Zwecke des „Reiches" nüchtern und geschäftsmäßig an: Schutz des Bundesgebiets; Schutz des in ihm geltenden Rechtes; Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Das ist durchaus die Gesinnung einer utilitarischen Unternehmung; die Gesinnung, die Bismarcks Reich scharf unterscheidet von der Gesinnung (freilich nicht von der Realität) des alten Reiches; Gesinnung einer Gesellschaft, nicht eines Körpers.

Bismarcks „Reich" war ein Reich mit Vorbehalt, ein Reich ohne Reichsseele, ohne Schicksal und ohne Müssen, ein Reich mit

beschränkter Haftung, ein Reich „auf Gedeih", aber nicht auf Verderb, eine Erwerbsgesellschaft von Dynasten, die von Anfang an bereit war, bei ungünstigem Geschäftsgang zu zerfallen.

Die Faktoren und Voraussetzungen, auf denen es errichtet war, sind nicht mehr gegeben. Die preußische Militärmacht besteht nicht mehr, das Glück hat sich gewendet: folgerichtig geht die Gründung aus den Fugen. Die Proteste der Reichsgründungsgeneration gegen dieses „Reich" erfahren eine durchschlagende, wenn auch für uns verhängnisvolle Bestätigung. „Kann man sich für dieses Deutsche Reich interessieren?" fragte Nietzsche; „wo ist der neue Gedanke?" Heute erweist sich im Vorgehen Bayerns, daß weder ein Gedanke noch eine Seele dieses Reich bewohnte. Es zerfällt nicht nach organischen, sondern nach physikalischen Gesetzen, eine Anhäufung, kein Wesen, ein Gemenge, keine Verbindung.

Es war eine immanente, aber nicht erkannte Aufgabe der Revolution, der Verwirklichung des deutschen Volkes, die sie angestrebt hat, den einen großen Dienst zu tun, daß sie die Einzelstaaten zerschlug. Man braucht nur die Eingangsformel der Weimarer Verfassung mit der der Reichsverfassung zu vergleichen: da spricht ein neuer Geist, da regt sich Wille, Sehnsucht und Gedanke des deutschen Gesamtvolkes, da werden keine innern dynastischen Vorbehalte gemacht. Es handelt sich in der Weimarer Verfassung durchaus um die Realisierung Deutschlands, um die Herstellung einer echten, organischen Schicksalsgemeinschaft „Deutsches Volk", und damit im weitesten Sinne um eine viel echtere „Wiederherstellung des Reiches", als die Gründung von 1871 hatte bewirken können oder wollen. Damit war aber zugleich die Verpflichtung gegeben, mit jenen Gebilden aufzuräumen, deren wesentlicher Inhalt einst wie jetzt und immer Reichsfeindschaft ist; die nie anders wirken können und konnten denn als Burgen und Schlupfwinkel des Vorbehalts gegen die Einheit, gegen die Verwirklichung des deutschen Volkes und der deutschen Idee. Die Revolution hätte die Einzelstaaten beseitigen müssen. Bismarck konnte dem deutschen Volke diesen Dienst nicht leisten, selbst wenn er seinen gigantischen Willen auf dieses Ziel gerichtet hätte; er konnte es nicht tun, und er konnte es nicht einmal wollen. In Deutschland sind entweder die Einzelstaaten real, oder das Reich ist real. Ein Drittes ist durchaus und für alle Zeit unmöglich. Die Wirklichkeit des Reiches wird immer ganz genau der Unwirklichkeit der Einzelstaaten entsprechen und umgekehrt. Bismarck fand als deutsche Realität nur die Einzelstaaten vor; jeder Gedanke an ihre Zerstörung zugunsten des Reiches wäre eine sinnlose Groteske gewesen. So kam er zu der für seine Zeit allein richtigen Lösung: er verzichtete auf das Reich und gründete an dessen Stelle und unter dessen Namen eine reichsfeindliche Dynastengesellschaft mit außerordentlich beschränkter Haftpflicht.

Tat er an seiner Stelle das Richtige, so hätte auch die Revolution an ihrer Stelle das Richtige tun müssen. Sie unterließ es, weil sie nicht stark genug war, weil ihr Antrieb nicht den Schwung hatte, der sie über die sehr ernst zu nehmende Gegen-

wirkung aus dem Gesetz der Trägheit hätte hinwegtragen können. Sie hätte in den Einzelstaaten (obschon diesen nur zum Teil noch die alte Würde von Stammesstaaten innewohnte) eine historische Erbmasse angreifen müssen, die neben vielem Unwerten auch manches Vortreffliche enthielt. Sie hätte eine Menge finanzieller, verwaltungstechnischer, juristischer, kultureller Fragen aufrollen und lösen müssen. So wird von der andern Seite her ihr Zögern und schließliches Unterlassen begreiflich.

Wenn aber im Leben eines Volkes gewisse Entscheidungen in der Tiefe schon gefallen sind, so drängen sie mit einer unvergleichlichen Gewalt auch zur Sichtbarkeit.

Wir erleben das sonderbare und nachdenkliche Schauspiel, daß das gegenrevolutionäre Bayern das Werk der Revolution mit Nachdruck fortsetzt. Indem Bayern Bismarcks „Reich" den Todesstoß gibt, handelt es im Sinne Derer, die das wahre Reich wollen, und damit im Sinne der Revolution. Widersprüche solcher Art kommen überall da vor, wo in einer Situation eine Lüge oder ein Selbstbetrug an betonter Stelle steht; Jeder, der in einer solchen Situation aus der Wirklichkeit heraus handelt, bringt die Lüge als Widerspruch zum Vorschein. In einen Widerspruch sieht sich folgerichtig auch die revolutionäre Reichsregierung verstrickt: indem sie das Vorgehen Bayerns bekämpft, handelt sie gegen die Idee des wahrern Reiches und gegen die Idee der Revolution.

Es ist eigentlich müßig, von da aus die Gedanken weitergehen zu lassen zu dem, was vermutlich geschehen wird, oder was wünschenswerterweise geschehen sollte. Möglich ist eine Verhinderung des Reichszerfalls, sei es durch ein Einlenken, sei es durch eine Bezwingung Bayerns. Beides würde Bürgerkrieg bedeuten. Möglich ist eine Hinausschiebung der Entscheidung durch dilatorische Behandlung. Möglich ist ein Zerfall des Reiches in die einzelnen Gliedstaaten und irgendeine föderalistische Neugründung. Wünschenswert aber scheint mir nur das Eine: die sofortige Beseitigung der Einzelstaaten, die tatsächliche Konsolidierung der einigen Republik Deutschland, wenn nötig, unter zeitweiligem Außenstehen Bayerns und derjenigen westlichen Gebiete, die fremde Gewalt etwa loszureißen suchen würde. Wir würden dann eine bayrische Frage und eine rheinische Frage haben, wir würden eine ausgedehnte Irredenta haben: aber eine deutsche Frage würde nicht mehr existieren, und der Weg wäre frei zu einer entschlossen nationalen, aber zugleich realistischen Politik. Aufgabe dieser Politik müßte sein, endlich die Verdichtung des deutschen Volkes zum Körper zu leisten und in diesem Körper die Herrschaft des deutschen Gedankens zu verwirklichen. Will das deutsche Volk irgendeinmal aufhören, gegen seine Seele zu leben und damit sich selbst fragwürdig, Andern aber unheimlich, odios und bedrohlich zu sein, so muß es sich verwirklichen und eine wirkliche, keine gegenwirkliche und von falschen Instinkten ernährte Politik machen. Mens sana in corpore sano! Und diese Aufgabe der Revolution bleibt unberührt selbst von dem schlimmen Versagen, das diese Revolution sich gegenwärtig leistet. Macht dieses Versagen jetzt eine verschleierte

Rechtsdiktatur möglich oder sogar unvermeidlich: im Enderfolg wird diese Diktatur nichts andres bringen können, als daß sie die Kräfte, aus denen sie hervorging, und mit denen die Revolution nicht fertig werden konnte, noch einmal widerlegt und sie endgültig von der Führung deutscher Geschicke verdrängt.

Englische Presse und Politik von Joseph Friedfeld

London, 18. Oktober 1923

Ein Ereignis in der Zeitungswelt dürfte auch dann nicht ohne politische Wirkungen sein, wenn sich die betroffenen Zeitungen an die politisch urteilsunfähige Masse wenden. Die Gefährlichkeit des Einflusses der Presse wächst, je größer ihre Skrupellosigkeit, ihre Sensationslüsternheit, ihr Mangel an intellektuellem Niveau ist. Deshalb ist nicht ungefährlich für England und Europa, daß Lord Rothermere und Lord Beaverbrook gemeinsam die Hulton-Presse angekauft haben. Lord Rothermere, dem ursprünglich der Associated Newspaper Ltd. Trust von meist illustrierten Zeitungen gehörte, hat von seinem Bruder Lord Northcliffe die Daily-Mail-Gruppe übernommen, der außer dieser Tageszeitung mit ihrer Millionenauflage auch das in London meistgelesene Abendblatt ‚Evening News' angehören. Lord Beaverbrook ist Eigentümer des Daily Expreß und des Sunday Expreß. Diese beiden Konzerne haben nun von Messrs Edward Hulton & Co. für sechs Millionen Pfund dessen in London und Manchester erscheinende Blätter angekauft, darunter das bis jetzt noch immerhin beste londoner Abendblatt ‚Evening Standard', das nun unter die Kontrolle von Beaverbrook kommt. Die Hulton-Presse, wenn auch durchaus nicht gediegen oder intelligent, hatte immerhin ein gewisses Niveau gewahrt — jetzt werden wohl mehr als Dreiviertel der englischen Leser von Rothermere und Beaverbrook „informiert" und „erzogen" werden. Beide sind Anhänger Poincarés, extrem deutschfeindlich, chauvinistisch und schmeicheln systematisch den niedersten Instinkten der Masse. Sie greifen mit entschiedener Schärfe das Ministerium Baldwin an, wie sie vorher Lloyd George angegriffen haben. Ein solches Ereignis in der Zeitungswelt legt einem die Frage nahe, ob nicht endlich geraten wäre, ein gegen die Vertrustung der Presse gerichtetes Gesetz zu erlassen und vor allem das Publikum immer wieder aufzuklären, welche Mächte hinter den sich verschieden benennenden Zeitungen stehen. Natürlich richtet sich die Tendenz dieser Presse vor allem gegen die Arbeiterpartei und gegen die radikalen Liberalen, grade zu einer Zeit, wo der Arbeiterpartei schwer fällt, auch nur ihr einziges Tagesorgan zu erhalten.

In den Angriffen gegen das Ministerium Baldwin ist freilich die Rothermere-Beaverbrook-Gruppe nicht ohne Helfer. Ich glaube nicht, daß Baldwin heute noch einen beträchtlichen Teil der englischen öffentlichen Meinung hinter sich hat. Man steht allgemein vor einem Rätsel. Nichts ist unklarer als die englische Politik von heute. Mag sein, daß sie eine kluge Politik des Zuwartens und der innerlichen Konsolidierung bei absoluter Ruhe nach außen ist; aber manchmal erscheint sie auch wie eine Politik der Unzulänglichkeit und Unsicherheit. Nach der berühmten Unterredung zwischen Poincaré und Baldwin ist jenes kurze offizielle Communiqué veröffentlicht worden, das von einer

neuen befestigten „entente cordiale“ sprach; aber noch heute nach mehreren Wochen, ist völlig unaufgeklärt, was in dieser Unterredung eigentlich vor sich gegangen ist. Man wartete auf Aufklärung, man geduldete sich von einer Rede Baldwins zur andern: der Premier schwieg. Auch in der Reichskonferenz sagte er nichts, nichts wenigstens in der bekannt gewordenen Ansprache. Denn trotz den Protesten der Presse sitzt die Reichskonferenz hinter geschlossenen Türen, und nur magere offizielle Meldungen erscheinen. Aber Lord Curzon, der Außenminister, hat in seiner Rede vor der Reichskonferenz völlig andre Töne angeschlagen und die Auffassung wieder verkündet, die die englische Regierung vorher von der Recht- und Zweckmäßigkeit der Ruhrbesetzung gehabt hat. Das läßt darauf schließen, daß innerhalb des Kabinetts selbst die Unstimmigkeiten groß sind. Nach außen dringt davon vorläufig nur wenig; der Hauptgrund mag sein, daß auch in England keine großen Staatsmänner zur Hand sind, um die Leitung der verwickelten Angelegenheiten zu übernehmen.

Denn vor der Regierung steht als eines der ernstesten innern Probleme die Arbeitslosigkeit. Es ist dies bereits der vierte Winter, und wenn auch die offiziellen Zahlen etwas geringer sind, wird man doch an die anderthalb Millionen und mehr Arbeitslose zu zählen haben. Alle die Mittel, die die Regierung zu ergreifen beabsichtigt, werden kaum genügen, um auch nur ein Fünftel der Arbeitslosen zu beschäftigen. Man ist sogar so weit gegangen, von einer neuen Inflationspolitik zu sprechen, um Handel und Industrie eine neue Belebung zuzuführen. Doch wehrt sich die City, die von Anfang an für die ständige Deflation und die Hebung des Pfundwertes war, dagegen. Auch die Reichskonferenz wird hier wohl nur wenig helfen. Alle Emigrationsbestrebungen haben bisher nur zu einer Auswanderung von ungefähr 30 000 Arbeitern geführt, darunter fast lauter hochausgebildete Feinarbeiter, die in den Dominions gut fortzukommen hoffen, aber dem Mutterland fehlen werden. Im nächsten Jahr wird eine Reichskonferenz der Arbeiterparteien des britischen Weltreichs stattfinden, ein interessantes Gegenstück zu der Konferenz der Dominions-Regierungen. Auch vor ihr werden die beiden Probleme der äußern Politik und der Arbeitslosigkeit stehen. Es bleibt abzuwarten, was sie zu sagen haben wird. Bis dahin aber liegt vor England und den Arbeitslosen ein harter Winter.

Heimgang von Moritz Heimann

Schon ist grau die Luft und tot und stille,
Und zum Schlafe sinken Tag und Wille.

Angst und Schweigen ziehn ein weiches Band,
Weich, doch fest gezogen um das Land.

Stützt auf Knie und Hände sich die Nacht
Daß ihr Leib die Erde überdacht.

Und die Erde, das Gespenst so tragend,
Hebt die schweren Augenlider fragend.

Antwort gibt die Nacht der stummen Not;
Doch ihr Blick ist vorwurfsvoll, er droht.

Anatole France von Hermann Wendel

Il faut parler des grandes choses de l'homme et de la vie avec une entière sincerité. A cette condition seulement, on a le droit de parler au public.

France

I.

Nach jeder Rede oder Note Poincarés sollte man ein paar Seiten Anatole France lesen, um das Geichgewicht wieder herzustellen, um die Wage richtig zu belasten, um die Stimme des andern, des wahren, des ewigen Frankreich zu vernehmen.

Er ist ja Frankreich, er heißt ja Frankreich! Denn wenn ihn das Register der Mairie auch als Anatole Thibaut ausweist, so nannte er sich doch seit je France, in dem rechten Gefühl, daß Alles, was der Welt als im besten Sinne gallisch erscheint, gesteigert und verfeinert sein Erbteil ist. Von der geistigen Entwicklung dieses Vollblut-, dieses Ur- und Erzfranzosen führen zu den Nachbarvölkern keinerlei Fäden; weder im Deutschen noch im Englischen ist er zuhaus, und die gesamte Literatur der Germanen und Slawen sagt ihm verzweifelt wenig. Vor dem ‚Hamlet' steht er noch bewegt, weil er in Hintergründen Seelenverwandtschaft ahnt und in den innern Widersprüchen des Dänenprinzen Tiefstmenschliches, Allgemeinmenschliches entdeckt; aber der ‚Faust' ist ihm, selbst der erste Teil, voller Nebel, und ob er in ihm auch ein Magazin von Gedanken und Gefühlen, mehr, ein Laboratorium erkennt, in dem die Substanz des Menschen selbst in den Tiegel geworfen wird, tastet er sich doch mühsam, den Blick von Meteoren geblendet, die gewundenen Pfade dieser Dichtung entlang.

Dafür wurzelt er ganz in der griechischen und römischen Ueberlieferung, in der er alle Vernunft und Schönheit gesammelt sieht, und außerhalb derer er nur Irrtum und Verwirrung findet. Wir sind Lateiner! lautet sein Glaubensbekenntnis; die Milch der Wölfin, die Romulus und Remus säugte, macht für ihn den schönsten Bestandteil französischen Blutes aus; die ganze reiche klassische Literatur der Griechen und Römer, die wir kaum zu buchstabieren gelernt haben, ist ihm mit ihren großen und kleinen Geistern allezeit gegenwärtig, und nicht nur in Homer und Sappho, in Virgil und Horaz blättert er wie der Priester in seinem Brevier, sondern auch die Alexandriner, die Spätlinge des christlichen Zeitalters, Namen wie Kalimachos, Aratos, Meleager, Xenophon von Ephesos, Achilles Tatius und Theodor Prodromos sind ihm durchaus lebendige Begriffe.

Neben Latein dünkt ihn jede Sprache dunkel, und sein heller, durchsichtiger, linearer Stil läßt in der Tat inne werden, wie sehr Französisch eine jüngere Schwester des Lateinischen ist. Die Gliederung seiner Wortfolgen wahrt Maß und Ordnung, der Rhythmus seiner Sätze atmet Anmut und Wohlklang, und da er, der letzte umfassende Enzyklopädist vor einem Schwarm von Spezialisten, aufs Glorreichste das Jahrhundert erfüllt, das durch die Namen Stendhal, Balzac und Flaubert seinen tiefen dunklen Glanz erhält, neigt er sich vor dem strengen Racine als dem vollkommensten aller Dichter und wehrt der kühnen Sprengung der überkommenen Spracharchitektonik durch die Symbolisten und das andre unehrerbietige Gelichter als einem Barbareneinbruch in geheiligte Bezirke; Rimbauds berühmtes

Gedicht von den Vokalen: A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu ist ihm nur klinisches Symptom für eine bestimmte Nervenkrankheit, und was er einmal von Maupassant sagt, trifft mit voller Gültigkeit auch für ihn selbst zu: Er besitzt die drei großen Eigenschaften des französischen Schriftstellers, „d'abord la clarté, puis encore la clarté et enfin la clarté".

Mit Ehrfurcht naht denn dieser Meister und Diener des Worts dem kostbaren Rohstoff der Sprache. Er prägt und knetet, feilt und glättet unermüdlich und zerbricht zehnmal die Form, ehe sie vor seinem prüfenden Auge Bestand hat; alle Leuchtkraft seiner Sätze, alle Leichtigkeit seines Ausdrucks ist das Ergebnis mühevoller Arbeit, und indem er jede Manuskriptseite mit Einfügungen und Streichungen übersät, oft zerschneidet und anders zusammenklebt und bisweilen noch die Druckkorrekturen ein Dutzend Mal umschreibt, erinnert er an den Schöpfer der ‚Madame Bovary'. Aber für France ist nicht wie für Flaubert Literatur Ersatz des Lebens. Wohl vergleicht er sich gelegentlich einem philosophischen Mönch aus einer Abtei von Thélème, doch nichts hat er mit dem Mönch Nestor zu schaffen, den Gustave Dorés Stift unbekümmert Buchstaben aufs Pergament malen läßt, ob auch die Welt rings in Flammen steht, das Kloster in den Grundfesten wankt und seiner Zelle der Einsturz droht. France im Gegenteil hält mit seiner ernsthaften Meinung nicht zurück, daß es weiser sei, Kohl zu pflanzen als Bücher zu schreiben, er hat glückliche Jahre verbracht, ohne eine Feder anzurühren, und grüßt „das köstliche und schreckliche, das bezaubernde und schauerliche, das süße und bittere Leben" immer wieder aus Herzensgrund.

Denn Alles vergeht, und nur das Leben ist ewig und unsterblich. Kulturen verfielen, aber unverändert schwirren seit zwei Jahrtausenden die Leuchtkäfer im Paarungsflug um das Grab der Appia Metella, und Revolutionstribunal hin, Guillotine her, am Schluß zieht doch Elodie einen neuen Liebhaber zu neuen Küssen in ihr Bett. Darum liebt France das Leben in all seinen sich ohne Unterlaß erneuernden Gestalten, nach jeder Dimension hin: in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nur eine Art mehr, das so kurze und so einmalige Dasein auszudehnen und zu vervielfältigen, ist seine Vertiefung in die Welt verklungener Jahrhunderte, die er, fern allem Herbariumsgeruch, ganz lebendig zu machen weiß. Eben deshalb ist er kein Archäologe, sondern bleibt sich voller Seelenheiterkeit bewußt, daß jede Vernichtung die Vorbedingung neuen Lebens ist, und sieht in dem Araber, der sich mit dem Marmor der zerfallenen Tempel Palmyras eine Hütte baut, einen größern Philosophen als in allen Museumskonservatoren von London, Paris und München.

Da er aber Sohn eines Genießervolks ist, in dem der kleine Krämer davon träumt, nicht ein raffender Stinnes, sondern ein beschaulicher Angler zu werden, quillt aus seinem ganzen Werk wie warmer Kuchenduft aus einer Bäckerei die herzhafte Freude an den guten Dingen der Erde. Von Erotik knistert es elektrisch in all seinen Büchern; das heiße Aufeinanderfliegen der Geschlechter ist darin, oft nach dem Rat einer erfahrenen Venus und den Weisungen eines erfinderischen Eros, eine ganz moralinfreie und sehr häufige Angelegenheit; die Frauen seiner Schöpfung, die zur Leidenschaft wachgeküßte Comtesse Martin, die Glück und Verzweiflung zweier Männer wird, die zierliche Gilberte

des Aulers, die im resedafarbenen Schneiderkleid sogar einen leibhaftigen Engel berückt, die verführerische Madame de Gromance, die selbst dem Philosophen Bergeret das Wasser im Munde zusammentreibt, Madame de Bonmont in ihrer fetten Schönheit einer Wiener Erigone, Elodie mit dem Oliventeint, Jahel mit dem Sammt- und Flammenblick, die Römerin Laeta Acilia, die das Christentum ablehnt, weil es die Frisur zerstöre, die Buhlerin Thais, sie alle sind von Hauch und Glanz bestrickender Sinnlichkeit umflossen, Naturkräfte durch ihre Fähigkeit, zu vergessen, was einmal Alles für sie war, und mit nachsichtigem Lächeln nennt der Dichter die Lüge einer geliebten Frau die größte Wohltat, solange man daran glaubt.

Ein Bücherfreund ist France überdies, der keine leichtere und anziehendere Lektüre als die eines Kataloges kennt, und ein Verehrer von Kunstwerken, die er durch seine Bewunderung in sich neu schafft. Aber wer so in jedem Nerv, mit dem Fürsten Pückler-Muskau zu reden, „Genüßling“ ist, bedarf gar nicht der besondern Dinge, um sich besonders zu ergetzen; ein Abend am Meer, wenn die Finsternis mit großen Flügelschlägen kommt, ist kaum von nöten; auch die Begegnung mit einem Igel, weniger noch, die Betrachtung eines Halms am Waldsaum, die Entzifferung einer alten Inschrift auf einem Dorffriedhof klingt lange nach; von France stammt der Pfarrer, der aller Fleischeslust abschwört und dann von den Resedadüften seines Gartens überwältigt wird. Und ist das Einschlagen von Nägeln in eine Wand nicht der behaglichsten Genüsse einer, denen ein rechtschaffener Mann sich hingeben kann?

Nicht umsonst ist Brillat-Savarin ein Landsmann Frances, denn auch ihm bleibt „ein Tisch, beladen mit dem, was Frankreichs Land an Gutem für die Gourmets hervorbringt‘, aller Ehren wert; kühn verkündet er, daß der Ruhm der französischen Küche jeden andern überstrahlen werde, wenn eine weisere Menschheit den Bratspieß höher als den Degen stellt; die Neigung zu trefflichen alten Schriftstellern und für „les généreux vins de France“ heißt er gleichermaßen preislich, erweist den illustren Weinen vom Strand der Garonne Reverenz, schwärmt ein Burgundergewächs an: stark und mild, kräftig und blumig, eine Wollust für Geist und Sinne, und sein Abbé Coignard ist der unwiderlegbaren Ansicht, daß ein Schluck Lothringer Clairet oder weißer Orléans Petrus in jener Nacht verhindert hätte, den Herrn vor dem zweiten Hahnenschrei zu verraten. Gar eine Chartres-Pastete gibt es, die allein schon Liebe fürs Vaterland einflößt.

Denn France liebt das Land, in dem seine Wiege stand, hingegeben und aufrichtig. Pariser ist er mit Leib und Seele. Auf dem Quai Voltaire wuchs er auf, vor den Blicken die Tuilerien und den Louvre, den Pont-Neuf, die Türme von Notre-Dame, die Türmchen des Justizpalastes und den Pfeil der Sainte Chapelle, und all das ward ein Stück seines Wesens: „Das alles bin ich selbst, und ich wäre nichts ohne diese Dinge, die sich in mir mit den tausend Färbungen meines Gedankens spiegeln und mich inspirieren und beleben.“ „Le vieux et vénérable Paris“ beseligt ihn, wenn die Stadt von Sonne vergoldet liegt und blonder Staub wie Frauenhaar um ihre schönen Umrisse weht, oder wenn ein zartgrauer Morgen allen Gegenständen am Seinequai eine unendliche Süße leiht, und belebter, wohlwollender und spiritueller erscheint ihm der Pariser Himmel als selbst der Azur

über der Bucht von Neapel. Aber da auch jeder Stein der geschichtlichen Bauwerke zu ihm redet und ihm „la prodigieuse histoire des Français“ erzählt, fühlt sich der Dichter hier ganz eingespannt in das Wirken der Generationen, die die „continuité d'un peuple“ ausmachen, und empfindet das warme Glück, eine Welle im Fluß der Geschlechter zu sein, Allen verbunden, die waren, Allen verbunden, die kommen.

So liebt er die Ile-de-France und ihre Umgebung, die Geburtsstätte der französischen Sprache, als sein Vaterland im Vaterland und zieht das sanfte Grau des Himmels über ihr zum Vergleich für die Augen einer schönen Frau heran; die Erde des Valois möchte er küssen, weil sie vor allem der Nährboden des französischen Volkes ist; jede französische Stadt, selbst die bescheidenste, feiert der Unpathetische fast pathetisch als einen Edelstein auf der grünen Robe des Vaterlands, und keiner ihrer Kirchtürme, deren Steingeflecht die Zeit geschwärzt und zerrissen hat, vermag er zu erblicken, ohne an Tausende unbekannter Verwandter zu denken und Frankreich mit einer kindlichen Liebe zu lieben.

Und aus den alten Volksliedern leuchtet ihm „le vieux génie français“ entgegen und schafft ihm die beglückende Gewißheit, daß dieses Volk seiner Ahnen zwei wertvolle Gaben besaß: die Grazie und die Güte.

(Fortsetzung folgt)

Zu diesem Fechenbach von Ludwig Thoma

Wir haben in Bayern eine Strafkammer gehabt, deren Mitglieder sich geschmeichelt fühlten, weil sie in Kollegenkreisen die „Blutrichter“ genannt wurden. Und sie waren bemüht, sich diesen Beinamen wie ein rühmlichstes Lob zu erhalten durch horrende Strafen. Dem schlecht verstandenen Ehrgeize verdanken wir auch die Tatsache, daß von vielen das Durchdrücken der Anklage als Kraftprobe betrachtet wird. Als freies Spiel juristischer Kräfte und Kniffe und Pfiffe. Im staatsanwaltlichen Jargon sagt man, daß man „eine Verurteilung erzielt“. Man spricht davon, daß eine Anklage „schlecht steht“, wenn berechtigte Zweifel an der Schuld auftauchen, und man betrachtet es als besonderes Verdienst, der schlecht fundierten Anklage zum Siege zu verhelfen. Das Verdienst ist vor Kollegen und Vorgesetzten umso größer, je stärker die Wahrscheinlichkeit der Freisprechung war. Das Schicksal des Angeklagten kommt daneben nicht in Betracht. Die glorreichen Sieger fühlen nicht einmal die moralische Verpflichtung in sich, die Tragweite ihrer Erfolge kennen zu lernen.

Diese Herren beantragen und sprechen Strafen aus, von deren Wesen und Wirkung sie keine Ahnung haben; es gibt keinen Paragraphen, der ihnen den Besuch der Gefängnisse, die Kenntnis der Strafvollstreckung vorschreibt. Und das Pflichtgefühl zwingt sie wahrhaftig nicht dazu. Ich meine aber, nur Der kann Richter sein, ohne Schaden zu nehmen, der an sich selber die tiefe Wahrheit des Calderonschen Worts erfahren hat: daß zwischen leiden sehen und leiden kein Unterschied sei.

Tragödie der Liebe von Peter Panter

Weil wir sonst keine Sorgen haben.

Ich geriet als halbwegs vernünftiger Mensch von der Straße in Joe Mays Film-Atelier zu Weißensee — von der Straße, wo die Elektrische klingelte und ernsthafte Leute ernsthaft dahintrotteten. Dann kam ein Zaun, ein kleines Haus, und das Erste, was ich auf dem Filmhöflein sah und hörte, war Joe der Große, der durch die Gegend tobte, eine mit zwei Rössern bespannte Kutsche anschnaubte und schrie: „Sind die Pferde angestrichen?" Sie waren angestrichen.

Die Pferde waren nämlich mitten im Film verkauft worden, versehentlich, irgendwer hatte nicht aufgepaßt, und nun fehlten sie für die Kontinuation. So und so waren sie gezeichnet — das konnte der Zuschauer noch wissen. Und May nahm zwei Schimmel und schuf sie nach dem alten Ebenbilde und sahe, daß es gut war — und ich werde nie den Ausdruck in den kugeligen Augen der Tiere vergessen, die seltsam hinterwärts sahen, wo man sie anpinselte . . . Dies aber waren Vorbereitungen zu dem großen Film: ‚Tragödie der Liebe'.

Man kann das Genre ablehnen. Lehnt man es aber nicht ab, dann ist zu sagen, daß hier der beste deutsche naturalistische Detektivfilm geschaffen worden ist. Drei Männer haben den Erfolg gemacht: Emil Jannings, Joe May und Paul Leni.

Das Manuskript ist gut. Es ist geschickt erdacht, sicher gebaut und nicht schwachsinniger als unbedingt notwendig. (Manchmal ist es auch rührend — und dann ist es rührend.) Die Küste dieses Manuskripteilandes ist kein öder Strich — da gibt es kleine Halbinseln, einladende Seechen, stille Buchten und manches stolze Kap, kurz: eine Menge Dinge, die gar nicht zur Sache gehören. Spaß macht ja immer nur das Ueberflüssige. Dazu haben die ersten beiden Akte ein Tempo, wie man es bei uns nur ganz selten zu sehen bekommt. Aber Tempo, Wirkung und Wärme wären nicht da ohne die Drei da oben.

Paul Leni: Er hat nicht nur mit Kenntnis des Films gebaut — die haben Viele. Er hat auch nicht nur mit Geschmack gebaut — den haben Manche. Er hat mit Liebe gebaut. Es hat ihm Spaß gemacht, einen verschneiten Hauseingang hinzusetzen, verwinkelte Dachstuben, einen wundervoll runden Gerichtssaal, ein unvergeßlich melancholisches Wartezimmerchen einer kleinen Station — es ist „die" kleine Station, und jede Novelle von Maupassant könnte hier ihren Anfang nehmen. Das Alles ist mit den feinsten Fingerspitzen und mit dem größten Wissen um Einzelheiten gearbeitet — und es ist gearbeitet und nicht hingeschludert. Eine Meisterleistung.

Joe May: Nach den Kolossal-Monstre-Gala-Filmen dieses Regisseurs ist nicht ganz klar, ob er eigentlich weiß, wie gut dieser Film hier ist. Diesem Besessenen, der keine Augen, sondern offenbar zwei Objektive im Kopf hat, und der Celluloid ausschwitzt, diesem Fanatiker des Films ist da eine derartige Fülle an lustigen, witzigen, bunten und belangreichen Einzelheiten ein-

gefallen, daß man denken konnte, er habe sie alle nur so aus dem Kasten geschleudert.

Die Gräfin fährt weg, läßt ihren Mann allein, die Dienerschaft poussiert in der Kneipe, der Diener empfängt oben ein Flittchen, der Freund dieses Flittchens steigt nach, Athlet, der er ist, die Gräfin bekommt unterwegs Angst, kehrt zurück, unterdessen ist eine wilde Jagd durchs Haus getobt, der Athlet hat den Diener in die Seine geworfen, der Graf hat ein Messer in den Leib bekommen . . . kurz: Familienleben bei Grafens. Aber wie ist das gemacht!

Vor allem: Alles immer nur ein Mal. Diesem May ist derart viel eingefallen, daß er sich niemals wiederholt — jeder Zug ganz kurz, zehn, zwanzig Meter — husch, weg, der nächste. Und fast Alles kann man sehen, da gibt es einen ganzen Akt mit ohne Text, Alles ist mit den Augen zu verstehen — Alles ist: Film. (Und Alles, auch der dampfende D-Zug, aus Holz und Pappe auf einem kleinen Hof aufgenommen.)

Das wäre aber Alles nicht möglich ohne Emil Jannings. Seine Figur hat nur einen Fehler: daß sie nicht seinen Namen trägt. Was heißt hier Ombrade! Der Mann heißt Emil.

Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken: ich persönlich kann nun schon keinen dämonischen Zuhälter mehr im Film sehen. Dieser hier ist fett, freundlich und durchaus gemütlich. Zwischen all den Schandtaten hat er immer noch ein gutmütiges Lachen, ein Zwinkern, eine kleine Bewegung nach den Hosen, daß die auch nicht rutschen . . . es ist Alles nicht so schlimm, und man sieht das Pathos und die Kehrseite des Pathos: den Humor.

Tausend Züge: „Siehst du", sagt das Flittchen (von Erika Glässner himmlisch frech gespielt) zu Emil — „Siehst du, so sorgen Andre für ihre Freundinnen!" und steht vor einem Schaufenster und muckscht, weil sie keinen Pelz bekommt. Emil tritt an das Schaufenster heran, drückt die Nase am Glas platt und probiert dann ganz leise, ganz vorsichtig, ob die Einfassungsstangen sehr fest sind . . . Fachlich, sachlich. Am nächsten Abend hat sie den Pelz. Und spielt mit ihm und mit Emil die größte Szene, die ich je in einem deutschen Film gesehen habe.

Sie hat ihn betrogen, er hat sie erwischt, und sie ist ihm davongelaufen. Nun wird er in der Zwischenzeit seinen Nebenbuhler totschlagen. Das weiß sie nicht — sie ist nach Hause geflitzt. Und findet da — o treue Liebe! — den geklauten Pelz. Und tanzt herum und will ihn gleich, auf der Stelle, anprobieren und hopst auf den Tisch, auf dem die Petroleumlampe steht, vor den kleinen Spiegel und hebt die Röcke hoch (eine Masche am Strumpf ist gefallen) und spiegelt sich. Da schiebt er sich zur Tür herein. Herunter vom Tisch kann sie nicht mehr. Sie erstarrt. Wird er sie schlagen? Oder töten? Vielleicht. Er schnauft heran — wie ein Bär — dumpf und wütend. Und will schon zupacken — da fliegt irgendetwas von ihr zu ihm herüber, er setzt sich an den kleinen Tisch, sieht herauf zu ihr, mit einem Blick unter ihre Röcke, sie hat eine irrsinnige Angst, außerdem kippelt der Tisch, in ihm wogen merkwürdige Sachen durcheinander, und dann kann er nicht mehr und bricht an dem Tisch

zusammen und umklammert ihre Beine und schmilzt weg und verzeiht gar nicht — denn es ist nichts mehr zu verzeihen — und gehört ihr. Und oben steht sie, die Siegerin, die Frau, das Stück Fleisch und lächelt und lacht und feixt — ave victrix femina! Je suis la femme — on me connaît!

Was Jannings da gemacht hat, ist allerersten Ranges. Wie er einmal von einem ganz kleinen Polizisten verhaftet wird, und wie er mit einer winzigen Bewegung den ganzen Staat auslacht, dessen Repräsentanten er mit einem Hauch umblasen könnte — „Ah, lohnt nicht!" —; wie er als feiner Mann auf den Ball kommt und beinahe die Hosen verliert, aber ein feiner Mann bleibt; wie er auf die Anklagebank geht und zunächst einmal seine Sachen — Halstuch und Hut — fein säuberlich vor sich hinpackt: das ist Alles so fein, so haargenau abgepaßt, so humorvoll und so saftig, daß man diese Figur liebgewinnt. Er sollte sie nicht zum letzten Mal gespielt haben. Das ist kein einmaliger Einfall — das könnte eine Figur für viele Abenteuer sein. Denn das ist ein Typus: der gutmütige, kräftige, bärenhaft starke und bärenhaft tapsige Ludewig.

Die Glässner ist ihm eine gute Gefährtin. Sie ist frech wie Potz — und wenn er im Gefängniskäfig vor ihr wütet, wie ein wildes Tier, und sie die Röcke hochhebt, ganz hoch — da! da! sieh doch! das gehört jetzt nicht mehr dir! —, wie sie den geilen Gefängnisdiener angähnt, wie sie lacht und züngelt, aufregt und selber aufgeregt ist: das ist seltenen Grades.

Fast alle Nebenrollen sind ausgezeichnet besetzt. Jede kleine Leistung ist wundervoll dosiert. Gewiß: Herr Korff hat aristokratische Nasenlöcher und ist so vornehm, daß man Beklemmungen bekommt — und weil man mit Frauen höflich umgehen soll, wollen wir von Herrn Gaidarow gar nichts sagen. Aber da ist die entzückende Wüst und Hermann Vallentin und Guido Herzfeld und Eugen Rex und Paul Biensfeldt — und Jeder ist genau an das gestellt, was er kann. Und geschnitten ist dieser Film! Dieser Joe May ist wohl der größte Schneidermeister, den die Branche hat.

Entschließt er sich, die Rührunseligkeiten des Films zu kürzen, das herauszunehmen, was der Kenner so schön die „Spielastik" nennt und den süßlichen Schluß fortzutun, der sicherlich bei allen Dienstmädchen in Guben die größte Wirkung hervorbringt (kleine Kinder im Bettchen, der Mutter Fluch, Muttertränen und Abschied fürs Leben) — dann wäre zu sagen, daß die Arbeit einwandfrei ist. Der Film hört da auf, wo Emil abgeführt wird: mit einer letzten wilden Kopfbewegung sieht er Musette an, das Luder: „Na warte — laß mich rauskommen!" Bis dahin ist statt schlechter Psychologie: Handlung, statt falschem Kokain: Humor und statt gestärktem Frackoberhemd: buntes bewegtes Leben. Dazu eine außerordentlich einprägsame Musik von Löwit, mit zwei famosen Themen für Jannings und die Glässner. Ich verstehe von der Filmbranche nichts, und sie interessiert mich auch nicht. Aber diesem Film wünsche ich — schon der Leistung Emils wegen — das, was er meiner Meinung nach verdient: den Welterfolg.

Rausch

Rausch' behandelt zum vieltausendsten Mal: daß ein Schlänglein einen Mann zu verderben versucht und es beinah vermag. Das erscheint einem heute, und Manchem vielleicht nicht erst heute, ziemlich klein. Was aber ist für einen Großen denn zu klein? Weil Strindberg damit einmal seine eigne Not, seine Furcht vor dem Geschlechtsdämon im Weibe, vor der unersättlichen Astarte, hinausgeschrien hat, weil man spürt, daß er schreien mußte, und weil sein Geschrei den Klang von Musik bekommen hat: deshalb ist sein Schauspiel eben nicht klein und 1923 kaum älter als 1902. Damals nannte sichs: Tragikomödie. Wir sollten wohl schließlich leise lächeln. Wie Maurice Gérard vom Rausch ernüchtert, wollte August Strindberg — am Ende des Bekenntnisbuchs ‚Inferno' ists zu lesen — in einer Möncheszelle sein zermartert Haupt zur Ruhe betten. Wie Maurice, noch in des Priesters Händen, schon wieder nach den Gütern dieser Welt langt, so hat Strindberg, den vor Klostertorschluß jäh und warnend Lebenshunger überfällt, auf seinen alten Weg, das heißt: zur dichterischen Produktion zurückgefunden.

‚Rausch' also ist das erste neue Produkt und Rechenschaftsbericht zugleich. Eines gewandelten Strindberg. Nicht wie in den Dramen der frühern Periode steht eine Bestie gegen einen Heiligen, ist aller Schatten um den Vampyr Weib und alles Licht auf einem armen ausgesogenen Mann. Es hatte ja nicht geschadet, daß dieser Dichter als sogenannter Weiberfeind einseitig gewesen war. Einseitigkeit ist Merkmal des Instinkts, und Kunst, wofern sie dauern soll, wühlt sich aus dem Instinkt empor und drängt zu den Instinkten hin. Der Instinkt hatte dem jungen Strindberg den Einzelfall so gewaltig gezeigt, Geschlechter überragend, und so wahr, wie er nun einmal, von der höchsten Warte aus gesehen, ist. Denn zwischen Adam und Eva gibts in der Tat nur Waffenstillstand, niemals Frieden. Darin hätte man Strindberg sehr viel weniger zu widersprechen brauchen, hätte nicht sein Gehirn an seinen Werken ungefähr denselben Anteil gehabt wie sein Blut und seine Nerven. Seine Logik steckte ihm Argumente zu, und sie war es, die ihn zu Folgerungen ablenkte. Das Zeugnis der nackten Konstellation wäre unentrinnbar gewesen. Da aber Strindberg mit Entschuldigungen, Erklärungen und Beweisen für sie zeugte, so widersetzte man sich. Die grellrote Flamme eines starren Fanatismus wurde durch kalte Güsse gehindert, zu lodern, zu leuchten, Flamme zu bleiben.

Im ‚Rausch' nun fehlen diese kalten Güsse des Verstandes, weil sie nicht nötig sind. Wenn Mann und Weib einander zerfleischen, so muß ein Dichter immerhin seine Dialektik anstrengen, um alles Unrecht in den Pantoffel zu schieben, unter dem ein blütenweißer Mann steht. Auch ‚Rausch' hat auf der Höhe diesen einen Akt der gegenseitigen Zerfleischung. Aber Mann und Weib sind gleich schuldig oder unschuldig, gleich gut oder schlecht, gleich krumm oder grade

— einfach: gleich fehlbare, bresthafte, gesprenkelte, weniger verdammens- als bemitleidenswerte Menschen. Zu diesem einen Akt führt ein psychologisches Drama; vor diesem Akt schon hat eine dramatische Kriminalnovelle angehoben. Im psychologischen Drama verfällt der Dichter Maurice am Abend seines ersten Bühnenerfolges einer verlockend-verlangenden Henriette, wünscht er, wie sie, seinem Kind, von dem sie sich aufgehalten fühlen, den Tod; in der dramatisierten Kriminalnovelle stirbt die natürliche Tochter eines natürlichen Todes. Diesen Tod verschuldet zu haben, werden die Beiden öffentlich bezichtigt, bezichtigen sie einander selbst mit Wut- und Ekelparoxysmen, wie sie bei Strindberg stets der trübe Bodensatz der Liebe sind. Aber während innerhalb des psychologischen Dramas Sündenfalltragödie und Gedankenmordproblem künstlerisch ineinandergleiten, ist der plötzliche Tod des Kindes willkürlich eingelegt.

Denkt man bei Strindbergs Zynismus, der ja nicht dadurch von seiner Giftigkeit verliert, daß ihm dieses Mal der Mann ein ebenso willkommenes Opfer ist — denkt man dabei an Ibsens romantische Frauenverehrung, so erscheinen die beiden Skandinavier als ebenbürtige Gegner im Urteil über das Weib; denkt man bei ‚Rausch‘ an ‚Klein Eyolf‘, so erkennt man, was für ein Techniker der Norweger ist. Auch in ‚Klein Eyolf‘ folgt dem Sündenfall und dem Gedankenmord der Tod des Kindes — aber lückenlos begründet, zwingend. Klar und übersichtlich steht Ibsens Alterswerk da, geht uns schon jetzt nicht mehr viel an und wird uns — warum, ist im zweiten ‚Jahr der Bühne‘ zu erfahren — bald gar nichts mehr angehen. Ein großer Rechenkünstler war der Ibsen immer: Alles wußt' er zu berechnen, die Menschen wußt' er, gleich des Brettspiels Steinen, nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben — und endlich doch wird seine Rechnung irrig sein, weil Menschen eben keine Posten in mathematischen Exempeln sind. ‚Rausch‘, innerlich zersplissen, würde selbst dann auseinanderklaffen, wenn die Gesamtkomposition weniger nachlässig primitiv wäre. Die acht Bilder sind acht Stimmungen, acht Zustände, Entwicklungsstadien der Beziehung zwischen Henriette und ihrem Maurice, zwischen Maurice und seinem Gott, der ein Gott aus der Maschine des intimen Theaters, also eine contradictio in adjecto ist. Als Drama ist ‚Rausch‘ preiszugeben.

Aber, und das entscheidet: die Menschen sind keine Steine in einem Brettspiel. Wie sie einander bekämpfen und zermürben, wie sie in Schmerz und Herzenselend brennen, wie sie aus Angstdelirien in Ekstasen der Gläubigkeit, aus diesen in Schüttelfröste des Zweifels, dann in die geduldige Ruhe der Erschöpfung fallen und daraus zu einer wissenden Lebenszuversicht aufsteigen: das erweist eine psychopathologische Sensibilität, die sie zu unsern Brüdern macht. Glaubt nicht, daß es mit der Seelenzerfaserung aus ist, daß mit dem Krieg der Urstand der Natur zurückgekehrt ist und die Kunst von vorn, nämlich beim Neuruppiner Bilderbogen beginnt. Umgekehrt: wer durch die Hölle dieses Kriegs gegangen ist, und sei es nur als

Zuschauer, wer täglich tiefer in sie hineinschreitet und weiß, daß er bei Lebzeiten nicht wieder herauskommen wird, weil Generationen abtragen müssen, was Generationen durch Roheit, Dummheit und Leichtsinn angerichtet — der ist für die Schönfärber verpfuscht, dem steht der Sinn eher nach einer bitter-ironischen als nach einer bedingungslos bejahenden Betrachtung, dem sind die Dichter der menschlichen Hölle, und dieser Schwede zumal, ein schätzbarer Besitz denn je oder überhaupt erst ein Besitz geworden.

*

Als ‚Rausch' vor einundzwanzig Jahren, am zweiten Premierenabend des Kleinen Theaters, dem jungen Max Reinhardt den ersten großen künstlerischen Erfolg verschafft hatte, kamen aus 15 Aufführungen auf den Dichter 500 Mark Tantieme. Eine langersehnte Reise nach Berlin mußte durch Briefe an Emil Schering ersetzt werden (der leider heute immer noch nicht sehr viel besser deutsch kann als damals). In einem der Briefe steht eine wertvolle Anweisung für den Regisseur. Es handle sich um ein Stück Alltagsleben, dem „Räubergebärden" fernzuhalten seien; und da Tiefsinnigkeiten und Abgründe nicht vorhanden sind, habe auch das Theater ohne sie auszukommen. Strindberg wünscht ausdrücklich, anders gesehen und dargestellt zu werden als Ibsen. Man vergleiche das wunderbar abgekürzte Verfahren zwischen den beiden Liebesleuten in ‚Rausch' mit Ibsens Umständlichkeit in ähnlichen Lagen, und man wird . . . Das Telephon. Sonntag nachmittag vier Uhr. Eine Stadt im Rheinland. Man wolle mir ankündigen — nun, was ich weiß; was ich vor dreiviertel Jahren gewußt habe; was an dieser Stelle als unvermeidliche Folge des Ruhrkriegs rechtzeitig, oft und unumwunden prophezeit worden ist. Die Woche fängt freundlich an und wird hübsch enden. Barnowskys Pech, daß man in ruhigern Zeiten mehr Adjektive als heute gehabt hätte, seine Verdienste zu rühmen. Er hat selten eine Komödie, niemals ein Drama sachlicher wiedergegeben. Strindberg würde seine Vorschriften alle erfüllt finden. Aber nicht nüchtern gradlinig, sondern reizvoll ausgeschmückt, und nicht schwerfällig, sondern hurtig. César Klein hat spitzwinklige, rhomben- und parallellogrammförmige Bühnenräume von der richtigen Ausdehnung einfallsreich mit Farben und Schattierungen bedacht, deren Wirkung, wo es nottut, von einer lockenden, niemals vordringlichen Musik noch gefördert wird: Schauplätze für einen Rausch, den die Ordnungsliebe nicht schätzt, und gegen den sie Polizeikommissar und Detektivs beklemmend verpuppt zu Felde schickt. Schützend steht vor Eva der Maler Loos mit einer weisen, gütigen und deshalb lebensfrohen Seele, vor Adam der Priester Bildt mit einem schwärmerischen Tremolo in der sonoren Stimme. Gerda Müller fühle sich nicht auf Arabesken der Frau Straub angewiesen, der sie an Natur ja doch weit überlegen ist. Großartig, wie sie mit dem tragisch zerrissenen, brennenden, luziferischen Kortner . . . Telephon. Abermals Fernamt. Aachen. Bedingungslose Uebergabe. Vormarsch auf die englische Zone. Rheinische Republik. Finis.

Schwarz und Weiß von Alfred Polgar

Die junge Frau, unberechenbar in ihren nervösen Launen, beschließt, zur Strafe für den ausgekühlten Mann, etwas anzustellen. Was tut eine süße, junge, nervöse Frau, wenn sie was anstellen will? Umarmt sie den heißen Ofen? Schenkt sie ihren Schmuck dem Hausmeister? Studiert sie Theologie? Nein, das tut sie nicht. Wirf die Katze, wie du willst, sie fällt immer auf den Rücken. Also Frau Marguerite ergibt sich, in dunkler Kemenate, dem Tenor, den sie im Nebenzimmer nur gehört, nie gesehen hat. Ein Neger ists. Neun Monate später gebiert sie ein Knäblein. Die somnolente Wöchnerin hat keine Ahnung, daß es ein Negerlein, was da zu ihren Füßen wimmert und gleich hinausgetragen wird. Wie benimmt sich der Mann? Sehr klug. Er vertauscht das schwarze mit einem weißen (Findel-) Kind und verschiebt die Auseinandersetzung mit der Gattin. Vierzehn Tage später sind Vater und Mutter in das Baby, dessen Vater und Mutter sie nicht sind, vernarrt. Und die Auseinandersetzung mündet in eitel Familienglück.

Es kommt, scheint Sacha Guitry, der skeptisch-weise Verfasser dieser Komödie, zu sagen, auch in Sachen der Mutterliebe und des Vatergefühls auf die Funktionen des Herzens an, nicht auf das, was jene Funktionen auslöst. Die Komödie steckt voll Spaß und Grazie. Es ist ein lustiges und luftiges Spiel, gewissermaßen: alle Fenster offen. Das ironische Windchen, das durchweht, bläst Rührseligkeiten und Frivolitäten fort, ehe sie sich niedersetzen können. Im dritten Akt werden die Fenster geschlossen, „Mein Leopold“-Stimmung verbreitet sich, und es riecht nach glückstränenfeuchten Windeln.

Siegfried Geyers Schauspieler spielen, in den wiener Kammerspielen, die Komödie ganz reizend. Der Ehemann: Hermann Thimig. Bezaubernd die Herzens-Lustigkeit in seinem Spiel, das absichtslos Leichte und Freie seines ganzen Gehabens, der Takt seiner Drolerien und Verlegenheiten. Ihm zuhören zuzusehen, ist ein Vergnügen und reizend, wie er mit ganz kleinen Zwischenworten und Redefloskeln der Situation die komischsten Lichterchen aufsetzt. Ein Schauspieler, der Sympathie weckt und Freude.

Nep von Morus

Die Rentenmark

Es hat immerhin einiger Jahrzehnte bedurft, bis Rixdorf so verrufen war, daß es sich Neukölln nennen mußte. Das neue deutsche Geld hat, noch bevor es das Licht der Welt erblickte, schon dreimal den Namen wechseln müssen. Aus der Roggenmark ist die Bodenmark, aus der Bodenmark die Neumark, aus der Neumark die Rentenmark geworden. Aber man kann nicht grade behaupten, daß der häufige Namenswechsel dazu beigetragen hat, den Ruf der Schönen zu heben. In weitesten Kreisen des Stadtvolks nimmt man an, daß sie ebenso von Stufe zu Stufe sinken wird, wie ihre Vorgängerin, und selbst bei den Landwirten, für die sie zuerst da sein soll, ist die Liebe wesentlich geringer geworden. Unter den Leuten schließlich, die

sich theoretisch mit dem Geldwesen befassen, besteht, außerhalb des Helfferich-Kreises, der sich mit zärtlicher Vaterliebe ihrer annimmt, nur Eine Meinung: die Rentenmark ist „verpfuscht in der Anlage".

Ob sie aber trotzdem ein gewisses Alter erreicht und etwas Tüchtiges leistet, wird davon abhängen, ob in kürzester Zeit die Sanierung der Finanzen gelingt. Nach der Regierungsverordnung soll die Papiermarkdruckerei eingestellt werden, sobald die „Deutsche Rentenbank" mit der Ausgabe der „Rentenbankscheine", alias der Rentenmark begonnen hat. Wenn Alles klappt, soll dieser weihevolle Akt schon Anfang November vor sich gehen. Von da an erhält das Reich noch einen Kredit von 1200 Millionen Rentenmark, also bestenfalls, wenn die Rentenmark ihren Wert behauptet, 1,2 Milliarden Goldmark. Das Defizit des Reichs, der Länder und der Kommunen beträgt aber gegenwärtig monatlich etwa 300 Millionen Goldmark. Gelingt also nicht, schon in allernächster Zeit die öffentlichen Einnahmen auf einen ganz andern Stand zu bringen, so ist der Kredit der Rentenbank noch vor Ostern aufgebraucht. So lange würde es aber wahrscheinlich gar nicht dauern. Denn wenn die Bevölkerung und wenn das Ausland nicht sieht, daß der Etat in Ordnung kommt, werden auch die schönsten Versicherungen, daß die deutsche Privatwirtschaft für das neue Geld „verhaftet' ist, und selbst die vierzehn Unterschriften der Prominenten von Roesicke bis Grünfeld nichts nützen, sondern die Rentenmark wird ein Disagio bekommen und das Reich umso schneller mit seinem Kredit am Ende sein.

Die Inflationsgefahr wird aber noch dadurch erhöht, daß man, allen Warnungen zum Trotz, die Privatwirtschaft wieder an der Entwertung des neuen Geldes aufs höchste interessiert hat. Die Rentenbank soll nämlich nicht nur, wie anfangs geplant war, dem Reiche, sondern auch noch der Privatwirtschaft durch Vermittlung der Reichsbank „zum Zwecke der Kreditversorgung" bis zu 1200 Millionen Rentenmark zur Verfügung stellen. Einmal bedeutet das eine gewaltsame Hineinpumpung von zusätzlicher Kaufkraft, die umso unnötiger ist, als ja neben der Rentenmark die Papiermark und obendrein noch die Goldanleihe als Zahlungsmittel in Umlauf bleiben. Sodann aber wird dadurch vom Staat selbst der Anreiz gegeben, durch spekulative Machenschaften die Rentenmark zu entwerten. Denn es wäre natürlich ein lukratives Geschäft, die Rentenmarkkredite, wie bisher die Papiermarkkredite, mit entwertetem Gelde zurückzuzahlen. Um dieser Gefahr wenigstens einigermaßen vorzubeugen, ist unbedingt zu fordern, daß die Reichsbank Kredite, gleichviel ob in Papier- oder in Rentenmark, nur nach strenger Goldmarkrechnung ausgibt. Darüber hinaus wird man gut tun, um dem Inflationsbetrug in der Privatwirtschaft ein Ende zu machen, für Kreditgeschäfte aller Art künftig Goldmarkrechnung vorzuschreiben und alle andern Vereinbarungen für rechtsungültig zu erklären. Vor allem aber wird man daran festhalten müssen, daß sämtliche Steuern auf Goldmark und nicht auf Rentenmark lauten. Wenn diese Kautelen versäumt werden, dann wird die Bodenmark, auch wenn sie jetzt Rentenmark heißt, sehr bald ins Bodenlose sinken.

Der neue Kurs

Die Deutsche Volkspartei fährt mit List und Erfolg fort, uns von den roten Ketten frei zu machen. Das zweite Kabinett Stresemann ist,

obwohl es angeblich eine Regierung der Koalition ist, in Wahrheit ein gut volksparteiliches Bourgeoiskabinett, in dem die Sozialdemokraten immer mehr zu geduldigen Statisten herabgedrückt werden. Nach dem Vorbild Lenins sind die Herren Stresemann, Luther und Koeth eben dabei, auf dem Wege der legalen Diktatur dem deutschen Volke die ‚Nowaja Ekonomitscheskaja Politika', die neue Wirtschaft oder die Nep aufzuoktroyieren.

Auf dreierlei Weise soll das Volk ge-„nept" werden. Erstens durch Wiederherstellung der freien Wirtschaft: Abbau der Demobilmachungsbestimmungen, also Freiheit in der Entlassung von Arbeitern und Schließung der Betriebe, und Abbau der Außenhandelskontrolle, also Befreiung von den Ausfuhrabgaben, daneben eine kleine Verschärfung der Kartellgesetzgebung, während die Trusts desto ungenierter ihre Herrschaft ausüben können. Zweitens durch Mehrarbeit: Zehnstundentag für die Einen, Arbeitslosigkeit für die Andern; dazu Abbau der Sozialgesetzgebung und vor allem der verfluchten Betriebsrätewirtschaft. Drittens durch „Rationalisierung" unsres Steuersystems.

Würde wenigstens das Letzte erreicht, so könnte man wohl für eine kurze Uebergangszeit alles Andre in Kauf nehmen. Aber wird denn dafür gebürgt, daß die Mehrarbeit auch dem Staat, also der Allgemeinheit zugute kommt und nicht nur den Unternehmern? Wird dafür gebürgt, daß künftig nicht nur der Arbeiter und der Angestellte Steuern zahlen? Was man bisher verordnet hat, sieht nicht danach aus. Denn außer der Verordnung über die Erhebung von Goldsteuern, die noch recht ergänzungsbedürftig ist, hat man vorläufig nur auf das Drängen der Bergwerksbesitzer eine der ertragreichsten Steuern, die Kohlensteuer, abgeschafft. Die Kohlensteuer ist eine schlechte und eine ungerechte Steuer. Aber sie bringt, wenn sie voll erhoben wird, dem Reich jährlich 600 Millionen Goldmark. Eine solche Einnahmequelle darf man heute nicht einfach preisgeben, ehe man nicht eine andre an ihre Stelle setzen kann. Mit diesen „Nep"-Methoden wird man den Etat und damit die Währung nicht in Ordnung bringen.

Der Maklerstreik

Ein wohlgenährter Inflationsgewinnler, von dem ich weiß, daß er grade kein kaufmännisches Genie ist, hat mir neulich in einer schwachen Stunde das Geheimnis seines Erfolges verraten: er hat seit sieben Jahren immer damit gerechnet, daß in Deutschland Alles verkehrt gemacht wird und hat folglich in Papiermark immer à la hausse spekuliert. Wie richtig die Methode ist, zeigen die wenigen Konkurse der letzten Jahre. Die paar größern Pleiten, der Zusammenbruch der Pfalzbank, des Allgemeinen Düsseldorfer Bankvereins und jetzt wieder der Konkurs des berliner Bankhauses Kochmann, Zeidler & Co. rühren alle davon her, daß die Krachiers wenigstens an eine vorübergehende Besserung der Mark geglaubt und daher gefixt haben.

Der Konkurs von Kochmann hat die Börse wieder daran erinnert, daß es so etwas wie Pleiten noch immer gibt. Die 800 000 Goldmark, mit denen die Firma stecken blieb, haben denn auch eine kleine Revolution in der Burgstraße hervorgerufen. Die Hauptrevoluzzer waren aber diesmal nicht die geprellten Jobber, sondern die vereideten Makler, die sich weigerten, für die Aufträge, die sie von der bankerotten Bank übernommen hatten, aufzukommen. So kam es — ein

Novum in der Geschichte des Streiks — zu einem solennen Maklerstreik. An einem ungewöhnlich schönen Hausse-Tage, als schon alle schwarzen Tafeln mit weißen Plus-Plus-Zeichen bedeckt waren, weigerten sich plötzlich die Hohepriester der Börse, die Makler, den Gottesdienst zu zelebrieren und die Kurse festzustellen. Nach einer Stunde bangen Wartens konnte man die Widerspänstigen endlich dazu bewegen, und die Gläubigen aller drei Konfessionen konnten wieder ihrer Andacht nachgehen.

Aber der Burgstraße drohen noch größre Gefahren. Zu dem Steuerprogramm der Regierung gehört unter anderm eine Börsenbesuchersteuer, die pro Kopf und Nase monatlich 100 Goldmark kosten und dem Reich dafür jährlich etwa 10 Millionen Goldmark einbringen soll. Kein Wunder, daß da die Haussiers und die Baissiers mitsamt der Handelskammer wie ein Mann zusammenstehen und dem Staat, der so etwas zu fordern wagt, den Fehdehandschuh hinwerfen. Schon werden fürchterliche Drohungen laut: Exodus aus der Burgstraße, schwarze Börse, Streik sämtlicher Produktenhändler . . . Es ist nicht auszudenken.

Was nützt uns der ganze Nep, wenn wir kein Privileg darauf haben!

Schwierigkeit, zu leben von Frank Warschauer

So sind wir Erben jener verfaulten Zeit,
aufgezogen in dunkeln Höhlen, ohne Nacht, ohne Tag,
in einer Retorte aus verfluchten Steinen und Asphalt
(Wehe, wenn uns die Mutter eine Stunde allein ließ,
schon erhob sich die kalte Straße, um uns zu fressen).
Der Sommer ein dicker Schmerz, der Herbst ein tödlicher Trank;
gepeinigt stieß die namenlose Stadt schwefligen Brodem
und stickigen Schweiß aus ihrem Maschinenkörper.
Im Frühling sang der Kanarienvogel im Eßzimmer
irgendwo unter der Erde, achtundsiebzig Stockwerke tief.
So sind wir Erben jener verfaulten Zeit,
wie kommt es, daß wir noch da sind,
daß uns der Krieg stehen ließ, hier und dort?
Aber auf dem Boden wächst es wieder maßlos, und viele Kinder werden geboren,
erheben sich mit grünen Gesichtern, auf! ihren Eltern zu folgen
in die verwirrten Städte, die Essen rauchen, Glückauf!

Was ist zu tun? Wer bleibt, wer geht fort
in das dunkle Land, das überhelle,
das dich mit Seuchen verflucht, den bittenden Gast: Palästina,
oder nach der andern Seite, wo sich klirrend,
begleitet vom Trommeln herrlicher neuer Maschinen,
beschienen von dem erhabenen Glanz, der Hoheit des Geldes,
nicht achtend des Zittergeschreis der Verfluchten
frei eine neue Hoffnung aus dem Meere hebt: Amerika!

Aber wir sind nicht erwünscht, weder hier noch da,
taumeln umher, lächerlich. Hilfe! Wer hilft uns,
uns, den Erben jener verfaulten Zeit!

Bemerkungen

Der Fall Roßbach

Dem leipziger Untersuchungsgefängnis scheint nicht vergönnt, die politischen Gefangenen, die es glücklich birgt, auch glücklich zu bewahren. Zuerst verschwindet Ehrhardt, weil der Gefängnisdirektor — sagen wir: ein . . . humaner Mann ist; und der Staatsgerichtshof hält nicht der Mühe für wert, die Regierung in Dresden von diesem „Zwischenfall" umgehend zu benachrichtigen. Und als Regierungsvertreter aus Dresden sich erlauben, Fragen an den Staatsgerichtshof zu richten, verbittet sich der Präsident des Staatsgerichtshofs jede Einmischung in sein Kompetenzgebiet.

In das Kompetenzgebiet des Staatsgerichtshofs scheint demnach weniger die Verurteilung als die Freilassung politischer Verbrecher zu fallen. Der Staatsgerichtshof ist juristisch souverän und integer, aber er steht als politischer Gerichtshof doch unzweifelhaft in einem natürlichen Zusammenhang mit politischen Instanzen. Nur merkt man davon nichts. Bei der Enthaftung Roßbachs hat er keine Regierungsstelle vorher gefragt, sondern aus einem souveränen richterlichen Ermessen gehandelt. In geheimer Sitzung wurde dieser fatale Beschluß gefaßt und daraufhin gleich ausgeführt. Diese Eile, als ob die Enthaftung des Freischärlers Roßbach eine brennende Frage wäre, ist umso unfaßbarer, als man keinesfalls Roßbach dem Ehrhardt nachschicken durfte.

Nun bietet sich das höchst peinliche und groteske Schauspiel, daß die sächsische Regierung über die politische Harmlosigkeit oder Gefährlichkeit Roßbachs eine ganz andre Auffassung hegt als der Gerichtshof des Staates. Und der Mann, den man in Leipzig laufen läßt, wird von der Regierung sofort in Schutzhaft genommen. Sie funkt nach Leipzig: Haltet ihn fest! Da ist es schon zu spät. Der Staatsgerichtshof hat bereits gearbeitet. O schnöde Hast!

Man muß sich fragen: Ist der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik eine Institution, die im engsten Zusammenhang mit dem Staat, den er schützen soll, arbeitet, oder ist er ein juristisches Abstractum, das aus einem losgelösten souveränen Rechtsbegriff schöpft? Die sächsische Republik ist der Auffassung, daß „die weitere Festhaltung Roßbachs zur Abwendung einer Gefahr für die Sicherheit des Reichs erforderlich sei". Der Staatsgerichtshof zum Schutze eben dieses Reiches hat seine abweichende Auffassung allzurasch in die Tat umgesetzt. Hier klafft ein Zwiespalt, über den der Staat und sein Gerichtshof werden zu einander kommen müssen.

Der Staatsgerichtshof wollte mit der Entlassung Roßbachs durchaus nicht das Verfahren gegen ihn niederschlagen. Umso vertrauensseliger, um nicht zu sagen: leichtfertiger, daß man ihn trotzdem entließ. De facto aber, und solange Roßbach unerreichbar bleibt, hat das Gericht das Verfahren niedergeschlagen. Roßbach scheint sehr wohl gewußt zu haben, was er tat, als er das weiche Herz des Staatsgerichtshofs ständig mit Haftbeschwerden bombardierte.

Nicht einmal Kaution zu nehmen hat der Staatsgerichtshof für nötig erachtet, denn nach seiner Begründung lag weder Fluchtverdacht noch Verdunkelungsgefahr vor. Nicht den kleinsten Schwindler würde man so auf freien Fuß setzen. Ihm wurde nur die „Verpflichtung auferlegt, den Untersuchungsrichtern jederzeit seinen Aufenthaltsort anzugeben". Hat man ihm auch das große Offiziersehrenwort abgenommen?

Wo ist nun Roßbach? In München. Dort hält er Reden an sein Volk, an seine Völkischen. Und vielleicht stößt er mit Ehrhardt auf das Wohl des naiven Staatsgerichtshofes an.

Hans Natonek

Maurer Mussolini

Eine mailänder Wohnungsbaugesellschaft hat den italienischen Ministerpräsidenten zu dem Bankett geladen, das sie zur Feier ihres fünfunddreißigjährigen Bestehens geben will. Und Mussolini wird kommen. Er wird nicht nur zum Essen, er wird auch zur Arbeit kommen; denn er hat der Gesellschaft mitteilen lassen, daß er bei dieser Gelegenheit einen Kubikmeter Mauerwerk persönlich errichten werde, und zwar nicht mit den bei Grundsteinlegungen und dergleichen Feierlichkeiten üblichen silbernen Ehreninstrumenten, sondern mit richtigem Maurerhandwerkzeug.

Diese Geste des Ministerpräsidenten hat etwas außerordentlich Anziehendes. Gewiß liegt in dem Freimut, womit er auf seine eigne Arbeitervergangenheit hinweist — bekanntlich hat Mussolini sich vor seiner journalistischen Tätigkeit in allerhand andern Berufen, und darunter auch in dem ehrsamen Maurerhandwerk versucht — ein Stück Theater, aber es ist gutes, wirkungssicheres, es ist sozusagen Edeltheater, nicht unwürdig dieses politischen Massenregisseurs. Bewundernswert der untrüglich sichere Instinkt für Volkspsychologie, womit der Fascist, der Diktator, der Machtmensch der Menge andeutet, er sei aus ihr geboren und auch heute noch, mit allen Mitteln zur höchsten Gewalt über sie ausgestattet, einer der Ihren. Die Italiener werden diesen Hinweis verstehen, sie, die Sinn für Geste haben, werden den mauernden Händen Mussolinis zujubeln. Und das ist freilich die Voraussetzung solcher Geste: sie muß der Resonanz sicher sein. Man denke sich das Gleiche bei Lenin (der doch gewiß nichts andres sein will als der Exponent des Proletariats); das russische Volk wird dergleichen in einer kleinen Schicht vielleicht verstehen, aber nicht spontan mitempfinden können. Oder man stelle sich vor, unser guter Reichspräsident wohne einem Festessen der Sattlerinnung bei. Ebert ist sich sicherlich seiner Vergangenheit genau so bewußt wie der italienische Ministerpräsident — aber wer hält für möglich, daß er den Pfriem zur Hand nähme? Es hätte ja auch gar keinen Sinn, weil solche Gebärde in Deutschland doch nur auf Mißverständnis und Hohn stoßen würde.

Der Sinn für die Geste, für das Wort, für das Symbol: das ist schon die Hälfte des politischen Instinkts. Den romanischen Völkern eignet er in hohem Maße, und darum haben es ihre Führer auch so viel leichter, zu wirken, als noch so intelligente und ernsthafte Staatsmänner des Nordens, die auf die politischen „Tenöre" des Südens mit solcher Erhabenheit herabsehen.

Hans Glenk

Die Botenfrau von Kötzschenbroda

Während Raubüberfälle und Einbruchsdiebstähle größten Stils sich mehren, Kokainschiebereien und Nackttänze blühen, Morde aller Art und Richtung, politisch, aus verschmähter Liebe, im offnen Auto, im Kellerverließ, durch Handgranate oder vergifteten Weißwein, während Totschlag und Verzweiflungsselbstmord an der Tagesordnung sind, die Korruption überhand nimmt und der Millionenschein zum lächerlichen Kleingeld wird — während aller dieser Undinge reitet in Deutschland ungestört der Amtsschimmel seinen Weg weiter. Die Juristen, diese Bratenwender des Gesetzes, die, wie Heine sagt, das Gesetz so lange wenden, bis für sie ein Braten dabei abfällt, reiten ihn noch immer am talentvollsten. Ich glaube, dann kommen die Postbeamten. Im vorliegenden Falle der Botenfrau von Kötzschenbroda sind beide Sorten von Amtsschimmelreitern zu schönem Wettstreit vereint.

Kennen Sie Kötzschenbroda? Es liegt bei Dresden, am Abhang des kleinen Lößnitzgebirges, grün und romantisch, mit einer Handvoll kleiner Villen, einer kleinen

gelbleuchtenden Straßenbahn. Ein Ort, der so friedesam ist, daß — offenbar durch seinen Anblick gerührt — sich seinerzeit die grimmigen Schweden daselbst bewegen ließen, mit den Sachsen einen Waffenstillstand zu machen. (A. D. 1645.)

Den Frieden von Kötzschenbroda brach am 2. März 1922 ein Oberpostsekretär, dessen Namen uns leider die Historie verschweigt. Gedachter Oberpostsekretär kam in seinen Mußestunden, deren er täglich vierundzwanzig hat, wovon acht im Amt stattfinden, auf den großartigen Einfall, die Botenfrau von Kötzschenbroda zu kontrollieren, ob sie etwa geschlossene Briefe mit zur Beförderung übernommen habe, was ein Vergehen gegen das Postgesetz vom 28. Oktober 1871 wäre. Gedacht, getan. Und siehe da: dem Oberpostsekretär gelang, die verbrecherische Botenfrau dingfest zu machen. Sie wurde ertappt, vor den Kadi gebracht und zu insgesamt 40 Mark Geldstrafe verurteilt, als welche sie, um noch mehr Scherereien zu vermeiden, alsbald bezahlte.

Der Komödie zweiter Akt: Unter den vorgefundenen Briefen befanden sich zwei, die von einer bekannten Firma stammten und geschäftliche Belege enthielten zu den der Botenfrau übergebenen Frachtstücken. Der Inhaber dieser Firma erhielt deshalb ebenfalls eine kleine Geldstrafe, die er aber mitnichten zahlte. Er erhob Einspruch. Nach umfänglicher Beweisaufnahme (man weiß, welcher Aufwand an Zeit und Nerven dazu nötig ist), sprach das Schöffengericht ihn frei.

Dritter Akt: Die gekränkte Amtsanwaltschaft legte gegen dieses Urteil des Schöffengerichts Berufung ein. Die Berufung krönte ein Mißerfolg, und die Strafkammer als Berufungsinstanz bestätigte nur das freisprechende Urteil des Schöffengerichts.

Vierter Akt: Am 23. Juni dieses Jahres hatte sich der weiland Markthelfer gedachter Firma vor dem Schöffengericht zu verantworten, weil er Ende Februar des Vorjahrs die Frachtstücke und Begleitschreiben nach der Zentralausspannung gebracht und sie dort der Botenfrau von Kötzschenbroda übergeben hatte. Zu diesem Termin fand wieder eine umfängliche Beweisaufnahme statt, wieder waren der Oberpostsekretär und die Botenfrau aus Kötzschenbroda als Zeugen vorgeladen. Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme wurde auch der Markthelfer freigesprochen.

Fünfter Akt: Die wiederum gekränkte Amtsanwaltschaft legte gegen dieses Urteil wiederum Berufung ein. Sodaß als Berufungsinstanz die sechste Ferienstrafkammer gegen den Markthelfer zu verhandeln hatte. Bei der großen Verhandlung (im Saale liegt Stille und Halbdunkel, draußen, irgendwo in der Welt, hört man die Zeit vorüberrauschen, die Nervenbündel zerknattern) . . . bei der Verhandlung konnte der Markthelfer, da es nun gar zu lange her war, daß er die Briefe übergeben hatte, sich auf nichts mehr besinnen, auf gar nichts mehr. Es sei damals sehr feuchtes Wetter gewesen und die beiden Briefe wohl von allein zugeklebt, erklärte er. (Offene Briefe zu expedieren, ist bekanntlich nicht strafbar.) Angesichts dieser milden Sachlage erkannte das Berufungsgericht abermals auf Freispruch.

Es waren seinerzeit durch die vorgefundenen zwei Briefe zweimal 2 Mark Porto hinterzogen worden. Um 4 Mark führte man vier Prozesse, deren letzter zu einer Zeit stattfand, wo der Dollar 45 Millionen Mark galt. Einem Statistiker sei überlassen, zu berechnen, was das zu den Vorladungen und den Protokollen verwendete Papier kostet, welche Summe sodann zu den hinterzogenen 4 Mark ins Verhältnis gesetzt werden muß. Die Differenz zeigt die . . . Weltabgewandtheit der deutschen Behörden in Papiermark ausgedrückt.

Ossip Kalenter

Antworten

Maximilian Müller-Jabusch. Ich habe in Nummer 42 bestritten, daß sich die deutsche Presse mit der Denkschrift der Reparations-Kommission über die deutschen Leistungen befaßt hat. Dazu schreiben Sie mir: „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß sich in dem von mir herausgegebenen ‚Politischen Almanach' in dem Kapitel: ‚Der Vertrag von Versailles und seine Durchführung' ein ausführlicher Auszug aus dieser Denkschrift befindet, dabei allein sechs Tabellen, die der Denkschrift wörtlich entnommen sind. Die Vorbemerkung zu der Wiedergabe ist noch heute ganz interessant: ‚Die Ziffern weichen von den deutschen Wertangaben sehr bedeutend ab. Grade darum bringen wir sie in möglichst großer Ausführlichkeit, denn die Bewertung der deutschen Leistungen wird in der künftigen internationalen politischen Diskussion eine bedeutende Rolle spielen, und es wäre gefährlich, wenn man sich in Deutschland Illusionen über die Auffassung der Gegenseite machte. Bedauerlich ist es, daß wir nicht ebenso umfangreiches deutsches Zahlenmaterial gegenüberstellen können.' Soweit ich sehe, sind diese Dinge allerdings nirgend anders veröffentlicht worden." Das ist so Sitte in diesem Lande. Daher denn die Deutschen aus den Wolken, die ihre wahre Heimstätte sind, zu purzeln pflegen, wenn die Wahrheit sich endlich auf keine Weise mehr hindern läßt, ungemütlich für sie zu werden, das heißt: ihnen an den Geldbeutel zu gehen.

Friedrich Schwag. In Nummer 36 hat sich Hans Suttner in Arosa für Mussolini contra Hitler eingesetzt. Das wurmt Sie, und Sie schreiben mir: „Mussolini und Hitler sind durchaus gleich — unwertig. Um Mussolini kennen zu lernen, täte Herr Suttner gut, die von Julio Aquila herausgegebene Broschüre ‚Der Fascismus in Italien' (deutsche Uebersetzung im Verlag Carl Hoym zu Hamburg) gründlich zu studieren. Der italienische Fascismus hatte seinerzeit genau dasselbe Programm aufgestellt wie heute der Nationalsozialismus in Deutschland. Die Quintessenz war und ist: Wirtschaftlicher Schutz des kleinen Mittelstandes; Bekämpfung der ‚Auswüchse' des Kapitalismus; rücksichtslose nationalimperialistische Außenpolitik. Der Antisemitismus des deutschen Programms ist ein soziologisch leicht erklärbares Faktum. Dieses Programm birgt die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung in sich nach dem berühmten Sprichwort, daß man den Pelz des Bären nicht waschen kann, ohne ihn naß zu machen. Entweder bekämpft man den Kapitalismus, oder man stützt ihn; alle andern Methoden, wie die Beseitigung der ‚Auswüchse' sind bestenfalls Verwundungen des Kapitalismus, die seine Lebensfähigkeit nicht beeinträchtigen. In der Tat hat Mussolini den Kapitalismus auch gar nicht bekämpfen wollen, sondern sich, im Gegenteil, sobald er an die Regierung gekommen war, bemüht, das private Industrie- und Bankkapital durch weitgehende staatliche Unterstützungen zu stärken. Statt Luxussteuern und direkter Steuern auf den Besitz gab es ungeheure Mengen indirekter Steuern, die natürlich grade neben dem Proletariat den Mittelstand trafen. Das Prinzip des Achtstundentages ist in Italien bereits viel stärker durchlöchert als in Deutschland, und von der Grundbesitzsteuer, die Herr Suttner anführt, wissen nur die kleinern und mittlern Bauern, auf keinen Fall aber die Latifundienbesitzer zu erzählen; diese Herren und Geldgeber Mussolinis stellen ihm ohnehin wachsend schärfere Bedingungen. Genau wie sein Kollege Hitler und dessen Gesinnungsgenosse Fritz Gerlich, Chefredakteur der ‚Münchner Neuesten Nachrichten', predigte Mussolini von Anfang an den schärfsten Kampf gegen den klassenkämpferischen Marxismus und verwirklichte sein ‚wirtschaftsfriedliches' Programm dadurch, daß er die freien Gewerkschaften zerschlug und die Arbeitermassen durch brutalsten

Terror zum Eintritt in die sogenannten fascistischen Gewerkschaften zwang, deren Führung jeden Wunsch der Unternehmer erfüllte. Selbstverständlich mußte es auch in diesen Gewerkschaften bald zum Streik kommen, der wiederum von der bewaffneten fascistischen Miliz mit den üblichen sadistischen Mitteln bekämpft wurde. Wenn das Herr Suttner ,Ordnung' nennt, dann herrscht auch in Bayern Ordnung. Was noch an sozialistischen und kommunistischen Organisationen übrig blieb und bleibt, wird in einer derart rohen Weise terrorisiert, daß davon unsre Ehrhardt-Banditen noch lernen könnten. Ueberfälle, Freiheitsberaubung, Folterung und Mord Einzelner sowie Vernichtung und Verbrennung von Redaktionen und Arbeiterkammern sind an der Tagesordnung. Italienische Ordnungszelle! Und die Außenpolitik? Der Sturz der agrarreformerischen Regierung Stambulinski und die Aufrichtung der städtisch-kapitalistisch militaristischen Regierung Zankoff in Bulgarien sowie der freche Ueberfall auf Griechenland, dieser Vorstoß des italienischen Imperialismus, bedürfen keines Kommentars. Wenn Herr Suttner sagt, im Rahmen des heutigen Deutschland habe Mussolini mehr Aehnlichkeit mit Liebknecht und Eisner als mit Hitler, so möchte ich ihm auf diesen hoffentlich freiwilligen Witz das Wort eines der äußersten rechten Flügelleute der italienischen Sozialistenpartei, des Herrn Modigliani, entgegenhalten, das dieser auf der ,Hamburger Hochzeit' sprach: ,Lernt von Italien!' Der Fascismus, die mittelständische unfreiwillige Vortruppe des Kapitalismus, ist eine internationale Erscheinung und in allen Ländern gleich unsympathisch und gleich gefährlich; man soll nicht immer denken, daß es in Deutschland besonders schlimm aussieht. Alle wesentlich sozialen Erscheinungen sind heute bestimmt international. Das Programm Hitlers, dessen Lektüre ich Herrn Suttner gleichfalls empfehlen möchte, klingt für jeden Nichtmarxisten durchaus positiv und ,konstruktiv'. die allzu große Bereitschaft, dem Gegner gegenüber um jeden Preis ,objektiv' zu sein, ist, wie Italien gezeigt hat, sehr gefährlich. Die Widerstandskraft wird geschwächt, und eines Tages stehen diese Objektivsten vor der vollendeten Tatsache. Darum lernt von Italien!" So Friedrich Schwag wider Hans Suttner. Wenn man die Beiden und Hans Glenk über Mussolini vernommen hat, dann kann man nur mit unserm großen Nationaldichter deklamieren: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Europäer. Ja, so weit haben wirs nun glücklich gebracht, daß die Leute in Rußland Angst haben, sie könnten deutsche Zustände kriegen.

Brief eines Monarchisten an einen andern

Geehrter Herr und Freund!

Eine Reise in Angelegenheiten meines Sohnes hat mich eine ganze Woche ohne feste Adresse umgetrieben, und ich habe Ihr Schreiben erst gestern abend zu Händen bekommen; nicht also, weil ich mit meiner Antwort hätte zögern müssen, expediere ich sie später, als Sie erwarten durften. Weder mein Gewissen noch mein Verstand wurde durch Ihre Ermahnung in Unruhe versetzt; und was mein Gefühl betrifft, so erlauben Sie mir noch eine Weile, aus Ihrem bittern und heftigen Ton vor allem die Sympathie herauszuhören, die Sie immer gegen mich bewiesen haben, und die ich von Herzen erwidere. Wenn ich, woran Sie mir kaum noch einen Zweifel lassen, mich von meinen bisherigen Freunden trennen muß, so sind Sie es allein, von dem der Abschied mir eigentlich nahe geht; darum freut mich, daß grade Sie es sind, der mir das entscheidende Wort abverlangt. Zu Ihnen kann ich sprechen, ohne mich dümmer zu machen, als ich bin; ohne mich klüger zu stellen, als ich darf; und ohne mich auf die Unmündigen einzurichten, die leider keine Unmäuligen sind.

Alle Ihre Vorwürfe gehen von dem einen aus und münden in ihn, daß ich mich als unsichern Kantonisten verraten hätte und nur ein Monarchist aus Nützlichkeitsgründen sei. Gut. Aber sind denn Nützlichkeitsgründe nicht auch Gründe? Mir scheint sogar, daß es keine andern gibt. Die meisten Menschen haben ihre Gründe vergessen oder verhehlen sie vor sich selbst; ich bin außerstande, allen diesen eine ausgezeichnet ritterliche Natur, einen eingeborenen Adel zuzuerkennen, der über meinem eignen stünde. Worauf es bei der Nützlichkeit und den aus ihr gewonnenen Gründen ankommt, das ist die Weite ihres Ziels und Wurfs. Wenn Einer simpel nützlich auf ein ganzes Jahrhundert vordenkt, den will ich schon gern einen Idealisten nennen; und ich selbst nehme es darin, ohne Ruhmredigkeit, noch mit Manchem auf, der sogar etwas mehr im Sinn hat als die Privilegien des Besitzes, der Macht und der Repräsentation.

Ich bin aber doch wohl ruhmredig, scheint mir; ich merke, daß ein heimlicher Aerger noch immer an mir zehrt. Weg damit, wo ich selbst es merke, und wieder zur Sache!

Als Politiker, der ich bin, und an den Ihr Appell sich richtet, bin ich durchdrungen davon, daß wir es immer und überall mit praktischen Dingen zu tun haben. Praktisch, beiläufig, nenne ich Alles, was mehr als einen einzelnen Menschen angeht; also auch die Religion, insofern sie Kirche ist, und zwei Menschen sind schon eine Kirche. Praktische Dinge müssen entschieden werden, und dieses wird in den meisten, vermutlich in allen Fällen früher zu geschehen haben, als bis sie auf ihren letzten Tropfen ausdebattiert sind. Es muß also ein bestimmter Augenblick eintreten, in dem die Gründe und Gegengründe zum Schweigen verwiesen werden und ein Wille entscheidet. Wo aber findet sich ein Wille, der den Namen verdient? Niemals in Vielen; nicht einmal in Zweien; sondern nur in einem alleinigen Menschen. Hier haben Sie meinen Monarchismus und zugleich meinen Begriff von Gottesgnadentum.

Ich sehe Ihren Einwand voraus und nehme ihn lieber gleich selbst weg. Dieser Begriff von Gottesgnadentum ließe sich, so meinen Sie, am Ende auch mit einem Präsidenten ausfüllen? Und in der Tat, ich würde einem Cromwell, durch den mir ein Deutschland, würdig des Deutschland, das einmal fast identisch mit Europa und Christentum war, das freilich versunken ist, aber sich auf dem Grunde des Meeres nicht halten ließ und wieder auftauchte in Erschütterungen — durch wen mir dieses Deutschland noch einmal geschenkt würde, dem wollte ich dienen, wie ich bisher, die Wahrheit zu sagen, noch niemals gedient habe, trotz meiner vierzig gehäuften Jahre an Dienst. Mehr noch: wenn ich anders dächte, so würde ich glauben, den Namen eines Deutschen mißbräuchlich zu tragen. Wie dürfte ich mir herausnehmen, irgendeiner Internationale zu zürnen, wenn ich selbst, bei Licht besehen, nur das Deutschland mir zusammenwünschte, das meiner Stellung, meinem Adel und Vermögen ihr Recht — ihr Vorrecht aufs neue garantierte?! Als die Emigrierten die Solidarität ihrer Kaste über das Vaterland stellten und gegen Frankreich zu Felde zogen, als ein König sich gefallen ließ, gegen sein eignes Volk Beistand von der Solidarität der Könige zu erhalten — eine Internationalität, zu der wir Versuche und Versuchungen in unsern eignen Tagen gesehen haben —: da wurde, zur Gegenwirkung, der moderne Nationalismus geboren, der unsrige; denn auch wir, verehrter Freund, wir Nationalisten stammen aus der Saat der französischen Revolution, so höllisch paradox ist das Leben. Jener große Philosoph und Kritiker, welchem man uns auf die Rechnung stellen will — zuviel Ehre für uns! —, hatte einen guten Instinkt, als er den Nationalismus und die Revolution mit demselben Haß anfiel.

Und glauben Sie nicht, daß die meisten von unsern Freunden einen Cromwell, dessen sie sicherer wären als er ihrer, doch noch lieber an der Spitze sehen würden als den legitimen Herrn? Ich wenigstens glaube es, ohne daß ich darin eine Brücke zwischen ihnen und mir erwartete oder wünschte.

Ich brauchte soeben den Ausdruck vom „legitimen Herrn". Wir würden einen Schritt zur Klarheit vorwärtskommen, wenn ich Ihren Gegensatz zu mir als den des Legitimisten zum Monarchisten feststellen dürfte. Jedoch Sie sind keine Legitimisten, meine Herren, denn Sie wollen einen preußischen König, der Hannover, Kurhessen und Nassau behält, und werden für Reuß und Lippe nicht Feuer fangen. Sind wir aber nicht mehr Legitimisten, so sind wir sofort Monarchisten aus Nützlichkeit, dagegen hilft uns kein frommer Augenaufschlag. Ich, für mein Teil, bediene mich dieser Hilfe nicht; ich finde, daß wir nun erst rechte Monarchisten sind, daß wir nun erst uns unbedingt gezwungen fühlen, aus unsrer Deckung herauszukommen. Manchem von unsern Freunden wird das sehr unbequem sein.

Prüfen Sie sie genau, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß sie gar noch nicht die Monarchie wollen, sondern den Monarchismus, und das ist ein ander Ding. Sie wollen den gezückten Degen, nicht den zustoßenden; dieser, fürchten sie, möchte im Leibe des Gegners stecken bleiben, und sie vor dem nächsten Angreifer waffenlos dastehen, indessen der gezückte, drohende ihnen Bewunderung und Macht sammelt. Wäre es nicht so, so müßten sie eine klare Antwort ohne Klauen und Zähne auf die Frage sagen: welche Monarchie?

Monarchie, jawohl! Aber welche Monarchie, welche? Man würde sehr stumpf sein, wenn man die Unsicherheit ihres dynastischen Bekenntnisses überhörte. Sie schämen sich der Unsicherheit, die zudem der Agitation einigermaßen hinderlich ist — sie brauchten sich nicht zu schämen. Man muß ja nicht päpstlicher sein als der Papst. Die Völker halten ihre Dynastien immer für sicherer als diese sich selbst. Wir gehen für die Könige „bis in die Vendée", indes die Könige, in allen Reichen und zu allen Zeiten, bei großen Kriegen oder andern historischen Prüfungen sehr schnell von dem Zweifel heimgesucht wurden, ob sie und ihr Haus die Niederlage überstehen würden. Wagen Sie, als Kandidaten für den Thron einen Nachkommen zum Beispiel Bismarcks so geeignet zu finden wie einen der Hohenzollern, und ich werde Sie echte Monarchisten nennen.

Erschrecken Sie nicht noch lachen Sie über mein „zum Beispiel". Wir werden nichts getan haben, wenn wir eine Monarchie restaurieren; wir müssen uns zutrauen, eine zu gründen. Das Konservative liegt vor uns, nicht hinter uns. Was davon doch in der Vergangenheit uns teuer sein darf, das ist auf dem Blatt zu lesen, auf dem die von uns versäumten, von uns durchkreuzten, von uns verbogenen Möglichkeiten aufgezeichnet sind. Noch haben wir nichts getan, uns auf eine große Zukunft vorzubereiten; noch sind wir Hörige des Tages, wie die Andern. Und nachdem ich vorhin festgestellt habe, daß wir von unsrer Monarchie erst sprechen dürften, wenn wir ohne Zögern und Vorbehalt, mit Ueberzeugung und Feuer, den Namen unsers Monarchen in die Welt rufen könnten, so füge ich jetzt hinzu: auch dann nicht. Uns bleibt auch dann noch die Frage zu beantworten, welch eine Art von Monarchie, von welchem Umfang, welcher Gliederung und Gestalt wir meinen.

Die vom 18. Januar 1871? Es liegt mir nichts daran, Ihnen eine Verlegenheit zu bereiten. Meine Bewuuderung Bismarcks ist seit den letzten Jahren außerordentlich gestiegen; die Endlichkeit seines Werks, der Zusammenbruch selbst hat mir ein Zusammenschauen seiner Leistung möglich gemacht, das mir bis dahin durch die vertrauensvolle Gewöhnung an das Providentielle seiner Sendung erschwert war, und das mir das Geniale seiner Natur wie in einem überhellen Licht offenbarte. Die Dämonie seines Charakters ist erhaben darüber, daß der Professor von ehemals, daß die Geschichte selbst vor ihm Recht behielte. Die Geschichte übrigens, wenn auch nicht der Professor, läßt mit sich reden; verwechseln wir sie nur nicht mit den „neuesten Nachrichten". Was im 18. Jahrhundert in Preußen und durch Preußen geschah, war, von Deutschland aus gesehen, etwas viel Ungeheureres, als unsre Schule uns gelehrt hat; es war beinahe so, als wenn Karl der Kühne gegen Ludwig XI. reussiert hätte. Eine solche Verlegung des Schwerpunkts einer Nation würde allein genügen, die politische Aufgabe, weil das politische Schicksal aufs höchste zu komplizieren, und dazu muß man ja noch die geographisch-historische Lage Deutschlands hinzurechnen, neben welcher die entsprechende Italiens oder Frankreichs ein Kinderspiel war. Bismarcks Lösung, daran halte ich heute mehr als je durchaus fest, war die rechte; nicht die einzig denkbare, aber die einzig mögliche; und ich stütze diese Ueberzeugung so wenig auf den Erfolg, wie ich sie mir durch den Mißerfolg erschüttern lasse.

Für den Politiker ist nur Das nötig, was mindestens möglich ist. Von den Voraussetzungen, die Bismarck vorfand, ist keine mehr die unsrige, und seine Lösung zurückzuwünschen, ist ebensoviel Romantik, als wenn wir das Reich der Hohenstaufen erhofften. Eine so starke Armeemacht, wie Preußen war, so gelegen in Europa, hatte nur die Wahl, zu kümmern und zu ersticken oder zur Großmacht aufzuwachsen. Wir haben diese Macht, wir haben dieses Preußen nicht mehr; auch das unwiederholbare Individuum Bismarck nicht; das bedeutet, daß wir die Elemente und Materialien nicht besitzen, mit denen Bismarck bauen durfte. Inmitten starker, zentralisierter Staaten auch unsrerseits ein starker, zentralisierter Staat zu werden, ist nicht mehr in unsre Hand gegeben. Es ist nicht gut, mit hundertfältiger Mühe eine Fassade zu putzen und zu verklammern, hinter der die Ruinen, dem Blick entzogen, weiter bröckeln. Und Sie, als Soldat, werden so gut wissen wie ich, daß ein militärischer Befehlshaber, der eine unhaltbare Stellung länger hält, als das Oberkommando ihm vorgeschrieben hat, die ganze Schlacht so verhängnisvoll umwirft, wie der, der sie früher verläßt.

Schwer ist auch mir diese Einsicht geworden; doch verzweifelt bin ich nicht länger. Ich sehe etwas. Der Föderalismus ist mir allmählich mehr geworden als eine speziell deutsche Theorie. Er tritt mir in der heutigen Familie entgegen, die sich vom Autoritären abgewendet hat, doch vor dem Sturz in die Anarchie zurückschreckt; er ist der Leitgedanke in den Verfassungskämpfen der Wirtschaft; und ohne ihn könnten nicht einmal die Träumer über die Vereinigten Staaten von Europa psalmodieren. Er lebt in allen Nationen, nicht nur in England. Eine Bewegung, gegen die man so verbissen vorgehen muß wie gegen die katalonische eben jetzt Spanien, ist sicherlich voller Kräfte; und wenn Katalonien einmal aufstehen sollte, so wird Paris um seine Provence Sorgen haben.

Unser deutscher Föderalismus gilt mir als eine Vorschule des umfassenden, großen. Können wir nicht mehr Grenzen verrücken, so können wir dazu wirken, dazu verführen und am Ende dazu zwingen, sie elastisch zu machen. Frankreich hat außer der Provence auch das Elsaß. Deutschland kann noch einmal siegen, durch sein Beispiel; und sein oft beklagtes, nur ganz selten gerühmtes Wesen, der Hang zur Zersplitterung, wird seine Heilung, seine tiefe Rechtfertigung erfahren; es wird nicht gegen seine Natur, sondern durch sie politisch schöpferisch sein.

Dieses sind meine Gründe, nicht die Ihrigen, warum ich, wie Sie, die deutsche Verfassung noch nicht gegeben glaube. Oh, bei weitem nicht! Es ist an der Zeit, den Ruf nach einer neuen Nationalversammlung zu erlassen. Seien wir glücklich, daß unsre Loyalität, mit der wir stehen oder fallen werden, uns zu der Politik zwingt, deren erster nächster Gedanke diese neue Nationalversammlung ist. Machen wir uns endlich an die mächtigen Lasten der nötigen Vorarbeit! Wie soll, um nur das Nächstliegende zu erwähnen, die Nationalversammlung zusammengesetzt, wie gewählt sein? Unsre Methoden des Wählens sind mir ein Greuel: denn ich bin und bleibe ein konservativer Mann.

Sie finden das nicht; Sie sagen mir zum Abschied, daß ich ein Monarchist sei, der einem Republikaner so ähnlich sähe, wie . . . welcher Vergleich immer Ihnen beliebt. Nun, ich bin es zufrieden.

Die Unverschämten von Emil Ludwig

Aus einer anständigen Firma tritt ein Teilhaber nach langen Jahren nicht mit Krach und Lüge, höchstens mit einer klar begründeten Erklärung aus. Was tun die Bayern? Sie wagen es, ihren längst gewollten, kunstvoll auf die richtigen Daten verlegten Austritt aus der bankrotten Firma mit den nationalen Phrasen zu bemänteln, die nach 1914 nur noch Kinder und Toren fingen.

Vor 53 Jahren waren sie ehrlicher. Als damals Bismarck — unsicherer, als er sich gab — Anfang Juli 70 hinüberhorchte, ob diese Bayern, denen zwei Generationen vorher der Franzose einen König „geschenkt" hatte, nicht wieder dem neuen Franzosen-Kaiser sich anbiedern würden, da kamen entschlossene Reden zurück: Jawohl! Wir wollen kein Preußen! Wir pfeifen auf den allgemeinen deutschen Bund! Die ‚Vaterländische Partei' in München (so nennen sich gerne Verräter, und man denkt: Qui s'excuse, s'accuse) hielt es mit Frankreich und sagte, sie hielte es mit Oesterreich; noch am 13. Juli traten ihre Vertreter offen im Landtage auf und warnten vor Anschluß an Preußen gegen Napoleon.

Ueberall gab es dissentierende Gruppen, aber in Stuttgart und Karlsruhe flogen alle Parteien wie die Eisenspäne dem großen nationalen Magneten zu. Bayern war damals diese „Warnung" allein vorbehalten!

Es war das Crescendo der Epoche, es war das positive, Vorteile versprechende Ziel, das damals alle Deutschen lockte; keineswegs nur das pathetische Nationalgefühl, von dem wir in der Geschichtsstunde lernten, und das in Deutschland durch zwanzig partikulare „Nationalgefühle" ersetzt zu werden pflegt.

Wie ganz es fehlt, zeigt wieder die Geschichte dieser Tage. Denn zeigen nicht die Annalen aller Völker, sogar die Pergamente der Legenden, daß Unheil von außen, daß Gefahr die Gefährdeten zusammenschmiedet? Gibt es ein sichereres Maß für Takt und Gemüt als dies, wie sich Menschen im Falle gemeinsamer Not verhalten?

Die Zeit der Vertuschungen ist vorüber, das offenste Wort ist heute das beste. Aus den Schlingen des gemeinsamen Vertrages will Bayern und erhofft — vergeblich — Vorteile von Frankreich. Um dem zweiten Vertrag von Versailles zu entschlüpfen, bricht es den ersten — und wagt es, dabei vom Schutz des Deutschtums zu reden, das es so schmählich verrät.

Die möglichen Folgen dieses Abfalls sind schlimmer als der Abfall; problematisch bleibt, was die Südstaaten weiter tun werden. Wenn sich Pfälzer und Bayern nicht höchst erwünscht haßten, wären diese Dinge längst weiter. Baden — vielleicht das beste, gewiß das wohnlichste deutsche Land — hat durch seine Lage Interessen, die es leicht nötigen könnten. Bis an die Peripherie Preußens tritt diese Frage heran, und es scheint kaum noch fraglich, wie sich etwa Frankfurt und sein Handel entscheiden werden.

Dabei ist die „Verpreußung" des Südens durch Personalien komisch unterstrichen. Der Preuße Ludendorff — netto der Typus, den die Bayern hassen — sitzt beim ungekrönten Kron-

rat in München dabei, und der meuternde General Bayerns endet auf ow, wie seit den Quitzows viele, zum Teil recht gute märkische Geschlechter. Er war schon in seinen konstantinopler Tagen eine peinliche Erscheinung, dieser Herr von Lossow, und als ich ihn vor vier Wochen an gewisser Stelle als ganz unzuverlässig bezeichnete, kam nur eine schwache Verteidigung zurück.

Jetzt wagt man, die Yorcks und Homburgs in ihren ehrlichen Gräbern zu insultieren, indem man diesen aufrecht Wagemutigen den neuen Helden vergleicht, der sich hinter die Zivilen verkriecht, die er verachtet — statt wenigstens mit der Geste eines royalistischen Offiziers, mit einem kurzen Aufruf das Schwert gegen die Republik drohend zu erheben, um den König seiner Pflegeheimat wieder auf die Bühne zu führen.

Ah, welche Galerie von Helden! So, wie sich vor fünf Jahren kein halbes Dutzend fand, das für die Fürsten zu sterben bereit war (ich kenne mit Namen nur und nenne bei jedem Anlaß ehrenvoll den Kapitän Zimmermann, der in Kiel am 5. November sterbend seine Fahne verteidigte), so, wie im Jagow-Prozeß, vor drei Jahren, es „Keiner gewesen sein" wollte, so kuschen auch heute wieder die Unverschämten hinter eine irreale Legalität und fälschen lieber Verfassung und Recht, als daß sie sich aus ihren Bierlöchern in die Flamme der Ueberzeugung stürzten.

Zum zweiten und dritten Male in einem Jahrfünft bieten wir der Welt dieses Schauspiel. Uralter Zwist der ewig feindlichen Brüder tut sich aufs neue auf und zerstört das kostbar und schwer Errungene. Als Bismarck, achtzigjährig, auf dem Balkon seines Hauses stand, unter ihm Tausende von Studenten, schloß er seinen Dank mit den Worten: „Erhalten Sie sich, was Ihnen die Väter bereitet haben. Es war nicht so ganz leicht." Eine Greisenstimme, leise ironisch, immer warnend. Und noch den Todeskandidaten hörte die Tochter laut für den Bestand seines Reiches beten.

Das Alles wird von kalten Interessenten zerbrochen, im Westen und Süden birst das Gebälk; nicht durch die Schuld des Erbauers, doch durch die Schuld des widerstrebenden Materials. Erstaunlich, wie rasch man in Deutschland, wo es an lebenden kleinen Leuten nicht fehlt, die schuldig sind, den toten Großen verantwortlich macht! Grade in den Kreisen der Intellektuellen kann man es hören, wie dumm eigentlich Bismarcks Gründung war, und wie wert, daß sie zu Grunde geht.

Als ob wir Andern den Wert der Bismarckschen „Zwischenlösung" überschätzten und nicht wüßten, daß die ideale Lösung des Freiherrn vom Stein und selbst die ideologische der Paulskirche nicht objektiv bessere waren! Nur leider kamen sie nie zustande! Nur leider mußte Bismarck, der ja keineswegs nur Junker war (wie Junker und Franzosen aus verschiedenen Gründen behaupten) — er mußte resignieren, mußte einsehen, in welchem Stoff ihm die Arbeit zugeteilt war, und so fand er die Zwischenlösung, die sich immerhin ein halbes Jahrhundert bewährt hat.

Jetzt kommen die Ueberklugen: sie vergessen nur, daß eine Uhr, die fünfzig Jahre trotz manchen Mucken gut gegangen ist, nicht einem frechen Jungen geopfert werden sollte, der mit dem Ruf: „Es lebe die Ewigkeit!" sie, die ehrliche Uhr, zertritt.

Botschafter in Paris vom Prinzen Alexander Hohenlohe

Seitdem die Regierung den „Ruhrkrieg" offiziell für beendigt erklärt hat, ist in der deutschen Presse mehrfach die schnelle Wiederbesetzung des deutschen Botschafterpostens in Paris für eine dringende Notwendigkeit erklärt worden. Vielleicht sind solche Notizen direkt oder indirekt von Kandidaten für diesen — unter den Diplomaten immer viel begehrten — Posten inspiriert gewesen. Dergleichen kam auch vor dem Kriege vor. Man nannte möglichst oft einen bestimmten Namen, am liebsten neben einigen andern, die ganz aussichtslos waren, und stempelte dadurch eine Persönlichkeit so lange zum geeigneten Kandidaten, bis sich das Publikum daran gewöhnt hatte und die maßgebenden Stellen, auch S. M. selbst, auf den Mann aufmerksam wurden. Es bedurfte dann, wenn ein Posten frei wurde, auf den der Mann zu kommen, oder auf den man ihn aus irgendwelchen Gründen — meistens persönlichen, nicht sachlichen — zu schieben wünschte, nicht mehr großer Mühe, um dem Reichskanzler oder dem Kaiser diesen Kandidaten zu suggerieren. Das Publikum aber, schon vorher genügend präpariert, fand dann diese Ernennung durchaus natürlich, wie man ein immer wieder plakatiertes Haarwasser gut findet. Für die Wirkung der Suggestion kam nicht in Betracht, ob der Kandidat geeignet oder ungeeignet war, und obs nicht an Stelle des ungeeigneten andre gab, die nur zu bescheiden oder zu vornehm waren, um sich vorzudrängen oder die Presse aufzubieten.

Ganz ähnlich ging man im umgekehrten Falle vor: wenn man nämlich einen Diplomaten aus der Karriere heraushaben oder auf einen andern Posten schieben wollte. Das geschah nicht immer, weil er zu alt und geistig oder körperlich zur richtigen Ausfüllung seines Postens nicht mehr fähig war, sondern schon zu Bismarcks Zeiten, weil er sich die Ungnade des großen Mannes oder seines Sohnes zugezogen hatte, oder weil diese einen Posten für einen ihrer protégés frei machen wollten. Ich entsinne mich noch manches „revirements" in der Karriere, das eine solche Schiebung zum Zweck hatte. So mußte Graf Münster, Botschafter in London, dem Grafen Paul Hatzfeldt, der damals Staatssekretär des Auswärtigen war, Platz machen, weil Bismarck seinen Sohn als Staatssekretär zu haben wünschte. Münster kam nach Paris, an die Stelle meines Vaters. Es traf sich, daß grade der Feldmarschall Manteuffel, Statthalter in Elsaß-Lothringen, gestorben und dieser Posten frei geworden war. Bismarck schlug dafür meinen Vater vor, und der alte Kaiser ging umso lieber darauf ein, als er tatsächlich, und mit Recht, diesen als den geeignetsten Nachfolger des Feldmarschalls ansah. Hier trafen einmal die sachlichen Interessen mit den persönlichen zusammen; was keineswegs immer der Fall war.

Gewöhnlich wurden solche „revirements" derart vorbereitet, daß man in die Zeitungen — bei Diplomaten mit Vorliebe in ausländische — systematisch Nachrichten über die „erschütterte Gesundheit" (des Botschafters oder Gesandten oder Ministers) setzte, die einen „Klimawechsel" oder eine „längere ärztliche Behandlung" erforderlich mache. Stellte der Moriturus sich hartnäckig taub, so hieß es nach einiger Zeit: jetzt könne der Abgang als „nahe bevorstehend" angekündigt werden. Half aber auch das nicht, dann kam der sogenannte „blaue

Brief", der Abschied, und manchmal in sehr rücksichtsloser Form. Es war eine modernere Methode des „Totbetens".

Einen großen Einfluß in allen diesen Personalfragen übte nach Bismarcks Zeit der Baron Holstein aus, die „graue Eminenz" des Auswärtigen Amtes. Manche Personalveränderung, die S. M. in die Schuhe geschoben wurde, war in Wirklichkeit von Holstein ausgegangen. Mancher Botschafter hat deshalb vor ihm gezittert, denn ihn zum Feind zu haben konnte gleichbedeutend sein mit einem plötzlichen Abschluß der Karriere. Holsteins Einfluß erstreckte sich nicht nur auf die auswärtige Politik, wo er, namentlich in seinen letzten Jahren, gradezu verhängnisvoll war, sondern sogar auf die Besetzung manches Postens der innern Verwaltung, Minister und Oberpräsidenten nicht ausgeschlossen — denn die unsichtbare Exzellenz mischte sich hinter den Kulissen überall ein.

Unter dem Regime Wilhelms II. war der Grund der Beseitigung nicht selten der, daß der Mann, sei es infolge von Hofintriguen, sei es sonstwie bei S. M. in Ungnade gefallen war; oder daß dieser den Posten brauchte, um einen seiner Günstlinge zu belohnen; oder daß er den Mann anderswo öfter zu Gesicht zu bekommen hoffte; oder daß er plötzlich aus einem Militär einen Diplomaten machen wollte. Ein Militär war ja in Preußen-Deutschland eo ipso zu Allem geeignet und befähigt. Das gehörte zur preußischen Tradition. Auch unter Wilhelm I. und noch früher wurden hohe Militärs zu Diplomaten gemacht oder zu außerordentlichen diplomatischen Missionen, und oft mit Erfolg, verwendet. In neuerer Zeit erinnere ich mich an Manteuffel, an General v. Schweinitz, General v. Werder, General v. Wedell. Im Rußland übrigens war das nicht minder gebräuchlich, namentlich unter Nikolaus I., der seine Flügeladjutanten, selbst noch ganz junge Obersten, mit außerordentlichen Vollmachten für besondere Missionen bekleidete, sowohl im Ausland wie im Innern, wenn irgendwo Unruhen oder Hungersnot ausgebrochen waren.

Auch bei Wilhelm II. spielten die Flügeladjutanten eine Rolle, die manchen Botschaftern oft recht unbequem war. Sie, und nicht die Botschafter, waren meist die Ueberbringer eigenhändiger Schreiben des Kaisers an fremde Souveräne, namentlich den Zaren. Man darf freilich nicht glauben, daß es sich dabei jedes Mal um Haupt- und Staatsaktionen handelte, oder daß solche Briefe immer welterschütternde Geheimnisse enthielten. Vielfach handelte sichs um nichts andres als die Uebersendung einer „Schußliste", das heißt: die Aufzählung der Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rehböcke, Füchse, die S. M. bei einem der Granden seines Reichs oder der verbündeten oesterreich-ungarischen Monarchie erlegt hatte, oder der Photographie eines besonders starken Rehbocks oder Hirsches. Aber die Flügeladjutanten spielten doch manchmal auch eine politische Rolle, denn aus ihnen suchte Wilhelm II. seine Militärattachés mit Vorliebe aus. In Petersburg gabs in dieser Beziehung noch eine besondere Tradition. Der preußische „Militärbevollmächtigte" — diesen Rang hatte dort der Militärattaché — war immer ein Flügeladjutant und zugleich der Person des Zaren „attachiert". Es ist natürlich, daß er infolgedessen am russischen Hofe eine eigne Stellung einnahm und Gelegenheit hatte, den Zaren viel öfter und viel intimer zu sehen als der Botschafter selbst. Er berichtete ganz direkt an den Kaiser. Wenn er mit dem

Botschafter gut stand, zeigte er diesem seinen Bericht, wenn es ihm aber nicht paßte, eben nicht; und daß dies manche Mißhelligkeiten zwischen den beiden hervorrief, liegt auf der Hand. Oft wurde aus einem solchen Militärattaché dann auch tatsächlich der Botschafter, zum Beispiel: aus dem General Werder in Petersburg und dem General Graf, später Fürst v. Wedell in Wien.

Um wieder auf mein Thema zurückzukommen: kürzlich hat auch der „Deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit" bei der Reichsregierung beantragt, sie solle den deutschen Botschafterposten in Paris sofort besetzen, und zwar mit einem Manne, der sich von den alten diplomatischen Gepflogenheiten losgesagt hat, und der, bei Wahrung deutscher Interessen, den erforderlichen internationalen Takt besitzt, um die Aktionen einzuleiten, die in dieser kritischen Zeit notwendig sind. Die Frauenliga nennt sogar eine bestimmte Persönlichkeit, die ihr die geeignetste für diesen Posten scheint. Daß es bei der Auswahl auf die Persönlichkeit in erster Linie ankommt, ist unzweifelhaft. Das hat man leider bis in die neueste Zeit hinein viel zu sehr außer Acht gelassen. Eine andre Frage ist die, ob die deutsche Republik in ihrer jammervollen Finanzlage sich überhaupt den Luxus erlauben soll und erlauben kann, einen Diplomaten mit dem Rang eines Botschafters in die Hauptstadt derjenigen Großmacht zu schicken, bei denen es früher einen Botschafter beglaubigt hatte, und ob ein Gesandter oder ganz einfach ein „Geschäftsträger", wenn er ein fähiger, wohlunterrichteter, taktvoller und unabhängiger Mann ist, die Stelle nicht ebenso gut ausfüllen würde. Die „Repräsentationspflichten", die vor dem Kriege einem Botschafter oblagen, und derentwegen er ein ansehnliches Gehalt bekommen mußte, was übrigens bei den deutschen Botschaftern, da der Reichstag es sehr spärlich bemaß, immer viel geringer als das der Botschafter aller andern Großmächte und daher nie ausreichend war — diese Repräsentationspflichten sind heute für einen deutschen Botschafter auf ein Minimum reduziert. Es ist wenigstens wünschenswert, daß er, wenn er sich, und besonders in Paris, nicht peinlichen Enttäuschungen aussetzen will, gesellschaftlichen Ambitionen fürs erste ganz entsagt. Ich entsinne mich noch aus meiner Jugend, welche Zurückhaltung mein Vater während der ersten Zeit, wo er sich als Botschafter, vom Jahre 1874 an, also drei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege in Paris befand, in dieser Beziehung geübt hat. Und dabei hatte er, infolge seiner Abkunft und seiner Verwandtschaft mit der vornehmsten pariser Gesellschaft eine so exzeptionelle persönliche Stellung, wie sie jetzt kein deutscher Botschafter haben könnte. Trotzdem dauerte es zwei Jahre, bis diese Gesellschaft vollzählig in dem historischen, für Eugène Beauharnais erbauten Palais in der rue de Lille, dem Hause der deutschen Botschaft, sich einfand.

Ich meine, auch das wäre heute eine Frage des Takts und namentlich in Paris, daß der Vertreter der deutschen Republik wirklich republikanisch und möglichst schlicht und zurückhaltend auftritt, sich ausschließlich auf das Geschäftliche beschränkt und das „Repräsentieren" für spätere Zeiten aufspart, für die Zeiten, die hoffentlich doch noch einmal kommen werden, wo er eine finanziell geordnete und moralisches Ansehen genießende deutsche Republik zu vertreten haben wird.

An die T... und D... von Goethe

Verfluchtes Volk! Kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

Weimar 1814

Anatole France von Hermann Wendel

II.

Vor allem andern ist Paris für France die Stadt, die so viel denkt, die ihn denken gelehrt hat und ohne Unterlaß zum Denken einlädt. Sein Vater, Monsieur France Thibaut, hatte auf dem Quai Voltaire einen kleinen Bücherstand; die Gebrüder Goncourt erwähnen ihn in ihrem Tagebuch als den letzten Buchhändler alten Schlags, der in seinem Lädchen einen Stuhl hatte, damit ein Liebhaber zwischen zwei Geschäftsgängen ein paar Minuten kennerisch in ein paar Bänden blättern konnte; als sein Meisterwerk galt ein Katalog der revolutionären Bibliothek Labédoyères. Unter dieser Fülle von Gedrucktem ward France schon als Kind von der mächtigen Neugier des Erkennens gepackt, die Verwirrung und Freude seiner Tage werden sollte; in diesem Büdchen seines Vaters lebte er das achtzehnte Jahrhundert mit, das die Sonde des Gedankens in jedes Geschwür wie in jeden Blütenkelch senkte; in dieser kleinen Welt lernte er sich als jüngern Zeitgenossen der großen Meister der französischen Skepsis, eines Montaigne, Bayle, Diderot, Lamettrie, eines Voltaire vornehmlich empfinden. Seit er sich hier der Wollust des Denkens überließ, hat er stets aufs Neue „les silencieuses orgies de la méditation" durchkostet. Was gibt es Schöneres auf der Welt, fragt er im Anschluß an ein antikes Distichon, als Baumschatten und ruhige Gedanken?; einem mittelalterlichen Scholastiker stimmt er zu, daß man eines jeden Dinges müde werde, die Lust am Begreifen ausgenommen; die philosophische Freiheit preist er als der Güter höchstes, und die humanistische Bildung, die auch in Frankreich immer mehr der Wissenschaft des Eisenbetonbaus und der Anilinfarbenbereitung weicht, ist ihm ein Klingenkreuzen wert, weil sie die Aufgabe hat, Menschen zu formen, das ist: denken zu lehren.

In seinen Büchern wird denn weit mehr gedacht als gehandelt; die meisten seiner Romane entbehren namentlich jener Handlung, von der der Polizeibericht strotzt, und gleichen eher philosophischen Zwiegesprächen, die lose durch einige äußere Geschehnisse verbunden sind. France ist das Gegenteil Flauberts, dessen Person zwischen den Zeilen seiner unsterblichen Prosa so wenig zum Vorschein kommt, wie das leibliche Antlitz Gottes in einer Landschaft, denn wie ihm Literaturkritik, eingefangen in den vier Bänden der ‚Vie littéraire', nur ein Vorwand ist, aus Anlaß andrer Werke von den Abenteuern der eignen Seele zu erzählen und bei Gelegenheit Shakespeares, Racines, Pascals oder Goethes von sich zu reden, so ist ihm, richtig aufgefaßt, jeder Roman eine Autobiographie. Gleich Theodor Fontane, den er manchmal mit dem Aermel streift, läßt er in seinen Erzählungen nur zu gern

einen Herold auftreten, der des Dichters Meinung verkündet; der Professor Bergeret, der Abbé Coignard, der Schriftsteller Vence, der Steuerpächter Brotteaux, der Gelehrte Bonnard, der Arzt Trublet, Pierre Nozière, Nicole Langelier und andre noch sind mehr oder minder Anatole France und verbreiten die Erkenntnis, die er durch Denken errang.

Freilich verhehlt er sich nicht, daß drei Viertel unsrer Leiden vom Denken herrühren, und daß vielleicht im Instinkt allein die Wahrheit, die einzige Gewißheit dieses illusorischen Lebens liegt. Denn engste Grenzen sind unserm Erkennen gezogen. Schon das Wesen eines Jahrmarktkarussells methodisch zu durchdringen, geht über unsre Kraft; von uns wissen wir fast nichts, vom Nebenmenschen gar nichts, und das grausame Nichts der Liebe wird offenbar, da, wie in ‚Le lys rouge', diesem erschütternden Sich-Zerfleischen verfeinerter Menschen vom Jahrhundertende, die Seelen nahezu undurchdringlich für einander sind: man zerschellt fast am Andern, aber man wird niemals mit ihm eins. Glücklich ist die Ente, die, am Teichrand sitzend, den Schnabel unter den Flügel kuschelt. Zwar wird sie morgen verspeist, doch ahnt sie nichts davon. Wir Menschen werden verspeist und wissen es. Es zu vergessen, ist Weisheit, ohne Illusionen leben, das Geheimnis des Glücks. Und da hienieden nichts Bestand hat und höchstens das Gefühl der Schönheit nicht täuscht, blickt der Dichter mit melancholischen Augen in das allgemeine Verrinnen der Dinge.

Aber wie Fra Giovanni in ‚Le puits de Sainte-Claire' am Ende dem Teufel dankt, daß er ihm die Ungewißheit gegeben und ihn den Zweifel wie Wein habe trinken lassen, freut sich France seiner skeptischen Betrachtung der Welt. Immer wieder treibt ihn Nietzsches „voluptas psychologica", sich auf den Menschen zu stürzen, der allerdings dem Denker wenig Achtung abnötigt. Denn obwohl er arm und elend ist und sein ganzes Dasein auf „dieser unglücklichen Kugel aus Erde und Wasser" sich in den vier Versen eines alten Ammenliedes erschöpft:

> Les petites marionettes
> Font, font, font
> Trois petits tours
> Et puis s'en vont,

läßt er sich in seinen Handlungen nicht durch die Kraft der Vernunft, sondern durch die Heftigkeit des Gefühls leiten; er bedarf des Schmerzes, dieses großen Erziehers der Menschheit, um überhaupt zu denken, gemahnt oft an ein bösartiges Tier und ist im Durchschnitt mittelmäßig gut und mittelmäßig schlecht. Aber nicht nur hat der Dichter einen hochentwickelten Sinn für die grandiose Ironie der Dinge — in ‚Les dieux ont soif' giftet sich ein junger Mann, weil ihn der Wagen, der einen Verurteilten zum Richtplatz karrt, auf Nichtmehrwiederfinden im Gedränge von der Modistin getrennt hat, der er entzündet nachsteigt! —, sondern im Grunde können die Menschen auch für ihre Gewöhnlichkeit und Niedrigkeit nichts. So nimmt sie France, der den ‚Candide' des Voltaire und den ‚Don Quixote' des Cervantes nicht umsonst als „Handbücher der Duldsamkeit" benutzen gelernt hat, nur ironisch; eine wohlwollende Verachtung der Menschen ist die wahre Weisheit, die er aus dem Leben herauskeltert, und was Ernst Robert

Curtius von dem überlegen lächelnden Skeptizismus des alternden Renan sagt, daß er Alles verstehe, um Alles zu verzeihen, und sich genießerisch in alle Regungen menschlichen Seelenlebens versenke, die Psychologie und Geschichte, Kunst und Religion darbieten, gilt aufs Haar auch von seinem dankbaren Schüler.

Seine Ironie umklingt jedoch mit leisem Lachen nicht nur das Geschöpf, sondern auch den Schöpfer. France, den Mauthner in seiner ‚Geschichte des Atheismus im Abendlande' darum „die äußerste Leistung des Freidenkens bei den romanischen Völkern" nennt, greift nicht etwa den alten Prozeß: Mensch gegen Gott wieder auf, den das achtzehnte Jahrhundert so meisterlich geführt hat; er versieht nur, da der Prozeß für ihn längst entschieden ist, die Akten mit witzigen und sinnvollen Randbemerkungen. Der Gedanke, den Frances deutscher Großonkel Georg Christoph Lichtenberg einmal antippt, daß nämlich unsre höchst unvollkommene Welt das Werk eines untergeordneten Geistes sei, der die Sache noch nicht recht verstanden habe, ein Versuch, wird in ‚La rôtisserie de la reine Pédauque' ausgesprochen und in ‚La révolte des anges' von einem durch Lesen und Denken aufsässig gewordenen Engel ausgeführt, der an Gott nur glaubt, weil seine eigne Existenz von der Jehovas abhängt und er selbst ins Nichts zurücksänke, wenn jener nicht mehr wäre. Mit ‚Putois', der Geschichte eines imaginären Gärtners, den, einem lästigen Besuch auszuweichen, Madame Bergeret erfunden hat, und an dessen sichtbares Walten und Wirken schließlich eine ganze Stadt glaubt, wird lachend gezeigt, wie sich ein Mythos bildet, und die fröhlichste Abfuhr für alle Argumente der Theologie ist der Gottesbeweis, den der Abbé Coignard daraus ableitet, daß er als Bibliothekar des Bischofs von Séez eine junge Küchenmagd begehrte, sich ihr verständlich und angenehm machte, nachts mit einer Leiter auf den Heuboden stieg und dort ihres Leibes pflag: „Ein junger Kleriker, eine Küchenmagd, eine Leiter, ein Heubund! Welche Folge, welche Ordnung! Welch Zusammentreffen prästabilierter Harmonien, welche Verkettung von Wirkung und Ursache! Welcher Beweis für das Dasein Gottes!"

Und dieser sublime und subtile Geist, der auskostend durch die entlegensten Kulturen schweift, hat sich dabei die Unschuld des Herzens voll bewahrt. Die wilden Waldblumen liebt er, die feinere Formen und sanftere Düfte haben und nicht wie die Rosen der Gärtner Generalsnamen tragen: Silberknospe, Kronenwicke, Gamander, Venusspiegel, Bischofshaar und Handschuh unsrer lieben Frau. Wie Renan fähig ist, alle Zartheiten des Volksglaubens zu erhaschen, ohne selbst zu glauben, schreibt er in treuherzig frommem Ton, der über das leichte Lächeln der Mundwinkel fast hinwegtäuscht, Legenden, durch die es von Heiligenwundern leuchtet und der einfältige Kinderglaube auf Holzpantinen tappt, er webt in ‚Abeille' ein Märchen ganz aus Veilchenduft und Mondenschein und bestimmt es Denen, die jungen und bisweilen spielerischen Sinnes sind, und lobpreist die Conteurs des Mittelalters, weil sie die Menschen „le rire gracieux" gelehrt haben und aufgebrachte Herzen zu nachsichtiger Heiterkeit zu stimmen wußten.

Denn schonen, verzeihen, trösten, darin besteht am Ende die ganze Wissenschaft der Liebe.

(Schluß folgt)

Zuversicht von Moritz Heimann

Seh ich das Menschen-Wie und Menschen-Was,
Zum Spiel nur regt es in mir Lieb und Haß.

Verbergen will sich immer mein Gesicht;
„Feigheit ists nicht und stammt von Feigheit nicht".

Wer bin ich, daß du mein gedenkst,
Kometen über meinen Scheitel hängst,

Wer bin ich, daß ich weinen sollte?
Wer, daß mich Freudenströmung mit sich rollte?

Und doch; vergebens machte ich mich klein
Vor deinem Sturm und deinem Sonnenschein.

Und strahlt es nächtlich mir aus Himmelsferne,
Erwacht der Stolz entgegen seinem Sterne

Und fährt, entfesselt, hoch ins ewige Licht,
Und sind ihm Brot und Tod ein klein Gewicht.

Wiener Komödie von Alfred Polgar

Der neue Leiter des Burgtheaters führt den westgotisch klingenden Namen Herterich. Er ist aber kein Heide, sondern hat au contraire im Wallfahrtsort Mariazell ein religiöses Weihefestspiel inszeniert, das sehr hübsch gewesen ist, wenn es auch in den Herzen der andersgläubigen Kritik nicht jene tiefe katholische Inbrunst geweckt hat, die dort allein Max Reinhardt zu entbinden weiß. Herterich ist Schauspieler gleich seinem Vorgänger Paulsen, der sich jetzt aus Trotz einen Bart wachsen läßt. Die Kollegen schätzen den neuen Herrn, Herr Höbling hält große Stücke auf ihn, und auch die Privatmeinung der sieben, acht wiener Theaterreferenten, also die öffentliche Meinung, steht ihm wohlwollend gegenüber, obzwar er in seiner programmatischen Erklärung gedroht hat, den schlummernden Kräften des Burgtheaters zur Entfaltung zu verhelfen.

Unter Herterichs Regime gab es bisher zwei Premierenabende im Akademietheater, in dem die Kleinigkeiten, die Bagatelles, der altmodische dramatische Kram untergebracht werden; also sozusagen: Rumpelkammerspiele des Burgtheaters. Erst ‚Tageszeiten der Liebe', ein Lustspielchen von dem Italiener Nicodemi. Das Stück soll sehr geistreich sein und über den Einfluß der Tageszeiten auf die Liebe moquante Aufschlüsse geben. Ich war nicht dabei. Dann ‚Die deutschen Kleinstädter' von Kotzebue, der, fruchtbar „gleich Calderon und Lope", in einem kaum fünfzig Jahre währenden Leben zweihundertneunzehn Theaterstücke hinlegte, ohne Schreibmaschine, und vor etwas mehr als hundert Jahren dem Dolch eines damaligen Hakenkreuzlers zum Opfer fiel. In seiner Krähwinkliade werden die geistige Enge, Titel-

und Klatschsucht des deutschen Kleinbürgers liebevoll verlächelt. Zehn Minuten kann der freundliche Zuhörer mitlächeln, nach einer Stunde ist ihm flau zu Mute, nach abermals einer ist ihm zum Kotzebuen. Der Regisseur, Herr Zeska, hat zwecks Verpflegung des Lustspiels mit Stil und Stimmung eine mit allem Komfort der Altzeit ausgestattete Biedermeierei in Betrieb gesetzt. Zweimal geleiten sogar den sanft aufschwebenden Vorhang Klänge einer altväterisch-betulichen Musik, entführend den Sinn des Zuschauers in die gute, gewesene Zeit, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, oder, wenn er klug war, stehen ließ. Dem Regisseur halfen die Stimmung, die Kirschholzkommoden und die buntblümeligen Möbelstoffe, die Vatermörder, Bindeschuhe, Rüschenhauben und Spitzenkrausen . . . was aber sollen die armen Schauspieler tun, unter deren jedem Schritt und Wort der Staub der Komödie wolkendicht aufwirbelt? Sie können nichts andres tun, als sich in ihn hineinknien. Und das taten sie. Zu Beginn des Spiels erfreute ein lebendiger Kanarienvogel durch herzigstes Gepiepse. Er wurde dann leider hinausgetragen, aber das liebenswürdige kleine Fräulein Seidler bot mehr als Ersatz. Sehr charmant Frau Witt. Sie entwickelte eine Lustigkeit zweiter Potenz, einen Witz, der mit seinen frischen Farben den völlig abgeblaßten Witz der Figur belebte, indem er ihn deckte.

*

Im Redoutensaal der ehemals kaiserlichen Burg spielten die gefürchteten Brüder Rotter aus Berlin Theater. Bei mir haben sie einen Stein in den Brettern, die die Welt bedeuten, weil sie die großartige Neuerung eingeführt haben, ihre Kritiken selber zu schreiben und, mit Bildchen geschmückt, in den Zeitungen zu inserieren. Dieses Bekenntnis zur Schaubühne als einer kommerziellen Anstalt hat was Kühles, Erfrischendes. Schauen Sie dagegen unsre Theaterdirektoren an, die, Idealisten und Künstlermenschen, entsetzlich draufzahlen (so zwar, daß sie nicht imstande sind, den Schauspielern anständige Gagen zu geben) — und doch nicht daran denken, keiner von ihnen, ihren ruinösen Beruf aufzugeben. Aus blankem Idealismus klammern sie sich an das Theater, das sie doch oekonomisch zugrunde richtet.

In Wien haben die Rotter Mißerfolg gehabt und ihr Gastspiel abbrechen müssen. Welche Weißbier-Idee auch, in unsern marmorstrotzenden Redoutensaal mit einem alten, ordinären Sudermann einzuziehen, statt mit irgendwas Pretiösem, Superfeinem, Feuilletonfähigem! Und das wollen gerissene Geschäftsleute sein! Schon daß man sie überhaupt in den Redoutensaal hineinließ, rief hier einen Aufruhr der Kunstgewölbewächter hervor. Es war eine ähnliche Empörung wie seinerzeit, als den hiesigen Künstlermenschen der Verlust der Gobelins, von deren Existenz sie eben erfahren hatten und ohne die sie nicht leben konnten, drohte. Gemeines Theater im Redoutensaal? Das kränkte den in Wien grassierenden Instinkt für Vornehmheit, Barock und rote Teppiche. Der Kaiser ist fort, aber das Imperiale steckt uns im Blute. Wer hier Kunst-Geschäfte machen will, muß uns pathetisch kommen, nicht schnoddrig.

Von Jeßner und Fehling

Daß der ‚Volksfeind‘ heute unleugbar anders wirkt als vor zehn, fünfzehn und zwanzig Jahren, kann unmöglich allein an einer neuen Besetzung liegen; auch nicht am Krieg, der jedes Ding in eine unerbittlich helle Beleuchtung gerückt hat. Der Hauptgrund ist, daß die Zeit unsre Ibsen-Gläubigkeit immer schwerer erschüttert. Die Generation, der diese Art Kunst in früher Jugend fanatisch gepredigt worden, die dabei dankbar und ehrfurchtsvoll aufgewachsen ist, weiß plötzlich nicht mehr, warum sie von dem großen Zweifler zweifeln gelernt haben soll, wenn sie ihn selbst nicht bezweifeln darf. Er hat bezweifelt, daß eine normal gebaute Wahrheit länger als siebzehn bis zwanzig Jahre zu existieren vermag. Nun, braucht dann die Wahrheit, daß der ‚Volksfeind‘ ein Werk der Poesie ist, länger zu existieren? Dieser Kampfruf wider die kompakte Majorität klingt grade der kompakten Majorität zu lieblich in die Ohren, als daß er nicht, als daß nicht er oder wenigstens seine dramatische Form Mißtrauen verdiente. Mit Recht. Was uns anno Freie Bühne eine lebenstreue, seelenerkennerische, beglückend ‚moderne‘ Charakteristik dünkte, erinnert uns jetzt erschreckend an die Schwarz-Weiß-Technik, gegen die es damals ging. Hie reine Adelsmenschen, hie kleine Schubiaks. Hüben alles Licht, drüben aller Schatten. Wider die himmelslautere Familie Stockmann ballen sich Strebertum, Neid, Engherzigkeit, Dumpfheit und Dummheit zu einem teuflischen Klumpen zusammen. Ein abgekürztes Verfahren, das sich leider sehr in die Breite zieht. Denn Ibsen hat erstens den Wunsch, seine Einfachheit zu verhüllen, seine Gradlinigkeit krummzubrechen, und zweitens den Vollständigkeitstrieb. Damit Stockmanns nicht verdächtig ungestört unter sich bleiben, gesellt er ihnen einen redlich-kargen, schwerprankigen Seefahrer (der hoffentlich Fräulein Petra heiraten wird). Aber was bestimmt ist, die Gerechtigkeit zu erhöhen, fördert zugleich die Symmetrie. Der Ablauf der Begebenheiten bringt keinerlei Ueberraschung für Den, der einmal das Dasein als Rechenexempel und Männer und Frauen als Posten, als Zahlen anerkannt hat. Im Rechenexempel ist vorgesehen, daß selbst Helden einen Augenblick wankend werden; und auch das tritt bei Ibsen ein. Redakteure fallen nicht einmal, sondern viermal um; Ordnungsstützen, die nichts als Ordnungsstützen sind, sagen immerzu, daß sie Ordnungsstützen sind; wer nicht zu dick ist, ist zu blaß; die Rechnung gibt keinen Rest; und wenn man sich in diesem wunderfreien Theaterstück doch wundert, so ist es darüber, daß dem scharfsinnigen Autor gar nicht eingefallen ist, wie aus der mathematischen Aufgabe eine Dichtung zu machen war. Man nehme des ‚Volksfeinds‘ antikes Vorbild ‚Antigone‘ und vergleiche den König Kreon mit dem Bürgermeister Stockmann, oder man vergleiche Coriolans und Michael Kohlhaasens Gegenspieler mit Thomas Stockmanns Gegenspielern — und man sieht, was bei Ibsen fehlt: der Antonio zum Tasso; der Realpolitiker, der gegen den Idealisten recht hat, also kein Schuft oder im günstigsten Falle ein

ganz gemeiner Plebejer ist. Die Geringfügigkeit und Schmierigkeit der Gegner drückt den Volksfeind zum Solospieler, den ‚Volksfeind' zum Tendenzstück herab. Als solches freilich wird es ein zähes Theaterleben haben. Die Gegensätze sind höchst geschickt abgewogen und knallen zur rechten Zeit und mit der nötigen Stärke auf einander. Es kommt stets, wie es kommen muß, damit Publikumspulse lebhafter klopfen.

Und nun gar im Schiller-Theater. Das kann nicht gleich, weil das Staats-Theater es annektiert hat, ein Staatstheater werden. Die Reste des alten Ensembles sind entweder überhaupt nicht oder nur langsam aufzusaugen. So wird Kloepfer zum Solospieler. Aber auch er ist „ein grotesker Bursche und ein Strudelkopf" von jener Vehemenz, die jeden Widerstand in uns (und dabei leider manchmal die intimere Charakteristik der Figur) überrennt. Von diesem Tempo hätte der Regisseur Jeßner seinem Kollegen Fehling abgeben sollen, der im Stammhaus am Gendarmenmarkt durch Gemächlichkeit fühlbar machte, daß Lessing teils ein Vorgänger des Konstrukteurs Ibsen, teils bis zu einem gewissen Grade doch noch ein Nachfahr der Stregreifpossenreißer und Pickelheringsspaßmacher ist. Solche Detailmalerei läßt uns Zeit, die Gesteiftheit und Gedrechseltheit dieses allzu literarischen Dialogs als überwunden zu empfinden, und verwischt zu Gunsten hanebüchener Züge die Klarheit und Schärfe der Konturen. Grade von Fehling hätt' ich erwartet, daß er das historische Kolorit, die sanft-wehmütige Grundstimmung, den spezifisch preußischen Geist der ‚Minna von Barnhelm' herausarbeiten würde. Aber man sehe seinen Grafen von Bruchsal aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und den schwankhaft lärmenden Jahrmarktsaufzug, der ihn geleitet, und man wird mit mir beklagen, wie schnell das Theater die Geschmackssicherheit und das Stilgefühl eines klugen und gebildeten Menschen verdirbt. Vier Gestaltungen fallen durch Vollkommenheit aus dem Rahmen: der Riccaut des Herrn Beder, der so gut und hurtig französisch spricht, daß ihn die Freude darüber vor Haase-Künsten bewahrt; der Just des Herrn Werner, der, im Sinne Lessings, so ist, wie er seinen häßlichen Pudel schildert; die Dame in Trauer des Fräulein Sussin, die sonst nicht nach Verdienst beschäftigt wird; und der Tellheim Karl Eberts, der den überspannten Zartsinn, das Wohlgefallen am eignen Trübsinn und die stolze Unbeugsamkeit des friderizianischen Offiziers wie Keiner vor ihm vereint. Der Wirt des Herrn Gronau wäre in seiner Klebrigkeit komisch genug und sollte deshalb nicht zulassen, daß Franziska ihn zu albernen Mätzchen mißbraucht. Zum Schluß erscheint Fräulein Mannheim mit einem schiefen Hütchen wie ein Bajazzo. Das ist nicht das Holz, eine „Frau Wachtmeisterin" daraus zu schnitzen. Allerdings war gar kein Wachtmeister hierzu vorhanden. Statt dieser Rolle hatte man aus Versehen der Frau Straub die Minna zugeteilt. Und so war auch keine Minna vorhanden. Aber ist das Soldatenlustspiel um eine Sächsin wirklich sehr wichtig in einem Augenblick, wo die Soldaten ein himmelschreiendes Trauerspiel in Sachsen aufführen?

Zu diesen Edschmids von Schopenhauer

Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt.

Wer preziös schreibt, gleicht Dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlechtesten Anzuge, nicht läuft.

Es ist ein Wettstreit der Dummheit und Ohrenlosigkeit. Die deutsche Sprache ist gänzlich in die Grabuge geraten: Alles greift zu, jeder tintenklecksende Lump fällt darüber her.

Ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze wert ist, den doch jeder Misthaufen genießt? Elende Philister! Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes?

Jeder deutche Schmierer setzt ohne Scheu irgendein unerhörtes Wort zusammen, und statt in den Journalen Spießruten laufen zu müssen, findet er Beifall und Nachahmer. Ohne irgendeine Rücksicht auf Grammatik, Sprachgebrauch, Sinn und Menschenverstand schreibt jeder Narr hin, was ihm eben durch den Kopf fährt, und je toller, desto besser!

Nach einigen Jahren erkennt das Publikum die Faxe für das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierierten Werke fällt ab wie eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer: und wie diese stehen sie alsdann da.

Der letzte Versuch von Morus

Die Kohlenlieferungen

Der Reichskanzler Stresemann, neben dem Herrn von Graefe-Goldebee unstreitig der beste Redner des Reichstags, ist ein Vielkönner. Er kann sogar, wenn er will, so reden, wie Cuno las. In Hagen wollte er anscheinend. Was der eigentliche Zweck der Reise nach Hagen war, ist auch in Deutschland kein Geheimnis mehr. Die Regierung wollte mit den Industriellen und mit den Arbeiterführern darüber verhandeln, ob sich durch die Gründung eines rheinischen Freistaats noch die Abtrennung des Rheinlands vom Deutschen Reich verhindern läßt. Ob Frankreich selbst zur Zeit ein Interesse an der völligen Loslösung hat, darüber gehen die Ansichten auseinander. Sehr gut informierte Leute aus dem westrheinischen Gebiet versichern, daß das nicht der Fall ist. Aber Voraussetzung dafür ist, selbstverständlich, daß man mit Frankreich sofort ins Reine kommt. Offenbar um dies zu erreichen, erklärte Herr Stresemann in der Stadthalle zu Hagen, Deutschland werde „keine weitern Leistungen mehr ausführen, weil die Besetzung des Ruhrgebiets eine unzulässige sei". Auch sonst steht in dieser Rede Alles, was man in München gern hört: daß die „Kriegsschuldlüge" mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden müsse, daß das Rheinland seit Jahr und Tag behandelt werde wie eine französische Militärkolonie, und daß Deutschland sich sein Recht nicht beugen lasse, ohne sich dagegen zu wehren und dagegen zu protestieren.

Wir nehmen einstweilen an, daß Herr Stresemann doch noch zu klug ist, um, gleich Cuno, diesen Redensarten die entsprechenden Taten folgen zu lassen. Aber für öffentliche Reden gibt es leider Gottes keine Ausfuhrsperre, und die hagener Tiraden werden nicht nur in München, sondern auch in Paris gelesen. Und glaubt man noch immer, Frankreich mit Fanfaren dieser Art an den Verhandlungstisch bringen zu können? In Frankreich mißtraut man uns. Man glaubt uns nicht, daß der passive Widerstand wirklich abgebrochen ist. Dieses Mißtrauen ist nur zu begreiflich, nachdem wochenlang „von zuständiger Seite" erklärt worden ist, man denke nicht daran, den Widerstand aufzugeben, sondern werde ihn nur in „elastischern Formen" fortführen. Um zu beweisen, daß dies nicht mehr geplant sei, sondern daß man ernthaft und ehrlich Schluß machen wolle, gab es nur ein Mittel: man mußte sofort erklären, daß man, wenn nicht gleich, so doch in allernächster Zeit und von einem bestimmten Termin an bereit sei, die Reparationsleistungen wieder aufzunehmen. Barzahlungen verlangt Frankreich im Augenblick nicht. Es fordert Kohle. Kohle ist zur Genüge da. Die Halden im Ruhrgebiet sind voll, weil das unbesetzte Deutschland nicht mehr gesonnen ist, sich von den Preisdiktatoren aus Essen und Mühlheim ausbeuten zu lassen, sondern mit Recht die billigere oder höchstens gleich teure englische Kohle vorzieht. Das Reich aber erklärt sich außerstande, Kohlenlieferungen an Frankreich zu bezahlen.

Worum handelt es sich? Um 1,2, wenn es hoch kommt, um 1,5 Millionen Tonnen im Monat, also um 30 bis 35 Millionen Goldmark. Ist das eine Summe, die das gesamte deutsche Volk heute außerstande ist aufzubringen? Die Reichsregierung hat in ihrer Note an die Reparationskommission, in der auf Grund von Artikel 234 des Versailler Vertrags eine Nachprüfung der deutschen Leistungsfähigkeit beantragt wird, offiziell von der Verordnung über die Rentenbank Mitteilung gemacht. Damit wollte sie offenbar dokumentieren, daß Deutschland guten Willens ist, seine Währung in Ordnung zu bringen. Vielleicht wollte sie aber auch zart andeuten, was für „Opfer" gegenwärtig der Besitz ohnehin schon leisten müsse. Tatsächlich kostet die Helfferich-Luthersche Währungsreform dem Besitz überhaupt nichts. Denn die Hypotheken, auf denen der Währungsplan aufgebaut ist, fallen ja nach Liquidierung der Rentenbank wieder fort, und die Verzinsung der Hypotheken wird aufgewogen durch die Dividende, die die Rentenbank den Hypothekengläubigern ausschüttet. Das Ganze ist also, privatwirtschaftlich gesehen, nur eine Farce. Dafür läßt sich aber die „Wirtschaft" von der Rentenbank einen Kredit von 1,2 Milliarden Rentenmark geben. Wie wäre es, wenn sie auf einen kleinen Bruchteil dieses Kredits verzichtete und ihn sofort dem Reich zur Bezahlung der Kohlenlieferungen zur Verfügung stellte? Oder wenn sofort die Großbanken, die Industrie und die Landwirtschaft sich verpflichteten, für den Rest des Jahres dem Reiche monatlich je 10 Milliarden Goldmark zur Verfügung zu stellen? Ist das unmöglich? Das zweite Kabinett Stresemann hat der Wirtschaft die Kohlensteuer erlassen, die, wenn sie voll bezahlt worden wäre, monatlich dem Reich 50 Millionen Goldmark eingebracht hätte. Gibt die Wirtschaft jetzt dem Reich monatlich 30 Millionen, so ist das nur ein schwaches Aequivalent.

Herr Doktor Stresemann hat, seitdem er Kanzler ist, in jeder Rede versichert, daß kein Opfer zu hoch sei, um die Freiheit des

deutschen Volkes und die Freiheit des deutschen Bodens zu retten. Auch in seiner hagener Cuno-Rede fehlt dieser Satz nicht. Aber wenn das mehr sein soll als eine Phrase, dann ist höchste Zeit, die potenten Wirtschaftskreise auch endlich zu Leistungen, und zwar zu sofortigen Leistungen heranzuziehen. Mit schönen Verheißungen und Reparationsplänen, daß die Privatwirtschaft in drei, vier Jahren ein paar hundert Millionen aufbringen werde, ist es nicht getan. Wenn es der Regierung und wenn es wenigstens einem Teil der Wirtschaftler ernst damit ist, für die Freiheit deutschen Bodens und für den Bestand des Reiches materielle „Opfer" zu bringen, dann muß sofort geopfert werden. Ob man mit der Wiederaufnahme der Reparationslieferung noch die politische Abtrennung der Rheinlande und die völlige wirtschaftliche Loslösung des Ruhrgebiets verhindern kann, ob es nicht schon zu spät sein wird, ist schwer zu sagen. Aber ein Verbrechen wäre es, nicht einmal den Versuch zur Rettung zu machen.

Inflationsreklame

Was zu befürchten war, hat sich prompt erfüllt: die Reichsbank wird die Kredite der Rentenbank an die Privatwirtschaft nicht auf Goldmark lautend, sondern in Rentenmark weitergeben. Das Spiel kann also von neuem beginnen. Man pumpe Rentenmark, suche künstlich den Kurs zu drücken und gebe sie nach drei Monaten in entwertetem Gelde zurück.

Aber auch sonst wird Alles zur Eröffnung der neuen Inflationsperiode getan. Eine Meisterleistung auf diesem Gebiet ist die amtliche Reklame für die Goldanleihe. Da die Mark auf den hundertsten Teil eines Sowjetrubels gesunken ist, ist die Bevölkerung gewillt, Alles eher zu nehmen als Papiermark. In Ermanglung andrer wertbeständiger Zahlungsmittel klammert man sich an die sogenannte Goldanleihe. An dieser Anleihe ist ohnehin leider nichts golden als der Name. Das Reich hat sie zwar mit den schönsten Bürgschaften ausgestattet: die Privatwirtschaft ist dafür mit ihrem ganzen Besitz „verhaftet", der Reichsfinanzminister hat die Befugnis, die Vermögenssteuer — die eben wegen völliger Ertraglosigkeit suspendiert wird — zur Sicherung des Zinsendienstes zu erhöhen und dergleichen mehr. Aber in einem Staat, der nur 0,2 Prozent seiner Ausgaben durch Steuern deckt, kann man zu finanziellen Schutzmitteln dieser Art begreiflicherweise kein rechtes Vertrauen haben. Die einzige wirkliche Sicherheit, die die Goldanleihe bietet, ist das Versprechen, das der Staat jeweils so viel Papiermark zu drucken imstande ist, daß er den Dollargegenwert der Goldanleihe in Papiergeld bezahlen kann. Auch dieses Versprechen ist, bei genauer Besichtigung, noch gar nicht so sehr glaubwürdig. Denn wie die letzten Jahre gezeigt haben, ist der Staat durchaus nicht imstande, durch Anspannung der Notenpresse sich mehr wirkliches Geld zu verschaffen, sondern der Geldwert nimmt im Gegenteil schneller ab, als nach der Qualitätslehre der Vermehrung der Geldmenge entsprechen würde. Tatsächlich verringert sich fortgesetzt der Goldwert des gesamten Notenumlaufs. Aber gleichwohl glaubt man vorläufig dem Reich, daß es jeweils so viel Papiermark aufbringen kann, um die Goldanleihe annähernd zum Dollarkurs einzutauschen.

Dieser Glaube stützt sich vor allem darauf, daß die Goldanleihe bislang einen gewissen Seltenheitswert hatte. Grade weil das Anleihe-

ergebnis ziemlich schlecht war, hielt sie sich im Kurse. Um den Glauben an die Wertlosigkeit der Goldanleihe aber möglichst schnell zu popularisieren, läßt jetzt die Reichsregierung an allen Litfaßsäulen anschlagen, daß „ab Ende dieser Woche täglich etwa für 8 Millionen Goldmark Goldanleihestücke hergestellt werden". Die Rotationsgeschwindigkeit, mit der die Goldanleihepresse arbeitet, wird leider nicht angegeben. Ebenso fehlen Angaben darüber, mit wieviel Pferdekräften gearbeitet wird. Aber die Zahl der Pferde muß ziemlich groß sein.

Der letzte bayrische Republikaner

von Hellmuth Krüger

Zündebold, ein großzügiger Unternehmer mit rotem Bart,
Zeigte auf Jahrmärkten, städtischen Juxplätzen und Vogelwiesen
Einen Riesen,
Zwei Liliputaner
Und ein Subjekt eigentümlichster Art:
Huber, den letzten bayrischen Republikaner.
Dieser stammte tatsächlich aus Feldmoching, nicht etwa aus Sachsen,
Aeußerlich trug er die Nationaltracht und war normal gewachsen.
Aber innerlich war er phaenomenal konstruiert
Und gerichtsärztlich erwiesen republikanisch orientiert.
Er hielt eine schwarzrotgoldene Fahne in der linken Hand
Und antwortete auf jede Frage fließend und gewandt.
Konnte man ihn zum Reden bringen
Und unterbrach ihn nicht Witze
Oder eine herbe Kritik,
So sprach er von unerhörten Dingen:
Er nannte Deutschland eine Republik
Mit einem Präsidenten an der Spitze,
Mit einer Verfassung, die das Volk sich gegeben,
Er gab vor, weder für einen Kaiser noch für einen König zu leben,
Und interessierte sich für keinen Prinzen und für keinen General,
Und das Militär sei ihm überhaupt ganz egal.
All dies sagte er bei klarem Verstand
Mit der schwarzrotgoldenen Fahne in der linken Hand.

Zündebold machte Riesengeschäfte mit diesem seltsamen Mann,
Niemand sah den Riesen an,
Keiner guckte auf die beiden Liliputaner,
Alles starrte auf Huber, den letzten lebenden bayrischen Republikaner.

In Tuntenhausen auf der Vogelwiesen
Beschlagnahmte die kgl. bayrische Behörde diesen
Und hat ihn außer Landes verwiesen.

Zündebold verkaufte seinen Riesen
Und seine beiden Liliputaner
Für Devisen,
Und sucht jetzt vergeblich einen bayrischen Ersatz-Republikaner.

Bemerkungen

Sachsens andre Seite

In Nummer 42 der ‚Weltbühne' macht Hermann Windschild unter dem Titel: ‚Das junge Sachsen' Ausführungen, die Sachsen und besonders Leipzig als einen gradezu idealen Aufenthaltsort erscheinen lassen.

Mir blieb, als ich diesen Aufsatz gelesen, nur übrig, melancholisch die Augen gen Himmel zu richten und zu seufzen: „Ach, wenn das Alles doch so wäre!" Denn ich, der ich das Unglück habe, seit etwa sechs Jahren in Leipzig zu leben, bin zu meinem größten Leidwesen nicht in der Lage, die hiesigen Verhältnisse so zu idealisieren, wie Hermann Windschild tut.

Zugegeben, daß Sachsen über eine ehrlich republikanische Regierung verfügt, zugegeben, daß Zeigner der bei weitem vernünftigste aller amtierenden Politiker ist: es bleibt doch noch immer mehr als ein Erdenrest, zu tragen peinlich.

„Wie die Stadt, so das Blatt!" sagt man. Leipzig und Sachsen haben die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten'.

Es braucht hier keiner von den berechtigten Vorwürfen wiederholt zu werden, die seit Jahren gegen diese Zeitung erhoben werden, es braucht nur darauf hingewiesen werden, daß ausgerechnet diese Zeitung in Sachsen am meisten gelesen wird, und man hat sofort einen Beweis für die Verlumpung der öffentlichen Meinung in Sachsen.

Und das Bürgertum, das seine geistige Nahrung durch Herrn Herfurth bezieht, soll die Söhne hervorgebracht haben, von denen Windschild spricht? Jawohl, die Jugend der leipziger höhern Schulen wird deshalb keinen Techow hervorbringen, weil sie begeisterungsunfähig, denkfaul, gesinnungsträge und feig ist wie der Sachse überhaupt. (Womit beileibe nicht behauptet werden soll, daß die Meuchelmordjünglinge des Herrn Ehrhardt intelligent und mutig gewesen wären.) Nein, einen Techow wird es in Leipzig nicht geben — aber am Vorabend des Kapp-Putsches haben als Erste leipziger Gymnasiasten die Knarre an der zeitfreiwilligen Backe gehabt, um auf verfassungstreue Arbeiter zu schießen. Und ob ‚Der deutsche Hinkemann', der seine Wirkung einzig aus der menschlichen Anteilnahme an dem Privat-Schicksal seines Autors zieht, ob dieser müde, resignierende Verzicht auf eine Aenderung unsrer unsittlichen Weltordnung tatsächlich von einer „Gemeinde" jugendlicher Menschen bejubelt zu werden verdient, erscheint mir sehr fraglich. Ich meine eher, das antireaktionäre Leipzig (mit einem Zusatz von Kapp-Putsch-Gymnasiasten) könne nichts weniger gebrauchen als Resignation, die in diesem politischen Augenblick gradezu reaktionär wirkt.

Und abgesehen von Toller: wie ist das öffentliche Leben, wie das Künstlerische von Cliquentum verseucht! Wie wird jedes junge Talent systematisch totgeschwiegen und unterdrückt, ohne daß selbst die „sozialistische" Presse für notwendig hielte, dem zu steuern!

Nein, nein, Herr Windschild, Sie irren: Leipzig hat keine „klare, scharfe und reine", sondern eine muffige, dumpfe, stickige Atmosphäre.

Das ist Sachsens andre Seite, deren Existenz das Land zu einem Paradoxon macht: seine Regierung ist die einzige einem Republikaner erträgliche im Reiche — aber sein öffentliches Leben kann dem Geistigen ein „Training für die Hölle" sein.

R. A. Sievers

Hagen

Ueber die Vorgänge in Bayern wollte man Präventivzensur verhängen. Im letzten Augenblick — die münchner W.T.B.-Meldungen trugen schon den Vermerk: „Von der Zensur genehmigt" — sah man davon ab.

Mit Recht; denn offene Erörterung der Streitfrage konnte der Klärung nur dienen. Eine freiwillige Zensur aber hat sich die deutsche Presse auferlegt in der Rheinfrage. Und doch ist die Rheinfrage die Reichsfrage. „Robur imperii", Kraft und Mark des Reiches, nannte der mittelalterliche Chronist das Rheinland. Das ist es noch heute. Dort, wo einst der grimme Hagen Siegfried den Tod bereitete, wo einst Louis XIV. den Sonderbund protegierte, dort wird auch jetzt des Reiches Schicksal. Die Sonderbündler unsrer Zeit sind, vorläufig, jämmerliche Wichte, Schieber, auf Bereicherung ausgehend, in Grüppchen zerspalten und deshalb kraftlos. Diese Sonderbündlerei ist zum Fiasko verurteilt. Unzweifelhaft aber ist, daß die Rheinfrage als eine internationale Frage unmittelbar vor ihrer Lösung steht. Louis und Hagen vereint sind eine Macht, die weiß, was sie will. Wenn rheinische Männer von Ansehen und Rang die Führung der Bewegung in die Hand nehmen, so ist das ganze Rheinland eines Sinnes. Die preußische Regierung hat schwer gesündigt durch die Verhinderung der Autonomisierung des Rheinlands im Rahmen des Reiches. Sie glaubte, damit dem Reiche zu dienen. Jetzt aber geht der Streit nur noch darum, ob das neue Rheinland überhaupt im Rahmen des Reiches bleiben soll. Die Reichsregierung scheint, endlich, erkannt zu haben, was auf dem Spiele steht. Dem Kanzler ist schließlich nichts übrig geblieben, als nach Hagen zu fahren. Nomen est omen.

Conrad Munk

Beiläufigkeiten

Korrektur Nietzsches

„Du gehst zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht!" Aber du kannst auf diesem Gang ruhig auch einen Conditorladen betreten und ein Pfund Marrons glacés mitnehmen. Vielleicht brauchst du dann die Peitsche gar nicht.

Schauspielkunst

Es gibt nur zwei Arten Schauspieler: solche, für die das Leben der dargestellten Figur erst beginnt, wenn sie die Bühne betritt; und solche, für die es überhaupt erst beginnt, wenn sie nicht mehr auf der Bühne ist. Mitterwurzers erschütterndster Moment war, wenn Graf Lerma sagt: „Der König weint". In diesem Augenblick ist Philipp gar nicht auf der Bühne.

Harry Kahn

Allerseelen 1923

Zum letzten Male gehn wir ins Theater,
Zum letzten Mal rührt uns ein Fatty-Film.
Wir wissen längst nichts mehr von Rausch und Kater.
Heil Kaiser Wilm!

Wir wären gern, so gern einmal nach Schweden
Und nach Italien gereist — vorbei!
Laß uns noch einmal von Taïroff reden
Wie einst im Mai!

Wir hören Symphonien durch Plakate.
Wann kauft ich, Edith, dir das letzte Buch?
Nichts trinken können (außer Limonade)
Ist bittrer Fluch.

Lebt wohl, Ihr Erven Bols, Ihr Majonnaisen!
(Ihr wurdet längst schon Herz und Magen fremd.)
Hast du der „Combination" Preis gelesen?
Lou, trag ein Hemd!

Der Gashahn funkelt freundlich. (Nur nicht zaudern,
Ist auch die Sorte Tod nicht eben fair . . .)
Laß uns noch einmal von der Liebe plaudern!
Es geht nicht mehr.

Heinrich Wiegand

Erklärung

Nachdem ich mich überzeugt habe, daß die von mir in dem Artikel ‚Die Erdolchten' der ‚Weltbühne' vom 30. März 1922 gegen die Offiziere der Reichswehr im Allgemeinen und gegen einzelne von ihnen im Besondern erhobenen Vorwürfe sachlich unbegründet sind, nehme ich diese mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.

Ignaz Wrobel

Antworten

Bruchsaler. Sie beschweren sich, daß Morus, in Nummer 40, die Vorauszahlung der Beamtengehälter einen Unfug genannt hat. Und teilen mir gleichzeitig mit, daß Sie, mit einem Friedensgehalt von 300 Goldmark, für den Monat Oktober — bei einem Dollarstand von 242 (Sie schreiben irrtümlich: 140—145) Millionen — 9 Milliarden Mark, also 37,5 Dollar oder 157 Goldmark empfangen haben. Hätten Sie dieses Geld — und das stand Ihnen frei — sofort in Dollarschätzen, in Goldanleihe oder in Waren angelegt, so wäre, da die Gesamtlebenskosten in Bruchsal wie in Berlin, auf Goldmark umgerechnet, immer noch etwas niedriger sind als vor dem Kriege, Ihr Realeinkommen um etwa ein Drittel geringer gewesen als anno 13. Die 37 Dollar waren aber nur ein Teil Ihres Oktobergehalts. Seitdem haben Sie Woche um Woche Nachzahlungen von sehr respektabler Höhe bekommen, sodaß Ihr Gesamteinkommen im Oktober Ihr Friedensgehalt erreichen, wenn nicht übertreffen wird. Und dieses zu einer Zeit, wo berliner Qualitätsarbeiter einen Wochenlohn von noch nicht einem Dollar erhielten und für ein Pfund Margarine 9—10 Stunden, für einen Zentner Briketts 12 Stunden, für ein Pfund Butter 2 Arbeitstage, für ein Arbeitshemd mehr als 1 Woche, für ein Paar Stiefeln 4—6 Wochen und für einen gewöhnlichen Arbeitsanzug 20 Wochen arbeiten mußten. Trotzdem gönnt Ihnen gewiß Jeder, daß Sie wenigstens auf Ihrem Friedensstandard geblieben sind. Der Unfug ist nicht dessen Höhe, sondern die Art der Zahlung, die bewirkt, daß das Reich auf ein Mal Riesenmengen Papier in Umlauf setzen muß, wovon eine neue Geldentwertung die notwendige Folge ist. So hatte das Reich, hauptsächlich infolge der Gehaltsvorauszahlungen, vom 20. bis 30. September 39 000 Billionen Mark Ausgaben, denen 81 Billionen oder 0,2 Prozent Einnahmen gegenüberstanden. Diesen Zustand werden zweifellos auch Sie als unerträglich bezeichnen.

Schlitzauge. Die Zeitungen haben von der japanischen Katastrophe eine zehnmal so arge Schilderung gegeben wie die Filialen der deutschen Exportfirmen in Briefen an ihre hamburger Stammhäuser. Das Unglück bleibt groß genug; und die Zeitungen müssen wohl, ihrer Mißnatur gemäß, übertreiben. Aber allzu sehr übertrieben scheint mir, daß eine unverkennbar republikanische Zeitung den Satz druckt: „Und selbst in den kaiserlichen Palast wagten sich die Flammen“, einen Satz, den der Gewährsmann, das geht aus dem ganzen Zusammenhang hervor, keineswegs ironisch gemeint hat. Wie respektlos von diesen ostasiatischen Elementen! Die deutschen hassen zwar auch das Gebild von Menschenhand, würden aber vor einem Monarchensitz unzweifelhaft erschreckt stramm stehen.

Moritz Heimann. „Ein kleiner Beitrag von mir, den die ‚Weltbühne‘ brachte, wurde von zwei angesehenen Tageszeitungen nachgedruckt, beiläufig ohne vorherige Frage noch sonstige Mitteilung, was ja verständlich ist. Beide Zeitungen zahlten unaufgefordert ein Honorar; die eine 60, die andre 150 Millionen. Das war an dem Tage, wo ichs bekam, auch an dem Tage, wo es abgeschickt wurde, das erste Mal knappe 5 Pfennige, das zweite Mal etwas über 1 Pfennig. Nichts — wäre sehr viel mehr gewesen; Nichts — wäre nicht für den ganzen Stand beleidigend. Und davon noch abgesehen: diese fünf Pfennige und dieser eine Pfennig machten nötig, daß, um nur die wichtigsten Instanzen aufzuzählen, Postanweisungen ausgefüllt, daß sie auf die Post gegeben, im Eisenbahnzug befördert, einem Landbriefträger zugezählt, eine halbe Meile getragen und von mir quittiert wurden. Hätte ich ein Drittel dem Boten als Trinkgeld gegeben, so würde ich Firdusi, er der Verspottete gewesen sein. Wir kennen ja den Irrsinn

und erfahren ihn täglich; aber manchmal tut ein zufälliges Beispiel einem wohler als ein Leitartikel. Meine Herren Verleger, ein Brot kostet 10 Milliarden; gebt lieber Nichts." Das werden sie sich nicht zweimal sagen lassen. Und werden sich, gebildet wie sie sind, auf Schopenhauer berufen, bei dem steht: „Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grunde der Verderb der Literatur . . . Es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt." Und sie, die Zeitungsverleger, wollen, selbstverständlich, nur gute Beiträge haben.

Justizminister Radbruch. Was dünket Euch um Fechenbach?

Schlesier. In Nummer 41 ist über die Unterschrift: Dr. Gerhart Hauptmann leise gelächelt worden. Da fragen Sie nun, ob denn erwiesen sei, daß die Hinzusetzung des Doktortitels von dem Dichter und nicht vielleicht von den Veranstaltern des Mahler-Zyklus stamme. Es ist erwiesen. Vor zehn Jahren wurde das Deutsche Künstler-Theater in Berlin eröffnet. Auf dem Zettel des ‚Wilhelm Tell' stand: Regie Dr. Gerhart Hauptmann. Ich verulkte die Sozietäre ein bißchen ob dieser Geschmacklosigkeit. Sie erklärten mir, daß sie tagelang auf ihren Regisseur einzuwirken versucht hätten, da ja doch Gerhart Hauptmann stärker töne als Dr. Gerhart Hauptmann; aber es sei vergebens gewesen. Da wird sich in den nächsten zehn Jahren sicherlich auch nichts ändern.

Hugo L. Selbst der fanatische Antisemit Hans Blüher hat in seiner ‚Secessio judaica' vorausgesagt, daß Deutschland an der viehischen Ermordung eines Adelsmenschen wie Gustav Landauer nicht leicht zu tragen haben werde. Seine Prophezeiung geht über alle Erwartung fürchterlich in Erfüllung. Nein, kein Volk entledigt sich ungestraft solcher Führernaturen. Diese hier — noch eindringlicher gegenwärtig als aus ihren Büchern wird die Reinheit und Ganzheit ihres Wesens aus den Revolutionsbriefen, die jetzt die Neue Rundschau zu drucken beginnt. Ein Satz für viele: „Wir brauchen ein völlig neues Zeitungswesen, und ich würde keinerlei Gewalttat scheuen, um die alte Presse zu vernichten." Es ist ein geschworener Feind der Gewalt, der so spricht. Er ist eben an den Quell des Uebels gedrungen und weiß, daß der in seiner Giftigkeit hygienischer Maßnahmen spottet. Da die Presse die Zustände nicht nur spiegelt, sondern auch macht, mögen diese sich bei jener bedanken, daß sie sind, wie sie sind. Tatsächlich ist jeder Versuch des Landes, gesund zu werden, einfach hoffnungslos, solange es überall Blätter duldet wie den Berliner Lokalanzeiger, deren Meinung von den verruchtesten Volksverderbern gekauft ist. Der Begriff der Pressefreiheit muß revidiert werden. Blätter, die sich der innern Freiheit entledigt haben, dürfen nicht die äußere behalten, mit ihrer Jauche die Gefilde ringsum zu verpesten.

Mitteilung.

Vom 1. bis 8. November kostet bei einer Buchhändlerschlüsselzahl von 16 Milliarden

das Abonnement für November 16 Milliarden Mark,
fürs IV. Quartal 1923 48 Milliarden Mark.

Die Einzahlung kann entweder auf das Postscheckkonto Berlin 11 958 oder auf das Bankkonto des Verlags der Weltbühne bei der Darmstädter und Nationalbank, Charlottenburg, Kant-Straße 112, erfolgen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Präsident Masaryk von Joseph Friedfeld

London, 1. November 1923

Das Labyrinth des menschlichen Herzens ist ein seltsames und unausforschliches Geheimnis. Hier war ein Mann, der ein Menschenleben lang in dem Gewühl politischer Kämpfe, im Getümmel meist mitten drin, sich seine Reinheit bewahrte, der einer der wenigen Gerechten schien, um derentwillen dies jämmerliche Weltspiel noch immerhin weiterlaufen darf. Ein Mann, der wagte, zu Ende zu denken und für die Wahrheit, unbekümmert um die Folgen und um Gunst oder Ungunst, einzustehen. Mit einem Volk innerlich tief verbunden, glaubte er doch, aus ehrlicher Liebe und aus der Not des Gewissens heraus ihm oft entgegentreten zu müssen, der Prophet sein zu müssen, der sein eignes Volk schilt, und der ihm deshalb als Verräter oder Narr erscheint. Er war angefeindet und vereinsamt unter der Last dieses schweren Amtes durch ein volles Menschenleben. Wenn in spätern Zeiten das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts seinen Geschichtsschreiber finden wird, dann wird er den Kampf der Dreyfusards gegen die französische Gesellschaft im Namen der Wahrhaftigkeit des Einzelgewissens und den Kampf gegen die nationale Prestigelüge der Königinhofer Handschrift gemeinsam nennen als die leuchtendsten Versuche, der drohenden Unterjochung des Einzelgewissens unter die mörderische Autorität des Nationalstaats zu entgehen.

Die damals als Männer im Vordergrund standen, sind heute Greise. Und es ist wie eine geheimnisvolle Rache des allgemeinen Masseninstinkts auch in Denen, die mit Anpassung all ihrer Kräfte wachen, daß er plötzlich und doch fast unbemerkt langsam den Mann überwindet. Zuerst ein leichter Schritt, noch ganz aus dem Geiste persönlicher Freiheit und Wahrheit geboren, und doch schon ein Schritt abseits, ein Schritt näher den Mächten, die in den Abgründen lauern, die den schmalen Weg des Gerechten umfangen. Und von da an der natürliche Kampf um den Rest des mählich erlahmenden Heroismus, mit dem man einst den Verlockungen des Abgrunds widerstand. Ein Schritt zieht mit Notwendigkeit eine Reihe andrer nach sich, jeder nächste schwerer und doch wieder schon leichter als der vorhergehende. Bis die Gestalt des einst so unzweideutigen Mannes in einem ungewissen Nebel verschwimmt, der aus wehmütigen Erinnerungen gewesener Kraft und aus den unvermeidlichen Folgen menschlicher Schwäche gewoben ist.

Dies ist auch die Geschichte Thomas Masaryks, des Präsidenten der tschechoslowakischen Republik.

Masaryk war in Paris, Brüssel und London. Man sagt, er sei hingefahren, um die Notwendigkeit der Entente zu betonen. Das wäre wünschenswert, denn in dem heutigen Chaos Europas ist die Zusammenwirkung und die gegenseitige mildernde Beeinflussung des französischen und des englischen Interessenimperialismus nötig. Man sagt auch, Masaryk sei hingefahren, um eine Neutralitätserklärung seines Heimatstaates durchzusetzen. Möglich, daß Masaryk im tiefsten Herzen solche Pläne trägt, aus Erinnerung und aus staatsmännischer Klugheit,

und kein Zweifel, daß dies für die Existenz seines Staates und für den Frieden Europas ein Glück wäre. Aber soweit die äußern Vorgänge und die Reden beweisen, hat Masaryks Reise, vielleicht wider seinen Wunsch, andre, weniger glückliche Perspektiven eröffnet. Er mag die Entwicklung selbst tief beklagen — und kann sich ihr doch nicht mehr entziehen.

Masaryks Empfang in London war herzlich, aber schlicht. Es war darin etwas, das wie Rücksicht auf Masaryks vergangene Menschlichkeit anmutete. Dagegen war das Schauspiel des Aufenthaltes in Frankreich eine grelle Dissonanz zur Vergangenheit. Ich weiß nicht, ob der greise Präsident schmerzlich empfunden hat, daß sein Einzug in Paris, unter Salutschüssen, unter Aufgebot ganzer militärischer Armeen, mit dem verschwenderischen Zeremoniell der Hohenzollern, dem glich, den etwa Wilhelm II. seinem Vetter Nikolaus zu bereiten pflegte. Für uns, die wir wissen, wie wenige Menschen es gibt, die sich auch nur durch einen langen Abschnitt ihres Lebens in dem Getriebe der Oeffentlichkeit bewährt und bewahrt haben wie einst Masaryk — für uns war es fast wie ein Symbol des Zusammenbruchs einer Zivilisationsepoche, deren letzte Schimmer verglühen, ohne daß man noch mit Sicherheit die Morgenröte einer neuen feststellen könnte. Was Masaryk und Benesch, Millerand und Poincaré verhandelt haben, ist unbekannt; aber der Abschluß des Ganzen läßt darauf schließen, daß die Franzosen den Sieg davongetragen haben, weil das Böse des Guten nur schwer, des Unentschiedenen und dem Bösen schon halb Verfallenen leicht Herr werden kann.

Der Abschluß aber waren die Armeeschauspiele in Chalons und Tahure. Die neusten teuflischen Entdeckungen zum Massenmord wurden Masaryks fachmännischen Augen gezeigt. Um ihn herum standen Herr Maginot, Frankreichs reaktionärer Kriegsminister, und die Generäle Foch, Gourand, Buat nebst Mittelhauser, dem französischen Kommandanten der tschechoslowakischen Armee. Da waren die neuen 220 Batterien, die neuen Luftflotten und als Höhepunkt die neusten Tanks, Modell 2 C, die 70 Tonnen schwer sind. „Ihr Marsch vermochte sicherlich Diejenigen zu interessieren und zu überraschen, die sie noch nicht kannten, aber es war mehr noch ein Gefühl der Bewunderung als des Erstaunens, von dem man ergriffen war, wenn man ihre außerordentliche Durchschlagskraft sah. Es war Foch, der die Bedeutung des Schauspiels zusammenfaßte in seiner Ansprache an Masaryk: ‚Die Tschechoslowakei ist befreit, aber ihre Unterdrücker von gestern bedrohen sie noch immer, und sie kann ihre Sicherheit nur wahren, wenn sie sich in einem permanenten Verteidigungszustand erhält und sich auf diejenigen der westlichen Nationen stützt, die auf dieselben liberalen Prinzipien begründet sind wie sie.‘ Und wie Masaryks Antwort tönten die schon vorher gesprochenen Worte: ‚Frankreich kann in guten wie bösen Tagen auf uns rechnen.‘ “

Daß eine Militärkonvention in Paris schon jetzt abgeschlossen worden ist, wie sie Fochs Besuch in Prag vor sechs Monaten vorbereiten sollte, ist unwahrscheinlich. Aber ein Schritt in dieser Richtung ist unzweifelhaft geschehen. Zu gleicher Zeit hat Frankreich Polen und der Kleinen Entente ein Darlehn von 1200 Millionen Francs für Rüstungszwecke versprochen. Der französische Senator Henry Bérenger hat in Warschau kürzlich erklärt: „Ich bin überzeugt, daß die Bewilli-

gung eines Kredites an Polen (trotz der schweren Finanzlage Frankreichs) für unsre beiden Länder nötig ist. Frankreich muß diese Anstrengung im Interesse des Friedens selbst machen. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Armee die beste Friedensgarantie . . . Unsre zwei Nationen werden wie zwei mächtige Wächter Europa gegen die Barbarei verteidigen." Nicht weniger deutlich hat der Bericht einer tschechoslowakischen Studienkommission das Milizwesen in der Schweiz betreffend die Einführung des Milizsystems in der Tschechoslowakei abgelehnt, da die Bewohner der Tschechoslowakei nicht mit gleicher Liebe an ihrem Staat hängen wie die Schweizer. So bleibt trotz der Deklaration von Washington und dem ersten Paragraphen des tschechoslowakischen Wehrgesetzes die stehende Zwangsarmee für alle absehbare Zeiten das Zeichen eines „permanenten Verteidigungszustands" der Republik gegen ihre „Unterdrücker von gestern".

Die Tschechen sind ohne Zweifel ein staatenbildendes Volk wie keines unter den neuen Staaten, intelligent, fleißig, freisinnig. Dennoch leidet ihr Staat krasser noch als der oesterreichische an der Fiktion des zentralistischen Nationalstaats. Die Slowaken und die Deutschen könnten sich in dem Staat leicht wohlfühlen, wenn es auch ihr Staat wäre, der Staat eines jeden Bürgers, wenn sie nicht gleichsam Gäste im Staat eines andern wären. Die Tschechen selbst würden von einer äußern Sicherheit, die nicht durch Zwangsarmeen, sondern durch die Zufriedenheit aller Staatsbürger erzielt wäre, nur gewinnen. Der Präsident der Republik mag noch immer diesen Traum in sich tragen; seine Handlungen aber und seine Aeußerungen stehen dazu in Widerspruch. Es zeigt sich, wie der erste falsche Schritt, das erste Nachgeben dem national-politischen Machtwahn gegenüber auch reine Menschen immer weiter führt. Masaryk hat die tschechischen Legionen in Rußland geschaffen; gegen seinen Willen und doch in zwangsläufiger Folge seiner Worte und Taten sind sie das Werkzeug der dunkelsten Gegenrevolution geworden, Söldner des westeuropäischen Kapitalismus, bis sich das Gewissen des einzelnen tschechischen Soldaten in Sibirien, zwischen nationalen Vorwänden und innerer Wahrhaftigkeit hin und her gerissen, dagegen zu empören begann. Gegen Masaryks Willen und doch in zwangsläufiger Folge aller seiner Worte und Taten der letzten Jahre gerät die Tschechoslowakei heute wieder in eine ähnliche Lage. Und neben dem Fall Wilson ist der Fall Masaryk der Beweis, daß schwächlicher Humanismus im Kampf mit den Vertretern der herrschenden Interessen trotz schmerzlichem Widerstand nachgeben muß, wenn er einmal, und sei es selbst um bester höherer Ziele halber, ihre Bundesgenossenschaft angenommen hat.

Auf die Geschichtschreiber dieser Zeit

Wer vormahls seiner Zeit Geschichten wolte schreiben
Und eines Thuns Verlauff in Bücher einverleiben,
Der war damit vergnügt, wenn er nicht möchte lügen:
Wer itzt gnug lügen kan, der hat schon sein Vergnügen.
Der saget Nein, der Ja; der wieder Ja, der Nein:
Wem glaubt das arme Volk, das kurtz nach uns wird sein?

Johann Peter Titz
(Schulrektor in Danzig, 1619—1689)

Beamtenabbau von *,*

Bald nach der Bildung des ersten Kabinetts Stresemann teilte der Reichspräsident dem Reichskanzler in einem Schreiben mit, daß er mit Rücksicht auf die allgemeine Notlage des Reiches und seiner Bevölkerung auf einen Teil seiner Repräsentationsgelder verzichte. Man hat noch nicht gehört, daß dieses gute Beispiel nachgeahmt worden ist. Optimisten sprachen die Erwartung aus, daß in Edelvaluta hochbezahlte Auslandsbeamte es tun würden, aus freien Stücken, um dem Reich die Aufbringung der Lasten für die Erhaltung des ganzen Auslandsapparats zu erleichtern. Aber als das Auswärtige Amt allen Missionen mitteilte, daß die Gehälter der Auslandsbeamten in Zukunft um 10 Prozent gekürzt würden, es selbstverständlich nicht aus eigner Initiative mitteilte, sondern auf Drängen des Finanzministeriums, das damals noch Herrn Hilferding unterstand: da stimmte Niemand freudig zu. Hingegen erhoben sich „flammende Proteste“ und zwar grade aus den Kreisen der höchst und allerhöchst Bezahlten.

Inzwischen kamen die verschiedenen Gesetze und Verordnungen über den „Beamtenabbau“, das heißt: die zahlenmäßige Verminderung der vom Reich bezahlten Personen. Die Wirkung dieser Gesetze auf die verschiedenen Ministerien war nicht einheitlich. Einige Aemter sollten 25 Prozent, andre 30 bis 40 Prozent, manche sogar bis 50 Prozent ihres Personalbestandes abstoßen, wirklich „abstoßen“, da ja doch freiwillig selbstverständlich Keiner geht.

Das Heer der vom Reich Bezahlten teilt sich bei der Beurteilung und in der Wirkung dieser Maßnahme in zwei Gruppen: die Beamten und die Angestellten. In einigen Aemtern plant man, Beamte und Angestellte in gleichem Prozentsatz zu vermindern; zum Beispiel sollen im Auswärtigen Amt 25 Prozent der Angestellten und 25 Prozent der Beamten entlassen werden. Dazu ist aber zu bemerken, daß die Verminderung der Beamten für das Reich keine beträchtliche Entlastung bringt, denn diese Beamten können nur zur Disposition gestellt oder pensioniert werden, beziehen also einen großen Teil ihres Gehalts weiter, während die Angestellten einfach entlassen werden können. Dies geschieht auch in vielen Fällen mit unbedenklicher Rigorosität. Kein Wunder, daß sich die Betroffenen heftig zur Wehr setzen. Dabei stehen die Beamten auf dem Standpunkt, daß sie verbriefte Rechte haben, die ihnen nicht verkürzt werden dürfen; während die Angestellten nur soziale Gründe ins Feld führen können — außer der Tatsache, daß sich unter ihnen viele befinden, die nicht leicht ersetzbar sind, weil man sie auf Grund besonderer Kenntnisse oder Fähigkeiten für den Dienst des Reiches verpflichtet hat.

Man wird nun ohne weiteres zugeben müssen, daß, welche Härten auch immer die vom Finanzministerium verlangten Maßnahmen für das Heer der Angestellten mit sich bringen, die Auffassung der Beamten sowohl rechtlich wie fiskalisch viel für sich hat. Das Reich kann die bisherigen Zahlungen nicht weiterleisten. Es befindet sich in einer Zwangslage, und da in den letzten Monaten, ja eigentlich in den ganzen fünf Jahren nach dem Kriege immer über die wasserkopfartige Entwicklung des Beamtenapparats bei Beibehaltung der alten Angestellten geklagt worden ist, wird man dem Unheil seinen Lauf lassen müssen. Auch in andern Ländern, in Oesterreich, in Rußland, haben tausende

von ehemaligen Beamten, Hofbeamte und Staatsbeamte, notgedrungen ihr Leben neugeordnet und sich auf eine Tätigkeit im freien Erwerbsleben umgestellt. Dies hat auch, wie anerkennend hervorzuheben ist, ein sehr großer Teil der Offiziere der ehemaligen deutschen Armee getan. Warum nicht die Angestellten und Beamten?

Fragt sich nur, ob bei dem Beamtenabbau mit dem Ernst, der Gründlichkeit und der Gerechtigkeit vorgegangen wird, die allein diesen Maßnahmen den Erfolg sichern würden. Im Bereich des Auswärtigen Amts, das insofern die teuerste Behörde ist, als es im Ausland viele äußerst kostspielige Missionen unterhält und deren Personal- und Sachausgaben mit sogenannter Edelvaluta deckt, werden zunächst erhebliche Neuaufwendungen in Gestalt von kostspieligen Dienstreisen gemacht. Man reist nach Skandinavien und auf den Balkan, man reist nach Spanien und nach Kleinasien, man reist in die an Deutschland angrenzenden Staaten. Manchmal reisen Beamte des Auswärtigen Amts, manchmal reisen Beauftragte des Sparkommissars, manchmal auch reisen beide zusammen, „um draußen einmal die Situation aus eigner Anschauung zu beurteilen". Dabei passiert wohl, daß einige Sekretäre, Stenotypistinnen, Beamte der Paßstellen dem Rotstift des Sparkommissars zum Opfer fallen; oder daß, umgekehrt, die Besucher von der ungeheuern Arbeitslast, die plötzlich auf allen Missionen draußen ruht, wenn Jemand hinauskommt, so erschüttert werden, daß sie auf Reformen verzichten. Inzwischen hört man von Schaffung neuer Stellen. Es werden Herren mit guten Verbindungen und Herren aus guten Verbindungen, die schon einmal aus dem Rennen waren, wieder hereingeholt. Es rücken in aller Eile vor Toresschluß in höhere Stellungen noch Beamte auf, die in der nächsten Gehaltsklasse auch ein höheres Einkommen beziehen; was besonders im Ausland beliebt ist. Dann wird der Abzug von 10 Prozent nicht mehr gespürt. Für das Reich aber handelt es sich in solchen Fällen immer um Dollar, Pfunde, Franken, Kronen und ähnliche teure Sachen. Die Anwendung dieses Systems ist verhältnismäßig neu. Sie hat sich erst in der Republik herausgebildet, denn früher war der Beamtenapparat ein geschlossenes Ganze, ein Staat im Staate, in den Niemand hineingelassen wurde, der nach Ansicht der sogenannten maßgebenden Stellen nicht hineingehörte. Die Zunahme des parlamentarischen Einflusses in der Beamtenregierung hat hier Mißstände mit sich gebracht, gegen die die Beamten der alten Schule sich auf die Hinterbeine setzten und heftig um sich schlugen. Das geschieht auch noch heute, und wo das Umsichschlagen nichts hilft, wird die Methode des Skunks angewendet. Es wird eine undurchsichtige und undurchdringliche Atmosphäre geschaffen, gegen die alle Sparkommissare und ihre Mitarbeiter macht- und hilflos sind.

Nur so konnte es kommen, daß noch jetzt, fünf Jahre nach dem Kriege, an einigen Stellen des Auslands Gehälter gezahlt werden, die auf der Basis der Kriegsteuerung errechnet, also gewissermaßen „überwertbeständig" sind. Dabei sind viele der Mißstände durchaus „in Ordnung". Das klingt paradox, ist aber doch einfach zu erklären. Was im Etat steht, was der Reichstag bewilligt hat, das auszuführen und die Mittel dafür zu verwenden, ist das Recht des Ministeriums. Nicht das gute Recht, aber das Recht. Und die Aemter, vor allem das Auswärtige Amt, haben das Prinzip, keine Stelle dauernd unbesetzt zu lassen, damit sie nicht aus dem Etat verschwindet und so dem Amt

verloren geht. Für das Auswärtige Amt sind heute wie früher die Missionen, die sich selbst erhalten, das heißt: bei denen die Einkünfte aus Paßgebühren so hoch sind, daß sie ihre Ausgaben decken und sogar noch Ueberschüsse liefern können, tabu. Für Finanzminister und Sparkommissar sind sie das nicht. Selbst wenn die Einkünfte aus Paßgebühren und ähnlichen Quellen so groß wären, daß das ganze Auswärtige Amt seinen Betrieb daraus decken könnte und noch Ueberschüsse hätte, dürfte es sich doch den Forderungen auf Abbau des Beamtenapparats nicht entziehen, sondern müßte die Gelder, die dann etwa frei würden, dem Finanzministerium zuführen und damit die schwere Geldnot des Reiches lindern. So weit aber ist es noch gar nicht einmal. Das Auswärtige Amt will ferner die Einrichtung der Kurierreisen erhalten wissen. Es werden immer noch Kurierreisen gemacht und zwar viele überflüssige. Die Kuriere nehmen „Depeschen-Kästen" mit und manche andern Gepäckstücke nebenbei. Wir können heute Depeschen in geheimer, geheimster, ganz geheimer und noch viel geheimerer Chiffre schicken, die schneller ankommen als jeder Kurier und mindestens ebenso sicher, denn selbst Kuriere sind schon abgefangen worden. Wir können auch Depeschenkästen, verschlossen, versiegelt, mit der Post schicken, denn wir haben keinen Kriegszustand mehr, und die Beförderung mit der Post ist in den fremden Ländern, wenn sichs nicht grade um den Urwald handelt, so zuverlässig, wie sie leider innerhalb der deutschen Grenzen nicht mehr ist. Diese ganze Einrichtung ist also veraltet. Man beseitige sie.

Wie aber kann im Großen Ordnung geschaffen werden? Nur so, daß die wirklich kundigen und maßgebenden Männer, das heißt: die Direktoren der einzelnen Abteilungen und einige unabhängige und gut republikanisch gesinnte Räte mit einigen wenigen wichtigen mittlern und untern Beamten sich zusammentun, sich dem Sparkommissar und Finanzminister zur Verfügung stellen, und daß einem solchen Gremium Vollmachten gegeben werden. Ist so etwas einmal erreicht, so brauchen keine kostspieligen Dienstreisen mehr gemacht zu werden, weil man sämtliche Maßnahmen von der Zentrale aus treffen kann. Man kann vor allem von hier aus verfügen, daß eine ganze Reihe sehr kostspieliger Gesandtschaften und Konsulate in politisch und wirtschaftlich weniger wichtigen exotischen Ländern eingezogen und ihre Geschäfte von Wahlkonsuln erledigt werden; was nicht den hundertsten Teil der Kosten von heute beanspruchen würde. Wenn man darüber eine Gesandtschaft selbst befragt, bekommt man natürlich stets die Antwort, daß der Abbau unmöglich sei. Stimmt das, so lasse man im Bereich des Auswärtigen Amts alle Hoffnungen schwinden. Man überlasse diese Behörde sich selbst. Die Folge davon würde sein, daß die ganze Reform und der ganze Beamtenabbau auf die Kündigung einiger in der Tat überflüssiger, aber kleiner und deshalb nicht sehr hoch bezahlter Angestellter hinausliefe, und daß man einige Leute los würde, die man längst schon gern los geworden wäre. Dafür bieten die Bestimmungen eine gute Handhabe. Die Richtigen trifft es doch nicht. Das Auswärtige Amt mag dann noch so lange nach dem bisherigen System arbeiten, bis eines schönen Tages oder vielmehr eines schlimmen Tages an alle Missionen das Rundtelegramm gehen muß: „Nächste Gehaltszahlung ausgeschlossen. Verkauft dortige Bestände und bereitet Heimreise vor."

Anatole France von Hermann Wendel (Schluß)

III.

Geboren während des Bürgerkönigtums und aufwachsend in der erstickenden Luft, unter dem entgötterten Himmel des zweiten Kaiserreichs, zehrt France von der Hoffnung auf die Republik, die ihm sein Vater als die Gerechtigkeit auslegt. Als 1870 den Umsturz bringt, träumt er noch lange davon, daß jede schöne menschliche Idee als eine französische Idee zur Welt kam, und schreitet mit Ehrfurcht über die Pflastersteine von Paris, die sich so oft für die Gerechtigkeit und Freiheit erhoben haben, und denen die tröstenden und befreienden Wahrheiten entsprossen sind. Aber langsam gewahrt er, daß die dritte Republik nicht mehr das Frankreich der Philosophie und der Revolution, sondern ein ziemlich zweifelhaftes Gebilde ist, in dem das Geld den einzigen, und zwar den unterdrückungslustigsten, unverschämtesten und mächtigsten Adel seit je darstellt. Die akademische Jugend von einst vermißt er, die, unter den Bäumen der öffentlichen Parks lustwandelnd, die hochherzigen Worte ihrer Lehrer Quinet und Michelet erörtert; er sieht eine judenfresserische Bourgeoisie mit mittelalterlichen Vorstellungen am Ruder, und es schmerzt ihn, daß sein Vaterland, ehemals der Befreier der Völker, nur mehr Sorge trägt, die Rechte der Inhaber von Rententiteln zu schützen und ohne ein Wimperzucken der Abschlachtung von dreimalhunderttausend Christen im Orient zuschaut.

Allerdings lehnt sich ein Skeptiker nicht leicht gegen die Staatsform auf, weil er an der Möglichkeit einer vollkommenen Verfassung zweifelt, und ein Gehirn, das vom Denken übersättigt ist, läßt schwer nur die Hand zur Faust sich ballen. Einem vergrübelten Gedankenmenschen wie dem Professor Bergeret schießen selbst, als er seine Frau beim Ehebruch überrascht, statt des Tue-la! Bruchstücke alter Theologien, Fragmente des Dekalog, Fetzen von Ethiken, griechische, schottische, deutsche und französische Maximen und zerstreute Teile der moralischen Gesetzgebung durch den Kopf, und France weiß recht wohl, daß der Gedanke oft die Kraft zur Tat aufzehrt. „Je me suis toujours incliné“, bekennt er, „à comprendre et j'y ai perdu des énergies précieuses. Je découvre sur le tard, que c'est une grande force que de ne pas comprendre. Cela permet parfois de conquérir le monde.“

Aber Denken verpflichtet auch. Schon in ‚Le crime de Sylvestre Bonnard‘, in dieser 1881 erschienenen rührend zarten, hingehaucht wehmütigen Geschichte, regte sich etwas wie Revolte gegen die eiskalte gesetzliche Ordnung, die statt des Menschen nur den Paragraphen kennt, und als in den neunziger Jahren die ganze Niedertracht einer sich zersetzenden Gesellschaft im Fall Dreyfus jauchig aufbricht, duldet dieser freche Meuchelmord am Recht den Dichter nicht mehr kühlen Herzens in dem Elfenbeinturm, aus dem einen Gerhart Hauptmann der Fall Fechenbach nimmer heraustreibt, sondern stürmisch reißt ihn der Adel seiner Gesinnung auf die Tribüne der Oeffentlichkeit. In dem Durcheinander entfesselter Leidenschaften, in dem ein Hüben, ein Drüben nur gilt, nimmt er sonder Wank Partei, gesellt sich Zola, dessen literarische Klotzigkeit ihn ehedem abstieß, wirft sich als Begründer und Vorsitzender der ‚Liga für Menschen-

rechte' in die Bresche und ist stolz, als Dreyfusard von der nationalistischen Crapule bespien zu werden. Fortan ist in ihm der Wille wach, zu wirken, die Welt zu ändern, nicht nur in der Kunst schöpferisch zu sein. Wie? Durch den Gedanken, denn unser Gedanke schafft die Zukunft. Wie? Durch die Vernunft, denn sie ist die sanfteste und unbesieglichste der Kräfte. Wie? Durch das Wort, denn nichts ist mächtiger als das Wort. Und seine Ironie wird zur Waffe, und seine Skepsis wird zur Waffe.

Mag Ironie sonst unzeugerisch sein, die milde und wohlwollende Ironie Frances hat seit je etwas vom Glanz des Leuchtfeuers und von der Wärme des Herdfeuers, und die Bezeichnung Skeptiker nimmt er, seit ihm Literatur ein öffentliches Amt ist, nicht im Sinn der Müdheit und Ergebung, der Ohnmacht und Verneinung als schönstes Lob hin. In allen Meistern des französischen Gedankens, als deren demütigen Schüler er sich betrachtet, in Rabelais, Montaigne, Molière, Voltaire und Renan erkennt er Skeptiker, und da im Grunde ein Skeptiker nichts als ein enttäuschter Idealist ist, findet er die bejahendsten und oft die mutigsten Geister unter ihnen. Diesem Rationalisten ist auch Vernunft kein kalter Kontorbegriff, unvereinbar mit warmem Gefühl, denn die skeptischsten Denker werden durch das bißchen, was die traurigen Menschen sind, und durch das absurde Leid, das sie einander während des kurzen Traums ihres Daseins zufügen, von einem so tiefen Erbarmen für ihresgleichen ergriffen, daß von diesem Mitleid zur brüderlichen Liebe nur ein Schritt ist, und der Dichter wie eine ewige Lampe das Wort entzündet: La pitié c'est le fond même du génie.

Der in philosophicis nur Fragezeichen zu setzen wußte, arbeitet fürder in politicis mit deutlichen Ausrufungszeichen. Nicht allein der amtlich abgestempelten Gerechtigkeit spielt er übel mit, die nur eine Bestätigung der einmal feststehenden Ungerechtigkeiten ist: die kleine Erzählung ‚Crainquebille' wird zum Spießrutenlaufen der Justiz, und da er nie aufgehört hat, zu verkünden, daß Gnade besser als Gerechtigkeit ist, bleibt die Ansicht des Zweiflers Brotteaux, daß es noch das sicherste Mittel zur Vermeidung von Justizirrtümern sei, das Urteil vom Fall der Würfel abhängig zu machen. Aber darüber hinaus geht er in der großen Abrechnung der ‚Histoire contemporaine', in ‚L'île des pingouins' und ‚La révolte des anges' gegen alle überkommene Dummheit und Gehässigkeit an, gegen das Bündnis von Säbel und Weihwedel, gegen die Herrschsucht der Kriegerkaste, gegen den Rassenwahnsinn, gegen jenes sich vor Chauvinismus heiser brüllende Frankreich, dessen Katholizismus seine stärkste Stütze in der reichen Judenschaft hat. Da sein Großvater ein Dorfschuster im Anjou war und sein Vater sich durch eigne Kraft vom ungebildeten Bauernknecht zum wohlunterrichteten Buchhändler heraufarbeitete, kreist in den Adern Frances, der in geistigen Dingen ein arbiter elegantiarum wie nur der Fürst de Ligne ist, das unverbrauchte Blut der breiten Volksmasse, und stets war seine Ironie dem Erbarmen dort am nächsten verwandt, wo sie sich den kleinen Schicksalen der kleinen Leute zuwendet. Jetzt aber verwirft er vollends die Barmherzigkeit des Reichen mit dem Armen als einen Verstoß gegen die Brüderlichkeit, dringt zu der Erkenntnis vor, daß die Lage der Armen nicht zu bessern, sondern zu beseitigen ist, und der Spötter, der auf die Frage nach dem Unter-

schied zwischen guter und schlechter Politik einst antwortete: Die gute ist die unsrer Freunde, die schlechte die der Andern, reiht sich bewußt und folgerichtig dem Sozialismus ein.

Nicht weil ihm die Formel einer Mehrwertlehre eine ewige Wahrheit bedeutete, entschließt er sich dazu, sondern weil in der „Affäre" die Sozialisten mit dem freien Gedanken die Phalanx gegen die Mächte der Vergangenheit bildeten, weil Sozialismus Wahrheit und Gerechtigkeit umfaßt und als höchsten Wert den Menschen in die Mitte rückt, und weil neben den verbrauchten Schichten der Gesellschaft die Arbeiterklasse allein schöpferische Kraft in sich birgt. Und sein Sozialismus ist nicht wie der manch Andrer eine Mode, „une élégance"; der Dichter trägt sich in die Mitgliederliste der Partei ein, gibt sich als Citoyen unter Citoyens, sitzt in Ausschüssen, hält Vorträge und leitet Versammlungen. Die Lippen, auf denen sich die Bienen des Hymettos niederließen, tönen: Je suis le peuple, je suis la foule, je suis le choeur; die klangreichste Stimme Europas spricht bei Einweihung von Volkshochschulen und Eröffnung von Kooperativrestaurants, am Grabe Zolas und vor dem Standbild Renans; der anmutigste Geist des Zeitalters kehrt sich schroff gegen den Gesellschaftszustand von heute: organisierte Barbarei, als Administration auftretende Gewalttätigkeit, in Regeln gebrachte Ungerechtigkeit, gegen den unwissenden und rohen Nationalismus, gegen das Universaltriumvirat des Priesters, des Soldaten und des Finanzmanns, gegen die europäische Kolonialpolitik: Verbrechen der militärischen und kommerziellen Christenheit; er prägt die Formel: Was war der Staat bisher? Une direction. Was soll er sein? Un contrôle; er verteidigt die Republik nicht dessentwegen, was sie ist, sondern um dessen willen, was sie morgen sein kann und muß, und immer wieder hebt er hervor, bei Chargany, daß er die Freude hatte, gut zu sein, bei Zola, daß sein ganzes Werk vom Geist der Güte erfüllt ist: Zola était bon, und für das revolutionäre Frankreich, das sozialistische Frankreich, das neue Frankreich greift er das Wort der Antigone auf: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Da ihm der Friede und noch einmal der Friede das köstlichste Glück ist, sieht er in der Einigung der Arbeiter „la paix mondiale" verbürgt, nicht weil sich die Menschen zum Guten wandeln, sondern weil eine neue Ordnung der Dinge, neue Wirtschaftsnotwendigkeiten und eine neue Wissenschaft ihnen den Friedenszustand aufzwingen werden. Darum beklagt er vor 1914, daß das französische Volk das Recht über Krieg und Frieden nicht anders ausübe als in den Tagen Napoleons I. und Ludwigs XIV.; darum bricht er den Stab über die Geheimdiplomatie, die die Außenminister der bürgerlichen Republik den Gewalthabern des ancien régime naherückt und die Vermutung eingibt, daß Herr Delcassé auf den Knien der Madame Pompadour erzogen wurde; darum lehnt er die in Paris beliebte Marokko-Politik ab; darum ruft er auf die abscheuliche Allianz der Republik mit dem Zarismus, dieser Gefahr für alle zivilisierten Völker, Pech und Schwefel herab und brandmarkt jene Politik, die die kleinen Sparer Frankreichs vor die Einzeichnungsschalter der russischen Anleihe trieb, und nachdenklich und prophetisch spricht er aus: Oft sind es die kleinen Leute, die die großen Katastrophen verursachen.

Als die Katastrophe hereinbricht, sieht er, erschreckt durch „la menace teutonne", zunächst nur das Deutschland vor sich, dessen

Herrscher er schon früher als großen Korporal, als vollkommenen und vollendeten Korporal, als Kaiser und Gott der Korporale, als Korporal Lohengrin verspottet hat. Keine andern Feinde kennt er mehr als die seines Landes, und der, Aeußerliches mißachtend, nie die Sitzungen der Akademie besucht hat, die sich seit 1897 durch seine Mitgliedschaft ehrt, findet sich jetzt, um die „union sacrée" zu unterstreichen, unter ihrer Kuppel ein. Er weiß nur mehr, daß Vaterland die Summe der großen Gedanken und tiefen Gefühle bedeutet, die ein Land vom andern unterscheiden, und hat vergessen, daß „la patrie" auch die „raison sociale" einer Anzahl mehr oder minder empfehlenswerter Industrieunternehmen ist. Ein Unterpfand des Sieges erblickt er darin, daß die Soldaten Frankreichs die Bürger eines freien Volkes seien, und da er von der Zerschmetterung des deutschen Militarismus „das erhabene Reich des Rechts" erwartet und an einen auf Recht und Vernunft gegründeten, an einen wahren, an einen friedlichen Frieden glaubt, will er den Sieg bis ins Herz des Deutschen Reichs getragen wissen. Aber seine Seele trübt sich über der Entdeckung, daß der Eroberungsgeist bei den Alliierten desto mehr auflebt, je weniger zweifelhaft der Ausgang des Ringens ist, und Waffenstillstand und Versailles machen ihn abermals zu einem enttäuschten Idealisten.

Umso sehnsüchtiger streckt er die Hände nach einer sozialen Ordnung aus, die die Quelle künftiger Kriege für immer verschüttet. Da er stets den Genius einer Rasse nur in unwahrnehmbaren Minderheiten verkörpert fand, bei den Mehrheiten sehr oft Neigung für die Knechtschaft entdeckte und die Massen immer für träg und untätig hielt, fiel ihm der Weg zum Kommunismus, dessen Motor der Glaube an die Tatkraft erleuchteter Minoritäten ist, in der Idee nicht schwer, und in demselben Jahre 1921, wo ihn, reichlich spät, der Nobelpreis erreicht, schlägt er sich zu den Anhängern Moskaus. Aber an seinem innersten Wesen ändert das nichts. Wie er, überall als eine letzte Instanz angerufen, gegen die Judenverfolgungen in Osteuropa und gegen die Massenhinrichtungen in Horthy-Ungarn seine klare Stimme erhebt, so verwirft er auch die Verurteilung der 47 Sozialrevolutionäre durch die Sowjetjustiz. Gegen die gewalttätige französische Kammer, deren internationale Politik der Haß sei, gegen die Methoden Poincarés, der Frankreich an den Rand des Abgrunds bringen werde, gegen die Besetzung des Ruhrgebiets findet er ungescheut unerbittliche Worte, weil er ohne Ermatten für einen wahren Frieden arbeitet, „der eine wirkliche Annäherung zwischen allen Nationen und in erster Reihe zwischen Frankreich und Deutschland mit sich bringen müßte". „Seien wir nach dem schönen Wort Goethes gute Europäer", klingt seine unverzagte Mahnung und: „Einigen wir uns in Frankreich, um die Reaktion niederzuschlagen; einigen wir uns in Europa, um den Frieden wiederherzustellen!" Ihn, der mit fast achtzig Jahren noch immer, ein Kämpfer und kein Olympier, die Feder wie ein Florett führt, schmähte vor dem Krieg und während des Kriegs der teutsche Bakelschwinger Hofmiller den „greisen und ungläubigen Vertreter eines greisen und ungläubigen Volkes" und nannte ihn „symbolisch für dasjenige Frankreich, welches in den letzten Zügen liegt", aber in Wahrheit ist Anatole France ein Dolmetsch des sich im Geist der Menschheit verjüngenden Frankreich und, wenn Europa heute ein Gewissen hat, ein wesentlicher Teil davon.

Die im Wirrsal unsrer apokalyptischen Zeit nach Güte, nach Weisheit, nach der Tapferkeit des Herzens hungern, müßten zu ihm pilgern, wie das achtzehnte Jahrhundert zu Voltaire nach Ferney pilgerte. Denn in allen fünf Erdteilen ist heute keine Stirn, die mit so viel Recht zugleich den Dichterkranz und die Bürgerkrone trägt.

Zu dieser Revolution von Machiavelli

Zahllose Beispiele aus der alten Geschichte zeigen, wie schwer es für ein an Fürstenherrschaft gewöhntes Volk ist, seine Freiheit zu behaupten, wenn es sie durch irgendein Ereignis erlangt hat, wie Rom durch die Vertreibung der Tarquinier. Das ist auch ganz natürlich, denn ein solches Volk ist nichts als ein unvernünftiges Tier, das von Natur wild und unbändig, aber stets eingesperrt und in der Knechtschaft gehalten ist und dann zufällig ins freie Feld gelassen wird, wo es die Beute des Ersten wird, der es wieder an die Kette legen will. Denn es ist nicht gewöhnt, sich seine Nahrung zu suchen, und kennt die Schlupfwinkel nicht, in die es sich verbergen könnte. Das Gleiche trifft für ein Volk zu, das unter der Herrschaft eines andern zu leben gewohnt ist. Es weiß sich weder zu verteidigen noch andre anzugreifen, kennt weder die Fürsten noch wird es von ihnen gekannt und gerät daher bald wieder in ein Joch, das dann meist schwerer ist als das kurz vorher abgeschüttelte. In dieser Notlage befindet es sich schon, wenn es nicht ganz verderbt ist, denn ein ganz verderbtes Volk vermag nicht einmal kurze Zeit, sondern keinen Augenblick in Freiheit zu leben.

Zu der oben genannten Schwierigkeit tritt noch eine andre, nämlich, daß ein Staat, der frei wird, sich wohl Feinde, aber keine Freunde im Innern erwirbt. Zu Feinden werden Alle, die von der tyrannischen Regierung Vorteile hatten und von den Reichtümern des Fürsten zehrten. Da diese Quelle versiegt ist, können sie nicht zufrieden leben und müssen allesamt versuchen, die Tyrannenherrschaft wieder einzuführen, um wieder zu Ansehen zu gelangen. Freunde erwirbt sich ein solcher Staat nicht, denn ein Freistaat setzt Ehren und Belohnungen nur für rühmliche und bestimmte Handlungen aus, sonst aber für nichts. Auch glauben Die, denen diese Ehren und Vorteile zufallen, sie verdient zu haben, fühlen sich daher Denen, die sie ihnen erteilen, nicht zu Dank verpflichtet. Ueberdies wird der allgemeine Vorteil einer freien Verfassung, daß man frei und ohne Sorgen sein Eigentum genießen kann, daß man nicht für die Ehre der Frauen und Kinder zu bangen, nicht für sich selbst zu fürchten braucht, von Niemand anerkannt, solange man ihn besitzt; denn nie wird Jemand einem Dank dafür wissen, daß er ihm kein Unrecht tut. Darum wird ein neu entstehender Freistaat wohl Feinde, aber keine Freunde haben.

Um aber den Mißständen und Wirren abzuhelfen, die aus diesen Schwierigkeiten entspringen, gibt es kein kräftigeres, wirksameres, heilsameres und notwendigeres Mittel, als die Söhne des Brutus hinzurichten. Denn wie die Geschichte zeigt, wurden sie und andre römische Jünglinge nur dadurch zur Verschwörung gegen das Vaterland verleitet, daß sie sich unter den Konsuln nicht so viel herausnehmen konnten wie unter den Königen, sodaß ihnen die Volksfreiheit zur eignen Knechtschaft geworden schien. Wer daher die Regierung eines Volkes übernimmt, sei es in freiheitlichen oder in monarchischen Formen, und sich nicht vor den Gegnern dieser neuen Ordnung sichert, dessen Staat wird nicht lange bestehen.

Vorzüglicher Stoffwechsel von Frank Warschauer

Moritz meinte, das sei hier ein Schweinestall,
ein stinkender Sumpf, eine Jauchegrube und Riesenkloake.
Uebrigens war er hier schon zweiundzwanzig Jahre tätig,
jeder Straßenjunge kannte die alte hochangesehene Metallfirma.
Moritz nannte drei Kinder sein eigen, ferner eine fette Frau
sowie zwei dicke Automobile (das dritte war grade auf dem Marsche).
Jeden Abend gegen Sechs entlud er seinen fürchterlichen Haß
auf den Schlamm, in dem er sich bis um fünf Uhr schmatzend wälzte,
sprach mit Sigismund, seinem angetrauten Geschäftsfreunde
(dieser bekam auch schon die zweite Riesenspeckfalte im Nacken).
Nach dieser Entleerung, die er täglich präzise vornahm,
begab er sich erfrischt in seine komfortable Zwölfzimmerwohnung
und fraß drei Stunden lang hintereinander, bis ihm recht übel wurde.
Sein kleiner, anfangs geringfügiger, zaghafter Bauch
wurde infolgedessen grade in den letzten Jahren,
als sich die hiesige Welt so bedeutend verscheußlichte,
Kummer und Wut des gewissenhaften Mitteleuropäers
gradezu tropisch auf diesem Mistbeet gediehen:
nunmehr wurde sein Bauch bedeutend und prall.
Nach Nord- oder Südamerika ist er übrigens nicht gegangen,
nach Palästina ebenfalls nicht, dort sind diese Tiere verpönt:
Möge der Gute noch weitere vierzehn bis achtzehn Jahre
hier im Schweinestall seiner Gesundheit leben!

W. U. R. von Alfred Polgar

Werstands Universal Robots, die künstlichen Arbeiter, schlagen ihre Erzeuger tot. Warum? Weil sie finden, daß die Menschen eine Menge überflüssigen Zeugs tun und schwatzen, was der Idee der reinen Zweckarbeit (als deren vollkommener Ausdruck die Roboter da sind) widerspreche. Man könnte auch sagen: Es ist die Empörung der Technik wider den Geist, der sie geschaffen. Oder: die Empörung der Mittel gegen das, was ihnen Zwecke setzt. Oder: der Aufruhr der Maschinen gegen den Maschinisten, der sie dahin gebracht hat, seiner nicht mehr zu bedürfen. Man könnte noch manchen Sinn in dieses „utopistische Kollektivdrama" hinein- oder aus ihm heraustragen, denn seine Logik läuft um viele Achsen. Am Ende hohlspiegelt sich im Aufstand der Roboter — sie stehen ja zum Menschen in der Beziehung: Geschöpf zum Schöpfer — etwa auch die Revolte der Sterblichen wider Gott, dessen sie, hochmütig und dumm, entraten zu können glauben.

Wie aber kommt plötzlich Liebe in die Roboter? Ganz wie, gedichtsbekannt, in die Menschen: sie kommt, und sie ist da! Fragen wir nicht, sondern staunen wir gerührt das Wunder an, das die Robotin dem Roboter in die Arme treibt. „Adam und Eva!" ruft der uralte Baumeister Alquith, da er die Erotisierung der Automaten erlebt, und heißt sie in die Laube gehen. Die Liebe ist es, die — in des Wortes zwiefacher Lesart — den Menschen macht. Und hätte er der Liebe nicht, so wär' er nur ein

Roboter im Garten des Herrn. Wie wunderlich, den apokalyptischen Dichter plötzlich dieses blaue Aug' (mit dem wir, knapp vor dem Weltuntergang, grade noch davonkommen) aufschlagen zu sehen!

Das ganze Elend wäre vermieden worden, hätte der alte Werstand nicht die Künstler-Laune gehabt, seinen Robotern menschliche Form zu geben. Daß sie Menschen ähnlich sehen, diese vollkommenen Maschinen, nur das bringt die sanfte Miß Glory auf ihre humanitären Ideen, die dann Ursache alles Unheils werden. Sie erblickt, von der Oberfläche verleitet, in Maschinen, die à la Mensch funktionieren, Menschen, die zur Maschine herabgedemütigt sind. Die Süße würde sich kaum dreinmischen, hätten die Roboters nicht nur innen, sondern auch außen ein paar Zahnräder. Oder statt der Nase einen kleinen Rauchfang.

Eine Frage: Auf Werstands Insel werden doch Roboter fabriziert, nicht Zündhölzchen oder Stecknadeln oder Bleistifte, sondern Roboter, die also hier sowohl Produzenten wie Produkt sind . . . nun, was machen sie in der Zeit zwischen zweitem und drittem Akt, in der die Arbeit ja in vollstem Schwung weiterläuft? Doch nur immer wieder neue Roboter. Woher dann die plötzlichen Fortpflanzungs-Schwierigkeiten? Die Nötigung, auf das primäre Rezept zurückzugreifen?

Aber ,W. U. R.' ist eine phantastische Dichtung: also kann und soll ihr die Kausalität den Buckel herunterrutschen. Das Werk inthronisiert die Arbeit als Gott, den der Mensch nicht stürzen darf, und denunziert sie als Götzen, den er stürzen muß. Es preist die Maschine als Befreier und flucht ihr als Unterjocher. Es tummelt sich in vielerlei sozialen Ideologien und versteckt sich zum Ende in der Gartenlaube. Es ist wirklich in jeder Hinsicht ein Kollektivdrama, links und gegenlinks, unterhaltend und langweilig, originell und billig, von Karel Capek verfaßt und von Otto Pick ins Deutsche übertragen.

Wohnräume utopistischer Dramen sind ja kein Problem — man stellt einfach Sachen von heute hinein; die utopistischen Bewohner haben sich dann eben, wie die reichen Leute heutzutage, alt möbliert. Aber ein Fabrikkontor von übermorgen ist schon schwieriger vorzustellen. Dafür nun hat sich der junge wiener Maler Kiesler ein rechtes „Märchen von der Technik" einfallen lassen, gewissermaßen deren Chiffren zu einer so blanken wie geheimnisvollen Formel ineinandergefügt. Das Romantische der mechanischen Dinge kommt in ihr, von der Regie der Neuen Wiener Bühne durch allerlei Licht- und Spiegelzauber gefördert, zum Ausdruck, und dem Spiel gesellt sich so, ein Ergötzen den Zuschauern, die Spielerei. Herrn Stahl-Nachbauers geistige und seine ein bißchen schnarrende physische Energie, des Herrn Götz evangelische Milde, der Frau Eis Empfindungsstärke kommen der Darstellung zugute. Forests Radius, Anführer der Künstlichen, ihr Aktionsradius, ist ein Kerl von düsterer Verbissenheit. Die Roboter des Dr. Robert, die Roberter mit einem Wort, unheimliche Wesen zwischen Aff und Nibelung, lehren das Gruseln.

Schauspielertheater

Während in Deutschland die freieste aller Demokratien dicht daran ist, vor einer stahlbehelmten Diktatur zu Kreuze zu kriechen, entraffen ein paar Schauspieler sich der Fessel ihrer Tyrannen, um Republik zu spielen, nämlich führerlos in Berlin Theater zu spielen, solange das überhaupt noch möglich ist. Während der Kronprinz von Wieringen auf dem Wege ist, diesem Volke seinen Kaiser wiederzuschenken, ohne den es am wenigsten dann leben kann, wenn es ihm verdankt, daß es stirbt — währenddessen wird eine Tragödie dargestellt, die monarchistische Gemüter wahrhaft sehnsüchtig stimmen muß, zum zweiten Male herrlichen Zeiten entgegengeführt zu werden. Man lese bei Zedlitz-Trützschler, wie der Graf Hülsen-Haeseler im Kostüm der dell' Era vor Wilhelm dem Zweiten Ballett tanzt. Die „schwachsinnige Majestät". Eduards des Zweiten bei Christopher Marlowe verhätschelt ihren welschen Buhlknaben und nach seiner Ermordung gleich einen zweiten (und die unerschrockene Deutlichkeit, womit diese Beziehungen ausgemalt werden, hat in der Geschichte des Dramas mindestens einen Kuriositätswert). Das Parlament will den weibisch-großmäuligen Herrscher los sein. Der fügt sich zuletzt, nicht ohne spätern Rhetorikern auf dem Throne dieses Mustersprüchel sozialer Einsicht zu hinterlassen: „Der Bürger Schmerzen sind gar leicht gestillt — der Könige nicht." Die Granden solcher Könige stellen sich jeweils auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Wider unbequeme Erscheinungen werden Meuchler gedungen. Innere Wirren lähmen, Bruderkriege zerrütten das Reich. Was ein Staatenbildner mühsam gebaut, schlägt ein Schwächling in Stücke.

Das Drama der Welt hat sich in sechs Jahrhunderten gar nicht, die Welt des Dramas in kürzerer Frist sehr erheblich verändert. Im selben Jahr wie Marlowe wird Shakespeare geboren, der nicht einmal doppelt so alt zu werden braucht, um aus Eduard dem Zweiten Richard den Zweiten, aus Mortimer Bolingbroke, aus dem Prinzen Eduard den Vaterrächer Hamlet zusamt Fortinbras dem Norweg zu machen. Der Vorläufer liefert die Materie, die der Erfüller durchseelt. Man wird nicht mehr überrumpelt — man wird überzeugt. Die Stöß' und Schläge des wütenden Geschicks werden nicht roh aneinandergereiht, sondern nach ihrem Sinn gefragt. Der Sprung sänftigt sich zum Schritt. Es genügt nicht, ein wüstes Temperament zu haben und es pathetisch auszutoben; und sei die Kraft noch so echt. Bei Shakespeare überglänzt die Grauenhaftigkeit der Vorgänge, wie sie der Altersgenosse unbändig aus sich herausschleudert, Humor, ein Humor ohne Erheiterungsabsichten, ein Humor der tiefern Bedeutung, der geistigen Ueberlegenheit, einfach: der Weisheit, ohne die keine Tragödie ihre reinigende Wirkung übt. ‚Eduard der Zweite' taugt besser ins anglistische Seminar als auf die Bühne des Jahres 1923, die eigentlich nicht reich genug ist, um literarhistorischen Anschauungsunterricht zu erteilen.

Das hätte den Schauspielern zweifellos ein Direktor gesagt, ein Vertreter der Gattung, die sie in kühnem Selbstvertrauen verschmähen. Ob recht hat, wer das Theater einem gebildeten Despoten unterworfen wissen will: das wird dieses Experiment schon darum nicht erweisen, weil für die Künste in Deutschland eine Eiszeit anbricht. Die nächste Zukunft wird uns die jammervolle Gegenwart in einem magischen Glanz erscheinen lassen. Der Mensch wird dem Menschen den Bissen vom oder gar aus dem Munde reißen und . . . Aber heute ist heut; und erst recht beim Theater. Also das Friedrich-Wilhelmstädtische hat eine Akustik, die man unterschätzt, wenn man brüllt, und überschätzt, wenn man flüstert. In diesem falschen Wechsel verwischten sich die Akzente. Der Aufbau litt. Das Tempo wurde einförmig. Verständiger hatte der Regisseur Karlheinz Martin für das Auge gesorgt: durch eine schlichte Szene, die sich von Bild zu Bild zweckmäßig veränderte. In allen sieben blieb ziemlich starr Herr Ernst Deutsch, der keinen Ueberschuß für minderbemittelte Dichter hat. Georges Sache ist nicht die Exaltation; und am wenigsten eine, auf deren Wortlaut es ankommt, damit man den Faden nicht verliere. Granach holte bewußt und stilsicher seinen Mörder aus der Reihe der Typen, die innerhalb des Publikums der Elisabethanischen Aera für das Matrosen-Parterre berechnet gewesen sein dürften. Twardowski hatte als seidenes Königsliebchen in der Todesangst einen Blick, der rührte. Der Gewinn des nicht langen, aber langwierigen Abends? Die paar Sätze des fünfzehnjährigen Erben Elisabeth Bergner. Mit einem Schlage war da, was alle ihre feuereifrig bestrebten Kollegen nicht erreicht hatten. Sie demonstrierte den Unterschied zwischen Talent und Genie, ohne ihn etwa zu demonstrieren. Und zauberte das Talent Marlowe in die Region des Genies William Shakespeare.

Sachsen und Angelsachen von Morus

Sächsische Wirtschaft

Der Traum des Januschauers hat sich erfüllt: in der deutschen Republik dürfen ein Leutnant und zehn Mann dem Parlament ein Ende machen. Damals, als der Herr von Oldenburg davon sprach, ging ein Sturm der Entrüstung durch Deutschland. Heute, wo unter den Herren Ebert, Geßler und Stresemann daraus Wirklichkeit geworden ist, regt sich höchstens ein sanftes Säuseln in ein paar demokratischen und sozialdemokratischen Blättern. Zwar wird nachträglich behauptet, man habe nicht den sächsischen Landtag auflösen, sondern ihm nur eine bestimmte Tagesordnung aufoktroyieren wollen. Warum auch nicht? Warum soll eine Republik, die damit anfing, daß Offiziere die Mannschaften zur Soldatenratwahl in zwei Gliedern antreten ließen, nicht damit aufhören, daß ein Wehrkreiskommandant dem Parlament den Befehl gibt: Antreten zur Wahl des Ministerpräsidenten! Und morgen vielleicht: Antreten zur Huldigung des Geenijs!

Die politischen Wirkungen, die die sächsische Reichsaktion gezeitigt hat, liegen vor Aller Augen. Aber weniger bekannt ist, was die Hetze gegen Sachsen wirtschaftlich dem Reich und in erster Linie selbstver-

ständlich der sächsischen Bevölkerung gekostet hat. Es gehörte wohl zu der „finanziellen“ Vorbereitung des Feldzugs gegen Sachsen, daß man während der „Großkampftage“ den Dollarkurs künstlich stabil hielt, um nicht durch Brot- und Geldmangel die Gemüter in Wallung zu bringen. Aber lange hat sich nicht verbergen lassen, wie das Ausland und das Inland die „Säuberung Sowjet-Sachsens“ bewerten. Der Sturz der Mark innerhalb weniger Tage auf den zehnten Teil gibt die Antwort. Denn zweifellos ist diesmal der Marksturz vorwiegend auf politische Momente zurückzuführen, da die angekündigte Stillegung der Papiermarknotenpresse — auch wenn der Glaube an Regierungsworte nicht grade Bäume versetzt — ja an sich doch eine gewisse stabilisierende Wirkung ausüben mußte. Was die Expedition direkt gekostet hat, wird das deutsche Volk wohl erst durch die Rechnungslegung über 1923, also etwa 1930 erfahren. Aber weit größer als die Ausgaben ist der Ausfall an Einnahmen für das Land und indirekt für das Reich. Schon die Leipziger Herbstmesse litt darunter, daß die Greuelmärchen der Rechtspresse über den „Terror“ in Sachsen namentlich die Auslandskundschaft abgeschreckt hatten. In der letzten Zeit war es so weit gekommen, daß die Demokraten von Zittau einen Hilferuf gegen die übertriebenen Unruhenachrichten ausstießen — indessen der demokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Külz, der zweite Bürgermeister von Dresden, folgendes Bulletin ausgab: „Auswärtige Aufträge und auswärtige Kredite fließen der sächsischen Industrie nur mangelhaft zu, weil man Ruhe und Ordnung im Lande nicht für gewährleistet hält.“ Verbarg sich hier die Sehnsucht nach Geßler noch schamhaft hinter dem Mitleid mit der Industrie, so wurde weiter rechts das Graulichmachen in aller Offenheit getrieben. Die Berliner Börsen-Zeitung, die nun nach so viel löblichem Tun hoffentlich bald stinnesierungsreif ist, hielt dabei wohl den Rekord, als sie über die geplante sächsische Anleihe schrieb: „Diese Anleihe dürfte der größte Mißerfolg werden, der jemals auf diesem Gebiet zu verzeichnen war, denn die sächsischen Banken werden wahrscheinlich die Uebernahme der Anleihe ablehnen, wenn auch die Regierung mit Hilfe der Staatsbank die Anleihe aufnehmen kann. Es ist klar, daß jeder Bürger dem kommunistischen Finanzminister und kommunistisch verseuchten Kabinett jede Unterstützung verweigert und auch nicht eine Papiermark zeichnet, mögen auch die Bedingungen der künftigen Anleihe noch so günstig sein.“ Von hier bis zu den bayrischen Plakaten: „An Franzosen, Belgier, Sowjet-Thüringer und Sowjet-Sachsen wird nichts verkauft“ ist nur noch ein Schritt.

Herr Stresemann, als langjähriger Syndikus des sächsischen Industriellen-Verbandes ein besonders guter Kenner Sowjet-Sachsens, schritt nun nicht etwa gegen die offene Aufreizung zur Sabotage und zum Boykott einer Landesregierung ein, sondern er schickte einen ebenso vorzüglichen Kenner Sowjet-Sachsens, Herrn Dr. Heinze, mitsamt dem zugehörigen Militär nach Dresden, um die verfassungsmäßige Regierung von preußischen Muschkoten abführen zu lassen. Daß es dabei ein bißchen verfassungswidrig herging, war unvermeidlich. Der königliche Justizminister Heinze ist eben in der Verfassung der Republik nicht ganz zuhause. Was soll man sich auch erst in die Einzelheiten des Artikels 48 vertiefen? In ein paar Wochen ist ja doch der ganze Schwindel zu Ende.

Die Schutzzoll-Campagne

Die Inflationspolitik hat Deutschland so viele wirtschafts- und finanzpolitische Fragen beschert, daß man hierzulande kaum noch darauf achtet, worum draußen in der Welt der Wirtschaftsstreit geht. Zumal in der Zollpolitik sind dem Deutschen Reich durch den Versailler Vertrag so enge Grenzen gezogen, daß über die engsten Fachkreise hinaus kaum noch ein Interesse dafür besteht. Die Frage, die bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hinein Jahrzehnte hindurch das Hauptproblem der Wirtschaftspolitik war: Schutzzoll oder Freihandel, wird nur noch in den Schulbüchern der Nationaloekonomie erörtert.

Jenseits des Kanals aber und jenseits des Großen Teiches bildet diese Frage noch immer den Mittelpunkt für politische Parteien und Wahlkämpfe. So ist der englische Premierminister Baldwin eben dabei, eine neue Campagne zu Gunsten des Schutzzolls einzuleiten. Es war vorauszusehen, daß die Konservativen nicht lange ihre Macht ungenutzt lassen würden, um die alten Chamberlainschen Schutzzollpläne durchzuführen. Das Odium, mit der alten englischen Freihandeltradition der Cobden und Peel zu brechen, hatte ja der „liberale" Lloyd George auf sich genommen, als er im Mai 1921 die Key-Industries Bill, das Gesetz zum Schutz der Schlüsselindustrien, durchdrückte. Von den sehr weitgehenden Vollmachten, die dieses Gesetz der Regierung gab, ist bisher allerdings nur in mäßigem Umfang Gebrauch gemacht worden. Einzig gewisse optische, feinmechanische und chemische Einfuhrprodukte waren mit einem Zoll von 33⅓ Prozent belegt worden.

Die jetzigen Schutzzollprojekte der Konservativen gehen weit darüber hinaus. Insbesondere wird ein Schutzzoll auf landwirtschaftliche Erzeugnisse geplant. Die unmittelbare Anregung dazu gaben die schutzzöllnerischen Forderungen der Dominions auf der Reichskonferenz. Innerhalb der konservativen Partei stößt die neuste Zollbewegung auf keinen Widerstand, nachdem sogar der letzte einflußreiche Freihändler, Lord Robert Cecil, bekehrt worden sein soll. Auch der rechte Flügel der Lloyd George-Liberalen ist gut schutzzöllnerisch gesinnt. Die Asquith-Liberalen sind heute nicht mehr ernst zu nehmende Gegner. So bleibt allein die Arbeiterpartei, mit der die Konservativen den bevorstehenden Wahlkampf auszutragen haben.

Die Führer der Labour Party haben keinen Zweifel daran gelassen, daß sie sich auf die Wahlparole „Schutzzoll oder Freihandel" nicht einstellen werden, sondern daß ihr Kampfruf Sozialisierung der Eisenbahn, des Bergbaus und der elektrischen Industrie sein wird. Ob sie mit diesem kühnen Ruf in dem Lande des Manchestertums heute schon durchdringen werden, ist fraglich. Aber daß sie überhaupt wagen können, mit dieser Parole in den Wahlkampf zu ziehen, beweist, wie stark auch in England die Verbitterung der Massen gegen das Unternehmertum ist. Das Hauptziel der Arbeiterführer ist dabei ein prophylaktisches: sie wollen verhindern, daß die englischen Unternehmer ebenso wie die amerikanischen und die deutschen mit Hilfe des Schutzzolls sich vertrusten und syndizieren und sich eine Machtposition schaffen, gegen die kein Arbeitnehmerverband aufkommt. Baldwin selbst ist ebenso wie sein Vorgänger Bonar Law Großunternehmer. Aber er ist rücksichtsloser als der „große Kanadier", und in der Tat bietet sich jetzt vielleicht die letzte Gelegenheit, England vor den Gefahren der Stinnesierung zu bewahren.

Die englischen Kohlenkredite

Seit der Abschnürung des Ruhrbezirks ist die Reichseisenbahn auf ausländische Kohle angewiesen. Sie hat sie sich, wie man aus der Zeit des Untersuchungsausschusses über die Markstützungsaktion her weiß, zum Teil auf sehr unpraktische Weise durch Herrn Stinnes aus England besorgen lassen. Da sie die englische Kohle braucht und nicht auch künftig die hohen Zwischenhandelsgewinne zu zahlen gedenkt, hat die Eisenbahnverwaltung durch Vermittlung des Aufsichtsratsmitgliedes der Allgemeinen Deutschen Verkehrsbank, Bronner, Verhandlungen über größere englische Kohlenkredite angeknüpft. Die Kreditgeber sind ein paar große englische Bankhäuser, vor allen die dem Morgan-Konzern nahestehende londoner Bankfirma Schröder. Die Kredite sollten anfangs vier Millionen Pfund betragen und wurden dann auf drei Millionen herabgesetzt, da es Mühe machte, die nötigen Garantien zu beschaffen. Diese Garantien sollten gestückelt über je 10 000 Pfund von den deutschen Großbanken und von der deutschen Industrie übernommen werden. Die Großbanken waren auch dazu bereit, allerdings gegen eine besondere Provision; nur der Reichsverband der deutschen Industrie revoltierte und erhob gegen die Bankprovisionen Protest.

Aber auch als die Bankprovisionen auf ein Minimum herabgedrückt waren, setzte die Montan-Industrie ihre Angriffe fort. In einer gut organisierten Protestaktion kamen bald aus dem Westen, bald aus Oberschlesien stürmische Kundgebungen der Zechenverbände, die der heftigsten Empörung darüber Ausdruck gaben, daß die Eisenbahn ausländische Kohle importieren will, während die deutschen Zechen sich vor Kohlenüberfluß nicht zu retten wissen und vor Absatzmangel die Feierschichten einlegen müssen.

Die Empörung, bei der sich, ähnlich wie bei den düsseldorfer Verhandlungen die Gebrüder Klöckner auszeichneten — diesmal Herr Florian — ist nur allzu begreiflich. Denn wenn man in Deutschland wieder auf den Gedanken kommt, daß es ja auch im Ausland Kohle gibt, können die Herren vom rheinisch-westfälischen, vom mitteldeutschen und vom oberschlesischen Kohlensyndikat nicht mehr beliebig ihre Preise steigern. Zwar kostet jetzt, seitdem die Steuer fortgefallen ist, die deutsche Ruhrkohle in Berlin nur so viel wie die englische Kohle, während in Städten, die Wasserverbindung bis zum Meere haben, die englische noch immer billiger ist; aber dabei wird man ja wohl auf die Dauer nicht bestehen können. In England arbeiten die Bergleute allerdings auch nur sieben Stunden, also, da dort Ein- und Ausfahrt nicht mitgerechnet wird, höchstens eine Dreiviertelstunde länger als in Deutschland, und erhalten etwa den sechs- bis achtfachen Goldlohn wie die deutschen, und außerdem sind die deutschen Bergwerke im Ganzen technisch moderner als die englischen. Aber solch unzeitgemäße Vergleiche können natürlich nichts an der Tatsache ändern, daß die deutsche Kohle von Rechts wegen teurer sein muß als die englische, und daß die armen Zechenbesitzer eigentlich nur noch leben können, wenn sie zufällig noch ein paar Eisen- und Stahlwerke haben. Daher haben sich auch in letzter Zeit unter den Montan-Industriellen die Todesfälle so gehäuft. Sie sind, wie mir ein Knappschaftsarzt glaubwürdig versichert hat, alle Hungers gestorben.

Bemerkungen

Zwischen allen Stühlen

Der fünfte Jahrestag der sogenannten deutschen Revolution sieht die Partei, die den neuen Staat gezimmert hat, am Boden. Die Vereinigte Sozialdemokratische Partei Deutschlands existiert, aber sie lebt nicht mehr. Unteroffiziere ohne Soldaten, dafür mit Vorgesetzten: das ist die parlamentarische Vertretung der Partei. Aus dem „Ruhrkrieg" geht sie, und nur sie, als Besiegte hervor.

Schon die Berufung Cunos ist ihr mit aufs Debet zu kreiden. Diesen Pseudo-Hanseaten und Krypto-Bürokraten holte — und hielt — der Mann, den kurialer Stil in schlechter Nachahmung abzulehnender Rambouillet-Manieren den „Herrn Reichspräsidenten" zu nennen pflegt, und den die Parteipresse noch als „Genossen" Ebert führt.

Immerhin: Genosse unsrer Schmach heißt noch nicht deren Schöpfer sein. Der Ledergurt, der Reichsoberhaupt und Ausgangspartei verknüpft, ist nicht der straffste mehr. „Stadtkommandant" Wels und „Altreichskanzler" Müller lenken die Partei. Als, spätestens nach der Marne-Schlacht am Burgstraßenufer der Spree, am 18. April, auch dem Blöden klar ward, was sich ankündete und durch wessen Schuld: da versagte die Partei völlig. Mit rein taktischen Erwägungen (Vermeidung einer zweiten Dolchstoßlegende; Furcht vor unpopulärer Friedens-, ja! Unterwerfungspolitik; Scheu vor durchgreifenden Finanzmaßnahmen; Rücksicht auf den radikalen Bruder zur Linken) — damit operierte man, wo es staatsmännische Tat galt. „Sie sollen die Suppe allein ausessen, die sie eingebrockt haben", so rief man, wobei man nur vergaß, daß uns die „Brennsuppe" aufgetischt wurde. Nicht genug mit dieser Verantwortungsscheu: bis Ende Juli verzichtete man auf so gut wie jede positive Opposition in der Oeffentlichkeit. Dann kam Hilferdings Zweiteilung der Reichsbank in Papier- und Goldabteilung: der neue Finanzminister blieb damit in seiner eignen „Papierabteilung" stecken. Das Schicksal der Sozialdemokratie innerhalb der Koalition Stresemann war entschieden mit dem — sagen wir höflich: Zurückweichen vor dem gar zu helferischen Havenstein. Der Generalgeldmarschall gab dem neuen Wallenstein, dem „Generalfeldmarschall" Lossow, das Vorbild.

Die letzten Tage der „Großen" Koalition spiegeln getreu die horrende Ungeschicklichkeit, die diese S.P.D.-Männer von Anbeginn bewiesen haben. Bayern, das heißt: die Machtrealisierung der Reaktion, trat in den Ring, mit Vier-Unzen-Handschuhen bewehrt, und es schlug kunstgerecht. Das Reichskabinett, mit einem Autoritätsmanko unerhörten Ausmaßes belastet, boxte auch, aber nicht zurück. Mutter Germania, der phrygischen Mütze überdrüssig, behandelte Sachsen als Stiefkind. Oh, daß dein getreuester Sohn dein ärmster wurde! Die Sozialdemokratie lavierte, schwieg, billigte. Selbst die Entsendung eines Reichskommissars nach Dresden wurde nicht rund abgelehnt. Das Heinzelmännchen in Dresden handelte angeblich voreilig, als es sofort den Hohenfriedberger blies und 66 spielte. In Wahrheit erfüllte es das Gebot der Stunde.

Damit begann der Endkampf. Die Reaktion hat die Oberhand behalten. Das Weltblatt des Herrn Stinnes, das im August die Große Koalition froh grüßte, wendet jetzt, was in jedem Quartal kaum einmal geschieht, eine über alle sechs Spalten laufende Triumphzeile daran, das Ende der Großen Koalition zu trompeten, und der Kaisersozialist Professor Lensch gibt der „veralteten und zerfallenden Partei", die ihn freilich allzu lange geduldet hat, dafür den Eselstritt. Lenschs „Genosse" Pfarrer Maurenbrecher jauchzt: „Die Krisis ist da!", und spricht dem Dr. Stresemann die Kündigung aus. Strese-

mann selbst bezeichnet expressis verbis Bayern als den Sieger.

Sollmanns letzte Amtshandlung war ein fast energisches Telegramm an Knilling, das Aufklärung forderte über die Rüstungen um Koburg und Bamberg, Stresemanns letzter Freundschaftsdienst für die „Marxisten" eine Intervention zu Gunsten des ‚Vorwärts', gegen den das Verbot unterwegs war — Hektors Abschied von Andromache.

Conrad Munk

Sachsen und die Folgen

Es war umsonst. Krieg, Revolution, Nationalversammlung, Weimarer Verfassung, parlamentarisches System: es ist ganz umsonst gewesen. Seit den Oktobertagen 1918 schien es zuweilen, als ob der deutsche Geist nun, nach dem verhängnisvollen Zwischenspiel der Wilhelminischen Aera, den Staat sich schaffen werde, der seines ungefälschten Wesens Ausdruck. In all den niederschmetternden Erlebnissen und Enttäuschungen der letzten fünf Jahre sahen Viele doch nur Kinderkrankheiten der Republik, Durchgangsstadien, die überwunden werden müßten. Nun haben die letzten Ereignisse in Sachsen wohl auch dem Hoffnungsseligsten gezeigt, wo wir stehen.

Was macht es aus, ob der General, der die Zivilgewalt mit Füßen tritt, Ludendorff oder Müller, ob der Kanzler, für den das Recht ein Fetzen Papier ist, Bethmann oder Stresemann heißt! Das Vorgehen der Reichsregierung — in der zwei Demokraten und drei Sozialdemokraten saßen — gegen die verfassungsmäßige sächsische Landesregierung ist ein vollkommen würdiges Gegenstück zu der Behandlung Belgiens im August 1914. Und wieder klatscht das deutsche Bürgertum Beifall und ist jeder Empfindung bar, welch unauslöschliche Schande dadurch dem deutschen Namen angetan wird. Wer vorige Woche in sächsischen Städten die dumpfe, verzweifelte, machtlose Wut auf den Gesichtern und in Gesprächen der Arbeiter miterlebt hat, dazu den festlichen, manchmal auch blutigen Einzug der Reichswehr, die grausig-lächerlichen amtlichen Heeresberichte des Wehrkreiskommandos in Dresden, das Blutbad in Freiberg und die hämische Freude aller ordnungsliebenden Bürger — der ist von jeder Illusion über die deutsche Republik der Gegenwart für immer geheilt.

Im ganzen Reich ist heute die Arbeiterschaft zersplittert, führerlos, entmutigt, entkräftet durch jahrelange Entbehrungen. Die Gewerkschaften stehen vor dem Zusammenbruch. Auf der andern Seite Reichswehr und Rechtsorganisationen, die gut genährt, gekleidet, bewaffnet und für jeden Kampf gegen „Marxismus" und Demokratie zu haben sind. Es bedarf heute keiner Prophetengabe mehr, um vorauszusagen, daß wir über ein kleines, mit oder ohne Putsch, die den wirklichen Machtverhältnissen durchaus entsprechende reine Rechtsregierung erhalten werden, die dann überall im Reich auf ihre Weise die Ordnung herstellen, einen Kirchhofsfrieden schaffen und auf diesem Kirchhof den vaterländischen Gedanken pflanzen wird. Sie wird ungestört regieren können. Die beste Bürgschaft dafür ist die grenzenlose seelische und körperliche Erschöpfung des deutschen Volkes, das bereit ist, sich heute von jedem Feldwebel regieren zu lassen, der ihm Brot schafft. So hat sich die konsequente Inflationspolitik der Schwerindustrie doch wenigstens innenpolitisch segensreich bewährt.

Wir steuern in eine vormärzliche Epoche hinein, die sehr lange währen kann. Sollen wir dann, wie vor hundert Jahren Platen, uns in unfruchtbaren Klagen darüber erschöpfen, wie satt wir unsres Vaterlands Stinnesien sind? Wir wollen eine entschlossene, unbeugsame, unerschütterlich ausharrende Gemeinde der Freien schaffen. Wir wollen mit dem ganzen Radikalismus unsres Herzens wieder und wieder unsre Stimmen erheben und den Tag des Deutschen

vorbereiten, der doch einst kommen muß, wenn deutsche Geschichte noch einen Sinn haben soll.

Hermann Windschild

Kahr, Hitler und die Juden

In München ist verboten, sich einen Wohlstand zu erarbeiten. Wer nach dreißig oder mehr Jahren ein Haus zu bauen imstande ist und hat das Unglück, zufällig Jude zu sein, der wird ausgewiesen. Denn „so etwas konnte nur auf Kosten der Allgemeinheit geschehen".

In München ist man radikal gegen den materialistischen Seelenzustand. Bleib ja ein kleiner Mann, dann kannst du hier vielleicht ewig bleiben.

Herr von Kahr ist ein Mann mit jenen echten Merkmalen des kleinen Mannes. Er trägt heute noch die Kragen, die kurz nach Bismarcks Tode aufkamen, er hat es mit der biedern Trauerkrawatte, sein Haar ist in der Mitte gescheitelt und ziemlich strähnig, seine Stirn ist vertrauenerweckend niedrig. Und einen Blick hat er, den hat nur ein Mann, der sein Leben lang in äußerster Ehrenhaftigkeit seinen Beamtendrehstuhl gedrückt hat. Er trägt sich ohne jeden modischen Einschlag schwarz. Schwarz ist sein Bratenrock, schwarz seine Hose, die Weste so, und sein Inneres ist tieftrauerschwarz und ernst, weil es Deutschland so schlecht geht.

Ein solcher Mann ist bayrisch. Er kann ein Verbot erlassen, daß das Bier nicht teurer werden darf. Die Leute stehen an den Anschlägen und sagen: „Der weiß, was sich gehört!" Und am andern Tag ists doppelt so teuer. Ein solcher Mann kann in München regieren und das Verbot erlassen oder vielmehr die Meinung verbreiten: Wer dreißig Jahre redlich arbeitet und sich ein Haus bauen kann, der ist ein Volksaussauger.

Herr von Kahr ist Das, was Bayern verdient. Herr von Kahr ist Das, was die münchner Juden verdienen. Herr von Kahr tut, was Hitler auf seinem Programm als Generalnenner hat. Er weist die Juden aus. Und die Juden versichern ihm immer aufs neue ihre Treue.

Ja, in München ist die strammstehende Unterordnung, hier ist der Gehorsam jener Untertanen, die man braucht, um — sobald man erst wieder ein Königreich Bayern hat — von hier aus die „Reinigung Deutschlands vorzunehmen".

In München geschieht, daß ein jüdisches Elternpaar ausgewiesen wird, das schon ewige Zeit hier ein Geschäft und Söhne hat, ein Haus hat, Steuern zahlt — es muß fort. Die zwei Söhne dürfen bleiben, weil sie an der Front gekämpft haben und Inhaber des Eisernen Kreuzes und verschiedener Tapferkeitsabzeichen sind. Und die zwei Söhne bleiben!!!

Herr von Kahr und Hitler — sie wissen: mit solcher Untertänigkeit kann man Alles anfangen! Und sie fangen an, was ihnen beliebt.

Martin Enker

Holofernes

Man erzählt mir, daß der Komponist Reznicek einer der liebenswürdigsten Menschen ist. Dies wäre nicht der erste Fall, daß ein liebenswürdiger Mann schlechte Freunde hat. Denn ein Liebenswürdiger, der daran ginge, Hebbels ‚Judith' zusammenzustreichen und, was fehlt, durch geschriebene Noten zu ersetzen, müßte von wahrhaft guten Freunden unter Einsetzung aller Geistes- und Leibeskräfte daran gehindert werden. Die ‚Judith' ist kein Stoff für einen Liebenswürdigen. Ich klage die Freunde an, nicht Reznicek.

Weiterhin ist zu sagen, daß die ‚Judith' kein Zufluchtsort für Komponisten ist, denen nichts einfällt. (Das spräche gegen Reznicek, dem ich nicht wehtun will.) Also formuliere ich anders. Die Freunde hätten sagen müssen: Mensch, Bruderherz, sieh ab von der ‚Judith' — dir wird nichts einfallen. Eine Oper ist eine musikalische Angelegenheit. Hilft Alles nichts. Aber ‚Judith' ist Ausein-

andersetzung. Tragische, wenn du willst. Notwendigste, zugegeben. Aber Musik ist die herrlichste Ueberflüssigkeit, die es gibt — und ohne die man nicht leben möchte. Fließe dahin, Liebenswürdiger. Irgendwann wird dein Strom ein Stückchen Erde, einen blühenden Zweig oder sonstwas Lebendiges mitreißen. Dann hast du einen Stoff. Hast du aber nur ein Strömchen, keinen Bach, sondern ein Bächeleinchen, wie Pallenberg sagen würde — glaube nicht, es werde ein Meer, weil du ein Kriegsschiffleinchen daraufsetzest.

Niemand rief ihm zu. Und er machte, wie er sichs dachte. Also eine musikalische Illustration des Dialoges. Mit Geschrei und Geschmetter. Grausamkeit: forte, Sinnlichkeit piano, crescendo, accelerando. Wie ein Apotheker nach Rezept. Zuweilen horcht man auf, dann denkt man, es kommt Aïda-Stil. Aber es kommt nicht Aïda. Oder man wird an den Feuerzauber erinnert — es kommt kein Feuerzauber. Und was ganz bestimmt nicht kommt, ist Reznicek. Es bleibt beim unter Töne gesetzten Dialog. Trotz dem Aufwand uninteressant und während des Anhörens schon vergessen.

Blech ist einer von den Feldherren, die sogar eine Niederlage ausgezeichnet machen. Er reitet die herrlichsten Attacken gegen Maschinengewehre. Wider besseres Wissen? Oder weil Reznicek so liebenswürdig ist? Blech — kein guter Freund? Ich weiß keine Antwort. Bedeutender Stabschef, aber ahnungsloser Generalmusikdirektor? Oder nur, weil die Partitur ihm gewidmet ist? Ich würde mir sowas nicht widmen lassen (an seiner Stelle), beileibe nicht. Dann lieber was Schönes, was mir nicht gewidmet ist.

Eine Rolle für Bohnen? Er soll ausgezeichnet gewesen sein. Man hatte mich zur Generalprobe geladen. Da markierte er inmitten einer komplett geschminkten und gestellten Szene den Holofernes in Zivil. Zeigte dabei so viel Humor, wie die Rolle nicht zuließ. Stäubte sich den Puder von den braunen Hosen, Puder, den der nackte Leib einer Tänzerin auf ihm gelassen. Und als das Publikum (es ist so dankbar) herzlich lachte, machte er eine Handbewegung: Ich kann nur Das leisten. Oder ist die Partitur ihm gewidmet? Auch möglich. Wie soll man Alles wissen? Warum ich das Alles schreibe? Ich könnt' es ja verschweigen; aber ich schreibe so gern, und nur nicht über Holofernes. Immerhin: ein großer Sänger, Herr Bohnen, auch wenn er markiert, ein Holofernes auch in Zivilhosen. Marga Dannenberg, die Judith, gab sich dagegen ganz, mit Verschwendung ihrer offenbar sehr starken stimmlichen und darstellerischen Mittel. Sie wird lernen müssen, hauszuhalten, mit dem Einen und mit dem Andern. Dann wird die Wirkung tiefer sein, und die Kräfte werden länger halten. Sie lerne von Emmi Leisner. Aravantinos ließ einige gut aufgebaute, differenziert beleuchtete große Opernszenen ältern Stiles sehen. Aber wem zu Dank?

Wir wollen uns Alle mit Vergnügen wiedertreffen, wenn Herrn Reznicek einfällt, so liebenswürdig zu sein, wie er ist.

Paul Schlesinger

Bayrisches Marschlied

Hakenkreuz ahoi!
Schmeißt, die uns belogen und betrogen,
schmeißt die Juden aus den Synagogen.
Macht die deutsche Mark
wieder stark!

Hakenkreuz ahoi!
Hört den Kahr und auch den Lossow rufen.
Stampft begeistert mit den treuen Hufen.
Hitler geht voran
auf der Bahn!

Hakenkreuz ahoi!
Klopft dem Sachsen Zeigner auf den Hintern.
Bringt ein Hoch den Holtzen und den Dintern.
Bayrisches Gemüt
wächst und blüht!

Hakenkreuz ahoi!
Mit dem Dolch im wehenden Gewande
Tilgen wir des Vaterlandes Schande.
Laßt uns brausend ziehn
nach Berlin!

Hans Harbeck

Antworten

Dr. A. St. in Breslau. Sie schicken mir eine Schlesische Zeitung und schreiben dazu: „In dieser Nummer sind neun Bekanntmachungen der Reichsbank als Annoncen aufgegeben. Nach meinen Berechnungen stellt sich die Einrückgebühr dafür auf annähernd vier Billionen Mark. Aber hier in Breslau gibt es außer der Schlesischen Zeitung, die deutschnational ist, die demokratische Breslauer Zeitung, die volksparteilichen Breslauer Neuesten Nachrichten, die sozialdemokratische Volkswacht und die Schlesische Volkszeitung der Zentrumspartei. Diese vier Zeitungen, die den Parteien der heutigen Koalitionsregierung angehören, haben sämtlich, wie ich mich orientiert habe, die Bekanntmachungen der Reichsbank nicht als Annoncen aufgegeben erhalten. Von der Volkswacht und der Breslauer Zeitung ist mir bekannt, daß sie dauernd mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Es wirft ein interessantes Schlaglicht auf die Politik der Reichsbank, daß sie diesen großen Insertionsauftrag, nach dem sich selbstverständlich jede Zeitung die Finger leckt, nur der oppositionellen, deutschnationalen Schlesischen Zeitung gibt und die Zeitungen der Koalitionsparteien leer ausgehen läßt. Da ja, wie aus der Größe der Inserate hervorgeht, die Reichsbank offenbar mit Geld bei diesen Inseraten nicht spart, wäre es meines Erachtens ein Leichtes gewesen, auch den vier andern Zeitungen den Insertionsauftrag zu geben, wenn man nur die Inserate etwas kleiner hätte erscheinen lassen." Wenn man nur . . . Als ob die Reichsbank die Presse der Regierungsparteien unterstützen wollte! Ihr Herz ist bei den Deutschnationalen, und sie ist überzeugt, daß die umso früher wieder ans Ruder gelangen, je mehr sie ihrer Presse ermöglicht, zu wühlen, zu hetzen und zu vergiften. Aber verdient denn eine Regierung, die sich das bieten läßt, eine andre Reichsbank?

Berliner Arbeiter. Sie haben in Nummer 38 gefragt, warum Rosa Luxemburgs Briefe an die Kautskys so teuer sein müssen, daß Sie und Ihre Genossen sie sich nicht kaufen können. Jetzt schreibt mir die E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung (von der ich gern wüßte, was sie sich bei dem Apostroph denkt): „Wir möchten nicht unterlassen, Ihnen mitzuteilen, daß wir, um jedem die Möglichkeit zu geben, sich dieses prachtvolle Buch anzuschaffen, uns entschlossen haben, eine Volksausgabe herauszugeben, die in ähnlich guter Ausstattung wie die gute Ausgabe am 1. November ausgeliefert wird. Der Preis der Volksausgabe ist statt Grundzahl Mark 5,— und Mark 7,50 nur Gz. Mark 2,50." Also wird dieses prachtvolle Buch hoffentlich zwei- bis dreimal so viel gekauft werden wie bisher.

Verteidiger der Presse. Die deutsche Presse, deren du dich annimmst, wäre, wenn sie nicht Deutschlands Unglück mitverschuldet hätte und, teils feil, teils feige, täglich neu mitverschuldete, sicherlich komisch genug. Aber sie wird weit übertroffen von der deutsch-amerikanischen. Eine Nummer liegt vor mir. Ueberschrift: „Franzosen an der Ruhr verfallen dem Irrsinn in Scharen." Zweite Ueberschrift: „Skatler des ganzen Landes treffen sich in New York. Jeder, der das echtdeutsche Kartenspiel kennt, wird an dem Kongreß in der Metropole teilnehmen." Ein Stück Text unter dieser Ueberschrift: „Der 16. Skat-Kongreß in der Stadt New York, der in der Turnhalle, Lexington Avenue und 85. St., stattfindet, und welcher dem echtdeutschen Spiele mit den vier Wenzeln geweiht ist, ist einer der großzügigsten dieser Art. Die blutgierige, erpresserische Faust des Apachen ruht auf unsrem schönen alten Heimatlande. Aber Stammesgenossen, verzagt nicht. Die schweren Stürme, die jetzt unser altes Vaterland umbrausen, die Qualen, die es jetzt zu erleiden hat, werden sich auch wieder legen, und Phönix gleich wird es aus der Asche, aus dem heutigen Trümmerhaufen zu

neuem Glanz und Ruhm erstehen. Der 16. Skat-Kongreß in der New Yorker Turnhalle bietet die Gelegenheit für den Zusammenschluß aller Gleichgesinnten." Dritte Ueberschrift: „Vom Auslande." Das Ausland ist Deutschland. Aus dem Mutterland wünschen die Deutsch-Amerikaner Neuigkeiten wie diese zu erfahren: „Schweinfurt. Schneidermeister Jakob Then, einer der ältesten Bürger der Stadt, feierte seinen 80. Geburtstag. Die Musikkapelle Concordia brachte dem Jubilar ein Ständchen. — Waldsee. Pfarrer Franz Knupfer in Haidgau ist plötzlich verschieden, als er eben mit dem Pater, der in Haidgau eine Mission abhält, einen Krankenbesuch machen wollte. — München. Das Hotel Münchener Hof an der Dachauerstraße, in dem sich das bekannte Apollotheater befindet, ist verkauft worden. — Würzburg, Bayern. In Obersinn hat ein Tünchermeister seinen auf Urlaub weilenden Sohn erstochen. — Gemünden, Bayern. Der Stadtrat beschloß einstimmig eine Abordnung zum Ersten Bürgermeister Holzemer zu entsenden und ihn zu ersuchen, im Amte zu verbleiben. — Scheinfeld, Bayern. Ein auf Besuch in Hohlweiler weilendes 14 jähriges Mädchen geriet dort in eine elektrisch betriebene Futtermaschine und wurde verletzt." So geht es spaltenlang. Wie man mir mitteilt: jeden Tag. Am achtzehnten des September 1923 aber wird aus dem Ausland gemeldet: „Wie üblich, hat Maximilian Harden in seinem neuesten Heft der ‚Zukunft' die deutsch-französischen Beziehungen vom Standpunkte Frankreichs aus gesehen. Er meint, die einzige Hoffnung für Deutschland sei, sich mit Frankreich zu verbünden, um der englischen Politik Schach zu bieten." Das ist umso sensationeller, als seit dem dreißigsten September 1922 gar kein Heft der ‚Zukunft' erschienen ist. Amerika, du hast es besser . . .

Mitteilung

Das Abonnement für das vierte Quartal ist von vielen Lesern mit 63 oder 150 oder 500 Millionen bezahlt worden. Aber selbst wenn die Fristen, die wir eingeräumt hatten, jeweils eingehalten wurden, kam doch der Betrag entwertet an, weil wir acht Tage vorher, bei der Bekanntgabe unsrer Bedingungen, niemals auf dieses Tempo der Markverschlechterung gefaßt gewesen waren. Mit der Bitte um eine Nachzahlung, deren wir infolge der ungeheuern Verteuerung aller Herstellungskosten dringend bedürfen, würde es uns nicht anders gehen. Deswegen sehen wir für diese Nachzahlung von der Festsetzung einer bestimmten Summe umso eher ab, als es sich ja um eine freiwillige Leistung der Leser handelt. Wir bitten einfach jeden von ihnen, uns auf der beiliegenden Zahlkarte denjenigen Betrag zu überweisen, den er nach seiner eignen Einschätzung unsres Blattes und nach seiner Beurteilung des Geldmarktes angemessen findet. Von den Postabonnenten, die in unsern Listen nicht geführt werden, erhebt die Post durch Nachnahme eine Nachzahlung für November. Für diejenigen Leser, die noch gar nichts gezahlt haben, kostet

das Abonnement für November 1 Goldmark,
fürs IV. Quartal 1923 3 Goldmark.

Die Einzahlung kann entweder auf das Postscheckkonto Berlin 11958 oder auf das Bankkonto des Verlags der Weltbühne bei der Darmstädter und Nationalbank, Charlottenburg, Kant-Straße 112, erfolgen.

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika, China, Japan	1 Dollar	Jugoslawien	60 Dinar
Belgien	15 Francs	Oesterreich	80000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	120 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich	12 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	15 Lire	Tschechoslowakei	20 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

Sieger von Moritz Heimann

Ein gänzlich erschöpfter, ein besiegter Kämpfer sinkt zu Boden. Sein Erbfeind steht mit gespreizten Beinen über ihm, und unbeschadet, daß nicht die eigne Kraft, sondern Bundesgenossen und die gesamte Lage der Zeit ihm den Sieg verschafft haben, lodert er in Haß, lodert vom Triumph und holt aus, dem Hingestreckten seinen Hacken ins Auge zu treten — welch ein Bild!

Von wem spreche ich? von Poincaré und Deutschland? Auch von Poincaré und Deutschland; nur auch. Ich spreche von jedem Sieger. Jeder Sieger räkelt sich mit Schmutz und Sporen an den Stiefeln auf dem seidenen Bett; gleich jenem oesterreichischen General eines Menzelschen Holzschnitts: demütig naht ihm der edle Bürger Gotzkowsky, der Hab und Gut, Stolz und Klugheit für seine Landsleute aufgewendet hat und nachmals in Undank und Armut gestorben ist; womit ihm nur das Recht dieser Welt geschah, denn er hatte ja nicht zerstört, sondern gerettet.

So als Besiegter liegt nun der deutsche Arbeiter am Boden, und der Sieger diktiert ihm den Frieden — Frieden von Brest-Litowsk, von Bukarest und von Versailles, völlig berauscht und sogar gegen die Klugheit verhärtet, daß er mit seiner Methode den verhaßten „Marxismus" nachträglich rechtfertigt und zur Geltung für die Zukunft aufs neue anbläst. Es ist ein Anblick, der einem wohl das Herz abdrücken kann. So wie man dem Franzosen das Wort „Europa" zuruft und vergeblich ruft, so vergeblich ruft man dem Sieger, von dem hier die Rede ist, das Wort „Deutschland" entgegen. Der Großbürger antwortet: „Ja, Deutschland; gewiß Deutschland . . . Ich bin Deutschland." Er ist es ebenso viel, wie Poincaré Europa ist.

Aber auch der jetzt Besiegte glaubte sich einmal Sieger, was tat er damals? So hart die Frage in dieser Stunde erscheint, so notwendig ist sie. Auch er war ein Sieger nach dem Bilde; auch er lag auf dem seidenen Sofa mit Schmutz und Sporen an den Stiefeln. Als der Achtstundentag auf sieben, auf sechs Stunden zusammengedrückt wurde, war die Macht verschleudert an den Moment; als Arbeiter und Handwerker heimliche Extraschichten am Abend machten, war der Achtstundentag zum Spott geworden; und als die Betriebsräte sich während bezahlter Arbeitszeit versammelten, war nicht nur wiederum der Sinn des Achtstundentages preisgegeben, sondern der Gedanke des Betriebsrates selbst vergiftet, der gehaltvollste, lebenträchtigste von allen, die aus der Revolution niederschlugen. Was danach kam, war die Phrase, die grob geglaubte Panacee, die Sozialisierung als Debattenthema, das sich zersetzende Nichts. Wohl, sie hatten es schwer; es ist eine alte Schifferweisheit, daß Schiffe vom Sturm auf offener See weniger schwer leiden als im Hafen; aber je schwerer sie es hatten, umso größer ist ihre Schuld.

Wehe den Siegern! Salz oder nicht, sie werden dumm. Der Freiherr vom Stein war seinen Zeitgenossen eine verwirrend uneindeutige Erscheinung; den einen ein Revolutionär, den andern ein Konservativer ganz und gar, also auf viererlei Art gepriesen und verdächtig. Eine kluge Frau, die ihn noch persönlich kannte, die Gattin des Ministers von Rochow, erkannte die Einheit seiner Politik und formulierte sie als „das Bestreben, Leben und Tätigkeit zu erwecken". Weiter nichts, aber es ist Alles.

Bleiben die Sieger Sieger, so werden die gegensätzigen Teile des Volks sich bis zur Undurchdringlichkeit dicht gegen einander abkapseln, und damit hört alles nationale Leben auf. Bleiben die Sieger Sieger, so wird der Brand nach innen schwälen, und selbst an der wieder vollern Schüssel satt zu werden wird auf die Dauer nicht sättigen. Der befriedigte Magen vergißt seine Dankbarkeit; nach der Mahlzeit ist das Essen, das vorher eine Sehnsucht war, sogleich wieder eine Bagatelle.

Daß jene Abkapselung nicht geschehe, daß ein pulskräftiges Hin- und Wiederströmen des Blutes das gesamte Volk zu einer neuen, fruchtbaren Einheit aufglühen lasse, das allein war die Hoffnung, die der Aufstieg des Arbeiters in die Zukunft warf. Und an dieser Zukunft halten wir fest; um ihretwillen halten wir an dem Arbeiter, möge er an sich selbst festhalten.

Pfalz, Bayern, Deutschland von Wilhelm Michel

Wir Pfälzer haben seit Jahrtausenden so viele Herren und Herrlein gehabt, teils gleichzeitig, teils nach einander, daß diese sich für unser Gefühl gegenseitig neutralisiert und uns nur zwei echte Orientierungspunkte gelassen haben: die tiefe und, wie man ruhig zugeben kann, überschwängliche Liebe zur Heimat und die unausrottbare Treue zum Deutschtum, die Treue zum Reich.

Ja, wir Aermsten, wir sind unserm nationalen Gefühl nach nur Deutsche. Wir empfangen das Heiltum unsres Volksbewußtseins nicht durch die geweihte Vermittlung einer Dynastie. Wir sind echte Reichsländer, wir sind reichsunmittelbare Rheinfranken. Wir haben allzu viele Gelegenheiten gehabt, uns für die Gottähnlichkeit der Herren von Veldenz und Sponheim, Zweibrücken und Pirmasens, Simmern, Lautern, Leiningen und hundert andrer fürstlicher Großgrundbesitzer zu begeistern. Aber weil der Gelegenheiten zu viele waren, haben wir keine davon benutzt und wachsen seit Jahrhunderten in unserm Land mit dem argen Gebrechen heran, keine besondere Inbrunst für irgendein bestimmtes Herrscherhaus zu besitzen. Wir erinnern uns zwar mit einigem Lächeln, daß wir den Bayern ihr Herrscherhaus geliefert haben. Aber ebenso gern, wie wir unsre Väter erzählen hörten von Weißenburg und Wörth, lauschten wir unsern Großvätern, die mit Ackergäulen die phantastische Artillerie der pfälzischen Rebellen in der Welt herumgefahren hatten und von 1848 die herrlichsten Räubergeschichten wußten; Räubergeschichten besonders vom rotem Hecker, der mit Schlapphut und Hahnenfeder auf der Burg meines Heimatdorfes gestanden und gerufen hatte: „Du, Herrgott im Himmel droben, ich aber hier unten auf der Erd!" (Was der rote Hecker damit sagen wollte, weiß ich nicht, aber dem alten Weißbart, der mir das

vor dreißig Jahren erzählte, blitzten die Augen.) Auf dieser selben Burg, deren Besitzer sich schlicht und redlich von der Ausplünderung reisender Pfeffersäcke nährten, bis ihnen Rudolf von Habsburg Palas und Handwerk legte, sagt eine Inschrift, daß hier Ulrich von Hutten sich auf der Flucht zum Sickingen einige Tage verborgen gehalten habe; und diese Inschrift hat auf meine Jugend viel mehr Eindruck gemacht als alle vom münchner Kultusministerium bei uns importierte königlich bayrische Vergangenheit.

Wir sind nur Deutsche, wir Bedauernswerten. Wir machen bis auf den heutigen Tag Ernst mit dem Namen unsres Landes, der uns als „Pfalz" (palatium = Kaiserpalast) unmittelbar ans Reich bindet, nicht an einen Landesvater oder an eine Landesregierung. Trifels, Anebos und Scharfenberg, die drei Burgberge im Annweiler Tal, stehen über den landweiten Wäldern der Südpfalz schwungvoll neben einander, eine kühne, herrliche Strophe aus dem Heldengedicht unsrer Landschaft. Sie erzählen von Friedrich Rotbart, der uns das „Reich" echter vertrat als die dynastische Erwerbsgesellschaft von 1871, und der Speyerer Dom weiß von vielen andern Kaisern, und die Lieder, die wir singen, sagen von der deutschen Pfalz, nicht von der bayrischen, und unser bekannter landsmännischer Spruch lautet: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts", nicht etwa „Bayern und Pfalz", wie Herr Knilling jüngst gemeint hat.

Es liegt mir sehr fern, die bayrische Herrschaft in der Pfalz schwarz zu malen. Sie war uns sicherlich angenehmer, als uns etwa eine preußische gewesen wäre. Aber sie hat niemals jene Gesinnung der Reichsunmittelbarkeit verdrängen können. Der „Zwockel" hatte für uns immer eine harmlose Art von Lächerlichkeit. Wir beurteilten ihn als gutmütig, beschränkt, grob und unzivilisiert. Der „grobe Bayer" ist ja nicht nur in der Pfalz sprichwörtlich. Und daß die münchner Regierung eine Zeitlang die Versetzung ihrer Beamten in unser Land, das wir mit Recht oder Unrecht für eine Dépendance des Paradieses halten, als Strafversetzung gehandhabt hat, war keineswegs geeignet, unsre geringe Meinung von der bayrischen Grütze zu verbessern. Auf jeden Fall waren und blieben wir uns fremd. Alles Wendige, Spritzige, Bewegte und Rasche, alles Gegensätzliche und Romantische der pfälzischen Geistesregung wird vom Bayern nicht verstanden, und besonders mit der pfälzischen Ironie und Spottlust weiß er nicht das Geringste anzufangen. Die gewisse wampete Inbrunst des bayrischen Staatsgefühls lächert den Pfälzer unvermeidlich. Es ist ein Tempo-Unterschied ganz erheblichen Grades.

Es mag falsch sein, diesen Unterschied nur von einer Seite her zu betrachten und zu bewerten. Die Bayern mögen ihrerseits berechtigte Einwände gegen uns zu machen haben. Aber auch das würde nur beweisen, daß der Unterschied existiert; und wer als reinbürtiger Pfälzer und Westdeutscher den Versuch gemacht hat, in München geistig zu leben und zu schaffen, der wird jenen Tempo-Unterschied schmerzlich erfahren haben. Denn diese Stadt, die eine so reizvolle und anziehende Fassade besitzt, breitet um den länger Verweilenden eine böse, lähmende, vereinsamende Umluft. Sie weiß mit dem Geist nicht gastlich umzugehen. Sie strebt in die Breite, in die Nivellierung, in das faule Sich-Vertragen, nicht in die Gipfelung und in die Höhertreibung durch Kampf. Sie weiß keine originelle Kraft zu nutzen. Wer

ihrem Geist- und Kunstbetrieb auf den Grund sieht, den gähnt die Oede an. Jene Bezeichnung von Bebel, der München ein Capua nannte, ist viel zu verbindlich gegriffen. Die Stadt hat etwas bösartig, Mürrisches und Verdrossenes, sie ist gar nicht leicht und südlich, sie lähmt, sie würgt und erstickt. Ihre beste Eigenschaft ist eine gewisse gleichgültige Duldsamkeit; aber eine Werkstätte, ein Arbeitsfeld ist sie nicht, sondern ein übertünchtes Grab, ein Sumpf, ein Breikessel, eine Knödelküche. Sie mag ein Exponent, eine Aufgipfelung sämtlicher bayrischer Regierungsbezirke sein: für die Pfalz ist sie's nicht. Die Pfalz hat keine Hauptstadt, seit es Mannheim nicht mehr ist.

Wie klobig sich die Bayern bemüht haben, in der Pfalz für sich zu werben, mag ein Beispiel zeigen. Noch heute ist an pfälzischen Mittelschulen ein Lesebuch in Gebrauch, das in der Abteilung „Geschichte" ausschließlich die Großtaten wittelsbachischer Helden und in der Abteilung „Heimat" den Walchensee, Nürnberg, München, die Alpen, sogar das Meer verherrlicht, aber kein Sterbenswörtchen von pfälzischer Landschaft oder Geschichte zu melden weiß. Eine Abteilung „Heimat" richtet man in einem Schulbuch doch nur deshalb ein, damit das Heimatgefühl gefördert und bewußt gemacht wird. Hier aber tritt einzig das Streben zutage, einen fremden Volksschlag ausschließlich für die Reize der altbayrischen Stammlande zu interessieren. Da die Pfalz an Natur und Geschichte überreich ist und dem Hauptland ganz selbständig gegenübersteht, zeigt das bayrische Vorgehen eine hochfahrende Absichtlichkeit, die töricht und zweckverfehlend ist.

Tatsachen der Abstammung, der Geschichte, der Lage sind für ein Land und seine Beziehungen eben doch entscheidender als Kabinettsbeschlüsse und obrigkeitliche Maßnahmen. Seit 1815 gehört die Pfalz zu Bayern, und in der einen großen Angelegenheit, die seitdem für die Deutschen zur Entscheidung stand, in den Freiheitskämpfen der dreißiger und vierziger Jahre, hat die Pfalz gründlich anders gewählt als das sogenannte Mutterland. (Ueber diesen Punkt und überhaupt über das Verhältnis der Pfalz zu Bayern bemerkt Karl Theodor Heigel, der münchner Historiker, in seiner Studie über das Hambacher Fest [Historische Zeitschrift, 1913]: „Die Bewohner der Pfalz waren dem Herd der Juli-Revolution am nächsten und für revolutionäre Ideen besonders ‚disponiert'. Ihr schönes Land war erst nach dem Sturze Napoleons von Frankreich wieder abgetrennt und dem Königreich Bayern einverleibt worden. Grade mit Rücksicht auf den erregbaren Volkscharakter hatte die bayrische Regierung dem Rheinkreis eine gewisse Sonderstellung eingeräumt . . . Nur hier gab es öffentliches Gerichtsverfahren und Schwurgerichte, Trennung der Justiz von der Verwaltung, allgemeine Gewerbefreiheit, vollkommene Freiheit und Gleichheit der Bekenntnisse. Der ohnehin mit starkem Selbstgefühl ausgestattete Pfälzer war stolz auf diese freiheitlichen Errungenschaften und blickte geringschätzig auf die rückständige Art andrer Stämme. Dem Romanschriftsteller Hering [Willibald Alexis] trat diese Auffassung während einer Rheinreise häufig entgegen . . . ‚Der Osten', so heißt es in einer zweibrückener Ankündigung von 1831, ‚bietet nur Unterdrückung und Seuche, der Westen Freiheit!' Besonders die landmannschaftliche Vereinigung mit dem ‚noch im Mittelalter steckenden' Altbayern war den aufgeweckten und aufgeklärtern Pfälzern anstößig, wie ja auch in den preußischen Rheinlanden die Altpreußen als

Fremde angesehen wurden. Die ‚von drüben" kommenden Beamten waren unbeliebt und vergalten die ihnen entgegengebrachte Abneigung mit mürrischer Strenge. Die ‚bayrische' Maut war, obwohl die Zollgesetzgebung der Nachbarstaaten nicht milder waltete, unerträglich." Fügen wir dieser Schilderung eines zweifellos altbayrisch und konservativ gesinnten Historikers noch hinzu, daß die Handhabung der Justiz in den an die Freiheits- und Einheitsbewegung sich anschließenden Strafverfolgungen keineswegs geeignet war, die Gefühle der Pfalz für Bayern zu erwärmen. Die Akten dieser Prozesse wimmeln von Randbemerkungen des Königs Ludwig, die alle auf eine brutale, schonungslose Verfolgung der Staatsverbrecher hinausliefen. Freisprechende Urteile wurden höchst ungnädig kommentiert und mit einer durchgreifenden „Regeneration" der Gerichtshöfe beantwortet, das heißt: die unliebsamen Richter wurden in derbster Weise gemaßregelt. Heigel sagt darüber: „Wirth konnte in seiner Verteidigungsrede vor den Geschworenen in Landau im August 1833 darauf hinweisen, daß seit der Ueberhandnahme der politischen Prozesse sämtliche Mitglieder des pfälzischen Richterstandes versetzt worden seien. Man kann doch nur mit Unmut aus den Akten ersehen, daß gar nicht selten von Gerichtsvorständen die politische Gesinnung einzelner Senatsmitglieder beanstandet und umgekehrt von Subalternbeamten die Leitung von Untersuchungen verdächtig wurde.") Noch als mein Vater kurz vor dem deutsch-französischen Feldzug in Landau Soldat wurde, war das Wort „Pfälzer" im Munde der bayrischen Korporäle ein Schimpfwort und mußte durch Regimentsbefehle bekämpft werden. Es hat uns wohl ähnlich im Ohr geklungen wie den Elsässern der „Wackes" aus den Mündern ihrer preußischen Beherrscher.

Aus all Dem ergibt sich: Die Pfalz ist ein westdeutsches, ein rheinisches und fränkisches Land, ihre innern Beziehungen zu Bayern sind fadendünn, weder geschichtlich noch ethnologisch noch dynastisch noch kulturell oder religiös unterbaut. Der Pfälzer ist in erster Linie Pfälzer und Deutscher. Sein Bayerntum geht kaum unter die Haut. Der Geisteszustand vollends, der im heutigen Bayern herrscht, ist dem Pfälzer so fremdartig wie möglich. Das Finstere, Verbohrte und Verstockte der Hitlerei, das Tyrannische und Undifferenzierte, das Grobschlächtige und Unmenschliche, das Einfältige und Stumpfsinnige der nationalen Narretei muß ihn abstoßen. Und wenn gar um solcher Gesinnungen willen Bayern mit dem übrigen Deutschland bricht, dann gibt es für die Pfalz keine andre Wahl als die Entscheidung fürs Reich.

Wer da von Landesverrat zugunsten des Feindes spricht, redet lächerliches Zeug. In der Pfalz stehen auf hundert Bergen zerfallene Schlösser. Ein Teil von ihnen ist von aufrührerischen Bauern oder von der strafenden Gerechtigkeit der Kaiser und Landesherren zerstört worden. Aber von den meisten meldet der Pfalz-Führer: Zerstört von den Franzosen unter Turenne, unter Mélac, unter Montholon. Es ist wahr, daß die von Frankreich ausgehenden Freiheitsregungen in der Pfalz freudig begrüßt wurden. Aber ebenso lange wie die Erinnerung an die Freiheitsbäume, an die Vertreibung der kleinen Tyrannen, an den Code Napoleon hat sich die Erinnerung an die Plünderung und Niederbrennung von Speyer erhalten, wo ein Teil des Domes zusammenstürzte und die Gebeine deutscher Kaiser von Räuberhänden auf den Fliesen zerstreut wurden.

Nein, nicht den Franzosen zulieb wird sich je die Pfalz von Bayern trennen, nur dem Reich, nur ihrem eignen Deutschtum zulieb. (Uebrigens hat das Vorgehen des pfälzischen Sozialisten Hoffmann und seiner Freunde eine interessante geschichtliche Parallele. Beim Hambacher Fest sprach als zweiter Redner Dr. Wirth, einer der einflußreichsten Führer der pfälzischen Freiheitsbewegung, die auf die Herstellung eines einheitlichen deutschen Nationalstaates gerichtet war. Er trat nach eignem Zeugnis nur deswegen auf, weil die Anmaßung der französischen Presse, die fort und fort die Rheingrenze forderte, ihn dazu gedrängt habe, als Vertreter nationaler Pflichten das Wort zu ergreifen. In seiner Rede warnte er ausdrücklich davor, beim Kampf um das einige Deutschland französische Hilfe zu erbitten, denn um den Preis der Abtretung des linken Rheinufers dürfe auch die Freiheit nicht erkauft werden. Diese Worte mißfielen den anwesenden Franzosen sehr; man sprach sogar davon, daß sie dem Redner eine Herausforderung gesandt hätten. Also auch hier die charakteristische Verbindung des Strebens zum deutschen Einheitsstaat mit der Gegnerschaft gegen das reaktionäre Altbayern und der Kampfstellung gegen die Separation.) Und es wird gut sein, wenn ein solcher Schritt nicht zu erfolgen braucht zu einer Zeit, da er durch die Anwesenheit fremder Truppen gefälscht und mißbraucht werden kann. Die Pfalz ist Grenzland, aber sie hat keine zentrifugale, sondern eine rein zentripetale Tendenz. Alles in ihr drängt geistig zum warmen, nährenden Mittelpunkt des Deutschtums. Wer in der Pfalz ist, der ist tiefer und herzlicher in Deutschland, als wer in Pommern oder Westpreußen weilt.

Während ich dies schreibe, stehen zweihundert Meter von meiner Wohnung entfernt die ersten französischen Posten. Ich glaube, daß eine derartige Nachbarschaft klarer empfinden läßt, wie eine Politik beschaffen sein muß, die mit solchen Tatsachen zu rechnen und aufzuräumen weiß. Es muß gesamtdeutsche, es muß wahre Reichspolitik sein; Politik eines einheitlichen, echten Volkes, das einen wahren Körper und Geist hat, das wollen, beschließen und handeln kann ohne bundesstaatliche Eiertänze; nicht Politik eines preußisch- oder bayrisch-deutschen Zwitters, nicht Politik eines Reichskanzlers, der nur als Bevollmächtigter eines Gliedstaates im Rate sitzt, und der bei jedem Schritt fragen muß, ob er auch den Wünschen des betreffenden Land-tags- und Herrenhauses, der Junker und der zwei Dutzend Könige, Großherzoge und Fürsten entspricht. Formell sind diese Hemmungen zwar abgetan. Aber materiell bestehen sie weiter, wie der Fall Bayern beweist. Und zu allem Ueberfluß wird gar noch eine verschärfte Belastung der Reichspolitik mit föderalistischen Rücksichten als der einzige Weg zur Rettung gepriesen. Kein Zweifel, daß die Geschicke auf jeden Versuch, die föderalistischen Eierschalen beizubehalten, mit immer schärfern Geißelhieben antworten werden. Kein Zweifel, daß die Konsolidierung des deutschen Volkes in einem einheitlichen Staat eines Tages erfolgen muß. Dann, wenn es sich um das Eingehen der Deutschen in dieses ihr Drittes Reich handelt, werden wir froh sein, Länder wie die Pfalz unser zu nennen; Länder, die im Innern echtes Reichsland sind, die sich nicht haben territorialisieren lassen, die ohne Umweg über einen Gliedstaat zum Reiche stehen und ein wahres, warmes Gefühl für deutsche Einheit behalten haben.

Zu dieser Gegenwart

von
Walther von der Vogelweide

Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
so Fried als Recht sind todeswund.
— — — —
da lebt nicht Einer ohne Haß.

Geßler
Ich bin der Sanftmut Spiegelbild;
das und noch mehr ertrag ich gern, ich weiß um was.

S.P.D. und die Große Koalition
Seit die Hoffnung mir gebot,
steter Treue mich zu weihn,
ward mir nichts als Weh und Ach.

Wirtschaft
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten.

Fechenbach
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet —
Wohlauf: hier frommt nicht müßig sein!

Presse
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen.

Lindstroem-Ludendorff
Wie soll ein Mann, der nichts als sündgen kann,
das Haupt erheben
und gewinnen hohen Mut?

Deutsche Politik
Bald beseligt mich ein Wille,
bald gereut er mich schon wieder sehr.

Deutschland sagt von Bayern
Ich bleib ihr treu, obwohl ichs nicht genieße;
wieviel ich Kummer um sie trage,
nicht übler sprech ich doch dazu, als daß ich es beklage.

Die erste „Fest"-Mark
Lang ists, daß mein Auge sie nicht sah.

Helfferich
Mir graut, wenn sich die Lächler lächelnd zu mir kehren,
deren Zunge honigt, wenn das Herz vor Galle schwillt.

Luther
Weh, welch kläglicher Gewinn
täglich meinem Blick vorüberfährt!

Stresemann
Des Mannes Sinn sei wandellos und fest wie Stein.

Stinnes
Wer überreich wird ohne Sinn,
wenn der zu sehr auf den Gewinn
sich steift, so wird sein Hochmut unerträglich.

Deutsches Erbe
All mein Unglück will ich Denen hinterlassen,
die mit Haß und Neid am liebsten sich befassen,
dazu der Reue Bitterkeit.

Geburt der Groteske von Ernst Jonas

Die Groteske hüpfte aus dem Mutterleib.
Und sprang . . .
und sprang, gleich groß und gleich behende,
unbändig frech die Straß' entlang.

Die Menschheit blieb wie angewurzelt stehn.
Welch Wunder! Niemals hatte man gesehn
ein Ungeheuer so wie dieses.
Ein alter Mann, der noch aus des Kambyses,
des persischen Tyrannen, Zeit datiert,
hat selbst erstaunt dem Wesen nachgestiert.

So also sprang die tollkühne Groteske
aus ihrer Mutter Leib (der Arabeske),
hinein in jene weite, schlechte Welt!
— — — — — — —

Das Kind hüpft unversehrt durchs ganze Land,
bis irgendwo es seinen Vater fand.
Der schenkte ihm, was es nur haben wollt',
Soldaten und ein Fähnlein schwarz-rot-gold,
ein bißchen Sehnsucht nach Monarchenthronen,
Papiergeld für Milliarden und Billionen,

für seine Mörder einen sanften Blick —

und dann den Namen:
DEUTSCHE REPUBLIK!

Reisen im besetzten Gebiet von Hans v. Zwehl

In der Nacht vor der Ausrufung der unabhängigen Rheinischen Republik sitzen wir auf dem Hauptbahnhof von Elberfeld und rauchen einen scheußlichen Mischtabak, den sie als Zigaretten verkaufen. Einige Plattmacher, die auf den Holzbänken herumlungern, philosophieren über die grüne Polizei und erzählen, daß die Ordnung erhöhte Kampfzulage und Schnaps erhalte, auf daß sie besser auf das hungrige Volk einhauen könne. Wir wissen nicht, obs stimmt, qualmen und kommen uns vor wie bei Sioux-Indianern.

Die Tragödie des versinkenden Deutschtums, die uns aus den Zeitungen des Wartesaals angrinst, wirft uns groteske Fratzen zu. Nun sehen wir die Reaktion nach Sachsen ziehen, nun fällt die letzte politische Stütze der Freiheitsbewegung, nun haben sie schon ihre Flammenwerfer vor die thüringischen Berge gestellt, nun brechen sie bald in den norddeutschen November ein . . . Vorher aber lassen sie noch die Arbeiterschaft verhungern . . . Fünf oder zehn Millionen Menschen sind zu viel an der Ruhr.

Inzwischen, während wir dies phantastisch denken, atmet der Morgen aus nassem Nebel auf. Warm fließt das Leben, warm wie Kaffee. Solange der marxistische Reichspräsident unter Gegenzeichnung eines Ministers nicht auf Grund der Ausnahmebestimmung des Artikels 48 der Reichsverfassung die Monarchie einführt, ist schließlich immer noch Hoffnung. Und auch der Kahr, der uns die Steuern verweigert, ist so übel nicht. Denn bedenkt doch, daß ohnehin nur ¾ % unsrer Gesamtausgaben durch Reichssteuern eingehen, berechnet euch,

welchen Bruchteil davon die bayrischen „Belange“ erreichen — und dann wißt ihr auch, wieviel Verwaltungskosten das Reich spart, wenn die Tributerhebung bei den Völkischen dort unten in Wegfall kommt. Der Anfang der Sanierung ist also schon da.

Nichtsdestoweniger kostet heute der Tarif der elektrischen märkischen Bahn nach Essen noch, umgerechnet, 70 Goldpfennige. Zwei Wagen fahren ab, beide fast leer. In einem Kaff, das Neviges heißt, kommen die französischen Grenzposten des besetzten Gebiets zur Kontrolle herein. Stellt euch vor — sie schlagen uns nicht, ja, sie töten uns nicht einmal, sie schnauzen uns nicht einmal an wie die Zugkontrolle der Schupo im bergischen Westfalen und später der Herr Polizeikommissar in Köln, der sagte, wir sollten den Mund auftun . . . O grundgütiger Himmel! es gibt auch heute noch, glaube ich, mehr Nationalfranzosen, die, zum Beispiel, lieber ein gutes Hammelcotelette essen als mit der hocherhobenen Reitpeitsche uns einen Leitartikel ins Gesicht schreiben wollen. Wie sonderbar! indessen, schon Anatole France hat festgestellt: die französische Küche ist die beste der Welt, aber erst eine spätere Zeit wird dies erkennen, die den Bratspieß höher schätzt denn das Schwert.

*

Neben mir saß eine Dame, die hatte ein Textilwarengeschäft und sagte, wir brauchten eine Diktatur. Worauf ich ihr erwiderte, daß glaubhaften Versicherungen zufolge die deutsche Einfuhr an Baumwolle und Kupfer aus den Vereinigten Staaten die größte der Erde gewesen sei, und außerdem hätten wir bereits eine Diktatur der Lüge. Einmal in Hitze und Ketzerei geraten, sagte ich dann auch noch, wir hätten überhaupt kein Kabinett, sondern einen Kuhhandel. Die Phrase wohne bei uns auf Goldmiete. Und in der Belletasch wohne die Brutalität. Und die tiefen Lieder, der Laubwald, die deutsche Musik, Goethe und der Gott Kant? Diesen stellte ich die Kaserne, die Schule, die Polizei, die jahrhundertelange Reglementierung auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatlebens, den Gänsemarsch und den lächerlichsten Ehrenkodex der ganzen Welt gegenüber. Und ich sagte, bei andern Völkern sei die Gesamtheit mehr als die Summe der Einzelnen, wir Deutschen aber seien erst eine Summe. Wir hätten keine positive Mission. Uns fehle gewissermaßen die einheitlich ein Volk verbindende Ideensprache. Daher könnten wir auch keinen Staat bilden. Die Historiker wiesen auf den Dreißigjährigen Krieg und die Radikalen auf die Potsdamer Fürsten, ich aber sage, der Mangel an Temperament sei schuld. Wir hätten nicht das innere Licht der Lateiner und seien nicht Bekenner und Märtyrer unsres Selbst gleich der melancholisch verwandten slawischen Seele. Die Hauptsache sei immer, daß die Nationalen krachen und die Liberalen säuseln könnten; denn wir seien immer noch das Vaterland der krachenden Eichen und der säuselnden Linden. Ach, und unser Beruf sei einst die Internationale und die Kulturvermittlung gewesen. Und eine der größten Aeußerungen des Deutschtums sei die Shakespeare-Uebersetzung und dann das Drama der Menschenrechte, Schiller, Büchner . . .

Da verstand mich die Textilwarenbesitzerin aus meinem deutschen Vaterland nicht mehr und sagte, an allem Unheil seien die Reparationen schuld. Worauf ich, mit einem Blick in die blaue Ferne der Rheinsagen, erwiderte: Verehrte Frau! Schon die Nibelungensage hatte ihr

altes Reparationsproblem. Es ging um eine Mitgift. Schon die alten Germanen ließen lieber ihr ganzes Volk zugrunde gehen, als daß sie die Siegfried-Bons bezahlten.

*

Langsam fuhren wir durch Essen. Auf dem Limbecker Platz stauten sich die Menschen. Unruhen wälzten sich durch die Stadt.

Am Vortage waren erhebliche Plünderungen gewesen. In Essen-West waren abends mehrere große Geschäfte ausgeraubt worden. Ein Arbeitsloser, der vor dem herabgelassenen Vorhang eines ausgeleerten Schuhwarengeschäfts stand, erzählte uns auch etwas von einer Demonstration Kruppscher Arbeiter. Die hätten sich mit großen Eisenstangen bewaffnet und gelassen die Ankunft der deutschen Polizei erwartet.

Es ist sicher, daß Plünderungen verwerflich sind, sie sind, unter politischen Ideen betrachtet, sogar beschämend und obendrein der wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung höchst gefährlich. Zuzugeben ist auch, daß sich weidlich Verbrecher unter den Plünderern finden und die Exzesse oft schüren, um dann fachgemäß mit der Beute zu verschwinden und den Rest, die Mitläufer, den Revolvern der Polizei zu überlassen. Aber ebenso gewiß ist, daß viele, unendlich viele Menschen aus quälender Not zu Räubern werden. Was ist moralischer: daß eine Mutter ihre Kinder hungern läßt, oder daß sie für die Kleinen Brot stiehlt?

Psychologisch ist die Atmosphäre der Straßenunsicherheit im ganzen Ruhrgebiet nur zu leicht begreiflich. Die Zechen, die Hütten, die Fabriken sind geschlossen, Millionen und Abermillionen Arbeiter sind auf das Straßenpflaster geworfen. Die Erwerbslosen-Unterstützungen sind völlig unzureichend. In Oberhausen, wo wir der Auszahlung in der Turnhalle anwohnten, wurden ledigen Arbeitern unter 21 Jahren 1,1 Milliarden, über 21 Jahren 1,8 Milliarden für den Tag in die Hand gedrückt, das waren nach dem Kurs etwa 7—13 Pfennige. Die Jugendlichen, die sich nach ihrer Entlassung in ihre Heimat zu den Eltern begeben wollten, hatten anscheinend nicht einmal Reisegeld. Ein Achtzehnjähriger aus Coblenz erzählte uns, daß er, wenn er nur etwas Essen habe, schon weiterkomme; die französische Regiebahn werde ihn schon mitnehmen. Tatsächlich haben wir dann auch gesehen, daß die Schalterbeamten der Regie gelegentlich ein Auge zudrücken, wenn Bedürftige die Fahrpreise (bei denen der Franc weit über dem Freiverkehr gerechnet wird) nicht aufbringen können.

Ist zu erwarten, daß die Franzosen mit der Industrie ein Abkommen treffen? Wahrscheinlich ist es, sobald die Kohlenkönige in ihren Forderungen nachgeben. Denn der französische Staat müßte doch von Toren geleitet sein, wenn er für die Reparationskohle Preise anlegte, die höher als die für den englischen Versand stehen. Dagegen sind die Meldungen, daß schon in nächster Zeit wieder 90 % der Produktion in Gang kommen würden, wohl mit allerhand Vorbehalt aufzunehmen. Man gewinnt den Eindruck, daß das große Hungern seine Begründung nicht nur in der außenpolitischen Konstellation findet, sondern auch in einer furchtbaren Machtprobe, die von dem Wirtschafts-Caesarentum ausgeht, diesem neudeutschen Typ, dem die englische Presse jüngst zynischen Egoismus nachgesagt hat, und der jedenfalls in einem gradezu dithyrambischen Ehrgeiz mit Menschen, Werten und Reichen wie mit Sklaven zu spielen sucht. Ist nicht höchst

sonderbar, daß die Zechen in der Blütezeit des passiven Widerstands arbeiteten oder wenigstens Steine förderten und Reparaturen machten, während mit der Beendigung des Widerstands die Beschäftigung auf ein Mal aufhörte? Wäre es nicht — vom nationaloekonomischen Standpunkt wie vom etatrechtlichen und politischen — das einzig Wünschenswerte gewesen, daß das Deutsche Reich, das eben die Rentenbank mit 1200 Millionen Gold herstellen konnte, die Kohlenlieferungen finanziert und die Ausgabe durch Besitzsteuern wieder eingebracht hätte? Aber eben das wollte man nicht. Die Industrieherren wollen das Chaos, das Waten durch Hunger, Blut und Verzweiflung, wollen die elender als Bettler in die Hoffnungslosigkeit geworfenen Arbeiter auf die Kniee zwingen! Sie sollen Mehrarbeit zu den alten Profitlöhnen leisten! Sie sollen mit der Einlegung neuer Feierschichten, die die Abschaffung des Siebenstundentages unter Tag zunächst sicherlich im Gefolge hat, zufrieden sein! Sie sollen zulassen, daß Hunderttausende ihrer Kameraden arbeitslos bleiben, auch wenn die 90 % mit vermehrtem Arbeitsgetön wieder rote Funken in die Nächte heulen...

Wolkenkuckucksheim von Karl Kraus

Aristophanes ist auf der modernen Bühne bisher nicht einzubürgern gewesen: wenn eine Uebersetzung auch noch so witzig war (die witzigste, von Kurt Loewenfeld, ist niemals gedruckt worden), machte sie doch den Fehler, den antiquierten Inhalt unangetastet zu lassen. Jetzt endlich hat Karl Kraus den Mut gehabt, ‚Die Vögel' zu einem ‚Phantastischen Versspiel' von heute umzudichten, das (im Verlag ‚Die Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erscheint und) des Verständnisses und des Beifalls einer zeitgenössischen Hörerschaft sicher sein kann. Zwei Proben werdens beweisen.

Wiedehopf: Wie stehts mit dir?
Hoffegut: Nun ja, ich muß gestehn,
auch ich lieb alles lieber als Athen.
Wiedehopf: Wie das? Dort wohnen doch die weltbekannten
und allgemein beliebten Musikanten.
Selbst Trübsal blasen sie dort fesch und munter
und der Athener, sagt man, geht nicht unter.
Man sagt, nach den peloponnesischen Kriegen
genießen den Tod sie in vollen Zügen
und opfern teils nationaler Ehre,
teils aber auch dem Fremdenverkehre.
Sie verehren zumal ihre Zeitvertreiber
und mästen gehorsamst ihre Räuber.
Ihre Stärke liegt in ihren Schwächen
und eben darum liebt sie alle Welt.
So dürfen sie den ganzen Tag von Geld
und was sie sonst nicht haben, sprechen.
An allem Wesen sehn sie die Verzierung,
und solches Siechtum nennen sie Sanierung.
Ratefreund: Nun, diese Kurzweil möchte ich nicht stören
und weiß mir wahrlich höheren Genuß,
als Tag und Nacht nichts anderes zu hören
wie vom stabilisierten Obolus.

W i e d e h o p f: Du bist doch selbst von jenen, die da faul
herumstehn im Athener Zaubergarten
und auf das stadtbekannte Wunder warten
gebratner Eulen in das offne Maul.
R a t e f r e u n d: Ja, ohne die ists unerschwinglich teuer!
Der Magistrat hat überall die Nase.
Ich such' mir in der Wüste die Oase
und weigere mich dafür der Luxussteuer.
Athen ist nicht Athen mehr, alles Schöne
sank längst dahin, es steigen nur die Löhne.
Gemeine Arbeit den Gewinn erzielt,
bald hat man auf der Börse ausgespielt.
Sie klauben die Rosinen aus dem Teig;
wir können zuschaun, jene machen Streik.
Nur zuzuschaun, ist schon genug der Plag'
und unser Unglück der Achtstundentag.
Dazu, ich sagt' es in der letzten Sitzung,
kommt noch die Arbeitslosenunterstützung.
Der Mittelstand, die Hausbesitzer, Rentner —
es liegt der Steuerdruck auf uns wie Zentner.
Wir können nur zu unserm Herrgott beten,
er schütze uns vor Pest und vor Proleten.
Was wißt denn ihr, ihr Geier, Reiher, Weihe,
ihr habt doch alle keine Kriegsanleihe!
Wir nur die Faust im Sack. So bleibt man fern,
solange bis Athen hat einen Herrn,
der wieder wird das Volk zu Paaren treiben,
besonders die, die uns die Schuld zuschreiben.

— — — — — — —

(Ein Journalist kommt.)

R a t e f r e u n d: Ja wer kommt denn da? . . . Ists Wahrheit? Trügt der Schein?
Ich kannte einmal einen Dietrichstein.
Nein, wie mich das in diesen Lüften freut!
Wie kamen Sie zu der Gelegenheit?
J o u r n a l i s t: Ich habe sie, wie Sie sehn, mir genommen,
um als erster Authentisches zu bekommen.
Sie geben doch zu: ein Husarenstückel,
das Interview kommt morgen als Leitartikel!
R a t e f r e u n d: Oh, da wäre gar vieles zu erzählen.
Doch möchte ich mit Details Sie nicht quälen.
J o u r n a l i s t: Mit Details mich quälen? Was soll das heißen?
Sie wissen, daß wir um Details uns reißen!
Daß Details mein ganz spezielles Fach,
das pfeifen ja hier die Spatzen am Dach!
Sie werden doch einsehn, man muß beizeiten
fürs Blatt bekommen die Einzelheiten.
Was sich tut, zu erfahren, das ist unser Ziel;
Sie haben als Vogel kein Blattgefühl!
Der Blätterwald von Ihrem Ruhm erschallt,
und sind Sie nicht willig, so brauch ich Gewalt!

Ratefreund: Sie greifen mir an das Vogelgemüt.
Doch offen gestanden, es ist noch verfrüht.
Die Eröffnung der Stadt wird erst morgen geschehn.
Journalist: So lassen Sie mich zur Generalprobe gehn!
Ratefreund: Die findet, weil noch nicht alles parat,
mit Ausschluß der feineren Vögel statt.
Journalist: Doch weil wir grad bei dem Thema sind,
Wenn Sie wollen, ich helf Ihnen geschwind
eine Vogelzeitung zu redigieren,
die den Titel ‚Der freie Vogel' soll führen!
Ratefreund: Nun ja, es stehen Federn zur Verfügung.
Die Leser locken Sie mit Ihren Pfiffen
und ohneweiters glückt dann die Belügung,
denn hier ist alles aus der Luft gegriffen.
Sie können sich als Schmierfink nützlich machen.
Journalist: Mit den Banken dürft' man sich nicht verkrachen.
Ratefreund: Das fehlte noch! Man zwitschert wie sie sungen.
Nur ist man als Kreuzschnabel jetzt gezwungen,
jeden Brocken, den man so kriegt zu fassen,
als solchen deutlich erkennen zu lassen.
Damit genügt man gesetzlicher Pflicht,
doch zum Glück bemerkt es der Leser nicht.
Journalist: Ich mach das Blatt. Selbstredend nicht zu teuer.
Der Inseratenraum ist ungeheuer
und für den Text, da gibt es täglich Enten.
Den andern Vogel fängt man dann als Abonnenten;
er pfeift wie wir, er pickt nach unsrer Phrase,
wir ziehn ihm leicht die Feder durch die Nase.
Er sträubt sich nicht. Wenn wir uns noch bemühn,
ihr werdet auch mit Krieg euch überziehn!
Ein freies Volk nie uns den Dank vergesse.
Auf morgen also, pünktlich um zwei Uhr
sind alle da. Der Freiheit eine Presse! (Ab.)

Requiem von Heinrich Fischer

Blasser Freund, der zuchtvoll im Verzicht
aber ungern aus dem Leben schied:
Abends öffne ich das schwere Lid
und erwarte still Dein Angesicht.

Jude, heiß und hart in sich gekehrt,
Deutscher, der noch kantisch denken konnte,
edler Grieche, der durch manch besonnte
Nacht mit mir das heitere Glas geleert —

Armer Körper, scheu und ganz voll Scham,
hustend unter dem gebeugten Rücken
(. . . Aber Augen schlugen brennend Brücken,
über die ein Mensch zu Gaste kam . . .) —

Jede Geste ist mir nah wie nie.
Und noch pocht Dein Herz mit gleichem Schlag
meinen Schritten Weisung durch den Tag,
reine Stimme in verkrampfter Melodie.

Nebeneinander

Wenn je, so hat diesmal Georg Kaiser Tempo und Ton der Zeit, die Nationalhelden einsetzt und wieder entthront, verhöhnt und von neuem ernst nimmt, mit Macht versieht, ächtet, fängt und augenzwinkernd zu frischen Taten freigibt — und nur auf eine Gattung ohne so lustige Abwechslung hetzt: die ihrem Lande nützen will, unbedenklich die Wahrheit sagt, voraussagt und recht behält. Der Pfandleiher, den in diesem ‚Volksstück 1923‘ der Menschheit ganzer Jammer anfaßt und keinen Augenblick losläßt, den es vorwärtsjagt, ein einziges fremdes Leben zu retten, wie er jedes zu retten suchen würde: der wird zur Strecke gebracht und muß sich wegräumen. Jenes fremde Leben ist in Gefahr, die zweite von den Leichen zu werden, über die Otto Neumann geht, der Schieber von heute, der Typ, der durchkommt, der Kerl mit den Ellenbogen, gestern Stammgast eines Versatzamts und morgen Generaldirektor der Filmbranche. Aber es bleibt bei der Gefahr. Der Dichter, dessen Starrheit diese lächerlichen Läufte gelöst haben, braucht auf seinem dramatischen Triptychon zwischen einer Tragödie, der Tragödie des Zukunftsmenschen und der Farce des Gegenwartsmenschen das Idyll des Vergangenheitsmenschen. Luise vom Lande, die in Berlin Lu geworden war, kehrt zu Schleuseninspektors, ihrem Haussegen und ihren Blumentöpfen zurück, beichtet tapfer Krügern den kleinen Fehltritt und wird von ihm mit dem Myrthenkränzlein belohnt, um dessen Weihen sie sich von Neumann für immer betrogen glaubte.

Ein Wurf. Georg Kaiser ist aus der Wolke, die ihn bisher umnebelte, mit beiden Füßen auf die Erde gestiegen. Da hat er schnell entdeckt, daß sie eben nicht nur Geschöpfe trägt, die den Himmel erstreben, sondern daß manche, ja, daß die meisten auch mit ihr schon im höchsten Grade zufrieden sind. Früher bestand seine Welt aus Wesen, die vermöge ihrer Hysterie jedem Ereignis wie einer Katastrophe wehrlos ausgeliefert waren, die, besessen und unbedingt, wenn sie A gesagt hatten, von B bis Z das ganze Alphabet herbeteten. Das wurde schließlich zwar nicht von Morgens bis Mitternachts, aber im dritten Drittel des Tages ein bißchen eintönig. Zum Glück ist dem Dichter noch rechtzeitig das Geheimnis des Gegensatzes aufgegangen. Die Spannweite des Verhältnisses gibt den Ausschlag. Solche Wesen bewegen uns stärker als bei einem Verhältnis von 10 zu 5 bei einem von 1 zu 25. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Hier umzingelt ihn ein Viertelhundert von Exemplaren, die das Vaterland des Propheten repräsentieren und beider Schicksal erklären. Ohne Pathos; das ist der große Fortschritt dieses Dramatikers. Seine Sprache ist ebenso kurzatmig, wie sie stets war. Aber man kann auch Schwulst und Schwammigkeit asthmatisch herausstoßen. Was davon da war, ist einer Nervigkeit gewichen, die Kaisers endlich errungener kalter und heiterer Ueberlegenheit über den turbulenten Irrsinn unsrer Tage durchaus angemessen ist.

Die ‚Truppe‘ hatte den Schmiß wenigstens innerhalb der Szenen. Scharf, hart und dabei doch blutvoll waren die Ausgeburten der Hölle gegen den einen armen Himmelsaspiranten abgegrenzt und zum tollen Schiebetanz um ihn gruppiert. Diese Fülle von Gesichtern der Zeit! Obenan die Pensionswirtin Frigga Braut vom Schlage der Grüning. Der schäbig-rothaarige Gent Erhard Siedel mit den drei einzigen Geschäftsutensilien: Klubsessel, Telephon und Notizbuch. Sein Schwesterlein Lyda Salmonova, dem es bei diesem Körper an Karriere nicht fehlen kann. Und noch ein Dutzend grauenhaft echter Vertreter dieser hübschen Epoche; am erschreckendsten Aribert Wäscher. Nur Forster ist zu aristokratisch und zu wenig Berliner für den berlinischen Plebejer im Mittelpunkt der Groteske, die der ‚Truppe‘ zu dem ersten künstlerischen Sieg einen Kassenerfolg verschafft hätte, wenn sich Viertel darüber klar geworden wäre, daß diese fünfzehn Bilder ein Prestissimo wie des Einzel-, so des Gesamtablaufs nötig haben. Eine Drehbühne war nicht da. So hätte ich lieber auf undekorierter Bühne gespielt als in vierzehn stimmungmordenden Pausen George Grosz aufgebaut, trotzdem er herzabdrückend malt, was Kaiser gesehen hat: die Fratze einer entgötterten Aera.

Die Sache Makropulos von Alfred Polgar

Drei Akte (im Original sind es vier). Die Geschichte eines Erbschaftsprozesses, der schon hundert Jahre dauert, wird aufgeblättert. Geheimnisvoll mischt sich eine geheimnisvolle Dame drein und hilft, entscheidende Papiere zur Stelle schaffen. Woher solche Kenntnisse der Dame? Und was hat sie denn für Interesse am Prozeßausgang? Gar keins. Sie will nur ein für sie unendlich wichtiges Papier, verborgen zwischen jenen Papieren, in die Hände bekommen. In der Tat: ein wichtiges Papier, nichts geringeres als ein erprobtes Rezept zur Verlängerung des menschlichen Lebens ad infinitum! Wie die Dame — da wir sie kennen lernen, zählt sie bereits 338 Jahre — zu dem Rezept kam, wie sie's verlor und nun wiederkriegt, das ist eine abenteuerliche, zwei Akte füllende, mehr verwickelte als aufregende Sache. Aber um die geht es dem Dichter Capek nicht, sondern um die Erörterung der Frage, ob es wünschenswert, ein paar Jahrhunderte zu leben oder nicht. Und da der Eintritt zur Bühne nur den dort Beschäftigten gestattet ist, mußte sich diese Erörterung als Theaterstück maskieren. Im Schlußakt läßt sie dann die Maske fallen, erscheint blank, mit entblößten Prinzipien und nackten Standpunkten.

In diesem Akt fließt das schattenhaft durch die Komödie schwirrende Personal gewissermaßen zur Silhouette einer Leben-Tod-Philosophie in einander. Deren Erkenntnisse sind zweifelhaft, denn sie stützen sich ganz allein auf die Empirie der 338jährigen. Das heißt: es werden Theorien aus einer Erfahrung abgeleitet, die nach jenen Theorien erdichtet wurde.

Die Frage: „Wie wärs, wenn wir ein paar Jahrhunderte leben könnten?“ liegt jedem Sterblichen auf der Zunge, und viele

Poeten, Märchenerzähler und Sinnierer haben die Frage schon gefragt. Der große Swift, zum Beispiel, zeigt im unsterblichen zehnten Kapitel seines unsterblichen Gulliver (die Deutschen kennen den nur als Kinderspaß), in dem er seinen Besuch bei den nicht-sterben-könnenden Struldbrugs (im Reiche der Luggnaggianer) schildert, was die „grauenhafte Aussicht auf ein ewiges Leben“ aus dem Menschen machen würde. Auch Capek hält nicht viel vom verlängerten Hier-Sein. Weise, sagt er, ist die Vorsehung, die nach ein paar Jahrzehnten schon den Lebensfaden des Menschen kappt, denn könnt' er ihn, wonach er so heiß begehrt, über die Jahrhunderte weiterspinnen, so würde er mit ihm seine Seele strangulieren. Sie stürbe am Leben. In dessen Kürze liegt die Würze. Wandelten wir Jahrhunderte im Lichte, so wandelte sich dieses zum fahl' Licht, geisternd über der unendlichen Leere. Nun ja, das mag schon so sein, und wir Füchse lassen uns gerne überzeugen von der trostreichen Sauerkeit jener Trauben . . . aber gekostet hat sie immerhin noch Keiner. Und vielleicht ließe sich doch mancherlei auch gegen das Sterben einwenden.

Im Stück erhebt solche Einwände der alte Aktuarius. Wahrlich, sein bitterer Protest gegen die Schöpferlaune, die dem Geschöpf nicht Zeit gibt, zu lernen, zu erkennen, „die Frucht vom Baum zu pflücken, den es pflanzte“, ist die schönste, echteste, wärmste Stelle der Komödie. Leider wird auch dieser unverlogne Mann herumgekriegt durch der Dame Klagen über die Schalheit, Gleichgültigkeit und grenzenlose Einsamkeit ihrer dreihundertjährigen Seele. Genauer besehen, sind aber diese Klagen nichts andres denn pathetische Umschreibungen des Begriffs: Blasiertheit (was ja recht eigentlich das Leiden der Matronissima ist). Oder soll man wirklich glauben, in ein paar Jahrhunderten sei das Leben auszuschöpfen? Und also der Menschen frühes Sterbenmüssen nur eine Notlüge göttlicher Armut?

Die Komödie, von Schemenfiguren so gespenstisch wie matt belebt, wird im wiener Raimund-Theater gut gespielt, mit Unterstreichung der Symbolhaftigkeit aller Erscheinungen und Vorgänge. Rühmenswert Forests alter, ins Gewesene verkrochener Aktuarius, grau und knabbrig, ein Mausmensch. Frau Konstantin müht sich um die 338jährige Not. Das Elend seelischer Abgestorbenheit, das Ferne, Grabeskühle ihrer Beziehungen zu Menschen und Dingen, sogar die Bereitschaft, plötzlich in Staub zu zerfallen wie Poes hypnotisch hiergehaltener Sterbender: all das glaubt man der vortrefflichen Künstlerin, wenn sie's spielt . . . und glaubt es ihr nicht, wenn sie's sagt. Das dürfte in den Grenzen ihrer Persönlichkeit seine Gründe haben.

*

‚W. U. R.‘ und ‚Die Sache Makropulos‘, die beiden Stücke des tschechischen Dichters, lehren, daß die Menschen froh sein können, wenn ihre utopischen Launen nicht erfüllt werden. Es sind unterhaltende Komödien, theatralisch gut errechnet, auf ungewöhnlichen Methoden zu gewöhnlichen Resultaten kommend. Sozusagen: Durch Originalität zur Banalität.

Putsch, Peitsche und Zucker von Morus

Wer bezahlt den Putsch?

Der Unterschied zwischen einer Revolution und einem Putsch besteht vor allem in ihrer finanziellen Grundlage. Eine Revolution wird geboren aus der Verzweiflung der Hungrigen; ein Putsch wird erzeugt aus der Machtgier der Satten. Zu einer Revolution braucht man Menschen, die für eine Idee sterben; zu einem Putsch braucht man Menschen, die für Geld töten.

Zu welcher Kategorie der münchner Aufruhr der Hitler-Leute gehört, hat ihr Führer selbst verraten. „So kann es nicht weitergehen", erklärte vor einigen Monaten Adolf Hitler in einem Interview — „ich brauche Geld, Geld, Geld." Dieser bewegte Notschrei hat offenbar nicht taube Ohren gefunden. Denn die wachsende Gefolgschaft, deren sich Deutschlands beinahiger Befreier in der letzten Zeit erfreuen konnte, war ein höchst kostspieliges Vergnügen. Die jungen Leute, die in den bayrischen Städten im Schmuck des Hakenkreuzes sehr gut uniformiert und ebenso gut bewaffnet paradierten, hatten wohl nur zu einem ganz geringen Teil die Moneten, die heute ein kakhigelber Hitler-Dreß kostet. Wer hat sie ausstaffiert? Wer bezahlt die hauptamtlichen Wanderredner, die Werbestellen, die ständigen Stäbe? Herr Hitler ist, in höchster sittlicher Entrüstung, zum Kadi gelaufen, als man ihm vorwarf, daß er seine Zechinen von dem Autokönig Henry Ford beziehe. Obwohl die Verbindungen zwischen den münchner Nationalsozialisten und dem franko-ungarischen Herrn Ulain beweisen, daß der Nationalstolz Hitlers und Ludendorffs keine Grenzen kennt, ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das Geld für die Hakenkreuzbewegung dem deutschen Volke abgeknöpft ist und nicht dem amerikanischen. So macht der Fürst Wrede gar keinen Hehl daraus, daß er Hitlers Kavallerie auf eigne Kosten in den Sattel setzt, und auch andre völkische Maecene, etwa der Generalkonsul Schorer und der Geheime Kommerzienrat Aust, der hauptamtlich das deutsche Volk mit Kathreiners Malzkaffee labt und früher die Gewinne, die ihm dabei blieben, zu bessern Zwecken verwandte, haben ihren wohlverdienten Anteil an dem Aufblühen des Hitlerschen Irrgartens. Nicht minder verdienstlich ist selbstverständlich das Werk der Herren Hugenberg und Haniel, die im ‚Fränkischen Kurier' und in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' sozusagen die geistigen Waffen für den Hitler-Putsch geschmiedet haben und für diese Waffenschmiede vor keiner Unterbilanz zurückschrecken.

Die Subventionen der Industrie, der Landwirtschaft und vereinzelt wohl auch der Hochfinanz — in Ungarn haben sogar jüdische Großbankiers die Horthy-Bewegung unterstützt — müßten wahrscheinlich noch reichlicher fließen, wenn sich das Reich selbst nicht an der Finanzierung der Rechtsputschisten emsig beteiligte. Herr Ludendorff bezieht noch immer seine Pension vom Reiche, obwohl er seit fünf Jahren seine Brotherrin, die Republik, in der unflätigsten Weise öffentlich beschimpft. Und ebenso erhalten die andern Offiziere der Hitler-Garde treu und bieder durch ihre „gesetzliche" Pension die Subsistenzmittel, um sich frei von Nahrungssorgen dem Kampf gegen die Republik widmen zu können.

Aber auch bei aktiven Offizieren genügen in dieser Republik Gehorsamsverweigerung und Auflehnung gegen die Staatsgewalt noch nicht, um den Meuterern den Brotkorb etwas höher zu hängen. Vor drei Wochen haben der General Lossow und seine Division ihren Diensteid gebrochen. Als daraufhin der Reichsinnenminister Sollmann im Kabinett forderte, dem meuternden General und seinen Soldaten den Sold zu sperren, erhob der Reichsfinanzminister Dr. Luther in aller Form Protest, und also geschah es: Herr Lossow und die Seinen empfangen, obwohl sie seit dem zweiundzwanzigsten Oktober vom Reich abgefallen und zu Herrn Kahr übergegangen sind, noch immer Gehalt und Löhnung von der deutschen Republik. Nun, nachdem Lossow gegen Hitler mitgetan hat, wird man gewiß erst recht nicht wagen, den Mann aus seinem Brot zu bringen. Und so wird dieser Staat weiter die Putsche bezahlen, die man gegen ihn unternimmt.

Devisen und Zuckerversorgung

Langsam, aber sicher geht nun das Lebenslicht der Mark aus. An den meisten ausländischen Börsen ist es bereits erloschen. Um die Dollarparität zu errechnen, muß man schon den Londoner Pfund- und den Amsterdamer Markkurs zu Hilfe nehmen, und dann erfährt man, daß draußen die Mark mit dem ein- oder zweibillionsten Teil ihres Vorkriegswertes notiert wird. Daß so etwas überhaupt möglich ist, hat kein Geldtheoretiker je geglaubt. Die faulsten südamerikanischen Währungen brachten es auf eine zwei- bis dreihundertfache Entwertung; die Assignaten verfielen der völligen Repudiation, als sie auf den sechshundertsten Teil ihres Nennwertes gesunken waren; die oesterreichische Krone wurde stabilisiert, als sie ein Fünfzehntausendstel der Goldkrone wert war; der Sowjet-Rubel hat es auf den achtundsiebzigmillionsten Teil seines Goldwertes gebracht. Aber für einen Sowjetrubel erhält man heute 100—200 000 Papiermark!

Nun kann gewiß der Auslandswert der Mark nicht maßgebend sein, da sich, in Gold gerechnet, nur noch minimale Papiermarkbeträge im Ausland befinden — sicherlich nicht mehr als wenige Millionen Mark, und von einem regulären Handel in Mark ist an keiner ausländischen Börse mehr die Rede. Aber ebensowenig kann man natürlich einem „Einheitskurse“ Glauben schenken, für den man sich nur den hundertsten Teil der angeforderten Devisen beschaffen kann. In der Tat glaubt denn auch niemand mehr dem berliner Dollarkurs, und die Preise übersteigen, da man ja ohne ständiges Heraufzeichnen in Deutschland überhaupt nicht mehr meint leben zu können, den fiktiven Einheitskurs von Tag zu Tag mehr. Das berliner Repartierungssystem ist allerdings auch ein grober Unfug, das nur eine Spur von Rechtfertigung erhielte, wenn man am 15. November die Rentenmark einführte und die Papiermark-Notenpresse stillegte. Aber das wird erst später geschehen.

Bis dahin glaubt Herr Dr. Luther die Mark durch Stützungsaktionen eigner Art über Wasser halten zu müssen. So hat er noch zuguterletzt neben unzähligen andern Verordnungen, die kaum noch ein Mensch behält oder gar beachtet, drei höchst merkwürdige Maßnahmen getroffen. Erstens werden außer den 300 Millionen Rentenmark — die schon dazu bestimmt waren — noch extra 300 Millionen Goldmark in Goldanleihe zum Eintausch der Papiermark bereitgestellt, sodaß wir nun mitsamt der Notgelddeckungs-Anleihe nicht weniger als 1100 Millionen wertbeständige Reichsanleihe haben werden, dazu

100 Millionen Dollarschätze und 3200 Millionen Rentenmark, also insgesamt 4,4 Milliarden Goldmark an angeblich wertbeständigen Zahlungsmitteln, was wirklich etwas reichlich ist. Zweitens soll zur Entlastung des Devisenmarktes und zur Beschaffung von Lebensmitteln noch einmal eine Devisenabgabe auf Grund der Brotabgabe vorgenommen werden, und zwar sollen die Devisen gegen eine „neue Goldanleihe" — gegen noch eine vierte Goldanleihe? — abgeliefert werden. Was bei der gegenwärtigen Technik der Devisenverwahrung dabei herauskommen wird, ist höchst zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist, daß diese Maßnahme eine sofortige Wirkung auf den Kurs der Mark — und darauf kommt es doch allein an, wenn man gleich nach dem 15. November mit der Einlösung der Mark beginnen will — unmöglich haben kann.

Und ebenso ist es mit der dritten Maßnahme, die demselben edlen Zweck dienen soll: der Freigabe des Zuckerexports gegen die Verpflichtung, die Exportdevisen restlos abzuliefern. Aber da diese Maßnahme unmittelbar die Ernährung des ganzen Volkes angeht, so ist sie sehr viel ernster zu nehmen. Zucker ist eins der ganz wenigen Lebensmittel, die in Deutschland noch unter dem Weltmarktpreis zu haben sind. Das liegt daran, daß fast die ganze Zuckerproduktion, im letzten guten Erntejahr 14,5 Millionen Doppelzentner, für den Inlandkonsum zur Verfügung steht. In diesem Jahr ist aber 5,5 Prozent weniger Zucker angebaut worden als im Jahre 1922, und da die Ernte wesentlich schlechter ausgefallen ist als im Vorjahre, so ist mit einem Minderertrag von 15—20 Prozent zu rechnen. Unter diesen Umständen wird ohnehin der Mundzucker wahrscheinlich recht knapp und entsprechend teurer werden. Gibt man aber auch jetzt noch, wie geplant ist, 2 Millionen Doppelzentner, also den sechsten Teil der diesjährigen Ernte, für den Export frei, so bedeutet das für die Zuckerversorgung eine ernste Gefährdung, der wenigstens durch Wiedereinführung der Zuckerkarte und Beschränkung des Konfitüren- und Likörkontingents vorgebeugt werden müßte. Aber davon will Herr Luther, der eifrige Verfechter der freien Wirtschaft, vorläufig nichts wissen.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das besondere Interesse Dr. Luthers für die Zuckerindustrie noch aus der Zeit herrührt, wo er als Stadtrat von Magdeburg, der Stadt des Zuckers, wirkte. Als Oberbürgermeister residierte damals in Magdeburg der spätere Finanzminister Lenze, den Herr Luther jetzt zum Präsidenten der Rentenmark auserkoren hat. Hoffentlich ist dem pietätvollen Finanzminister nicht ganz die Erinnerung abhanden gekommen, daß es in Deutschland und sogar in Magdeburg auch arme Leute gibt.

Betriebsstillegungen

Das Ueberstürzen der Preise hat Deutschland, noch ehe man von einer Sanierung der Währung sprechen kann, in eine Wirtschaftskrise hereingebracht, die jeden Tag bedrohlicher wird. Das Ueberweltmarktniveau der meisten Waren hemmt den Export, und die immer stärker wachsende Spanne zwischen Löhnen und Preisen drückt die Kaufkraft im Inland auf ein Minimum herab. Die Hoffnungen, die man auf die Beseitigung der Kohlensteuer gesetzt hat, sind nirgends in Erfüllung gegangen. Die weiterverarbeitende Industrie, die unter der Last der Kohlensteuer angeblich zusammenbrach, denkt nicht daran, jetzt die Preise entsprechend herunterzusetzen. Schon werden außer-

halb des Ruhrgebiets, das allein zwei Millionen Arbeitslose aufweist, zweieinhalb Millionen Erwerbslose gezählt. Für eine rechtzeitige Errichtung der Arbeitslosenversicherung — die sehr sorgfältige Vorlage darüber ist schon Anfang dieses Jahres dem Reichstag zugegangen — hat man nicht gesorgt, und so wird jetzt auf dem Wege der Notverordnung ein Versicherungsgesetz zusammengestoppelt, indem Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen zehnprozentigen Zuschlag zu den Krankenkassenbeiträgen zahlen müssen. Aber diese Summe reicht für das Heer der Arbeitslosen nicht aus, und so muß das Reich, bei sehr kargen Unterstützungssätzen, Woche für Woche Riesensummen herleihen, um die äußerste Not zu lindern.

Wenn der Hauptgrund für das Zunehmen der Arbeitslosigkeit auch die Preisüberspannung und die schlechte Konjunktur sein mögen, so hat doch unzweifelhaft auch die Lockerung der Demobilmachungsbestimmungen wesentlich dazu beigetragen. In wie gewissenloser Weise jetzt ein Teil der Unternehmer bei der Stillegung der Betriebe vorgeht, dafür hat kürzlich ein gewiß unverdächtiger und, wie er selbst sich rühmt, von marxistischen Utopien völlig freier Beobachter, der volksparteiliche Reichstagsabgeordnete und christliche Gewerkschaftsführer Otto Thiel in der ‚Zeit‘ ein paar charakteristische Beispiele genannt. Da werden bei einer Firma fertig gepackte Waren absichtlich nicht abgesandt, weil man immer noch höhere Preise erwartet, obwohl die Kleinhändler dringend um baldige Zustellung der Waren ersuchen, um nicht die in Aussicht stehenden höhern Frachten bezahlen zu müssen. Statt dessen werden die Packer auf Kurzarbeit gesetzt und dem größten Teil der Angestellten gekündigt. Als die Betriebssteuer, die im Durchschnitt etwa 15 Prozent der Löhne und Gehälter ausmacht, in Kraft tritt, wird für diesen Zweck ein allgemeiner Preisaufschlag von 30 Prozent auf alle Waren verfügt. Eine große Tabakfabrik kündigt ihren sämtlichen Angestellten „wegen Unrentabilität“, läßt aber durchblicken, daß die Kündigungen nur „formeller Natur“ seien, um einen Druck auf die Regierung wegen der Steuern auszuüben. Die Firma arbeitet heute noch unvermindert weiter. Eine große Papierfabrik legt ihren Betrieb still, obwohl Aufträge vorliegen. Der Seniorchef will den Betrieb noch fortsetzen, sein Sohn als Hauptbetriebsleiter besteht aber auf Schließung, wodurch 300 Arbeiter arbeitslos werden. Und so fort.

Ein großer Teil der Unternehmer denkt eben nicht daran, vorübergehend die Substanz, alias die Devisen und Effekten anzugreifen, um seinen Betrieb aufrechtzuerhalten. Man schließt die Bude, und damit basta! Mag das Reich sehen, wie es die Arbeiter ernährt. Das geht noch heute so und morgen, da die Arbeiterschaft müde und verängstigt ist. Aber man täusche sich nicht: es gibt einen Punkt, wo selbst dem deutschen Arbeiter die Lammsgeduld reißt und, wie der Volksparteiler Thiel sagt, „der Bogen springt.“

Die Jünger von Erwin Heintschel

Ihr habt ja recht: Grau ist die Theorie;
Der Marx hat nur das „Kapital“ geschrieben.
Ihr „geht hinaus und — scheret alle Welt“
Und treibt die Praxis, Kapital zu schieben!

Bemerkungen

Die Prinzen von Arkadien

Die Wälder glühen in allen Farben des stillen Fiebers, und an hellen Tagen ist das Meer um Seeland blau. Wie schön sind weiße Schiffe auf dem blauen Meer! Ich sah so ein weißes Schiff. Es war unbeschreiblich schön, denn die Urform des Bootes ist durch keine geniale Technik zu stören. Seine Gestalt bot Alles: Kraft, Geist und Schnelligkeit. Wie der Mensch vor der Gründung des ersten Vereins. Das Schiff lief Kopenhagen an, es hieß ‚Arcadian' und war, wie sich bald herausstellte, der Genius der Zeit selbst, der in allen Häfen der Welt seine Karte abgab.

An Bord dieses Schiffes befanden sich 70 000 Pfund Fleisch in Form von Ochsen, Hammeln, Hühnern, Schinken, 30 000 Pfund Fische, tausende von Eiern und Litern Sahne, an 400 Kellner und Matrosen und ähnliches ungenießbare Zeug, und schließlich 470 Menschen aus England. Diese Menschen waren mit dem Leben zwar ganz zufrieden gewesen, hatten aber offenbar gefunden, daß die Aussicht aus ihren Fenstern in England sich merkwürdig gleich bleibe, und waren endlich, im Bestreben, ihrem Dasein eine Wandeldekoration zu geben, auf den genialen Einfall gekommen, auf ein Schiff überzusiedeln, das ihnen Bewegung verschaffte, ohne daß sie sich zu bewegen brauchten. Sie hatten einander nicht gekannt, aus getrennten Winkeln des britischen Reiches trieb sie gemeinsame Herzensnot zur gleichen Form: Notgemeinschaft. So entstehen Religionen, so Aktiengesellschaften, so vaterländische Verbände. Ist der Drang nur dunkel, so ist der Mensch auch gut, und das Bewußtsein des rechten Weges stellt sich nachträglich ein, wenn man gemütlich zusammen ist, und sei es auch auf einem Schiff. Diese hier waren Prinzen von Arkadien, sie lebten in Geld — wozu diese dreifache Bezeichnung? —, und mit dem Ruf: „Auch ich bin in Arkadien geboren" fand sich einer nach dem andern ein.

Urfeuer mußten aufglühen, Inseln versinken, Wälder zu schwarzen Flözen erlöschen, damit die Erde endlich in einen Zustand kam, den man anständigen Reisenden zumuten kann. Die Prinzen bleiben stehen, die Erde bewegt sich ihnen entgegen und bringt ihnen dar, was schön ist: Madeira und die Bermudas, Cuba und Honolulu, den Oeresund und die Gebirge hinter Colombo. Man schaut über Bord, wenn man nicht grade in die Hummerscheeren schaut. Die Welt wird Zeit. Die Zeit ist lang, trotzdem das Leben kurz ist. Und aus Langerweile verfällt man auf Golf und Versemachen und gar auf den Geschlechtsverkehr.

Ich bin diesen Leuten nicht böse: sie bezahlen ja, was sie verzehren. Und haben ihr Geld auch nicht gestohlen, sondern nur geerbt oder verdient. Aber die Weltordnung, in der sich solch ein gemütlich schleichendes Weltgericht vollzieht, in der ich den Ochsen füttere, den du verzehrst, in der ich die Welt brauche, die dir entgegenkommt — die will mir nicht gefallen. Freilich: meine Ansichten sind schlecht begründet, ich bin nur Gefühlsrebell. Das sind die schlimmsten, die bringen es zu nichts in der Politik und eignen sich nicht einmal für den Posten eines Geschäftsträgers in Arkadien. Als einige Prinzen betrunken an Bord gingen, gab es einen Auflauf. Und da ich an jenem Tage hinter den hundert Kronen hereilte, die mir mein ganzes Leben gefehlt hatten, so hinderte mich der Auflauf, die hundert Kronen zu erreichen. Sie entschwanden. Ich wurde böse und wünschte, daß der himmlische Vater nach Verübung von so viel grobem Unfug einen Eisberg in die Route von ‚Arcadian' leiten möge, damit es die Prinzen einmal kalt anwehe.

Friedrich Sieburg

Ingenieur Könneke

Bei den Unruhen in Dresden, wo man nicht wußte, ob man die Steinwürfe der Demonstranten oder die Gummiknüppelschläge der Polizeisoldaten mehr fürchten sollte, in der allgemeinen kläglichen Verwirrung wurde der Kommunistenführer Könneke erschossen. Von wem? Die Zeitungen meinten, von seinen eignen Leuten; die Kommunisten meinten, von den Sbirren. Aber das ist nicht sehr wichtig. Wichtig ist, daß in Geyers Blumenhandlung am Altmarkt das folgende Gespräch stattfand.

Drei junge Burschen, verlumpt, unbeherrscht, mit müden Gesten und müden Stimmen, verlangen:

„Etwas Grünes zu einem Kranz!"

„Haben Sie denn schon den Kranz?" fragt der Inhaber des Ladens.

„Ja, den haben wir uns so zusammengeholt."

(So, das heißt: in einen Laden gehen, etwas verlangen, das man nicht bezahlt, und bei Weigerung des Verkäufers mit Zertrümmerung von Fensterscheiben und Gehirnschale drohen.)

„Für wen, wenn man fragen darf, ist dieser Kranz bestimmt?" warf ich ein.

„Für den Ingenieur Könneke", antworteten die Burschen nicht ohne Stolz.

Für den Ingenieur Könneke...

Später, von dem Besitzer der Fabrik, in der Könneke gearbeitet hatte, erfuhr ich, daß Könneke nicht im mindesten Ingenieur gewesen war, sondern einfacher Metallarbeiter; als welcher Beruf gewiß nicht zu verachten ist, aber verächtlich wird, wenn, der ihn ausübt, überheblich als Ingenieur bezeichnet wird. Die Titelsucht, an der diese arme deutsche Nation von Anbeginn krankte, hier treibt sie ihren letzten, lächerlichsten Auswuchs: bei denen unter den Deutschen, welche die Gleichheit aller menschlichen Kreatur auf ihr Panier geschrieben haben, bei den Kommunisten.

Sind diese Kommunisten nicht vielmehr „verdrängte" Bürger, Spießbürger sogar?

Ossip Kalenter

Aphorismen

Schlagworte sind Worte, die man totschlagen müßte.

*

Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zum Selbstmord.

*

Die menschliche Natur ist ein unverzeihlicher Irrtum der Philosophen.

*

Ich hasse alle Plebejer; einen Teil von ihnen, die Aristokraten, verachte ich sogar so sehr, daß ich sie nachahme.

*

Es gibt noch einen Trieb, der stärker ist als der Geschlechtstrieb: die Angst davor.

*

Lebensweisheiten sind so blendend ausstaffierte Attrappen, daß Niemand auf den Gedanken kommt, den Deckel zu öffnen.

*

Nichts macht den Menschen hilfloser als Nasenbluten.

*

Du hast immer recht, selbst wenn es die Andern dir zugeben.

*

La bourse ou la vie! Quelle Tautologie!

*

Das Zeitliche segnen heißt: sterben. Was heißt demnach: geboren werden?

*

In Deutschland werden Revolutionen weder gemacht noch unterdrückt, sondern angeordnet oder untersagt.

Heinz Pollack

Liebe Weltbühne

Bei Wilhelm I. war ein Bridge-Abend. Es wurde an kleinen Tischen gespielt. Die Kaiserin Augusta glitt hausfraulich von einem Tisch zum andern und fragte an jedem leise und freundlich: „Nun, gewinnen die Herrschaften auch alle?"

Antworten

Reichswehrministerium. In Nummer 44 nennt Emil Ludwig „ehrenvoll den Kapitän Zimmermann, der in Kiel am 5. November 1918 sterbend seine Fahne verteidigte". Das wünschst du zu berichtigen, indem du mitteilst, „daß die Namen der Offiziere, die sich am 5. November für ihre Flagge einsetzten, die folgenden sind: Kapitän zur See Weniger, schwer verwundet, Korvettenkapitän Heinemann, tot, Leutnant zur See Zenker, tot, sämtlich von S. M. S. ‚König'." Aller guten Dinge sind drei.

Leipziger Volkszeitung. Du schreibst: „ . . . Dafür werden Papiermarkbeträge billiardenweise nach Bayern gesandt, damit dort der Brau des Reiches unterminiert werde. Das sind Zustände, die gen Himmel schreien." Wo der Gott Gambrinus sie hören und ihnen hoffentlich den Mund stopfen wird. Mit Hopfen und Malz.

Berliner Landgerichtsdirektor. Die Antwort, die in Nummer 44 einem Bruchsaler auf seine Beschwerden über unsre Kritik an der Vorauszahlung der Beamtengehälter gegeben worden ist, bestimmt Sie zu folgender Erwiderung: „Mein Oktober-Gehalt, soweit es am Ersten ausgezahlt wurde, betrug 16 Milliarden und 114,1 Millionen Mark. Nach einem Dollarstande von 241 395 000 Mark umgerechnet: 280,36 Mark. Die im Lauf des Monats geleisteten Nachzahlungen ‚von sehr respektabler Höhe' machen, in derselben Weise nach dem jeweiligen Dollarkurse berechnet, zusammen genau 111,31 Mark aus. Zusammen: 391,67 Mark, wovon aber über zehn Prozent Steuern jetzt bekanntlich sofort abgezogen werden. Ein Landgerichtsdirektor meiner Anciennität mit Frau und zwei Kindern bezog im Frieden über 8000 Mark jährlich. Macht auf den Monat also fast 700 Mark. Ihre Prognose, daß mein Gesamteinkommen im Oktober mein Friedensgehalt erreichen, wenn nicht gar übertreffen werde, dürften Sie also wohl kaum aufrechterhalten können." Allerdings nicht. Wohl aber darf ich in Ihrem Interesse beklagen, daß Sie unverhältnismäßig niedrig bezahlt werden. Denn ich weiß von andern Beamten, daß sie ein Gehalt kriegen, wie es in Nummer 44 errechnet worden ist. Weil man sich ja schließlich seine Mitteilungen nicht aus den Fingern saugt.

Amerikaner. Du schickst mir diesen Zeitungsausschnitt: „Die an dem Sterbebette des Präsidenten verweilenden Aerzte erklärten, daß Harding an einem Schlaganfall verschieden sei. Frau Harding war in der Stunde des Ablebens ihres Gatten damit beschäftigt, ihm aus der Zeitung vorzulesen. Plötzlich merkte sie, daß Harding von Zuckungen geschüttelt wurde und zusammenbrach; darauf verschied er." Kein Wunder.

Prostituierte. Du wendest dich mit deiner Steuerveranlagung vertrauensvoll an mich. Ich werde dich nicht enttäuschen. Die Streitfrage, „ob eine unter polizeilicher Sittenkontrolle stehende Frauensperson mit ihren aus gewerbsmäßiger Unzucht erzielten Einnahmen der Umsatzsteuer unterliegt", hat der Reichsfinanzhof am 23. März 1923 unter V A 323/22 folgendermaßen entschieden: „Der Umstand, daß die in Rede stehende Betätigung unsittlich, ja unter Umständen strafbar ist, würde der Besteuerung nicht entgegenstehen. Die Steuerbefreiung ergibt sich vielmehr daraus, daß keine Leistungen im Sinne

des Umsatzsteuergesetzes vorliegen. Die Umsatzsteuer ist eine Verkehrssteuer. Ihr unterliegt der Austausch wirtschaftlicher Leistungen. Nach der Verkehrsauffassung stellt aber die Hingabe des menschlichen Körpers zu animalischen Funktionen keine wirtschaftliche Leistung dar. Die Vorinstanz hat daher mit Recht ausgesprochen, daß die gewerbsmäßige Unzucht nicht unter den Begriff der gewerblichen Tätigkeit im Sinne des Umsatzsteuergesetzes falle." Du kannst lachen. Aber laß diese Entscheidung nur den Gerichtsvollzieher, nicht den Berliner Lokal-Anzeiger sehen. Der verlangt am Ende, daß sie für die gewerbsmäßige Unzucht im übertragenen Sinne, die er auf deinem Strich in der Zimmer-Straße treibt, nicht minder gelte.

Sommerfeld & Co. G. m. b. H. Es ergeht von dir folgende Kundgebung an „Titl. Die Weltbühne": „Mit Nachstehendem bitten wir Sie beim Einholen von Offerten betreffs aufstellen von Trennwänden aus Drahtgeflecht zwecks Einzäunung bestimmter Gelddruckmaschinen unsre Firma nicht übersehen zu wollen." Wie werden wir denn! Wenns mit der Währungsreform in diesem Tempo vorwärtsgeht, wird ja doch keinem Bürger was andres übrig bleiben, als sich sein Geld selbst zu drucken.

Gemütsmenschen in Krefeld. „Für die Hinterbliebenen der bei der Verteidigung des Rathauses gefallenen Polizeibeamten gingen bei uns ein: Gewinn eines Skatabends von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens 1 500 000 000 Mark." Diese anderthalb Milliarden Papiermark waren an dem Tag, wo sie eingingen, immerhin zehn Goldpfennige.

Hermann Windschild. Sie haben sich in Nummer 42 mit dem ‚Jungen Sachsen' befaßt. Daraufhin hat in Nummer 44 R. A. Sievers ‚Sachsens andre Seite' gezeigt. Und nun schreiben wieder Sie mir: „Ich bin selbst kein Sachse und fühle gar keine Neigung, sächsische Art oder Unart zu verteidigen. Aber die Behauptung, ‚die' Jugend der leipziger höhern Schulen sei begeisterungsunfähig, denkfaul, gesinnungsträge und feig, ist, in dieser Verallgemeinerung, einfach ungeheuerlich. Wenn ich mir meine siebzig 15—18 jährigen Sekundaner vorstelle, mit denen ich nun seit einem Jahr zusammenarbeite, so weiß ich nicht, ob ich über R. A. Sievers lächeln oder empört sein soll. Und schließlich: die umstrittene leipziger Atmosphäre! Vielleicht ist auch jede Stadt un coin de la nature, vu à travers un tempérament. Mein Temperament hat mich nun einmal das Positive sehen gelehrt; ich habe von 1917 bis 1923 sechs fruchtbare, an geistiger Anregung überreiche Studentenjahre in Leipzig verbracht und bin dankbar dafür." Und da Hang zur Dankbarkeit die edelste, also seltenste Eigenschaft der Bestie Mensch ist, so sei ferne von uns, ihn in Ihrer Brust zu ertöten.

Republikaner. Begreiflich, daß Sie aus dieser Republik wieder austreten, nachdem Sie das hier gelesen haben: „Von der Reichsregierung wird zu den Nachrichten aus Bayern erklärt, daß auch nach ihrer Auffassung die Lage in Bayern noch nicht genügend geklärt sei. Die Haftentlassung Ludendorffs habe in Berlin außerordentlich überrascht und sei ohne Fühlungnahme mit der Reichsregierung erfolgt. Die Reichsregierung müsse sich deshalb zu diesem auffallenden Schritt ihre eigne Stellungnahme vorbehalten, bis sie über die Motive dieser Haftentlassung unterrichtet sei." O Schilda, mein Vaterland!

Berlin und Paris von Hans Schwann

I.

Die Hauptstadt eines Landes ist selten sein Spiegelbild. Keine Stadt, zum Beispiel, ist undeutscher als Berlin. Die Hauptstadt des Landes ist aber stets das Spiegelbild der Politik seiner Machthaber. Die Stadt einer Siegesallee wird keine politischen Probleme meistern können — auch dann nicht, wenn sich ihr Reichstag „vertagt“ —: die Stadt einer Place de la Concorde, die Stadt des Louvre und der Tuilerien wird immer ein gefährlicher Partner im politischen Spiel sein und bleiben. Wie beim Menschen, so zeichnet auch hier das Alter die feinsten Schattierungen in die Physiognomie der Metropole. Der Vergleich einer verhältnismäßig jungen und einer Jahrhunderte alten Repräsentantin des Landes wird daher immer etwas schief und ungerecht ausfallen. Trotzdem: auch die Jugend kennt Adel, und auch in Berlin wäre manches nicht so übel, wäre manches „Geschichte“, wenn nicht allzu viel Stukkatur die Linien verwischte. Paris-Berlin: wenn man diese beiden Städte mit einander vergleicht, wenn man ihr Leben und Treiben beobachtet, jetzt beobachtet — dann erst kann man verstehen, wohin der Weg führt. Dann erst weiß man, was Politik heißt. Dann fühlt man Geschichte — dann sieht man Tragödie. Und man sieht mit Entsetzen, wie alle Menschen in dieser unsrer Stadt langsam so bleich, so weiß werden wie die Gestalten der Siegesallee, man sieht, wie das Leben immer mehr entweicht, wie alle denselben starren, herrischen, drohenden Ausdruck in die Augen bekommen. Man sieht förmlich vor sich die Siegesallee der Millionen erstehen — ein einziges Erstarren, ein einziges Verkrampfen in der heroischen Stellung, ein einziges Postament, unter dem der Tod seinen Trommelwirbel schlägt. Berlin, Deutschland: zerschlage deine Siegesallee, sonst bist du verloren.

II.

Man kann über die Franzosen denken, wie man will, man kann sie für die geborenen Räuber, für die falschesten oder liebenswürdigsten, für die militärischsten oder pazifistischsten Menschen halten — eines ist für Jeden, der sie kennt sicher: sie sind sehr klug, sie sind sehr arbeitsam und sehr energisch. Dazu kommt in der Politik eine unglaubliche Geschlossenheit. Die Opposition ist in all den politischen Kernproblemen nicht eine der Sache, sondern der Form. Ganz besonders deutlich tritt dies bei der Beurteilung der Reparationsfrage in die Erscheinung. Herr Poincaré hat das Volk hinter sich — daran ist gar kein Zweifel. Die Linke opponiert gegen seine Methoden, die sie gefährlich für die französische Politik findet. Sie ist nicht einverstanden mit der Ruhr-Aktion: sie verlangt immer energischer und geschlossener eine Politik, die auf die Stärkung des demokratischen Deutschland hinausläuft, eine Politik der Ritterlichkeit gegen ein schwer leidendes besiegtes Volk — aber sie verlangt, wie Poincaré, die Reparationen auf Heller und Pfennig. Und wenn trotz Allem, was sich deutsche Politik nennt, die franzö-

sischen Wahlen im Frühjahr den Nationalblock zerbrechen und die vereinigte Linke zum Siege führen sollten — wie mir überall, nur nicht in Paris selbst, immer wieder bestätigt wurde —: dann muß man bei uns jetzt schon wissen, daß die Linie der Politik dieselbe bleiben wird wie unter Poincaré. „Ihr müßt berappen!" Dies Schlußwort eines Propagandabriefes an den „lieben Michel" bleibt, ob auch die Regierungen wechseln.

III.

Nirgends ist mir die Mangelhaftigkeit unsrer äußern Politik so aufgefallen wie in Paris. Wir haben in jedem Zwergstaat unsern Botschafter: in Paris, in der Stadt, die für uns der Brennpunkt unsrer gesamten Außenpolitik ist, fehlt er noch heute. Siegesalleepolitik! Und nirgends dürfte ein Botschafter so fruchtbar arbeiten können wie grade dort. Ueberall, ob rechts, ob links, öffnen sich dem Besucher die Türen mit der größten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit. Ueberall hat man das Bedürfnis, zu informieren und sich informieren zu lassen. Nirgends diese Unnahbarkeit des politischen Oberpostsekretärs. Und überall genaueste Kenntnis aller politischen Vorgänge. Man kann sich oft eines Lächelns nicht erwehren, wenn dort offen von politischen Tatsachen gesprochen wird, von denen man bei uns nur im Flüsterton unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit spricht. Einer der bekanntesten Männer reiste offiziell beauftragt ins Rheinland. Eine Stunde vor Abgang seines Zuges werde ich zu ihm gebeten. Was sollen wir tun? In der Rheinlandfrage, in der Währungsfrage des Rheinlandes? Wie stellen Sie sich die Beteiligung der französischen an der deutschen Industrie vor? Ich antworte ihm, daß die Rheinlandfrage umso schneller gelöst sein wird, je schneller Frankreich in eindeutigster Form von den Separatisten abrückt, die weder die Arbeit noch das Kapital des Rheinlands repräsentieren. Ich bemühte mich, dem Mann die kulturelle Entwicklung klar zu legen. Und fühlte, wie langsam das Verständnis für die Zusammenhänge wuchs. Alles ginge leicht, wenn nicht überall dieses Mißtrauen in die Ehrlichkeit des Deutschen durchblickte. Dieses Mißtrauen, das oft so schwer zu entkräften ist, weil die Politik der letzten fünf Jahre nicht für uns spricht. „Sie müssen immer wieder versuchen, unsre verständigungsbereite Linke, die wirklichen Republikaner und Pazifisten zu stützen durch eine Politik der Ehrfurcht vor dem nationalen Charakter des deutschen Volkes." „Wie gern würde ich das tun! Aber sagen Sie mir: was ist das für eine Linke, die in den fünf Jahren ihrer Macht nichts getan hat und nichts tun konnte, um das Minimum der gerechten Forderungen Frankreichs zu erfüllen? Wir müssen mit Realitäten in der Politik rechnen — und die Realität Ihres Landes ist die Rechte, nicht die Linke. Danach haben wir unsre Politik einzustellen." Diese beiden Sätze beleuchten schlaglichtartig die politische Situation. Die Beteiligung der französischen an der deutschen Industrie war lange ein Lieblingsgedanke vieler verständigungsbereiter Kreise in Frankreich. Aber auch darin nistet sich langsam das Mißtrauen ein. Wie, wenn wir mit 25 Prozent beteiligt sind, die deutsche Industrie aber gleichzeitig Verträge mit andern Partnern macht, in der Absicht, die

deutschen Unternehmungen mit möglichst kleiner Rendite abschließen zu lassen, während die neuen, nichtdeutschen, ausländischen Unternehmungen umso mehr florieren? Fragen, die nicht leicht zu beantworten sind, wenn man weiß, wie schwach die Gesetzesmaschine funktioniert.

IV.

Noch etwas versteht man in Paris: die Intelligenz politisch zu benutzen. Wie viele Privatpersonen, Akademiker, Künstler werden jeweils mit ganz bestimmten Missionen betraut! Immer wieder werden ihre Ratschläge in dieser oder jener Angelegenheit eingeholt. Und wie klug weiß man sich in den Dienst der Politik zu stellen, ohne die Fäden der Zentralstelle durcheinanderzubringen! „Darf ich Sie nächstens wieder einmal in Berlin begrüßen?“ fragte ich einen mir befreundeten Akademiker. „Nein, ich glaube kaum, daß ich in nächster Zeit komme — Poincaré sieht es nicht gern, wenn wir jetzt nach Deutschland gehen.“ Diese Antwort hat nichts mit Kadavergehorsam zu tun: so spricht der politisch fühlende Mensch, der weiß, daß jetzt große Dinge für sein Land auf dem Spiel stehen, und der sich daher im entscheidenden Moment wortlos hinter den politischen Führer stellt — trotzdem er ihm in vielen Fragen innerlich opponiert. Inzwischen reitet bei uns ein Bayern seine Attacke gegen die Marxisten und Juden; inzwischen springen die Kommunisten wie junge tolpatschige Hunde in dem ohnedies schon zertöpperten Porzellanladen unsrer Arbeiterbewegung herum; inzwischen billionen wir unsre Mark herunter und trillionen unsern Hunger herauf; inzwischen dankt eine Regierung nach der andern zu Gunsten der Militärs ab; inzwischen lösen sich die Länder wie Treibeis vom Reich. Und Weihnachten werden wir diesmal singen: Heilige Nacht — stille Nacht!

Spaniens Zukunft von Manfred Georg

I.

Die Meldungen vom Beginn und Verlauf der letzten spanischen Revolution haben die meisten Mitteleuropäer in eine gewisse Verlegenheit gebracht. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß man so lange an dieses Land nicht gedacht hatte, bis es fast völlig im Gedächtnis verschollen war. Vom Gibraltar-Problem abgesehen, mit dem es in die große Politik hineinragte, hatte eigentlich nur noch das Zeitungsfeuilleton manchmal ein bißchen die Erinnerung mit Stierkampf, Greco und Zigeunern gepflegt. Aber sonst hatte die Welt hinter den Pyrenäen aufgehört. Und so kam es, daß der Staatsstreich Primo de Riveras im Wesentlichen nur nach den gültigen kontinentalen Entwicklungsbegriffen gewertet wurde. Dies aber erschwert die Erkenntnis der Lage. Gibt es doch kaum ein Land, das so durch seinen Schein täuscht wie Spanien; und die ihm von einem französischen Politiker aufgebrannte Bezeichnung eines pays camouflé entbehrt keineswegs der Begründung. Die billigen Erzählungen des Reiseschriftstellers, der seine flüchtigen Impressionen, die rasche überfüllige Augenweide genußreicher Stunden, für Wirklichkeiten ausgibt, sind im Grunde fast alle Reinfälle des Berichters, gleich wie

wenn einer die Fassade eines maurischen Hauses für das Haus selbst hielte. Deshalb sind die Ursachen und Aussichten dessen, was sich gegenwärtig in Spanien begibt, auch nicht mit den Worten: faschistische Welle, Säbelherrschaft und dergleichen umrissen.

Wenn man Rivera vorwirft, daß er das Parlament beseitigt habe, so wäre erst zu fragen, ob überhaupt ein Parlament im europäischen Sinne bestanden hat. Ohne pharisäisch zu sein und die Fehler und Mängel in andern Ländern zu verkennen, kann man doch ruhig behaupten, was jeder Spanier, sofern er sich dem Schlagwortumkreis der großen Interessentenschichten ferngehalten hat, selbst zugibt: nämlich daß die bisherige Volksvertretung alles eher als eine Vertretung des Volkes war. Der Kampf der Liberalen gegen die Konservativen und umgekehrt — je nach dem, welche Partei am Ruder war und die Ministerien besetzt hielt — diente nur rhetorischen Oppositionszwecken, und das politische Leben war ganz auf den Turnus der wechselnden Herrschaft dieser Gruppen eingestellt. Die Mehrheit stand laut Vereinbarung bei jeder Wahl von vorn herein fest, und das Drittel Opposition, das man aus allen Parteien, außer der der Regierung, gemischt in das jeweilige Parlament hineinließ, war gewöhnlich in langen Besprechungen ebenfalls individuell gesiebt. Der äußerste Zentralismus in der Verwaltung, der sich aber nur in der Steuererhebung und auf andern finanziellen Gebieten betätigte und im übrigen durch die Verschleppung aller Provinzialangelegenheiten der stärkste Schrittmacher einer kulturellen Reaktion war, spielte den Ministern und ihren Anhängern jede Gewalt und jede Möglichkeit zu einer ausbeuterischen Ausnutzung der höchsten Aemter in die Hand. Mit jedem Regierungswechsel purzelten zehntausende Beamte von ihren Sitzen, die die neue Mannschaft des Gegners bezog. Die Gestürzten aber setzten sich mit den „Ersparnissen“ ihrer Regierungstätigkeit ins Café und warteten, bis die Reihe von neuem an sie kam.

Und was der Minister in Madrid, das bedeutete der sogenannte Kazik auf dem Lande. Er ist der reichste Großgrundbesitzer der Gegend und bei der wenig produktiven Latifundienwirtschaft, die noch heute das schätzereiche Mittel- und Südspanien in agrarischer Verarmung hält und durch die Unterdrückung jeder kleinbürgerlichen Bewegung die schaffenden Elemente des Landes zur Auswanderung treibt, damit ein kleiner König. Er ist es, der gegen seine Nebenkaziken den Pakt mit der Regierung schließt und jeden Wahlkampf einfach „macht“. So wurde die Wahl zum Parlament bisher regelmäßig eine Komödie, und die oberste Wahlaufsichtsbehörde, die Junta Central de Censo, war in gleicher Weise schon von vorn herein gewöhnlich so präpariert, daß sie keinen der von der Regierung gewünschten Kandidaten, gegen deren Wahl etwa Beschwerde eingelegt worden war, zurückwies. Stimmenkauf, Toteneintragungen in die Listen, mehrfache Wahl eines Einzelnen, Wahlurnen mit doppeltem Boden und ähnliche Dinge wurden zwar bei jeder Eröffnung der Cortes von den paar ehrlichen Opponenten (Catalanen, Republikanern, Sozialisten) aufs schärfste gebrandmarkt, blieben aber unverändert.

II.

Trotzdem geht es nicht an, alle diese Vorgänge nur unter den mitteleuropäischen Begriff der Korruption zu bringen. Denn Spanien ist im Augenblick weder ein Land Europas noch der Gegenwart.

Der Begriff Spanier, der mit einer gewissen präzisen Romantik in den Köpfen spukt, besteht nicht. Ebenso wenig der Begriff Spanien. Landschaftlich drei unvereinbaren Zonen angehörend, ist es politisch zwar nach außen hin ein Einheitsstaat, dessen paniberischen Träumen nur die Einverleibung Portugals mangelt, leidet aber an zehnfach schärfern innern Gegensätzen, als sie etwa zwischen Ostpreußen und Bayern bestehen. Ein Volk der Berge, über das nach einander die Phönizier, die Karthager, die Juden, die Römer, die Vandalen, die Westgoten und schließlich für acht Jahrhunderte fast die Araber und Berber hereinbrachen, hatte sich bald einer Vermischung hingeben müssen, die je nach der politischen Lage germanisches oder semitisches Blutsübergewicht brachte. Die Ursprünge des politisch repräsentativen Systems blieben natürlich im Norden. Dort bildeten sich im Freiheitskampf gegen das eingedrungene Arabertum christliche Staatsgemeinschaften und entwickelten, von gotisch-germanischem Individualismus erfüllt, jene Fueros (Sonderrechte), die den monarchischen Absolutismus einschränkten und bis heute Grund zu unablässigen Kämpfen geben. Die arabische Herrschaft dagegen, die kulturell und handelspolitisch die besetzte Halbinsel zu einem blühenden Reich machte, ging staatspolitisch fast spurlos vorüber. Was die Habsburger und Bourbonen zu bekämpfen hatten, war das germanische Sittensystem, das bis zur französischen Revolution aufs härteste unterdrückt wurde, dann wieder in starken Ausmaßen aufkam, sich nun aber mit den Verfassungen des neunzehnten Jahrhunderts abzufinden hatte und sich im Kampfe gegen den modernen Liberalismus auf die Seite der Monarchie, seines einstigen Gegners, schlug. Die Verfassungskämpfe dieser Zeit brachten Persönlichkeiten hervor, die, wie Sagasta und Canovas, die Zierden jedes Parlaments und Landes sein konnten. Trotzdem: nach siebzig Jahren ewigen Kleinkriegs, heldischer Revolutionen und innerster Beteiligung trat eine Erschlaffungsreaktion im gesamten Volkskörper ein und ließ nach dem Tode der großen Führer das politische Leben in jene Versumpfung geraten, die heute Riveras Staatsstreich herbeigeführt hat.

Spanien ist politisch innerlich noch nicht aus dem Mittelalter heraus. So wie im Privatleben die Familie das — nach außen vor jedem fremden Blick geschützte — eigentliche Reich des Spaniers ist, worin mit Ausnahme einiger reifern Volksteile die Frau je nach dem Stand als Luxus- oder Arbeitstier gehalten wird, so ist nach alter Tradition diese Familie mit allen ihren Beziehungen ins politische Leben transponiert. Das ist für den Durchschnitts-Spanier der nunmehr vielleicht Vergangenheit werdenden Gegenwart eine natürliche Tatsache, und Politik ist daher, sieht man von der kurzen Zeit revolutionären und demokratischen Erwachens im vergangenen Jahrhundert ab, ein Familiengeschäft und keine nationale Sache gewesen und geblieben.

Dazu kommt die ungeheure Macht, die der Klerus von Anbeginn an in Spanien gehabt hat, und von der sich auch heute erst nur ein kleiner Teil Intellektueller, die obersten Schichten der Großkaufmannschaft und die radikalen Arbeiter innerlich wie äußerlich befreit haben. Und da seit dem Beginn des großen Anti-Araber-Kampfes das religiöse und das politische Moment stets verbunden geblieben waren, so ist die autoritäre, antiparlamentarische Tendenz der Kirche der Ausbrei-

tung der Familienwirtschaft mit ihren starken Einflußmöglichkeiten für unverantwortliche Kräfte außerordentlich günstig gewesen. Jetzt ist der Klerus freilich abgeschwenkt. Er hat sich, um seine Herrschaft zu sichern, hinter die aufständischen Generale gestellt, und seine Presse, El Debate voran, begleitet ihren Zug mit Jubelhymnen.

Daß damit der Parlamentarismus eine Farce geworden ist, verschulden seine Gegner, die ihn als unvermeidliches Uebel annehmen mußten, in den Zeiten des Niederganges zu ihrem Sippenspiel mißbrauchten und vor dem Volk, das jeder tiefern politischen Kenntnis ermangelt, so diskreditierten, daß dieses, außer den aufgeklärtern, aber in völlig unzureichenden Organisationen zusammengeschlossenen Arbeitern, ohne weiteres zu dem neuen Regime überging.

III.

Der äußere Niedergang Spaniens, den die Austreibung der Moriskos und Juden förderte, und der sich im Verlust jeder Macht- und Kolonialstellung offenbart, hat seine Hauptgründe in der Verödung des geistigen Lebens, die bis vor kurzem einen erschreckenden Grad erreicht hatte. Was bedeutet die Erinnerung an Führer, Dichter und Maler der Vergangenheit, was die kleine, allerdings glänzende Oberschicht von Journalisten und Politikern der jüngsten Zeit gegen die Tatsache, daß heute noch in manchen Gegenden sechzig Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind! Die Kirche, die einzig hier etwas hätte tun können, hat bis auf die Einrichtung einiger Jesuitenschulen für Grandensöhne nichts getan, die Volksschulpflicht steht auf dem Papier, Hygiene und sozialer Fortschritt liegen im Argen. Spanien ist gewiß arm — aber nicht aus natürlichen Gründen, sondern infolge seiner Verwirtschaftung; arm in der Bodenproduktion wie an geistiger Schöpferkraft. Arm deshalb, weil immer nur ein Viertel alles ausgeworfenen Geldes seiner Bestimmung zugeführt wurde, weil der einzelne Beamte nicht dem Staat und dem Volke, sondern seiner Familie und seinem Kreise diente und für zwei bis drei Aemter, die er kaum ausübte, Geld bezog. Als dies aus Anlaß der unglaublichen Vorgänge bei der Kriegführung in Marokko bis zur Unerträglichkeit offenbar wurde, riß einigen energischen Leuten die Geduld. So kam es zum Staatsstreich des Militärs, das diesmal der von Vernachlässigung und falschen Anschuldigungen obendrein am schwersten betroffene Teil war. Und der König, geschmeidig, klug und nicht unpopulär, erklärte sich rechtzeitig mit der Revolte einverstanden, um eine Kapitulation zu vermeiden.

Leicht möglich, daß es ohne das Vorbild Mussolinis keine Revolte in Barcelona gegeben hätte. Aber der Unterschied zwischen der italienischen und der spanischen Bewegung ist doch ungeheuer groß. Mussolini führt in weiterm Sinn und unter neuromantischen Schlagworten eine Sippenwirtschaft wieder ein — der Spanier will sie ausrotten. Ob ihm das gelingt, ist freilich eine andre Sache, und es ist sehr fraglich, ob dieser alte Haudegen und seine Generäle, die den in Spanien seltenen Ruf politisch unbescholtener Männer genießen, die Schwierigkeiten richtig einschätzen, mit denen sie zu kämpfen haben werden. Bedeutet doch die Aufräumung dieser Trümmerberge aus Jahrhunderten mehr als eine mit Dekreten zu bewältigende Arbeit. Und sind nicht die Männer der Praxis, die Rivera zur technischen Bewälti-

gung seiner Pläne braucht, durchaus im alten Milieu und Denken verhaftete Menschen? So könnte auch diese Sache ausgehen wie das Hornberger Schießen. Riveras Stellung im Innern und die Erfolge seiner Politik dürften, wie die jedes Ministerpräsidenten, hauptsächlich davon abhängen, wie er das Problem des Gegensatzes zwischen Zentralismus und Föderalismus zu lösen imstande ist. Denn ohne dessen Lösung keine Gesundung Spaniens.

(Schluß folgt)

Das Buch über den Kaiser von Arthur Eloesser

Gestern Abend waren wir im Schauspielhaus, wo König Richard II. mit Josef Kainz als Gast gegeben wurde. Der Kaiser äußerte sich sehr mißfällig über die Vorstellung und über die Künstler, auch über Kainz. Auch die Kaiserin, die Prinzen, die Kronprinzessin und Prinzessin Viktoria Luise schienen mit dem Stück nicht einverstanden. Bei uns erregt Shakespeare nur Widerspruch, und man sucht sich damit zu trösten, daß das Ganze doch nicht mehr in unsre Zeit passe und Vieles recht lächerlich sei. Ich aber habe die Ueberzeugung, daß wir kaum in einem andern Stück so viel finden können, was auf unsre Verhältnisse paßt, wie in Richard II. Ihr aber, die Ihr glaubt, bei uns mit Wahrheit wirken zu können: Lasciate ogni speranza! Nur bittere Erfahrungen und Enttäuschungen können bei uns wirksam sein, nicht aber Dichterworte.“ Die Notizen des Grafen Zedlitz-Trützschler sind zweifellos ohne nachherige Retouchen in ein Buch gekommen — Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof (Deutsche Verlagsanstalt) —, das uns in gradezu grauenhafter Weise erlebter Wahrheit versichert. Der Verfasser ist ein Mann von sympathischer altpreußischer Zucht, die sich an modernen Erkenntnissen geklärt hat. Mir wäre noch lieber gewesen, wenn der frühere Hofmarschall seine Beobachtungen von Tag zu Tag nach seinem Abschied im Jahre 1910 herausgegeben und sich dann in die Schweiz geflüchtet hätte. Der Herausgeber der damaligen ‚Schaubühne‘ hätte einige der saftigsten Kapitel — wenn sie es nicht alle sind — daraus veröffentlicht und dafür einige Jahre in Küstrin statt so viel im Theater gesessen. Ich stelle mir vor, daß er das sehr gern der Sache wegen getan haben würde; grade das Bekenntnis eines rechtschaffen gebliebenen Vasallen hätte eine „unbeschreibliche Wirkung“ wie der alte Goethe zu sagen pflegte, nicht verfehlen können. Vielleicht wären wir Wilhelm II. dadurch beizeiten los geworden oder hätten ihn wenigstens klein bekommen. Im übrigen begreife ich, wenigstens von einem pensionierten Offizier und Hofmarschall, daß man einen Herrn nicht „umlegt“, dem man einige Jahrzehnte so redlich gedient hat, wie er es grade noch vertragen konnte. Der Verfasser bedauert, daß die preußische Geschichte keinen Karl I. und keinen Cromwell hat; er selbst hielt sich gewiß für eine zu bescheidene Figur im Weltgetriebe, um die vernichtende Wahrheit herauszuschreien, die uns die Bülow und andern Staatsmänner, die uns alle die Kriegshelden, die dienernden Minister und die beim Kaiser dinierenden Führer der Wirtschaft und Wissenschaft schuldig blieben.

Ein leiser Hinweis des Buches bestätigt mir ein Gerücht, das sich nach der Affaire des Daily Telegraph-Interviews auch an mich heranflüsterte, ohne daß ich recht daran glauben konnte. Einige am Ende doch bedenklich gewordene Männer, grade unter unsern „Spitzen“, haben sich damals ernsthaft überlegt, wie das deutsche Volk seinen gefährlichsten Mann los werden könnte. Entmündigung oder eine noch unwiderruflichere Maßregel? Damals bedauerte ich, obgleich für Gewalt wenig eingenommen, daß wir nicht in Rußland lebten, wo es für solche Unternehmungen eine Tradition gab. Unsre Geschichte hat keinen Cromwell, aber auch keine Orloffs; wir sind immer in der Mitte, in Unentschiedenheit und Gestaltlosigkeit. Die Orloffs, viele ganz kleine Orloffs, haben wir erst, seitdem das Umlegen sich in der Republik durchaus ohne Risiko vollzieht. Solches Vorhaben war damals gefährlich, und daß jene Herren auch sehr vorsichtig sein können, haben sie ja nach dem 9. November 1918 bewiesen, als sie für eine Weile ungemein geräuschlos verschwanden und ihr Plakat „Mit Gott für König und Vaterland“ unter ihren Kartoffeln und Misthaufen begruben.

Am Abend der Vorstellung, da auch Shakespeare nicht die Wahrheit sagen durfte, saß ich mit Josef Kainz zusammen, der mit einigen anerkennenden Worten aus allerhöchstem Munde zugleich aus allerhöchster Hand ein Paar Manschettenknöpfe empfangen hatte. Das machte ihm natürlich Spaß, aber verführt war der Verführer nicht. Als ich nach dem „Eindruck“ fragte, meinte er: „Nee, das is keen Kaiser. Da fehlts an der richtigen Haltung.“ Das Wort war gut. An der Haltung hat es ihm immer gefehlt, auch jetzt im Unglück, das allerdings wir für ihn tragen. Der abgelehnte König Richard II. hat immerhin die Würde eines königlichen Büßers, vor allem eines Christen, als die einzige Shakespearesche Figur, die unter einem christlichen Himmel steht. Was die Gelehrten noch gar nicht recht gemerkt haben. Richard läßt sich außerdem sehr tapfer umbringen, nachdem er zuvor im Kerker tapfer nachgedacht hat. „Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit hatt' ich kein Ohr, verletztes Maß zu hören.“ Der Mann in Doorn, dem es immer noch zu gut geht, um ein richtiger Christ zu werden, schreibt Bücher gegen teure, von uns teuer verdiente Honorare, schreibt und trägt sich wie einer von den alten frisierten und parfümierten Komödianten, die die kindischsten Memoiren zu hinterlassen pflegen. Seine Figur hat mich schon in aesthetischer Beziehung bei unsern freilich flüchtigen Begegnungen abgestoßen, wenn er etwa bei einer Schiffstaufe als Ballins Gast seine eignen Landsleute mit den Augen Friedrichs anblitzte, wenn er um den Beifall der Fremden, egal Sonne scheinend, mit angestrengter Liebenswürdigkeit buhlte. Nicht einmal Repräsentationsschauspieler für die hohe Gage!

Kommen wir auf das Buch zurück. Ich will nicht alle die entsetzlichen Geschichten wiederholen, die schon durch die Zeitungen aufgepickt worden sind. Wie Graf Hülsen-Haeseler, Chef des Militärkabinetts, beim Fürsten Fürstenberg im Gazeröckchen als Balleteuse auftritt und nach einer viel bewunderten Tanzleistung an einem Herzschlag zusammenbricht. Wie alle die

Großen des Reichs und der Krone, auch Prinzen, auch Generäle, auch Minister, nachdem sie dem Herrn die Hand geleckt haben, als Schweine und alte Esel tituliert oder sehr gemütlich am Ohr gezupft, auf den Rücken geklopft, in den Amtssitz gekniffen werden. Wie sie dem Unersättlichen auch telegraphisch neue Zoten liefern, wie sie ihn zum Wiehern bringen und seinen Taktlosigkeiten Beifall brüllen, die sich alle an uns rächen werden. Das ist beschämend zu lesen, das ist unsre große Schuld, wie wir, im Oekonomischen und Technischen fortschreitend, von immer größern Geschäften begeistert, uns beruhigten: Laßt ihn nur reden; er redet ja nur, und so schlimm wird es nicht werden. Es ging uns damals zu gut, es war unser Unglück, daß die wichtigen, die auch heute wichtigen Leute schon in den herrlichen Zeiten lebten, die er uns versprochen hatte. Zedlitz-Trützschler spricht einmal von der notwendigen Verständigung mit England und von der Schlappheit des Fürsten Bülow, der gegen den Kaiser immer nur den halben Mut, der gegen die „interessierten Kreise" allerdings auch nur die halbe Macht hat. „Neben den bekannten Enthusiasten sind bei uns gegen jede Rüstungseinschränkung allerlei einflußreiche Leute; es wäre sehr interessant, einmal die mancherlei Beziehungen kennen zu lernen, die zwischen Flottenfanatiker und Flottenerzeuger bestehen. Die Macht der Stahlkönige wiegt schwer, und die Sorge um ihr Geschäft, der Wunsch auf Haussestimmung an der Börse sind uns schon oft als nationale Sorge serviert worden." Da sind wir also immer noch wilhelminisch.

Wie war es möglich, daß ein über den Durchschnitt begabter, schnell auffassender Mensch so infantil unbelehrbar, so unfähig der anfänglichsten Lebenserfahrung bleiben konnte? Der Verfasser hat das sehr verständig auseinandergesetzt; er wünscht dem Zögling Hinzpeters, daß er lieber wie Prinz Heinz gelebt hätte oder wie Prinz Eduard. Der englische Thronfolger, den der Kaiser zu unserm Schaden mit seinen Taktlosigkeiten zu verfolgen beliebte, hatte Gelegenheit genug, zu lernen, von den Gläubigern, die ihm zusetzten, von den Damen, die ihn zu fest hielten, von den wilden Sauf- und Spielkumpanen, die ihn mit Falstaffschen Aufrichtigkeiten anrempelten. Wilhelm hat seine Jugend, wie man zu sagen pflegt, ohne Anfechtungen verbracht. Daher ein Sich-besser-Fühlen, daher eine moralische Ueberheblichkeit, daher der erste Glaube an seine Berufung, an seine Auserwähltheit. Uns schadet eben Alles, auch die Moral. Die Hofprediger wedelten mit ihren Talaren vor dem Summus Episcopus und Allerhöchsten Herrn, der mit dem Höchsten ganz direkt verkehrte. Wie alle andern Profitierer betrogen sie ihn, der betrogen sein wollte, der immer von sich gerührt war, von seiner erhabenen Mission, für ein armes törichtes Volk ganz allein denken zu müssen. Der Kaiser gehörte zu den verhängnisvollen Menschen, die von Niemand auf der Welt etwas lernen können, ein Besserwisser wie der immerhin gebildete Friedrich Wilhelm IV., von dem er auch die Unzuverlässigkeit, die Unehrlichkeit, nur in brutalerer Ausführung hatte. Trotz Bartbinde und Goldhelm ein Nervenmensch und in vielen Zügen weibisch: neugierig, indiskret,

zusammenhanglos, gefallsüchtig, zu Ueberraschungen und Verkleidungen geneigt, von langer Rankünе und von derjenigen Unvornehmheit, die Verantwortlichkeiten nach unten abwälzt. Weibisch auch der Tag ohne Arbeit, kein Augenblick Ruhe, Besinnung, Alleinsein. Immer Kostümwechsel, Stimmungswechsel, Beunruhigung der Umgebung in einer Leere, die alle Gehirne ausschöpft. Eine vampyrische Existenz wie einer Kurtisane, aber mit schlechten Manieren; kulturlos wie ein Leutnant aus neureicher Familie, renommistisch wie ein Schuljunge, dem die andern nichts tun dürfen. Auf dem immerhin fünfhundert Jahre alten Thron mancher achtbarer, einiger genialer Vorfahren sitzt ein Parvenü, sitzt unsauberer Geist der Reklame mit Scheinleistungen, mit Scheinerfolgen, und ein großer, ein besonders verantwortlicher Teil gröhlt den Chor in einem schlechten Ausstattungsstück um einen applausbedürftigen Divus. Wie alle komödiantischen Naturen im Innersten weich, rührselig, ängstlich. „Die innere Kraft und Widerstandsfähigkeit", heißt es hier, „halte ich für geringer denn je. Er ist noch phantastischer und schwächer geworden als früher. Ob er wirklich durchhält, wenn das Blut in Strömen fließt und sich daran Attentate und Revolutionen anschließen, ist mir sehr zweifelhaft." Das deutsche Volk ist ein unpolitisches Volk, aber wir hätten trotzdem, als es noch Zeit war, mit ihm fertig werden können, fertig werden müssen. Das war gar keine Frage der Politik, das war eine Frage der Sittlichkeit, der Schicklichkeit oder unsrer Menschenwürde. Hat ihm denn Niemand in seiner Welt zu widerstehen gewagt? Doch! einige Hofdamen, die noch ihr Preußentum und Luthertum im Leibe hatten. Sonst Keiner? Keiner. Das ist das Buch vom Kaiser, ein grauenhaftes Buch. Ein Buch von seiner, von unsrer Schuld; es braucht nun keins mehr geschrieben zu werden.

Zu diesem . . . von Moritz Heimann

Auch ich wollte Karl X. durch Louis Philippe ersetzt wissen; aber das heißt nicht, daß ich Louis Philippe wollte. Ich wollte einen Schritt weiter kommen; aber wir sind in diesen Jahren zurückgeglitten, Tag für Tag. Es ist nicht besser mit uns geworden, sondern nur unvornehmer. An die Stelle des Degens ist der Geldbeutel geschlüpft, nur eine veränderte Methode, um das wahrhafte Volk, das arbeitende, auszupressen. An die Stelle einer naiven Bigotterie ist eine schielende getreten, und die Mittel der Unterdrückung sind noch tückischer geworden als früher. Ihr König hat vergessen, woher er sein Mandat hat. Kaum ein Jahr lang saß er auf dem Thron, auf dem wir ihm erlaubt haben, Platz zu nehmen, und er verriet uns, verriet jedes Versprechen, jeden freien Gedanken. Er lügt sich in die Gottesgnade hinein, und ein Lügner ist schlimmer als ein Narr. Karl war auf seine Art, auf eine achtenswerte Narrenart, legitim. Ein Louis Philippe, der die Revolution vergessen machen will, der sie eskamotiert, ist etwas vollkommen Widriges. In den Unterröcken der Pompadour steckte mehr Stolz als in allen diesen Leuten.

Armand Carrel

Von Ruhr und Rhein von Hans v. Zwehl

Die Regiebahn fährt durch das hungernde Land, durch eine lückenhaft bemalte Ebene, in der nasse Landstraßen, Wälder, Aecker, Schornsteine, Zechen, Kranengerüste, Rauch, Kohlenqualm und ein Fluß sichtbar werden. Spielende Kinder trillern an grauen Zäunen, weil sie so lustig sind. Das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit ist ihnen noch nicht ins Herz getreten. Niemand weiß diese Dynamik des Elends, diese gehämmerten Sonette, diese surrenden Elegien im Grubenlicht, feuchte Schatten an der Brust, in irgendein System der Menschenbeglückung zu bringen. Wo die ganze Menschheit unter der Erde wühlt, ist alle Pflege vergebens. Diese jäh und clondykeartig aufgewachsenen Orte — das sind überhaupt keine Städte, es sind bebaute Chausseen ohne Freude, ohne Liebe, ohne Hang und Glück. Statt Parks, Kunststätten, schöner Plätze nichts als Planken und Halden, Schnapsschenken und Bettlaken und ein Weg von beiden zur Grube und zurück. Die müßige Eleganz eines Thyssen-Casinos, ein pompöses Rathaus, der Neubau eines Stinnes-Turms reckt höhnend darin. Regimenterweis hausen Deutsche und Polen im Elend beisammen. Vertikow, Grammophon- und Kinoseuche sind ihre Erholung. Irgendwas für den Geist ist bis zum November der Revolution nie geschehen, und seitdem ist die Wirkung, die von neuem sozialem Willen ausging, noch nicht durchgedrungen. Und jetzt fährt der Totenwagen des Hungers durch das Land.

*

Wir sehen der Arbeit des Unglücks mitten ins Herz. Einstmals, drei Jahre ists her, als die Musikkapelle des Diktators Kapp vor dem Café Josty militärische Weisen spielte, sahen wir diese Kumpels sich zu einer hunderttausendfältigen Armee zusammenballen, Menschen aller Parteien, Evangelische, Katholiken, Rote, Anarchisten, Hirsch-Dunckersche: sie wollten die Republik der Deutschen verteidigen. In Duisburg war das Hauptquartier, bei Wesel die Front. Ueberall regulierten Kohlenmänner mit roten Armbändern, die Ordnung war fest, das Heer kampffähig und die Artillerie dieser Feinde des Krieges, die den Militarismus beenden sollte, schußbereit. Aber dann kam Zweifel, Wortbruch der verhandelnden Generalität führte zur Niederlage, Gesindel rückte nach, und die aufgebotenen Offiziercorps der Reichswehr brachen ein, strafend, schießend, einkerkernd, tötend. (Heute, Gottseidank, ist die Reichswehr, wie wir mit Rücksicht auf die zuständige Verordnung feststellen, sakrosankt.) Und dann begannen wieder die Gruben zu sausen, ein, zwei, drei Arbeitsschichten stiegen ein, in dämmernder Unterwelt wieherten wieder Pferde, die nie das Licht sehen, und oben in der Luft stießen unsichtbare Arme Förderkörbe herbei, einen nach dem andern, unaufhörlich, die reckten sich auf, fielen wie Marionetten um, leerten sich und verschwanden wieder, und ein Gekrauch von Zwergen scharrte an den Halden.

Plötzlich marschierten die Franzosen ein. Infanterie patrouillierte die Eisenbahnschienen ab. Der Aberglaube des passiven Widerstands ergriff die Industrie. Ein Tohuwabohu von Meinungen, Patriotismus, Gleichgültigkeit tobte sich aus. Die unmittelbar Betroffenen ächzten, die Andern gingen die Hände in den Taschen herum, die Dritten verkauften den Franzosen. Wände und Planken füllten sich mit Plakaten,

die Niemand las. Alle Parteien der Windrose hatten ihre Weisheit angeschlagen, Christliche, Deutschnationale, Separatisten, Quäker und Franzosen. Am meisten fielen illustrierte kommunistische Satiren auf und Spottgedichte des französischen Propagandadienstes gegen den Generaldirektor Cuno. Inzwischen füllte sich der Beutel der Großkapitalisten. Durch Ruhrhilfe und Notenausgabe wurden ungeheuerliche Gewinne vervielfältigt, dazwischen zuckten die Attentate.

In dieser Zeit war eine geduckte, in sich gekrampfte Stierheit in allem. Frauen brachten den verhafteten Geiseln Mittagbrot. Alles zitterte vor Explosionen.

Kam man damals nach Essen, der großen Stadt an der Ruhr, wo sich das schon ganz westfälische und das proletarische Phlegma die Wage halten, so fühlte man sich wie in einer Unwirklichkeit der Welt. Die vielen geometrisch gefaßten Vororte, häßlich und traditionslos, warfen einen überfüllten Verkehr in das großstädtische Zentrum, wo die Wohlhabenheit einer alten Industriebürgerschaft sichtbar wird. Weiter ab liegt ein ganzer Vorort von Villen, wo die Anhänger der Reaktionäre die Fäuste ballten. Wie ein großes Gerümpel von Scheunen, voll Fensterscheiben, Kilometer lang dehnten sich die Kruppschen Fabriken im Lärm der Schwungkräfte. Die ungeheuern Menschenmassen in den Straßen sonderten Kolonnen ab, die Lieder gegen Frankreich brüllten. Die Besatzung sah man kaum. Erst beim Postgebäude, beim Hauptbahnhof marschierte etwas herbei. Plötzlich war wieder Belagerungszustand. Oder Streik. Oder auch nur ein Auflauf. Es ging hier Alles ins Massenhafte, demonstrationsmäßig Bewegte über. Der Mensch war schweigsam, schwertäppisch, finster und hellhörig zugleich. Durch unbestimmtes Beieinander ging plötzlich ein Zucken. Kommandos ertönten. Eine Kompagnie Infanterie sperrte ab. Panzerautos besetzten die Ausgänge, Kavallerie lagerte malerisch im Hintergrund. Ein Photograph sich wiegend im Tanzmeisterschritt nahm die Szene auf. Das war wie Scheinwerfer, die scharf, bleich und lächerlich eine große Katastrophe der Menschheit bestrahlten.

Oder man kam nach Dortmund. Ein Rathaus haben sie dort, von festem Mittelalter gebaut, doch mit einer graziösen Schlankheit in den Gliedern, als sei ein Campanile geplant. Und dieses schwerfällige Volkstum, das von Bier und Essen lebt und keine Verse spricht, und das einst architektonische Zierate fast weiblich fühlte, hockte im Dunkel beisammen, durch das Kanonen fuhren. Die Eisenwerke reckten tausende von Händen, auf denen der Aufsichtsrat, die Dividende und die verschleierte Buchführung tanzten, und abends auf den Straßen sang nationaler Mob ein kitschiges „neues Westfalenlied“. Nationalismus, Betrunkenheit und Cabaret schwärmten von völkischer Wiedergeburt. Im Stadttheater hatte man den Tell gegeben. Noch auf der Straße prügelten sich die Leute . . . Auch die Franzosen waren oft betrunken. Auf sie wirkte das Klima. Sie sagten noch öfter Je m'en fou, als sie das ohnehin zu tun pflegen . . . Gedrungen und prosaisch, langsam und angestrengt denkend gingen Arbeiter herum. Die Zukunft in ihnen hämmerte.

Oder wir sahen das Nokturno von Herne. Die Zechen, die in Glut am Himmel standen, hielten einen kalten, gleichmäßigen Takt. Wenn siedende Dämpfe pfiffen, war es, als ob Wölfe in einer unbetretenen Finsternis heulten. Die Nacht lag schwer. Alle Gaslaternen

waren dunkel. Die Bannmeile des Straßenverbots wirkte unheimlich. Einzelne Passanten, die, wie vorgeschrieben war, eine brennende Grubenlampe an der Brust trugen, glitten durch die Leere des Raums. Manchmal fiel ein Schuß. Einige lauschten, die Meisten schliefen, nur die Zechen glühten und rasten. Die Kohle fraß Leben Tag und Nacht. Schrill schrieen die Sirenen von Shamrock . . .

*

Wozu war eigentlich nötig, daß die Kultur einen Zweck in das Dasein hineinlog, wenn sie sich an den großen Grenzfällen der Geschichte in tierischen Ausartungen gefällt? Und warum sind wir nicht fähig, nachdem uns das Schicksal auf diesen problematischen Planeten geführt hat, nun wenigstens einigermaßen Harmonie herzustellen? Ach, die deutschen Schicksalsfahrer! Sie gleichen einem gläsernen Schiff, das ganz mit Blut gefüllt ist. Statt aber Ziel und Gleichmaß mit den andern Nationen zu halten, werfen sie noch Harpunen nach schnappenden Feinden aus. Trampeln und scharren — das ist die Bestätigung der Wissenschaft in den deutschen Hörsälen. Trampeln und scharren ist deutsch.

Zwölf Millionen Menschen hat der kosmische Wahnsinn von 1914 bis 1918 erschlagen. Und die tropfende Wirtschaftsmaschine hat noch nicht einmal Strom genug für den Rest. Eine Ersatzmenschheit ist herangewachsen. Manchmal scheint mir, daß wir nichts als die offenen Fenster des Weltgestanks sind. Am besten ists, die irren Kurven der Weltmusik mit Gackern zu füllen. Das Gackern ist die letzte Lebensweisheit. Die Hennen sind wahrhaft Vernunftgöttinnen; denn sie bringen in Dummheit ungefiederte Junge hervor. Dadurch wird der Staatsbestand gerettet, und wenn du ein Hahn bist, so krähst du dazu, so erhält die Mitwelt obendrein noch eine Literatur von Frühaufstehern . . .

*

Und während wir dies phantasierten, fuhren wir mit der Regiebahn zwischen Wupper und Ruhr hin und her und stiegen hier und da an einer Station aus. Die deutschen Zugbeamten und das französische Personal, schwarzgekleidete Herren mit dem Wort Etat an der Mütze, plauderten friedlich mit einander, als wenn alle Ausweisungen ein verscheuchter böser Traum wären. Und es wurde nicht kontrolliert und auch nicht ausgerufen, und die Züge kamen doch an. Und die Menschen stiegen aus und gingen ein nach Bochum, nach Dortmund, nach Oberhausen, Gelsenkirchen und Wanne, und überall rannten die Menschen entblößt und vom Verderben geschaukelt durch die Straßen und rannten gegen die Bäckerläden und die Konfektionshäuser ein. Eine seltsame seelische Odachlosigkeit vereint sich hier mit der höchsten materiellen Not einer zerfallenden Existenz. Und das Kapital hat seine Parole ausgegeben: Nationale Politik und Hungersnot!

*

In Duisburg zogen einige Männer mit Armbinden die grün-weiß-rote Fahne hoch. Andre schlugen Verordnungen der provisorischen Regierung der Unabhängigkeitspartei an, andre neue Kommissare fuhren in Autos herum. Die Leute auf den Straßen sahen mit jenem aus Neugier und Ueberlegenheit gemischtem Interesse zu, mit der man der Anpreisung von neuen Stiefelcrêmes auf einem Jahrmarkt zuschaut. Von irgendwelchem historischen Ernst, von der Spontaneität einer öffentlichen Meinung war nicht die Rede. Früher las man im General-

anzeiger, daß irgendwo Auktion ist, und heute, daß neue Reiche entstehen . . .

Hat es je auf der Welt eine Geistesbeschaffenheit gegeben, die der heutigen gleicht?

Einzig die Ueberzeugung zeigte sich, daß diese „rheinischen Truppen", arme Arbeitslose, Angeworbene, die ihr Vaterland aufs Trottoir warf, und die der Redakteur Matthes dort aufhob, nur die Tölpel sind, denen Schlaumeier folgen werden. Die Spatzen pfeifen ja von den Dächern, daß die nationalsten Ostelbier den Westen aufgeben werden und die Menschen am Rhein ihrem Schicksal überlassen. Warum also so scheinen, warum die Vorstrafen der Abenteurer anprangern, wenn man selbst daran ist, von hinten die rheinische Sinnesart zu erdolchen?

Arme Stadtväter, arme Funktionäre, die Ihr noch gläubig seid und euch mit Eichenknüppeln gegen den Separatismus bewaffnet . . .

Es ist wahr: es ist ein Loch im Westen. Aber es ist nicht am Rhein — es ist in Berlin.

Die anständigen Menschen von Frank Warschauer

Ich halte mich unbeirrbar zu den anständigen Menschen,
von denen ich weiß: ihr Gruß gilt!
Ganz gleich, wer du bist, ob du mit Häuten handelst
oder griechisches Papier waggonweise an die chinesische Küste verschiebst,
oder ob du dich an einen Kommerzienrat verdingst,
dem du behilflich bist, Papiergeld aus der Erde zu kratzen;
ganz gleich, ob du das angenehme Klavier der Schreibmaschine handhabst
oder die sublime Tastatur des labyrinthischen Kurszettels;
ob du aus Lehm aetherische Gestalten bildest
oder aus schwarzem Holz geliebte Flötentöne:
Blicke mich an, mein Freund: lauern Taschendiebe in deinen Augen,
wirst du mich überfallen, wenn ich dir den Rücken zuwende,
ist deine Hand von dem Absud gebrochener Versprechungen fleckig,
nennst du vielleicht grün gelb, weil Hitelmeyer es ebenfalls gesagt hat?
Gedenkst du jeden Abend pünktlich nachzurechnen,
wieviel du heute grade an mir verdient hast,
wirst du eines Tages mit deinen Sympathien
ein Ramschgeschäft in der Glockengasse eröffnen?

Mein Freund, blicke mich an: wirst du mich verleugnen,
wenn ich dich anspeie und dir sage, daß du ein Lump bist
in diesem einen Falle, und daß du deiner Schwägerin
die drei Perserteppiche schleunigst zurückgeben mußt?

Dann sei gestrichen und ausgetilgt, ich kenne dich nicht, Gespenst!

Denn hinter wessen Haupte nicht der Erzengel erscheint,
das brennende Schwert zu ungeheurem Fluche erhoben,
wer sich nicht umwendet in der Nacht und die geröteten Blicke
auf die Gestalt heftet, fragend: Habe ich recht gehandelt?
wessen Ohr abgeriegelt ist und zugetan der Stimme,
die hinter ihm unablässig mit sanfter Mahnung bittet:
Der ist bereits gerichtet und ausgestoßen. Hütet euch! Dieser Mensch ist krank!
Wer ihn berührt, wird aussätzig! Aus diesem Grunde
halte ich mich unbeirrbar zu den anständigen Menschen.

Hauptmann-Abend

Hauptmann spricht; nicht der Hauptmann von heute, sondern von gestern — und die Sorgen ums Drama von morgen erscheinen plötzlich unnötig schwer genommen. Kann man nicht ruhiger abwarten, was der Himmel beschließen wird, solange unaufgebraucht ist, was er einmal beschert hat? Achtzehn Jahre ist ‚Elga' alt; und jetzt zeigt sich, daß sie in diesem gefährlichen Zeitraum keineswegs welk: daß sie höchstens betörender geworden ist. Erstaunlich: ihr schlanker Wuchs, ihre stolze Haltung, ihm knapper Schritt, ihre herrische Geste. die sich nicht umständlich auf Erklärungen einläßt. „Reich, jung und gütig vor wenig Tagen, ist der Graf heut alt, arm und voll Haß." Ein Drama, das nur aus Peripetie besteht. Vom Gipfel des Glücks saust Einer jäh in die Tiefe. Dazu ist Voraussetzung: seine Unbedingtheit. Für Starschenski ist die Liebe zu Elga: fanatische Inbrunst, Naturgewalt, Schicksal, ewiges Feuer, Inhalt und Sinn des Lebens. Darin betrogen werden, heißt ihm nicht, bah: an der Ehre gekränkt, heißt ihm: an der Wurzel getroffen werden. Schmach wäre zu tilgen. Der hier, da wir bei einem wahrheitsfreudigen Dichter sind, weiß, was er sowohl seinem Rachedurst wie seinem Ritterstand schuldig ist; und beseitigt den Ehebrecher. Aber ihn selbst befreit und rettet das nicht: er bleibt für das Diesseits abgestorben. Wenn also den tragischen Helden die Unentrinnbarkeit seiner Blutmischung macht: so ist Gerhart Hauptmann ein Tragiker. Und nicht allein im erdigen Grau einer schlesischen Kellerwelt. Dies Balladen-Polen spielt alle Farben vom brennenden Rot bis zum nächtigen Schwarz; und zwischen den Farben alle Nuancen. Seine Musik ist schwellend in ihrer Sparsamkeit. Oginski, nach seiner Beziehung zu Elga gefragt, wirft den Kopf zurück, breitet die Arme aus und ruft triumphierend: „Ich habe gelebt!" Gleich darauf hat er gelebt. Wunderbar. Ein Drama aus Sehnen, ganz ohne Fett. In großem, einfachem Rhythmus bewegt von den Leidenschaften, die Jeden bewegen. So bewegt, daß die strophenartige Gliederung mit Kunstverstand eine Atempause gar nicht erst vorsieht. Wie ein Gewitter rollt dieser ‚Nocturnus' ab, wie ein Gewitter schaurig, prächtig und reinigend.

*

Aufgabe der Regie: den Nachtspuk, die Traumatmosphäre, den gespenstischen Flackertanz, das Tempo einer Ballade, die slawische Stimmung, den ehernen Klang eines Schmiedehammers der Vorsehung, der ein festes männliches Herz in Stücke bricht — das Alles unkörperlich-körperhaft zu machen. Im Schauspielertheater bringt Heinz Hilpert fertig, ohne andre Mittel als Vorhänge, Licht und Schatten die Konturen der Menschen zu verwischen, den Albdruck des Ritters auf uns überzuwälzen und uns am hellen Morgen tieferleichtert aus einem düstern Erlebnis freizulassen. Dem ‚Hanneles Himmelfahrt' nicht hätte folgen, sondern voraufgehen müssen. „Eine schwache Süßigkeit": das ist der Tenor der Widmung zu diesem ‚Traumstück',

dem nach so vielen Inszenierungen neue Nuancen kaum noch abzugewinnen sind. Ein dramatischer Märchentraum, der für ein Märchen zu kompliziert, für einen Traum nicht phantasievoll genug und ein Drama schon gar nicht ist — von dem war eigentlich anzunehmen, daß die Zeit ihn langsam auffressen werde. Aber die Süßigkeit, siehe da, ist durchaus nicht so schwach, wie der bescheidene Dichter sie eingeschätzt hatte, und ist, vor allem, nicht Süßlichkeit geworden. Ein Vorteil für die Regie; die nicht nötig gehabt hätte, aus Angst davor dem Herrn Lehrer Gottwald durch einen robusten Strich die poetische Steigerung ins Heilandtum zu verwehren. Auch Hauptmanns Werk selbst übt ja keine religiöse Macht; oder vielleicht nur auf mich nicht. Aber der Wille des Dichters, solch eine Macht zu üben, blitzt doch in viele Winkel seiner Dichtung einen Abglanz von „den Zinnen der ewigen Stadt". Man soll sie lassen stahn. Und lieber erreichen, daß der Traum, der meist entweder schleicht oder gleitet, nicht holpert und stolpert.

*

Aber egal: dies will ja ein Theater der Schauspieler sein. Ihre größten spielen heut eine winzige Rolle und kriegen dafür das nächste Mal einen ganzen Abend, die Spannweite ihres Talents oder ihres Genies zu erweisen. Zu Seiten der Bergner ist Granach erst ein alter polnischer Hausverwalter von der schweren Eindringlichkeit des jungen Reinhardt, dann ein lautlos hilfreicher, russisch einfacher Dorfschullehrer; ist George erst ein durchaus nicht liebhaberhafter, also umso zäher liebender, von Verrat umso härter getroffener Starschenski, dann ein Maurer Mattern von einer brutalen Erdigkeit, die das Scheinwerferlicht für das träumende Hannele erschrecklich aufschwemmt und zugleich doch um seine Erdigkeit bringt. Die Bergner ist nicht das kindlichste, aber das bunteste Hannele. Wieviel Einfälle und welche Freude daran! Sie hat immer die Hysterie, nie die Ruhe des sterbenden Dorfmädels, das sie in keinem Augenblick ist. Für dieses aufgepeitschte Wesen hätte man einmal anders inszenieren müssen: nicht halb naturalistisch, halb romantisch und beides denkbar umständlich, sondern phantasmagorisch, ohne respektvoll-pedantische Auseinanderhaltung der Teile vorübergeisternd, in einem einzigen Phosphorglanz. Warum „Schauspielertheater", wenn man nicht tapfer oder selbst frech die letzte Konsequenz zieht, nämlich sich gar nicht mehr um die Wünsche des Dichters kümmert und nur noch um die Bedürfnisse seiner Interpreten, die eben aufhören, das zu sein?! Da man sich vorläufig nicht so weit vortraut, ist erfreulich, daß Elga und Bergner ohne Rest in einander aufgehen. Unmöglich, packender zart und stählern zu sein. Die hauchende, flirrende, singvogelhafte Stimme hat eine Ausdrucksmacht, den stärksten Mann kleinzukriegen. Und wunderbar: das gequälte Hannele war kein Kind — die Quälerin Elga ist eins. Was Hauptmann müheloser, wortkarger und saftvoller geglückt ist als allen furiosen oder schmallippigen Dämonikern von Strindberg bis Wedekind: die naive Verderberin — hier steht und wandelt sie in hinreißender Gestalt.

Ueber allen Zauber Liebe von Alfred Polgar

Direktor Herterich macht seine Drohung, die schlummernden Kräfte des Burgtheaters zu erwecken, wahr. Im Stammhaus finden diese Kräfte ungenügend Raum zur Expansion, Akademietheater und Redoutensaal reichen nicht aus, die drängende Fülle zu fassen: so wurden Veranstaltungen auch andernorts notwendig. Ueber allen Sälen Burgtheater.

Als erste Veranstaltung gab es, im Großen Konzerthaussaal: ‚Ueber allen Zauber Liebe' oder: der entfesselte Fundus. Ein mythologisches Festspiel des edlen Calderon, in seiner Mischung aus großem Schauspiel, Ballett, Hanswursterei, Zaubertricks und Maskenaufzügen jenes Theater entfaltend, für das, so peinlich es ist, der Spitzname „barock" sich nicht vermeiden läßt. Die Figuren erscheinen in kostbar überladenen Phantasietrachten, die Szene gehabt sich exzessiv in Formen und Farben (Uebertriebenheit ist barocke Ehrensache), der Geist des Spielzeugs, in Menschen und Dingen gefahren, treibt den Geist aus ihnen, Alles scheint untertan einem verborgenen Mechanismus und auch das Lebendige eine apparativ bewegte Leblosigkeit. Ueber dem Ganzen hängen, die Farbigkeit mehrend, dünne Wasserschleier von Musik (gewoben von Eduard Künneke). Es ist, inbegriffen die Musik, ein optisches Vergnügen, aber aller äußere Glanz deckt nicht das innere Grau der Sache. Hier tobt sich eine Orgie des strahlenden Plunders aus, dem Moder wird ein festlicher Dienst zelebriert, und die Lunge atmet beklommen den Staub, der rechtens auf all der Herrlichkeit liegen sollte.

Es geschieht, daß Odysseus, mit Gefährten an Circes Insel gelandet, der Zauberin das Zaubern und Verzaubern abgewöhnt, aber dann sich bei ihr „verliegt", bis Achills Schatten ihm das Pazifistische wieder austreibt. Die Abwicklung dieses äußerst uninteressanten Vorgangs wird durch Ballette sowie durch burleskes Treiben der Heldendiener empfindlich verzögert. Es ist ein Humor, der noch heute das höfische Publikum von ehemals, dessen Gechmack er angepaßt war, bloßstellt. Tiefer Schwachsinn wohnt in dem kindlichen Spiel, und die deutsche Bearbeitung gewährt ihm Mieterschutz. Immerhin weckte Hans Thimigs persönliche Anmut und Drolligkeit Behagen. Dem sublimen Puppenstil der ernsten Figuren, dem Stil höchst leblosen erhöhten Lebens taugt die kühle, leere Leidenschaft der Frau Wohlgemut wie Herrn Aslans weich geschnörkeltes Pathos. Einen aufgeregten Prinzen von Trinacrien spielte Herr Höbling ganz in Ton und Haltung des bouillant Achille aus der ‚Schönen Helena'. Seinem Sprechen kam diesmal die Unakustik des Saales sehr entgegen, und da man nicht verstand, was er sagte, laßt uns annehmen, daß er in seiner Rolle vortrefflich war. Hier gilt: nichts verstehen heißt Alles verzeihen. Ein Höhepunkt des abendlichen Humors war es, als Thimig zu dem Riesen Brutamonte statt „Brutamonte": Bruder Monte sagte und diesen jokosen Einfall weiterhin zu: Schwester Monte, Vetter Monte, Tante Monte abwechslungsreich verarbeitete. Was wollen Sie? Barock! Da kann man nichts machen.

Der Tragödie zweiter Teil von Morus

Die Stillegung der Notenpresse

Am 30. Pluviose des Jahres IV der Republik, alias am 19. Februar 1796 wurde durch Dekret die Ausgabe der Assignaten verboten und zur Feier dessen in Paris eine hölzerne Notenpresse und die Druckplatten öffentlich verbrannt. Gleichzeitig wurde mit der Ausgabe des neuen Papiergeldes, der Territorialmandate begonnen.

Die deutsche Republik versteht sich schlechter auf Feiern und Symbolik. Sie hat sich darauf beschränkt, die Stillegung der Notenpresse am sechsten Tage des Jahres VI der Republik durch ein kurzes Schreiben des Herrn Reichsfinanzministers an die Deutsche Rentenbank anzukündigen. In praxi sieht diese Stillegung so aus, daß vorläufig die Reichsdruckerei und Dutzende von Hilfsdruckereien, die mit der Papiermarkfabrikation beschäftigt sind, lustig weiterarbeiten. Denn die Papiermark wird nicht nur auf Grund diskontierter Handelswechsel weiter ausgegeben, sondern auch als Lombardkredit der Reichsbank und der Darlehnskassen gegen Rentenmark und Goldanleihe. Und die erste Tat der Rentenbank war, daß sie dem Reich für die Erwerbslosenunterstützungen im besetzten Gebiet hundert Millionen Rentenmark zur Verfügung stellte, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die hundert Millionen „natürlich keineswegs in Rentenmark hinausgehen dürfen, sondern in Papiermark". Es werden also auf dem Wege der Lombardierung bei der Reichsbank für 100 Millionen Goldmark neue Papiermarknoten gedruckt. Das wären, bei einem amtlichen Dollarkurs von 2,5 Billionen, 250 Trillionen Mark, ein Vielfaches dessen, was gegenwärtig an Papiermark umläuft. Da aber schon die Ankündigung dieser Wahnsinnstat und die Ausgabe der ersten Papiermarktrillionen unfehlbar einen neuen Marksturz hervorrufen müssen, so können als Gegenwert von 100 Millionen Goldmark wahrscheinlich noch weit größere Papiermarkmengen gedruckt werden. Es ist gradezu eine Schraube ohne Ende. Die Inflation muß sich dadurch noch schneller auswirken, daß im besetzten Gebiet, besonders im Rheinland, bis in das abgelegenste Eifeldorf hinein, die Repudiation der Papiermark viel weiter vorgeschritten ist als im unbesetzten Deutschland, und daß die Bevölkerung zum Teil gezwungen ist, sich für die Papiermark so schnell wie möglich Devisen zu kaufen. Wenn nicht ein Wunder eintritt, werden wir also demnächst von Köln aus eine neue Devisenhausse bekommen, die alles Bisherige in den Schatten stellt.

Das ist der erste Schwabenstreich des Verwaltungsrates der Deutschen Rentenbank, der ausschließlich aus p. p. erstklassigen „Männern der Wirtschaft" besteht. Aber auch die Regierung tut das ihre, um die Währung nach Kräften zu sanieren. Ihre erste Tat auf dem Gebiet der Rentenmark ist gewesen, den Beamten die Rentenmark bei den Gehaltszahlungen zum Kurse des Vortages, das war faktisch: zur Hälfte des Tageskurses in Anrechnung zu bringen. Selbstverständlich wird dieser kleine Irrtum bei der nächsten Gehaltszahlung wieder wettgemacht werden — wenn dem nicht zufällig wieder unüberwindbare technische Schwierigkeiten im Wege stehen.

Man sieht: auch nach der sogenannten Stillegung der Notenpresse geht alles unverändert seinen Gang. Selbst Herr Havenstein ist von

seinem Urlaub zurückgekehrt und gibt nach wie vor Papiermarkkredite aus. Die Goldanleihe-Inflation macht rüstige Fortschritte. Zu den im vorigen Heft der ‚Weltbühne' aufgezählten vier bis fünf „wertbeständigen" Anleihen werden demnächst drei bis vier neue kommen, und die Eisenbahn will allein 500 Millionen Goldmark begeben. Wir werden also auch auf dem Gebiet des wertbeständigen Geldes bald an der Spitze der Nationen marschieren.

Um aber wenigstens einigermaßen kenntlich zu machen, daß der deutsche Währungsverfall am 15. November in ein neues Stadium getreten ist, hat man den Posten eines Reichswährungskommissars geschaffen. Der Bankdirektor Hjalmar Schacht, den man auf diesen Posten berufen hat, ist gewiß ein Mann, der die nötige Einsicht und den guten Willen mitbringt. Er ist einer der eifrigsten Gegner der Rentenbank gewesen und ist deshalb seinerzeit nicht zum Nachfolger Hilferdings ernannt worden. Daß er jetzt ein Amt annimmt, dessen erste Aufgabe doch die Einführung der Rentenmark sein wird, braucht man noch nicht unbedingt seinem, zweifellos sehr großen, persönlichen Ehrgeiz zuzuschreiben. Er mag es wirklich mit der festen Absicht tun, der „Zwischenwährung" möglichst schnell den Garaus zu machen und uns wieder eine gute Goldwährung zu bringen. Aber ob er dazu die nötigen Ellenbogen haben, oder ob es ihm ebenso ergehen wird wie Hilferding, steht noch dahin. Gewiß hat der Kapitalfinancier Schacht vor dem Verfasser des ‚Finanzkapitals' den Vorzug, daß er — um es rund heraus zu sagen — ans Arbeiten gewöhnt ist. Er kennt das Getue der Konferenzen, mußte auch auf der Darmstädter Bank ohne lange Meditationen Beschlüsse fassen und scheint bessere Nerven zu haben als der Nervenarzt Hilferding. Aber ebenso gewiß ist, daß die „Männer der Wirtschaft" dem demokratischen, arischen Bankdirektor nicht geringere Schwierigkeiten machen werden als dem jüdischen, sozialistischen Literaten. Was Herr Doktor Schacht von seinen engern Kollegen an „Unterstützung" zu gewärtigen hat, ist ihm bereits am ersten Tage seiner Amtstätigkeit gezeigt worden. Schacht wollte, wie das ja von der Regierung auch mehrfach ausdrücklich versprochen worden war, sofort nach der Stillegung der Notenpresse einen Einlösungskurs für die Papiermark in Rentenmark festsetzen. Dagegen erhoben die berliner Großbanken einen Sturmlauf, und die Stempelvereinigung setzte tatsächlich durch, daß die amtliche Festsetzung unterblieb. Da ja die Notenpresse tatsächlich weiterläuft, ist nun allerdings auch die Herstellung einer festen Relation vorläufig unmöglich gemacht. Jedenfalls stimmt diese Nachgiebigkeit des Reichswährungskommissars nicht eben hoffnungsvoll. Allein an Gelegenheiten, die erste Scharte auszuwetzen und zu zeigen, daß er ein Kerl ist, der mit sich nicht umspringen läßt, wird es ihm nicht fehlen.

Steuerbilanz

Das traurigste Ergebnis, das die Inventur vom 15. November zeitigt, ist der Zustand der Reichsfinanzen. Obwohl nun schon seit Monaten die Währungsreform in Vorbereitung ist und doch selbst am Wilhelmsplatz Jedermann weiß, daß ohne die Ausbalanzierung des Etats selbst die beste Währung, geschweige denn eine so mangelhaft konstruierte wie die Rentenmark unhaltbar ist, hat man bisher nichts,

aber auch nichts getan, um eine Besserung der Finanzen zu erzielen. Im Gegenteil ist man unter der Ministerschaft Dr. Luthers noch viel tiefer ins Defizit hinabgesunken. Schon der letzte veröffentlichte Dekadenausweis über die Finanzgebarung des Reiches schließt am 31. Oktober mit einer schwebenden Schuld von 6,9 Trillionen Mark ab. Davon sind 6,5 Trillionen allein in den letzten zehn Oktobertagen hinzugekommen. In dieser Zeit wurde von den Ausgaben des Reiches durch Steuern nur der elfhundertzwanzigste Teil aufgebracht, und selbst wenn man den Ertrag aus der Goldanleihe hinzurechnet, war es noch nicht der hundertzwanzigste Teil. Aber der Oktoberabschluß ist noch ein wahrhaftes Idyll gegen den Zustand vom 15. November. Man hatte zu diesem Termin mit einer schwebenden Schuld von etwa 30 Trillionen gerechnet. Statt dessen hat sich ein Manko von 190 Trillionen ergeben, sodaß auch bei einem Dollarstand von 2,5 Billionen 300 Millionen Goldanleihe- oder Rentenmark noch knapp zur Ablösung der Reichsschatzanweisungen langen werden. Die Einnahmen des Reiches haben in den letzten Wochen sicherlich nicht die Kosten für die Finanzverwaltung gedeckt. Und dieses, obwohl Herr Dr. Luther bei jeder Gelegenheit versichert, daß man im Reichsfinanzministerium vor Arbeitsüberlastung nicht mehr zur Nachtruhe kommt.

Es wäre wirklich besser, wenn man sich im Finanzministerium etwas mehr Schlaf gönnte. Dann wäre man in wachen Augenblicken vielleicht imstande, endlich die Vorlagen für die direkten Steuern zum Abschluß zu bringen, auf Grund deren am 31. Dezember eine neue Vermögensveranlagung vorgenommen werden soll. Das Einzige, was man in den letzten Wochen an Steuervorlagen produziert hat, ist die Erhöhung der Verbrauchssteuern auf Zucker, Salz, Zündwaren und — Spielkarten. Das sind — mit Ausnahme der Zuckersteuer, die vor dem Kriege 187 Millionen brachte — Kinkerlitzchen, mit denen man keine Steuerreform machen kann, selbst wenn man die Sätze gegenüber der Vorkriegszeit erhöht und nicht, wie es jetzt zum Teil der Fall ist, ermäßigt. Nur ein paar große Steuern — es wird darüber noch im einzelnen zu reden sein — können den Finanzen wieder auf die Beine helfen. Der Reichsetat ist, in Gold gerechnet, verhältnismäßig klein. Er ist zwar wahrscheinlich größer als 2,2 Milliarden Goldmark, wie der Voranschlag des Reichsfinanzministeriums ihn beziffert. Sehr gute Kenner berechnen das gegenwärtige monatliche Defizit des Reichs (das ja ungefähr gleichbedeutend ist mit seinen Ausgaben) auf 500 bis 800 Millionen Goldmark. Nimmt man nach Beendigung der Ruhrsubventionen und nach Beseitigung der Nullenschreiber eine Verminderung auf die Hälfte an, so dürfte doch mit einem Jahresetat von wenigstens drei Goldmilliarden zu rechnen sein. Aber auch diese drei Goldmilliarden sind ohne besondere Mühe und ohne Vernichtung der Wirtschaft aufzubringen — und schließlich werden sie ja auch jetzt aufgebracht. Denn seitdem die Mark im Ausland nicht mehr genommen wird, betrügen wir uns ja mit der Inflation nur noch selbst: die Ausgaben des Reiches werden auch heute vom Volke voll „gedeckt“, nur im Wege der Inflationssteuer. Die Inflationsfrage ist in erster Linie eine Distributionsfrage. Der Gesamtheit des Volkes

wird bei der Ausgleichung des Defizits durch die Notenpresse nichts geschenkt, sondern die Notenpresse preßt nur die Massen des Volkes aus, um den Ertrag ein paar tausend Inflationsgewinnern zuzuführen.

Bosels Siegeszug

Die Einstellung der Inflationswirtschaft kann der fortwährenden Expropriation des einen Volksteiles durch den andern einen Riegel vorschieben, aber sie kann nicht mehr rückgängig machen, was geschehen ist. Das wird sich in nennenswertem Umfang auch nicht erzielen lassen, wenn man jetzt etwa versuchen will, durch Entscheidung der obersten Gerichte die Hypotheken nachträglich aufzuwerten und die Inflationsgewinne der Hypothekenschuldner zu schmälern. Die Expropriation der Expropriateure läßt sich auf diese Weise nicht erreichen.

Das zeigt am besten das Beispiel Oesterreichs, wo der Inflationsprozeß seit einem Jahre abgeschlossen ist. Die großen Inflationsgewinner sitzen nun einmal im Sattel und reiten. Der größte unter ihnen, der dreißigjährige Siegmund Bosel ist unermüdlich dabei, seine Macht zu mehren, und ähnlich wie bei Stinnes vergeht kaum eine Woche, wo nicht eine neue Siegesmeldung über einen wohlgelungenen Aktienkrieg über einen Aufkauf oder eine Neugründung Bosels kommt. Mit welchen Summen dabei operiert wird, dafür ein paar Zahlen: die Aktienmajorität der Unionbank hat Bosel 9 Millionen Schweizer Franken, die Sanierung der Hammerbrot-Werke (zugunsten der oesterreichischen Sozialdemokraten) 800 000 holländische Gulden, die Erwerbung der Kattowitzer Aktienmajorität in Verbindung mit der Laurahütte, der Bismarck- und der Königshütte hat 20 Millionen Goldmark gekostet. Demgegenüber spielt die Finanzierung des Wiener ‚Tag' mit 2 Milliarden Kronen keine Rolle, geschweige denn das Geld, das er für seine berliner Zeitungsgründung hergegeben hat.

Bei den Auslandsgeschäften scheint Bosel freilich noch nicht mit der gleichen Selbständigkeit wie Stinnes vorzugehen, sondern er sucht nach Möglichkeit Anlehnung an fremde Kapitalgruppen. So hat die große oberschlesische Transaktion ihn mit den tschechischen Montankönigen Weinmann zusammengeführt, während seine Erdölkäufe in Polen offenbar in Verbindung mit dem amerikanischen Petroleumkapital vor sich gegangen sind. In Oesterreich tritt aber der Präsident der Unionbank absolut als der Führer auf. So hat er sich jetzt, ähnlich wie Stinnes, auch auf die Schiffahrt geworfen und unter der Firma „S. Bosel, oesterreichische Seeschiffahrts-A.-G." mit 250 000 Pfund eine Gesellschaft gegründet, die von Triest aus unter oesterreichischer Flagge Hochseeschiffahrt auf allen Meeren betreiben soll. Und wenn die republikanischen Farben Deutsch-Oesterreichs (denn die sind im Gegensatz zu Schwarz-Rot-Gold auch bei schlechtem Wetter sehr gut sichtbar) über dem Mittelmeer wehen, wird man wahrscheinlich gar nicht daran denken, daß jeder der prachtvollen 10 000 Tonnen-Dampfer mit dem Ruin von 10 000 wiener Bürgersleuten erkauft ist. Inflavit Deus, et dissipati sunt!

Bemerkungen

Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen!

Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen!
Komme doch, komme doch nach Berlin,
denn die edle Burgergarde
will nicht mehr auf Wache ziehn —

so sangen sie im Herbst 48 auf allen Straßen. Und wirklich, dann kam er! Der Vater Wrangel mit dem Prinzen von Preußen, und die Revolution war erledigt.

Ist es nun wieder so weit? Vorläufig berichten die Zeitungen, daß Kronprinz Wilhelm von Preußen in Oels bei seiner Familie eingetroffen sei.

O, wie außerordentlich harmlos! Welch völlig private, rührend menschliche Angelegenheit! Daß grade in dem Moment, wo diese glückliche Familienszene sich abspielt, in Deutschland nach fünfjährigem Wühlen überall die Flammen der monarchistischen Reaktion an die Oberfläche schlagen — ja, das ist ein unangenehmes Zusammentreffen. Wer konnte das ändern?

Ja, wer kann bei uns überhaupt etwas ändern? Angeblich haben wir eine Regierung der deutschen Republik. In dieser Regierung sitzen ganz bestimmt einige Männer, die teils mehr, teils minder bewußt auf die Beseitigung der deutschen Republik hinarbeiten, und die also keineswegs guten Glaubens sind, wenn sie jenes harmlose Familienereignis in diesem Augenblick veranstalten. Weitaus interessanter aber ist psychologisch, daß in dieser Regierung, die die Einreiseerlaubnis erteilte, der Demokrat Oeser und der sozialdemokratische Justizminister Radbruch saßen, Männer, an deren ehrlichem Willen, die deutsche Republik zu erhalten, Niemand zweifeln darf. Und da gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder diese Männer sind überstimmt worden in einer so eminent wichtigen Sache: dann wäre es ihre Pflicht gewesen, als weithin sichtbares Warnungssignal für das Land sofort aus dem Kabinett auszutreten. Oder sie haben zugestimmt, haben gemeint, daß man einem Deutschen doch nicht seine Menschenrechte auf Heimat und Familie verweigern könne: dann — ja, dann ist nur schmerzlich, daß es kein politisches Entmündigungsverfahren gibt! Denn was soll man in der Politik mit Menschen so bar des Organs für jene Kraftlinien, die ein öffentliches Interesse von dem privaten abgrenzen und seine Vorherrschaft verlangen! Was ist um Gottes Willen von einer Nation zu hoffen, deren anständigste Männer von einer so grotesk sentimentalen Unfähigkeit in der Politik sind!

Selbstverständlich sind die andern Nationen Europas nicht von dieser kindlichen Einfalt. Die englische Regierung — der bis zu einem gewissen Grade etwas daran liegt, daß Deutschland lebens- und arbeitsfähig bleibt — hat rechtzeitig einen Schritt bei der holländischen Regierung gegen die Ausreise des Kronprinzen vorgeschlagen; und Frankreich — das zu seiner eignen Sicherung die völlige Zersetzung des deutschen Staates, den zuverlässigen Ruin der deutschen Macht nötig zu haben glaubt — hat diesen Schritt mit kaltblütiger Berechnung so lange hingezögert, bis es zu spät war. Die Leute um Poincaré können zwar nicht offiziell zugeben, daß ihnen zum mindesten der Versuch herzlich sympathisch wäre, die Hohenzollern-Monarchie (zu deren Beseitigung sie ja nach tausendfältiger Versicherung den Weltkrieg geführt haben) wieder aufzurichten; aber die Möglichkeit dazu wollten sie doch keineswegs verhindern. Und so haben sie an-

erkennenswert geschickt operiert. Und jedenfalls waren sich Engländer und Franzosen ganz einig in der Erkenntnis, wenn schon nicht in der Bewertung der Tatsache, daß den Kronprinzen in diesem Augenblick nach Deutschland hereinlassen gar nichts andres bedeutet, als eine Fackel in den Pulverschuppen werfen.

Die Regierer Deutschlands erklärten aber, teils aus der Arglist, teils aus der Einfalt des Herzens heraus, dies sei ja doch eine ganz private Angelegenheit — und übrigens habe der Mann ja sein Ehrenwort gegeben, ganz fern jeder Politik in Oels zu leben! Es ist vermutlich eines der Ehrenwörter unsres großen Ludendorff. Einstweilen hat der Privatmann von Oels am Kaiserdamm in Berlin eine Wohnung gemietet. Vermutlich, um für seinen schlesischen Betrieb ab und zu Einkäufe in Rindvieh zu machen. So viel steht nämlich fest, daß die Junker, die mit den großartigen Gebärden des alten Rittertums immer noch auf kindliche Gemüter der Bourgeoisie und der Masse einen rührenden Eindruck machen, selbst durchaus gerissene Realpolitiker sind. Und wenn unter der Flagge „Wilhelm von Hohenzollern“ die Koalition Kahr, Wulle, Hergt und Stinnes endlich zustande gekommen und ans Ruder gelangt ist, wird durchaus Niemand auf ritterlich Ehrenwort freigelassen werden, sondern unsre treuen politischen Entmündigungsknaben werden in Handumdrehen an allen verfügbaren Laternenpfählen hängen. Wobei Wilhelm, nunmehr wiederum Kronanwärter von Deutschland, ihnen keineswegs Hindernisse in den Weg legen wird.

Der also ist es, der nun kommt. Die deutschen Bürger sind, so scheint es, schon wieder müde, „auf Wache zu ziehen“. Verzweifelt rütteln seit bald hundert Jahren die paar Menschen, die Sinn und Gefühl für staatsbürgerliche Ehre und die Würde freier Männer haben, an der Lethargie dieser Schlafsüchtigen.

Laß kommen, was da kommen mag
Blitz auf, ein Wetterschein!
Und wags, und wärs nur einen Tag,
ein freies Volk zu sein!

So schrie Georg Herwegh 1841. Aber sie wagen es nicht, auch nur einen Tag lang. Und wenn bei uns etwas kommt, so ist es immer wieder ein Prinz von Preußen.

Julius Bab

Verlorene Schlacht

Die Republik hat wieder eine Schlacht verloren: den Buchdruckerstreik.

Dieser Streik ging nicht um Löhne und um Goldmark. Er ging um Macht. Die rechtsgerichtete Verleger-Organisation wollte nach dem Fall München die links gerichtete Presse ausschalten, und zudem wollte man „Herr im Hause“ werden. Jenes gelang, sofort. Und Dieses gelang, nachdem die höchstentwickelte, ruhigste, besonnenste, intelligenteste Arbeiterkategorie Deutschlands sich ausgehungert hatte. Sie kroch zu Kreuze. Sie wurde dezimiert (durch Entlassungen), gemaßregelt, in den Arbeitsbedingungen gedrückt.

„Das ist der verlorene Streik“, mag man sagen, „Krieg verloren, Streik verloren — der Unterlegene zahlt die Zeche.“ Hier aber ging etwas weit Wichtigeres verloren: der politische Wille, die festeste Stütze der Republik. In diesem Streik war die volle (sonst so leere) Autorität des Staates eingesetzt gegen die Streiker. Die einem Sozialdemokraten unterstellte Polizei verhaftete die Streikleiter, sprengte die Streikversammlungen, ließ die Obleute der Betriebe nicht zusammentreten. Die zivile Tünche der

Militärherrschaft genügte, um mit der Verantwortung dafür die Republik zu belasten und ihre Staatspartei.

Ab hier und heute sind die Buchdrucker politisch verbissen und radikal. Radikal: sie hangen Dem an, der ihnen Neues verspricht, dem Völkischen. Politisch verbissen: sie wollen Umsturz.

Diese Schlacht hat, zu andern, die Republik verloren.

Conrad Munk

Erinnerung an Bassermann

Erdgeist': kein guter Film, wie vorauszusehen war. Die Nielsen hat nichts vom Wesen der Lulu. Ich langweile mich, kritisiere — aber da kommt ein Moment, wo es mich plötzlich sonderbar im Halse würgt: kein Zweifel, das seltene Glück der Ergriffenheit ist da.

Lulu hat, am Abend ihres ersten Auftretens, durch den Vorhang Dr. Schön (Bassermann) mit seiner Braut erblickt; sie weigert sich, weiterzutanzen. Nun muß er dennoch zu der Gehaßten, Geliebten in die Garderobe kommen. Widerwillig beugt er sich ihr zu, die reglos an ihrem Toilettentisch sitzt, spricht überredend auf sie ein: aber sie sieht ihn nur an, sieht ihn nur an, sieht ihn immerfort an — und dann lehnt sie ganz leicht den Kopf an seinen Arm. Bis auch er aufhört, zu reden, besiegt vom verzweifelten, herrschsüchtigen Verlangen ihres Blickes und den tausend Erinnerungen.

Dies ist der Moment, wo es auf einmal, gottseidank, aus ist mit aller elenden Kino-Erotik und der Dichter Wedekind offenbar wird: zwei richtige Menschen, die seit Jahren Intimstes von ihren Seelen und Körpern wissen, sind hier leidvoll-aufgewühlt bei einander.

Aber dennoch — warum ergreift es mich so? Ist es Mitgefühl für die Frau, die plötzlich ganz „armer Mensch" wird, weil sie im Grund unter Allen nur Diesen liebt? Oder Freude daran, wie zwei große Künstler Tiefen menschlicher Beziehungen wortlos und fast bewegungslos zu entschleiern vermögen? (Auffallend, wie die Nielsen beseelter wurde, sobald Bassermann ihr Partner war.) Oder bin ich bewegt durch die Atmosphäre von Lauterkeit und adligster Zuverlässigkeit, die dieser Bassermann um sich hat? Oder durch die persönliche Erinnerung an ihn?

Die Aera Brahm steigt vor mir auf mit ihren großen Schauspielern Sauer, Bassermann, Rittner, Lehmann, Triesch, denen sich später als edler Nachwuchs die Lossen gesellte. Eine Menge dieser herrlichen Brahm-Aufführungen hab ich als junges Ding auf den Proben entstehen sehen — o schöne Erinnerung! Und wie war ich beglückt und geehrt, als eines Tages auf der Generalprobe des ‚Einsamen Wegs' Bassermann mich aufforderte, mit ihm zu musizieren!

Fast zwei Jahre lang hab ich ihn dann, an seinen freien Abenden, zum Cello begleiten dürfen — bei ihm zuhaus in der scheußlichen Bessel-Straße, wo er damals ein Junggesellen-Sonderlingsleben führte. Seine Lust und Begabung zum Technischen offenbarte sich auch in der Musik. Wenn wir unser Pensum Klassiker absolviert hatten, sagte er fast regelmäßig: „Jetzt spiele mer noch e bissle Popper — da hab ich so en arg

schwere Lauf . . . den muß ich packe!"

Er packte ihn jedesmal, den „schwere Lauf". In der Musik fast so wie im Drama. Aber das Seltene war, daß seine Beherrschung des Technischen, hier wie dort, ihn zu immer größerer Verinnerlichung führte.

Jene Generalprobe zum ‚Einsamen Weg' — wie unnachahmlich war dieses „Gehen wir!" des alternden Herrn von Sala, als Felix, der junge, ihm grausam das Weggeleit weigert. Abkehr und letzte Resignation war darin und ein Sichauslöschen, bitterer als Selbstmord.

Das war auf Otto Brahms Bühne, der ersten Bühne Berlins und Deutschlands — und nun sehe ich Bassermann im Kino wieder. Und werde dennoch an jenes „Gehen wir!" erinnert bei dem abgründigen Blick voll Ekel und Mißtrauen, mit dem er, als weißgewordener Doktor Schön, Lulus jungen hübschen Diener beargwöhnt: ob der vielleicht jetzt ihr Liebhaber sei.

Es scheint, daß dem künstlerischen Genie auch der schlechteste Film nichts anzuhaben vermag. Und nichts der menschlichen Atmosphäre von Lauterkeit und adligster Zuverlässigkeit, die um diesen Bassermann ist.

Hilde Stieler

Aphorismen

Der Mensch ist nach dem Ebenbild Gottes geschaffen. Es verlohnt sich, diesen Menschen kennenzulernen.

*

Einen Baum fällen heißt: einen Baum zu Fall bringen. Was heißt demnach: ein Urteil fällen?

*

Stillschweigen? Warum sagt man nicht auch: Schreigebrüll?

*

Das Leben ist die Frist, die der Tod uns gegönnt hat.

*

Was heißt das: in andern Umständen sein? Soviel ich weiß, sind es doch immer die gleichen.

*

Ich weiß gar nicht, was die Leute gegen den Militarismus haben. Ist ihm doch die Entstehung von „Genietruppen" zu verdanken.

*

Als ich las, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen habe, wurde ich auf der Stelle Atheist.

*

Die Individualitätssucht ist heutzutage derart ausgebreitet, daß schon ein gehöriges Stück Talent dazu gehört, unter die große Masse gerechnet zu werden.

*

Ich wünschte, dümmer zu sein, als ich bin; dann würde ich öfter vergessen, daß ich mir das ganze Leben hindurch Komödie vorspiele. So aber wissen nur die Andern nicht, daß ich sie übertölple.

*

In dem Augenblick, wo eine Medaille geprägt wird, die keine Kehrseite hat, ist der wirkliche Erlöser auf Erden erschienen.

*

Der Sinn des Lebens ist: über das Leben nachzudenken, ohne den Sinn jemals zu entdecken.

*

Wenn der Satz „Naturalia non sunt turpia" wahr ist, so ist die Beschäftigung, die man in den Kulturstaaten gemeinhin „Erotik" nennt, das Widerlichste, was es gibt.

*

„Ceterum censeo Carthaginem esse delendam." Heute sagt man: Wir haben keinen sehnlichern Wunsch, als mit Carthago in dauerndem Frieden zu leben. „Hannibal ante portas!" Heute sagt man: Unsre Front steht fest!

*

Gibt es ein besseres Lebenselixier als das Gefühl, stets andrer Ansicht zu sein als die Andern, und ein tödlicheres Gift als das Gefühl, mit sich stets einer Meinung zu sein?

*

Weß das Herz voll ist, dem krampft sich der Mund zusammen.

Heinz Pollack

Antworten

Kriminalstudent. Da Sie meinem letzten — vorläufig letzten — Prozeß beigewohnt haben, wird Sie wohl auch die Urteilsbegründung interessieren. Mein Verteidiger Max Epstein hatte in klugen und kenntnisreichen Ausführungen, die dem Gerichtshof ersichtlich zu hoch waren, auf Joachim Ringelnatzens Kollegen Goethe und Rabelais verwiesen. Mit geringem Erfolg. Denn „die Anklage findet das Unzüchtige an dem Gedicht in der Schilderung des Körpers der Riesendame Emmy und in den letzten Strophen, in welchen diese auf die Einladung des Elefanten zum Beischlaf erwidert: ‚Nur zu! Beim Essen kann mich gar nichts stören.‘ Die Angeklagten bestreiten die Unzüchtigkeit des Gedichts und haben angeführt: Es handle sich um ein literarisches Kunstwerk grotesker Art, wie sie ähnlich auch von großen Dichtern, wie von Rabelais (Gargantua und Pantraguel) und von Goethe (Paralipomena zu ‚Faust‘), geschaffen worden seien. Die Uebertreibung sei zur Erreichung der Zwecke dieser Dichtungsart erforderlich. Es habe ein durch Natur und Schicksal unglückliches und zu einem Mittelwesen zwischen Mensch und Tier herabgedrücktes Weib geschildert und ein menschliches Mitleid mit diesem bedauernswerten Geschöpf erregt und hervorgerufen werden sollen. Jedenfalls hätten die Angeklagten das Bewußtsein nicht gehabt, daß das Gedicht unzüchtig sei, und bäten um Vernehmung von Sachverständigen. Auch auf das Gericht hat das Gedicht nach Sprache und Darstellungsart einen künstlerischen Eindruck gemacht. Wie aber das Reichsgericht wiederholt ausgesprochen hat, ist nicht jedes Werk der Kunst, sofern es nur eine den künstlerischen Sinn befriedigende Technik aufweist und künstlerischen Zielen nachgeht, schon aus diesem Grunde dem Bereiche des Unzüchtigen entrückt (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 37, Seite 315); ebensowenig schon um deswillen, weil es — wie den Angeklagten bezüglich des vorliegenden Gedichts zugegeben werden kann — weder darauf berechnet ist, die geschlechtliche Lüsternheit zu erregen, noch objektiv dazu geeignet ist (R.G. 31, Seite 260). Entscheidend ist, ob das Werk in der Gestalt, wie es sich darbietet, und in der Wirkung, die es ausübt, geeignet ist, die allgemein im Volke herrschenden Empfindungen und Anschauungen über Scham und Sitte in geschlechtlicher Hinsicht zu verletzen. Diese Verletzung kann sich nicht nur in lüsternen Gefühlen, sondern auch im Gegenteil davon, sittlichem Abscheu und Ekel, auswirken. Dabei kommt es auch auf die Beschaffenheit des Publikums an, dem das Werk nach Art und Umfang seiner Veröffentlichung aller Wahrscheinlichkeit nach zu Gesicht kommt. Bei Festhaltung dieser Grundsätze mußte das in Rede stehende Gedicht als unzüchtig im Sinne des § 184 Nummer 1 Str.G.B. erachtet werden. Zwar konnte die Unzüchtigkeit an und für sich nicht in der Schilderung des Körpers der Riesendame gefunden werden. Die Schilderung entbehrt der geschlechtlichen Betonung und wirkt grade in ihrer gewollten Uebertreibung nur komisch. Dagegen erscheint der Schlußpassus grob anstößig und schwer verletzend. Es wird dort ein Elefant eingeführt, der der Riesendame den Beischlaf anbietet, ein Anerbieten, das von der Riesendame ohne Umstände angenommen wird. Die Darstellung der Anbahnung eines Geschlechtsverkehrs zwischen einem Menschen und einem Tier ist für das Schamgefühl normaler Menschen äußerst verletzend. Es kommt dazu, daß der Ton, in dem die betreffende Unterhaltung geführt wird, ein laszAver und frivoler ist. Der Elefant kommt ‚mit wohlgebornen Schritten‘ und der Frage: ‚Darf ich um einen kleinen Beischlaf bitten?‘ Die Dame, die grade ihr Abendbrot einnimmt, antwortet stark aufmunternd mit derselben gemeinplätzlichen Bemerkung, mit der sie kurz vorher die ganz anders geartete Annäherung des an ihre Men-

schenwürde appellierenden Dichters bewillkommnet hatte. Die Erniedrigung der menschlichen Natur, die hierdurch zum Ausdruck kommt, ist eine so tiefe, daß der künstlerische und ethische Zweck, den der Verfasser angeblich mit dem Gedicht verfolgt hat, vollständig verloren geht und nur der Eindruck der Schilderung roher Sexualität übrigbleibt. Zu beachten ist auch, daß das Gedicht in einer Wochenschrift abgedruckt ist, die dem breiten Publikum im allgemeinen zugänglich ist. Da der Schlußpassus mit dem übrigen Inhalt des Gedichts in einheitlichem Zusammenhang steht, ist das ganze Gedicht als unsittliche Darstellung zu erachten. Der beantragten Vernehmung von literarischen Sachverständigen bedarf es nicht, da nicht die Wirkung, die das Gedicht auf Literaten ausübt, entscheidend ist, das Gericht also die Frage der Unzüchtigkeit aus eigner Sachkunde und Erfahrung zu beurteilen vermag. Die Angeklagten sind sich nach Ueberzeugung des Gerichts auch der Unzüchtigkeit des Gedichts bewußt gewesen. Beide sind gebildete Leute, denen eine genügende Kenntnis der Volksseele und eine genügende Beurteilung der Wirkung, die der Inhalt des Gedichts auf das Publikum im allgemeinen haben muß, zuzutrauen ist. Der Umstand, daß der Angeklagte Ringelnatz das Gedicht oftmals in Cabarets vorgetragen hat, ohne daß Beschwerden einliefen, spricht keineswegs gegen die Unzüchtigkeit desselben. Offenbar sollte nach Absicht der Angeklagten die Einführung des Elefanten und das Zwiegespräch mit diesem den Witz und die Pointe des Gedichts bilden und dem letzteren den Charakter eines die Lachlust anregenden, zugkräftigen Schlagers verleihen, der ein Gefühl des menschlichen Mitleides mit der Riesendame gar nicht mehr aufkommen läßt. Mithin steht fest, daß die Angeklagten zu Charlottenburg in den Jahren 1922 und 1923 unzüchtige Schriften a) Jacobsohn feilgehalten und verkauft, b) Ringelnatz zum Zwecke der Verbreitung hergestellt und verbreitet hat; Vergehen gegen § 184 Nummer 1 Str.G.B. Die erkannten Strafen erschienen mit Rücksicht darauf, daß die ‚Weltbühne' sonst Artikel lehrreichen Inhalts bringt, und daß Ringelnatz noch nicht bestraft ist, als zureichend." Zum Trost wird den beiden Angeklagten an die Urteilsbegründung eine Abschrift des Gedichts angehängt, damit sie die Heiterkeit wiedergewinnen, die ihnen bei der Lektüre dieser Urteilsbegründung etwa vergangen ist. Denn was soll man zu Richtern sagen, die von dem Satze: „Auch auf das Gericht hat das Gedicht nach Sprache und Darstellungsart einen künstlerischen Eindruck gemacht" übergehn zu dem Satze: „Die Angeklagten sind sich nach Ueberzeugung des Gerichts auch der Unzüchtigkeit des Gedichts bewußt gewesen" — die also diesen Angeklagten zutrauen, sie könnten auf Gedichte, die sogar Juristen widerwillig für „künstlerisch" halten, den Begriff der „Unzüchtigkeit" überhaupt jemals anwenden! Aber was soll man überhaupt zu der deutschen Justiz sagen! Im ‚Pionier' lese ich: „Ein angeklagter Deutscher hat vor den Gerichten der feindlichen Besatzungsmacht drei Instanzen, von denen Viele, oft mit, öfter auch ohne Erfolg, Gebrauch machten. Die Krupp-Direktoren haben erst Berufung, dann Revision einlegen können. Fechenbach und Puttkamer haben kein einziges Rechtsmittel gegen die Urteile der Münchener Volksgerichte, als Deutsche vor einem deutschen Gericht." Was die Deutschen nicht hindert, für sich von der Welt die lauterste Gerechtigkeit zu verlangen. Ihnen wird von der Welt ein deutsches Gericht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg. Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Prikopy 6.

Abschied von Stresemann von Klaus Römer

Stresemann ist gefallen. Er ist in dem Netze hängen geblieben, das von vorn herein vor ihm ausgespannt war, ohne daß er es sah: in seiner engen Bürgerlichkeit. Stresemann, der Naumann-Jünger und Demokratentöter, der Republikaner und Monarchist, der Syndikus und Ethiker, der Industrie-Adjutant und Stinnes-Verächter, der Reichskanzler und Flaschenbierverbandsdirektor — er hat in allen Sätteln seine eingeborene Hemmung mit sich herumgetragen: den Mangel an einer Idee. Wer so vielerlei will, muß freilich vielbeweglich sein, und das war Stresemann von jeher. Aber er hat nie vermocht, mehr als vielerlei zu wollen: eine einheitliche Linie zu verfolgen. Er konnte sich seinem Wesen nach auch gar nicht dazu entschließen; denn ein grader Weg führt allzu leicht an Hindernisse, und Stresemanns ganzes Naturell war aufs Vorwärtskommen bedacht.

Stresemann als Parteiführer stand am Anfang, Stresemann als erledigter Kanzler steht am Ende der Republik. Zwischen diesen beiden Punkten einer persönlichen Laufbahn liegt das Geschick eines Volkes. Die Republik, aus der Not entstanden, muß einem Parteichampion dazu dienen, Rekorde zu schlagen; der schwankende, schillernde, schielende Rhetoriker reißt die letzten Planken der Republik mit sich nieder. In den Novemberwirren des Jahres 1918, nach dem Zusammenbruch des Militärs, begründet Stresemann sein Unternehmen: die Deutsche Volkspartei; im September 1923 überantwortet er alle Parteien des deutschen Volkes dem wiedererstarkten Militär. Daß er sich als Reichskanzler, also als höchster Zivilbeamter, nun zurückzieht, ist die erste wirklich ehrliche Tat des Vielgewandten.

Stresemann hat aus rein persönlichen Gründen eine eigne Partei aufgemacht. Ursprünglich hatte er sich den Demokraten angeboten. Er sehnte sich schrecklich nach einem, nach dem Führerposten, nicht weil Leidenschaft ihn drängte — Chiliasmus war dem Flaschenbierverbandsdirektor fremd —, sondern weil er, der stets summa cum laude bestanden hatte, sich Auszeichnung schuldig war. Die Demokraten winkten ab. Als dienend Teil sich angliedern? O nein! Und der Bürger erkannte seine Standesgenossen: ein bißchen fortschrittlich, aber ja nicht etwa..., ein bißchen räsonnierend, aber doch immerhin..., ein bißchen sich aufplusternd, aber stets bedenkend . . . — aus diesem Quark von Renommage und Servilität knetete der Biederliberale die Partei, die die Ideenlosigkeit, die Ziellosigkeit, also den Verzicht auf ernsthafte politische Berechtigung zu ihrem Panier machte, und deren tatsächliche, alle andern Parteien immer mehr in den Schatten stellende Berechtigung man am besten dann erkennt, wenn man sich die französische Uebersetzung ihres Namens vergegenwärtigt: parti populaire.

Das Jahr 1918 hätte die Geburtsstunde der deutschen Demokratie sein können. Nicht nur die ewigen Nadelstiche der hochmütigen Militärs hatten das Bürgertum reizbar gemacht — es

mußte sich bei dem Fiasko seiner Verächter auch seiner eignen Kräfte bewußt werden. Wahrhaftig schien es, als ob Germania hocherfreut werden sollte. Da fühlte Herr Stresemann sich verärgert und würgte die Frucht ab. Man muß aber Stresemann heißen, um fünf Jahre später zu glauben, daß man an der selbstverschuldeten Fehlgeburt eine Stütze haben könne!

Stresemanns politische Tätigkeit bis zu seiner Kanzlerschaft ist eine einzige Diskreditierung der deutschen Demokratie gewesen. Wohl wissend, daß er weder von sozialistischer noch von konservativer Seite her Zulauf zu erwarten habe, hat er von Anfang an den entschiedenen Kämpfern für politischen Fortschritt den Atem erschwert. Jedes Mittel war ihm recht, und er hatte viele Mittel. Bekämpften die Demokraten in der richtigen Einsicht, daß noch nie eine lebensfähige Dynastie sich selbst aufgegeben habe, den monarchischen Gedanken, so kitzelte Stresemann die Bürger an ihrer Sehnsucht nach den alten geordneten Zuständen. Stellte sich die Blamage der geflohenen Fürsten doch zu deutlich heraus, so verkündete er mit Pathos: Der Staat ist Alles — die Staatsform ist Nebensache. Traten die Demokraten für sozialen Ausgleich ein, so hieß in der populären Partei das Feldgeschrei: Steuerbolschewismus! Und arbeiteten jene an der einzig möglichen und einzig berechtigten Großen Koalition, so schrieen in der Deutschen Volkspartei alle: Sozialistenfreunde! Das Wort, daß die deutsche Demokratie nichts andres sei als ein Anhängsel der Sozialdemokratie, stammt von demselben Manne, der jetzt beteuert und beschworen hat, daß es ohne die Koalition mit den Sozialdemokraten überhaupt gar nicht gehe. Und so zermürbt ist das arme deutsche Volk, daß dieser politische Cagliostro ihm vorzaubern konnte: Ich bin der letzte Führer — nach mir kommt Ratlosigkeit und Chaos. Es kommt aber Ordnung, viel, sehr viel Ordnung!

Wir sehen jetzt, welcher Stresemann der echte gewesen ist. Der nämlich, der sich nicht zur Liebe zu seinem eignen Volke hat aufschwingen können, der vorkanzlerische Stresemann. Dieser Stresemann hat seine Kanzlerschaft dazu gebraucht, um das deutsche Volk dem Militär zu unterstellen. Wo Ehrgeiz wuchert, wo die Sucht nach persönlichem Aufstieg Einen peitscht, da kann nie Liebe sein. Stresemann, der die breiten Volksmassen stets verdächtigt hatte und eine politische Größe dadurch geworden war, daß er Einigung verdarb, hatte das — jetzt kam es heraus — aus Furcht getan. Aus Furcht vor den Massen, aus Furcht vor dem Marxismus. Die er aber fürchtete, um deren Unterstützung zitterte er. Und er fürchtete wiederum ihre Hilfe, die er doch brauchte. Ratlos warf sich der erste politische Beamte der Republik an die Brust des kaiserlichen Generals. Was galt es ihm, welche Rätsel diese bergen mochte — sie war traditionell ordentlich und schließlich: durch und durch populär. Den Ausnahmezustand aufheben? O nein, ich fühle mich so geborgen!

Cuno hat uns um das Ruhrgebiet gebracht. Stresemann hat uns um die bürgerliche Freiheit gebracht. Der Staat ist das Militär; keine öffentliche Sache. Eine Republik unter solchen Verhältnissen wäre ein Unding.

Die Wahlen in England von Joseph Friedfeld

London, 21. November 1923

Die britische Reichskonferenz hat ihre Beratungen beendigt. Die politische Unabhängigkeit der einzelnen Teile ist stärker betont, dagegen das einigende wirtschaftliche Band fester geschmiedet worden. Großbritannien hat also den Dominions nachgegeben. Politisch ist jetzt die volle Gleichberechtigung der Dominions mit dem Mutterland hergestellt. Jede Dominion hat das Recht, selbständig Verträge mit andern Mächten abzuschließen, wobei sie aber, ebenso wie das Mutterland in ähnlichen Fällen, gebührende Rücksicht auf die Interessen der andern Teile des britischen Weltreichs zu nehmen hat. Die Resolutionen über die Reichsverteidigung waren von keinem neuen Geiste beseelt. Man hielt sogar an der Flottenbasis in Singapore fest, obwohl diese durch das Erdbeben in Japan und durch die Ablehnung der entsprechenden Kredite im holländischen Parlament an Bedeutung verloren hat. Und das Ergebnis der wirtschaftlichen Beratungen? England war das Land, das seit siebzig Jahren die Prinzipien des Freihandels aufrecht erhalten hatte. Die Dominions dagegen verlangten eine Vorzugsbehandlung bei der Einfuhr ihrer Produkte. Das konservative Ministerium in England, dessen Majorität aus Tradition schutzzöllnerisch ist, sah in der Einführung von Schutzzöllen die Möglichkeit, nicht nur den Produkten der Dominions eine Vorzugsbehandlung zu gewähren, sondern auch durch Industriezölle die heimische Industrie gegen billige Einfuhrkonkurrenz zu schützen und so eine neue Belebung ihrer Tätigkeit und Abhilfe für die schwere Arbeitslosigkeit zu schaffen. Da aber bei den vorjährigen Wahlen die Regierung versprochen hatte, während der Dauer dieses Parlaments keine Tarifänderungen vorzunehmen, so war die Regierung gezwungen, das Parlament aufzulösen und, was bei einer so einschneidenden Maßregel ja selbstverständlich ist, das Volk über die Einführung von Schutzzöllen entscheiden zu lassen.

Am 6. Dezember schon finden die neuen Wahlen statt. Es ist schwer, das Kräfteverhältnis der Parteien im neuen Parlament zu bestimmen. Die Politik der Regierung hat jedenfalls ein Gutes vollbracht: die Wiedervereinigung der beiden Flügel der liberalen Partei. Asquith und Lloyd George treten versöhnt als Verteidiger des Freihandels auf. Trotz dieser Stärkung durch Vereinigung ist unwahrscheinlich, daß die liberale Partei einen entscheidenden Wahlsieg davonträgt. Ihr Programm ist dazu zu dürftig, das Schlagwort des Freihandels nicht durchgreifend genug. Der wahre Kampf selbst dürfte zwischen der konservativen Partei und der Arbeiterpartei geführt werden. Die konservative Partei hat den Vorteil unerschöpflicher Geldmittel, was bei Wahlen in England von großer Bedeutung ist, und einen sichern Rückhalt an den Agrardistrikten Englands und an den meisten Bezirken Londons. Sie ist aber durch Meinungsverschiedenheiten in ihrem Schoße etwas geschwächt. Ein Teil der Industrie und vor allem ein Teil des Großhandels ist gegen die Einführung von Schutzzöllen. England ist seit Jahrzehnten an den Freihandel ge-

wöhnt und dabei stets gut gefahren. Die Vereinigten Staaten dagegen und die englischen Dominions selbst haben sich einem verschärften Schutzzollsystem verschrieben, und die jungen Staaten auf dem europäischen Kontinent stehen ihnen darin nicht nach. England fühlt sich isoliert, und seine technische Ueberlegenheit, die ihm bisher die Konkurrenz auch bei Freihandel ermöglichte, wird durch die abnormen Währungsverhältnisse wettgemacht. Die Einführung des Schutzzolls soll England auch ermöglichen, beim Abschluß von Handelsverträgen durch gegenseitige Kompensationen Vorteile für die Einfuhr seiner Industrieerzeugnisse zu erlangen. Gleichzeitig aber soll damit ein System von Vorzugszöllen innerhalb des britischen Weltreichs verbunden und so die wirtschaftliche Einheit der verschiedenen Teile gewahrt werden. So stark aber ist das Gefühl für den Freihandel in England eingewurzelt, daß der Premierminister in seiner Rede bei der Auflösung des Parlaments erklären mußte: die Einführung des Schutzzolls sei nur als vorübergehende Maßnahme gedacht.

Die Arbeiterpartei vertritt demgegenüber, ebenso wie die Liberalen, den Standpunkt des Freihandels. Aber er ist bei ihr nicht so wie bei den Liberalen das Hauptargument. Sie hängt eigentlich mehr aus Gefühlsgründen am Freihandel. Sie empfindet richtig, daß der Freihandel eine ebenso notwendige Voraussetzung internationaler Verständigung bildet wie die Abrüstung. Freihandel bedeutet eine Lockerung der Grenzen, statt ihrer grenzwachtstarrenden Verstärkung durch Zölle, ein Offenstehen dem Fremden statt einer künstlichen Abschließung. Es ist ein Ruhmestitel Englands, ebenso wie die Nichteinführung der allgemeinen Wehrpflicht, daß es der schutzzöllnerisch-nationalistischen Woge der letzten vier Jahrzehnte zu widerstehen gewußt hat, mögen dafür auch gewisse geographische und wirtschaftliche Gründe angeführt werden können. Die Einführung des Schutzzolls aber bedeutet zugleich eine Verteuerung der Preise, der sich eine Erhöhung der Löhne nicht sofort gesellen wird, und es ist noch sehr fraglich, ob durch diese Maßnahmen eine neue Blütezeit für die britische Industrie und eine Abnahme der Arbeitslosigkeit herbeigeführt wird.

Die Arbeitslosigkeit ist die stärkste Waffe in den Händen der Arbeiterpartei. Sie ist die einzige, die eine energische Behandlung des Problems in Aussicht stellt. Ihre Durchschlagskraft wird beeinträchtigt dadurch, daß die neuen Wahlen kaum ein Jahr auf die vorletzten folgen, und daß der Parteifonds sich von der Inanspruchnahme durch die vorjährigen Wahlen noch nicht erholt hat. Dies wird zum Teil dadurch ausgeglichen, daß keine Partei über eine so straffe Organisation und über so opferwillige Mitarbeit ihrer Anhänger verfügt. Die Arbeiterpartei verspricht im Innern: eine energische Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, das Festhalten am Freihandel und die Verringerung der Staatsschuld und dadurch der Steuerlast durch eine Kapitalsabgabe. In ihrer äußern Politik propagiert sie eine freundliche Haltung gegen Deutschland und Rußland. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Arbeiterpartei mit einem verstärkten Besitzstand aus den Wahlen hervorgehen wird. Es wird ihr aber wohl nicht gelingen, die

Majorität der Konservativen ernstlich zu erschüttern. Den Konservativen mangeln Führer; der Premierminister Baldwin ist, obwohl sachlich und ehrlich, kein führender Geist. Dagegen besitzt die Arbeiterpartei in Ramsay Macdonald einen Führer, der nicht nur die Massen zu beherrschen weiß, sondern auch auf dem Terrain parlamentarischer Taktik sich als Führer der Opposition bewährt hat. Kein Zweifel: sollte in absehbarer Zeit die Arbeiterpartei die Mehrheit erlangen, so ist er Englands künftiger Premier.

Spaniens Zukunft von Manfred Georg (Schluß)

IV.

Im Ausland ist wenig von den Gegensätzen bekannt, die im Lauf der Geschichte sich innerhalb Spaniens entwickelt haben. Die Ausbildung der Fueros (der Sonderrechte) und ihre blutige Unterdrückung hatten schon frühzeitig dazu geführt, daß die herrschende castilianische Mitte mit den Randprovinzen die härtesten Kämpfe auszufechten hatte. Heute hat insbesondere die catalanische Bewegung, deren Zentrum das arbeitsbrausende Barcelona ist, einen derart gefährlichen separatistischen Charakter angenommen, daß Madrid hier kaum mit purer Gewalt durchdringen dürfte. Die Catalanen, den Castilianern wesensfremd, mit den südfranzösischen Provençalen nach Stamm und Sprache eng verschwistert, haben ihre Literatur, Wissenschaft und Industrie so gefördert und ausgebildet und sind in ihrer wirtschaftlichen und geistigen Produktion dem übrigen Spanien so weit voraus, daß sie den bisherigen, Alles verschleppenden Zentralismus Madrids als eine schwere Störung ihrer Entwicklung empfanden. Sie haben ihm den schärfsten Kampf angesagt und führen ihn mit der ganzen Energie ihres kühlen, klugen Temperaments und mit allen modernen Hilfsmitteln der Agitation und lokalpatriotischen Besessenheit. Die Franzosen, denen diese Schwächung der spanischen Zentralgewalt willkommen ist, haben sich lebhaft bemüht, durch Geld und Flottenbesuche (ist doch auch der Marschall Foch ein Catalane von Stamm) die Bewegung intensiv zu erhalten, und haben damit den seit hundert Jahren gegen sie nicht nur aus Goyas Bildern glühenden Haß der übrigen Spanier aufs neue genährt. Neuerdings aber haben sie hier an Boden verloren, da sie ihre catalanischen Schützlinge zur Erreichung wirtschaftlicher Zwecke fallen ließen und, zwar nicht dem Schein nach, wohl aber in Wirklichkeit, auf die madrider Karte setzten.

Wie die Dinge liegen, ist ein selbständiges Catalonien die schwerste wirtschaftliche Gefahr, die es für die Catalonier gibt: denn der einzige Absatzmarkt ist das übrige Spanien, die ausländische Ausfuhr kommt kaum in Frage, und eine Zollmauer des Mutterlandes gegen die abtrünnige Provinz würde binnen kurzem deren Blüte vernichten. Wiederum ist nicht zu leugnen, daß eine weitsichtige Regierung dem energischsten und fleißigsten Bevölkerungsteil — womit über die übrigen Teile, die unter ganz andern historisch-kulturell-klimatischen Bedingungen leben, kein Urteil gefällt sei — gewisse alte Eigenrechte nicht so engherzig schmälern sollte, wie sie bisher getan hat. Aehnlich liegt der Fall mit den Galiziern und Basken. Spanien ist eben weniger als irgendein andres Land nach einem zentralistischen

Schema zu regieren, und diese Erkenntnis konnte bisher nur deshalb nicht in die Tat umgesetzt werden, weils keiner Regierung darauf ankam, den Gesamtstatus des Landes zu heben, sondern nur, wenn möglich ohne Kosten, Geldgewinn aus dem gegenwärtigen zu ziehen. Darum steht jeder spanische Reformator vor den zwölf Arbeiten des Herkules. Diese Arbeiten können im Grunde nur glücken, wenn eine systematische Erziehung des Volkes zu einem modernen Kulturleben einsetzt, das die mittelalterliche Primitivität überwindet. Es müßten Formen des Staats- und Verwaltungslebens gefunden werden, die, dem Individualismus des Spaniers angepaßt, doch einen überpersönlichen Gemeinschaftssinn heranbilden und dem Allgemeinwohl dienstbar machen, kurz: den Boden geistig so vorbereiten, daß ein neuer Parlamentarismus auf ihm nicht zur Groteske verkrüppelt.

V.

Der Paniberismus dürfte nach der Lage der Dinge vorläufig noch keine wichtige Rolle spielen. Die beiden andern Ziele der tres dogmas nacionales: die Wiedergewinnung von Gibraltar und die geistige Beherrschung Süd-Amerikas durch das spanische Mutterland sind, obwohl scheinbar schwerer erreichbar, doch dem Herzen des Spaniers näher. Trotzdem der Aufbau des Landes reichlich alle Kräfte auf Jahrzehnte hinaus in Anspruch nehmen wird, ist Spanien nach außen hin in Affären verwickelt, die es nicht so ohne weiteres liquidieren kann. Das ist vor allem die Pazifizierung der marokkanischen Herrschaftssphäre, an der sich das bisherige offizielle Spanien zu Tode gelaufen hat. Die harten Kämpfe auf dem afrikanischen Sand, die nun schon ewig dauern (und übrigens zu einem Drittel von deutschen Fremdenlegionären geführt werden), haben bekanntlich im Juli 1921 eine derartige Verschärfung erfahren und den Spaniern durch die schlechte Versorgung ihrer Kolonialtruppen und eine durch und durch unfähige und korrupte Behandlung der ganzen Angelegenheit so schwere Verluste an Menschen und Geld gebracht, daß es eine kurze Zeit so aussah, als würden die Spanier überhaupt aus Marokko herausgeschlagen. Der Selbstmord des Generals Sylvester, die Kapitulation seiner Truppen vor Abd-el-Krim und die vergeblichen Versuche der Generale Bérenguer und Aguilera, irgendwelche Erfolge über die Aufstände in langen Monaten davonzutragen, sowie die beginnenden Meutereien im spanischen Heer hatten die Oeffentlichkeit bis zum äußersten aufgebracht; und der Entschluß, nach so viel Einsatz von Menschenleben das ganze Unternehmen aufzugeben, wie er sich im letzten Kabinett gebildet hatte, führte zur offenen Empörung der Militärkreise. (Es soll hier nicht über die Notwendigkeit von Kolonien und Kolonialkriegen debattiert werden; wir wollen nur ohne eigne Stellungnahme die Lage schildern.) Eine Empörung, die umso stärker war, als man die Armee der Exekutive in Afrika derart schlecht mit Munition, Medikamenten und Verpflegung versorgt hatte, daß die Siege der Aufständischen über sie verhältnismäßig leicht waren. Aber dieser Kampf, der bei einer energischen Führung zweifellos mit einer Unterwerfung der Kabylenstämme enden und die Sicherung des noch nicht beherrschten Gebiets im Innern zwischen Melilla und Tetuan erreichen dürfte, gewinnt seine letzte und wirkliche Bedeutung erst im Zusammenhang mit einer andern Frage: der Frage von Tanger.

Man hat nicht mit allzu viel Ueberraschung gefangenen Rebellen französische Gewehre und französische Munition abgenommen. Frankreich ist, ein offenes Geheimnis, in Marokko der aktivste Gegenspieler Spaniens, und vorzüglich in der Tanger-Frage liegen, zumal auch England da die Bühne betritt, Konflikte von unabsehbarer Tragweite. Vertragsgemäß hat bekanntlich seit 1912, wo Deutschland im Kongo Kompensationen erhielt, Frankreich das Protektorat über das nichtspanische Gebiet von Marokko. Weil Fez, die eigentliche Hauptstadt, eine heilige Stadt ist, wurde Tanger der Wohnsitz der fremden Diplomatie. Nach den internationalen Abmachungen ist dieser Hafenort und sein Hinterland internationalisiert. In Wirklichkeit aber herrscht dort heute der General Lyautey, und England und Spanien sind durch ihn und den Sultan, der sein williges Werkzeug ist, in eine Defensivstellung gedrängt, die für sie weder ehrenvoll noch angenehm ist.

Man muß sich nun vor allem vergegenwärtigen, was Tanger für die Macht, die es besitzt, bedeuten kann. Der ‚Manchester Guardian‘ nannte es kürzlich einmal die Pistole auf dem Herzen von Gibraltar. Und daß Gibraltar Mittelmeerschlüssel bleibt, ist schließlich eine Lebensfrage für das britische Reich. Weiterhin ist Tanger als Hafen für den marokkanischen Handel, von dem ein Drittel in britischen Händen ist, von äußerster Bedeutung, und wenn er erst einmal ausgebaut sein wird, so dürfte er Endstation der großen westafrikanischen Eisenbahn werden, die irgendwann ja doch einmal gebaut werden wird, und damit zugleich Hauptstation auf dem Wege von Paris über Algeciras nach Dakar, das als nächster Hafen der alten Welt nach Südamerika die größte Zukunft hat. Man sieht also, was Tanger, heute noch unentwickelt, einmal für eine Rolle spielen dürfte, und man versteht die Rivalität der Mächte um diese Stadt. Einstweilen hat diese Rivalität jedoch nur einen Erfolg: sie wirtschaftet Tanger herunter, denn es besteht keine Möglichkeit, sich über irgendeine Maßnahme, eine wirtschaftliche oder sanitäre, zu einigen. Spaniens Ziel ist natürlich kein andres als Englands, nämlich das, welches Frankreich schon erreicht hat: eine Liierung mit dem Maghzen, die diesen zum reinen Fassadenkönig macht. Sicher ist jedenfalls, daß weder England noch Spanien Frankreichs marokkanische Position unbestritten lassen wird.

Und diese Frage ist es auch, die England und Spanien eigentlich etwas nähern müßte. Denn weder England in Gibraltar noch Spanien in Algeciras haben irgendein Interesse daran, daß ihnen gegenüber Jemand sitzt, unter dessen Kanonen sie nie einen Tag ruhig leben können, während sie selbst als Meerengen-Anwohner aus Mangel an Konfliktsstoff wenig von einander zu befürchten brauchen. So hat wohl auch Rivera die Sache angesehen, als er ohne Dementi das Gerücht von beginnenden Verhandlungen mit England über einen Austausch von Gibraltar gegen Ceuta verbreiten ließ. Er trug damit einmal dem spanischen Nationalgefühl Rechnung, das aus Ressentiment die englische Felsenfestung immer noch als la espina en la corazon, den Dorn im Herzen, empfindet; zum andern hat die Entwicklung der Schußwaffe und des Flugzeugs Vieles geändert, und wenn England sein eignes nationales Bewußtsein zur Raison gebracht haben wird, wird ihm der Tausch vielleicht nicht mehr so sehr unmöglich erscheinen. Denn Gibraltar ist nicht mehr, was es früher war. Das weiß übrigens auch Italien, das sich neuerdings sehr stark für die

Marokko-Frage interessiert, und von dem vielleicht die bisherigen Rivalen noch manche Ueberraschung erleben dürften. Jedenfalls ist bezeichnend, daß vor einiger Zeit Pietro Silva vom ‚Corriere della Sera‘ in einem nicht sehr offenen, aber vielsagenden Leitartikel die Engländer leise mit dem Zaunpfahl auf jene berühmte Schrift Gibson-Bowles hinwies, der seinerzeit mit allen technischen Belegen, wenn auch nach außen vergeblich, die allmählich gefährlich werdende Position Gibraltars dem englischen Publikum klar zu machen versuchte. Insofern hat hier der spanische Politiker eine Chance, Verbündete zu finden, und wenn er nicht von dem Expansionswahnsinn mancher Mittelmeerländer angesteckt wird, kann ihm die Tendenz des Ausgleichs nur nützlich werden.

Es ist nicht uninteressant, daß Rivera früher einmal in einer Rede sich als entschiedenen Gegner des Marokko-Abenteuers bekannt hat. Das ändert freilich nichts daran, daß er jetzt die ganze Angelegenheit mit Energie zu einem guten Ende fördern will. Aber es zeigt vielleicht, daß ihm die Notwendigkeit bewußt ist, erst Spanien selbst zu Kräften zu bringen, bevor es die wenigen, die es noch hat, an entferntere Ziele wendet. So wenig man ihm hierin Inkonsequenz vorwerfen kann, so wenig darf man seine Aeußerungen über Deutschland mißverstehen. Rivera ist im Kriege weder ein frankophiler noch ein germanophiler Furibundus gewesen. Er konnte deshalb auch jetzt nicht die Absicht haben, sich festzulegen; und als der durchgebrannte Minister Alba ihn in Paris, um ihm Steine in den Weg zu werfen, der Deutschenfreundlichkeit verdächtigte, da hat er nur darauf hingewiesen, daß er auch immer für Frankreich die stärksten Sympathien gehabt hat. Jedenfalls sollte man ihn in dieser Hinsicht erst nach seinen Taten beurteilen, und die Revision der von den frühern Ministerien abgeschlossenen Handelsverträge, mit denen die Franzosen die Spanier zwangen, für deutsche Waren einen im Verhältnis zu andern Staaten doppelt so hohen Zollaufschlag zu nehmen, wird vielleicht seine Stellung nach der einen oder andern Seite klarer machen. Aber dies ist noch ebenso ungewiß wie Spaniens Zukunft überhaupt. Zweifellos ist jetzt die Gelegenheit, mit der Vergangenheit tabula rasa zu machen. Das aber hängt ab von der Stärke der Führerpersönlichkeiten, die noch unbewiesen ist.

Aphoristisch von Moritz Heimann

Das Bedenkliche am Aphorismus: daß er die Dinge in einem und demselben Grade von Wichtigkeit zu erblicken scheint; mancher Gedanke von Nietzsche klänge wahrer und weiter, wenn er in der Perspektive stünde.

*

Andrerseits: ein Spiegel ohne Rahmen gibt ein etwas wahreres Bild, weil er weniger komponiert.

*

Und außerdem: Jeder Gedanke trägt seine Gründe, die ihn tragen, und so gleicht er der Erde, dem Stern, der frei schwebenden Kugel.

*

Alles gut Gedachte ist auch gut geschrieben. Dennoch soll ein tüchtiger Mann niemals das Kriterium des gut Geschriebenen, sondern immer nur das des gut Gedachten anwenden — eine scheinbar geringfügige Verschiebung, der ähnlich, daß man einem Jüngling wünscht, er möge sich die Schönste und Beste erringen, aber nicht weil sie die Schönste und Beste ist.

*

Eine schwer durchbrechbare Folge geistiger Schwäche, insbesondere Unoriginalität und Konvenienz, hat ihren Ursprung daher, daß Theorie es war, die die junge Seele des Geistes schuf; nicht einmal führen sollte sie, geschweige denn schaffen; nur erleuchten, in jeweiligen, natürlich-notwendigen Abständen.

*

Es kann vorkommen und ist ein großes Unglück, daß die Wahrheit in das falsche Gehirn fällt; dann bemächtigt sich ihrer ein Widerwille vor sich selbst, und sie nimmt eine andre, auf lange Zeit unkenntliche Gestalt an.

*

Mancher, nicht zufrieden damit, ein Erkennender zu sein, glaubt sich zur Entschlossenheit der Tat durch einen Vorzug unfähig: durch die Gerechtigkeit, die an jeder Situation mehr Seiten sieht als andre Menschen. Er irrt sich; er sieht nicht mehr Seiten, sondern sieht sie langsamer; es fehlt ihm an Genie zur Perspektive.

*

Erstaunt nicht zu schnell vor den Enthusiasten, seht sie euch näher an! sie sind zumeist keine Erzengel, wenn auch geflügelt, und sie fliegen nicht in die Sonne, sie fliegen nur davon.

*

Je kleiner das Maß, umso größer ist die Aussicht, es mit einer zu messenden großen Strecke für den Augenschein leidlich kommensurabel zu finden. Gelingt das aber mit einem großen Maß, so ist das Gefühl der Ueberraschung und Befriedigung sehr stolz.

*

Macchiavellismus ziemt nur einem Katholiken oder Freigeist. In protestantischen Menschen wird er, in schneller Entartung, so dürftig, so kleinpfiffig und höhnisch, so unangreifbar pharisäisch, daß — nun, daß? —, daß es einen Hund jammert.

*

Das Volk denkt nicht rechtlich, sondern rabulistisch; aber es fühlt nicht rabulistisch, sondern rechtlich.

*

Wenn wir eine uns vollkommen neue Kenntnis oder Erkenntnis von einem Andern als ganz geläufig behandelt sehen, so werden wir verstimmt und wohl gar gekränkt, und wir stellen uns vor uns selbst gegen den Andern mißtrauisch und ungläubig, gleich als ob er prahle.

*

So klug zu sein, wie Goethe mit fünfundzwanzig Jahren war, müßte mit fünfundsechzig jedem verständigen Menschen gelingen.

Sachsen von Arno Voigt

Die Spannung zwischen dem Reich und Bayern hat noch nicht nachgelassen. Ueber Sachsen dagegen regt man sich offenbar nicht mehr auf. Der Einmarsch der Reichswehr hat eine Anzahl Tote und Verwundete gekostet. So schwer das auch wiegt — es hat sich dabei um Zusammenstöße gehandelt, die heutigentags leicht passieren. Grade aber, daß es zu keinen Kampfaktionen großen Stils gekommen ist, beweist auch dem einfältigsten Gemüt, daß in Sachsen der nötige Zündstoff überhaupt nie vorhanden gewesen ist. Wenn Soldaten gegen den Feind marschieren, sind sie auf Widerstand gefaßt. Was die Stinnes-Presse und was die deutschnationalen Blätter über „das rote Sachsen" verkündigt hatten, mußte jedem Soldaten der republikanischen Reichswehr sagen, daß es jetzt gegen die zur Zügellosigkeit entartete Parteipolitik einzuschreiten gelte, unter deren Terror kein Mensch mehr seines Lebens sicher sei. Aber die Gott weiß woher in Sachsens Städte einrückenden Truppen erkannten bald, daß es in diesem Lande nicht um einen Deut anders zuging als sonstwo auch. Und so blieb ihnen nichts übrig, als die Verwirrung selber zu stiften.

Das soll kein Vorwurf gegen die Reichswehr sein. Das Militär ist unpolitisch. Ich, zum Beispiel, bin ganz unmusikalisch. Wollte ich das leipziger Gewandhausorchester dirigieren, so käme bestimmt nichts heraus als „Quatsch". Ich weiß das, und darum dränge ich mich nicht zum Dirigieren. Es scheint aber im Wesen des Militarismus zu liegen, daß er keine Bedenken trägt, sich durch die Anrichtung von Quatsch zu blamieren. Der Quatsch, den die Reichswehrexekutive in Sachsen hervorgerufen hat, ist so groß, daß der unparteiische Beobachter hierüber die vielleicht tatsächlich vorhanden gewesenen Mängel der frühern sächsischen Regie gar nicht mehr sieht. Ministerverhaftung und Landtagsschließung — also Aufhebung der Verfassung. Nun kann ja das Reich nach der Verfassung die Regierung eines Landes zeitweise suspendieren; das Recht des Landesparlaments aber auf eigne Wahl einer neuen Regierung ist unumstößlich. In Sachsen hatte das Militär, das auf Verordnung des Reichspräsidenten mit Vollmacht ausgerüstet war, dieses Staatsgrundrecht einfach beiseitegeschoben. Die Deutschen jammern über die Willkür der französischen Soldateska im Ruhrgebiet: sie selbst aber schaffen in ihrem eignen Lande Zustände der Rechtlosigkeit; und wenn sie sich nur ein wenig fürchten zu müssen glauben, dann lassen sie den alten Gewalten sofort freie Hand über ihr eignes Werk: die Republik. Das Ausland sieht, wie Deutschland mit seiner eignen Verfassung umgeht. Das ist der außenpolitische Erfolg der Exekutive gegen Sachsen.

Die Republik, die Republik! Daß es sich um sie in dem ganzen Streit handelte, konnte leider deshalb nicht klar hervortreten, weil die Rollen von Angreifer und Verteidiger durcheinandergingen. Was hatte die abgesetzte sächsische Regierung denn gewollt? Nichts andres als eine innerlich starke Landesrepublik im Verbande der deutschen Reichsrepublik. Von Separatismus schallt es aus allen Ecken nach Berlin. Vielleicht sind sie dort so verängstigt, daß sie den Ton der Treue, der naturgemäß des pöbelhaften

Klamauks entbehrt, nicht mehr zu hören vermögen. Denn sonst hätten die Schöpfer der Weimarer Verfassung doch einer Regierung, die alle lauten und stillen Saboteure dieses Werks des Weges weist, Bundesgenossenschaft zeigen müssen. Sachsen, das fest zu dem Gedanken des einheitlichen deutschen Reiches hielt, ist von diesem in allen Fugen knarrenden Reich exekutiert worden.

Das war wahrhaftig keine staatsmännische Tat. Wer durch das törichte Schlagwort vom „internationalen Marxismus" noch nicht so weit gebracht ist, daß er die Mehrzahl seiner Volksbrüder haßt, der kann nur tief bedauern, wie das von den maßgebenden Reichsstellen entfesselte Militär den sächsischen Arbeiter in seinem Staatsgefühl und in seiner Vaterlandsliebe rücksichtslos und kurzsichtig verprellt hat. All diese Leute, deren Parteiführer der General mit Waffengewalt aus ihren Aemtern herausholen ließ, haben noch vor kurzer Zeit in Treue zum Reich und in Vertrauen zu einem General selber die Waffe getragen. Und nun unterdrückt man sie mit Waffengewalt. Wenn einmal auf einen Appell wegen eines neuen französischen Terroraktes der sächsische Arbeiter etwas kühler antwortet, dann wird die Reichsregierung aus dieser Bitternis den von ihr selbst angeschlagenen Ton wieder heraushören können. Das ist der innenpolitische Erfolg der Exekutive gegen Sachsen.

Mißtrauen im Ausland, Verdruß im Inland, und das Alles wegen einer sächsischen Politik, die höchstens taktische Fehler begangen hat. Ministerpräsident Zeigner suchte mit großer Hartnäckigkeit die Republikanisierung Sachsens durchzuführen. Das konnte gewiß jeder ehrliche Republikaner begrüßen. Aber immer deutlicher zeigte sich, daß Zeigner nicht auf dem breiten Fundament eines staatsbereiten Republikanertums aufbauen wollte — er kroch in sich und in das sozialdemokratische Parteiprogramm zusammen. Mit aufatmender Freude standen Viele bereit, mitzutun — aber sie waren „Bürgerliche", und die sächsische Regierung erwies diesem engherzigsten aller sozialistischen Begriffe ihre Reverenz. „Bürgerliche" wurden aus ihren Aemtern geworfen, auch wenn sie ganz unpolitischer Art waren; so der Bruder Friedrich Naumanns. Und da die aktivsten Kräfte der sächsischen Demokratie auf amtlichen Posten sitzen, gerieten auch leider die Demokraten in eine Gereiztheit gegen das Ministerium, die sie vor den starken republikanischen Aufbaukräften blind machte. Zeigner hat nichts getan, um zu applanieren. Er ging nach dem Parteiprogramm, um zu beweisen, daß Dresden vor Berlin nichts voraushaben wolle: daß auch er kein Staatsmann sei. Berlin aber durfte ihm hieraus wahrhaftig keinen Vorwurf machen. Bekleiden doch im Reich und in Preußen viele Herren schöne Posten, nur weil man auch im berliner sozialdemokratischen Kränzchen das hübsche Lied singt: Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.

Aber statt sich auf alle bereiten republikanischen Kräfte zu stützen, schloß Zeigner sein Bündnis mit den Kommunisten. Die Kommunisten wollen die Republik stürzen, und darum können sie nicht Regierungspartei sein. Die Kommunisten handeln nach Moskauer Vorschriften, und darum muß sich in Deutschland das Volk

gegen ihre Herrschaft auflehnen. Es ist Selbstverneinung, wenn wir uns irgendwo in Deutschland kommunistische Minister gefallen lassen, die nichts andres wollen als unsre Verfassung und unsre staatlichen Zustände vernichten. Dann können wir uns auch einen Hitler gefallen lassen. Und der sächsische Ministerpräsident verfiel in der Tat darauf, einen Kommunisten zu seinem Kollegen zu machen, der mit Hitler ruhig um die Palme streiten kann, wer von beiden der größere Fritz Trittelfitz sei: den Kommunisten Böttcher.

Sehr jung und bildungsfrei. Ohne eigne Ideen, dafür aber voll von Ressentiments, die er mit den Manieren eines soeben von lästigem Zwang befreiten, jede Autorität verachtenden Fortbildungsschülers unter prahlerischem Geschimpf auf „die Bürgerlichen" auspackt. Vor seinen Parteigenossen hat er den üblichen Erfolg. Aber in der Politik kommt es darauf an, die Andern zu gewinnen. Und da bestärkt ein Jüngling wie Böttcher durch seine aller Hemmungen bare Art gradezu jene Seite im Deutschen, die bei der Beurteilung politischer Dinge und Personen den mannigfaltigsten Imponderabilien unpolitischer Art nachgibt. Wenn viele sächsische Staatsbürger bei einer Erscheinung wie Böttcher, die zu einem Ministeramt in erster Linie einmal möglichst jugendhafte Ungeschlachtheit mitbringt, sich die Frage stellen, ob sie denn diese Erscheinung wirklich erst lange nach politischen Kriterien prüfen und zu erkennen sich bemühen sollen, oder ob nicht vielleicht auch erlaubt oder sogar geboten sei, die Bemühung um Erkenntnis ganz einfach hinter die Intuition zurückzustellen: so ist das nichts andres als gesunder Selbsterhaltungstrieb. Es ist Respekt vor der Notwendigkeit von Wissen und Können, es ist Sehnsucht nach Kultur, es ist Konservativismus im guten Sinne des Worts, was einen Staatsbürger solch einen innerlich durchaus unsichern jugendlichen Quirlequast ablehnen läßt.

Indem Ministerpräsident Zeigner auf Böttcher setzte, hat er „das sächsische Gegengewicht", von dem Hans Bauer hier in Nummer 38 gesprochen hat, zum größten Teil selbst wieder aufgehoben. Wer Minister sein will oder soll, der muß in seiner ganzen Person etwas Führerhaftes aufzuweisen haben; er muß Seele sein, an die sich staatsbewußte und staatstreue Elemente ankristallisieren können. Daß Herrchen wie Finanzminister Böttcher hierzu keine Geeignetheit hatten, scheint das Ministerium Zeigner selber bald eingesehen zu haben. Es war nahe daran, die beiden kommunistischen Minister wieder auszuschiffen. Da aber rückte der im alten kaiserlichen Deutschland für unmöglich gehaltene Leutnant mit zehn Mann heran und löste Ministerium samt Parlament auf. Und jetzt zeigte sich für die Republik Sachsen das Verhängnis von Zeigners Politik: die einseitige parteimäßige Einstellung, die statt arbeitsbereiter Republikaner sogar Kommunisten, also Verächter der demokratischen Republik, zur Mitarbeit am Staate heranzog, hat in den nichtsozialistischen Kreisen Sachsens die stärkste Verstimmung hervorgerufen. Die Demokraten hätten hier eine Aufgabe: si[illegible] die Dinge auf den durch den republikanischen Gedanken gezeichneten Weg führen. Aber sie sind noch ganz perplex über all die Unregelmäßigkeiten.

So untersteht Sachsen heut einem General, der jede Versammlung verbieten, die Beamten beliebig absetzen und — wenn er nur will — jeden für einen Backfisch bestimmten Liebesbrief öffnen kann. Sachsen ist politisch erledigt. Das wäre an sich noch nicht schlimm. Wozu noch einen eignen sächsischen Staat? Er kann ruhig im Deutschen Reich aufgehen.

Wenn nur das Deutsche Reich nicht im General aufgeht!

Köln, Coblenz, Düsseldorf von Hans v. Zwehl

In bunten Farben hängt der Malkasten von Düsseldorf auf herbstlichem Grund. Die Streichmusik in eleganten Caféhäusern, der belebte Corso, die schwarze Börse auf offener Straße, die vornehme Pracht des Hofgartens, die blinden Bettler und Epileptiker an den Ecken und die Autos mit französischen Offizieren — sie führen eine abgemessene Pantomime auf der Bühne der Zeit auf. Nicht von ungefähr zwitschert in Luise Dumonts Schauspielhaus die komische Operette von Essen.

Einstmals, als Immermann noch lebte, dichtete hier der arme, große Grabbe seine letzten ehrlichen Dramen. Er, der gesagt hat, daß die Deutschen keine kecke, starke Lustigkeit vertrügen, und daß die Welt ein höchst minderwertiges Lustspiel sei, das ein grünschnäbliger Engel, als er noch in der Prima saß, während seiner Schulferien zusammenschmierte. Wie konnte er das vor der Erfindung des Weltkriegs und der Komödie der deutschen Republik wissen? Seltsam! Auch seine ‚Hermannsschlacht' verging; denn er schrieb sie für seine Deutschen; aber Kleists ‚Hermannsschlacht' besteht, denn er schrieb sie gegen die Franzosen . . .

In der Bölker-Straße zu Düsseldorf zeichnet eine schmucklose Tafel ein Haus. In diesem Hause wurde Heinrich Heine geboren. Die ersten Worte in deutscher Sprache glühten hier in der Phantasie eines Dichters auf, ihn auf einen Weg führend, auf dem die Tragödie des großen Judentums und das Schicksal des wahrhaften Deutschtums so viel Gemeinsames hat, beide in ewig beunruhigtem Fragen und in einsamem Antworten nach den Höhen des geistigen Leidens und Menschentums wandernd. Ist ihrer immer noch die Zukunft tot? Ich weiß es nicht. Aber kein Denkmal des Dichters steht in seiner Heimatstadt, und nur eine Büste ward ihm von Freunden gesetzt in der Heine-Ecke einer altdeutschen Wirtschaft der Altstadt, wo Maler, Schauspieler und gute Bürger trinken.

Als Heinrich Heine ein junger Dichter war, sah er den Kaiser Napoleon durch die düsseldorfer Königsallee reiten, und er sah die Siebenmeilenstiefelgedanken auf des französischen Herrschers Stirn. Heute ist die düsseldorfer Königsallee noch ebenso beschaffen und die französischen Pferde, die sich hier tummeln, auch; aber kein Siebenmeilenstiefelgedanke ist mehr vorhanden. Es würde auch kein deutscher Genius anwesend sein, der ihn groß und dichterisch anschauen könnte. Und in Ermanglung eines solchen Geistes treibt man seinen Kult mit den Reliquien des Herrn Schlageter.

*

In einer zerschossenen Schule im Kriege — aber lassen wir das — las ich einmal in einem Lehrbuch für die kleinen Kinder des fran-

zösischen Dorfes, wo wir damals unsre ethischen Grundbegriffe an die Stacheldrähte hingen. Und als ich blätterte, las ich die stolzen Worte: le large et beau fleuve du Rhin. Und die anschauliche Natürlichkeit dieser Adjektive gefiel mir. Aber als wir heute über die Landstraße rasten, die von Düsseldorf nach Köln führt, und zu deren Seiten die Polizei nach Felddieben wie nach Hasen jagte, und als dann plötzlich der polternde Zug über die mächtige Rheinbrücke brauste, kam es mir zum Bewußtsein: Man darf ihn nicht breit und groß nennen, den alten Rhein. Er ist groß und tief.

*

Die Landschaft, die sich vom Siebengebirge ins Niederrheinische lichtet, ist platt. Doch wer ein geborener Kölner ist — und dazu gehören berühmte Leute wie die Kaiserin Agrippina, Prinz Carneval und mehr oder weniger auch Herr Johann Maria Farina — hält seine Stadt für die klügste und melodienreichste der Welt.

Köln ist wirklich sehr schlau geworden, und die Nachkommen der vielen Analphabeten, die, wie die Wissenschaft berichtet, der geistliche Kurfürst vor einem Jahrhundert der preußischen Herrschaft übergeben hat, sind Leute geworden, die nicht nur schreiben, sondern noch viel besser rechnen können. Auch sind sie sehr unternehmungslustig, und der Oberbürgermeister Adenauer, der ungekrönte König dieser Metropole, baute nicht nur eine Warenmesse, sondern auch ein Stadion. Außer etwa der Forderung, die letzten zwanzig Jahre der Literatur nachzuholen, denen der Hofrat Remond im Stadttheater stets Widerstand leisten wird, läßt sich in Köln jede Idee der Städtekultur verwirklichen. Nur natürlich darf sie nicht die Gegend um den Dom betreffen. Denn leider haben die Kölner ihren gotischen Riesen verkehrt gebaut, indem sie ihn nämlich direkt neben den Hauptbahnhof setzten, sodaß der Ortskundige nicht weiß, wo der Domflügel aufhört und der Wartesaal anfängt. Pläne, den gewaltigen Zugverkehr der rheinischen Hauptstadt in eine Zentrale jenseits der alten Festungsringe zu fangen, vernichtete der Krieg. Und so tobt denn jetzt der gesteigerte Lärm der Großstadt, eine Flut von Automobilen und Menschen unbekümmert in die schmalen und mittelalterlich geweihten Gassen der Stadt der Kirmesse und Kirchen hinein. Und von allen Plätzchen, Winkeln und Höfen, auf denen das nicht in weiterm Sinne rheinische, sondern eben stadtkölnische Charaktertum der Bevölkerung wohnt, hat man den Blick auf den ragenden Dom.

Außerdem sind überall noch die Engländer sichtbar. Man kann sich nicht nur in der Sprache William Shakespeares die Stiefel glänzend machen lassen, sondern auch in Sport und Races Weltmeisterschaft erlernen und in Kinos, Varietés und bis vor kurzem auch im Deutschen Theater an der Kunst des Angelsachsentums erbauen, bei der der Richard, der Lear und der Hamlet allerdings weniger zu Worte kommen. Höflich, freigebig und korrekt, haben sich die Söhne jener Insel, die der bitterböse Shaw als unveränderliche menschliche Fauna bezeichnete — durch das Klima und nicht nur die so und so viel Generationen seit Wilhelm dem Eroberer entstanden —, und die der schönheitsprunkende Oscar Wilde als Produkt des Biers, der Bibel und der sieben Todsünden bezeichnete, allgemeine Sympathien erworben. Die englische Lebensauffassung behagt dem Kölner außerordentlich. Ja, der Ortseinwohner ist fast stolz auf seine englische Garnison. Wie

lächerlich ist doch Lissauers Haßgesang und jenes dumme „Gott strafe England" und überhaupt die ganze Theorie vom Erbfeind geworden! Wer war denn eigentlich der Erbfeind? Erst ja wohl die russischen Bären, dann kam der britische Krämerneid dran, dann die gelben japanischen Schakale (ehemals Preußen des Ostens genannt), dann der italienische Treubruch, darauf längere Zeit Wilson und jetzt einmal wieder die Franzosen. Und grade die Ueberbrückung des unheilvollen deutsch-französischen Gegensatzes ist für die Entwicklung Europas und den geistigen Frieden der Menschheit von entscheidendster Bedeutung. Würden wir doch endlich Politik und Völkerhaß von einander trennen (und diesen überhaupt aufgeben)! Vielleicht lehrt uns die englische Vetternschaft einmal doch Einiges. Seht sie euch nur an in Köln . . . Da nährt sich ein gut Teil der ortsunmittelbaren Weiblichkeit und Männlichkeit à conto Tommy. Und der Kavallerist von Sussex oder Northumberland ist im heiligen Köln genau so umfangreich katholisch geworden wie die schottische Dudelsacksmusik am Bosporus den mohammedanischen Glauben annahm. Well. Dem neuen kölner Kardinal wurden vom britischen Oberherrn große Ehren dargebracht. Bismarck hat einst die Bischöfe eingesperrt.

*

Coblenz ist eine schöne Stadt. Schon die Kurfürsten von Trier waren dieser Meinung, weswegen sie vor langen Jahren, als sie noch mit dem Krummstab regierten, ihre Residenz an die Stadt der zwei Ströme verlegten. Diese ihre Herrschaft gefiel ihnen so gut, daß sie sogar ein Bündnis mit den protestantischen Schweden zu ihrer Erhaltung abschlossen. Bei dieser Gelegenheit wurde die Stadt in Brand geschossen und das alte römische und mittelalterliche Bauwerk vernichtet. Vermutlich geschah das aus militärischen Notwendigkeiten, gegen die sich nichts machen läßt.

Nach mancherlei Schicksalen — Aufmarschgebiet gegen die französische Revolution, Verjagung des Kurfürsten, Einmarsch der Franzosen, Napoleon, Blücher, ostpreußische Junker, Moltke, Versailler Frieden — zog schließlich Professor Wilson mit den 14 Punkten und 12 000 amerikanischen Soldaten in die coblenzer Kasernen ein. Wie Köln das englische, wurde Coblenz das amerikanische Hauptquartier. Das muß man sagen: Amerika kurbelte seinen Rheinfilm prächtig an. So viel Höflichkeit vor Damen hatte das europäische Geistesleben schon lange nicht mehr gesehen und auch nicht so feste Zähne und so lockeres Geld. Viele von den Töchtern der Rheinsagen vermählten sich den neuen Wagnerschen Lohengrin-Göttern zum legitimsten Ehefilm. Als das Sternenbanner auf der Bastei von Ehrenbreitstein eingezogen wurde und die Franzosen das Dollarheer ablösten, jammerten alle Oberkellner in den Hotels an den Rheinufern.

Jetzt regiert die provisorische Regierung der Rhein-Republik an diesem Ort. In andern Teilen Deutschlands regiert zur Zeit der Kapitän Ehrhardt. Wer grade in Berlin regiert, wann diese Nummer der ‚Weltbühne erscheint, weiß ich nicht.

Aber Kaiser Wilhelm der Große steht in Coblenz an der Moselmündung auf dem Backwerk einer Marmorconditorei und trägt die Inschrift: „Immer wird das Reich bestehen, wenn Ihr einig seid und treu." Amerikanische Reporter haben diese Idylle oft photographiert. Man nennt sie auch „das deutsche Eck".

Die Herren von Morus

Das Ende des Achtstundentags

Was gegenwärtig in Deutschland vorgeht, ist von einer gradezu grotesken Perfidie. Der Kreuzzug gegen den Marxismus entpuppt sich immer deutlicher als ein Klassenkampf, der den Kardinalsatz der Marxischen Lehre aufs neue bestätigt, daß nämlich die Geschichte der Völker die Geschichte von Klassenkämpfen ist. Mochte manchmal zweifelhaft sein, ob diese oberste Maxime der „materialistischen Geschichtsauffassung“ ohne künstliche Umdeutung Geltung beanspruchen kann: hier gilt sie wie nur je. Während die Herren Kahr und Hergt gegenüber der Klassenkampfidee die Religion der Volks- und Arbeitsgemeinschaft predigen, gehen ihre Gesinnungsgenossen in Mitteldeutschland gegen das Proletariat mit Kanonen und Maschinengewehren vor und fesseln dem Arbeitervolk die Hände, und zu gleicher Zeit holen die „Ernährer“ der antimarxistischen Bewegung zum entscheidenden Schlag aus, um den Arbeitern die sozialen Erleichterungen zu nehmen, die sie in jahrzehntelangem entbehrungsreichen Kampf errungen haben. Nichts, aber auch nichts fehlt von dem, was Marx und Engels vor fünfundsiebzig Jahren in ihrem ‚Kommunistischen Manifest‘ vorausgeschaut haben: weder die großkapitalistischen Drahtzieher, die den Machtkampf inaugurieren, noch Diejenigen, die für Geld und gute Hoffnung den ideologischen Ueberbau liefern — der Preis für Professoren, Huren und Tänzerinnen ist seit dem König Ernst August von Hannover noch nicht höher geworden —, und es finden sich genug Gutgläubige, die nachbeten, was die Ala und ihr Prophet Hugenberg das deutsche Volk lehren.

Der Hauptstoß richtet sich fürs erste gegen den Achtstundentag. Es ist schon früher an dieser Stelle registriert worden, mit welcher Verlogenheit dieser Kampf geführt wird: wie man in dem größten Teil der deutschen Presse es so darstellt, als sei der Achtstundentag ein Privileg des deutschen Arbeiters — „der raffinierteste Luxus, gegen den die Vergeudung der Bars und Dielen nur ein Item ist“, so drückte sich neulich ein Söldner des Herrn Stinnes in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ aus —, während der Achtstundentag gesetzlich oder durch Tarifvertrag in fast allen Staaten Europas besteht und von allen zivilisierten Ländern eigentlich nur noch die Vereinigten Staaten in einzelnen Gewerben eine wesentlich längere Arbeitszeit haben; wie man in der deutschen Oeffentlichkeit regelmäßig verschweigt, daß bei uns, im Gegensatz beispielsweise zu England, acht Millionen Menschen, nämlich die gesamte Landarbeiterschaft, den größten Teil des Jahres hindurch zehn und elf Stunden arbeiten. Und fast nirgends findet man bei den Befürwortern des Neun- und Zehnstundentages die Forderung, daß der Ertrag der Mehrarbeit Dem zugute kommt, der ihn am nötigsten braucht: dem Staat.

Auch der Entwurf zum Arbeitszeitgesetz, in dem „grundsätzlich“ der Achtstundentag aufrechterhalten, faktisch aber der Zehnstundentag eingeführt wird, entbehrt dieses wichtigsten finanzpolitischen Korrelats. Wie sollte es auch anders sein! Der Reichsarbeitsminister Brauns, der frühere Direktor des Katholischen Volksvereins, ist neuerdings vollständig nach rechts abgeschwenkt, und von den Herren

Luther und Koeth kann man nicht gut erwarten, daß sie für ihr Teil entsprechende Vorsichtsmaßregeln gegen die Unternehmer zugunsten des Reiches treffen. Uebrigens hat man die Annahme des Arbeitszeitgesetzes durch den Reichstag gar nicht erst abgewartet, sondern hat gewissermaßen auf dem Wege des „trocknen Putsches" dem Achtstundentag einen sanften Tod bereitet. Man hat nämlich einfach die beiden Demobilmachungsverordnungen, auf denen der gesetzliche Achtstundentag in Deutschland beruht — die Verordnung vom 23. November 1918, betreffend die Arbeitszeit der gewerblichen Arbeiter, und die Verordnung vom 18. März 1919 über die Regelung der Arbeitszeit der Angestellten — während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung in der vergangenen Woche einfach ablaufen lassen, ohne sie zu erneuern oder an ihre Stelle etwas andres zu setzen. Seit dem 18. November gibt es also in Deutschland keinen gesetzlichen Achtstundentag mehr. Praktisch hat sich das, da zur Stunde noch die laufenden Tarifverträge gelten, bisher nicht ausgewirkt; aber es ist wohl nicht zweifelhaft, daß die Arbeitgeber schon in allernächster Zeit von dieser Lizenz ausgiebigen Gebrauch machen werden.

Im Bergbau liegt die Sache juristisch etwas komplizierter. Da gibt es ein Gesetz vom 17. Juli 1922, das als regelmäßige tägliche Arbeitszeit „die Schichtzeit, die sich aus den am 1. Oktober 1921 geltenden Tarifverträgen ergibt", vorsieht, und das ist im allgemeinen die Siebenstundenschicht, einschließlich Ein- und Ausfahrt. Aber die Bergwerksherren sind ja längst davon durchdrungen, daß sie sich nicht mehr um deutsche Gesetze zu scheren brauchen. Deshalb haben sie bereits vor Wochen im Kurhaus zu Unna vereinbart, auf eigne Faust den Sieben- und Achtstundentag abzuschaffen und statt dessen die Arbeitszeit von anno 13, den Achteinhalbstundentag in den Schächten und über Tage den Zehnstundentag zu dekretieren. Eines Tages prangten bereits die entsprechenden Befehle in den Zechenbetrieben des Ruhrbezirks. Um aber ganz sicher zu gehen, haben die Herren vom Bergbaulichen Verein am 5. Oktober beim General Degoutte in Düsseldorf vorgesprochen und ihn in aller Form ersucht, zur gesetzwidrigen Einführung der längern Arbeitszeit die französischen Bajonette zur Verfügung zu stellen. Und erst als Degoutte unter Berufung auf den Versailler Vertrag die freundliche Aufforderung ablehnte, spielten die Herren Stinnes und Klöckner die mißverstandene Unschuld vom Lande und betrachteten von da an gegenüber den Franzosen, wie Stinnes im Auswärtigen Ausschuß über seine Verhandlungen mit Tirard treuherzig berichtet hat, die Frage der Arbeitszeit als „eine rein innerdeutsche Angelegenheit".

In Unna sowohl wie in Düsseldorf haben die Herren vom Bergbaulichen Verein — von der sogenannten „nationalen Würde" dieser deutschen Edelinge ganz zu schweigen — in eklatanter Weise geltende Reichsgesetze verletzt. Obwohl inzwischen sieben Wochen vergangen sind, ist noch nicht bekannt geworden, ob sie deswegen vor deutschen Gerichten zur Rechenschaft gezogen worden sind. Man darf also, wenn man Besitzer ungezählter Goldmillionen ist, in Essen und Mühlheim ebeno ungestraft Reichsrechte brechen, wie Kahr und Lossow in München ungesühnt Verfassungsbruch verüben dürfen. Landrecht bricht Stadtrecht, Reichsrecht bricht Landrecht, Herrenrecht bricht Reichsrecht.

Die Auslandskredite

Herr Stresemann hatte auf der Drehscheibe, die sein felsenfester Standpunkt war, ist und bleiben wird, eben eine Wendung um 150 Grad gemacht und war gar nicht mehr so weit von dem Ausgangspunkt seiner Kanzlerschaft entfernt, als ein widriges Schicksal ihn mitten aus der Bahn riß. Mit bemerkenswertem Mut stellte er sich seinen Gegnern und sagte allen Parteien so viel Freundliches, daß es, wenn schon nicht den Deutschnationalen, so doch den Sozialdemokraten bang und weh um ihr kleines Herz wurde. Um ihnen aber den Abschied noch schwerer zu machen, legte Stresemann in seinem Schwanengesang die große Pumparie ein, und seine durch Umgang mit feinen Leuten etwas schnarrend gewordene Köpenickerstraßenstimme klang nie so lieblich wie in jenem Augenblick, wo er von den Milliardenkrediten sprach, die das Ausland ihm, aber auch nur ihm zur Verfügung stellen wollte. Böse Menschen, die es überall gibt, haben deshalb behauptet, er hätte diese Arie nur zugegeben, um sich noch einmal den Applaus des Hohen Hauses zu sichern und sich noch ein Weilchen am Leben zu erhalten. Diese üble Nachrede hat ihn, wie jeder Fühlende verstehen wird, weidlich geschmerzt. Seine erste Tat, nachdem er das Mißtrauensvotum erhalten hatte, bestand darin, der Oeffentlichkeit darzulegen, daß er die verheißenen Anleihen im Busen wohlbewahrt hätte, wäre er nicht von dem Abgeordneten Hergt dazu aufgefordert worden, sich zu dieser Frage zu äußern. Nun versteht sich ja eigentlich von selbst, daß ein Kanzler antwortet, wenn ein Führer der Opposition ihn fragt. Wie er antwortet, ist manchmal seine Sache. Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ist auch anzunehmen, daß die Herrn Stresemann sehr nahe stehende ‚Zeit' gewiß nicht Einzelangaben über die Anleihen gemacht hätte, wenn sie nicht vorausgeahnt hätte, daß der Abgeordnete Hergt tags drauf danach fragen würde.

Aber wie dem nun sei: wir wollen uns der Offenheit unsres verflossenen Kanzlers — Gott hab ihn redselig — freuen. Noch mehr freuen würden wir uns allerdings, wenn Stresemanns Ankündigungen auch in Erfüllung gingen. Die Hoffnung darauf ist nicht allzugroß. Denn abgesehen von den hier schon besprochenen Kohlenkrediten für die Eisenbahn und den amerikanischen Lebensmittelkrediten, die zum Teil wohl eine Hilfsaktion darstellen, zum Teil aber auch dem Bedürfnis der Farmer entspringen, die ihren Ernteüberschuß um jeden Preis losschlagen wollen, sieht es mit Auslandskrediten bisher recht trübe aus. Die Hauptattraktion, daß uns von englischen Finanziers, besonders durch Vermittlung des Bankhauses Schröder, ein Währungskredit von 50 000 Pfund, also von einer Milliarde Goldmark zuteil werden soll, wird von der City strikt in Abrede gestellt. Und es ist in der Tat auch nicht recht einzusehen, woraufhin uns das Ausland in der gegenwärtigen politischen und finanziellen Lage etwas pumpen soll. Stresemann hat, wahrscheinlich, weil ihn Herr Hergt nicht danach gefragt hatte, schamhaft verschwiegen, unter welchen Bedingungen uns der Kredit zuteil werden soll. Die Garantierung einiger Großgrundbesitzer dürfte doch wohl allein den vorsichtigen Engländern nicht genügen.

Wie die Dinge bei uns nun einmal liegen, muß man allerdings beinahe hoffen, daß sich recht bald Kreditgeber für Deutschland finden,

die weitgehende Sicherheiten und strenge Kontrolle über die deutschen Finanzen fordern. Denn wenn man vor einem Jahr noch vor dem oesterreichischen Vorbild warnen konnte — heute muß man, wenn man es ehrlich mit Deutschland meint, hoffen, daß bald ein Zimmerman kommt und das Gebäude der Reichsfinanzen in Ordnung bringt.

Totenschau

Die Woche, in der die Preußen auf Anordnung Friedrich Wilhelms des Dritten Kirchenkonzerte und Friedhöfe besuchen, hat dem Reich einige mehr oder minder große Tote gebracht. Während Herr Stresemann nur den bürgerlichen Kanzlertod gestorben ist, von dem es eine Auferstehung auch für Ungläubige gibt, ist der Reichsbankpräsident Havenstein endgültig von uns gegangen. Er ist gleichsam in den Sielen gestorben, und das wird diesem arbeitsfreudigen Mann die letzten Stunden erleichtert haben. Er wird gewiß auch bis zuletzt den festen Glauben gehabt haben, daß er durch seine Arbeit dem deutschen Volke nütze. Aber leider war das ein Irrglaube, den die Volksmassen sehr teuer haben bezahlen müssen. All das Unheil, das durch die Inflation heraufbeschworen worden ist, geht zum sehr erheblichen Teil auf das Konto Havensteins, und wenn er schon nicht dafür verantwortlich gemacht werden soll, daß er die Entstehung der Inflation nicht verhindert hat, so trifft ihn doch die Hauptschuld daran, daß der Inflation nicht rechtzeitig Zügel angelegt worden sind. Er hat, seit der unglücklichen Aenderung des Reichsbankgesetzes, mit einem gar nicht altpreußisch-beamtenmäßigen Trotz darauf gepocht, daß die Reichsbank ein autonomes Institut ist, aber er hat verabsäumt, die Autonomie der Reichsbank als Schützerin der Währung auch gegenüber dem Reichsfinanzministerium geltend zu machen. Er ist nicht einmal ein Mann der falschen, aber wenigsten festen Prinzipien gewesen, sondern er ist, als der Ansturm auf Einführung der Goldrechnung, der Goldkonten und der Goldkredite losging, schließlich doch zurückgewichen und hat selbst getan, was er tags zuvor noch verdammt hatte, ohne daß man den Eindruck gewann, er habe sich eines bessern überzeugt. Er ist also alles andre als ein aufrechter Mann gewesen. Er ist vielmehr, wie so viele „Führer" der wilhelminischen Zeit, der proletarischen Phrase zum Opfer gefallen. Er hat immer die bona fides gehabt und hat wohl selten aus Parteirücksichten und niemals aus persönlicher Profitsucht gehandelt. Aber das ist für Diejenigen, die die Zeche bezahlen müssen, ein schlechter Trost. Die Erinnerung an Rudolf Havenstein wird, fürchte ich, im deutschen Volke noch länger wachbleiben, als Manchem lieb ist.

Zwischen den eben Verstorbenen hat man in der Bußwoche hie und da eines Toten gedacht, der am 20. November seinen hundertsten Geburtstag gehabt hätte. Henry Bethel Strousberg ist schon Einer, an den es sich lohnt von Zeit zu Zeit zu denken. Wie der Heros der Gründerzeit aufstieg, und wie er schließlich zusammenbrach, das ist für Deutschland ein einzigartiger Fall, ein ganz undeutsches Schicksal und doch eins, das sich vielleicht in nicht allzulanger Zeit wiederholen kann. Ein vielgelesenes kleines Blatt, die ‚Tribüne', hat Ausgang der sechziger Jahre Strousberg dasselbe schmückende Beiwort verliehen, das heute Hugo Stinnes trägt: „Der Mann, der Alles

aufkauft". Strousberg vereinigte, ebenso wie sein rechtmäßiger Nachfolger im Besitz der Dortmunder Union, neben den Werten, die er zur zweckmäßigen Verbilligung des Produktionsprozesses an sich gebracht oder selbst erbaut hatte, auch ganz abseitige Dinge wie einen großen berliner Viehhof in seiner Hand. Und eines Tages wurde dann Strousberg der Mann, „der Alles verkauft". Das begann im Jahre 1870. Im Jahre 73 kam der Sturz, zwei Jahre später der Bankerott und das moskauer Gefängnis.

In welchem Jahre leben wir heute?

Das verschnörkelte Gitter

In dieser dreiaktigen Komödie des wiener Deutschen Volkstheaters spielt Herr Marr einen Fabrikanten-Biedermann, den die Frau, Fräulein Woiwode, verläßt, weil ihre Seele hungert im Comptoir. Ein Jugendgeliebter, dargestellt von Herrn Scharwenka, gibt der hungernden Nahrung. Die zwei Männer überbieten einander an Würde und Schlichtheits-Pathos, wobei Herr Marr, ein Spezialist für rauhe Weichheit und gebändigte Kraft, mehr mit Brusttönen, Herr Scharwenka mehr mit Kopftönen und dem Tremolo eines innern Edelmannes arbeitet. In das Duo mischt Fräulein Woiwode Herzenstöne, die gradewegs aus dem Halse kommen. Herr Lackner spielt einen Commis mit kühler Weltanschauung, ein Kind seiner Zeit, als deren Kernsatz ihm und dem Autor gilt: Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben. Zeitgerechter hieße es aber, scheint mir: Du glaubst geschoben zu werden, und du schiebst. Einem Assyriologen, der sich als Lackierer verdingt, gibt Herr Nowotny feine Kontur und malt sie mit sanften mosaischen Intelligenz-Farben aus.

‚Das verschnörkelte Gitter' ist ein richtiges Gitter, aber natürlich, wie du, scharfsinniger Leser des Titels, gleich vermutet hast, auch ein metaphorisches. Es trennt die Welten des Geistes von jenen der Nutzarbeit, die Kultur von der Zivilisation, den Fabrikanten vom Schwärmer, das Reich des praktischen Verstandes von jenem, in dem die Dichter wohnen, die träumenden Frauen, die Assyriologen und die Spielleute. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß Leo Feld an diesem Gitter rüttelt. Seine Komödie zu werten, fühle ich mich außerstande. Sie ist mit ihren Themen und Problemen, ihren Erwägungen und Erregungen so weltenweit von dem, was meinem Hirn und Herzen Anlaß sein könnte, mit ihren Gesichtern aus Makulaturpapier, ihrer geschriebenen Sprache und ihrem gesprochenen Tun, ihrem kindlichen Auf und Ab von Lebewesen, die das nicht, sondern bestenfalls Redewesen sind, so weltenweit von dem, was mir als heutiges Theater möglich erscheint, daß ich mich befangen erklären und ablehnen muß. Die Sache gehört, trotz der Reife des Autors, vor das Jugendgericht oder, trotz dem Neuzeitlichen der Handlung, vor einen Senat aus den achtziger Jahren.

Schaumschläger und Künstler

Jetzt also scheint die Zeit für den Dramatiker Hermann Bahr gekommen. Eine schreckliche Zeit. In der ‚Selbstinventur' des lebfrischen Sechzigers heißts irgendwo: „Ich konnte schon als Kind Geld nicht leiden. Später, bei den ersten Blicken ins Leben des Menschen, erkannte ich gleich, daß Taten oder Werke, um des Geldes willen getan, nichtswürdig sind, und daß sich entmenscht, wer etwas um des Geldes willen tut." Als „nichtswürdig" bezeichnen möcht' ich nun weder ‚Kinder', Zugstück der Kammerspiele, noch ‚Das Prinzip', Zugstück des Theaters am Kurfürstendamm, weil das ein zu großes Wort wäre. Aber angemessen scheint mir, ‚Kinder' schlechtweg klebrig und ‚Das Prinzip' maßlos albern zu nennen; womit ich freilich fast einen kleinen Fortschritt festgestellt habe. Es ist ja doch eine ziemlich unschuldige Plumpheit, von einer Figur zu behaupten: „Ein herrlicher Mensch, ganz echt, ganz Natur!" — und in Wahrheit (oder Unwahrheit) einen zusammengestoppelten Popanz teils berlinisch, teils wienerisch und teils bahrisch von seinem „Frauengemüt" (wörtlich: „Das hab ich zu stark, das Frauengemüt — wenn mein Vater auch bloß ein Schmied auf dem Dorfe war") und ähnlichen angenehmen Eigenschaften reden zu lassen. Kein Wunder, daß sich in diese blumige Köchin der Primaner Hans Esch verliebt, und sie sich in ihn; aber eigentlich ein Wunder, daß sie schließlich einen Oberkellner vorzieht, trotzdem Hansens aufgeklärter Vater nichts gegen eine Köchin als Schwiegertochter einzuwenden hätte. Ich will Bahrs Weltbeglückungs-, Menschenveredlungs- und Jugenderziehungs-Ideen nicht ernster nehmen als er, dem sie grade gut genug sind, um eine Posse ohne Gesang und Tanz ‚literarisch' aufzusteifen. Ich will mich überhaupt bescheiden. Ich will nicht einmal mehr beklagen, daß einen Mann von der Bildung, dem Geist und den Nerven Bahrs das Theatermetier, wie er es auffaßt, nicht anwidert. Aber auf eins will ich bei keinem unbedenklichen Unterhaltungsstück verzichten: daß es mich unterhält. Was soll mich hier unterhalten? Die sogenannten Charaktere? Dazu müßten diese Narren närrisch und nicht nur ledern sein. Das ‚Milieu'? Den Reiz einer Köchin als Schwankheldin hat vor dem Hirschfeld der ‚Pauline' der L'Arronge des ‚Compagnons' und vor Beiden Molière ausgebeutet. Die Fabel? Glaube sie, wer kann. Der Dialog? Banvilles Gringoire sagt einmal: „Zuletzt kommt Alles, selbst was man sich wünscht." Daraus macht Bahr: „Es kommt Alles, was man sich wünscht. Aber etwas spät." Zum Teufel ist der Spiritus, die Pointe, auch das billigste Gefunkel eines geübten Bretterplauderers, das ich allerdings niemals vermissen würde, wenn andre Qualitäten zur Entschädigung da wären. Wie haben wir den Dichter des ‚Weißen Rößls' behandelt! Aber das ist nicht allein unvergleichlich amüsanter, sondern sogar künstlerisch erheblich sauberer als ‚Kinder' und ‚Das Prinzip' zusammen.

*

Ein Stück Kunst gewordene Natur wie Käthe Dorsch rechtfertigt immerhin, daß man die Mumie ‚Nora‘ aus ihrer Grabesruhe zerrt. Noch keine sah ich glücklich enden oder für dieses Ende richtig anfangen. Die Réjane und die Sorma trafen das verzogene Singvögelchen, die ausgelassene Mutter. Die Duse und die Triesch trafen die Frauenrechtlerin, das neue Weib. Die Desprès traf keine, weil sie mit Gewalt nach einer Vermittlung strebte. Der Dybwad glaubte man beide, glaubte man Alles, weil man ihr im Grunde gar nichts glaubte. Die Vorgängerin der Dorsch im Deutschen Theater, die herrliche Höflich, machte am Schluß, still, starr und groß, aus Ibsen Hebbel, der allzu überraschend hereinbricht. Die Dorsch ist von Schnitzler: ein süßes Mädel, blond, mollert, vergnügt, das rechtzeitig geheiratet worden ist, drei Kinder gekriegt hat, wie sichs gehört, und nie daran denken wird, sie zu verlassen, weil ihr Mann sich brutal, stumpf und spießig aufführt. Von diesen blühenden Lippen, wahren Kußlippen, diese welke Standrede über die Freiheit des Christenmenschen im allgemeinen und der modernen Frau im besondern hinzunehmen, fällt ziemlich schwer. Trotzdem: das Papier wird zur Poesie, und das Wunderbare, wovon Nora ein bißchen viel spricht, wird nicht einmal dadurch gehindert, lautlos um sie zu weben. Das Zeitdrama hat die Zeit aufgefressen; was das Schicksal der Tendenzliteratur zu sein pflegt. Die Rolle hat sich gehalten und wird noch Generationen von Schauspielerinnen dazu dienen, ihre Schönheiten Leibes und der Seele vor uns auszubreiten.

*

Grau, teurer Freund ... Die Theorie eines Schauspielertheaters ist, wie immer in der Theatergeschichte, wieder einmal durch die Praxis zerblasen worden. Die Gründer kehren ins Deutsche Theater zurück, von wo sie ausgegangen sind, und werden entdecken, daß es grade für frei schweifende Elemente wie sie Trost und Pflicht ist, auch einem rauhen Herrn zu gehorchen, wenn es schon kein gebildeter Despot sein kann. Oder meinen sie wirklich, daß unter Prinzipalen jeder Couleur nicht oft genug Prachtkomödianten vom Schlage Karl Etlings die ungeschmälerte Gelegenheit gehabt haben, sich an einem Abend von der Groteske bis zur Tragikomödie durch eine Fülle von Tönen hindurchzuspielen? Oder daß ein Thespis der alten Schule jemals so dumm gewesen wäre, ein wunderbar strotzendes Naturell wie Helene Weigel von seinem Karren zu stoßen? Die Beiden stehen und drehen sich, stolzieren und schwänzeln, springen und fliegen, bis nicht ihnen, aber uns der Atem wegbleibt, in der erschütternd lustigen Ghettokomödie: ‚Sonkin und der Haupttreffer‘ von Juschkiewicz und in der unverblichenen Posse: ‚Titus und der Talisman‘ von Nestroy, der die ‚Nora‘ nicht minder tödlich parodiert hätte wie die ‚Judith‘ und am tödlichsten seinen Landsmann Bahr, den Mehlspeis-Problematiker mit der beileibe nicht merkantilistisch angekränkelten Andacht vor dem Geschmack einer verkalkten Bourgeoisie. Bei den Schauspielern, die sich nicht so gut verstellen können, erholte man sich in einem Bezirk der Reinheit und Unschuld.

Die deutsche Republik von Erich Weinert

Bürgerliches Trauerspiel in 5 Akten

Prolog

(gesprochen von W. II., Monarch)

Bevor der Vorhang in die Höhe rutscht,
zwee Worte, kurz und sachlich hinjeschmettert:
Hier wird im deutschen Jeist jeknallt, jeputscht,
ein bürgerliches Schauspiel uffjeblättert.
Wir machen böses Spiel zur juten Miene,
so jut es jeht, auf schwarzweißroter Bühne;
die is jewissermaßen noch im Rohguß.
Das Spiel bejinnt. Ich scheide als Prologus.
Als Epilogus kommt mein ältster Knabe,
an dem ich meinen Wohlgefallen habe. (Ab.)

Erster Akt

(Ein ministeriales Schlafzimmer. Exzellenz Scheidemann im Bett, träumend. W. II. auf einer Wolke an sein Lager schwebend.)

Exzellenz Scheidemann:
Ich reiche Eurer Majestät die schwielige Hand.
W. II.: Mit Gott für König und Vaterland!
Exzellenz Scheidemann:
Und wenn die Welt voll Teufel wär!
Ich bin ja Kaiserlicher Staatssekretär.
W. II.: Auf Wiedersehn im Massenjrab!
Ich danke für Obst und hiermit ab.
(Er wird von einer Wolke nach Westen getragen.)
Ebert (tritt ein):
Wir müssen gleich auf dem Boden der Tatsachen stehn.
Exzellenz Scheidemann:
Ich hab sein Bild im Traum gesehn.
(Der Zwischenvorhang hebt sich: Die Volksvertreter werden sichtbar.)
Die Volksvertreter: Die Monarchie ist tot.
Es lebe rot!
Es lebe schwarzrotgold.
Exzellenz Scheidemann (zusammenbrechend):
Das hab ich nicht gewollt!

Zweiter Akt

(Am Brandenburger Tor. Dämmerung.)

Ludendorff (allein): Lindströmt der erste Märzenduft
durch alle meine Sinnen.
Kapp, Kapp, ich wittre Morgenluft,
Kapp, tummle dich von hinnen!
Die Brigade Ehrhardt (durch das Tor marschierend, singt):
Wir lassen uns,
wir lassen uns,
wir lassen uns nicht verhaften.
Ludendorff: Ei, wer kommt denn da?
Kapp (aus der Versenkung): Kanonendonner und Doria!
Pro gloria
et patria!
(Ein rotes Fähnlein kommt von links.)

Ehrhardt: Wir sind gestört.
Ganze Abteilung kehrt!

(Die Brigade marschiert ab. Kapp verschwindet in der Versenkung.)

Das rote Fähnlein: Nicht schießen!
Nur kein Blut vergießen!
Immer gentlemanlike!
Wir machen bloß ein bißchen Streik.

Der Reichswehrminister (zu Ludendorff):
Was machen Sie denn hier?
Sie wollen sich als verhaftet betrachten!

Ludendorff (lindströmend): Weshalb verwehrt man mir,
am Brandenburger Tor zu übernachten?
Ich bin ein Freund der kühlen Morgenbrise.
Ich werde gehn.

Der Reichswehrminister: Auf Wiedersehn!

Ludendorff: Ein Augenblick, gelebt im Paradiese! (Ab.)

Dritter Akt

(Die schwarzweißrote Jahrmarktsbude.)

Ausrufer: Immer rin ins Jeschäft!
Es trefft, wens trefft!
Blut muß fließen!
Immer rin in die Volksbelustigung!
Das fröhliche Ministerschießen
für Alt und Jung!
Hier sind noch zwei Prämien zu vergeben:
Erzberger und Rathenau sind noch am Leben!
(Es knallt.)
Hurra, Erzberger ist erledigt!
Scheidemann ist nur leicht beschädigt.
(Es knallt wieder.)
Rathenau liegt!
Die O. C. hat gesiegt.
Immer runter mit dem Zylinder!

Stimme aus der Tiefe (verhallend): Kinder, Kinder!

Vierter Akt

(Platz vor dem Reichstag. Herren im Gehrock, um eine Kanzel versammelt.)

Ebert: Nur immer heran!
Jetzt kommt der kommende Mann!

Cuno (besteigt die Kanzel):
Ich betrete würdig die Reichskanzlei
als stinnesischer Hapagei.
Auf der schwarzweißrotgoldenen Schanze
geh ich aufs Ganze.

Die Herren im Gehrock:
Ha, wie er die Inflation bewältigt!
Die Mark ist schon vertausendfältigt.

Cuno: Meine Herren Kollegen,
ich führe Sie herrlichen Zeiten entgegen.

Die Herren im Gehrock: Dem Verdienste seine Kronen!
Es geht schon Alles in die Millionen.

Cuno: Wir brauchen Orden, Kokarden
und Milliarden!

Die Herren im Gehrock: Er ist ein Genie
der Oekonomie.
O herrlicher Zustand!

Stimme aus dem Westen:
Ave Cuno, moratoria te valutant!

Cuno: Es lebe der heilige Devisius!

Stimme aus den Hinterhäusern: Schluß!

Cuno (besteigt einen Hapag-Dampfer im Hintergrund):
Daß Gott euch weiterhin beschirme!
Ich türme.
(Die Herren im Gehrock schauen ihm schweigend nach.)

Fünfter Akt

(Eine bayrische Höhe.)

Hitler: Beim heiligen Mussolini!
Wir brauchen an Kini.

Die Volksvertreter: Ha, schon naht er,
der Diktater!

Die Hakenkreuzritter (tumultu-arisch):
Wir liegen am Ufer des Mains
und trinken immer noch eins!

Hitler: Germanen!
Hißt die Hakenkreuzfahnen.
Ihr Herren von der völkischen Branche:
Revanche! Revanche!

Ludendorff: Weckt die Monarchen,
die im Kyffhäuser schnarchen!

Der Wieringer (erscheint): Ich bin auch schon da.
Schöne Empfehlung von Papa!
Verfassen wir eine Proklamation!

Hitler: Hat ihm schon!

Ludendorff: Das deutsche Volk wird jetzt regiert —

Stimme aus der Tiefe: Ist schon krepiert!

Hitler: Schade!

Ludendorff: Antreten zur Parade!

(Die Truppen marschieren ganz nach rechts ab; Hitler, Ludendorff und der Wieringer bilden die Nachhut.)

Unvorhergesehener Zwischenfall

Der Direktor (tritt an die Rampe und spricht):

Meine Damen und Herren! Der Vorhang kann nicht fallen, da die Vorhangzieher soeben in Streik getreten sind. Es ist jedoch bereits ein Gesetz in Vorbereitung, welches Vorhängen verbietet, im gegebenen Augenblick nicht zu fallen. Der vorgesehene Epilog wird nicht gesprochen, da das Stück als durchgefallen betrachtet werden muß. Die Umarbeitung des Fünften Aktes ist bereits im Gange. Er wird in ein paar Tagen wiederholt werden. Karten behalten Gültigkeit. Für inzwischen verhungerte Theaterbesucher stehen am Ausgang Leichenwagen zum Abtransport bereit. Heil!

(Der überlebende Teil des Publikums — zum größten Teil Devisionäre — verläßt fluchtartig das Theater.)

Bemerkungen

Auf halbem Wege

Das Juste Milieu des Juli-Königtums bediente sich eines Bürgerkönigs. Will das Juste Milieu der November-Republik seine Existenz durch einen neuen Bürgerkönig verlängern?

Am 8. November 1923 offenbarte der Ludendorff-Hitler-Putsch die erschreckende geistige Verfassung der deutschen Heimat. Zwei Tage danach, am 10. November, verließ der vormalige deutsche Kronprinz seinen holländischen Zufluchtsort und reiste ins zerrissene, von Krämpfen stärker denn je durchschüttelte Deutschland.

Im Juni 1920 hat Kronprinz Wilhelm, wie auf Seite 146 seiner ‚Erinnerungen' zu lesen steht, in sein Tagebuch folgende Eintragung gemacht:

> „Wie nun (durch den Kapp-Putsch) die geistige Verfassung der Heimat sich offenbart hatte, mußte ich fürchten, zum Zankapfel der gegnerischen Pareien zu werden, mußte ich besorgen, daß meine Rückkehr, und wenn ich selbst mich jeder politischen Stellungnahme auch noch so ferne hielt, ohne Rücksicht auf meinen Willen von der einen oder andern Richtung zur Parole neuer Kämpfe für oder gegen bestehende Zustände gemacht werden würde. Die Gründe, die für mich an jenem 11. November 1918 entscheidend gewesen waren, an dem ich mich mit schwerem Herzen zur Fahrt nach Holland entschlossen hatte, erwiesen sich als noch nicht überwunden — ich mußte also, wenn ich den Sinn meines Opfers von damals erfüllen und dieses nicht durch ein Versagen auf halbem Wege entwerten wollte, weiter warten und harren."

Wir stehen auf halbem Wege.

Acht Tage vor Ausbruch der Juli-Revolution, die Louis Philippe auf den Thron trug, erklärte dieser, er werde sich lieber in einem Mörser zerstoßen lassen, als König in Frankreich werden.

Man kann den Mörser mit dem Thron verwechseln.

Conrad Munk

Ecce homo

There are more things in heaven and earth . . .
Skakespeare

In der Straßenecke, an der Mündung einer jener Nebenstraßen, die der gestiefelte und gespornte Fuß des Generalleutnants Müller noch nie betrat, wo Kinder lärmend spielen und scheue, wissende Augen in den fahlen blonden Gesichtern stehen haben, wo die alten Frauen zerfallen an den Häusern entlang schleichen, den Rücken von unsichtbaren Lasten gebeugt, und wo gelegentlich Einer umfällt, ohne Geste und Schrei (er hat nur das eine Wort: Hunger! auf den trockenen Lippen) — dort fandest du, Mitmensch, in einer abenteuerlichen Type neulich etwa das Folgende gedruckt angeschlagen:

Lesen! Abschreiben! Verbreiten!
Mitbürger! Arbeiter! Angestellte! Beamte
An die Laterne mit den Pfaffen!
Die Kirche ist das gefügige Werkzeug der Ausbeuter. Sie hat den Krieg, die Teuerung, unsre Not gewollt und gepredigt.
Ich klage an! Man verhafte mich und lasse mich Rede und Antwort stehen.
Was ich schreibe, verantworte ich.
Die Kirche ist eine H ... e!
Neuegasse 15 ist ein Mörderhaus!
K. Stempel,
Wahrer Christ, Kämpfer Jesu

Davor Publikum, das dem Pamphlet seine Zustimmung oder Nichtachtung angedeihen läßt: die Zustimmung des selbstbewußten kleinen Revoluzzers mit dem gewissen Schuß spießiger Arro-

ganz, den das Gefühl der „besondern“ zeitgemäßen Meinungsäußerung dem Kleinbürger (weniger dem Arbeiter) verleiht, und die Nichtachtung des Unbelehrbaren, des Satirikers als Impotenz, des Voll- und Ganzbarts. (Ihr Spötter, es wächst euer Schuldkonto mit jedem Urteil, das ihr leichtsinnig fällt. Seid bange um den eignen Freispruch!)

K. Stempel — lies den Namen, Mitmensch, und laß dich von Balzac belehren: man kann unmöglich Namen erfinden. Dieser da ist echt. Geheime Beziehungen walten zwischen ihm und der Person, die ihn trägt. Trägt sie ihn als eine Bürde, eine erdrückende Last? Es könnte der Name des ewig Verkannten sein, der sich zu Größtem berufen fühlte und beispielsweise ein Schreiber, ein Buchbindergehilfe, ein Ichweißnichtwas in diesem Dasein geworden ist.

K. Stempel, den die Superklugen kurz und bündig einen Pathologen nennen: wer darf sich rühmen, das Geheimnis deiner dunkeln Existenz ganz ergründet, dich nach Art und Wert auf einer der Preislisten heutiger Weltbetrachtung verzeichnet zu haben? Kann sein, du bist an dem Punkte angelangt, wo der dumme und unnütze Kreis eines Lebens je eher umso lieber endet. Vielleicht wäre dir übermorgen der Strick zu teuer, zu dem du morgen greifen wirst. Vielleicht saßest du bei der Abfassung obigen Pamphlets frierend, hungernd, verbittert, und deine Gedanken rissen sich wie ein verdorbenes Uhrrad immer wieder los und drehten sich in der verkehrten Richtung. Und dein Pamphlet in seiner mustergültigen Kürze, mit der geheimnisvollen Anschuldigung am Ende — ist es ein Stück Geschichte deines Lebens, die, wie alle guten Romane, aus wenig mehr als drei Worten besteht, die schon einmal von Caesar oder jemand Anderm ausgesprochen worden sind?

Was frommt es, zu feilschen und zu tüfteln, ob Recht ist oder Unrecht, wahr oder Lüge deine Anklage! Ob du ein Einsamer bist, oder welche Sekte dir ihren religiösen Spleen ins Hirn praktizierte. Wir ahnen nur, daß du ein Gläubiger bist und schreiben mußtest, was du schriebst.

Weiter nichts. Die Welt hat neues Geheimnis täglich, stündlich. In der Stunde aber, die dich, K. Stempel, entrücken wird ins unendliche Geheimnis, kann geschehen, daß du erhöht wirst um deiner Schmerzen willen. Denn die schwach sind und Not leiden hier unten, sollen ewiges Heil erfahren, nach der letzten Stunde.

Fiete Fischer

Tomtelilla

Ist es verboten, über ein Buch seiner eignen Frau zu schreiben? Es ist verboten. Trotzdem tu ich es. Aus dem einfachen Grunde: weil ich es nicht lassen kann. Ich schreibe nicht, weil, sondern: trotzdem das Buch von meiner Frau ist.

Trotzdem es von einer Frau ist. Denn wie selten — wie selten besonders bei uns Deutschen — geschieht dies Wunder: daß eine Frau schreiben kann. Allerdings: Clara Nordström ist auch keine Deutsche — sie ist Schwedin, echte Schwedin, in Schweden geboren (bei Regimentsmusik in Carlskrona), in schwedischen Wäldern aufgewachsen, und erst mit siebzehn Jahren kommt sie nach Deutschland, hört und lernt sie mühsam die ersten deutschen Worte . . . Und schreibt in deutscher Sprache: zuerst tastend, dann immer sicherer knappe, gedrängte Novellen, in denen jedes Wort wie gemeißelt, ohne Beiwerk und schmückende Zutat, neu und ursprünglich dasteht — man spürt zuweilen den großen Lehrer Heinrich Mann, die Musik seiner italienischen Novellen.

Und jetzt hat dieser schwedische weibliche Chamisso einen ganzen Roman geschrieben: ‚Tomtelilla‘ (bei Rösl & Cie in München). Tomtelilla ist eine kleine schwedische Stadt, die so klein

ist, daß man sie auf keiner Karte finden kann. Und nichts geschieht in Tomtelilla — keine Revolution, kein Erdbeben, und nicht einmal ein großer Mann ist in Tomtelilla geboren. Dafür trinken die Leute von Tomtelilla Punsch und Schnaps, essen Klippfische und geschmorte Schweinsrippen mit Pflaumen gespickt zu Weihnachten, süße Walderdbeeren im Juni und Krebse im August. Und wie die Leute von Tomtelilla Weihnachten feiern! „Die acht Laternen der Stadt Tomtelilla mußten schon am Mittag von dem alten Magnus angezündet werden. Rote, blaue und grüne Holzhäuser standen im hohen Schnee. Es war der vierundzwanzigste Dezember, und in jedem Hause wurden in großen Töpfen gesalzene Schinken gekocht und gemahlenes Schweinefleisch durch Hornringe in schlaffe Wursthüllen gepreßt. Das selbstgebraute Bier aus schwarzen Wacholderbeeren lagerte im Keller. Der Klippfisch war schon aus der Lauge gehoben, in der er tagelang gequollen hatte, in ein weißes Tuch eingeschlagen und in siedendes Wasser gesenkt worden. Sein durchdringender Geruch erfüllte die ganze Stadt."

Doch die Leute von Tomtelilla wollen sich nicht mit ihrem beschaulichen Dasein begnügen: sie wollen höher hinaus. Was sie aber Alles anstellen, um sich von ihrer „Ruhmlosigkeit zu retten" — das will ich lieber nicht verraten, das müßt Ihr selbst lesen! Und Ihr werdet merken: dies Tomtelilla mit den bunten Häusern, den Kullersteinen auf dem Marktplatz, zwischen denen das Gras wächst — dies Tomtelilla liegt auch mitten unter uns, hier und überall, heute und allezeit, und das scheinbar so weltferne Märchen von seinen seltsamen Leuten wird grade für uns unheimlich aktuell, ohne dabei (und das ist das Schönste an der ganzen Sache!) mit einem Wort ins Lehrhafte, ins Belehrende zu entgleisen.

Ein deutsches Buch — von einer Schwedin geschrieben; ein schwedisches Buch — geschrieben für uns Deutsche!

Siegfried von Vegesack

Arietta

An F. W.

Dämmrung webt, den grellen
Tag begrabend.
Fern: ein Gong.
Schwebend hoch im Abend:
Der Balkon.

Eine Frau weht weich im Winde.
(. . . weint? . . .) —
Ossip geht durchs Tale gelinde,
Das der Mond bescheint.

Berge seiner sonderbaren Reise
Schimmern blau wie Glas.
Oft verweilt er seufzend leise:
Françoise . . .

Ossip Kalenter

Liebe Weltbühne!

Wilhelm dem Ersten war kein Mensch so zuwider wie Eugen Richter. Eines Tages sollte er einen Hauptmann Richter zum Major befördern. Er wollte nicht. Der sei doch gewiß ein Verwandter des Abgeordneten. Man versuchte, ihn davon abzubringen. Vergeblich: er verlangte, Stammbäume, Kirchenbücher, Geburtszeugnisse und noch tausend und drei Dokumente zu sehen. Nachdem der Beweis geliefert war, daß wirklich keinerlei Beziehung zwischen den beiden Richtern bestand, ließ er sich schweren Herzens die Unterschrift abzwingen. Der Mann mit der Unterschriftenmappe entfernte sich. Der alte Herr blieb mit seinem Adjutanten allein, schüttelte bekümmert das Haupt und sprach: „Aber recht ist es doch nicht."

Antworten

Dr. Felix Kautsky. In Nummer 46 sind die Namen der Offiziere genannt worden, die sich am 5. November 1918 für ihre Flagge eingesetzt haben. Jetzt machen Sie darauf aufmerksam, „daß keiner dieser drei Männer ein Adliger war, und daß einer von ihnen sogar einen stark jüdischen Namen trägt", und nennen das „zwei Tatsachen, die für sich selbst sprechen". Aber daß der Name Heinemann „stark jüdisch" ist, das ist so gewiß eine Tatsache wie etwa, daß alle glattrasierten Herren Schauspieler oder Engländer sind. Ich kenne mehr Christen Heinemann als Juden und glaube kaum, daß das kaiserliche Deutschland Wert darauf legte, Juden zu Korvettenkapitänen zu machen.

Lüneburger. Man muß ja wohl an der Menschheit verzweifeln, die zuläßt, daß ‚Die Menschheit', die tapfere pazifistische Wochenschrift, seit der Verhängung des Belagerungszustandes von den militärischen Machthabern verboten ist. Aber auch an einer, die die Ermordung zweier Kinder durch ihre verzweifelte, vor Hunger verzweifelte Mutter nicht mit Verzweiflung aufnimmt, sondern mit der nüchternen Feststellung, daß dafür zwei Jahre Gefängnis angemessen seien: denn „die Frau habe die Pflichten, die sie gegen ihre Kinder und gegen das deutsche Volk hatte, in der gröblichsten Weise vernachlässigt; wenn sie nämlich aus dem Leben scheiden wollte, dann habe sie unter keinen Umständen die Kinder mitgehen heißen dürfen; das deutsche Volk habe jetzt alle Ursache, mit Menschenleben sehr sparsam zu verfahren, und so habe sie sich auch am Volke versündigt; für die hinterbliebenen Kinder würde schon von der Allgemeinheit gesorgt worden sein". Die freilich dafür bekannt ist, daß sie in Waisen von armen Selbstmördern durch auskömmliche Ernährung, Bekleidung und Behausung nichts als Lebensbejahung zu wecken beabsichtigt und versteht.

Mathematiker. Morus hat voriges Mal 100 Millionen Goldmark nachgesagt, daß sie, bei einem amtlichen Dollarkurs von 2,5 Billionen, 250 Trillionen Papiermark wert oder unwert seien. Du imposanter Schlaukopf hast auf der Stelle gemerkt, daß er den Rechenfehler gemacht hat, Goldmark gleich Dollar zu setzen. Die vorzunehmende Division mit 4,2 ergibt 60 Trillionen. Daraus sind inzwischen schon 100 Trillionen geworden. Und warte nur, balde werden es 250 Trillionen sein.

Anständiger Bayer. Nein, ich bin mir immer bewußt, daß es unrecht wäre, über den einen unschuldigen Fechenbach die vielen unschuldigen Niederschönenfelder zu vergessen, durch deren Behandlung Ihr Land erreicht hat, daß es von der Welt genau so eingeschätzt wird wie die deutschen Geistesgrößen, die zu dieser Kulturschande ehern schweigen. Was für eine es ist, beweise ihnen und Ihnen der folgende Brief: „Die Verhältnisse in Niederschönenfeld verschlechtern sich von Monat zu Monat. Während der vier Jahre, die ich dort gefangen war, haben die Verschärfungen noch niemals eine derartige Härte angenommen wie kurz vor meiner Entlassung. Da die meisten Festungsgefangenen ihren Studien obliegen, die vom Vorstand als für den Staat unproduktiv angesehen werden, so heizt die Verwaltung die Räume nur, wenn sich ‚produktive' Gefangene im Zellenbau befinden, das ist: werktags von 4 bis 6; aber die übrige Zeit und den ganzen Sonntag herrscht eine Hundekälte. Auf Verfügung des Justizministeriums wurde die Verpflegung bedeutend, fast um die Hälfte, eingeschränkt, sodaß sie heute als völlig ungenügend bezeichnet werden muß. Das Vorgehen der Zensur spottet jeder Beschreibung. Wegen eines einzigen Wortes werden seitenlange Briefe beschlagnahmt. Geldsendungen von Organisationen werden von der Verwaltung zurückgesandt, ‚da der Ursprung agitato-

rischen Charakter verrät', jede Danksagung wird unmöglich gemacht, da sie wegen ‚Anknüpfung neuer Verbindungen' zum Akt genommen wird." Der Briefschreiber kündigt mir „einen ausführlichern Bericht" an. Aber schon heute erscheint mir nötig, daran zu erinnern, daß in wenigen Wochen Weihnachten ist. Geldsendungen für die Niederschönenfelder werden zuverlässig ihrer Bestimmung zugeführt, wenn sie an die ‚Frauenhilfe, Gewerkschaftsverein, München', Pakete mit Lebensmitteln und wollenen Kleidungsstücken, wenn sie an Ferdinand Luttner in Niederschönenfeld adressiert sind und keinerlei schriftlichen Vermerk tragen.

Zeitbetrachter. In den illustrierten Blättern waren Bilder von Bonar Laws Bestattung zu sehen. Bei der Ueberführung in die Westminster-Abtei schreiten zu beiden Seiten des Sarges die Hauptpersönlichkeiten des politischen England. Auf der rechten Seite ist die Reihenfolge: Ramsay Macdonald, Austin Chamberlain, Asquith, The Speaker, der Prinz von Wales. Mit andern Worten: zuerst die Führer der Opposition nach der Bedeutung und Größe ihrer Fraktionen, darauf der Präsident des Parlaments und erst dann der Vertreter der Krone. Diese Beisetzung fand in den Tagen statt, wo die deutsche Republik, halb unbegreiflich verblendet, halb selbstzerstörungsgierig, den Ex-Kronprinzen zu sich hereinließ und damit der Entente, die grade zerfallen wollte, wieder eine gemeinsame Plattform zimmerte. Aber Monarchie hin, Republik her: kann man sich in Deutschland eine ähnliche Reihenfolge denken? Der Thronerbe an fünfter Stelle hinter dem Arbeiterführer! Gesinnung ist die halbe Demokratie. Ach, Deutschland hat überhaupt keine. Demokratie, selbstverständlich.

Sozialdemokrat. Was macht deine Partei eigentlich während der schwersten deutschen Krise, die eine schlecht verhüllte Militärdiktatur einleitet? Was sie macht? Nun, ein neues Witzblatt. Das ist durchaus kein Scherz und keine Pointe, Dinge, die man bei euch nicht liebt. Nein, tatsächlich trifft man Anstalten, der Partei ein Fraktionswitzblatt anzugliedern. Aber bilden sich diese Burschen im Ernst ein, überhaupt über irgend Jemand Witze machen zu dürfen? Sind sie legitimiert, lachend auch nur Einem Reaktionär die Wahrheit zu sagen, die sie in ihren Presseorganen jahrelang nicht geduldet haben? Umfall im Kriege; Umfall nach dem Zusammenbruch; Augen rechts während einer dauernd abgestoppten Revolution; Feldwebel Noske; Vereinsmeierei und brüllender Skatnationalismus; Selbstbetrug und Arbeitertäuschung; Funktionärsklüngel und Bonzenbürokratie; Umfall, Umfall, Umfall; kriechende Angst vor den bewaffneten Banden, die sie selbst erst in den Sattel gesetzt hatten; Zustimmung zu der Rückkehr des Ex-Kronprinzen; Kompromiß und goldene Mittelstraßen, die alle, alle, alle in die Pleite geführt haben, wohin sie immerdar führen werden. Verrat ohne Lohn; sich brauchen lassen um Nichts; schön tun und dafür Fußtritte in die Kehrseite beziehen — und so etwas will noch Witze machen? So etwas will glossieren und eine vorsichtig gezähmte und parteimäßig gereinigte Satire schulgerecht vorreiten? Der wahre Jakob, der verdorrte Philipp, der gelackmeierte Friedrich — kusch!

Der Zug nach Rechts von Otto Flake

Die Dinge sind sehr selten für eine abschließende Betrachtung reif, aber jede neue Phase erlaubt, zu fragen, wie man sich abfindet. Man verleugnet seine Ueberzeugungen nicht, man gruppiert sie um.

Wer sich als Demokrat und Republikaner fühlt, wird feststellen, daß es in den letzten vier Jahren zwar eine demokratische und republikanische Möglichkeit, nicht aber eine Wirklichkeit gegeben hat. Er wird sich endgiltig aus den Parteien zurückziehen, die behaupten, diese Ideen zu vertreten; er kann es mit Verachtung tun, er hat das Recht dazu.

Denn das ist gewiß: alle Vitalität, alle Energie war bei den Andern. Ich, wir, man hat also mit der Partei der Oeser, Theodor Wolff und der Sozialisten, bei denen einem gar nicht erst ein Name einfällt, nichts mehr gemein, mögen sie doch sehen, wie sie sich aus der Sache ziehen; am besten lösen sie sich auf, um Das, was an Kräften in ihnen ist, vom Schema freizumachen.

Der Zug nach rechts ist eine Tatsache; braucht man darüber zu verzweifeln? Bei jedem andern Volk als dem deutschen würde ich sagen: Diese Konstellation hat an sich nichts Erschreckendes. Eine konservative Regierung, das bedeutet ja nur eine Regierung, in der die wirtschaftlich mächtigsten Gruppen, das Kapital, die Industrie, die Landwirtschaft, zur Macht gekommen sind.

Wenn man real denkt, ist das nichts als ein Aufmarsch, der nahe lag und sich nun vollzogen hat. Neben diesen Gruppen gibt es noch immer die der Arbeitnehmer, der mittlern und kleinen Leute, und kein Konservativer kann an diesem Umstand vorübergehen, ihn aus der Welt schaffen.

Man sieht, ich nehme hier an, daß die Konservativen ihrerseits real denken. Wer real denkt, wird nicht darauf sinnen, Interessentenverbände, in denen sich die Wirklichkeit eines modernen Staates zusammenfaßt, niederzuknüppeln, sondern ihr Recht auf Leben und Wirkung anerkennen. Ich werde nicht idealisieren, wenn ich sage, daß diese Auffassung in England herrscht, wo die Arbeiterpartei ohne Ideologie, Theorie und Weltanschauungsdoktrin ein Faktor ist, gegen den kein Herrengelüst aufkommt; das Herrengelüst gilt dort als veraltet oder als schlechter Verstand im Gegensatz zum gesunden Verstand — glückliches Land!

Die Situation wäre also auch bei uns keineswegs verzweifelt, wenn, ja wenn unsre Konservativen von dieser nüchternen Art sein wollten. Aber bei uns spielen Imponderabilien mit; wir sind gradezu das Volk der imponderabeln Zwischentöne geworden. Wir versuchen nicht einfach, einem Staat und einer Wirtschaft eine Form zu geben, wir politisieren, das heißt: wir kannegießern mit Stimmungen, Erhitzungen, Idealen.

Ordnung ist uns nicht etwas — ich kann nur wieder sagen: Nüchternes, sondern eine pädagogische Idee der fixen Art. Nicht das sachlich Gegebene, das Gemeinwohl und ein gesunder, angesehener Staat bestimmen uns, sondern die Macht, die mit Hilfe einer Regierungsform ausgeübt werden soll. Jeder bevormundet in diesem Land den Andern; es will mir scheinen, als seien wir im Grund noch nicht aus dem Stadium der religiösen Unduldsamkeit herausgetreten.

Anderswo hat man auch Monarchien, aber nirgends ihren Absolutismus. Anderswo ist der Beamte, ist die Armee ein Organ der Ausübung, fest in der Hand der Regierung ruhend. Bei uns geht die Entwicklung noch immer dahin, sie zu Bütteln der herrschenden Klasse zu machen. Nirgends gibt es überhaupt eine herrschende Klasse im deutschen Sinn, man hat draußen ein System der führenden Klassen und der beteiligten, die langsam, zäh nachdrängen.

In den Augen des theoretisierenden Sozialisten ist das ein Uebel. Zugegeben; aber dieses Uebel ist lebensfähiger und sympathischer und sogar menschlicher als unser Nichtsystem, in dem Einer gegen den Andern wie ein Wolf steht, der den Mitwölfen an die Kehle will.

Der Marxismus hat versagt, ganz recht. Indessen, so präzise, wie, zum Beispiel, der Herr v. Kahr eine solche Erkenntnis ausspricht, dürfte sie nie und nimmer ausgesprochen werden. Dieser Staatsmann und hundert andre mit ihm haben die Intelligenz eines Sekundaners, im besten Fall eines pedantischen Pädagogen, der nicht mehr wert ist als ein Sekundaner.

Weil der Marxismus versagte, will man den arbeitenden Klassen das Recht nehmen, ihre Interessen, ihren Gesichtspunkt, unter dem sie Welt und Leben betrachten, als Gesamtauffassung zu lehren. Wiederum: dahinter steht der Wunsch, die Arbeitnehmer aus einem Faktor im Staat zu einem Objekt zu machen. Der Machthunger steht dahinter.

Mit andern Worten: man will den Arbeiter, für den der Sozialismus das Natürliche ist, dadurch bekehren, daß man ihm eine Gesellschaftsordnung aufzwingt, die ihre Unfähigkeit fürchterlich bewiesen hat. Damit komme ich zum Hauptdefekt des Deutschen: seinem Mangel an Gegenwartssinn, an neuen Ideen, an einem ehrlichen Verhältnis zu den Ideen Fortschritt, Freiheit, Würde. Er bringt nichts hervor, er klammert sich an Das, was ihm gelehrt worden ist.

Ein vernünftiger Konservativismus wäre eine Sache, mit der man sich verstehen könnte. Nüchternheit, Erfahrenheit, guter Wille, die Idee des gemeinsamen Landes und des Ausgleichs aller Interessenfaktoren, darin würde ich den vernünftigen Konservatismus sehen.

Ich mache mir keine Illusionen; erfahre ich doch täglich, daß man mich für einen Bolschewisten oder Kommunisten hält, warum? Weil ich der Mattheit des Bürgertums, der Feigheit der Demokratie, der Erhitzung der Nationalisten opponiere. Opposition aber, das ist in Deutschland Vaterlandslosigkeit. Ich gebe zu bedenken, auf welchen Mangel an Klarheit das schließen

läßt, welche Mißachtung es bei den ausländischen Beobachtern erzeugt.

Alle Umstände wären gegeben, daß kluge Konservative und kluge Demokraten zusammenfinden, um zusammenzuarbeiten. Die vernünftige Mitte ohne den Haß und die Bevormundung wären möglich. Sie ist die Forderung. Niemand erfreut es, ohne nationale Gemeinschaft zu leben, man vegetiert ja nur. Eine übergeordnete Staatsgewalt ist nötig, aber keine, die mit dem Ausnahmezustand regiert und das Militär mehr Macht gewinnen läßt, als ihm zukommen darf.

Es ist nicht so wichtig, ob eine konservative oder liberale Regierung das Steuer ergreift; unter ausgeglichenen Menschen ist der Unterschied nicht groß. Aber da liegt das Problem: Sind die Deutschen fähig, ausgeglichen zu werden? Gelingt es ihnen nicht, so sind sie als Nationalstaat erledigt.

Hochschulreform von Alfons Steiniger

Was tut not? Arbeit, mehr Arbeit tut not! Walther Rathenau schrieb einmal: „Aufgabe und Schickung unsrer Zeit spricht sich aus als eine Not, wie jede Menschheitsschulung; von der seelischen Stärke der Menschen aber hängt es ab, ob sie sich dem dunkeln Willen unterwerfen, oder ob sie den Zwang meistern.“ Wem Hölderlin ein besserer Zeuge scheint, der höre seinen sehr wenig pessimistischen Satz: „Wo aber die Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Wir glauben also, daß es die Aufgabe unsrer akademischen Jugend ist, mehr zu arbeiten. Denn wenn die aufgeregten Massen draußen wüßten, daß unsre Hochschuljugend fünf Monate im Jahre Ferien hat und in sieben Monaten — sagen wir einmal: nicht ohne Unterbrechung arbeitet, daß sie eine große Zahl unbequemer Kollegs, sobald der Testierpflicht genügt ist, schwänzt; daß sie die Nächte in der stickigen Luft der Kommerse zwischen ungeistigem Witz und äußerlicher Ergebenheit gegen den Comment verbraucht; daß die deutsche Jugend des Geistes, die Erben Goethes und Fichtes, Kant und Nietzsches heute genau so oft und freudig auf dem Paukboden stehen wie 1913: die aufgeregten Massen, die das wüßten, würden die Universitäten wegfegen, zumindest aber die Korporationen, die (daran darf man die reaktionären Kommilitonen erinnern) in der Zeit der Reaktion vor hundert Jahren allesamt verboten waren.

Wir kennen die Einwendungen, die jetzt kommen: es wird uns von der körperlichen Ertüchtigung erzählt werden — wir sehen nur nicht ein, warum die Jugend nicht auch durch ein wirtschaftliches Dienstjahr oder durch intensive Arbeit während der Studienzeit ebenso sollte ertüchtigt werden können. Aber die schöne Romantik, nicht wahr? sagen die Väter, die in ihrem Beamtenphilisterium an schwärmerische Studentenjahre, an Säbel und Mädels und Wein zurückdenken — und die Jungen, romantisch begeistert inmitten einer trostlosen Gegenwart, sagen es ihnen nach: drei, vier Jahre Romantik braucht man im Leben. So? Und was haben die Jungen, die gezwungen oder freiwillig hinauszogen, und deren zerschundene Leiber unter den Feldern Frankreichs, unter den Fluren Rußlands, in den Bergen Italiens und sonst draußen in der Welt liegen — was haben die romantisch

genossen? Nein, ich empfinde anno 1923 die Sauferei, die Schlagerei und den übrigen Korporationsrummel als die Fratze, aus der tollkühn die Verwegenheit einer immer noch unbeschäftigten Jugend schreit. Man darf von diesen jungen Leuten nur einmal verlangen, daß sie vom Arbeiter sprechen, und man hört die ganze Gehässigkeit, mit der sie das Wort umgeben. Deutsche akademische Corpsjugend, werdet Arbeiter, irgendworan: am deutschen Boden, am deutschen Menschen, am deutschen Staat — aber gebt auf, Ritter sein zu wollen, wo wir Retter brauchen.

Meine Ausführungen wenden sich selbstverständlich mit keinem Wort an die Vielen, die unter Not und zäher Arbeit in Bergwerken, auf dem Lande und sonstwo ihr Leben dem Geiste aufsparen, die seine Verwirklichung wollen und sich in ihrem Elend den Glauben an ihn nicht nehmen lassen. Sie sind nicht in den Verbänden, wo man säuft, rohe Witze reißt und sich die Knochen zerschlägt, ihnen braucht man die Erfüllung ihrer endlichen und ihrer unendlichen Aufgabe nicht nahezulegen. Der Mahnruf gilt den Andern und, da sie ihn nicht hören werden — in Umkehrung eines alten Wortes, daß den Zimmermann braucht, wer die Axt nicht im Hause hat —, Denen, die die Hochschulen verwalten: Fort mit der bisherigen Regelung der Ferien, fort mit der Einteilung in Semester, schafft Trimester, die Ihr dann so organisieren könnt, daß die Werkstudenten einen Halbtag „frei" zu ihrer körperlichen Arbeit haben! Wenn auf den deutschen Hochschulen neun bis zehn Monate von allen Studenten gearbeitet würde, könnte es möglich sein, die Pflichtvorlesungen auf den Nachmittag zusammenzudrängen.

Dies ist der Kern der Hochschulreform. Viel Taktisches, manches Prinzipielle mag daneben erforderlich sein — das wichtigste Gebot ist: Mehr arbeiten! Wie sollen einmal Männer, die in ihren kräftigsten Jahren sieben Monate des Jahres täglich zwei bis drei Stunden und fünf Monate gar nicht gearbeitet haben, den Handarbeiter überzeugen, daß er auch nur ein Mal mehr als acht Stunden täglich im ganzen Jahr arbeiten solle — er, der diese Arbeit sozusagen seit seinen Knabenjahren verrichtet! Die Not hat uns träumen gelehrt und zu Krämern gemacht (Dollar plus Romantik, Devisen plus Diktatur, das soll die Rettung ergeben): sie muß uns endlich arbeiten lehren — uns geistige Jugend, die wir uns darauf vorbereiten, die Talwanderung unsres Volkes zu beenden und es zu den Menschheitshöhen zu führen, die im ewigen Lichte liegen. Die metaphysische Aufgabe hat ihre physische Voraussetzung — wer die eine will, muß die andre vollziehen. Die Menschen der Tat haben einer nervös verzweifelnden Gemeinde den Untergang des Abendlandes wahrscheinlich gemacht. Die Menschen der Arbeit werden das taube Gebilde zerschlagen, die neue Form schaffen müssen, bis der Mann der Idee kommt, in sie die reine Glut zu gießen.

Dies ist das Ziel und jenes ein Weg zur Reform der hohen Schule, durch die die akademische Jugend, und jener höhern, durch die mit ihr das Volk und die Menschheit ziehen. Der banale Weg zum Ideal heißt: Arbeit, sehr viel Arbeit! Daß er der richtige Leitpfad ist, hat ein berliner Professor (man ist ja so froh, auch einmal ein humanes Wort eines berliner Professors berichten zu können) in einer seiner Abschiedsvorstellungen, also der berliner Kriminalist Kohlrausch

gezeigt. Mit seinen Worten die ich aus dem Stenogramm hier wiedergebe, schließe und bekräftige ich meinen bescheidenen Beitrag zu dem Thema ‚Hochschulreform‘: „Sie werden erst dann, meine Herren, ein Recht haben, sich national zu nennen, wenn Sie für diese Ihre Nation gearbeitet haben. Die Mitgliedschaft einer Partei entscheidet nicht, sondern nur Ihre Arbeit.“

Chaos von Gottfried Benn

Chaos — Zeiten und Zonen
Bluffende Mimikry,
Großer Run der Aeonen
In die Stunde des Nie —
Marmor Milets, Travertine
Hippokratischer Schein,
Leichenkolombine,
Die Tauben fliegen ein.

Ebenbild, inferniertes
Erweichungsparasit;
Formen-onduliertes
Lachhaft und sodomit;
Lobe —: die Hirne stümmeln
Leck im Sursumscharnier,
Den Herrn —: die Hirne lümmeln
Leichenwachs, Adipocir.

Bruch. Gonorrhoische Schwarten
Machen das Weltgericht:
Waterloo: Bonaparten
Paßte der Sattel nicht —
Fraß, Suff, Gifte und Gase —:
Wer kennte Gottes Ziel
Anders als: Ausgang der Blase
Erectil?

Fatum. Flamingohähne
Geta am Darm commod,
Anderweit Tierschutzmäcene
Kommt, ersticht ihn beim Kot —
Fraß, Suff, Seuchen und Stänke
Um das Modder-Modell —
à bas die Kränke
Individuell.

Keine Flucht. Kein Rauschen
Chaos. Brüchiger Mann.
Fraß, Suff, Gase tauschen
Ihm was Lebendes an
Mit im Run der Aeonen
In die Stunde des Nie
Durch der Zeiten und Zonen
Leere Melancholie.

Seeckt von einem Stabsoffizier

Auch berufsmäßige Soldatenfresser, wie die meisten sozialdemokratischen Führer sein zu müssen glauben, werden eins nicht bestreiten: die Reichswehr hat, getreu den besten Traditionen des alten Heeres, immer loyal hinter der jeweiligen Regierung gestanden; und sicherlich oft gegen die innerste Ueberzeugung der Offiziere und vieler Soldaten. Daß 1920 das Unternehmen Kapp-Lüttwitz und 1923 der Putsch des Herrn Hitler gescheitert sind, ist vor allem das Verdienst dieser kleinen Armee, die in den fünf Jahren seit dem Kriegsschluß der General v. Seeckt mit großer Geschicklichkeit und mit bemerkenswertem politischen Takt geführt hat und führt. Wäre die Reichswehr an die Seite Hitlers getreten — wie die italienische Armee den Diktator Mussolini passiv unterstützt hat —, so hätten wir jetzt wahrscheinlich eine nationalsozialistische Diktatur. Ob das ein Glück oder ein Unglück für Deutschland wäre, das hinge allein von den Fähigkeiten der leitenden Männer ab, und die sind diesmal eben nicht Minister oder Mitglieder eines Direktoriums geworden, sondern Hochverräter, weil nämlich die Sache schief gegangen ist. Freilich, für uns verhungerte Zeitgenossen haben alle diese Worte: Hochverräter, Putschist, Mitputschist, Halbputschist, Nationalbolschewist und Reaktionär etwas an Frische verloren. Mag der Kerl sein, was er will, wenn er nur kann, was er soll.

Was aber soll er können? Er soll uns vor der Uebervorteilung durch Handel, Industrie und Landwirtschaft und vor Streiks bewahren. Er soll Ruhe und allen Schichten erträgliche Lebensbedingungen schaffen. Er soll Vertrauen in die Weisheit seiner Maßnahmen erwecken. Das sind Aufgaben, die deutlich zutage liegen, und die sicherlich zu lösen sind. Daß das parlamentarische Schaukelsystem an ihnen versagte, ist im Grunde ganz natürlich, weil jeder Parlamentarier mit einer der zu bekämpfenden Gruppen so oder so verbunden und dadurch in seiner Handlungsfreiheit gebunden ist. Also richten sich beinah automatisch Aller Augen auf eine Persönlichkeit, die keiner Partei angehört und doch zur Zeit Träger der Reichsgewalt, nicht nur de facto, sondern auch de jure ist: auf den Führer der Reichswehr, der ultima ratio Eberti, so graulich dieses Eingeständnis den sozialistischen Zünftlern strenger Observanz immer klingen mag.

Im Leben Hindenburgs hatte die welthistorische Stunde geschlagen, als der Kaiser fliehend sein Reich und sein Heer im Stiche ließ. Aber der loyale alte General überhörte sein Stichwort, stellte sich auf den Boden der Tatsachen und gehorchte gewohnheitsmäßig, gehorchte einfach den neuen Machthabern, deren einzige reale Macht — eben der gehorsame General war. Und ist; wie sich jetzt wieder herausstellt. Denn in diesen kritischen Tagen, wo pensionsberechtigte und andre „Hochverräter" ihr munteres Spiel treiben, ist der Repräsentant der Exekutive eine Art ruhender Pol und der stärkste Mann im deutschen Reich. Wer ist dieser Mann, was kann er, und was will er?

Wo seine Wiege gestanden hat, weiß ich nicht zu sagen; das ist ja aber bei Abkömmlingen alter Offiziersfamilien ziemlich gleichgültig, weil die vielen Versetzungen jede provinziale Abfärbung verhindern. Sein Vater war als Kommandierender General in Posen eine bekannte Persönlichkeit, der von nationalistischen Kreisen eine gewisse Polenfreundlichkeit vorgeworfen wurde; so, wie dieselben Kreise dem Sohn, der einmal das Berliner Tageblatt als Sprachrohr benutzt hat, „demokratische Gesinnung“ anhängen. Die eigentliche Heimat des Generals dürfte Berlin sein, wo er beim Alexander-Regiment eintrat, und wo er auch die Lebensgefährtin, eine berliner Kaufmannstochter, fand. Seine Generalstabslaufbahn führte ihn an den Rhein, nach Düsseldorf, und vor dem Kriege war er in erstaunlich jugendlichem Alter Chef des Stabes beim III. Armeecorps.

Seine Tätigkeit seit 1914 gehört der Kriegsgeschichte an. Beim Vormarsch im Westen und 1915 bei Soissons trat er hervor; aber sein Hauptgebiet blieb der Osten. Er war Mackensens Stabschef und hat zeiweise die türkische Armee geleitet. Vielleicht wäre er sogar mächtig genug gewesen, um von der deutschen Regierung die Erlaubnis zum Vormarsch bis Saloniki zu erzwingen. Bei Rumäniens Eintritt in den Krieg beherrschte er das Feld von Tarnopol bis zum Eisernen Tor. Nach Bethmanns Sturz wurde er, der zur Untätigkeit verurteilt an der Dreiländerecke saß, als Kandidat für den Reichskanzlerposten genannt (wie nach Ludendorffs Abgang als dessen Nachfolger, der nur deswegen Groener wurde, weil der Reichstag diesen Namen besser kannte). Dann ging Seeckt wiederum als Stabschef mit dem General v. Below nach Ostpreußen und von dort nach Versailles, wo er die Kriegsgefangenen-Note vom Mai 1919 redigierte. Hierauf wurde er der letzte Chef des Generalstabs der deutschen Armee und wandelte diesen in das Truppenamt um. Er wandte sich damals gegen das unnütze Baltikum-Abenteuer, wurde dafür von der ‚Post‘ angerempelt und leitete zuletzt die militärische Räumung Ostpreußens.

Trotz all diesen Leistungen war der Name Seeckt außerhalb des Generalstabs in Deutschland lange ziemlich unbekannt, denn eine gewisse Abneigung dagegen, unnötig hervorzutreten, ist charakteristisch für den General. In Ungarn, Bulgarien und der Türkei war er jedoch so populär, daß einmal sogar ein ungarischer Abgeordneter im Parlament sagte: An allen K. u. K. Fronten sei nur ein K. u. K. Oberbefehlshaber — Erzherzog Joseph —, und der habe (wie vorher der Erzherzog Karl) auch noch einen deutschen Stabschef! Die Militärs behaupten von Seeckt, er habe kaum jemals einen Fehler gemacht. Der schlaue Ferdinand von Bulgarien nannte ihn den klarsten Kopf von allen Deutschen. Der Kaiser drückte sich, als Seeckt den Durchbruch bei Gorlice erzwungen hatte, in einem Telegramm etwas pathetischer aus: „Ich und mein Volk werden Ihnen Ihre Taten nie vergessen.“

Verglichen mit Ludendorff erscheint Seeckt als Weltmann und als Diplomat im guten Sinne des Wortes. Er hat Selbstbeherrschung und Distanz, kann abwarten und schweigen —

eine seltene Eigenschaft in Deutschland — und ist nach außen kühl, ruhig und liebenswürdig, dabei einer gewissen Repräsentation keineswegs abgeneigt. Er ist sehr viel komplizierter als Ludendorff, sehr viel gescheiter und sehr viel schwerer zu durchschauen (Gott sei Dank!). Wenn er leidenschaftlich sein sollte, so vermag er sich jedenfalls zu beherrschen — aus Klugheit und aus Vornehmheit — und bricht nicht los wie der Andre, dem in der Beurteilung politischer Fragen jedes Augenmaß fehlt. Wie meisterhaft hat Seeckt verstanden, die Reichswehr den politischen Tagesereignissen zu entziehen, sie sozusagen zu entpolitisieren! Er kennt eben die ziemlich unverwickelte Seele des Soldaten aller Chargen und weiß, daß intensive Arbeit das beste Mittel zur Beruhigung ist. Die Offiziere haben unter seiner Führung das Gefühl der Geborgenheit, wenn er auch Vielen zu wenig geräuschvoll ist. Er hat fertig gebracht, in der kleinen Armee, die dank ihm musterhaft ausgebildet ist, eine gewisse Geschlossenheit zu schaffen, die eigentlich zum ersten Mal durch den Fall Lossow gestört worden ist. Man darf gespannt sein, wie Seeckt sich mit diesem Fall abfinden wird. Ich würde mich nicht wundern, wenn er erreichte, die Stimmung der Truppe so gegen die bayrische Extratour zu beeinflussen, daß doch er der Sieger bliebe. In Süddeutschland war Bismarcks Reichsgedanke ja immer besonders lebendig, und der Preuße war stets partikularistischer als der Bayer.

Nun steht dieser Mann vor Aufgaben, wie sie gewaltiger nicht gedacht werden können, und an denen ein Kabinett nach dem andern gescheitert ist. Wird er sich auch hier bewähren, wie er sich bisher überall bewährt hat?

Vielleicht hätte er sich lieber der Politik ferngehalten. Aber die Not der Zeit drängt dem Offizier, der berufsmäßig gewohnt ist, eine Lage durchzudenken und dann einen Entschluß zu fassen, beinah zwangsläufig die Frage auf: „Welches System schütze ich eigentlich mit meinen Soldaten?“ Wird Seeckt lavieren, wie Jeder vor ihm? Oder wird er vor den Reichspräsidenten treten und sprechen: Zur Lösung der Aufgabe, die mir gestellt ist, brauche ich mehrere Jahre. Ich habe Alle gegen mich: die Schwerindustrie, die Großbanken, die Landwirtschaft, die Arbeiter. Aber ich will durchgreifen und Ordnung schaffen mit eiserner Faust — ohne Ansehen der Person, der Firma und der Partei!

Was die zwei gewaltsam aufgelösten rechts- und linksradikalen Parteien betrifft, so ist ein Mann wie Seeckt einsichtig genug, um sich selbst zu fragen: Wie und warum sind diese Parteien entstanden, und warum laufen ihnen die Massen zu? Warum sehnt sich Jeder nach „radikalen“ Maßnahmen? Er wird den ungeheuern Fehler der Sozialisten erkennen: daß ihre Führer nach dem Zusammenbruch des alten Regimes nicht die nationale Idee aufgegriffen haben, obwohl die Arbeiter längst wieder national fühlen, wie ihr Verhältnis zum Separatismus am Rhein beweist. Man glaubt nun einmal nicht an eine Internationale bei Völkern, die einen Krieg verloren haben: da ist die Forderung des Tages die Not und Schmach des eignen Volkes. Die ganze Weltfremdheit der sozialistischen Führer trat in der

letzten großen Stresemann-Debatte hervor, als einer die Säuberung der Reichswehr von den kaiserlichen Offizieren verlangte — nachdem diese soeben die Republik hatten retten helfen.

Möge der Erfinder des Trommelfeuers auch diesmal die starke Stellung des Gegners durchbrechen und den ausgebeuteten, hungernden Massen ihr Recht verschaffen nach dem schönen alten preußischen Grundsatz: Suum cuique!

Jüdische Form von Moritz Heimann

Merkt es, Juden: Jedes Wort, das auf diesen Blättern steht, ist ein Wort in letzter Stunde, denn nur in letzter Stunde ruft man auf: — Ich rufe auf!" So Emil Cohn in seinem Buche: ‚Judentum', das dieses Jahr (bei Georg Müller in München) erschienen ist, und das, um es vorwegzunehmen, zu den wichtigsten, ernstesten, zu den auf keine Weise überhörbaren Aeußerungen speziell der deutschen Juden zu rechnen ist. Zustimmung und Ablehnung, beide in allen Graden, werden beide ihm seine Wirkung bestätigen.

Es ist, um auch das vorwegzunehmen, nicht Jedermanns Sache, sich so „aufrufen" zu lassen. Je älter und gebrannter Einer ist, umso weniger ist er geneigt, immer wieder einmal an „letzte Stunden" zu glauben; vielmehr stimmt der Verdacht ihn herab, daß auch hier die „letzte Stunde" Begeisterung und Stimulans eines literarischen Autors sei, der ein Allheilmittel gefunden hat und verkündigt. In der Tat dringt Emil Cohn nicht völlig, nicht immer zum prophetischen Klang der Rede durch, sondern ist unverkennbar von den Spinnwebfäden der literarischen, auf moderne Beweismittel eingeschworenen Bildung umwunden. Schon daß er als ein Mann der „Reue" vor uns hintritt und also von seiner eignen Buße und Wandlung das Recht herleitet, Andre in flammendem Stil zu ermahnen, ohne aber dabei direkt und simpel zu erklären, welche schwere Sünde er denn nun eigentlich zu bereuen habe, läßt mehr den etwas peinlichen Eindruck von einem rhetorischen Mittel zurück als eine Mitschwingung des aufgewühlten Gewissens. Es ist der geübte Leser in uns, der merkt, daß der Verfasser vor seiner Um- und Heimkehr ein Abtrünniger gewesen sei, ein Abtrünniger von der Forderung, in der sein Buch gipfeln wird; gedient wäre uns besser, wenn er dargestellt hätte, warum er sich ehemals abgetrennt hat, wohin und wie weit, und was den Blitz der Reue auf ihn hat niederfahren lassen.

Trotz diesem in mancherlei Verwandlung wiederkehrenden Vorbehalt darf und kann man die echte Leidenschaft des Verfassers nicht unerwidert lassen; seine Klagen und Anklagen, seine Hoffnungen und Rüttelungen sind von der Art, die doch nicht ins Leere hallt. Und derselbe Leser, der in einer Hinsicht die mißtrauische Regung spürte, wird in andrer entschädigt: das schriftstellerische Handwerk, offenbar auch einem Bußprediger unentbehrlich, hat der Schrift zu einer ebenso einfachen wie mächtigen Komposition verholfen.

Eine Kritik der Zeit macht den Beginn. Zwei teuflische Ströme haben das Jahrhundert überschwollen: der Rationalismus und der Materialismus. Sie haben die Fruchterde versandet und die Menschen mit einer schauderhaften Lebensentfremdung geschlagen. Diese tut ihre von jeher dem Teufel nachgesagte Kälte und Sterilität auf drei Gebieten kund: als Kapitalismus, Sexualismus und Nationalismus. Wir haben also im ganzen fünf teils allgemeinere, teils speziellere Mächte, die Cohn zum Verderben unsrer Welt geschäftig sieht, die er glühenden Herzens bekämpft, und zu deren jeder er eine Reserve dahin macht, daß sie nicht eigentlich an sich, sondern in ihrer Uebertreibung und frechen, konsequenten Ausschließlichkeit getroffen werden soll.

Immer aber erscheint der böse Rationalismus als Urquell von alledem. Und nun tritt, von ihm selbst aus dem Ghetto erlöst, der Jude in seinen Herrschbereich, als ein von vorn herein zur schlimmsten Gefährdung zubereiteter Mensch. Denn ihm ist ein uralter. edlerer. tieferer Rationalismus zu eigen, der in den gemeinen des Tages sich mit Schnelligkeit zu zersetzen unmöglich von sich abwehren kann. Der Rationalismus ist der Feind der Form; Form aber, dieser „Wurf Gottes ins Menschliche", ist das Geheimnis der Existenz Israels. Der Rationalismus ist auch der Feind des Schicksalgefühls. Der Jude, zur Vernunft praedestiniert; ins Streben nach Geld gebannt, doch immer mit einem unanfechtbar gewahrten Herzensrückhalt; dann aber zum Götzendiener der Vernunft und des Geldes erschlafft — er hatte noch immer als eine heilige Zuflucht sein Schicksal. Nun wurde ihm von der Vernunft auch dieses mit seinem ganzen Geflechte ausgerissen, und an der leeren Stätte wuchs Unkraut, wuchs: der Groll. Schade, daß hier dem Verfasser seine Bildung hineinredet und den Namen Nietzsches und das Wort Ressentiment in die Feder diktiert. Als ob nicht, beiläufig, auch das Ressentiment ein Mittel sein könnte, Wahrheiten zu entdecken, so gut wie die Liebe und der Haß. Doch weiter!

Die schwere Krankheit des Abendlands, an der die Juden mitleiden, wird für sie noch dadurch giftiger, daß sie des einen, letzten Heilschutzes entbehren: des Volkes; statt seiner haben sie zum schäbigen Ersatz einen Philanthropismus, der nichts gestaltet. Und erst und grade aus der dunkelsten Nacht bricht das Licht auf; Volk wird wieder; Herzl erscheint, und der Zionismus macht dem Ressentiment ein Ende. Endlich sind die Juden noch einmal eine Realität, etwas Positives, das nicht, durch Anpassung oder Abwehr, von der Umwelt eine Scheinexistenz empfängt.

Keineswegs geht es von hier schon gradaus vorwärts; der Zionismus fällt vom Geiste seines Gründers ab und entartet in Partei und Tat. Und so gilt es, noch einmal — in letzter Stunde — alle Kräfte zusammenzureißen, um das wahre, gültige Selbst zu finden und zu sichern. Inmitten aller Zersplitterung, aller Zerstörung und des schnöden Verrats gibt es doch noch ein Selbst, ein Judentum — treu bewahrt in der Orthodoxie. Zwar ist auch sie nicht ganz von der Ankränkelung

verschont geblieben, sie ist mechanisch, hart und unfroh geworden. Dennoch — o unverwüstliches Dennoch, du höchste Ehre des Menschengeistes — dennoch ist sie die Hüterin des Schatzes und hat allein den Winden und Wettern der Jahrhunderte getrotzt.

Und nun erhebt sich Cohns Rede in immer höherm Schwung. Drei Pforten sieht er, durch die der Jude zu gehen hat, wenn er nach seiner Wesenheit Verlangen trägt. Die erste ist die Sprache, das alte geweihete Hebräisch. Die zweite der Glaube, mehr noch die Gläubigkeit als „innere Melodie des Glaubens". Und die dritte, das ist die enge Pforte wie die des Evangeliums: die streng gehaltene religiöse Uebung, der erfüllte und gefühlte Ritus, ja dieser selbe, gênante Ritus als freudige, verklärende, Alles durchsüßende Segnung der Stunde, des Tages, des Jahres, der Geburt und des Todes. Wer durch die drei Pforten, von ihrer Schönheit angezogen, vertrauensvoll hindurchgeht, der — und nur er — wird sich als Heimgekommener nach düsterer Irrnis wiederfinden.

Dieses ist, im kürzesten Abriß, der Gedankengang des Buches. Es mündet in einer Forderung, und also sind seine Gründe durch Zwecke bestimmt, durch Zwecke verbogen. Man fühlt sich nicht gezwungen, sie zu widerlegen, sondern tut sich genug, wenn man ihnen widerspricht. Cohn macht es sich öfters auf eine wahrhaft poetische Weise zu leicht. In seinem Hymnus auf das Hebräische zitiert er: El mole rachamim, übersetzt es: Gott voll Erbarmen — und glaubt, etwas bewiesen zu haben, weil neben dem „Feuerbrausen der toten Sprache" die lebende „wie Zunder in Asche hinabsinkt". „Fliederduft", im Hannele, heißt auf Französisch: „Parfum des lilas"! Jede Uebersetzung parodiert; wer dürfte wagen, sie darum entbehren zu wollen! Ich erinnere mich sehr wohl aus meiner Jugendzeit an die tiefe Erschütterung, die von dem gemurmelten „El mole rachamim" über mich kam; aber in der Andacht zum Gedächtnis der Toten sprach der übrigens orthodoxe Rabbiner auch ein deutsches Gebet, das mit den Worten anfing: „Herr der Geister alles Fleisches" — und noch heute durchschauert mich das, ich weiß nicht warum.

Zuweilen scheint mir, als ob Cohn ein sehr „neuer" Jude sei, ohne Tradition einer orthodoxen Familie. Ich könnte mir sonst nicht erklären, daß Herzl ihm als Messias gilt. Ich verstehe seine Rührung darüber nicht, daß Herzl die alten Segensprüche wieder lernte, seinen Kindern die Menorah anzündete und dergleichen; ein neueingesetzter albanischer Mbret, der im Nationalkostüm paradiert, tut das Selbe. Der Zionismus kann nicht das geringste Wurzelfäserchen von selber in Cohns unmündigem Jugendherzen getrieben haben, sondern muß ihm von Herzl funkelnagelneu geschenkt gewesen sein, wenn er nicht merkt, daß die spätere Verderbnis des Gedankens eben in Herzls Konzeption, in dieser „Gründung", Diplomatie und Politik, in diesem augenfälligen Ressentiment, ihre Keime gehabt hat. Das heutige Chaos im Zionismus, wohin es auch damit gehe, ist gegenüber Herzls sauberm, nettem Gebilde ein Zustand voll

lebendiger Kräfte. Ja, vielleicht muß der Zionismus erst alles Herzlsche aus sich herausschwären, ehe er wirklich in den Tiegel der Geschichte taugt.

Das sind ein paar willkürlich herausgegriffene Stellen, und ihre Schwäche sei nicht überschätzt. Wie aber steht es denn mit Cohns Ur- und Kardinalargument, mit dem peccatum originale des Rationalismus, gegen den wir hier, weiß Gott nicht zum ersten Mal, den Gram mit Emphase tönen hören? Ich gestehe, daß ich des Grams und der Emphase recht überdrüssig bin. Schon der leider vergessene Garborg hat darüber geklagt, daß immer, wenn die Menschen daran sind, es sich wohnlicher auf der Erde einzurichten, der Vorwitz schnell erst über die Unsterblichkeit der Seele beruhigt werden möchte; meist ist da nicht der tiefere Mensch, der seine Unruhe nicht zum Schweigen bringen kann, sondern der Literat, der sich scheut, die Walze zu wechseln und zu lernen; gleich einem Schüler, der seine Gleichung rechnen soll und treuherzig fragt: „Ist es nicht ein schönes Gedicht: Füllest wieder Busch und Tal?“ Der Rationalismus ist eine sehr junge Religion, und da er eine Universalreligion ist, so kann man ihn füglich mit dem Christentum vergleichen: wem wird einfallen, dieses mit den unzähligen irren und halbirren, scheußlichen, perversen Sekten seiner ersten Jahrhunderte zu identifizieren?! oder mit seinem Pharisäismus und seinem Pfaffenhochmut?! oder mit seiner geplapperten Phrase?! Alles dieses hat auch der Rationalismus, wir wissen es; aber es macht ihn nicht aus. Cohn schlägt einmal, wiewohl ganz nebenbei, die bekannte, unleidlich plumpe Volte: wenn doch die Juden an ihre eigenste Sache nur einen Teil von dem Glauben wendeten, den sie für den „Materialismus“ bereit hielten! Um noch einmal die Mathematikstunde zu zitieren, so erinnert sich wohl Mancher gewisser spaßhafter Beweise, in denen scheinbar unanfechtbare Operationen zu dezidiertem Unsinn führen. In ihnen allen wird mehr oder minder geschickt der nämliche Betrug eingeschwärzt, die Null wie eine Zahl zu behandeln: Einmal Null gleich Null, und zweimal Null gleich Null; also ist Eins gleich Zwei. Das Atom ist ein Mythos? Es gibt Grade des Mythos. Das Atom ist unbegreiflich? Es gibt Grade des Unbegreiflichen. Weil ich etwa an das Atom nur „glaube“, soll ich auch an die unbefleckte Empfängnis und an Gott factorem coeli et terrae zu glauben demütig genug sein? Non credo. Wenn ich aber auslegen darf, so geht das Pferd im Galopp davon und hält nicht eher stille, als bis es müde zusammenbricht. Ich habe nichts andres zu beklagen, als daß mein Gehirn zu alt und mürbe und zerstreut und meine Sinne zu ungeübt und träge sind, zu lernen diese sichtbare Welt unendlich. Mir würde der Rationalismus schon genügen; nur leider ich ihm nicht.

Das Beste, was Cohn zu sagen hat, sinkt mir indessen mit seinem Grund und Hintergrund nicht dahin. Kernschuß ist es, wenn er Judentum und Judenreligion aus den Schmucktüchern — es sind aber Leichenlinnen — der gebildeten, höchst gebildeten, höchst edlen Worte wickelt; wenn er Leben nur dort statuiert, wo Form ist, verbindliche Form. Man liebt es heut allzusehr,

von den Religionen die Sahne abzuschöpfen und mit der Magermilch und Waddike die Schweine zu füttern.

Aber was ist Form? Das Ueberlieferte, wie es ist? Doch auch ein Gewordenes, und hat einmal angefangen; wo setz' ich seinen Anfang und wo seinen Abschluß? Ein Abschluß ist ein Ende. Cohn nimmt sich öfters einen gefährlichen Kirchenvater zum Zeugen: Goethe. Geprägte Form, die lebend sich entwickelt? So beginnt der Streit aufs neue, ja so beginnt er überhaupt erst; es wird wenig mit dem Heilmittel anzufangen sein, das Cohn uns in das Glas schüttet: den Ritus — zu poetisieren, denn darauf läuft es hinaus. Ein Dichter spricht, zu sehr ein Dichter, und zu wenig ein Dichter. Vielleicht, ich muß es doch wiederholen, hat er in seinen Kinderjahren die Orthodoxie nicht genug zu spüren bekommen, um vom Recht, von der grimmigen Notwendigkeit der Revolte gegen sie vom Leibe aus zu wissen.

Als der grandiose, entscheidende Mann, der Hirte Amos aus Thekoa, unter die Opferer trat, die dionysisch in ihrem Gespei lagen, wäre er gewiß nicht vor dem Zuruf verstummt: „Halte dein Maul! Hier ist Alt-Israel." Auch diese Opfer waren eine Form. Ich sah und hörte einmal in einer Reformsynagoge das neue Ding, die Einsegnung junger Mädchen. Damals dachte ich, daß es etwas Oederes nicht geben könne, daß es also den Juden vorbehalten worden sei, Religion auf den niedrigsten Stand zu bringen, alles war Zeitungspapier, und obenein fiel mir Wagners höhnisches Wort von der „frechen Zerstreutheit" der Synagogen ein. Da las ich, zufälligerweise nur ein paar Tage später, in einem Epyll von Thomas Mann die Schilderung einer protestantischen Taufe „im gutgeschnittenen Gehrock", ein Meisterwerk der Ironie, und war beruhigt: hier wie dort, abwärtser konnte es nicht gehen. Und was die freche Zerstreutheit anbetrifft, so schien mir nun, daß der profunde Schlaf der sonntäglichen evangelischen Pflicht- und Gewohnheitsstunde ihr das Gleichgewicht hielte. Und Wagner? der sich einen betenden Heine, „daß Gott dich erhalte . . . " nicht aufreden läßt? Wer könnte sich einen betenden Wagner vorstellen?! nur einen Priester.

Schließlich aber bleibt auch derlei Milde gegen die Reformsynagogen das Wort eines tadelnswerten Hochmuts. Es steht noch anders damit, als der Geschmack möchte gelten lassen. Lächerlich, phantasie- und kraftlos, geist- und sternverlassen, ist diese Reformsynagoge immerhin ein Versuch, ja sogar der einzige Versuch, jüdische Religionsgemeinschaft zu erwecken. Cohns poetisch galvanisierte Orthodoxie, so bestrickend ihr Anblick ist, wird ihre Versuche nicht ersetzen dürfen. Er poliert die Lava, doch davon fließt sie nicht. Nur indem er, mit höchstem Ernst, das Gesetz der Form aufstellt, hat er, wie schon lange Keiner, dazu beigetragen, seinen Gegenstand dem Leben zuzuführen, das ist: dem Kampf; und den wird endlich wieder die bürgerliche jüdische Gemeinde aufnehmen müssen, als die einzige jüdische Realität.

Eine Antwort aber auf die sogenannte Judenfrage gibt es nicht; erstens, weil es die Frage nicht gibt, und zweitens, weil es der Antworten viele gibt.

The Kid von Peter Panter

Diese grotesk-sentimentale Mischung ist uns fremd. Sie entbehrt der Logik, und ohne Logik ist deutsche Filmdichterei nicht zu denken.

Deutsche Allgemeine Zeitung

Wenn Ludendorff halb so komisch wäre —! Nach einem leicht pathetischen Vorspiel voll edler Spielastik und bemakelter Mutterschaft, wobei auch das Kreuz des Erlösers nicht fehlt, watschelte Charlie Chaplin von hinten in den Vordergrund des Films und in unser Aller Herzen. Der Herr befinden sich offenbar zur Zeit in nicht sehr guten Vermögensumständen. Er hat mehr Löcher als Kleidungsstücke, und ganz heil ist nur sein Stock. Er zieht aus einem Debet seiner Hose eine alte Konservenbüchse, wählt unter den dort angesammelten aufgelesenen Stummeln einen, klopft ihn ordentlich zurecht, wirft Streichholz und Handschuhe, wegen nicht mehr fein, in eine alte Tonne — und hört ein Baby schreien. Das Baby liegt neben dem Müllkasten. Da hebt es Chaplin auf: und was sich dann begibt, ist so schön, daß nicht nur der ganze deutsche Film dagegen versinkt — das will nicht allzuviel heißen —, sondern es ergreift so, daß man für eine ganze Stunde aus diesem Lande herausgerissen wird, weit, weit fort unter richtige Menschen.

Der Film ‚The Kid' hat gar keinen richtigen Inhalt. Aber Chaplins Herz hat einen, und zu diesem Herzen gehört der feinste Kopf unter den lebenden Filmdarstellern und der klügste unter den Schauspielern überhaupt. Dieses Herz ist bei den Unterdrückten, und es hat eine gefährliche Waffe: sein Gehirn.

Komisch ist Alles: komisch der Gang, komisch die Füße, komisch das Hütchen und komisch der Rhythmus dieser gleitenden, sehr sparsamen Bewegungen. Chaplin zieht den armen ausgesetzten Müllkastenjungen auf, und die hinreißende Herzenskomik dieser Vorgänge liegt vor allem darin, daß dieses kleine Stück Malheur durchaus für voll genommen wird: wenn es Eierkuchen gibt, zählt Papa die Dinger (wie die Geldscheine) — und Jeder kriegt die Hälfte, einer bleibt übrig, und auch der wird ehrlich geteilt. Zwei Kameraden bestehen den harten Kampf mit dem Leben: der Kleine schmeißt die Fenster ein, die der Große kittet, und so haben beide ihr Auskommen. Dann aber wird der kleine Compagnon krank, der Arzt kommt, und Vater Staat, dieser unehrlichste aller Strichjungen, nimmt dem Großen den Kleinen weg. Chaplin rettet ihn, befreit ihn, wieder wird er ihm gestohlen, er erträumt sich, vor einer alten Haustür schlafend, den Himmel, bekommt den Jungen wirklich wieder, der findet seine bemakelte Mama — aus.

Warum hat eine Welt über diesen Film gelacht?

Weil er an die Urinstinkte appelliert. Weil er überall siegen muß, wo es auch nur Andeutungen einer Zivilisation gibt. Weil hier ein Sieger des Lebens ist, der zwar den Unterdrückten angehört, aber doch — mit allen Mitteln arbeitend — triumphiert.

Vor allem hat Chaplin als Einziger die reine Komik der absoluten Bewegung entdeckt. Eine Situation, deren Kern sich oft

wiederholt: er verscharrt das Balg zunächst, um es loszuwerden, wieder neben dem Müllkasten, wo er es gefunden hat. Wie er gräbt und wirtschaftet! Hinter ihm steht, ohne daß er es weiß, der böse Feind, diesmal ein riesenhafter Schutzmann. So, nun ist er fertig, das Kind liegt glücklich unter alten Lumpen und Mohrrüben. Er dreht sich um und stößt an den wehrumpanzerten Bauch des Sergeanten. Tausend Schauspieler machten jetzt: Schreck! Dieser hält in der Bewegung des Rückwärtsdrehens gar nicht inne, in demselben Schwung nimmt er den Kleinen wieder auf und watschelt fort: „Verboten? nicht gut? Schön — weiter." Warum das komisch ist, weiß ich nicht, und ich habe es auch nie ergründen können. Tatsache ist nur, daß man vor Lachtränen zwanzig Meter nichts sehen kann.

Dazu kommt die unüberwindliche Sucht, es immer der großen Welt gleich zu tun. Sie haben nicht Brot auf Hosen, aber eine alte Bettdecke ist Pyjama, ein Teller Fingerschale, und in allem Kummer hat man immer so viel feine Sitte, noch schnell vor dem Todessprung am Hütchen zu rücken. Wegen fein.

All das ist bewußt. Bewußt, den Kleinen beten zu lassen und währenddessen plinkernd an die Decke zu gucken: Gut und schön, diese Frömmigkeit — aber ich kann das doch nicht mitmachen; bewußt, mit dem Kleinen zu laufen, wie noch nie ein Mensch gelaufen ist, und dann schnell, rechts und links vorm Tor, Aufstellung zu nehmen, der böse Feind rasend vor Wut mitten durch, und man ist noch einmal, für die nächsten zehn Sekunden, gerettet; bewußt, ein rundes Loch in den Rohrstuhl zu schneiden, darunter den Nachttopf zu setzen und das Kind nun oben drauf (gewissermaßen gleich an die Kanalisation angeschlossen); bewußt, diesen Rohrstuhl dann noch einmal prüfend vor sich hinzustellen: zurücktretend wie der Maler von der Staffelei, wie wohl das Werk auf die Entfernung wirke . . . Bewußt ist Alles.

In einem kleinen Büchlein (Louis Deluc: ‚Charlot', Paris 1921, bei de Brunoff) findet sich am Schluß ein großer Aufsatz Max Linders, der lange bei Chaplin zugesehen hat. „So beruhen alle meine Filme", heißt es da, „auf der Idee, mich in die höchste Verlegenheit zu setzen, um mir Gelegenheit zu geben, gradezu verzweifelt ernst bei dem Versuch zu bleiben, ein richtiger kleiner gentleman zu sein." Und: „Das Theaterpublikum ist von Herzen zufrieden, wenn es den reichen Leuten nicht gut ergeht. Ein Stückchen Eis in den Ausschnitt einer feinen Dame fallen lassen: das ist, in den Augen des Publikums, Schicksal, das bedeutet, ihr das zuzufügen, was sie von Rechts wegen verdient." Und: „Zweifellos ist es günstig für mich, daß ich so klein bin; so kann ich Kontraste ohne große Mühe herstellen. Jeder weiß, daß der ‚Kleine', der verfolgt wird, zunächst einmal die Sympathie der Masse auf seiner Seite hat. So betone ich meine Schwäche . . . " Aber dann siegt er doch, und alle Welt lacht Tränen. Nebenbei: welch ein Witz, daß eine Welt über einen Juden lacht! (Der Centralverein jüdischer Staatsbürger deutschen Glaubens wird zögern, ob er diesen anerkennen soll: Einstein, ja — die Ostjuden, die zwei Etappen vorher darstellen: nein — und Chaplin? „Macht er Risches?") Wer da nicht lacht, ist chaplinblind.

Grade, wenn der Film am besten schmeckt, hört er auf. Im Tauentzien-Palast, wo man die Presse einlädt, ohne einen Stuhl parat zu halten, mußte ich dank der Unfreundlichkeit der Direktion dieses Filmwunder stehend erleben. Ich hätte gern noch einmal so lange gestanden. Man möchte die Arme heben und ihm zurufen:

Gott sei Dank, daß es dich gibt! Dein Herzblut hat dein Gehirn passiert — du fühlst mit dem Kopf und denkst mit dem Herzen! Bereicherer des Lebens, deine besten, lustigsten Filme werden wir wahrscheinlich erst in zehn Jahren zu sehen bekommen, weil die deutsche Filmproduktion feige ist. Deinen witzigsten Film haben wir nicht gesehen, den, wo du den deutschen Kaiser gefangen nimmst — weil wir, ach Gottchen, in einer Republik leben. Aber es gibt dich doch, Tröster der Herzen! In einer englischen Zeitschrift warst du während des Krieges abgebildet: der ihr Kaiser stand da, Hindenburg und dicke deutsche Generale — Brille und Sauerkohl und eine unbeschreibliche Würde. Aber Alle zogen die Brauen hoch: denn du watscheltest durch den Saal, pfeifend, ohne sie anzublicken, mit dem kleinen Hütchen und dein Stöckchen schwingend. Und alle Würde und alles Teutschtum waren auf ein Mal zum Teufel. In deinen Films ist echteste Menschlichkeit und tiefste Logik des Herzens. Dich kennen mehr Menschen, als Goethe und Napoleon zusammen gekannt haben — fünf Weltteile haben dich gesehen, und gelacht haben sie alle. Du hast zwei linke Füße und das Herz auf dem rechten Fleck. Sei gegrüßt —!

Weißt du, daß wir Bessern hier versauern und nicht aus der ewigen Schule herauskommen können, aus dem Kasernenhof, aus dem Internat Deutschland? Wir sind festgebacken und warten. Weißt du, wie wir warten? Auf die Stunde, die in die Freiheit führt —? Draußen, da wären wir doppelt dankbar für deine ernsten Späße und dein lustiges Pathos — draußen würden wir noch einmal anfangen, zu leben, aufzunehmen, zu verarbeiten, und überhaupt wieder vorhanden sein. Wir warten. Aber Keiner kommt. Und wir sind dir dankbar, Charlie Chaplin, weil du uns eine Ahnung davon gibst, daß die Welt nicht teutsch und nicht bayrisch ist, sondern ganz, ganz anders. Aus dem Keller, de profundis, sei gegrüßt —!

Die Hoffnung von Frank Warschauer

Klirrend und klimpernd zieht der Abend ein
in die große Stadt, behangen mit den Emblemen des Wahnsinns.
Jemand über diesen Anblick tödlich erschreckend
weiß und kalt zieht sich zurück in die innerste Ecke
seines stumpfsinnigen Gemachs, wendet sich zur Wand und weint.

Plötzlich hat er eine wunderbare Vision,
sieht das Geld, das Geld in seiner Schönheit und Macht.
Seht ihn stürzen quer über die Straße zu der Geliebten,
und sie lächelt ihm sanft entgegen: die Börsenzeitung.

Hauptmann und Shaw

Neben ‚Emanuel Quint' wird von Hauptmanns Werken vermutlich ‚Michael Kramer' am längsten währen und wirken: neben dem Narren in Christo der Narr in Apoll, neben dem Jüngling, der diese trübe Erde durch das Licht Gottes erhellen will, der Greis, der die Unzuträglichkeit dieses Lebens durch die Vollkommenheit der Kunst, die Gebrechlichkeit des Fleisches durch die Stärke des Geistes überwinden wollte. Zwischen Quint und Kramer schreitet oder schwankt die unabsehbare Schar der Männer und Frauen und Kinder, die dieser unerschöpflich schöpferische Dichter unsrer Tage mehr als erdacht, nämlich wahr und wahrhaftig gezeugt hat, um eigentlich immer nur Eins, immer das Selbe zu sagen. Quint und Kramer lassen sich von Himmelstönen, mächtig und gelind, im Staube suchen und finden — und sehen ihre Bestimmung darin, mit diesen Himmelstönen ihre mühsäligen und beladenen Brüder und Söhne zu erquicken und zu erheben. Beide scheitern, wie Hauptmanns ‚Helden' sämtlich scheitern. Darum sind sie angeblich gar keine ‚Helden'. Man blicke auf die fünfunddreißig Arbeitsjahre eines sechzigjährigen Daseins zurück und frage vor ihrem Ertrag, ob Hauptmann denn je die Absicht gehabt hat, einen Helden in jenem Sinne zu gestalten. Vielleicht war er gezwungen, durch scheiternde Helden, durch unheldische Helden sein Weltbild auszudrücken. Seinen maßgebenden, seinen wesentlichsten Dramen gebührt derselbe Untertitel, den Jakob Wassermanns schönster Roman trägt: (Kaspar Hauser oder) Die Trägheit des Herzens. Die Trägheit des Herzens: in dies eine Wort ist die Not aller bessern Menschen zusammengefaßt. Die Trägheit des Herzens (der Andern): daran verbluten die Edlen von uns. Daran verbluten die Weber, Florian Geyer, Helene Krause, der Fuhrmann Henschel, Rose Bernd und ihre Geschwister. Daran verblutet auch Arnold Kramer. Er wird von den Stöcken und Klötzen zu Tode gehetzt. Wenn endlich geschehen ist, wovor ihn sein Vater nicht retten konnte, dann spricht dieser den Satz, der ein Schlüssel ist: „Ihr tatet das Selbe dem Gottessohn! Ihr tut es ihm heut wie dazumal!" Den Gottessohn im Erdensohn auszugraben und von der Traurigkeit seines diesseitigen auf die Tröstlichkeit seines jenseitigen Schicksals zu verweisen: das ist der Inhalt der tragischen Werke Gerhart Hauptmanns, so viel er ihrer schuf, und von denen mich unter den Dramen ‚Michael Kramer' von jeher am tiefsten ergriffen hat, weil hier das Leit- und Leidens- und Lebensthema des Dichters am klarsten und reinsten ausgeprägt ist.

Aber freilich: auch hier ist es aus-geprägt in einem Grade, daß es vergeblich um den Anteil Derer wirbt, die Kunst nicht empfinden, wenn der Künstler bildet, sondern erst, wenn er redet, also kein Künstler ist. Der dritte Akt verblüfft und erkältet die Leute, weil Hauptmann nicht plakatiert, daß er uns durch den namenlosen Jammer menschlicher Verlassenheit zu ergreifen gedenkt. Er sagt beileibe nicht: Seht, wie ich Arnold ins eine, Michaline, die ihm helfen

will, ins andre Zimmer setze; seht, wie vergeblich es ist, dem Nächsten, dem Bluts- und Geistesnächsten wirklich nahe zu sein, wie Wände selbst zwischen Bruder und Schwester ragen; seht, wie Ihr blind und taub an einander vorüberrast! Das haben wir zu fühlen. Hauptmann stellt es ohne pathetische Betrachtsamkeit in einer Alltäglichkeit dar, mit deren Nacktheit ihre poetische Sinnbildlichkeit wächst. Der vierte Akt wird dadurch, daß seine feierliche Prosa im Rhythmus von untadeligen Versen klingt, nur musikalischer, nicht dichterisch größer. Auf das Leben ist der Tod, auf den Krieg der Frieden, auf die Verdamtheit die Erlösung gefolgt. Es gehört sich, daß der Dialog einen Glorienschein bekommt, und daß es wie von einer unsichtbaren Orgel schallt. Ihr stiller Ton, wenn es das gibt, rührt an alle Weichheit unsrer Seele und müßte sogar eine harte schmelzen. Es ist eine von Hauptmanns wunderbarsten Eingebungen gewesen, den kunstlautern Krüppel Arnold Kramer auf der Bahre förmlich transparent werden zu lassen. Er strahlt einen Glanz aus, der nachträglich auch Michael Kramer aus einem Grübler, Erzieher und Kunstbastler zu einem Künstler macht. Wir gewähren dem Vater plötzlich mehr Kredit, als selbst Hauptmann für ihn fordert. Es ist auf ein Mal, wie wenn der getreue Wächter einer Flamme, die nicht in ihm selbst lebte, von der erloschenen Flamme einen Funken geerbt hätte. Der Prozeß, der meistens erst nach dem Hintritt von Dichtern beginnt: daß ihre Gestalten höher wachsen, als ihnen eigentlich zugedacht und zuzutrauen war, hat bei Hauptmann schon lange begonnen.

*

Ist nicht auch ‚Candida' in dreißig Jahren immer runder, fülliger und dabei doch durchsichtiger geworden? Ueber das Eheglück eines Pastorenpaares huscht der Schatten eines Dichters und verschwindet. Zum ersten Male stößt sich die Verträumtheit dieses Jünglings an den Kanten unromantischer Alltäglichkeit und wacht auf. Das ist das Ergebnis von Shaws Meisterwerk. Diesen leisen Seelenvorgang hat der Meister in eine Kunstform gebracht, die einfach und kompliziert in einem ist und so dem Stück Sein entspricht, das sie darstellt. Die Kunstform hat einen festgehaltenen Stil der vornehmen Gradlinigkeit, krümmt aber, zerzickzackt diese durch eine Anzahl von Episoden, die, wie man den Eindruck hat, nicht nur verwirren, sondern auch fruchtlos verlaufen und doch die Sache in einem genau abgemessenen Schritt weiterführen. Allerdings unterirdisch. Das Gewoge von Lust und Pein, diese Schauer quälender Krisen, diese Wellenbrechungen von himmelhochjauchzendem Ueberschwang und tiefster Niedergeschlagenheit, diese saugende Sehnsucht und dieser beklommene Schlummer junger Sinne — alles Das wächst auf der Innenseite von Shaws Menschn zu einem Komplex empor, wie die Gewächsbasis mancher Art Schwämme sich unter der Erdoberfläche ausdehnt. Was auf der Außenseite, im Tageslicht geschieht, scheint simpel und ist nicht viel: man errötet, vergießt einige Tränen, wechselt einen Blick des Verständnisses und gibt und empfängt einen Abschiedskuß auf die Stirn.

Der Kuß, den Frau Candida Morell auf eine achtzehnjährige Stirn drückt, beendet die Dichtung Bernard Shaws und die Kindheit des Dichters Eugen Marchbanks. Der hatte gehofft, beim ersten Schritt ins Leben, in das Haus Morell, die Dinge so vorzufinden, wie seine strahlenden Knabenaugen sie gesehen hatten: märchenhaft und heroisch. Die erwachsenen Personen, besonders den Pastor Jakob Morell, dünkt närrisch und rätselhaft, wie des Dichters Unweltläufigkeit und hilflose Folgerichtigkeit der geliebten Phantasiewelt ihr Recht verschaffen will. Aber Candidas Gatten dünkt das auch unheimlich und beängstigend, weil von dem Phantasten ein gefährlich berauschender Hauch ausgeht. Wie hindern, daß seine Frau und der Dichter einander verwandtschaftlich anziehen? Er versucht einen Augenblick, Eugens Aristokratentum, seine gebrechliche Schönheit zu brutalisieren. Es trägt ihm Beschämung ein. Und er ist schließlich trotz seiner Einfalt klug genug, den tragischen Reichtum der Liebesmöglichkeiten in jenem Alter zu ahnen, wo ein junger Mann an die Ewigkeit der Liebe mehr als an sonst irgendetwas glaubt. So zwingt er sich ab, Candida selbst entscheiden zu lassen. Candida spricht, wie Ellida Wangel: Ich habe keinen Andern lieb als Dich. Diese gefestete Frau, die über allen Wirrnissen steht und ihrem Herzenstakt immer vertrauen darf — sie begreift, daß nicht Himmelsstürmers Grenzenlosigkeit ihre Heimat ist , sondern die Enge des Pflichtenkreises, den sie in freier Verantwortlichkeit gewwählt hat. In dieser Enge allein, die Raum hat für die ganze Fülle menschlicher Beziehungen und mütterlich-weiblicher Liebe, kann Candida ihre innere Gesundheit und Wesenskraft auf den schwachen, verwöhnten, ergänzungsbedürftigen Mann ergießen. Eugen ist stärker als der. Jetzt, wo ihn die Wirklichkeit aufgeweckt hat, wird er auch ohne Candida seinen Weg nicht verfehlen. Ihre Seele besaß er doch einmal; und wenn ihm beschieden ist, zu seinem Schmerz sie nicht zu vergessen, so wird es ein schöpferischer, verklärender. adelnder Schmerz sein.

*

Was solch ein Dreiakter ist? Ein ‚Mysterium', sagt Shaw, dem in seiner größten Zeit keine tönende Bezeichnung seiner Erzeugnisse zu mißgönnen war; ein Mysterium freilich mit psychologischen Paradoxien, mit antithesenfreudigem Dialog, mit einer schamhaften Einbettung der Melancholie in Witz. Der Regisseur des Staatstheaters, Erwin Kalser, machte zunächst, indem er, Stilist von Rang, der er immer war, einen Zeitungsartikel über die ‚Raumgestaltung in Candida' verfaßte, ein Mysterium aus der unendlich einfachen Tatsache, daß er den Schauplatz aller drei Akte, Morells Arbeitszimmer, um Hinterwand und Plafond gebracht und beide durch den bewährten Kuppelhorizont ersetzt hatte. Die geheimnisvollen Wirkungen, die diese kindliche Spielerei ausüben sollte, haben sich, bei mir, zum mindesten, keinen Augenblick eingestellt. Genau so wenig mysteriös waren die guten alten Lustspielfiguren, zu denen Mathilden Sussin die Schreiberin Prossy und Herrn Florath Candidas Vater gediehen; während ja

doch dieser unersättliche, skrupellos schlaue, jede Konjunktur sprungbereit nützende Mann zum Sinnbild nicht nur Englands, sondern der ganzen Aera, zu mehr als einem Mysterium: zu einem Mythos sich auswachsen müßte und könnte. Carl Ebert half für den Morell sein Brustton zwiefach: die menschliche Anständigkeit des Lebensgefährten solch einer Candida zu treffen und zugleich das Hjalmartum des Kanzelschönredners, der die Gemüter zu läutern vermeint und nur ein Gegenstand der Schwärmerei für die Damen ist. Der neue Rudolf Fernau sieht aus wie ein Sohn der Frau Straub. Man glaubt ihm weder das Grafenhaus noch den Glorienschein des Poeten. Aber die Achtzehnjährigkeit dieses Eugen Marchbanks glaubt man ihm, die Unbedingtheit seines Idealismus und die stürmische Liebe zu Lina Lossen. Die hat die wissende Freude an seinem Rittertum, die ihr, selbstverständlich, niemals zu weibchenhafter Koketterie wird, ist ebenso überlegen wie anmutig, läßt den wunderbaren Schluß des Werkes aus der tiefen Weisheit des echten Fraueninstinkts erblühen und überträgt den Ernst, die Gläubigkeit und die Güte Bernard Shaws in einem Grade, daß man aus dem Theater geht wie seit Jahren nicht: beflügelt, vor sich hin singend, bis zum nächsten Morgen ausgesöhnt mit der Welt.

Und aus Morgen und Tag wird wieder ein Abend, und zum zweiten Mal ist man überwältigt. Im Lessing-Theater führt Emil Lind den ‚Michael Kramer‘ so auf, daß ich meistens Mühe habe, nicht laut herauszuschluchzen. Dies erreichen nicht irgendwelche Regiekünste, nicht alt- noch neumodische. Es geschieht nichts, als daß in schlichten Räumen, wie Hauptmann sie vorgezeichnet hat, der Text seines Tempelwerkes durch Seele und Hirn einer kleinen Anzahl Schauspieler geht, die wert sind, seine Priester zu sein. In ein paar Nebenrollen langt es nicht zu. Aber gleich Marta Hartmanns Frau Kramer ergreift durch die flehentlichen Aeußerungen ihrer zurückgestoßenen Mutterliebe. In Hermine Sterlers Michaline ist Kunstsehnsucht ohne Kunstbefähigung zu tapferer Kameradschaftlichkeit und wärmender Fraulichkeit geworden, die mit einem einzigen Menschenblick und dem beruhigenden Klang der Stimme Wunder verrichtet; nur daß man schwer begreift, weshalb das schöne Mädchen sitzen geblieben ist. Aus Theodor Loos flammts so giftig, daß man entsetzt ist und verbrannt wird; aber es flammt. Sein minder genialer Erzeuger . . . Heute ist Oscar Sauers Geburtstag, und ich sehe ihn vor mir: mit der Schwerfälligkeit der Artikulation, der gefiederartigen Sprenkelung und Verwilderung der Barttracht, der Unnahbarkeit, der Strenge des Kunstempfindens, der Weichheit eines wie selbstverständlich gütigen Herzens. Wenn um dieses die stachlige Kruste taut und der hochschultrige Vater mit zuckender Hand den Buckel seines verstockten Sohnes streichelt: dann hat Klöpfer den erschütterndsten Moment seiner prachtvoll geschlossenen Leistung. Man scheidet aufgewühlt und dankerfüllt, auf den Lippen Hauptmanns herrlichen Ausruf: „Die Kunst soll leben, die diese Welt erleuchtet — trotz alledem und trotz alledem!“

Improvisationen im Juni von Ignaz Wrobel

Ein kapriziöser Titel. Das Stück ist ebenso. ‚Improvisationen im Juni': warum grade im Juni? Laune des Verfassers. Die Vokalfärbung dieses „Juni" mag ihm gepaßt, der Rhythmus zugesagt, das Letternbild getaugt haben. Hier gibt erschöpfende Antwort auf die Frage die Rückfrage: Warum Juni? . . . Warum nicht Juni?

Der erste Akt ist brillant. Voll Möglichkeiten , voll Versprechungen, voll ersten Maschen zu feinen Geweben. Problematik blüht, und Fragezeichen steigen hoch wie die Lerchen. Jede Figur, eingeschaltet ins Gespräch, klappt an verborgener Stelle auf und bietet Ueberraschungen. Barocke Wasserkünste des Geistes spielen und schaffen Kühle und Ergötzung.

Die alte Fürstin will sterben. Sie ist nicht lebensmüde, aber todbedürftig. Der Tierwärter, dem Gnadenschüsse für edle Geschöpfe nicht fremd sind, hilft ihr zur Erlösung. Er ist ein Jüngling neurussischer Couleur, des Chaos hoffnungsvoller Sohn, entflammt für alle wilde und sanfte Schönheit des Lebens, ein heidnischer Christ, der den Menschen liebt und die Menschen verachtet. Sehr hübsch, wie diese zwei, die konservative alte Dame und der Revolutionär, zu einander stehen: wie, über unadligem Heute, der Adel von gestern zum Adel von morgen. Als Repräsentanten dieses Heute treten auf: Sekretär und Arzt des amerikanischen Milliardärs, der das fürstliche Schloß gekauft hat. Ferner: der Improvisator, hergerufen, um dem Sohne des reichen Mannes die Schwermut zu vertreiben. Aber eigentlich soll des Improvisators mignon-zarte Tochter dem Kranken als Medizin gekauft werden. Der Improvisator ist Inbegriff aller literarischen Verlogenheiten unsrer Zeit. Ein kalter Gaukler mit heißen Worten, jeglicherlei Pathos wie Masken und Bärte in seiner Reisetasche. Er ist der Geist, der auf den Strich geht und der Kundschaft die Komödie vorspielt, die sie braucht, um zum seelischen Orgasmus zu kommen. Aber er hat den Humor seines Berufs . . . und drückt sich in seinen Improvisationen auf Bestellung nicht etwas vom Urwesen aller Dichtkunst aus?

Ein vortrefflicher Akt. Die sentimentalen Wölkchen, die ihn durchschweben, drücken nicht. Es sind Fäden Weihrauchs, dargebracht der Gottheit: Empfindung.

Später verdichtet sich leider der Weihrauch. Akt Zwei und Drei führen das Spiel in Volksstücknähe. Wie dem hamletischen Zweifler von Milliardärssohn, der Allkäuflichkeit der Menschen gewiß, durch Tierwärter und Mignon beglückende Erschütterung solcher Gewißheit widerfährt, wie er die Millionenschecks darreicht, und wie sie nicht genommen werden, wie seine Seele den Dollarpanzer sprengt, der sie, ach, umschnürt . . . das ist Theater schlichtester Gattung. Allzuviel wird hier den oft angerufenen „wehenden Lüften des Herzens" preisgegeben, allzu reinlich teilen Zynismus und Empfindsamkeit sich in die komödische Welt.

Das will Reiz und Wert dieses klugen, unterhaltsamen Spiels nicht mindern. Sein Witz hat Leuchtkraft, und seine

Empfindung fließt aus einer natürlichen Thermalquelle. Es erreicht die Paßhöhe, wo altes von neuem Theater, den Punkt, wo begangene von noch nicht begangenen Wegen sich scheiden. Es setzt neben die gemeinen Sicherheiten eines rechnenden und errechneten die gefährliche Romantik eines von innerster Notwendigkeit diktierten Lebens. Im Formalen ist Mohrs Stück von vorsichtiger Kühnheit. Dieses Dichters geistige Handschrift wird durch die bizarren Schnörkel, in denen ihre Lettern auslaufen, keineswegs unleserlich.

Bezaubernd, im Burgtheater, Frau Wilbrandt als Fürstin. Vornehm, milde, alterssüß, von zartestem Durchschauer-Humor eines weisen Herzens überglänzt. Und sehr gut Danegger als Improvisator, bis in die Fingerspitzen ein Talent und kein Charakter, von einer glasklaren und -kalten, transparenten Ordinärheit, die kein Hauch von Seele trübt.

Wirtschaftseinheit von Morus

Der Micum-Vertrag

Hätten die Juden Hermann Müller und Bell den Versailler Vertrag von Düsseldorf unterzeichnet, so wäre ihnen das Schicksal Erzbergers gewiß gewesen. Da es aber diesmal der Stinnesische Generaldirektor Vögeler getan hat, versteht sich von selbst, daß die schwarzweißrote Ehre gebührend gewahrt worden ist, und weder Herr Stinnes noch sonst ein Scheidemann braucht seine Hand verdorren zu lassen.

Alles ist in bester Ordnung, und eigentlich ist es ganz unpassend, öffentlich über Das zu sprechen, was zwischen dem Vertreter des Bergbaulichen Vereins und der Micum vereinbart worden ist. Denn der große Vorzug, den das Düsseldorfer Abkommen vor dem Versailler Vertrag voraus hat, ist, daß es sich diesmal um einen Privatvertrag handelt. Daß in diesem Privatvertrag deutsche Staatsbürger — selbstverständlich nach vorheriger Fühlungnahme und mit Einverständnis der Reichsregierung — die Entrichtung von Steuern an eine „fremde Macht“ beschließen, ist etwas ungewöhnlich, aber es ist charakteristisch für die Situation, die durch die Ruhrpolitik der Regierung geschaffen worden ist. In der Zeit des passiven Widerstandes erklärte die Regierung Cuno fortwährend, daß sie keine Macht über die Dinge im Ruhrgebiet habe, sondern daß dort Alles „spontan“ und „aus der Bevölkerung heraus“ erfolge. Aber tatsächlich wußte doch Jedermann, daß von Berlin aus der Kampf dirigiert wurde. In der zweiten Hälfte des Kohlenkrieges, unter der Aegide Stresemann, verfolgte man die umgekehrte Methode. Man erließ von Berlin aus öffentliche Befehle, während die Regierung in Wirklichkeit mehr und mehr die Macht über das Ruhrgebiet verlor. Man glaubte, durch fortwährende Drohungen, daß von kommender Woche an endgültig die Lohnsicherungen eingestellt würden, einen Druck auf die Franzosen auszuüben, und schob tatsächlich die Arbeiterschaft in die Arme der Franzosen. Und man verkündete wieder und wieder, daß das Reich in absehbarer Zeit keine Reparationen zahlen könne, und zwang dadurch die Industriellen, selbst die Regelung der Sachlieferungen und Barleistungen in die Hand zu nehmen. Vielleicht hat Herr Stresemann, der auf seine Lohnsiche-

rungspolitik besonders stolz ist, auch seine Reparationspolitik in der stillen Hoffnung getrieben, einen Druck, wenn schon nicht auf die Franzosen, so doch auf seine gefährlichsten Gegner, die Schwerindustriellen, auszuüben und sie dadurch zu einer Erfüllungspolitik zu bewegen, die sie strikt ablehnten, solange sie vom Reich gemacht wurde. Herr Stresemann, der sehr viel von Staatsautorität redete, aber nie den Mut fand, diese Staatsautorität auch gegen Rechts und gegen das rebellische Unternehmertum zur Geltung zu bringen, hat offenbar für einen besonders feinen Schachzug gehalten, daß er die Stinnes und Thyssen auf diese Weise „ranbekommen" hat. Aber welche politischen Gefahren seine Methode in sich birgt, hat er selbst wohl schon einigermaßen erkannt. Denn er weiß doch, was die Strohmänner der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie, die Moldenhauer und Genossen, schon Ende Oktober in Barmen geplant hatten, und er weiß auch, was sein Ministerkollege Jarres dort geäußert und gefordert hat. Es wird vielleicht einmal als die bedeutendste Leistung seiner Kanzlerschaft gelten, daß er am gleichen Tage, wo er jene außenpolitsch verhängnisvolle Cuno-Rede in Hagen hielt, die „Wirtschaftsführer" des besetzten Gebiets durch seine geschickte Taktik daran verhindert hat, in aller Form die Loslösung des Rheinlands zu proklamieren. Herr Stresemann weiß selbstverständlich auch, daß eine viel größere Gefahr für das Reich als die von dem Kleinbürgertum und dem Lumpenproletariat getragene Separatistenbewegung die Aktivistenbewegung der Großbourgeoisie, der Schwerindustrie und des Finanzkapitals ist, und daß es vielleicht nur dem plumpen Separatismus der Dorten und Mathes zu danken ist, wenn die Aktivisten von Köln und Mühlheim die Separation noch nicht vollzogen haben. Glaubte Herr Stresemann aber, daß Verträge wie das Düsseldorfer Abkommen geeignet sind, die ohne hin recht lockern Beziehungen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie zum Reich zu bessern? Die „selbständigen" Reparationsverpflichtungen der Schwerindustrie werden entweder von dem „zahlungsunfähigen" Reich indirekt bezahlt, und dann sind sie eine Farce, die Deutschland vor der Welt aufs neue den Makel der Unehrlichkeit einträgt, oder sie müssen wirklich von dem Ruhrbergbau allein getragen werden, und dann wird das Industrierevier gradezu zur Loslösung vom Reiche genötigt. Denn man kann weder dem Unternehmer noch dem Arbeiter verdenken, daß er nicht allein für ganz Deutschland die Reparationslasten tragen will.

Stinnes zieht um

An drei Stellen des Weltreichs Stinnesien sind gegenwärtig große Transaktionen in Vorbereitung. In Südamerika, und zwar in Chile, scheint eine Neuerwerbung von Oelfeldern in Aussicht zu stehen. In Oesterreich gedenkt Hugo Stinnes, die Alpine Montan — eine der am wenigstens geglückten Aufkäufe — an seinen Mitstreiter Camillo Castiglioni abzugeben. Und im Ruhrgebiet steht, wohl im Zusammenhang mit dem Micum-Abkommen, eine gründliche „Umgruppierung" des Stinnes-Konzerns bevor. Um sich für alle politischen Möglichkeiten rechtzeitig zu sichern, wird eine neue Holding-Company für die Deutsch- Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A. G. gegründet, und der Sitz der Verwaltung soll von Bochum ins unbesetzte Gebiet verlegt werden. Aehnliche Umschachtelungen sind beim Bochumer Verein und bei der Gelsenkirchener Bergwerks-A. G. geplant. Was

dabei endgültig herauskommt, läßt sich noch nicht übersehen. Aber einigermaßen sicher ist wohl, daß Hugo Stinnes, ahnungsvoll, wie er ist, die neuen Grenzen des deutschen Reichs schon im Geiste gezogen sieht, und entsprechend vor-, ab- und umbaut. Es ist anzunehmen, daß sein Beispiel Schule macht, und daß auch die andern Konzerne des Ruhrgebiets sich bald „umgruppieren" werden. Die Abwanderung der Verwaltungszentralen ins unbesetzte Gebiet sieht ja fast so aus, als wollten die Ruhrmagnaten, bedrängt vom Erbfeind, sich enger an ihr geliebtes Vaterland anschließen. Aber zu so sentimentalen Erwägungen ist jetzt keine Zeit mehr, sondern für echte deutsche Männer — und die rheinisch-westfälischen Industriekapitäne verkörpern ja, wie der Graf Keyserling entdeckt hat, den Typus deutscher Mensch in seiner höchsten Vollendung — kann es in diesem Augenblick nur eine Parole geben: „Ran an den Feind!"

Preisanarchie

Man hat den Hühnern bitter unrecht getan, als man ihnen nachsagte, daß sie sich beim Eierlegen zu eng an den Dollarkurs hielten. Sie wissen sich, im Gegensatz zu den andern Deutschen, vom Kurszettel vollständig freizumachen, und haben in den letzten Wochen den Beweis dafür erbracht, daß sie unabhängig von den ententistisch-jüdisch-verseuchten Strömungen auf dem Weltmarkt, zu treudeutschen Originalpreisen ihre Tätigkeit verrichten. Daß diese Preise achtmal so hoch sein müssen wie in der Vorkriegszeit, wird Jedem einleuchten, der auch nur die leiseste Einsicht in die deutsche Volkswirtschaft gewonnen hat. Sollten aber trotzdem Bedenken an der Notwendigkeit des achtfachen Friedenspreises auftauchen, so lese man die lichtvollen Ausführungen des Syndikus des Deutschen Hühnerverbandes E. V. in dem Verbandsorgan ‚Huhn und Eier'.

Aehnlich wie die Hühner halten es, gottlob, alle andern Produzenten und Kaufleute. Wer sich ihnen entgegenstellt, den zerschmettern sie. So wagte neulich ein Ingenieur, in einer Fachzeitschrift dem Volk weiszumachen, daß das berliner Gas von Rechts wegen nur wenig mehr als 3 Goldpfennige den Kubikmeter kosten dürfe. Aber schon sprangen sämtliche Verbandssachverständigen hinzu und bewiesen klipp und klar, daß unter 25 Pfennigen gar nichts zu machen wäre, denn die Gasgesellschaften müßten wenigstens die Papiergeldeinnahmen von fünf Tagen in ihren Kassen behalten.

Unter diesen Umständen freut man sich immer wieder, daß wir vor den Schrecken des Bolschewismus bewahrt worden sind. Denn sonst hätten wir nicht nur auf dem Gebiet der Geldentwertung, sondern auch auf dem Gebiet der Preisanarchie wahrscheinlich nie Rußland schlagen können. In Rußland wurden zu den Zeiten des schlechtesten Eisenbahnverkehrs in Petersburg Waren und Devisen um 40 Prozent höher bezahlt als in Moskau. In Deutschland dagegen kostet das Leben in Berlin mehr als doppelt so viel wie in Hamburg, dem gelobten Land der Hamburgischen Bank von 1923. Dafür aber bekommt man an der Spree auf Goldanleihe einen Rabatt von 25 Prozent und auf Rentenmark gar keinen oder höchstens 10 Prozent, während an der Alster die Rentenmark mit 70 und die Goldanleihe nur mit 50 Prozent der Hamburgischen Goldmark bewertet wird. So merkwürdig ist gegenwärtig die Verfassung des in seinen Stämmen einigen deutschen Volkes.

Die Puppe des Bauchredners von Hellmuth Krüger

Mit viel Gesindel packt der Tag uns zusammen,
Aeußerlich sehen die Leute ganz sauber aus,
Als ob sie von guter Konfektion abstammen
Oder aus einem bessern Vorstadthaus.

Aber in ihren Augen gibt es schmutzige Flecke:
Geld und Gier, und vielleicht gehn die Damen auf den Strich,
Und die Herren bringen den letzten Ausländer um die Ecke,
Und nachher maniküren sie sich.

Und die Ehepaare prügeln sich mit Leder und Eisen,
Und das hübsche Fräulein stiehlt und ist in der Mitte krank,
Aber davon spricht man nicht in bessern Kreisen,
Es gibt auf der Welt sowieso viel Gestank.

Doch plötzlich tritt eine Erscheinung mir entgegen,
Zu der ich gläubig aufblicken kann,
Der liebe Gott ist über diese Schöpfung etwas verlegen:
Die Puppe des Bauchredners tat es mir an.

Wie still liegt sie am Tage in der Reisetasche
Und hat sogar einen Reservekopf dabei,
Falls ein Mißgeschick den ersten Kopf überrasche,
Oder es geht eine Strippe dran entzwei.

Und wie sitzt sie am Abend lieblich auf dem Knie ihres Herrn —
Uns Allen ein Vorbild von Frohsinn und Humor.
Ich habe die Puppe des Bauchredners herzlich gern,
Seit ich den Glauben an die deutschen Rednerbäuche verlor.

Bemerkungen

Die Einheitsfront wider Willen

Ich bin nun schon gewohnt, die ersten Nachrichten über mich selbst und meine Handlungen aus der kapitalistischen Presse zu erfahren. Als ich mich einmal in Bermuda befand, ersah ich aus den Zeitungen, daß ich in Nevada einen flüchtigen Burschen zu Pferde verfolgte. Unzählige Male wurde mir berichtet, wie ich bei irgendeinem Bankett eine Anekdote erzählt hätte; ob nun diese Anekdote gut oder schlecht war, immer hörte ich sie zum ersten Mal. Heute nun erfahre ich aus ‚Chicago Tribune', daß ich in Dresden Aufrufe verbreitet, das deutsche Proletariat aufgefordert habe, sich gegen die Reichswehr zu erheben. Ein liebevoller Leitartikel in der ‚Tribune' nennt mich „unsern Upton Sinclair".

Ich muß offen zugeben, daß mein angebliches Verhalten im fernen Dresden mich keineswegs mit Bewunderung erfüllt. Ich sehe durchaus ein, daß das deutsche Proletariat gegen die Reichswehr einen gerechtfertigten Zorn empfindet; doch fühle ich mich, hier in Pasadena, nicht kompetent, ihm zu sagen, was es in diesem Fall zu tun habe. Es erscheint mir äußerst ungebührlich, daß ein Mensch, der behaglich im Sonnenschein von Südkalifornien sitzt, sechstausend Meilen weit entfernte Arbeiter auffordern soll, in den Tod zu gehen. Findet ein Mensch, daß der Kampf vonnöten sei, so muß er daran teilnehmen, muß, zum Beispiel, hier in Amerika nach Chicago gehen und die ‚Tribune' besetzen oder in Kalifornien den Kampf wider die ‚Los Angeles Times' aufnehmen, sowie gegen die Bodenspekulanten dieses „Dachgartens der Welt". Ob wohl, wenn ich diesen Kampf aufnehme, die ‚Times' und die ‚Tribune' mich immer noch „unsern" Sinclair nennen und meine

durch Taten bewiesene „Ehrlichkeit“ anerkennen werden?‘

Doch genug des Scherzes; der Redakteur des ‚Liberator‘ benützt die Gelegenheit, um mich zu einer Diskussion über die Lage in Deutschland aufzufordern. Ich versuchte, eine erschöpfende Bezeichnung zu finden und fand: „Die Einheitsfront wider Willen“. Während der letzten sechs oder sieben Jahren zerrissen Parteikämpfe die deutsche Arbeiterschaft, die einzelnen Parteien beschimpften einander, die einen ließen sogar auf die andern schießen. Und dennoch wird, allem zum Trotz, die Einheitsfront entstehen. Die deutschen Kapitalisten bestehen darauf, ebenso wie sie darauf bestehen, die einzig wahren Feinde des deutschen Proletariats und aller proletarischen Parteien zu sein. Und die verschiedenen Parteien werden dies rasch einsehen müssen.

Die Sozialdemokraten taten ihr Mögliches, artige Sonntagsschulknaben zu sein. Sie wollten weder von Unhöflichkeit noch von Unordnung etwas wissen, traten mehrmals in die Regierung — eine bürgerliche Regierung — ein. Jetzt hat man sie mit Fußtritten hinausbefördert, und in Deutschland herrscht die Diktatur Stinnes.

Ich habe ein gewisses Verständnis für die sozialdemokratischen Führer, versuche ich doch auch selbst, immer artig zu sein. Auch verstehe ich mich nicht auf den Kampf mit Waffen; es fiele mir schwer, ihn zu erlernen. Ich sitze in meinem „Dachgarten der Welt“, beobachte die Entwicklung der Dinge und fühle, wie mir ahnungsvolle Schauder über den Rücken laufen. Wird auch das Proletariat aller andern kapitalistischen Länder zur Einheitsfront gezwungen werden? Zum Beispiel unsre herrliche britische Labour-Party, wenn sie sich der Diktatur der englischen Kohlen- und Stahlkönige gegenüber sieht? Werden wir erfahren müssen, wie die Opposition Seiner Majestät des Königs ein bürgerliches Kabinett bildet, wie sie mit Fußtritten hinausbefördert, wie ein Labour-Parlament aufgelöst wird? Und, um daheim in Amerika zu bleiben, werden wir die Diktatur des Richters Gary und des Herrn J. P. Morgan erleben? Werden auch wir unsern rührenden Glauben an die Konstitution und an die mögliche Legalität der politischen Parteien aufgeben müssen?

Ich klammere mich noch immer an meine Hoffnungen, beschwöre noch immer unsre verschiedenen Parteien, so geduldig und mild wie möglich vorzugehen. Wir wollen nicht vergessen, daß der einzig wahre Feind der Arbeiterklasse das organisierte Kapital ist, und daß der Tag kommen kann, wo Bruder Gompers, Genosse Foster und die Genossen der IWW. gezwungen sein werden, gemeinsam ein Programm gegen die Diktatur Morgan und Gary aufzustellen.

Upton Sinclair

Aus dem amerikanischen Manuskript übersetzt von Hermynia Zur Mühlen.

Die Krise

Krise ist gut. Zumeist hört man bei solchen Gelegenheiten: „Wir müssen hindurch!“, wobei sich Wenige vergegenwärtigen, daß wir ebenso gut steckenbleiben können. Aber diesmal liegt schon ein Stück Sumpf hinter uns: der Sumpf des Stresemannschen Opportunismus. Zwar haben in der vergangenen Woche die verkalkten Spötter an ihren Klapperfingern hergezählt: Kardorff, Albert, Stegerwald, Marx — bereits Vier. Ach, es hat oft nur Einen gegeben, Jahre, Jahrzehnte, ein halbes Jahrhundert lang, und wenn unser politisches Leben jetzt solche Fieberschauer durchmachen muß, so kommts daher, daß ihm unter der Monarchie die frische Blutzufuhr gefehlt hat. In einer Republik wird schneller gewertet und daher Einer nach dem Andern beiseitegeschoben, lieblos, aber mit dem unbeirrten Wunsch nach dem bessern Mann. Sowas

kannte die Monarchie nicht, weil der Blutumlauf des Einzelherrschers um keinen Preis schneller vonstattengehen durfte, als dem Allerhöchsten Stoffwechsel von Nöten war, ob auch die Völker darunter an Verstopfung litten. Hingegen die Republik sondert aus, verwirft, ignoriert. Lauter negative Tätigkeiten. Ach, daß wir doch endlich ins Negative kämen, ins Niederreißen, Luftmachen, Raumschaffen! Dann könnten wir vom Beginn einer Revolution sprechen.

Zwei Parteien sind es, die für Deutschland dann nicht in Frage kommen, wenn es um seine elementaren Lebensbedingungen geht: die Deutsche Volkspartei der „Bürger" und die Sozialdemokratie der „Proletarier". Die furchtbare Zeit hat gezeigt, daß es weder Bürger noch Proletarier gibt. In verhältnismäßig stabiler Zeit können solche Parteien durch Programme wirken. Die politischen Notwendigkeiten aber gehen an diesen Programmen vorüber, und wenn eine Partei nicht folgt, verfällt sie der Unaktivität und damit der Gleichgiltigkeit. Die Rücksicht auf die Wähler rächt sich dann, wenn die Partei die Wähler nicht weiterführen kann und zu einem stehenden Teich wird, worin die zufließenden Ströme versacken. Traurigeres hat eine Partei nie erlebt als die deutsche Sozialdemokratie, die seit fünf Jahren an Ueberfettung leidet und sich nicht mehr bewegen kann. Wieviel Erfolge und wieviel Rückschläge! Heute verlangt sie Aufhebung des Ausnahmezustandes, und morgen verkriecht sie sich vor der Verantwortung. Das ist das Verfahren der Springprozession: zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück. Da kann Deutschland lange warten.

Daß alles auf Klärung drängt, zeigt sich am besten in der Gelähmtheit derjenigen Partei, die stets von der Verschwommenheit gezehrt hat: der Deutschen Volkspartei. Nicht einmal eine eigentliche Presse hat sie — die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' ist konservativ, die ‚Zeit' liberal. Bürgertum ist eben ein viel zu enger Begriff, um in einer Epoche der Umwälzung zuzulangen. So geht allein der Kampf zwischen Republik und Reaktion. Die Deutschnationalen wären um ihre klaren Ziele zu beneiden, wenn sie nicht vor der Konkurrenz der Deutschvölkischen im Innersten zitterten. Aus Rücksicht auf diese mußten sie sich ein Ziel stecken, das gar nicht zu erreichen war. Denn daß sie in zwei Tagen die Preußenkoalition beiseiteschieben könnten, haben sie selbstverständlich niemals geglaubt. Aber das Eine haben sie mit ihrer Taktik zustandegebracht: die Sammlung der Demokraten. So durften die wenigstens die Linien für eine Politik der Mittelparteien entwerfen — diese Politik selbst aber macht die Partei der Ausgeglichenheit, der Sicherheit, der Ewigkeit: das unbewegliche, immer führende Zentrum, das von jeher die Eigenschaft hatte, in dem Augenblick maßgebend zu werden, wo die Andern sich müdegerauft haben. Was ist gegen Rom ein Programm? Was ist ein völkisches Fieber gegen den gesunden Magen der großen katholischen Kirche? Herr Marx ist Reichskanzler. Weil die Deutschen nicht politisch denken können, müssen sie bei einer unpolitischen Mittel- und Sammelstelle unterschlüpfen! Die Deutschnationalen aber können vorläufig nicht weiter. So hält eine dicke, behäbige Drüse doch wenigstens das Gift auf und aus, das den ganzen Körper verseuchen möchte.

Klaus Römer

Justizminister und Fechenbach

So ein armes Portefeuille weiß wirklich nicht, in welchen Farben es schillern soll. Da ist das Portefeuille des Reichsjustizministers. Bisher wechselte es gewöhnlich zwischen Heinze, dem Reichsgerichtsrat, und Radbruch, dem Professor der Jurisprudenz. Jetzt ist der bayrische Erste Staatsanwalt Erich Emminger

als Kollege der Bayern Geßler und Hamm in den Besitz dieses schätzenswerten Leders gelangt.

Der Reichsjutsizimnister hat, wie das bei Reichsministern zu sein pflegt, in praxi wenig zu sagen. Das vormärzliche Preußen hatte neben dem Minister für Rechtspflege den Minister für Gesetzgebung. Dessen Funktion etwa kommt im Vergleich zu den Justizministern der Länder dem Reichsjustizminister zu. Vor allem aber legt nicht nur die, ach, Weimarer Verfassung, sondern eine große Tradition ihm die heilige Pflicht auf, zu wachen über der Rechtseinheit der Nation.

Nichts hat diese Rechtseinheit stärker durchlöchert und durchbrochen als der Fortbestand der verfassungs- und rechtswidrigen bayrischen „Volksgerichte". Nichts hat den Glauben an deutsche Rechtlichkeit stärker erschüttert und vernichtet als das grauenvolle Urteil des Münchner Volkgerichts gegen Fechenbach, der am 20. Oktober 1922 zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, „wegen eines vollendeten und eines versuchten Verbrechens des Landesverrats".

Ein Lichtblick in dieser Düsterkeit des Unrechts: es fanden sich mutige Männer, die ihre Ueberzeugung unerschrocken durchfochten. Der konservative Gelehrte Friedrich Thimme trat ein für den US.P.-Mann Fechenbach, der Rat am Kammergericht Freymuth verließ den engen Rahmen richterlicher Rücksichtnahme und zog zu Felde gegen Unrecht, wo er es fand, als ein rechter Richter. Die Bewegung zur Wiedergutmachung an Fechenbach schwoll an und nahm zu an Umfang, vor allem aber an Intensität, bis schließlich — es ist jetzt fünf Monate her — auch der Reichstag sich „damit beschäftigte". Es gab eine Interpellationsdebatte, die sehr lehrreich war. Unter der Wucht der öffentlichen Meinung — jetzt kommt uns fast vor, als habe es damals wirklich so etwas gegeben! — entschloß sich die bayrische Regierung, für den Fall, daß Fechenbach ein Gnadengesuch einreiche, zu versprechen, sie werde ein Rechtsgutachten des bayrischen Obersten Landesgerichts einholen und es ihrer Entscheidung in der Rechtsfrage zugrunde legen.

Wie dieses Gutachten aussehen werde, zeigte am gleichen Tage der Erste Staatsanwalt Emminger, Mitglied der Bayrischen Volkspartei. Er sagte von der Tribüne des Reichstags: „Selten ist ein Urteil so umfassend und so gut in der Begründung ausgearbeitet worden wie dieses . . . Das vorgebrachte Material reicht überhaupt nicht aus, das Fechenbach-Urteil im geringsten zu erschüttern."

Der frühere Königlich Sächsische Justizminister, Reichsjustizminister a. D. Heinze, steht gewiß nicht im Geruch eines politischen Linksradikalismus. Und doch hat selbst er am 3. Juli 1923 zugegeben, daß „die Einheit des Rechts durch den Bestand der bayrischen Volksgerichte in etwas alteriert" ist. Der neue Reichsjustizminister aber, Herr Emminger, hat über Rechtseinheit offenbar seine eignen Ansichten. Er bedauerte (am 19. Januar 1921), „daß die unendlich großen juristischen Vorzüge, die das Volksgerichtsgesetz in Bayern hat, nicht schon längst Gemeingut der ganzen Rechtsprechung Deutschlands geworden sind"!

In den fünf Monaten seit jener Interpellationsdebatte ist noch einiges mehr in Deutschland „alteriert" worden. Für deutsche Zolas gibt es viel Arbeit. Dennoch sollte man dabei Fechenbach nicht vergessen, denn sein Name ist Symbol geworden. Die Person des Reichsministers für Rechtseinheit ist „alteriert", die bayrische Regierung ist „alteriert", aber das „alterierte", nämlich verletzte Rechtsgefühl ist lebendig geblieben und hat sich nicht geändert, ist „in nichts alteriert".

Conrad Munk

Bücher

Karl Borromäus Heinrich: Florian
(Verlag O. C. Recht in München)

Bedrängt von der dreifachen Humilität der Zeit: der Literatur, des Krieges und der eignen Lebensnot hat Karl Borromäus Heinrich ein lärmendes Jahrzehnt hindurch geschwiegen. Aber daß es gleichsam ein Schweigen mit zusammengebissenen Zähnen war, beweist sein neuer Roman, eine Seelenstudie von gebändigter Kraft, die zu dem Schönsten und Eigenartigsten neuer Epik gehört. Wie dieser Dichter immer schon in der Durchleuchtung seelischer Gefilde, in der Vernachlässigung alles l'art-pour-l'art-Mäßigen und vor allem in der christlichen Problematik seiner Figuren wesentlich Dostojewski verwandt war; wie sein Baron Frangart, der Aristokrat im Geiste, Stawrogins herrische Züge trug; wie sein Kasimir, der vom Eros übermannte Christ, Station um Station den Leidensweg des Fürsten Myschkin ging: so ist seinem Florian das dämonische „Alles ist erlaubt!" Iwan Karamasoffs in die Stirn gebrannt. Man verstehe recht: eine tiefe organische Verbundenheit, keine literarische Abhängigkeit wird hier offenbar. Es ist das Deutsche an dem Buch, daß neben der innern immer gleich die äußere Landschaft erblüht: helle, freundliche Isar-Auen, seltsamer Rahmen um einen Rasenden, „der Kinder rettet, Männer tötet, Bestien überwältigt". Er ist, trotz allen Besonderheiten in den Einzelzügen, der Typus des verzweifelnden Skeptikers unsrer Tage und schon um dieser lebendigen Aktualität willen aufmerksamster Betrachtung wert.

Charles Louis Philippe: Das Bein der Tiennette
(Verlag Kurt Wolff in München)

Zwei Dutzend scharf pointierter Geschichten mit dem ungeschriebenen Motto: La France (Anatole) marche à la tête de la civilisation. Die Welt der Flaneure und Blagueure, der Abenteuer und Bizarrerien, wo man so für sich hingeht, um nichts zu suchen, und plötzlich einem Löwen begegnet — „Ein großer gelber Hund kam auf ihn zu, schnüffelte an ihm herum, rannte wie der Wind davon und verschwand in der Finsternis" —, wo Zuhälter wie Heilige reden und, peinlich genug, Christus wie ein Boulevardier. Doch umschattet sich hin und wieder die spielerische Grazie dieser Psychologie und wird mächtig und schwer, als ob Paris in Rußland selber läge. Eine fast innige Mordgeschichte von zwei Apachen (lieben trotzigen Jungen, die bei Philippe immer Bübü oder Loulou heißen), die grauenvolle Morgenszene einer dreifachen Hinrichtung, Herrn Rondeaus Erlebnis mit dem toten Klienten: das sollte man nicht ungelesen lassen. Und nicht unbesehen die eindrucksvollen, oft über den Anlaß hinaus bedeutsamen Holzschnitte Frans Masereels.

Karl Strecker: Nietzsche und Strindberg
(Verlag Georg Müller in München)

In ein paar Briefen „mit welthistorischem Akzent" (nach einem Wort Nietzsches) wird die kurze Bekanntschaft der beiden Einsamen lebendig. Zwischendurch stehen kritische Analysen des Herausgebers, mit einer sympathischen unphilologischen Frische geschrieben, die nur manchmal dem Extrem allzu primitiven Naturburschentums verfällt. So, wenn es einmal, hart an der Grenze des Komischen, von Zarathustra heißt: „Mit seligen Nüstern atmet er Berges-Freiheit. Von scharfen Lüften gekitzelt, wie von schäumenden Weinen, niest seine Seele — niest und jubelt sich zu; ‚Gesundheit!'". Beileibe nicht ‚Prosit!'. Denn es wird mehr Eifer, als nötig wäre, auf die Feststellung von Nietzsches blutreinem „Germanentum" verwendet, was nicht der Tendenz, sondern des Ni-

veaus wegen zu bedauern ist. Wie Nietzsche selbst über solche Fragen gedacht hat, beweist grade eine Stelle dieses Briefwechsels, deren souveräner Geste Strecker bitter unrecht tut, wenn er in ihr schon einen Vorboten kommenden Größenwahns erblickt: „So wie ich bin, der unabhängigste und vielleicht der stärkste Geist, der heute lebt, verurteilt zu einer großen Aufgabe, kann ich mich unmöglich durch die absurden Grenzen, welche eine fluchwürdige dynastische Nationalitäten-Politik zwischen die Völker gezogen hat, abhalten lassen, noch die Wenigen zu grüßen, die überhaupt für mich Ohren haben."

Paul Werner: Eugen Leviné (Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten in München)

Nur scheinbar eine sachliche Biographie. In Wahrheit die bluterfüllteste Tragödie mit Exposition, Steigerung, Moment der letzten Spannung und einer Katastrophe, in der — erhabener Shakespeare! — ein bayrischer Richter den Deus ex machina mimt. Unvergeßlich, wie in der letzten Szene die Antagonisten: Recht und Justiz einander gegenüberstehen. Auf der einen Seite der mordende Apparat eines Landes, das den Grundsatz „Maß für Maß" nur noch im Hofbräuhaus zu kennen scheint. Auf der andern die reine, im Angesicht des Todes doppelt geläuterte Glut eines Herzens, dessen Rechtssatz in allen wichtigen Dingen des Lebens „In dubio pro deo" hieß. Der Mann im Talar spricht Diesem „ehrlose Gesinnung" zu und läßt ihn standrechtlich erschießen. Der Vorhang fällt. Ein neues Stück kann beginnen.

Heinrich Fischer

Randbemerkungen

. . . und so sollte ein junges Mädchen das Glück bei einem guten Manne suchen, der sich leiten läßt und seine Frau zur Mutter von Kindern machen wird, über die sie entzückt ist. Das gibt ihrem Dasein einen Inhalt zwar nicht romanhaften Sentiments, wohl aber kluger Zufriedenheit. (Dies ein Katechismus der Glückserwartungen eines jungen Mädchens . . .)

*

Der Mann, der sich mit seinem „Glück bei Frauen" brüstet, ist ein Laffe. Er renommiert. Pechschwarzer Schnurrbart und Stiernacken sind seine Requisiten in puncto Verführung. Und solcher . . . Erfolge rühmt man sich besser nicht.

*

Sobald man in Gesellschaft gewahr wird, daß einen eine Dame . . . sinnlich anschaut, darf man nach ein paar Tagen getrost die Frage riskieren: „Mi volete bene (sind sie mir gut), madame?" Sagt sie Nein, dann wird sie einem kaum je näher kommen. Im andern Falle . . . nun, die Sache ist in Ordnung.

*

Man soll eine unglückliche Liebe nicht durch neue Liebschaften zu ertöten suchen. Sich verlieben wollen, um das Glück zu finden, das einem in der unglücklichen Liebe nicht zu teil geworden — das ist ein leerer Wahn . . .

Stendhal

Uebertragen von Fiete Fischer

Liebe Weltbühne!

Ein biederer pfälzischer Bauer sprach am 9. November dieses Jahres sehr verdutzt: „Was? De Hitler hawe se schun widder abgesetzt? Ei, do hot er nit emol Zeit gehabt, sein Gehalt zu hole!"

Antworten

Hans Naivus. Sie haben sich noch niemals entschließen können, für eine alldeutsche Zeitung Geld auszugeben, erführen aber doch gern einmal, wie so was eigentlich beschaffen ist. Es ist schnell und leicht zu beschreiben. Auf der ersten Seite des Hauptblatts steht in der Mitte der mittlern Spalte: „Nur in der Befreiung von Judentum und Börse liegt das Heil unsres deutschen Volkes." Und am Ende derselben Spalte steht: „Auch heute ist unsre Zeitung infolge von Streikschwierigkeiten noch nicht in der Lage, die vorliegende Ausgabe in gewohnter Ausführlichkeit herauszubringen. So war es nicht möglich, den Kurszettel schon heute abend fertigzustellen." Weiterhin heißt es im Textteil auf jeder dritten Zeile: Juden raus! Und in den Inseratenteil hat der Reklamechef Juden über Juden reinzukriegen gesucht. Beim ‚Amberger Tageblatt' bin ich, umgekehrt, von den jüdischen Inserenten zu den arischen Redakteuren vorgedrungen, deren einer in Nummer 189 sich wie folgt vernehmen läßt: „Eine merkwürdige Entdeckung machte ich kürzlich durch einen Zufall. Ich sah das Bild der graußen englischen Zeitung ‚Times' im Spiegel, las die Ueberschrift im Spiegel und war baff: ‚Semit' stand da richtig vor meinen Augen. Der Hebräer, der seine Muttersprache rückwärts liest, braucht die Ueberschrift des ‚Weltblattes' bloß rückwärts zu lesen, und er hat den Semit in der Hand. Ich kenne die Gründer des Blattes, welches zuletzt dem englischen Juden Lord Northcliffe gehörte, nicht, glaube aber kaum an Zufall, sondern eher an Absicht und Wunsch der City-Geldleute. Man muß die Entdeckung sofort den englischen Judengegnern mitteilen." Die ihrer deutschen Geistesbrüder sicherlich würdig sind.

Lotte St. Man blättert die Zeitung auf — was man eben nicht tun soll — und liest tieferschreckt, daß ein Mann, dem man noch vorgestern gegenübergesessen, gestern, sechsundvierzigjährig, plötzlich am Herzschlag gestorben ist: Ernst Bloch. Nicht der Verkünder des ‚Geistes der Utopie', sondern der gar nicht übermäßig geistige Inhaber des Bühnenvertriebs Felix Bloch Erben, dem jedes Land wichtiger war als das Land Utopia, wo nicht Theater gespielt, also auch nicht Tantieme verdient wird. Vor etwa fünfunddreißig Jahren hab' ich ihn kennen gelernt: auf dem Hof des alten Friedrich-Werderschen Gymnasiums, aus dem die meisten berühmten Zeitgenossen hervorgegangen sind, und das ich getreulich schildern will, wenn ich in einem halben Jahrhundert beginne, mich meines Lebens zu erinnern. Den kleinen Ernst Bloch liebten Alle, weil er immer wie aus dem Ei gepellt, ein guter Kamerad und schon im Keim der Gentleman war, zu dessen Prototyp er heranwachsen sollte. Nicht nur, daß er Haltung, Manieren und Distanzgefühl eines Gentleman hatte: was einen zu ihm zog und Jahrzehnte lang bei ihm festhielt, war die vollendete Noblesse des Wesens. Sein Gefühl für Qualität war so stark wie sein Hang, wohlzutun und mitzuteilen. Das Propagandablatt seiner Firma, den ‚Charivari', hätte am einträglichsten die Sorte Robert Misch geleitet. Ernst Bloch aber legte es der Reihe nach in die Hände Wilhelm Lentrodts und Christian Morgensterns, Oskar Loerkes und Herbert Jherings, weil er zweierlei wünschte: daß die unentbehrliche Reklame für seinen Verlag in der vornehmsten Form gemacht, und daß Köpfen, die es dank ihrer Besonderheit am Anfang schwer haben mußten, grade dieser schwere Anfang erleichtert würde. Hier war ein Maecen ersten Ranges. Vor wessen Urteil er Achtung hatte, der erhielt für einen bedürftigen Künstler oder Schriftsteller immer wieder die größten Summen. Mit welcher Zartheit er schenkte wie er Dank abwehrte, wie er keine andre Bedingung stellte, als daß sein Name nicht genannt würde: das war angetan, einem in diesen häß-

lichen Zeiten den Glauben an die Menschheit wiederzugeben. Aber er war nicht allein Philantrop unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, sondern auch in allerseltenstem Grade der Vertrauensmann seiner Autoren. In dem Album, das sie zu seinem fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläum zusammengestellt haben, und das er ungern zeigte, weil so hohe Anerkennung ihn bei seiner Bescheidenheit übertrieben dünkte — in diesem Gedenkbuch bezeugen etwa Julius Elias für Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann für sich selber, wie vorbildlich, lautlos und energisch in einem, Ernst Bloch ihre Interessen wahrgenommen hat. Seine einzigartige Opferfreudigkeit zögerte nicht einmal, für Autoren fremder Verlage, sobald er erfahren hatte, daß sie nicht nach Gebühr bewertet wurden, heimlich sorgen zu helfen, ganz unbekümmert darum, ob damit zu rechnen war oder nicht, daß sie jemals zu ihm abwandern würden. Es ist eine verschmähenswerte Phrase, von einem Toten zu sagen, daß man nicht seinesgleichen sehen werde. Aber dieser Urberliner, der so viel schnoddrige Witze niemals parat haben konnte. wie er gebraucht hätte, um den Eindruck seiner prachtvollen Humanität zu verhüllen (und der seltsamerweise am selben Tage gestorben ist wie vor sieben Jahren sein Vorgänger und Stiefvater Adolf Sliwinski): dieser Ernst Bloch ist wirklich so beschaffen gewesen, daß ich für mein Teil fürchte, seinesgleichen nicht wiederzusehen.

Mitteilung

Wir erweitern den Umfang der ‚Weltbühne' von 24 auf 32 Seiten und erhöhen deshalb den Preis

der Nummer auf 35 Pfennige,
des Monatsabonnements auf 1,35 Mark,
des Vierteljahrsabonnements auf 4 Mark.

Die ‚Weltbühne' bleibt damit immer noch billiger als vor dem Kriege, während die meisten Tageszeitungen ihren Friedenspreis vervierfacht haben.

Geschäftliche Mitteilungen

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'

Amerika, China, Japan	1 Dollar	Jugoslawien	60 Dinar
Belgien	15 Francs	Oesterreich	45000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	120 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich	12 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	15 Lire	Tschechoslowakei	20 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Wirtschaft, Kultur, Intellektuelle

von Kurt Kersten

I.

Die „Wirtschaft" regiert. Und die deutsche Kultur, soweit sie überhaupt bestanden hat, geht zu Grunde. Die „Wirtschaft" hat, wie ein fürchterliches Raubtier, aufgefressen, was nur in ihrem Bereich lag; sie hat Truste, Syndikate im Inland, im Ausland gegründet; sie hat sich den Staatsapparat gefügig gemacht; sie hat die äußere Politik bestimmt; sie ist die treibende Kraft der Gegenrevolution; sie hat mit Hilfe von Staatskrediten, die sie mit Lumpenpapier zurückzahlte, die Werke betriebsfähiger als je zuvor gemacht; sie unterhält mit denselben Geldern einen gewaltigen illegalen Heeresverband, der bereit ist, auf ihren Wink zu marschieren. Nicht zuletzt hat dieser selbe Aasgeier Zeitungen, Druckereien, Verlage, wissenschaftliche Institute an sich gerissen und hält in seinem Solde Gelehrte, Schriftsteller, Künstler. Filmgesellschaften stehen in engster Verbindung zur Großindustrie, für sie in der breitesten Masse Propaganda zu machen. Wer sich nicht der „Wirtschaft" unterwirft, hat nur zwei Wege: entweder rettungslos allmählich zu Grunde zu gehen oder sich zur revolutionären Partei zu schlagen.

II.

Die deutschen Intellektuellen stammen aus der Mittelschicht, aus diesem eigentümlichen deutschen Mittelstand, einem Anhängsel der Großbourgeoisie, das vom alten Staat gern als ein Gegengewicht gegen diese Großbourgeoisie ausgespielt wurde und zugleich einen Prellbock gegen das Proletariat spielen wollte. Diese Mittelschicht ist aufgerieben — oekonomisch und geistig. Die Stütze des alten Staates, die Monarchie, der sie lakaienhaft ergeben war, ist verschwunden. Die Großbourgeoisie legt keinen Wert auf Kultur: sie regiert mit der rohen Gewalt; sie anerkennt nur das Ertragreiche; sie läßt dem Intellektuellen nur so weit Spielraum, wie sie seine Kenntnisse grade braucht, um aus einem guten Geschäft ein besseres Geschäft zu machen. Die oekonomische Lage dieser mittelständischen Intelligenz ist durch die Geldverhältnisse völlig ruiniert. Die Dinge sind bekannt. Nicht erkannt ist aber — und grade von der Intelligenz —: daß die Großbourgeoisie am oekonomischen Ruin des Mittelstands schuld ist; daß der Vermögensschwund der kleinen Leute sich zu Gunsten der großen Leute vollzogen hat; daß — infolge dieses oekonomischen Ruins — die Mittelschichten vor der Alternative standen, entweder im Bewußtsein ihrer Proletarisierung sich aufrichtig auf die Seite des Proletariats zu schlagen oder sich ganz ergeben in die Arme jener Leute zu flüchten, die sie in Wahrheit ruiniert haben.

Die Intellektuellen, die schon früher — eben als Angehörige keiner eignen Klasse, sondern eines Anhängsels — sich nur zu rasch zu Lakaien der Monarchie erniedrigen ließen, ergaben sich jenen Leuten, die sie bezahlten. So kam es, daß dieser enteignete

Mittelstand, alle diese „Ehemaligen“, diese Ruinen, diese Zusammengebrochenen, diese Offiziere, Studenten, Ingenieure sich in den Dienst jener Leute begaben, die die „Wirtschaft‘ regierten. Es hat sich eine Abenteurersippe herausgebildet — wir kennen diese Typen aus Prozessen, Attentaten, wir wissen, wo sie sitzen, wo sie mächtig sind, wir wissen, wo sie morden, wen sie morden, wir wissen, wo sie gnädige Richter finden, wir wissen, wem sie dienen, wofür sie zu haben sind. Sie sind unsre Feinde, sie sind die Landsknechte, die Zuhälter unsres ärgsten Feindes, sie wollen uns vernichten, um sich wieder eine alte Stellung zurückzuerobern, an die niemals zu denken ist: und wir haben die Aufgabe, sie zu zertreten, wenn wir nicht zertreten werden wollen.

III.

Ein geringerer Teil der Intellektuellen sah sich mit dem Verlust seiner oekonomischen Basis völlig zur Passivität verurteilt und fand keinen Ausweg. Er war im Kern anständig; er war nur in der Ideologie schwach, befangen, romantisch; er war und ist ratlos. Er findet sich nicht zurecht, und er hungert sich langsam zu Grunde. Es sind nicht die Schlechtesten. Aber sie haben keine Zukunft. Sie wollen nicht zugeben, daß sie proletarisiert sind, und sie können nicht der „Wirtschaft“ dienen, sie lavieren und sie kommen zu keinem Ende, sie sind kaum noch produktiv, und ihre Bücher werden auch nicht gekauft, ihre Verleger können und wollen nichts für sie tun, Zeitungen haben keinen Raum für sie, und wenn sie Raum haben, so zahlen sie erbärmlich, Zeitschriften gibt es nur noch wenige in Deutschland, Theater spielen nur Werke, die irgend Aussicht auf sensationelle Erfolge haben, Maler haben kaum Mittel für die Leinwand, auf der ihre Welt entstehen soll; es gibt keine junge Literatur — mit der Generation, die heut um die 32 ist, bricht die Entwicklung ab. Die Aelteren leben von Einkünften aus Artikeln in ausländischen Blättern — das ist ein Geschäft, aber das ist keine kulturelle Entwicklung mehr, und das hat erst recht keinen Zusammenhang mehr mit der Nation, mit der Klasse, mit der ganzen Bewegung eines Landes. Die Kultur der Bourgeoisie ist tot; sie lebt noch schwach vom Luxus, sie macht Geschäfte, sie ist nicht mehr produktiv. Und die Bourgeoisie hat ja auch gar kein Verlangen mehr nach der Kultur. Sie braucht die „Wirtschaft“, sie braucht das Geschäft, den Ruin der Mark, die Unterwerfung der arbeitenden Klasse. Sie lebt von der Abhängigkeit der . . . Andern. Und weil sie von Andern lebt, ist sie im Grunde nicht schöpferisch.

IV.

Das Kapital, die „Wirtschaft“ ist nicht schöpferisch. Sie sitzt da wie eine alte, reichgewordene Hure. Sie hat gerafft, gerafft und gerafft. Und sie ist sich selbst nicht mehr ein Problem, obschon ihr Dasein höchst problematisch ist. Sie glaubt zu Allem berechtigt zu sein, nur weil sie eben die Mittel hat; aber sie hat kein Recht auf die Mittel, sie hat sie gar nicht geschaffen, sie hat sie gestohlen. Und sie glaubt es nicht. Die „Wirtschaft“ hat keine Idee über sich, sie hat kein Ethos, sie ist keine Welt,

sie ist höchstens ein Gebilde, eine Karikatur, sie lebt dank der Anarchie — die ist allenfalls ihr einziger Sinn. Und ihre Absicht ist immer wieder nur Gewalt, sie ist ein einziger Mißbrauch, und sie treibt nur Mißbrauch. Wir wollen diesen Mißbrauch ausrotten — diese Aufforderung ist wörtlich zu nehmen.

Die „Wirtschaft" hat Konflikte mit Andern — aber nicht mit sich selbst, sie merkt nicht, daß sie im Widerspruch lebt. Seit sechs Jahren versucht sie, Schlag auf Schlag sich zu drücken, seit sechs Jahren versucht sie, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, es mißlingt ihr Schlag auf Schlag. Sie kommt nicht zur Ruhe, sie kommt nicht zum Genuß. Und sie merkt es nicht. Sie weiß überhaupt nichts von sich. Es kommt auch nichts aus ihr heraus. Sie wächst wie ein Aas im Unrat, sie stinkt, sie gebiert nicht. Sie hat keine Kultur. Und sie erzeugt keine schöpferischen Kräfte. Manchmal hat sie schon etwas von einem Golem, sie scheint fürchterlich, sie scheint grauenhaft zu nachtwandeln, aber sie kann ja nicht allein leben — was ist denn das Leben ohne die Lebewesen!

Sie ist längst nicht mehr im Angriff, zuweilen trügt der Schein, sie hat ja gar keine Methode, sie hat kaum ein Ziel, ein politisches „Ideal", sie will verdienen. Sie braucht Werkzeuge, Geschöpfe und keine Schöpfer. Hier wächst nichts mehr.

V.

Es hat seinen Grund, warum bei solcher Konstitution die Kultur samt ihren Trägern im Morast verreckt. Die deutschen Intellektuellen waren ja nie radikal oder revolutionär, sie standen in Opposition, aber in einer sehr getreuen. Sie waren wirtschaftlich gebunden an das Kapital, aber sie waren ihm nicht gefährlich. Deshalb ließ man sie gewähren. Deshalb ließ man sie segnen, wen sie wollten. Man ließ sie auch fluchen. Ich weiß außer Harden nicht einen deutschen Intellektuellen, der vor dem Kriege wegen einer Ueberzeugung eingesperrt worden wäre. Prozesse gabs wegen Beleidigung oder Verbreitung unsittlicher Schriften. Sonst waren die Intellektuellen brav wie die Schafe. Sie haben ihr Los — es ist hart, aber wahr — verdient.

VI.

Das Kapital ist nicht mehr schöpferisch, die Intellektuellen sind zu Angestellten geworden, oder sie sind verzweifelt. Eine verschwindende Minderheit kämpft in den Reihen des Proletariats, wohin sie gehört. Der ganze furchtbare Niederbruch der Intelligenz reicht nicht von heute her, er steht im engen Zusammenhang mit dem Niedergang der ganzen bourgeoisen Klasse, der Auflösung des Mittelstandes, der Ideenlosigkeit dieser ganzen Welt. Und dieser Zusammenbruch ist im Grunde auch nicht ein Mal so bedauerlich, er ist nur eine Bestätigung des historischen Materialismus.

Die Intellektuellen werden zugrunde gehen wie die ganze bürgerliche Welt. Sie können erst wieder erscheinen in einer ganz andern Form menschlichen Zusammenlebens, sie werden dort sehr eng verbunden sein mit der werktätigen Masse, aus ihr werden sie hervorgehen; sie werden dort kein Luxus, sondern lebendiger Ausdruck innern Lebens sein.

Laßt uns hoffen.

Trotzkys rote Parade von Anker Kirkeby

Vor mir liegt die Fläche des Marktplatzes wie eine ungeheure Gemeindeweide, und hier ist in grauen Reihen, so weit das Auge reicht, das Revolutionsheer aufgestellt. Es ist ganz umrahmt von einer wogenden Menschenmasse, die lebt, strömt und flimmert. Die Gebäude rings sind in rote Draperien mit revolutionären Sprüchen und Grüßen und einem „Lange lebe Trotzky" gekleidet.

Als die Zeiger der Spaskija-Turmuhr sich der Zehn nähern, wird es still auf dem Platze. Man weiß, daß Trotzky der Sekundenzeiger Rußlands ist. Und im selben Augenblick, wo die Uhr zum Schlage ausholt, berichten gellende Hornsignale, daß der Volkskommissar für Heer und Flotte seinen Einzug auf dem Marktplatz gehalten hat. In grauem Uniformrock und mit schwarzem Stoffhelm schreitet Trotzky, von seinem Stab umgeben, schnell vorwärts. Die Soldaten haben sich im Karree aufgestellt. Jetzt eilt er über den ganzen Platz, Kompagnie auf Kompagnie begrüßend. Sein Vorwärtskommen sieht man an den hochgeschwungenen Mützen, aber die Entfernung ist zu groß, als daß man das Hurrageschrei hören könnte, und man sieht wohl die Bewegungen der Spielleute, aber die Töne gelangen nicht herüber.

Dann taucht Trotzky wie ein kleines lebendiges Monument auf dem Sockel des Rednerpultes auf. Die Uniform sieht aus, als wäre sie aus einer grauen Bettdecke genäht. Mitten auf der Brust strahlt eine riesige hochrote Seidenschleife, die schlecht zu den rotvioletten Bruststreifen steht. Sonst trägt er keine Orden, sondern nur, wie alle Soldaten des Heeres, den roten Sowjetstern, auf den Bezug der Pickelhaube genäht. In Photographie und Film verleiht ihm der Spitzbart ein mephistophelisches Aussehen; ich habe, um die Wahrheit zu sagen, immer den Eindruck gehabt, daß er dem Teufel selber glich; aber jetzt da er keine zehn Schritt von mir entfernt steht, ist der Eindruck ein ganz andrer. Es strahlt nicht nur Humor, sondern auch viel menschliches Wohlwollen aus den schwarzen Augen hinter dem scharfgeschliffenen Kneifer. So kann ein tüchtiger Advokat aussehen, aber auch ein beliebter Oberlehrer, Gegenstand sterblicher Verliebtheit für seine Schülerinnen. „Gott, was für herrliches schwarzes, welliges Haar er hat!": ich sehe es, als er den Helm lüftet und die Schweißperlen auf der wachsweißen Intelligenzstirn trocknet.

Er stellt sich ohne Pose hinter die niedrige Brustwehr des Rednerpultes und beginnt. Die Stimme ist die kräftigste Rußlands, eine „magna vox" schwersten Kalibers, scharf und mit Stahlklang, aber spirituell moduliert und ohne das gewöhnliche atemlose Offiziers-Stakkato, das kernig klingen soll:

„Kameraden des Roten Heeres! Kommandanten! Kommissare! Und Ihr, Arbeiter und Arbeiterinnen des roten Moskau!" Keine Muskel regt sich in seinem bleichen Antlitz. Keine Armbewegung unterstreicht seine Worte. Er steht stramm vor der Front. Aber die Augen schleudern Blitze. Das Echo von den Mauerflächen gibt vier Silben auf ein Mal wieder, man fühlt, daß er über den ganzen Platz zu hören ist, daß seine Worte jeden Einzelnen grade in die Brust treffen, ja, als ich mich auf der Tribüne umsehe und Beduinen, Chinesen, Tartaren, Kaukasier, Juden, Armenier entdecke, habe ich den Eindruck, daß seine Worte in fünf Weltteilen gehört werden: in Wirk-

lichkeit spricht er nicht zu seinen 40 000 Soldaten, sondern zu Deutschland, England, Frankreich, der Türkei: zur Welt.

„Es gibt unter uns welche, die die Auffassung hegen, daß jede Machtaufwendung von Uebel sei, und daß sich die Kommunisten nicht mit der ‚Verherrlichung‘ von Waffenmacht oder der Roten Armee befassen sollten. Das ist eine Philosophie für Quäker oder alte Jungfern von der Heilsarmee. Eine solche Propaganda innerhalb der kommunistischen Partei zuzulassen wäre das Selbe, als wollte man Tolstojsche Lehrer unter den Truppen einer belagerten Festung dulden. Wer sein Ziel erreichen will, darf keine Mittel scheuen. Das Mittel, die arbeitende Klasse zu befreien, ist die revolutionäre Macht.“

Trotzky nimmt nun eine kritische Untersuchung der Politik aller Großmächte Rußland gegenüber vor. Am bösesten ist er auf England, und ich habe ein Gefühl, als ob er eine schwache Wendung nach der Tribüne der Diplomaten mache, um Mr. Hodgson grade ins Gesicht zu treffen. Der Engländer verliert einen Augenblick das Monokel.

„Wir haben sie alle zu friedlicher Abrüstung eingeladen, aber ihre Antwort war Nein! Einem Feinde gegenüber, der von Kopf bis zu Füßen bewaffnet ist, können und wollen auch wir nicht abrüsten. Im Gegenteil: Wir wollen uns so lange in der Kriegskunst üben, wie die gepanzerte Faust des Kapitals Unabhängigkeit und Freiheit der vereinigten sozialistischen Staaten bedroht. Wir wünschen Frieden, Arbeit und Brüderlichkeit unter allen Völkern. In dem Augenblick, wo auch die Andern es wünschen, reichen wir dem Brudervolk die Bruderhand. Aber solange unsre ausgestreckte Hand noch in der Luft schwebt oder abgewiesen wird, so lange wollen wir mit dieser Hand die Wehr der Sowjet-Republik festhalten.

Kameraden des Roten Heeres! Kommandanten und Kommissare! Vor den Augen der hier versammelten Arbeiter und Arbeiterinnen fordere ich euch auf, der Arbeiterklasse und Arbeitermasse aller Länder den roten Eid abzulegen, indem Ihr meine Worte nachsprecht. Genosse Kommandant der Parade! Lassen Sie das Heer zum roten Eid auffordern . . .“

Ein kurzes Kommando gellt, läuft wie ein Echo von Regiment zu Regiment. Hornsignale schallen, ferne Töne antworten. Die Kosaken ziehen ihre krummen Türkensäbel, die wie lange Messer in der Luft blitzen, das Fußvolk steckt die Bajonette auf und fällt das Gewehr. Dann wird es totenstill. Keiner hat darauf geachtet, daß der Regen längst aufgehört hat und die Sonne vom blauen Himmel herabscheint und in 40 000 blanken Stahlschneiden Widerschein findet. Hoch oben zwischen weißen Federwolken gleiten Aeroplane in Kiellinie wie ziehende Wildgänse. Am untern Ende des Platzes strahlt die Sankt-Basilius-Kathedrale mit ihren elf bemalten und vergoldeten Kuppeln, und eine von ihnen scheint sich plötzlich loszureißen und himmelwärts zu fliegen — es ist ein blanker, gefirnißter neuer Drachenballon, der einem losgerissenen, vierhundert Jahre alten Stück byzantinischer Architektur gleicht. Die 40 000 Mann stehen wie aus Metall gegossen. Trotzky ruft den Eid Satz für Satz, und 40 000 Stimmen sprechen ihn im Chore nach, Silbe für Silbe, wie mit einer einzigen gemeinsamen Riesenstimme:

„Ich, Sohn des arbeitenden Volkes und Bürger der Sowjet-Republik, nehme den Namen eines Soldaten im Heer der Arbeiter und Bauern an.

Ich verspreche den Arbeitern Rußlands und der ganzen Welt, gewissenhaft das Kriegshandwerk zu erlernen und das Eigentum des Volkes wie mein eigen Fleisch und Blut zu verteidigen.

Ich verspreche, daß ich nie einen Schritt unternehmen werde, der eines Bürgers der Sowjet-Republik unwürdig ist, und daß ich alle meine Gedanken auf das große Ziel richten will: alle Arbeitenden zu befreien.

Ich verspreche, bereit zu sein, auf das erste Gebot der Arbeiter- und Bauernregierung die Sowjet-Republik gegen alle Gefahren und Angriffe von seiten aller ihrer Feinde zu verteidigen und weder meine Kräfte noch mein Leben zu schonen im Kampfe für die russische Sowjet-Republik, für die Sache des Sozialismus und für die Brüderschaft unter allen Nationen.

Wenn ich mich gegen dieses mein heiliges Versprechen versündige, so will ich von allgemeiner Verachtung und den härtesten Strafen des revolutionären Gesetzes getroffen werden . . ."

Trotzkys Stahl durchschneidet die Luft wie blanker Axthieb. Die Antwort des Heeres rollt wie Kanonendonner über den Roten Platz.

— — — — — — — —

Als der Eid abgelegt ist, gratuliert Trotzky den Soldaten (wie wenn Christen sich nach dem Abendmahl Glück und Segen wünschen) und schließt damit, daß er ein Hoch für S.S.S.R. — Sojus Sowjetskich Socialisttitchekich Respublik — und die vereinigten Sozialistischen Staaten der Welt ausbringt! Aber vervielfacht klingen die Hurrarufe, die das Heer nachher immer wieder für ihn selber ausbringt, und immer wieder muß er vortreten und mit der Hand an dem roten Helmstern danken . . .

Jetzt ziehen alle Musikcorps der Parade vor das Rednerpult; ich zähle 1200 Mann in drei oder vier Orchestern, die abwechselnd die Marseillaise, die Internationale und alle diese Sturmmärsche und Revolutionsfanfaren des Weltrepertoires spielen — es ist wie Branntwein mit Pulver. Trotzky hat sich, von seinem Stab umgeben, an den Fuß des Rednerpults gestellt und salutiert starr wie ein Zinnsoldat die vorbeidefilierenden Reihen, indem er ihnen zwei Stunden lang einen persönlichen, immer variierten Gruß zuruft. Sein Schlund ist wie ein bronzener Mörser, der jede Minute eine andre Hurrabombe abfeuert.

Hier kommen sie in glänzender moderner Ausrüstung, mit Giftgasballons, Gasmasken, Fahrrädern, Panzerautomobilen. Und alle, alle mit geballten Fäusten und Begeisterung in den Augen.

Als die letzte Uniform vorbei ist, kommt die Reihe an die Zivilparade. Den ganzen Nachmittag schiebt sich eine halbe Million Menschen zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, in Autos, mit Musik, mit Fahnen, unter Gesang über den Roten Platz. Alles ist Chaos, Alles strömt, Alles singt. Tableaux. Aufzüge. Sport. Schauspiel. Lichtbilder. Orchester. Hier kommen Wagen mit Sansculotten von 1793 und Kommunarden von 1871. Hier eine Reihe von Käfigen aus dem Zoologischen Garten, in denen ein Mussolini, ein Poincaré, ein Ebert, ein Vandervelde eingesperrt sind . . . Berittene Kosaken stecken rohes Fleisch zwischen die Gitterstäbe und kitzeln mit ihren Lanzen die heulenden Kapitalisten unter höhnischen Zurufen.

Dann fällt die Dunkelheit ein. Die roten Girlanden hängen wie leuchtende Paternosterschnüre zwischen den Kreuzen des Kremls.

Lenin erscheint im Transparent. Bengalische Lichter werden in den alten Türmen angezündet. Wo früher das Oel der heiligen Lampe auf der Spaskija blakte, strahlt jetzt ein blendender elektrischer Stern. Und über der höchsten Kuppel, hoch gegen den schwarzen Nachthimmel trifft ein Scheinwerfer die rote Flagge, die ihre Falten wie ein ständiger Strom rinnenden Blutes im Winde bewegt.

Ein Stück aus dem ‚Russischen Tagebuch' des dänischen Publizisten Anker Kirkeby, das, von Erwin Magnus übersetzt und von Otto Flake eingeleitet, nächstens im Verlag Elena Gottschalk zu Berlin erscheint. Das Werk behandelt die Politisierung der Masse, das neue Wirtschaftssystem, das Agrarproblem, die Elektrifizierung Rußlands, den Gesundheitszustand des Volkes, Volksbildung und Theater, die neue Kunst, die Wirkung des Umsturzes auf alle Völker, alle Volksschichten des weiten Reiches, die besondere Stellung der Frau und der neuen Jugend und die Persönlichkeiten der neuen Machthaber.

Von der Separatisten-Bewegung

Ein Brief aus Mainz

Wenn ich Ihnen von der Separatisten-Bewegung schreibe, so will ich gleich mit der Tür ins Haus fallen: Weiß man im unbesetzten Gebiet, oder läßt man den Zeitungsleser wissen, daß in vielen rheinischen und pfälzischen Städten seit den ersten Tagen der Separatisten-Bewegung bis heute noch immer die grünweißrote rheinische Flagge weht?! Ohne Blutvergießen ist hier das Kreisamt besetzt worden und bis heute in ungestörtem Besitz der Separatisten geblieben; für die französische Verwaltung sind nur einige wenige Räume bestimmt, die aber auch schon vorher für sie freigemacht waren. In Mainz sind von den „Opfern" der Separatisten neun Zehntel Separatisten und ein Zehntel Angehörige der gegnerischen Seite. Das sind Tatsachen, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen, und die jedem klar denkenden Menschen zeigen müssen, daß die Gegner der rheinischen Bewegung es waren, die geprügelt, gelyncht und gemordet haben. Tatsache ist weiter, daß hier die Separatisten freiwillig die Waffen abgeliefert haben; daß sie freiwillig die besetzten Polizei-Reviere freigegeben haben, nachdem die Franzosen Ordnung verbürgt hatten; daß seitdem kein deutscher Polizist mehr Straßendienst versieht, ohne neben sich einen französischen Soldaten als Begleitmann zu haben. Das hat sich die deutsche Polizei durch ihr Verhalten selber eingebrockt. Liest man das auch in den Zeitungen des unbesetzten Gebiets?

Die Anhänger der Rheinland-Bewegung gehen hier frei und ungehindert umher. Ein Märchen ist die finanzielle Unterstützung des Unternehmens durch die Franzosen. Oder können Sie sich denken, daß der Leiter der Parteitätigkeit in einem Bereich, der die ganze Provinz Rheinhessen umfaßt, oft nicht gewußt hätte, was und wie er essen sollte, wenn er von den Franzosen soundsoviel Unterstützung bekommen hätte?! Und wie hält man die Beamten von der Bewegung fern? „Gegen jeden Beamten, der sich aktiv an der Separatisten-Bewegung beteiligt, wird sofort ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden." Das

ist Artikel 1 der neuen Bestimmungen für den zweiten passiven Widerstand, zwar nicht gedruckt, aber jedem Beamten mit gehöriger Eindringlichkeit zu Gemüte geführt. (Und vom ersten passiven Widerstand sollte doch eigentlich Jeder die Nase voll haben.) Das ist die Wahrung jener durch die Verfassung festgelegten Freiheit der politischen Meinungsäußerung.

Vielleicht haben Sie auch Bilder, „grausige Bilder“ von den separatistischen Kämpfen gesehen. Ja, hat man denn 1919 in Berlin Geheimräte auf die Straße geschickt? Ist es nicht immer die Masse gewesen, die bei Umwälzungen auf der Straße lag? Haben Sie in Ihren Zeitungen gelesen, wie in den letzten Tagen Speyer, Frankenthal, Ludwigshafen kampflos sich für die rheinische Sache erklärt, und wie dort die Verwaltungen sich mit den gegebenen Tatsachen abgefunden haben? Wie dort auf den öffentlichen Plätzen Kundgebungen stattgefunden haben, und zwar nicht gegen die rheinische Bewegung? Das darf man freilich im übrigen Deutschland nicht wissen, und darum versagt hier W.T.B. Heute glauben hier auch frühere Gegner einer Rheinland-Bewegung, daß die Rheinlande bald ein selbständiges Staatengebilde sein werden. Aber: alle Aufrufe der rheinischen Parteien, alle ohne Ausnahme, treten entschieden dafür ein, daß das Rheinland deutsch ist und deutsch bleiben soll; unabhängig von Ost und West! Ist Jemand wirklich dumm genug, daran zu glauben, daß Frankreich mit seinen 35 Millionen Einwohnern die vielen Millionen Rheindeutsche „verdauen“ könnte?! Nämlich, wenn es das Rheinland als Bundesstaat für sich in Anspruch nähme. So viel Vernunft hat Frankreich auch: es denkt gar nicht daran, uns zu Franzosen machen zu wollen. Das bilden sich nur die Hitzköpfe ein, die lieber heute als morgen „losschlagen“ — nicht möchten, sondern lassen möchten und für ihr Teil wieder zu Hause sitzen und Kriegsgewinne einstecken würden. Hier weiß man, was ein neuer deutsch-französischer Krieg bedeuten würde: völlige Vernichtung des Rheinlands. So findet das Revanche-Geschrei hier keinen Anklang.

Auch für uns droht jetzt das Gespenst der Arbeitslosigkeit: der Beamtenabbau hat angefangen. Um nötigenfalls später in einem andern Beruf tätig sein zu können, etwa als Kaufmann, nehme ich diesen Winter französische Stunden. Ich habe hier Gelegenheit, bei französischen Professoren zu lernen. Nach den ersten vierzehn Tagen bedaure ich, nicht schon früher dorthin gegangen zu sein. „Echt deutsch denkende Patrioten“ waren und sind dagegen. Und dabei hab' ich bisher in allen Kursen nicht ein einziges Wort gehört, an dem selbst ein Alldeutscher hätte Anstoß nehmen können. Die Stoffe, die dem Unterricht zugrundegelegt werden, sind so neutral gewählt wie möglich. Welcher deutsche Lehrer des Französischen würde mir ein besserer Führer sein bei der Uebersetzung etwa von Mörikes ‚Mozart auf der Reise nach Prag‘ oder Ibsens ‚Nora‘ oder Stifters ‚Feldblumen‘ als dieser französische Professor? Und wenn mir die französische Buchhandlung den Toussaint-Langenscheidt für 5 Francs verkauft, während mir die deutschen Buchhändler für das gleiche Buch 3—4 Goldmark oder

9—12 Francs abfordern, so beweist das eben auch, daß bei uns nicht Alles in Ordnung ist. Das Buch erscheint doch in Berlin, und da müßte eigentlich der deutsche Buchhändler es mindestens zu demselben Preise abgeben können wie der Ausländer. Daß das Ausland gekaufte Ware verschenkt oder an ihr zusetzt, glaubt doch nur Einer, der durch die deutschvölkische Brille sieht. Gibt es nicht zu denken, daß ich freien Zucker zu 1½ Francs kaufe, die einen Goldwert von 37½ Pfennigen darstellen, während deutsche Geschäfte für dieselbe und zum Teil für schlechtere Ware 65 Goldpfennige rechnen? Ja, manche Geschäfte nehmen sogar 90 Goldpfennige. Ich bezweifle, daß der spanische Obsthändler, der mir heute den Zucker verkaufte, und bei dem heute die ganze Stadt ihren Zucker holte, ihn geschenkt bekommen oder zugesetzt hat.

So steht es. Und dabei bin ich leider außerstande, die volle Wahrheit zu schreiben. Denn das Postgeheimnis ist aufgehoben. Nicht von den Franzosen; die haben kein Interesse daran, das unbesetzte Deutschland über die Vorgänge im besetzten Gebiet belügen zu lassen. Sondern von Deutschen, die einfach das Rheinland und seine Bewohner nicht verstehen wollen, die kein Organ dafür haben, wie vollsinnige Menschen die verzweifelte Begier packen muß, nicht länger Opfer einer Politik zu sein, deren Kleinzügigkeit, Kurzdenklichkeit, Leichtfertigkeit und Brutalität ohne Beispiel in der Geschichte ist. Deshalb sind wir noch keineswegs Französlinge. Umgekehrt: grade, weil unser Deutschtum uns über Alles geht, wenden wir uns enttäuscht und schmerzerfüllt ab von Denen, die nichts weiter können als es verfratzen.

Deutsche Agrarier von den Brüdern Grimm

Ein reicher Bauer stand eines Tages in seinem Hof und schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn wuchs kräftig heran, und die Obstbäume hingen voll Früchte. Das Getreide des vorigen Jahres lag noch in so mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so stand und seinen Reichtum übersah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Tür seiner Stube, sondern an die Tür seines Herzens. Sie tat sich auf, und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: „Hast du den Deinigen wohlgetan? Hast du die Not der Armen angesehen? Hast du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? War dir genug, was du besaßest, oder hast du noch immer mehr verlangt?“ Das Herz zögerte nicht mit der Antwort: „Ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weggewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt.“.

Berlin

Vielgespräch über Berlin von Arno Voigt

Das neue Deutschland', Adolf Grabowskys Monatsschrift (die im Verlag Leonhard Simion Nachfolger zu Berlin W. 8 erscheint), bringt ein Sonderheft, das das Problem der Reichshauptstadt in einer Reihe von Aufsätzen politischen, kulturellen, sozialen und technischen Inhalts behandelt. Der Herausgeber selbst hat den grundlegenden Aufsatz von weiter historischer Perspektive geschrieben, der die Entstehung dieses durchaus eigentümlichen Gemeinschaftskörpers beschreibt, seine soziale und kulturelle Zusammensetzung analysiert und schließlich den Charakter Berlins als ein ganz besonderes Ferment in Deutschland und Europa darstellt. Damit, daß in unsrer Zeit der politischen Intensität die Frage Berlin unmittelbar in die Frage vom Leben und Sterben unsres Reiches mündet, rechtfertigt Grabowsky die ganze Anlage seines Heftes, das eine Auseinandersetzung zwischen den einzelnen Teilen des Reichs und dem Konzentrationspunkt seines politischen Lebens bezweckt.

Die Entstehung verschiedener Hauptstädte in Deutschland, die im Lauf der Jahrhunderte mehr oder weniger ihrer Sondermission nachgegangen sind, hat bei allen Vorteilen ganz gewiß den Nachteil gehabt, daß die Deutschen nicht dazu erzogen wurden, ihren Blick auf einen großen Brennpunkt gemeinschaftlichen politischen Lebens zu richten. Ja, noch mehr als das: der Dresdner, der Münchner, der Weimarer — sie maßen die Reichshauptstadt gar zu gerne mit einem Maßstab, der für ihre eigne Hauptstadt seine Berechtigung hatte, für Berlin aber nicht paßte. Die Metropole hat ein Anrecht darauf, mit keinem andern Maß gemessen zu werden als mit dem politischen. Weil dem an andre kulturelle und gesellschaftliche Formen gewöhnten Nicht-Berliner der Rhythmus Berlins mißfiel, übertrug er seinen Verdruß bald auf Das, was für die Hauptstadt ausschlaggebend ist: auf die Politik. Aus dem Zorn über anreißerische Geschäftigkeit, über allzu turbulenten Verkehr, aus der Verachtung der Prunkfassaden des Kurfürstendamms schöpften nicht wenige Deutsche ihr Urteil über die deutsche Politik. „Diese Abneigung wurde ausgenutzt von den Drahtziehern des Separatismus. Was in Wirklichkeit Separatismus war, verbarg sich unter der Maske der Los-von-Berlin-Bewegung", sagt Grabowsky.

Keine Stadt in Deutschland ist von den Deutschen so stiefmütterlich behandelt worden wie die Reichshauptstadt. Freilich: sie macht ihnen auch allerlei Verdruß. In Berlin werden die Steuern verschrieben; Berlin erläßt die Gesetze, die Jedem wehtun und nur die Konkurrenz erfreuen; der eifrige deutsche Parteipolitiker weiß den Generalstab der feindlichen Partei in Berlin. Und was den Zorn aufs Höchste steigert, das ist der Gleichmut, den sich der Berliner im Lauf der Jahre zur Abwehr gegen dieses „Martyrium, Reichshauptstadt zu sein", zu-

gelegt hat, und der auf ein: „Ich mißbillige“ immer nur wieder die Antwort hat: „Ich arbeite.“

Provinz und Hauptstadt, Tradition und Politik, Sentiment und Aktivität: das Uebergewicht kommt auf Berlin, das — wie mehrere Verfasser der Einzelaufsätze dieses Heftes sicherlich ganz unabhängig von einander feststellen — immer mehr eine europäische Physiognomie erhält. Karl Scheffler, der über diese Stadt das bitter-schmerzliche Wort sagt, sie sei wohl „dazu verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein“, rechnet ihr den „Instinkt für Europäisches, für eine zum Leben heute ganz unentbehrliche europäische Gesinnung“ als „etwas Positives“ an. Politische Erfolge kann ein Volk nicht erzielen, das sich von andern Völkern abschließt und „den großen bildenden Strom politischer Gesamtziele und Aufgaben“ nicht an sich heranläßt. Unser nationales Unglück rührt daher, daß wir, Provinzialismus mit Nationalismus verwechselnd, uns immer ausgekreist haben. Der Deutsche in seiner „Eingesponnenheit“ hat sich vor der Notwendigkeit, seine Lebensbedingungen mit denen andrer Völker zu vergleichen, geflüchtet und sich damit getröstet, daß das Bild, das er sich von seinen Zuständen machte, ihm genüge und der „Verbindung mit den Hervorbringungen des Auslands“ nicht bedürfe. Selbstverhätschelung, Rousseau-Stimmung, Flucht vor Bedingtheiten: so ist die deutsche „Eingebildetheit“ zu verstehen, der Mario Krammer in seinem Aufsatz: ‚Aufgabe und Ursprung des modernen Berlin‘ die Notwendigkeit einer wachsam und rege haltenden Instanz entgegenstellt.

Freilich muß diese Instanz zunächst in sich selbst kräftig sein, und das kann sie nur, wenn sie ihre Lebensbedingungen jederzeit aus dem Riesenreservoir befruchtet, als welches sie die Volksgemeinschaft mit ihren tausenderlei Gestaltungen und Trieben darstellt. Wie das Sperma bereits alle Eigenschaften des Individuums in sich birgt, so muß ein staatlicher Mittelpunkt, der dem Lande Das zeugen soll, was seinen Bedingtheiten entspricht, auch die vielfach verflochtenen Daseinsformen der Volksgemeinschaft in sich bergen. Warum das Wort nicht gebrauchen, das Schwachköpfe uns geschändet haben? Eine Hauptstadt muß nun einmal „völkisch“ sein. Ein Kristallisationspunkt von nur europäischen Tendenzen würde nichts andres bedeuten, als daß Berlin eine Kolonie wäre, und noch dazu eine Kolonie der verschiedensten Mutterländer. Eine solche „Hauptstadt“ würde in der Luft schweben und trotz einem riesenhaften Konglomerat von Verwaltungsstellen und Behörden dem deutschen Volk immer fremder werden. Die fortgesetzte Schwängerung und Durchdringung des Zentrums mit allen lebenswerten Elementen des ganzen Volkes ist notwendig, wenn der Organismus nicht leiden soll.

Die Frage ist nun: Läßt Berlin auch tatsächlich immer diesen frischen Strom in sich hinein? Weist es wirklich die „zusammenhaltende Kraft“ auf, die Grabowsky rühmt? Wer nur einmal durch eine belebte berliner Straße geht, wird sofort erkennen, daß hier die Menschen ihre Ellenbogen zu gebrauchen wissen. Alljährlich kommen Tausende aus der Provinz in die

Reichshauptstadt; aber wenn sie lernen, ihre Ellenbogen zu gebrauchen, so beweist das noch nichts dafür, daß Berlin jener Forderung der „zusammenhaltenden Kraft“ genügt, sondern viel eher das Gegenteil: Berlin formt die Menschen nach seinem Bilde. Es soll hier nicht wieder einmal das Lob des Bodenständigen, Originellen gesungen werden, das nur in der Stille gedeiht und sich instinktmäßig von dem Trubel der nivellierenden Hauptstadt fernhält. Das aber muß ausgesprochen werden: Ellenbogen, soviel sie für sich haben, schieben auch viel Solides beiseite, dessen Wesen grade ist, das Gedränge zu meiden. Der Berliner ist gar nicht nur schlechtweg tüchtig; man trifft recht oft auch den Typ des Gesinnungstüchtigen, der seine Ellenbogen rücksichtslos benutzt, um durch irgendeine Tür (oder Hintertür) in die Stube der — Zunft zu gelangen! „Es sind ja immer wieder die Selben!“ klagt „die Provinz“ oft über Berlin, und aus dieser Klage klingt weniger Kummer über Zurückgesetztsein als über Eintönigkeit. Es sind die Selben, die im Parlament reden, die bei festlichen Gelegenheiten hervortreten, die ihre Namen unter Aufrufe setzen, die die Richtung der Kunst bestimmen; und auch Diejenigen, die der Oeffentlichkeit, der ganzen großen, weiten Volksgemeinschaft als Stimme dienen: die Männer der Presse, sie sind immer dieselben. Nirgends ruht die Macht so sicher in sich selbst wie in Berlin, und wer einen Posten hat, der verwendet mindestens ebensolchen Eifer wie auf seine Ausfüllung darauf, daß ihm das zünftlerische Zwangsrecht gewahrt bleibe. Auch die alte Bannmeile ist längst wieder da. Wie wenig neue Namen dürfen in dieser Riesenstadt auftauchen, weil die Zunftmeister mit wahren Luchsaugen Jeden aufs Korn nehmen, der ihnen zu nahe kommen könnte! Wagt ein Neuling, auf seine Weise zu singen, so knarrt ihm alsbald der Merker dazwischen. Dies ist vielleicht ein Hauptgrund des Mißtrauens der Provinz gegen Berlin: die Menschen könnens nun einmal nicht vertragen, wenn ihnen ein Beckmesser fortgesetzt die Fehler nachzählt.

Diese Schattenseite berechtigt aber noch nicht zu einer Aburteilung Berlins. Es ist auch Schuld der Provinz, daß sie vor diesem Koloß zu leicht die Waffe senkt. Berlin muß mit berliner Mitteln berannt werden. Wer diese Stadt erkennt und doch nicht daran verzweifelt, ihr sein eigenstes Wesen entgegenzustellen, der setzt nicht nur sich selbst durch, sondern er arbeitet auch mit an der stets nötigen Regeneration des politischen und nationalen Zentrums. Berlin darf nicht sich selbst überlassen bleiben, grade weil das Berlinertum so starke Neigung zum Zunftmäßigen hat. Berlin muß fortgesetzt durchströmt oder — wenn die Atmosphäre des Ellenbogens es nicht anders zuläßt — durchwalkt werden von allen guten Kräften Deutschlands. Die Provinz soll nicht Verdruß hegen: sie soll— der guten deutschen Sprache den Sinn ablauschend — „sich aus Berlin etwas machen“. Nur der alleroberflächlichste Beschauer wird leugnen, daß diese Stadt hierzu die Möglichkeit biete. Haben doch an ihr viele Generationen gearbeitet und Vortreffliches hinterlassen! Und wer Berlin durchwandert, wird nicht nur dieses Vortreffliche

schauen, sondern zugleich viele feine Gesichter, die es suchen. In diesem riesigen Gewimmel rasender, ehrgeiziger Menschen findet auch ein Kongreß der Geister statt, unsichtbar und ununterbrochen. Sie suchen das gute Berlin, und weil sie es immer suchend durchziehen, sind sie selber das gute Berlin. Ministerialdirektor Arnold Brecht weist in seinem mit Temperament und Liebe geschriebenen Aufsatz auf diese stille Gemeinde und ihr Gut hin. Dieses braucht gar nicht immer so monumental dazustehen wie das Kaiser-Friedrich-Museum. Es verbirgt sich mitunter auch in Winkeln, die selbst der Berliner nicht kennt; ein Beispiel ist jenes alte Bürgerhaus an der Nicolaikirche mit dem von Stadtbaurat Hoffmann beschriebenen „reizvollen Spiel des Trennens und Wiederzusammenführens der einzelnen Fassadenteile“.

Kurz: unendlich sind die Anregungen einer so gewaltigen Stadt wie Berlin. Ueberall kann Einer, der den Willen dazu hat, anfassen und weiterbilden. Der Berliner aber muß sich um des Ganzen willen gefallen lassen, daß die von dem guten Berlin angezogenen Provinzler sich in seine Reihen miteinstellen, mitwirken und somit jene Verbindung zwischen Reich und Hauptstadt herstellen, die von dieser die notwendigen Ströme großen Geschehens in das weite Land leitet und aus dem Lande der Hauptstadt jene kernige Kraft zuleitet, deren sie stets bedarf, wenn sie Mittelpunkt einer Nation bleiben will.

* *
*

Zwiegespräch über Berlin von Heinz Pollack

Berlin ist eine heroische Stadt. Noch im Sterben lächelt sie süßlich und will uns erzählen, daß es ihr vortrefflich gehe.

Du meinst, das sind die letzten verzweifelten Zuckungen einer Todgeweihten? Berlin lebt! Du glaubst es nicht? Komm, ich will dich führen:

Tja, das hier ist eine Hauptstraße: jede dritte Lampe versucht, wenigstens halbhell zu brennen. Alle halbe Stunde keucht ein Straßenbahnwagen vorüber und droht, aus dem Leim zu gehen. Vor jedem Baum stehen drei Bettler. Von den Häuserwänden fällt der Kalk. Da tragen sie Einen, der hat Hungerkrämpfe bekommen. Sieh in die Cafés, in die Restaurants, in die Dielen. Da fiedelt Einer im Frack vor leeren Tischen, die Kellner drehen die schmierige Serviette in den Händen, die Gäste schauen erst auf die Speisekarte und dann in die Brieftasche und bestellen schließlich, den Hunger herunterschluckend, das billigste ungenießbare Zeug. Alle haben die Mäntel an, denn es wird nicht geheizt. Siehst du: das nennt man eine tote Stadt.

Aber nun, mein Freund, erhebe deine Augen zu den Dächern und den Häusergesimsen. Ja, da blinzelst du geblendet. Wie sich das ringelt, kreiselt, zackt, in rotem, blauem, grünem und violettem Licht:

Satyrin gibt Jugend und Kraft.
Raucht Manoli!
Vox-Platten sind die besten.
Hast Du schon einen Aga-Wagen?

Da staunst du, das ist die neuste Erfindung: Lichtreklamen. Raffiniert ausgedacht. Stell dir vor, da gehst du durch so eine dunkle, verwahrloste, verarmte Großstadtstraße, du kannst nicht zehn Schritt weit sehen, vor Jedem, der dir begegnet, weichst du aus, denn er könnte dich niederschlagen — da springt dir plötzlich am Ende der Straße ein feuriges Rad entgegen, mit hunderten von kleinen Lichtern besonnt, und erzählt dir, immer wieder heiter aufleuchtend und liebenswürdig verlöschend, die ganze Nacht hindurch immer wieder, immer wieder: „Geh ins Tanzpalais!"

Du fragst mich: Was soll das? Was soll dieses armselige Leuchten? Es kann doch nicht über die Zeit hinwegtäuschen. Es kann doch nicht die Düsternis von tausend toten Straßen, nicht das dunkle Elend von hunderttausend Bettlern und einer Million Verhungernder verschwinden machen? Der Stuck fällt von den Häusern, aber eine rote Schrift leuchtet längs der Häuserwand: „Satyrin gibt Jugend und Kraft." Soll das ein Witz sein? Dann ist es ein Witz, der viel Geld kostet. Warum zerschlagen die Hungernden und die Bettler nicht diese Lämpchen? Ich denke, die Kohle ist so teuer?

O, Freund, du magst recht haben, aber laß uns diesen kleinen Lichtertanz. Wisse: Gesellschaften haben sich gegründet, Lichtreklame-Gesellschaften, die die Häuserwände aufkaufen und von hier aus die bunten Lichtfontänen in die dunkeln Straßen werfen. Und es gibt viele betriebsame Agenten, die hierfür werben, und viele Arbeiter, die die Gestelle an den Wänden anbringen, und Techniker, die das Ganze in Gang halten. Alle die Leute haben Brot. Natürlich ist es zwecklos. Die Ware, die dort angepriesen wird, kann sich doch Keiner kaufen. Das Tanzpalais hat Sektzwang. Laß Alles ruhig. Es ist der letzte Luxus Berlins. Hier steht eine alte Frau, die Streichhölzer verkauft, und über ihr flammt eine elektrische Schrift, die Motorräder empfiehlt. Die Frau steht stundenlang auf einem Fleck, bis sich Einer findet, der ihr eine Schachtel abkauft. Die Schrift aber brennt, erlischt, brennt, erlischt. Wie zwecklos ist beides!

Lies dieses Inserat. Auch das gehört zum letzten Luxus Berlins:

Ballett Celly de Rheidt
Glutverzehrte Rasseweiber,
Gertenschlanke Mädchenleiber
Tanzen Lust und tanzen Liebe,
Tanzen gute, böse Triebe,
Tanzen fromm zu Brahmas Ehren,
Junge, braune Bajaderen.
Mord und Lebensgier durchzittern
Bestien hinter Haremsgittern:
Schwül lockt Asiens Liebesnacht,
Opiumrausch hat Tod gebracht.
Helga Zellwitz erdgeistwild
Spielt als Lulus Ebenbild.
Blond, mit hoheitsvoller Miene,
Marmorgleich tanzt, wie einst Phryne.
Karen Andersen, der Mythe
Meerentstiegne Aphrodite!

Es ekelt dich. Warum wir nicht Alles zerschlagen, die feurigen Lichträder, die glutverzehrten Rasseweiber und Leute, die so etwas erfinden?

Freund, wir sind so tief im Sterben, so tief, daß es Niemand weiß. Und die Wenigen, die es wissen, erzählen es nicht. Verhungernde Bettler, tote Straßen, kalte Wohnungen, einfallende Häuser. Aber dafür schimmernde Lichtfassaden und statt der fehlenden Kohle glutverzehrte Rasseweiber, und als Entschädigung für den Anblick skrophulöser Kinder Karin Andersen, die Blonde, und die bunte Schrift: Satyrin gibt Jugend und Kraft.

Wir sind eine ironische Stadt geworden. Das ist der Heroismus Berlins, vor dem man hilflos kapitulieren muß. Freut euch des Lebens, solang noch die Lämpchen glühn . . .!

Der Geheimnisvolle von Anton Schnack

Wer kannte mich, wenn ich Gewühle durchwandelte mit blauem Hut, goldener Stirn, mit einem Lächeln, seltsam, geheimnisvoll, mit Augen übergroß, schwermütig, weiß?

Ein Mädchen vielleicht, eine Dirne aus der Großstadt, die mit mir ging einst, demütig, dankbar, ergeben,

Mit denen ich lustwandelte in Morgengärten, in Parks voll Nacht mit wunderbaren Sternen, mit denen ich schlief in göttlicher Lust, unruhig, südländisch, daneben

An der Seide des Leibes, irgendwo im Freien, unter Himmeln, fremdartig, gewaltig, gespannt; in Zimmern voll Zierat, süßlichen Dingen, wo Uhren schlugen silbern und leis;

Mit denen ich das tat: ganz nahe am Leib zu liegen eine große Nacht lang, Licht in Fenstern spiegeln zu sehen,

Lärm und Gelächter aus der Tiefe herauf, aus der Stadt, aus dem brausenden Abend, so silbrig, voller Geruch, aus den Gärten geweckt;

Bei denen ich das tat: Verse zu reden von Eichendorff, bei denen ich lag ganz schlank, ganz gewaltig, brennend, lang und gestreckt,

In der Stirne dunkle Tiefe, in der Stirne bezaubernden Glanz, die Monde der Nacht, die Vögel des Frühlings, die Flüsse der Ebene aus lauterem Blau, von Winden ein Wehen.

Mit denen ich das tat: das Uralte, den Schlaf, den Abgrund, den Rauch, den Schaum, das Spiel in großer Kontur,

Den südlichen Wuchs, mit denen ich träumte den Traum, den östlichen, unterirdischen, farbigen, die helle Entrückung,

Die hohe Musik des Blutes, die Fanfaren des Fleisches, die blühenden Molls, die Oboen, die Flöten, so hohl, groß und uralt,

Die Feste, die Tänze voll feurigem Rhythmus, die Läufe aus Gold, die Akkorde in funkelndem Dur,

Mit denen ich rief die Melodien der Lust, die Sterne im Westwind, die Schiffe in Seen, die hellen Gelächter, die bunten Fahnen, die helle Entzückung,

Bei denen ich Gott war, jung, mit Kraft wie ein Stier, die Brust voll Haar, Duft, dunkel, im Blut und in den Lenden entsetzliche Gewalt . . .

Donaueschingen von Annette Kolb

I.

Ich glaubte, es meinem Interesse für die Musik schuldig zu sein, daß ich nach Donaueschingen fuhr. Die Hitze war mörderisch; die Züge so überfüllt, wie sie nur hart vor einer Tariferhöhung zu sein pflegen. Der Rauch billiger Zigarren mischte sich in den Dunst. Tief verdrossen saß ich in der Dichterklasse — wo sonst? Zum Lesen war es zu dunkel in der einbrechenden Nacht, die Beleuchtung spärlich wie für Sträflinge, und Alles winterlich trübe bis auf die Hitze.

In Titisee wurde die Türe aufgerissen, und es quetschten sich noch zwei junge Leute herein. Der eine war blaß und mickerig: erster Handlungsgehilfe, letzter Bankbeamter, man wußte nicht recht. Auch beim andern nicht, dessen hübsches, rundes und zierliches Gesicht bunt war wie eine Forelle.

„Sie Lümmel!" sagte er plötzlich zu dem bläßlichen Handlungsgehilfen oder Schaltervolontär. „Sie Lümmel!" „So ein Lümmel!" Man horchte auf. Denn welch ein überraschender Wohlklang, welch bezauberndes Organ! War er wenigstens ein kommender Bühnenstar, wartete seiner wenigstens ein Ruf aus der Großstadt? Er sprach das reizendste und geschmeidigste Deutsch, aber so blitzschnell, daß Vieles, was er sagte, im Geräusch des Wagens und des Gelächters unterging. Wir vernahmen jetzt etwas von einem Onkel, der dem „Lümmel" einen Dollar geschenkt hatte, worauf vier Kellner ausgesandt wurden, um nach den Kursen zu schauen. Hitze, Rauch, billige Zigarren — Alles war vergessen: wir saßen im Parkett, Chaplin war nicht anmutiger. Donaueschingen kam nur zu bald. Die Andern lachten vielleicht noch bis Mainz, den ganzen Rhein entlang. Wohin fuhr der junge Mann? Was war er? Vielleicht verkaufte er Handschuhe und Krawatten die Woche über. Seine übersensible Lustigkeit rührte gradezu. Ein Künstler unleugbar, aber der arme Kerl ahnte es vielleicht nicht. Die Laufbahn kam wohl nicht in Frage für ihn. Ja, ja, ein neuer Typ!

Ich dachte noch an ihn, als ich auf dem Bahnhof stand. Donaueschingen lag in tiefster Schwärze. Die drei Personen, die sich eingefunden hatten, mich abzuholen, versicherten mir alle zugleich, sie seien drauf und dran gewesen, im Hotel ein Zimmer für mich zu finden. So war es auch mit jener Dame und ihren langen Geschichten, deren Pointe immer war, daß sie fast ertrunken, eigentlich nur durch ein Wunder nicht abgestürzt, bei 42 Grad Fieber um ein Haar gestorben wäre. Kurz gesagt: das Wort „Privatquartier" schlug jetzt an mein Ohr, und ich mußte nehmen, was sich mir bot, oder die Krönungsmesse des schon nahenden Morgens versäumen. Um 9 Uhr früh, bequem an einen Pfeiler lehnend, freute ich mich zum ersten Male, daß ich gekommen war. Ein feines Städtchen war dieses Donaueschingen. Die Solisten sangen so schön und so stilvoll, daß ich Berühmtheiten in ihnen vermutete; statt dessen waren es Einheimische, deren Namen Niemand kannte.

Von der Kirche weg ging Alles im Oberammergauer Passionsschritt auf eine stimmungslose Turnhalle zu, in welcher die Konzerte abgehalten wurden. Die des ersten Tages habe ich vergessen. Was den Durchschnitt all der Uraufführungen überragte, überragte ihn so

bestimmt, daß die Besprechungen vermutlich recht gleichförmig ausgefallen sind. So wird jeder Kritiker Haba hervorgehoben haben, aber vielleicht nicht die überraschende Sinnfälligkeit seines Quartetts im Vierteltonsystem. Durch seine innere Notwendigkeit leuchtete es ebenso sehr ein wie durch seine meisterliche Kürze. Denn keine Musik verträgt Längen schlechter als die neue. Wohl haben wir die der nachwagnerischen Programmusik noch voll im Gedächtnis. Aber dabei konnte man einschlafen, seine eignen Gedanken spinnen. Wir kennen die Klippen der tonalen Kompositionen; die der atonalen heißt Katzenmusik. Mit halbem Hinhören wird man sie nicht los. Mit Snobismen führe hier die ganze Hölle auf. Zwar keimen sie bereits, jedoch, gottlob, sie wuchern noch nicht! Die Atmosphäre Donaueschingens ist noch sehr sympathisch. Der Dollarstand ist fern, von Nationalismen keine Rede. Es dreht sich wirklich Alles nur um die Sache, diese Jugend, hier ganz sich selbst überlassen, ist ganz sie selbst. Viel eher scheint sie sich der kontemplativen Landschaft anzupassen; sodaß ein fast zeitloses Stimmungsbild entsteht. Einem jungen Belgier wurde zugejubelt, als gäbe es nur eine Kameradschaft auf der Welt, und als Sieger des musikalischen Turniers ging der Tscheche Haba und der Spanier Jarnak hervor.

II.

Ich suchte, außer um mich umzuziehen, tagsüber mein „Privatquartier“ nicht auf. Im ‚Lamm‘ war ein leerer Saal. Dort saß ich am zweiten Nachmittag, als aus einem Nebenraum Musik ertönte. Alt oder neu? Beides, oder weder dies noch das, aber so reich, so ergreifend, daß ich zur Tür ging und sie öffnete: um ein Pianino saß eine kleine Schar, und man probte die Oper eines Komponisten, dessen Namen ich zum ersten Male hörte: Rudi Stephan. Im Kriege gefallen. Natürlich.

III.

Daß Jarnaks Quartett den Glanzpunkt des letzten Tages bildete, auch dieses werden sehr Viele geschrieben haben, denn es konnte kein Zweifel darüber bestehen. Zu Wenige aber bemerkten vielleicht, daß hier ein wahrer Schüler Busonis die Probe seines Talentes gab. Der wahre Schüler ist immer nur der, welchem sein Lehrer Wegweiser, aber nicht Gängelführer bleibt. Wie es des wahren Schülers ist, seine eignen Wege auf der ihm gewiesenen Bahn weiter zu verfolgen. Mit dem so viel gebrauchten Worte „Anreger“ scheint mir nämlich bei Busoni entschieden zu wenig gesagt. Man mag sich zu ihm stellen, wie man will: heute schon gebietet sein Werk vor allem Distanz; diese aber, finde ich, wird nur von den paar ganz erlesenen Kennern eingehalten. Bei den Andern vermisse ich sie. Distanz schließt die Kritik nicht aus, ist aber immer eingedenk. Busonis Tragik liegt darin, daß er sich wieder an den Anfang aller Dinge stellte. Keiner in unsern Tagen machte es sich so schwer. Vielleicht ist es schon für Jarnak eine Lust zu komponieren: seinem edlen Kolorit, seiner bedeutenden Sprache ist die Arena geöffnet. Armer Busoni! Wie rührend ist er, wenn er feiert! Die Schauer der Angelangtheit jener Orgel-Toccata, „Bach-Busoni“ überschrieben, weihevoll wie ein erhobener Kelch, die göttliche Melancholie, der er in seiner eignen Toccata frönt, und sein Perpetuum Mobile, in welchem Seite 38 mit einem Male die Flöte Pans

einsetzt — wie selten sind die Feste, die er sich gewährt. Seine wahren Schüler haben es schon leichter. Gerodet liegt das unbetretene Land vor ihnen, die Ufer von Gestrüppe frei.

IV.

Es dalberte der Satrap von Donaueschingen — laßt ihn uns so nennen — im Grase seines Gartens mit den Musikern herum. Er hatte sich aus Zeitungspapier einen Helm gedreht, und den Musikern desgleichen. Dann hieß es Augen links und Stramm gestanden unter dem Papierhut, und so wurde die Parade abgenommen. Ja, und so lob ich mir das Militär.

V.

Aber es kam noch viel, viel schöner. Am letzten Abend, als alle Konzerte glücklich hinter uns lagen, standen im Kurhaus noch einige Gelegenheitskompositionen Paul Hindemiths in Aussicht. Man saß bei Wein oder Tee und Kuchen, als das Amar-Quartett mit der bescheidenen Bitte aufzog, man möge eine Weile nicht servieren, sie gedächten noch einiges zum Besten zu geben.

Es darf nicht serviert werden! rief in unbändiger Fröhlichkeit der Satrap durch den Saal. Und nun ertönte als Erstes ein Militärmarsch, ein Militärmärschlein, sage ich, ein goldiges Militärmärschle, dessen geringelte Ritornelle, dessen Ringelschwänzchen von einer Ritornelle die ulkigste, witzigste, übermütigste und zugleich saftigste Verhöhnung war, welche militaristischer Dünkel und Stupidität jemals erfuhren. Der Komponist spielte in sich hinein, machte seinen runden und lustigen Kopf, und sooft die Ritornelle seinem Bogen entquirlte, ging unwiderstehliches Gelächter durch den ganzen Saal. O, hätte man solchem Rattenfänger von Hameln eher gelauscht!

VI.

Den Satrapen von Donaueschingen konnte ich umso ungestörter ins Auge fassen, als ich ihn nicht kannte. Dieses mein Auge machte sich sozusagen geologisch über ihn her, und weidete sich fürs erste an der vollendeten Kleidung, der disziplinierten Gestalt, den Händen, der Freiheit der Bewegungen. Den Eindruck einer starken Beziehung zur Kunst erweckte er mitnichten. Dafür eine umso unfraglichere Beziehung zum Künstler selbst — und auf diese kommt es in seiner Stellung vor allem an. Vielleicht wissen nur Wenige, daß jener regierende Herr, um welchen die Serenissimus-Anekdoten sich verdichteten, einer der wirkungsreichsten Förderer deutschen Musiklebens gewesen ist, dessen Qualität wie seine Berufung durch all die im Umlauf befindlichen Geschichtchen, die alle zu ihm paßten, auch wo sie erfunden waren, nicht im geringsten beeinträchtigt wurden.

Der Prüfstein des wahren Fürsten wäre seine Affinität mit jener andern Adelsklasse: dem wahren Weisen, dem wahren Künstler. Diese Affinitäten, die so weit zurückreichen wie das Leben kultivierter Nationen, sind gewiß sehr interessant. Als Gefährten, deren seelische Stammbäume sich sehr mystisch verzweigen, zieht es den erlesenen Künstler und den erlesenen Fürsten zu einander hin. Durch ihre zarte Ebenbürtigkeit, ihre Achtung des gegenseitigen Ranges einander vertraut, entfaltet sich der Zauber, die Beschwingtheit, die köstliche Grazie dieser einzigartigen Beziehung.

Pariser in Wien von Alfred Polgar

Die vortreffliche Frau Helene, zehn Jahre lang in guter ehelicher Gemeinschaft mit dem vortrefflichen Mann, dem sie und der ihr ganz gehört, wird durch die Liebe eines andern Mannes in Verwirrung gebracht. Dieser andre ist auch liebenswürdig, und das Feuer seiner werbenden Beredsamkeit wohl geeignet, ein Frauenherz aus noch so fester Bindung herauszuschmelzen. Schön, sagt er ungefähr, hier haben Sie Ihr Glück gefunden . . . aber wissen Sie, auf wieviel andres, besseres, höheres Glück Sie damit verzichten? Das Leben hat wunderbare und zahllose Möglichkeiten, und ein armer Mensch ist, wer über erreichtem kleinen Ziel der lockenden Unendlichkeit der unendlichen Wege vergißt. Das Andre!! Fühlen Sie die Magie dieses Wortes? . . . Kurz also, er bringt sie in Verwirrung; und da er nebst Rhetorik auch Leidenschaft und Zärtlichkeit in seine Schale werfen kann, senkt sich diese, und die des Gatten schwankt aufwärts. Der Gatte ist ein guter, kluger Mensch. Er hat ganz helle Augenblicke, einen sogar, in dem er fühlt und sagt: „La femme est un être inférieur qu'il faut garder comme une chose." Er merkt das Unabwendbare, er spricht: „Du bist frei, ich halte dich nicht." Aber siehe, da der Andre (den Helene doch liebt, wirklich liebt) kommt, sie zu holen, kann sie nicht von der Stelle! Das Haus, das Zimmer, die Erinnerung, die kleinen Dinge des täglichen, langgelebten Lebens klammern sich an sie, wehren ihrem Schritt. Zudem taucht der Schatten eines früh verstorbenen Söhnchens auf, mahnend an gewesene heilige Gemeinsamkeiten in Freude und Schmerz. So wird die Entschlossene unsicher, verzögert den letzten Abschied, und es ist Zeit gewonnen für die große Wiederfindungsszene, an deren Ende der Gatte das zagende Frauchen „comme une petite dans ses grands bras" nehmen darf. Sicherheit, daß Helene nun bei diesen grands bras bleiben wird, gewinnt der Zuschauer keineswegs. Daheim, beim eignen Mann, ists schön, draußen, beim andern Mann ist es auch schön — „den einen liebt man", heißt es in Nora, „mit dem andern ist man gerne beisammen" —, der Mensch ist kein monogames Lebewesen, die Bedürfnisse der Seele und die des Nervensystems laufen durchaus nicht immer parallel, einen Menschen nicht verlassen können heißt noch keineswegs bei ihm bleiben wollen, und wer das süße Elend der Sehnsucht kennt, weiß, wie bitter das Glück der Erfüllung. Von all diesen Zwie- und Mehrspalten ist Helenens Herz zerrissen. Sie kennt sich nicht aus und fragt vergeblich: Was ist Liebe?, eine Frage, auf die Niemand Antwort sagen kann (weshalb in der Operette diese Antwort immer gesungen wird). Auch der Gatte ist von Zweifeln heimgesucht. Wenn es ihn zum Ende doch in die Arme der Frau zieht, so ist es wohl das Mitleid, das den Schlepper macht. Das Mitleid mit ihr und das Mitleid mit sich selbst. Er ist ein braver Mann, und ich schätze ihn um eines nüchternen, Nebel der Empfindsamkeit durchschneidenden Wortes, das er in der Debatte spricht, in der sie ihn an traute Vergangenheiten mahnt. „C'est la dernière minute qui compte", sagt er.

Dieses halblaute, tiefsentimentale Theaterstück: ‚Aimer', das nur von drei Personen bestritten wird, ist ausgezeichnet durch die Zartheit, mit der es an Problematisches der Mann-Weib-Beziehung rührt. Eine Zartheit allerdings, die von Schwäche kaum zu unterscheiden ist. Es geht ein anhaltender Schnürlregen von Worten nieder, der die dramatische Landschaft unter ziemlich eintöniges Grau setzt. Der dünne Regenbogen drüber hin ist dem bißchen Lichtbrechung durch einfallende Psychologie zu danken. Die Komödie Paul Géraldis hat leider einen Kardinalfehler, über den kein Mann hinwegkommt: sie gibt eine regelrechte dialogische Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau. Aber die Annahme, daß solche Auseinandersetzung mit Frage, Antwort, Replik, Duplik, in gut geformten Sätzen, Argument gegen Argument, daß solch sachliches Gespräch zwischen Mann und Frau, ins Allgemeine sanft auffliegend und wieder sicher beim Thema landend, mit beiderseitigem Willen, zu hören und zu verstehen, kurz: mit Logik als unsichtbarem unparteiischen Verhandlungsführer möglich wäre, ist eine glatte Absurdität. Da könnten die beiden schon gleich in Versen sprechen, es wäre genau so lebenswahrscheinlich. An dieser Absurdität kranken nun freilich neun Zehntel aller Theaterdichtungen der Weltliteratur, und selbst Strindberg, der als Einziger das trostlose Aneinander-Vorbeisprechen der Geschlechter dramatisch gefaßt hat, versagt im Bemühen, einem Gegensatz Form zu geben, dessen innerstes tragisches Wesen ist, daß er keine finden kann.

Der Madame Pièrat von der Comédie française zogen ein lauter Ruf und laute Rufer voraus. Sie ist in der Tat eine charmante Schauspielerin, anmutig, überlegen, von einer Intelligenz, die bis in die dünnsten Kapillaren des Gesprächs ausstrahlt. Es blüht in tausend Feinheiten von ihren Lippen. Die Beredsamkeit ihrer Pausen ist groß und die ihrer schönen Geste nicht minder. Sie hat vielerlei Farben der Stimme, setzt und mengt sie mit sicherstem Gefühl für die Valeurs des Augenblicks. Die Konversationstechnik ist (wie auch selbst bei ihren mindern Partnern) bis zur Vollkommenheit ausgebildet. Dieses fugenlose Ineinander des Gesprächs, dieses Sichbegegnen der Worte schon in der Luft bleibt deutschen Spielern unerreichbar. Sehr reizvoll, wie Madame Pièrat den Ausdruck sucht, den der Autor gefunden hat: der Hörer erlebt gleichsam die Geburt des Wortes aus der Sekunde. Daß einer Künstlerin vom Range der Pièrat Leidenschaft, Liebe und Herzensnot aller Grade eine Kleinigkeit, ist selbstverständlich. Ihre schön betränte Arie im zweiten Akt hätte sie fast wiederholen müssen. Im dritten Akt wurde etwas Frostiges dieser affektreichen Kunst fühlbar. Seltsamerweise ereignete sich das grade beim geheizten Kamin.

Die Herren, die Madame Pièrat nach Wien begleiteten, sind Darsteller blässern Geblüts. Der den Ehemann spielte, Herr Gerbeault, hat Haltung und jenes Timbre der Ergriffenheit, das Tradition der französischen Nationalbühne. Unsern Ohren klingt solche aus der Nasenmuschel geborene Empfindung ganz leer, das Pathos der verrollenden langen Vokale ganz hohl. Und die schöne Kurve der Endsilben scheint uns wie mit dem Locken-

brenner hineingedreht. Diese im Deklamatorischen sich auswirkende Gefühlstechnik des französischen Theater steht wie ein Dom, der die Götter überdauert hat, denen er errichtet ward. Ein feierlich-hoher Raum, in dem es umso stärker hallt, je leerer er ist.

Flaute von Morus

Ermächtigungsgesetz Nummer 2

In jedem Manne steckt, laut Nietzsche, ein Kind; das will spielen. In jedem deutschen Manne steckt ein Muschkot; der will parieren. Es entspricht also nur dem innersten Herzensbedürfnis des Volkes, daß man ihm sein Selbstbestimmungsrecht wieder nimmt. In andern Ländern pflegen schlaue Regenten in ihren Untertanen die Illusion der Freiheit wachzurufen. In Deutschland bemüht man sich, die Illusion der Unfreiheit zu erwecken. Da man nicht zu regieren versteht, will man wenigstens den Eindruck hervorrufen, daß die Andern beherrscht werden. Wo anders spielt man Demokratie. Bei uns spielt man Diktatur. Oder wenigstens Diktatur-Ersatz. Ermächtigungsgesetze sind die große Mode. In Braunschweig läßt sich die Regierung ermächtigen. Selbst in Bayern wird, dicht neben dem Herrn von Kahr, dem impotenten Kabinett Knilling auf gut parlamentarische Weise etwas politisches Yohimbin verabreicht.

Im Reich ist man nun schon bei Numero Zwei. Das erste Ermächtigungsgesetz war eine harmlose kleine Volksbelustigung: ein Kabinett, das drei Viertel des Parlaments hinter sich hat, und dessen Mitglieder keinen Schritt ohne „Fühlung" mit ihren Parteien zu machen wagen, läßt sich von eben diesem Parlament und eben diesen Parteien besondere Vollmachten erteilen! Das Ermächtigungsgesetz des Kabinetts Marx sah zu Anfang etwas bedrohlicher aus. Da schien wirklich, als wollte eine Minderheitsregierung unter Ausschaltung des Parlaments sich diktatorische Befugnisse anmaßen. Daß die sozialdemokratischen Abgeordneten auch nur einen Augenblick schwankten und vor Angst, aus dem Paradies am Königsplatz vertrieben zu werden, so weit waren, dazu ihre Hand zu bieten, ist ein Skandal. Aber auch im Reichstag werden die Dinge nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden, und was dann schließlich serviert wurde, war wiederum eine leichtverdauliche Mehlspeise, an der sich Niemand den Magen verderben kann. Das Heiterste und zugleich das Ernsteste an dieser Diktatur-Spielerei ist nur, daß sie nicht etwa auf dem Untergrund einer wirklichen Demokratie vor sich geht, sondern daß daneben eine richtige und sehr gefährliche Diktatur besteht: eine Diktatur des Säbels und der großen Portemonnaies, eine Diktatur, die mit Hilfe des Artikels 48 oder lieber noch ohne und gegen alle Artikel der Verfassung tut und läßt, was ihr behagt.

Was das Marxsche Ermächtigungsgesetz für einen Zweck haben soll, ist einstweilen völlig unergründlich. Die einzige gesetzgeberische Maßnahme, die im Parlament vielleicht einigen Staub aufgewirbelt hätte, das Arbeitszeitgesetz, ist durch die vorherige Aufhebung der Demobilmachungsverordnung über den Achtstundentag irrelevant geworden, und im übrigen hätte es im Reichstag ohne weiteres eine Mehrheit bekommen. So bleiben also nur die Steuervorlagen des Herrn Doktor Luther, und derentwegen ist wirklich keine besondere

Positur notwendig. Was im Reichsfinanzministerium Schreckliches geplant wird, ist ja aus den Verhandlungen im Reichsrat und im Reichswirtschaftsrat hinlänglich bekannt, und bei aller schlechten Meinung, die man vom Reichstag haben mag: daß er diesen Steuerentwürfen Steine in den Weg legen wird, braucht man nicht zu erwarten. Oder fürchtet man etwa in der Regierung, der Reichstag könnte plötzlich zur Vernunft kommen und den Finanzminister zwingen, endlich Steuern zu erheben, von denen das Reich leben kann, und die eine neue Währungskatastrophe verhindern?

Daß wir unter Führung des Steuerreformators Luther mit Riesenschritten dieser Katastrophe zueilen, steht leider außer aller Frage. Um sich darüber klar zu werden, bedarf es keiner großen Rechenkünste. Unser monatliches Defizit beträgt gegenwärtig wenigstens 5—600 Millionen Goldmark. Von den Krediten der Rentenbank hat das Reich bereits die Hälfte, nämlich 600 Millionen Rentenmark in Anspruch genommen. Die andre Hälfte hat es noch zur Verfügung. Selbst wenn die Rentenmark bis dahin ihren Wert behält, und selbst wenn gelingt, durch Hungerlöhne für Beamte und Staatsarbeiter und durch Drosselung der Erwerbslosenfürsorge den Vorrat ein wenig zu strecken, reichen die Kredite keine sechs Wochen mehr. Was an Steuern bis dahin einkommen soll, sieht so aus: Am 18. Dezember wird die letzte Rate der Ruhr- und Rhein-Abgabe und der ermäßigten Land-Abgabe erhoben, die, wenns gut geht, 100 Millionen Mark bringt, und dazu die aufgewertete Umsatzsteuer für November und Dezember mit etwa 70 Millionen. Summa summarum: 170 Millionen. Ursprünglich sollte auch noch die Vorauszahlung der Einkommensteuer für das letzte Quartal im Dezember erhoben werden, die, mit 25 Goldpfennigen für je 1000 Papiermark des Jahres 1922, nochmal 50 Millionen ergeben hätte. Aber das hielt man offenbar für unnötigen Luxus. Im Januar kommt dann eine neue prächtige Einnahme hinzu: man will nämlich die Brotverbilligungsabgabe nicht mehr zur Brotverbilligung, sondern zu allgemeinen Etatzwecken verwenden. Die Steuereinnahmen der nächsten sechs Wochen dürften also das Reichsdefizit für zehn Tage decken. Kurz: es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir wirklich bis Ende Januar ohne neue Ankurbelung der Notenpresse auskommen.

Für Das, was Herr Doktor Luther für das nächste Jahr vorhat, also was den Inhalt seiner eigentlichen Steuerreform bildet, nur ein paar Beispiele. Da gibt es eine Vermögenssteuer die, mit 0,5 Prozent im Jahr, nicht weniger als den zehnten Teil des fundierten Einkommens verschlingt. Da gibt es eine Erbschaftssteuer, bei der Kinder des Erblassers sowie Stief- und Adoptivkinder steuerfrei bleiben sollen, die uns also auf das Niveau zurückbringt, das so zwischen 1906 und 1909 von den Konservativen eingehalten wurde. Da gibt es schließlich zur Einkommensteuer eine „fünfte" Quartalsrate, die die Gesamtleistung eines wohlhabenden Mannes im Etatjahr 1923/24 auf 3,2 Prozent seines Einkommens bringt, während die Lohn- und Gehaltsempfänger in derselben Zeit rund 8 Prozent ihres Einkommens haben abgeben müssen, wobei der Reiche selbstvrständlich von seinem selbstveranlagten, der Arme von seinem wirklichen Einkommen seinen Obolus zahlt. Braucht man, um diese Steuern durchzusetzen, ein Ermächtigungsgesetz? Nein, nötiger als ein Ermächtigungsgesetz wäre

ein Ermutigungsgesetz, das den Finanzminister zwingt, senkrecht stehen zu bleiben und zwar nicht nur auf der Reichstags-Estrade, sondern auch, wenn die Abgesandten der Verbände kommen und ihm klipp und klar beweisen, daß keine Steuer aufgebracht werden kann — mit Ausnahme der Inflationssteuer.

Burgstraßen-Baisse

Die einzige sichtbare Wirkung, die Luthers Steuerreform bis dato gezeitigt hat, vollzieht sich in der Burgstraße. Wahrscheinlich wissen die meisten Börseaner, von den Amateurspekulanten gar nicht zu reden, nicht einmal, wie wenig ihnen von ihrem Vermögen abgeknöpft werden soll: aber das dunkle Gerücht, daß in die nächsten Wochen der Stichtag für die Effektenbewertung zur Vermögenssteuer fällt, genügt, um alle Fahnen auf Halbmast zu hissen. Denn daß man nicht wieder den ursprünglich angekündigten 31. Dezember als Stichtag nehmen wird, traut man sogar dem Reichsfinanzminister zu. Aber im Dezember oder spätestens Anfang Januar muß es sein, und besser ist besser. Die Angst vor der Steuer hält auch den mutigsten Spekulanten von Käufen ab. Die spätere Spenglerianische Geschichtsschreibung wird mit Recht von diesen Tagen behaupten, daß sich bei den schwarzen und den weißen Juden der bekannte magische Consensus bemerkbar machte: der Consensus à la baisse.

Die Kurse halten sich konstant auf dem sechsten bis zehnten Teil des Goldwertes, den sie Anfang November hatten, also immerhin auf dem dritten bis fünften Teil ihres wirklichen Wertes. Selbst der Rückgang der Zinssätze hat nicht vermocht, neues Leben in die Ruinen zu bringen. Nun wird man sich freilich allmählich daran gewöhnen müssen, daß bei gleichbleibendem oder, wenn man die Auslandsparität zugrunde legt, bei steigendem Markkurs selbst ein Zinssatz von einem und selbst von einem halben Prozent für den Tag gröbster Wucher ist, und daß bei solcher Belastung selbst die gesündeste Wirtschaft zusammenbrechen muß. Gewiß ist in allen Stabilisierungskrisen das Geld knapp und der Zinsfuß hoch — in Oesterreich werden noch immer bis zu 100 Prozent pro anno gezahlt, und selbst die Stadt Wien muß für einen wohlgesicherten Kredit 30 Prozent zahlen —: aber mit einem Jahreszins von 300—1500 Prozent lassen sich reelle Geschäfte nicht machen. In der ersten Reihe der Zinswucherer stehen noch immer die Großbanken, die sich nicht schämen, öffentlich anzukündigen, daß sie — bei stabilem Markkurs — künftig nicht mehr als 6 Prozent täglich für ausgeliehenes Geld anrechnen werden. Das Recht dazu leiten sie offenbar daraus ab, daß sie sich für 10 Prozent im Jahre Lombardkredite bei der Reichsbank und neuerdings sogar gewöhnliche Kredite von der Rentenbank verschaffen können. Hier wäre ein dankbares Betätigungsfeld für die Wucherpolizei und den Staatsanwalt.

Aber es scheint, daß die Banken und besonders die Großbanken sich ungestraft jeden Nepp erlauben dürfen. Was sie sich in den letzten Jahren fortwährend geleistet haben und noch immer leisten, dafür ein Exempel. Am 4. September zahlte Jemand bei einer leipziger Depositenkasse der Deutschen Bank 10 Schweizer Franken ein mit dem Auftrag, dafür ein Stück Goldanleihe zu zeichnen. Am 12. Oktober erhält der Auftraggeber folgende Antwort:

Wir erkannten Sie für die uns gesandten
schweiz. Frs. 5.31 (Teil von schweiz. Frs. 10.—)
Schweizer Noten mit
Dollar —.95. Wert: 4. IX. 1923
auf Dollar-Konto. Dagegen haben wir Ihnen auf Grund Ihrer Zeichnung
Dollar 1.— wertbeständige Goldanleihe des Deutschen Reiches zugeteilt, wofür wir Sie zu 95 % mit
Dollar —.95. Wert: 4. IX. 1923
auf Dollar-Konto belasten.

Für Spitze von schweiz. Frs. 4.69 erkennen wir Sie zu 1.750.000.— (amtlicher Mittelkurs für Auszahlung Zürich vom 3. IX. 1923) mit
M. 8.207.000.—. Wert: 12. IX. 1923.

Am 23. Oktober hat der Kunde sich bei der Deutschen Bank darüber beschwert. Bis heute hat er keinen Bescheid darauf erhalten. Wahrscheinlich findet die Deutsche Bank ganz in der Ordnung, für 4.69 Schweizer Franken etwas über 8 Millionen Papiermark an einem Tage zu zahlen, wo die gesetzlichen Bestimmungen für den gleichen Franken-Betrag ein Vielfaches an Papiermark festsetzen. Sie hat überdies nur einen lästigen kleinen Kunden über Ohr gehauen, und anders wird man ja dieses Gesindel doch nicht los. Aber es dürfte nun Zeit sein, dem Bankpiratentum ein Ende zu machen.

Havensteins Nachfolger

Es ist etwas Schönes um die Nibelungentreue. Daher kann man nur dem Reichsbankdirektorium zustimmen, daß es zum Nachfolger Havensteins Herrn Helfferich vorgeschlagen hat. Das ist Geist von seinem Geiste, und dieser Geist muß dem deutschen Volke erhalten bleiben. Daß der Zentralausschuß sich mit allen gegen drei Stimmen für Helfferich entschieden hat, macht der vaterländischen Gesinnung unsrer Großbankdirektoren alle Ehre, denn nur die Inflation kann uns vor der drohenden Sanierungskrise retten. Außerdem aber erfordert die Logik, daß in der Aera der Rentenmark ihr Vater, Karl Helfferich, die Leitung der Geldpolitik erhält. Oder soll man die Reichsbank etwa einem Mann vom Schlage Hjalmar Schachts anvertrauen, der imstande ist, um des lumpigen Allgemeinwohls willen die Interessen seiner eignen Standesgenossen zu verraten? Ist Helfferich nicht Bankdirektor gewesen?

Nein, nein, bis dahin ist schon Alles in Ordnung. Aber was dann kommt, gehört in der Tat zu den spaßigsten Kapiteln preußisch-deutscher Personalpolitik. Um einen „Ausgleich“ zu schaffen und keinen der beiden Prätendenten zu verletzen, wird nämlich erwogen, einen altbewährten Beamten an die Spitze der Reichsbank zu stellen, und zwar kommen da vor allen zwei Säulen der Kriegswirtschaft in Frage, die sich inzwischen, wie Herr Koeth, in die Gefilde der Bankwelt hinübergerettet haben: der Freiherr vom Stein, der frühere Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts, und dessen Unterstaatssekretär Goeppert. Wenn ich die Wahl hätte, so wäre ich, ehrlich gestanden, für Goeppert. Denn Herr Goeppert ist der Aufsichtsratsvorsitzende des Bankhauses Hans Scharlach, das erst vor wenigen Wochen mit 500 Billiarden Schulden und 1½ Trillionen Zinsverlust verkracht ist. Ich meine, da sollte man wirklich zugreifen, ehe Herr Goeppert anderweitig vergeben ist.

Das Antisemeeting von Erich Weinert

Nachts um Zwölfe
versammelten sich die blonden Wölfe
mit großem Gebelfe.
Und einer hielt ein Referat:
Es dürften im Blonde-Wölfe-Staat
die proletarischen Hammelherden
nur von blonden Wölfen gefressen werden.
Und deshalb könnte nur Eines helfen:
Nieder mit den schwarzen Wölfen!

Und als man zu Tätlichkeiten schritt,
da machten sogar die Hammel mit.

Bemerkungen

Der nagelneue Staat

Im Alter von siebenundvierzig Jahren starb sanft nach langem, schwerem Leiden unser Staat. Ehre seinem Andenken!

Die Hinterbliebenen

Als der alte Staat sanft gestorben war, kamen Männer der Tat und brachten einen nagelneuen Staat heraus.

Dazu gehört auch eine nagelneue Staatsform. Sie gaben ihm eine, und sie sagten: Die Erziehung zum Staatsbürger muß in den Schulen beginnen.

Das hatten die Männer der alten Staatsform auch schon gesagt. Die Neuheit sollte eben in den Grundsätzen liegen.

Der Kultusminister, der die Erziehung der Staatsbürger zu besorgen hat, gab den Geschichtsbüchern einen frischen Anstrich. Die Farbe wurde von allen Männern der Tat begeistert ausgesucht.

Den Kindern wurde nun die nagelneue Staatsform konsequent beigebracht. In den frischgestrichenen Geschichtsbüchern stand nicht mehr so viel über Kriege und Fürstengeschlechter, und der Geist der Völkerversöhnung stieg munter aus den Seiten empor. Die werdenden Staatsbürger bekamen Verständnis für die Seele der übrigen Völker und für das internationale Leben.

Nachdem sie dafür genug Verständnis bekommen hatten, wurde etwas mehr Abwechslung in die Erziehungsmethoden gebracht. Die Männer der Tat, welche die nagelneue Staatsform sich grade patentieren lassen wollten, wurden noch kurz vorher aus den Patentpalästen gejagt. Es bezogen neue Männer die historischen Plüschsophas, und diese Männer fanden für so einen vorbildlichen Staat eine uralte Staatsform weit schöner.

Sie schenkten ihm diese Form und sagten: Die Erziehung der Staatsbürger muß in den Schulen beginnen. Damit meinten sie aber entschieden etwas andres als ihre Vorgänger. Der Kultusminister gab die Geschichtsbücher zum Umfärben. Es kam wieder viel mehr rein über Kriege und Fürstengeschlechter, und der Geist der Völkerversöhnung wurde den Büchern aus dem Leib gerissen. Die werdenden Staatsbürger bekamen mehr Verständnis für die Gepflogenheiten entthronter Fürsten und entlassener Generale. Sie lernten die übrigen Völker verachten und auch das internationale Leben, weil es keinen Sinn besaß für die Gepflogenheiten von Fürsten und Generalen.

Als alle Staatsbürger genügend Verständnis dafür hatten, standen die Fürsten und Generale aus den Gräbern auf, in denen sie lebend gehockt hatten. Und sie nahmen die historischen Plüschsophas ein, auf denen es hübsch warm war von den breiten Körperteilen ihrer Platzhalter.

Bruno Manuel

Der Plättner-Prozeß

Im selben Augenblick, wo in München die Ludendorff, Ehrhardt, Roßbach und Genossen sich von den Anstrengungen ihres letzten Hochverrats erholen und neuen aushecken können, und wo man in Berlin alles zum Schaden der Republik Erdenkliche ruhig geschehen läßt: da wurden in Leipzig 14 Kommunisten, die unter Führung von Karl Plättner an den mitteldeutschen Aufständen von 1921 teilgenommen hatten, zu insgesamt 71 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Im Juni 1922 war eine Amnestie erlassen worden für alle Hochverräter, die ihre Tätigkeit auf das Jahr 1921 beschränkt hatten. Plättner und elf seiner Leute wurden schon im November 1921 verhaftet, das Gericht jedoch war der Meinung: „daß die Inhaftierten mit den Versuchen ihrer in Freiheit befindlichen Genossen das Verbrechen des Hochverrats auch 1922 fortzusetzen, einverstanden waren. Sie sind nur durch ihre zufällige Verhaftung an der aktiven Teilnahme verhindert gewesen und somit als Teilnehmer an den 1922 erfolgten Vorbereitungen zum Hochverrat zu betrachten. Sie fallen demnach nicht unter die Amnestie, die auf derartig staatsgefährliche Menschen ohnehin nicht angewendet werden kann. Geschähe dies doch, dann würde das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes aufs schwerste verletzt."

Ein Blick in den Gerichtssaal belehrte darüber, was hier gespielt wurde. Man brauchte nur den um seine Karriere kämpfenden Anklagevertreter zu sehen, die böswilligen Querfragen der Beisitzer zu hören, und man wußte, wie das Urteil ausfallen würde.

Der Sozialdemokrat Wolfgang Heine sagte bei Beginn der Beweisaufnahme: „Ich werde gegen Anwendung des Amnestie-Gesetzes stimmen." (Es lebe die Objektivität!)

Die Verteidigung, vor allem der sich aufopfernde Hegewisch

(Celle), kämpfte demgegenüber auf verlorenem Posten. Der Gerichtshof beugte sich nicht ihren juristischen und menschlichen Argumenten, sondern der Tradition des Hauses, die kürzlich ihren prägnanten Ausdruck gefunden hat, in dem Ausspruch eines Richters: Menschliche Tragödien gehören nicht in den Gerichtssaal.

Das Urteil? Muß ich im Lande des Fechenbach-Prozesses auf die Unlogik seiner Begründung hinweisen? Muß ich daran erinnern, daß erst vor kurzem der Hauptmann Römer (von der Hitler-Partei) wegen derselben Delikte, derentwegen Plättner angeklagt war, sechs Monate Gefängnis bekommen hat? Muß ich die Unterstellung zurückweisen, eine Entscheidung des Staatsgerichtshofs decke sich mit dem Rechtsgefühl des Volkes?

Legen wir das Urteil zu den übrigen Strafakten gegen deutsche Richter. Das Erlebnis dieser drei Wochen hieß Plättner, der mir als Prototyp des geistigen Revolutionärs erscheint. Von dessen Lächeln ebenso wie von seinem zornigen Blick eine suggestive Kraft ausgeht. (Wolfgang Heine wird wohl wissen, warum dieser Mensch auf 10 Jahre ins Zuchthaus geschickt werden mußte.) Ein Revolutionär mit Herz und Hirn, dessen Antwort auf die Urteilsverkündung: „Die Internationale wird doch die Menschheit sein" — das menschlichste Wort, das in dieser Verhandlung gesprochen wurde — noch leben wird, wenn diese Richter und ihre „marxistischen" Arbeitgeber (deren Schutzhaftverordnung nur in der Deportationspraxis des zaristischen Rußland ihr Gegenstück hat) nicht einmal mehr lächerlich sein werden.

R. A. Sievers

Arbeiten oder Harfe spielen?

Erlaß der Reichsregierung vom 19. September 1923 über Musikausübung durch Beamte (Reichsministerialblatt Seite 978):

1.) Die Reichsbeamten brauchen Musizieren der vorgesetzten Dienstbehörde dann nicht anzuzeigen, wenn hierfür ein Entgelt in keinerlei Form gewährt wird.

2. 3.) Gewerbsmäßiges Musizieren liegt unter anderm vor, wenn diese Beschäftigung auch nur zeitweilig in mehr oder weniger regelmäßiger Wiederholung geübt und zu einer Erwerbsquelle gemacht wird.

4. 5. 6. 7. 8. 9.) Ersieht die Behörde aus den Anzeigen, daß der Beamte so stark durch das Musizieren in Anspruch genommen wird, daß die dienstlichen Interessen darunter leiden könnten, so ist dem Beamten die Uebernahme weiterer Musikauffträge zu untersagen.

10.) Die vorstehenden Richtlinien finden auf die Erteilung von Musikunterricht durch Reichsbeamte entsprechende Anwendung.

Der Reichsminister des Innern.

*

Ganz verkehrt. Völliger Trugschluß. Gedanke sehr ausbaufähig. Großes Unglück für die Nation, daß unsre sämtlichen politischen Beamten nicht imstande sind, bei gegebener Gelegenheit kräftig die Harfe zu spielen. Zum Beispiel: der Finanzminister. Mehr Sirenenklänge. Ausstattung der Postämter und andrer Behörden mit Leierkästen würde die Ungeduld des briefschreibenden Publikums dämpfen. In die Finanzämter und Steuerkassen große Orchester und Engagement erster Tenöre zur Bearbeitung besonders schwieriger Fälle (Kapitalflucht). Ueberhaupt mehr Attraktion, mehr Anlaß zur Beliebtheit, mehr Charme. Finanzsanierung durch Eroberung der Frauen: das ist des Rätsels Lösung. Nicht Artikel 48, nicht Militärdiktatur, sondern: Musik. Nicht Verbot von KPD und DVFP — sondern ihre Zwangseinreihung in Männergesangvereine und gemischte Chöre. Im Chorgesang sind noch stets revolutionäre Regungen prompt abreagiert worden. So lehrt uns die Soziologie.

Rettet Deutschland durch Musik!

Vielgeschrey

Marx

Marx, der Gott des vierten Standes,
liegt begraben außer Landes.

Doch die Zeit macht schlechte Witze:
Marx ist Kanzler, Zentrumsstütze.

Reist die Welt mit solchen Pferden,
wird ein Marx noch Kaiser werden.

Alle Räder stehen still,
wenn sein starker Arm es will.

Rudolf Fuchs

Liebe Weltbühne!

Nach Richard Dehmels fünfzigstem Geburtstag traf Frank Wedekind mit ihm zusammen, gratulierte ihm zu der „guten Presse“, die er gehabt habe, fand aber tadelnswert, daß so wenig von der Dramatik des Dichters gesprochen worden sei, die er innerhalb seines Lebenswerkes am höchsten schätze. Dehmel wehrte bescheiden das Lob ab, das sich doch nur auf die ‚Menschenfreunde‘ beziehen könne. „Ssssso“, sagte Wedekind, „die kenne ich nicht.“

Antworten

Wilhelm Michel. Sie haben in Nummer 40 von Moritz Heimann gelesen: „Es gibt Melodien, die schönsten Beispiele bei Bach in obligaten Instrumenten zur Arie, denen mehr als der gefühlteste Ausdruck eine edle Gleichgültigkeit zum — Ausdruck verhilft. Auch sonst kennt unser Gemüt diese edle Gleichgültigkeit: eine siegvolle Erschöpfung.“ Darauf schrieben Sie mir: „Bach und siegvolle Erschöpfung — das reimt sich schlecht. Wie naiv kommt da zum Vorschein, daß wir Leute der ‚Jetztzeit‘ die Abklärung nur als einen Zustand der Erschöpfung, als einen negativen Zustand kennen, während es doch ein eminent positiver, ein Zustand der Schöpfung ist!“ Moritz Heimann gibt mir (also Ihnen) zur Antwort: „‚Bach und siegvolle Erschöpfung — das reimt sich schlecht.‘ Es braucht Keiner zu kommen, mir das zu sagen; warum sagt Michel es? Ich bitte, mich wörtlicher zu nehmen. Ich habe gewisse Melodien charakterisieren, sehr einfach dem Spieler einen Wink geben wollen. Nahm Bach, weil er die herrlichsten Beispiele bietet (sehen Sie mal die Arie: ‚Es ist vollbracht‘ in der Johannes-Passion), hätte aber auch welche bei Beethoven andeuten können; es gibt im Violinkonzert Stellen, bei denen sich Alle ‚hineinknien‘, nur Joachim tat es nicht, und da wars erst ‚richtig‘, das machte ihn zu dem Einzigen. Von dem musikalischen Aperçu ging ich, in einer Art Swedenborgscher Korrespondenz, zu einem allgemeinen seelischen Zustand über, und erst bei diesem stellte sich der Ausdruck ‚siegvolle Erschöpfung‘, als zweiter, ein. Michel käme weiter, wenn er mich kommentierte, als wenn er mich, aus seiner ‚Naivität‘ heraus, psychologisierte.“

Ernst G. Das Dutzend Briefe ist voll, das ich abwarten wollte, bis sich mein Blatt mit der Komischen Oper des Herrn James Klein befaßte. Daß dieses Haus von Talent, Geist und Schönheit gemieden ist, schien mir keineswegs einer Feststellung wert, die ja doch auch über die meisten andern Theater Berlins getroffen werden müßte, wenn sie nicht unverdient günstig wegkommen sollen. Höchst aufreizend aber ist die Politik, die an der Weidendammer Brücke getrieben wird. Darüber schreiben Sie: „Ein Komiker wünscht sich, Diktator zu sein, und teilt in einem Couplet mit, was er als solcher tun würde. Er würde die Franzosen aus dem Ruhrrevier jagen und die Belgier hinterher — wahrhaftig, das würde er. Er verzerrt die Tatbestände so lange, bis Republik und Demokratie es sind, die Deutschlands Unglück verschuldet haben, als ob in den fünf Jahren unsrer Scheinrepublik und Scheindemokratie jemals aufrichtig republikanische und demokratische Mittel zur Beseitigung der deutschen und der europäschen Not angewandt worden wären, als ob unser Elend nicht grade von der Verleugnung und Verleumdung demokratisch-republikanischer Grundsätze herrührte. Dieser Gesangshumorist setzt Antimilitarismus mit politischer Ehrlosigkeit und Mangel an Nationalgefühl, blinde Gewaltpoltik mit staatsbürgerlichem Ehrgefühl gleich und verlangt die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstpflicht. Sein Ideal sind die Diktatoren, die heute schreien: ‚Morgen sind wir an der Macht oder tot‘, und die morgen weder dies noch das, sondern

mit vollen Hosen auf der Flucht sind. Aber Herrn James Klein genügt nicht, an die Blödheit der Massen zu appellieren. Ihm genügt nicht, die Fremden zu verhöhnen, auf die er doch sehnsüchtig rechnet — denn wer sonst als die Fremden wären so dumm, seine Eintrittspreise zu zahlen! Er braucht, um die Anziehungskraft seiner Sorte Kunst zu erhöhen, als Jude, auch den Antisemitismus. Das Objekt seiner antisemitischen Spekulation ist der Schauspieler Siegfried Berisch, der einzige Menschendarsteller dieses Hauses, unter Larven die einzige fühlende Brust. Ein Partner ruft ihn ‚Sie Stückchen Stinnes‘ und fragt, wie ein einzelner Mensch nur so häßlich sein könne. Aber Siegfried Berisch nimmt jede Verhöhnung der Gestalt und Sprache seines verschlagenen und doch bemitleidenswerten, armselig kleinen, gedrückten Juden lächelnd hin und spielt ihn so rührend, als wäre das Stück nicht von Herrn James Klein, sondern von Charles Dickens. Man soll lachen; aber man könnte heulen. Man? Ich, du, wir paar. Das Gros stürzt sich gierig auf den antisemitischen Happen, der ihm da hingeworfen wird, identifiziert das gesamte Judentum mit diesem verwachsenen Galizier, und man muß erlebt haben, wie die Arischgesichter im Vollgefühl ihrer Ueberlegenheit glänzen und gröhlen, sich an dem Anblick des Häufchens Unglück weiden, das das Judentum lächerlich macht und grade jetzt wie Oel im Feuer wirkt. Sollte aber tatsächlich nächstens der Großkampftag der Völkischen gegen die Juden der Reichshauptstadt anbrechen, so dürfte Herr James Klein, trotz aller ‚patriotischen‘ Gesinnung, schwerlich auf Schonung durch den Feind zu rechnen haben. Die Geister, die er rufen hilft, werden verdammt wenig Verständnis grade für sein Deutschtum haben. Sie werden sich, wenn sie ihn sehen, kaum der fröhlichen Stunde erinnern, die er ihnen bereitet hat. Und so würde ‚die überkochende Volksseele‘ wenigstens ein Mal nicht den Falschen verbrühen.“

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘

Amerika, China, Japan	1 Dollar	Jugoslawien	70 Dinar
Belgien	15 Francs	Oesterreich	45000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	150 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich	12 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	15 Lire	Tschechoslowakei	20 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

Hamlet in Deutschland von Konrad Seiffert

Ist es denn nicht möglich, die Welt anders zu sehen als zum Zweck ihrer Aenderung? Nein, es ist nicht möglich.

'Hamlet in Florenz' (Nummer 39 der 'Weltbühne')

Da steht Ihr nun, Ihr armen Toren! Ihr habt wohl eingesehen, daß es nicht möglich ist, die Welt anders zu sehen als zum Zweck ihrer Aenderung — und Ihr ändert sie nicht. Ihr habt wohl erkannt, daß es um Sein oder Nichtsein geht — und doch entscheidet Ihr euch nicht. Bewußtheit machte Feige aus euch Allen.

Ihr schreibt Artikel, resignierend, betrachtend, beschaulich. Ihr flucht, wenns hoch kommt, auf widerwärtige Zeitgenossen und Zeiterscheinungen. Und Ihr setzt euch doch nicht für die Aenderung ein.

Hamlet in Deutschland: donquichotehaft anrennend mit gezücktem Federhalter gegen die Giganten der Gegenwart, das Kinn in die Hand gestützt voll melancholischer Gedanken, einsam, unnahbar, spöttelnd in geistreichelnden Aphorismen und Sentenzen.

Nordische Balladenluft wittert und packt auch euch an. Auch Ihr wißt um das Geschehen, Ihr wißt um den Mord und um den Mörder. Manchmal erkennt Ihr sogar Weg und Ziel: Rache! Rache am Bestehenden. Und dann ist ein tiefsinniger Monolog das Ergebnis eurer Entschließungen, die so der Handlung Namen verlieren.

Inzwischen erschüttern Ereignisse die Welt, eure Welt. Inzwischen hungern Millionen, verhungern Tausende, weil das Geschäft schlecht geht. Menschen werden zermahlen, Familien zerstört, Heiligtümer vernichtet, Ideale in den Kot gezerrt, weil die Welt noch nicht geändert ist. Weil Ihr euch noch nicht entschließen konntet. Hättet Ihrs getan — die Welt wäre geändert.

Nun ist noch kein Ansatz zur Aenderung da. Noch befehlen Generale den Hirnen, im Gleichschritt zu treten. Noch triumphiert Mittelmäßigkeit und Beschränktheit aufgeblasener Halbnarren, die sich wie Sandflöhe vermehren. Noch sitzen Diejenigen von euch, die zur Aenderung aufriefen, in Gefängnissen und Zuchthäusern, während Mörder von Volks- und andern Gerichten freigesprochen werden.

Ihr steht einsam und seid doch zur Gemeinsamkeit verurteilt: und wenn Ihr die verachtet — Ihr könnt ihr nicht entrinnen. Und wenn Ihr flieht, dann denkt Ihr schon im Entrinnen an die Brüder und kehrt zurück. Wohin? In den Ameisenhaufen der Mitmenschheit, wo jedes reine Wort schon im Munde stinkende Lüge wird. Das sagt Ihr. Ihr erkennt das Uebel, und Ihr tut nichts für seine Aenderung. Weil Ihr nur Halbe seid.

Es ist ganz gleich, wo Ihr steht: auf der Terrasse des Schlosses zu Helsingör, vor der Tür der Schloßkirche zu Wittenberg oder vor den Riesenwürfeln des Pitti-Palastes zu Florenz. Immer hört man euch denselben Monolog sprechen: „Sein oder Nichtsein . . . " Immer kehrt Ihr denn wieder in die Welt zurück mit halben Entschließungen, mit halbem Herzen, um der Gemeinsamkeit wieder zu entfliehen, die Ihr verachtet. Ihr gefallt euch selbst in der Rolle, die Ihr spielt, so gut, daß Ihr sie ununterbrochen wiederholt. Dabei merkt Ihr nicht, wie wenig sie euch kleidet, wie lächerlich euer methodischer Wahnsinn wirkt.

Ihr Hamlets seid alle Ritter von der traurigen Gestalt. Und wenn Ihr die Lanze einlegt gegen Windmühlenflügel oder gegen Mörder am Geiste, so ist schon in euerm Ansturm Zurückweichen und Feigheit in euerm ohnmächtigen Mut.

Die Welt kann so schön sein. Auch für euch. Noch könnt Ihr sie ändern. Noch ist es nicht zu spät, wenn Ihr euch jetzt entscheidet. Jetzt teilt sich die Welt in zwei Hälften. Deutlich seht Ihr den klaffenden Riß. Wo werdet Ihr stehen?

Ihr Hamlets in Deutschland: Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage! Morgen wird sich die Welt geändert haben, wenn Ihr sie nicht ändert. Morgen werdet Ihr nicht mehr sein. Ihr werdet die Augen schließen und am Gift des Schuldgefühls langsam verderben. Oder weiterschlafen. Und weiterträumen.

*

Das wollt Ihr nicht? Das wollt Ihr endlich nicht mehr? Ihr fragt: „Was ist zu tun? Das, was hier gesagt wird, haben wir schon oft gehört. Aber das Alles ist nichts Positives. Da ist kein Weg gezeigt, selbst für Den nicht, der sich entscheiden will."

Ist es denn wirklich so schwer für euch, zu erkennen, was Ihr jetzt tun müßt? Ist es wirklich nötig, hier aufzuzählen, was geschehen muß, und Einzelheiten zu besprechen? Aus der Qual der Stunden, die wir Alle durchleben, gebiert sich Wegrichtung und nächstes Ziel. Für euch ist vor allem die Erkenntnis der Lächerlichkeit eurer Stellung notwendig. Habt Ihr die erkannt, dann ergibt sich alles Andre beinah von selbst. Von dort bis zum Bekenntnis zur Gemeinsamkeit und bis zum Willen zur Tat ist nur Ein Schritt.

Zur Aenderung der Welt gehört mehr als das resignierende Betrachten der Geschehnisse, gehört mehr als passive Resistenz. Die Welt wird auch nicht geändert durch Proteste, Resolutionen und papierne Anträge. Die Aenderung ist nur möglich durch die Tat. Was könnt Ihr tun, nachdem Ihr euch entschieden und eingereiht habt?

Die Zuchthäuser und Gefängnisse dieser demokratischen Republik sind überfüllt. Fechenbach, Toller, Mühsam sitzen immer noch. Tausende Namenlose warten in ihren Zellen auf ihre Befreiung. Sie werden vergeblich warten, wenn Ihr sie nicht befreit.

Ruft auf zu ihrer Befreiung! Laßt euch nicht durch die Trägheit der Andern und durch die Unfähigkeit oder den schlech-

ten Willen demokratisch und sozialistisch sich nennender Reichstagsabgeordneten und Justizminister einschüchtern!

Upton Sinclair, Henri Barbusse und Andre rufen zum Ungehorsam gegen die Gesetze auf. Alle ihre Rufe hallen laut und weit. Schrecken sie euch nicht aus euerm Monolog hoch? Wollt Ihr nicht mitrufen?

Und wenn es nur Rufe sind! Ruft auf zur Entscheidung! Ruft laut die Jämmerlichkeit und Verlogenheit der herrschenden Klasse auf allen Gassen aus! Das Elend der Proleten. Die Hölle der Erwerbslosen und Kriegsopfer. Das Dulden zermarterter Mütter. Den Hunger. Das Verhungern der Alten und der unterernährten und tuberkulösen Kinder. Die Gier zittriger Hände beim Durchwühlen von Abfallhaufen. Den Todeskampf Zermürbter. Den Tarif- und Lohnschwindel. Die Verschacherung von Seelen. Die Brutalität der Dollargehirne und Rechenmaschinen. Der Perversität der Vorgesetzten. Die Herrschsucht der Untertanen.

Weist auf die Satten, Vollgefressenen, die Befriedigten, die Macher, die Stinnesse, die Kompromißler und Ausgleicher! Weist auf die Kleingläubigen und Zaghaften! Reißt sie mit! Reißt die Hüllen herunter von Allem, was verhüllt ist, damit Wahrheit und Lüge sichtbar werde!

Ruft auf zu der Aenderung, der wir nicht entgehen können!

Neue Inflation von R. Kuczynski

Vor ein paar Tagen veröffentlichte die berliner Preisprüfungsstelle einen Aufruf in den Tageszeitungen, der mit den Worten begann: „Durch die reichlichere Ausgabe wertbeständiger Zahlungsmittel und durch Stillegung der Notenpresse ist die Inflation zum Stillstand gekommen."

An dieser Behauptung muß der Volkswirt ebenso Anstoß nehmen wie etwa der Mediziner, wenn er läse: Durch die reichlichere Zuführung von gutem Wein und die Fortnahme der Schnapsflasche ist der Betrunkene wieder nüchtern geworden.

Es ist wirklich ein starkes Stück, wenn heute noch eine amtliche Stelle in Deutschland glaubt, durch die reichlichere Ausgabe von Zahlungsmitteln könne die Inflation zum Stillstand kommen. Eigentlich sollte ja doch jeder deutsche Klippschüler wissen, daß die reichlichere Ausgabe von Zahlungsmitteln eben die Inflation verstärkt. Dabei ist an sich die Qualität dieser Zahlungsmittel ziemlich gleichgültig. Wenn, zum Beispiel, jetzt in Amerika die gleiche Lotterwirtschaft im Staatshaushalt herrschte wie bei uns und die Regierung ihre Beamten mangels ausreichender Steuereinnahmen durch die Ausgabe von, sagen wir, monatlich 100 Millionen Dollars in Goldstücken bezahlte, so wäre die selbstverständliche Folge eine Inflation, die von Monat zu Monat zunehmen und eine stetige Preissteigerung herbeiführen würde. Und wenn diese Inflation nicht ins Uferlose wüchse, so nur deshalb, weil der Ausgabe von Goldstücken eine natürliche Grenze gezogen ist. Bei den „wertbeständigen" Zahlungsmitteln, die das Reich verwendet, handelt es sich aber nicht um Gold, das man — in sehr beschränkten Mengen — in der Erde finden kann (und dann

prägt oder in Barren als Deckung für Goldnoten zurückbehält), sondern um Papierscheine, deren schrankenloser Vermehrung keine unüberwindlichen technischen oder juristischen Hindernisse im Wege stehen. Technisch wäre die Aufgabe natürlich nicht schwieriger als der am 15. November eingestellte Notendruck. (Die Notenpresse, die jetzt fieberhaft an der Herstellung von Rentenmark arbeitet, soll immer ganz verwundert ausschauen, wenn man von ihrer Stillegung spricht; sie hat sich die Stillegung ganz anders vorgestellt.) Juristisch ist zwar der Kredit des Reiches bei der Rentenbank auf 1200 Millionen Rentenmark begrenzt; aber die gesetzliche Basis für diese Begrenzung ist außerordentlich dürftig — eine auf Grund des Ermächtigungsgesetzes vom 13. Oktober seligen Angedenkens erlassene Verordnung —, und selbst wenn sie in einem verfassungsmäßig zustandegekommenen Gesetz ausgesprochen wäre, könnte der Gesetzgeber diese Grenze ja jederzeit beliebig weiterstecken. Er würde dabei wohl nicht einmal bei den Anteilseignern der Rentenbank auf Widerstand stoßen, die mit dem ersten „Opfer“, das sie gebracht haben — der Einräumung einer Grundschuld von 4 Prozent —, ein so gutes Geschäft machen, daß sie bald nach einem neuen Opfer lechzen werden. Zudem haben wir ja noch neben der Rentenmark die „wertbeständige“ „Gold“-„Anleihe“, die nur zu einem kleinen Bruchteil Anleihe ist (sie wurde fast gar nicht gezeichnet und dann in Massen zur Bezahlung von Reichsausgaben verwendet), die mit Gold weder verwandt noch verschwägert ist, und die man schon deshalb nicht „wertbeständig“ nennen sollte, weil ihr Wert in der kurzen Zeit ihres Bestehens zwischen 50 und 100 Prozent schwankte.

Tatsache ist: durch die reichlichere Ausgabe „wertbeständiger“ Zahlungsmittel ist die Inflation verstärkt, sind die Kleinhandelspreise über Weltmarkthöhe getrieben worden. Wenn die Kaufkraft der Mark (Papiermark, Rentenmark, Goldanleihe) einstweilen nicht noch mehr gesunken ist, so beruht dies darauf, daß infolge der künstlichen Niedrighaltung des amtlichen Dollarkurses die Goldanleihe ebenso hoch — teilweise noch höher! — notiert wurde als der Dollar. Das veranlaßte die Bevölkerung, die Goldanleihe und natürlich auch die Rentenmark, die ja wenigstens theoretisch etwas besser fundiert ist als die Goldanleihe, zu hamstern, und so konnte sich die zusätzliche Kaufkraft, die durch die reichlichere Ausgabe dieser Zahlungsmittel in die Bevölkerung hineingepumpt wurde, nicht voll auswirken. Sobald wir aber wieder einmal eine natürliche Preisbildung für den Dollar haben werden, wird die Minderwertigkeit der Goldanleihe und der Rentenmark gegenüber dem Dollar offenbar werden. Dann wird das Hamstern aufhören, und eine furchtbare Inflation wird die unvermeidliche Folge sein.

*

Am 22. August 1923 forderte ich mit Rudolf Goldscheid in einem offenen Schreiben an die Reichsregierung die Einführung einer neuen Goldwährung:

„Erste Maßnahme: Die Reichsregierung verpflichtet sich, unverzüglich alle Papiermark zu dem jetzigen Dollarkurs gegen Goldmark einzulösen. Da der Gesamtwert der umlaufenden Banknoten höchstens 100 Millionen Goldmark beträgt, würde es genügen, wenn

die Reichsregierung hierfür 100 Millionen Goldmark zur Verfügung hält."

Damals stand der Dollar auf 5 Millionen Mark. Die Regierung Stresemann aber, von der man sich so viel auf finanz- und währungspolitischem Gebiete versprochen hatte, tat nichts. Einen Monat später veröffentlichte sie das Helfferich-Hilferdingsche Projekt der Rentenmark (Bodenmark). Ich besprach es in einem Artikel ‚Die Goldpapiermark', der so begann:

„In Zeiten größter Verzweiflung blüht der Weizen der Charlatane. Nur so kann man sich erklären, daß der Gesetzentwurf des Reichsfinanzministeriums betreffend die Bodenmark überhaupt ernst genommen wird."

Damals stand der Dollar auf 126 Millionen Mark.

Am 16. Oktober trat die Verordnung über die Errichtung der Deutschen Rentenbank in Kraft. Der Dollar stand auf 4100 Millionen Mark. Einen Monat später waren es 4 200 000 Millionen!

Natürlich wäre die Einführung einer neuen Goldwährung heute schwieriger als im August. Wohl würden auch jetzt noch 100 Millionen in Gold reichlich genügen, um die umlaufenden Banknoten einzulösen. Was aber sollte mit der Goldanleihe und den Rentenmark geschehen? Eine Einlösung in neue Goldmark wäre unmöglich, da hierzu über eine Milliarde in Gold erforderlich wäre. Es bliebe nichts andres übrig, als sie als Zahlungsmittel auszuschalten und sie künftig wie Anleihepapiere zu behandeln. Dann würden wir als einzige schmerzliche Erinnerung an den Unfug dieser „wertbeständigen Zahlungsmittel" ein paar Jahrzehnte lang eine Zinsen- und Tilgungslast von annähernd 100 Millionen Goldmark zu schleppen haben.

Voraussetzung für jede erfolgreiche Währungspolitik aber ist — man muß das in Deutschland immer wiederholen — eine Gesundung der Reichsfinanzen durch Angleichung der Einnahmen an die notwendigen Ausgaben. Erreicht man diese Gesundung nicht, so wird man immer wieder auf die Notenpresse zurückgreifen müssen. Dadurch wird man immer wieder neue Inflation schaffen, und man wird bald bemerken, daß es schließlich gleichgültig ist, ob man auf einen Schein „Eine Billion Mark" oder „Eine Rentenmark" druckt. Heute glaubt noch so Mancher — innerhalb und außerhalb der berliner Preisprüfungsstelle —, wirtschaftliche Gesetze, wie die Inflation durch die Vermehrung des Papiergeldes, ließen sich durch technische Mittelchen, wie mannigfaltige Bezeichnungen für im Grunde die gleiche Sache, ausschalten. Daran ist Eins richtig: ein solches wirtschaftliches Gesetz kann vorübergehend außer Kraft gesetzt werden, nämlich solange die Menschen wirklich glauben, das Neue sei etwas andres!

Als ich vor dreizehn Jahren mit meinem verstorbenen Freunde Rudolf Eberstadt zum Internationalen Städtebaukongreß nach London fuhr, gab es im Speisewagen „Weinmeister-Crême". Eberstadt protestierte: „Das ist doch Flammeri". Der Kellner verteidigte sich: „Sonntag ist das Weinmeister-Crême, Montag: Victoria-Speise und Dienstag: Flammeri."

Weinmeister-Crême, Victoria-Speise, Flammeri — Banknote, Goldanleihe, Rentenmark.

Plus ça change, plus c'est la même chose.

Die englischen Wahlen von Joseph Friedfeld

London, 13. Dezember 1923

Das Ergebnis der Wahlen darf wohl in doppelter Hinsicht eine besondere Bedeutung beanspruchen. Man hatte allgemein mit einem — wenn auch zahlenmäßig nicht bedeutenden — Erfolg der konservativen Partei gerechnet, die im letzten Parlament über eine Mehrheit von 70 Stimmen verfügt hatte. Aber den Erfolg haben die links stehenden Parteien. Er ist um so größer, wenn in Betracht gezogen wird, daß der zwar geringe, doch aber überraschende Erfolg der Liberalen ihrem fortschrittlichen Flügel unter Asquith zufällt, wogegen ihr reaktionärer Flügel unter Lloyd George eine erhebliche Schlappe erlitten hat. Lloyd George selbst wurde wiedergewählt. Aber alle seine Freunde erfuhren wider Erwarten Niederlagen. Churchill, der sich West Leicester ausersehen hatte, weil es als völlig sicher galt, wurde dort von einem Vertreter der Arbeiterpartei leicht besiegt; ebenso erging es Sir Alfred Mond in Swansea.

Der Aufstieg der Arbeiterpartei ist außerordentlich. 1910 verfügte sie über 42 Abgeordnete, 1918 über 61, 1922 über 142 und diesmal über 192. Bezirke, wo bisher die Arbeiterpartei nur schwer hatte Fuß fassen können, fielen ihr diesmal zu. So war London 1918 im Parlament nur durch 2 Sozialisten vertreten, 1922 durch 9 und bei diesen Wahlen durch 22. Wie ihr Einfluß gewachsen ist, zeigt sich auch in Bezirken, wo sie vorderhand in der Minderheit geblieben sind. Den Toxteth-Distrikt von Liverpool vertritt seit dreißig Jahren Sir Robert Houston, einer der führenden Rheeder der Stadt. Erst seit wenigen Jahren findet er in einem Arbeitervertreter einen Gegenkandidaten. 1922 betrug die Mehrheit der für ihn abgegebenen Stimmen noch 4821, dieses Jahr nur 139. Im westlichen Bezirk von Belfast, einer Hochburg des Konservativismus, wie das protestantische Nord-Irland es überhaupt ist, wurde voriges Jahr der konservative Vertreter ohne Gegenkandidaten gewählt: in diesem Jahr, wo die Arbeiterpartei dort zum ersten Mal kandidierte, errang sie bereits 22 255 Stimmen gegenüber 24 975 des Konservativen. Dabei hatten an einzelnen wichtigen Punkten die Konservativen und Liberalen einen Wahlpakt abgeschlossen, auf Grund dessen dem Arbeiterkandidaten nur Ein bürgerlicher Kandidat gegenüberstand. Dadurch gelang in einigen Fällen, den Sozialisten zu verdrängen, so den Inder Saklatvala, der 1922 gegen zwei Gegner mit 2021 Stimmen gewonnen hatte und diesmal gegen nur einen Gegner mit 186 Stimmen in der Minderheit blieb, so Henderson, Dr. Salter, C. Roden Buxton. Es gelang nicht bei Ramsay Macdonald, dem Führer der Sozialisten.

Der Sieg der Arbeiterpartei hat noch eine andre Bedeutung für den englischen Parlamentarismus, der bisher an das Zweiparteien-System gewöhnt war und daher immer eine Regierungspartei mit klarer Mehrheit kannte. Zum ersten Mal stehen sich diesmal drei Parteien gegenüber, von denen keine über die absolute Mehrheit verfügt. Es gibt die Möglichkeit, daß eine der

drei Parteien die Führung der Staatsgeschäfte übernimmt und dabei auf die wohlwollende Unterstützung der benachbarten Gruppe rechnen darf. Die großen Preßkonzerne von Rothermere und Beaverbrook scheinen die Bildung einer Koalition unter Lloyd George, Churchill und Lord Birkenhead anzustreben; doch dürfte eine solche Kombination bei allen Parteien und bei der Wählerschaft auf einen festen Widerstand stoßen.

Das dringendste Problem der Stunde ist die Arbeitslosigkeit: die Niederlage der Regierung ist ein deutliches Zeichen der Unzufriedenheit weitester Kreise mit der Untätigkeit der Regierung. Die Arbeiterpartei verspricht, als einzige, energische Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit. Sie sollte daher die Regierung übernehmen und ihre Bestrebungen zu verwirklichen trachten. Vielleicht wärs klüger für sie, abzuwarten und unterdessen die Andern sich mit der innern und äußern Lage ergebnislos abmühen zu lassen. Aber sie sollte die Verantwortung nicht scheuen. Ermöglichen ihr die Gegenparteien die Durchführung ihres Programmes nicht, so kann sie in den unvermeidlichen Neuwahlen mit einem offenen Programm vor die Wählerschaft treten. Dann wird sich in England schneller und schärfer die Entwicklung vollziehen, die überall eintreten wird: die Arbeiterpartei wird einer Koalition der Konservativen und Liberalen gegenüberstehen — die Sozialisten, die die bestehende Gesellschaftsordnung ändern wollen, den Bürgern, die eine solche Aenderung der Gesellschaftsordnung ablehnen oder befürchten.

Während im übrigen Europa der Sozialismus überall zugunsten der besitzenden Klasse abbröckelt, wächst er hier und bereitet sich auf einen Kampf vor, von dem neue Anregungen für das gesamte europäische Leben ausgehen werden.

Vom Volke Israel von Nietzsche

In einem Prozeß um die ‚Geheimnisse der Weisen von Zion' hat deren Herausgeber, der Hauptmann a. D. Müller von Hausen, dieser Tage erklärt, daß „alle großen Männer, von Homer bis Nietzsche, geschworene Feinde des Judentums' gewesen seien.

Zu den Schauspielen, auf welche uns das nächste Jahrhundert einladet, gehört die Entscheidung im Schicksale der der europäischen Juden. Daß sie ihren Würfel geworfen, ihren Rubikon überschritten haben, greift man jetzt mit beiden Händen: es bleibt ihnen nur noch übrig, entweder die Herren Europas zu werden oder Europa zu verlieren, so wie sie einst vor langen Zeiten Aegypten verloren, wo sie sich vor ein ähnliches Entweder-Oder gestellt hatten. In Europa aber haben sie eine Schule von achtzehn Jahrhunderten durchgemacht, wie sie hier kein andres Volk aufweisen kann, und zwar so, daß nicht eben der Gemeinschaft, aber umsomehr den Einzelnen die Erfahrungen dieser entsetzlichen Uebungszeit zugute gekommen sind. In Folge davon sind die seelischen und geistigen Hilfsquellen bei den jetzigen Juden außerordentlich; sie greifen in der Not am seltensten von Allen, die Europa bewohnen, zum Becher oder zum Selbstmord, um einer tiefen Verlegenheit zu entgehen — was dem geringer Begabten so nahe liegt. Jeder Jude hat in der Geschichte seiner Väter und Großväter eine Fundgrube von Beispielen kältester Besonnenheit und Beharrlichkeit in furchtbaren Lagen, von feinster Ueberlistung und Ausnützung des Unglücks und des Zufalls; ihre Tapferkeit unter

dem Deckmantel erbärmlicher Unterwerfung, ihr Heroismus im spernere se sperni übertrifft die Tugenden aller Heiligen. Man hat sie verächtlich machen wollen, dadurch daß man sie zwei Jahrtausende verächtlich behandelte und ihnen den Zugang zu allen Ehren, zu allem Ehrbaren verwehrte, dafür sie um so tiefer in die schmutzigern Gewerbe hineinstieß — und wahrhaftig, sie sind unter dieser Prozedur nicht reinlicher geworden. Aber verächtlich? Sie haben selber nie aufgehört, sich zu den höchsten Dingen berufen zu glauben, und ebenso haben die Tugenden aller Leidenden nie aufgehört, sie zu schmücken. Die Art, wie sie ihre Väter und ihre Kinder ehren, die Vernunft ihrer Ehen und Ehesitten zeichnet sie unter allen Europäern aus. Zu alledem verstanden sie es, ein Gefühl der Macht und der ewigen Rache sich aus eben den Gewerben zu schaffen, welche man ihnen überließ (oder denen man sie überließ); man muß es zur Entschuldigung selbst ihres Wuchers sagen, daß sie ohne diese gelegentliche angenehme und nützliche Folterung ihrer Verächter es schwerlich ausgehalten hätten, sich so lange selbst zu achten. Denn unsre Achtung vor uns selber ist daran gebunden, daß wir Wiedervergeltung im Guten und Schlimmen üben können. Dabei reißt sie ihre Rache nicht leicht zu weit: denn sie haben Alle die Freisinnigkeit, auch die der Seele, zu welcher der häufige Wechsel des Ortes, des Klimas, der Sitten von Nachbarn und Unterdrückern den Menschen erzieht, sie besitzen die bei weitem größte Erfahrung in allem menschlichen Verkehre und üben selbst in der Leidenschaft noch die Vorsicht dieser Erfahrung. Ihrer geistigen Geschmeidigkeit und Gewitztheit sind sie so sicher, daß sie nie, selbst in der bittersten Lage nicht, nötig haben, mit der physischen Kraft, als grobe Arbeiter, Lastträger, Ackerbausklaven ihr Brot zu erwerben. Ihren Manieren merkt man noch an, daß man ihnen niemals ritterlich vornehme Empfindungen in die Seele und schöne Waffen um den Leib gegeben hat: etwas Zudringliches wechselt mit einer oft zärtlichen, fast stets peinlichen Unterwürfigkeit. Aber jetzt, da sie unvermeidlich von Jahr zu Jahr mehr sich mit dem besten Adel Europas verschwägern, werden sie bald eine gute Erbschaft von Manieren des Geistes gemacht haben: sodaß sie in hundert Jahren schon vornehm genug dreinschauen werden, um als Herren bei den ihnen Unterworfenen nicht Scham zu erregen. Und darauf kommt es an! Deshalb ist ein Austrag ihrer Sache für jetzt noch verfrüht! Sie wissen selber am besten, daß an eine Eroberung Europas und an irgendwelche Gewaltsamkeit für sie nicht zu denken ist: wohl aber, daß Europa irgendwann einmal wie eine völlig reife Frucht ihnen in die Hand fallen dürfte, welche sich ihr nur leicht entgegenstreckt. Inzwischen haben sie dazu nötig, auf allen Gebieten der europäischen Auszeichnung sich auszuzeichnen und unter den Ersten zu stehen: bis sie es so weit bringen, das, was auszeichnen soll, selber zu bestimmen. Dann werden sie die Erfinder und Wegzeiger der Europäer heißen und nicht mehr deren Scham beleidigen. Und wohin soll auch diese Fülle aufgesammelter großer Eindrücke, welche die jüdische Geschichte für jede jüdische Familie ausmacht, diese Fülle von Leidenschaften, Tugenden, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen, Siegen aller Art — wohin soll sie sich ausströmen, wenn nicht zuletzt in große geistige Menschen und Werke! Dann, wenn die Juden auf solche Edelsteine und goldene Gefäße als ihr Werk hinzuweisen haben, wie sie die europäischen Völker kürzerer und weniger tiefer Erfahrung nicht hervorzubringen vermögen und vermochten, wenn Israel seine ewige Rache in eine ewige Segnung Europas verwandelt haben wird: dann wird jener siebente Tag wieder einmal da sein, an dem der alte Judengott sich seiner selber, seiner Schöpfung und seines auserwählten Volkes freuen darf — und wir Alle, Alle wollen uns mit ihm freuen!

Maurice Barrès von Harry Kahn

Im Palais Bourbon hat, mit der Entscheidung über die Aenderung des Wahlgesetzes, das Zügenglöcklein des nationalistischen Kammerblocks geläutet, und zugleich ist dessen geistiger Führer: Maurice Barrès zu den Toten gegangen. Aber wir Deutschen tun doch wohl gut daran, wenn wir uns die Brust nicht von gar zu überströmender Hoffnung schwellen lassen. Denn noch ragt, unversehrt und nur leicht in einer mäßigen Brise schwankend, die höchste Säule der französischen Machtpolitik: Raymond Poincaré. Und selbst wenn auch diese, was nicht ausgeschlossen, aber auch nicht abzusehen ist, in einer Januar- oder spätestens Mainacht dahinstürzen sollte, haben wir keinen Anlaß zu Siegesjubel. Denn was die beiden Lothringer, Barrès und Poincaré, gebaut haben: zwar aere perennius dürfte es nicht, aber auch nicht so vergänglich sein, daß nicht noch manche der nächsten Generationen daran abzutragen haben werden.

Maurice Barrès, den die Kulturgeschichte unbedingt mit Raymond Poincaré zusammenstellen wird und zwar als den geistigen Schöpfer und Lenker der öffentlichen Stimmung, die die Grundlage der französischen Außenpolitik vor und nach dem Weltkrieg bildete — auch Barrès war Lothringer von Geburt. Allerdings nicht, wie Poincaré, auch der Abstammung nach: seine Familie kam aus der Auvergne. Erst der Großvater von Maurice Barrès, ein Offizier der napoleonischen Grande Armée, wurde nach Charmes-sur-Moselle verschlagen, wo der Enkel im Jahre 1862 geboren wurde; zu einer Zeit also, da auch der deutsche Teil Lothringens und das ganze Elsaß zu Frankreich gehörten. In einem Alter, das den Eindrücken des Lebens, zumal bei einem so ausgesprochen frühreifen Knaben, wie es Barrès war, am zugänglichsten ist, hat er den Krieg erlebt, der Frankreich die beiden Provinzen kostete. Dieses Erlebnis blieb bestimmend für seinen ganzen Werdegang. Zwar seine ersten Romane aus dem Anfang der achtziger Jahre, die zu einer Trilogie mit dem — ihre geistige Richtung und Haltung bezeichnenden — Titel: ‚Le culte du Moi' zusammengefaßt sind, verraten, bei aller Neigung zu politischer und soziologischer Fragestellung, noch wenig von dem, was bald und dann für immer das Zentrum seiner Gedanken- und Gefühlswelt wurde: die Auseinandersetzung mit Deutschland und Deutschtum. Erst unter dem Anstoß des Boulangismus enthüllt sich mit einem Schlage für Barrès selbst und die Welt dieser Kern seiner poetischen und politischen Persönlichkeit. Siebenundzwanzig Jahre alt, wird er Abgeordneter und zwar mit einem ausgesprochen boulangistischen Programm.

Keine Frage, daß einem Geist wie Barrès die ideologische Vertiefung seiner politischen Ueberzeugung Bedürfnis war; und so beginnt in den neunziger Jahren die Reihe derjenigen seiner Schriften, in denen das materielle und ideelle Verhältnis Frankreichs zu Deutschland untersucht und dargestellt wird. Herkunft und Entwicklung ihres Verfassers bestimmten mit Natur-

notwendigkeit den Ausfall dieser Untersuchung, die Lineatur ihrer Gestaltung. Schon die Titel der Hauptwerke, demagogische Fanfaren mehr denn dichterische Sigel, zeigen schlagend die geographische und ideologische Zielrichtung an. Um die Jahrhundertwende erscheint wieder ein episches Triptychon; es heißt, es kann nur heißen: ‚Les Romans de l'Energie nationale'. Sein stärkster und berühmtester Teil ist der erste: ‚Les Déracinés', die eindringliche Gestaltung des psychischen Zustands der lothringer und pariser Generation nach dem deutsch-französischen Krieg. Es folgt: ‚L'Appel au Soldat', die Darstellung der Boulanger-Episode, worin sich der verletzte Stolz und der unversöhnliche Trotz des von der ersten Stelle in Europa verdrängten Frankreich zum ersten Mal gefährlich aufbäumte. Und den Abgesang der dreiteiligen Strophe dieses politischen, aber künstlerisch nichts weniger als garstigen Liedes bildet: ‚Leurs Figures', die Auseinandersetzung mit den Faktoren des eignen Vaterlands, die nach des Dichters Meinung die nationale Energie unterhöhlen. Sein politisch-literarisches Werk aber krönt er dann mit den ‚Bastions de l'Est', jenem zweiteiligen Roman-Werk, worin nunmehr unverhüllt die Revanche und die gewaltsame Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen gepredigt wird, die aus dem ‚Service de l'Allemagne' — so der Titel des ersten und wichtigsten Bandes der ‚Wälle im Osten' — erlöst werden müssen.

Daß Barrès während der Dreyfus-Affäre, die das französische Volk in zwei feindliche Lager zerriß, auf der militaristisch-nationalistischen Seite zu finden war, ist nach alledem selbstverständlich. Ja, daß er der schärfste Rufer und Schreiber im Kampf gegen den jüdischen Elsässer war, nimmt bei einem Mann nicht wunder, der allen Nationalismen und Nationalisten die Grundformel geliefert hat: „La patrie est plus forte dans l'âme d'un enraciné que dans celle d'un déraciné." Wer aber wäre eingewurzelter gewesen als die „grands chefs" der Bracchialgewalt, die Barrès dem von ihnen entwurzelten Rechts- und Menschlichkeitsgefühl entgegenstellte! „Wir verzeichnen mit unermeßlicher Freude den Sieg von Rennes", schrieb er nach dem bekannten Fehlspruch des Kriegsgerichts, und weiterhin: „Die Affäre hat uns aus einer tödlichen Indolenz herausgeführt." In diesen letzten Worten liegt eine geschichtlich außerordentlich interessante Wahrheit, deren Tragweite allzu lange verkannt wurde, vor allem von Deutschland; vermutlich weil die großen Figuren Waldeck-Rousseaus und Emile Zolas auf lange hinaus den unterirdischen Prozeß, der sich in der Seele Frankreichs im letzten Vierteljahrhundert vollzog, überschattet haben. Denn tatsächlich ist die Dreyfus-Affäre die Keimzelle des neugeborenen französischen Nationalismus als Empfindung breiterer Volkskreise, so gleichgültig oder ablehnend diese auch damals den Bestrebungen der militärischen Kreise gegenübergestanden haben mögen. Sie hat auf jeden Fall, grade durch deren Niederlage nach außen hin, die Träger dieser Tendenzen — die ja keineswegs ausschließlich, nicht einmal überwiegend auch Träger der Uniform waren — auf das Aeußerste angespornt, hat ihrem

Kampf einen Schein von Märtyrertum verliehen und damit ihren Propaganda-Energien einen gewaltigen Zuschuß an Selbstbewußtsein und Massensuggestivität zugeführt.

Das geistige Rüstzeug aber hat ihnen Maurice Barrès geliefert; vielleicht nicht er allein, aber er am tätigsten, am unermüdlichsten und — was seine, die Déroulède, Rochefort, und wie die Fanfarons französischer Gloire und Revanche alle hießen, weit übersteigende Bedeutung ausmachte — mit den außerordentlichen Mitteln eines bohrenden Verstandes und vor allem eines in allen Facetten gallischer Wortgenialität funkelnden Stils, der vorbildlich geworden ist für eine ganze nach ihm kommende Literaturgeneration, ob ihre einzelnen Vertreter nun politisch eingestellt waren oder nicht. Es gibt kaum ein reiz- und geistvolleres, kaum ein in jedem Sinn lesbareres Buch, das zugleich ein so blitzender Spiegel der Seele Europas vor dem Kriege ist, als sein Werk: ‚Du Sang, de la Volupté et de la Mort', das in alle Sprachen übersetzt ist und ihn wahrscheinlich am längsten überleben wird. Eben dieses ungewöhnliche Können aber hat Barrès mit immer schärferer Konsequenz und Totalität in den Dienst der nationalistischen Sache Frankreichs gestellt. Mit Recht nennt Ernst Robert Curtius — in seinem vorzüglichen und streng objektiven Band: ‚Maurice Barrès und die Grundlagen des französischen Nationalismus' (erschienen 1921 bei Friedrich Cohen in Bonn) — dieses Gesamtwerk „den umfassendsten und folgerichtigsten Versuch, aus der nationalistischen Idee heraus eine geschlossene, alle Lebensgebiete beherrschende Weltanschauung zu entwickeln". Es ist ein Beweis nicht nur für die geistige Armseligkeit, sondern auch für die seelische Kümmerlichkeit des deutschen Nationalismus dieser Tage, der doch wahrhaftig einen lautern „Ruf zur Leidenschaft" hätte, als der französische zwischen 1870 und 1914 gehabt hat, daß er auch nicht entfernt eine Figur von der Talentiertheit und Kultiviertheit dieses Barrès zu erzeugen imstande war, neben dem die Hitler und Dinter wie noch wert- und schamlosere Wirtshausschreier und Gassenjungen wirken, als sie an sich schon sind. Die Bedeutung des Franzosen läßt sich, wie immer man zu ihm stehen mag, nicht anders denn als eine historische bezeichnen: sie besteht, nach den knappen und klaren Worten von Curtius, in der für die europäische Seelen- und Staatengeschichte „so bedeutungsvollen Wendung des französischen Geistes vom skeptischen Relativismus der achtziger Jahre zum Nationalismus der vorletzten Kriegsjahre".

So bedeutungsvoll aber die Erscheinung und die Wirkung dieses Mannes für den französischen Geist vor dem Kriegsausbruch war, — eine Bedeutung, die man mutatis mutandis recht wohl mit der Voltaires für den Ausbruch der französischen Revolution vergleichen kann —: seine eigentliche Tätigkeit begann doch erst, als sich durch den Sieg Frankreichs seine Ideen erfolgreich durchgesetzt hatten, und als es galt, die Früchte dieses Erfolges so reich wie möglich und in immer neuen Ernten einzubringen. Zwar an der Gestaltung des Versailler Friedensdokuments hat Barrès nicht in offizieller Stellung teilgenommen;

aber sein Geist war in den Clemenceau, Tardieu, Foch jederzeit lebendig. Niemand hat mit lauterer Stimme und mit härtern Worten den Rhein als politische Grenze zwischen Frankreich und Deutschland verlangt; Niemand hat unerbittlicher auf die Schwächung und Zertrümmerung der deutschen Reichseinheit gedrungen; Niemand vor allem hat mit unermüdlicherer Energie und mit verführerischerer Logik alle Sophismen der literarischen, geographischen, historischen Verknüpftheit der beiden Nationen aufgeboten, um eine kulturelle Propaganda von kaum je dagewesener Komplexität und Differenziertheit für jene Ziele zu betreiben. Auf ihn bekanntlich geht die ethnographische Klitterung von der kelto-romanischen Abstammung der Rheinländer zurück, denen die finstern Barbaren von jenseits der Elbe ihre Sprache und Herrschaft aufgezwungen haben; auf ihn die Erfindung jenes ‚Génie du Rhin', das Beethoven und Goethe gezeugt haben soll, weil diese größten Rheinländer sich anders nicht in seine skurrile Rassentheorie einfügen ließen. Kurz: er hat das ideologische Fundament geschaffen, auf dem sich das Zwing-Uri der Rhein- und Ruhr-Politik seines engsten Landsmanns zum Jammer Deutschlands und zum Schaden Europas jetzt erhebt.

Daß der Architekt dieses Fundaments nun vom Bauplatz abgetreten ist, bevor er die letzte Vollendung seiner Pläne erlebt hat, wird deren Zuendeführung kaum hindern können. Er selbst hatte kaum mehr Hand daran anzulegen nötig, und so ist er gestorben, nachdem er sein Werk für sein glühend geliebtes Vaterland getan hatte. Ob Frankreich selbst ihm dieses Werk auf die Dauer danken wird, ist eine andre Frage.

§ 1312 BGB von Victor Klages

In dem geheimnisvollen Wunderwerk deutscher Hochintelligenz, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, gibt es eine Bestimmung, die bei allen denkenden, von Arterienverkalkung verschonten Lebewesen ein Schütteln des Kopfes erzeugen muß. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß in diesem juristischen Wälzer noch manch andrer Passus erstart ist, harrend des schmelzenden Feuers nachnovemberlicher Neudeutung — aber zweifellos beansprucht der § 1312 besondere Aufmerksamkeit. Was er sagt? In der Uebersetzung aus dem Neo-Aztekischen etwa Folgendes: Niemand, der wegen Ehebruchs geschieden, dürfe die Frau heiraten, mit der er sogenannte unerlaubte Beziehungen gehabt, es sei denn, daß ihm die Erlaubnis gegeben werde. Die Erlaubnis muß man einholen. Selbstverständlich auf dem Instanzenwege. Und nicht selten wird sie versagt. Frage: Was für ein praktischer Zweck soll mit dem Paragraphen (und seiner Handhabung) erreicht werden?

Gar keiner. Denn nirgends im weiten Feld, wo intensiv der Laiengedanke kreist, ist ein solcher Zweck ersichtlich und ersinnbar. Der Paragraph mit der reizvoll hohen Ziffer, die den Schluß nahe legt, daß man schon damals, bei Ausarbeitung des BGB, im Zustand juristischer Inflation sich befand — dieser Paragraph bezweckt weiter nichts als Moraleffekte. War das Streben danach vornehmste Auf-

gabe des wilhelminischen Staates: mit welcher Energie, sagt sich ein naiver Betrachter, hätte die Republik darauf bedacht sein müssen, jene kalten Scheinwerferblitze gegen das wohltätig wärmende Licht einer wahren Moral auszuwechseln! Aber die Republik, heilfroh, daß sie im Schatten ihrer eignen kleinen Lebenskerze weiterexistiert, hat zu Beleuchtungsmanövern irgendwelcher Art weder Neigung noch Kraft, und so entwickelt sich unbehindert aus dem § 1312 eine infame Beschränkung persönlicher Willensfreiheit. Während nämlich dem Staatsbürger die Ehe mit der einen bestimmten Person verboten wird, kann er mit jeder andern, ohne Einspruchsmöglichkeit von oben, zum Standesamt fahren. Man bedenke außerdem, wie sich im Fall der Lösung einer Ehegemeinschaft die Situation oft gestaltet, auf der jener Paragraph aufgebaut ist. Die jahrelange Dauer der Scheidungsprozesse spielt da zuweilen eine wesentliche Rolle. Es ist durchaus nicht immer nötig, daß der Ehebruch Ursache der Trennung war; er kann auch während der kautschukartig gedehnten forensischen Tragödie geschehen, da der Begriff „Ehe“ bis zum Eintritt der Rechtskräftigkeit des Urteils letzter Instanz vom Gesetz aufrechterhalten wird — und dennoch kommt § 1312 in Anwendung! Aber ganz abgesehen davon: ist nicht ein Skandal, daß der Mann, der die Pflicht in sich fühlt, die erwählte neue Gefährtin zu legitimieren, zur polnischen Ehe gezwungen wird, nur weil ein wackelköpfiger Landgerichtspräsident es so wünscht? Der Appell an die höchste Stelle ist zwar erlaubt, bleibt indes wirkungslos, wird Farce. Eingaben an den Justizminister werden totsicher beantwortet von dem kleinen Herrgott des Landgerichts in Piesewittel, der dem „Endesunterzeichneten“ — „Ich erlaube mir ergebenst, wegen Befreiung vom Ehehindernis des § 1312 BGB . . . — vorher schon einmal einen Nasenstüber erteilt hat.

Vielleicht wird man darauf verweisen, daß (bekanntlich) durch Eingehung einer neuen Ehe bestehende Alimentationsverpflichtungen berührt werden, und daß deshalb . . . Aber der Mann vermag ja doch jede andre Ehe ohne weiteres zu schließen, kann also das Ausmaß der Verpflichtungen auf alle Fälle hindern, wenn er nur das will. Er will es oft gar nicht. Er ist durchaus bereit, im alten Stil zu zahlen, und bietet eine Unterschrift an, die ihn bindet. Vergebens: die Fessel wird nicht gelöst. Es gilt, die „Moral“ zu retten, und dieselben Herren, die nichts dagegen haben und nichts dagegen haben können, wenn Einer jeden Abend zu einer andern Hetäre geht, versagen den Beischlaf mit der durch Prozeßurteil belasteten Frau, an den sie selbstverständlich in erster Linie denken.

Vielfach geschieht die Ablehnung ohne jede Begründung. Manchmal wird sie damit motiviert, daß die Auszahlung der Unterhaltsgelder nicht in der gewünschten Weise erfolge. Nun werden Differenzen in Alimentationsangelegenheiten zwischen Geschiedenen, die eine Basis der Verständigung nicht finden können, mehr oder weniger immer bestehen, besonders heute, wo das Leben ein Kampf ohne gleichen ist. Oft aber — und das will freilich in keinen Präsidentenkopf hinein! — ist der Mann grade infolge des Zwanges, von der zweiten Frau getrennt zu leben, nicht in der Lage, so zu zahlen, wie ers könnte, wenn eine neue Ehe gestattet würde. Getrennt leben bedingt Mehrausgaben. Eine gemeinsame Hausführung illegitim Ver-

bundener ist, zumal wenn sie über eine eigne Wohnung nicht verfügen, auch im Zeitalter des Freistaatsgedankens mit erheblichen Unzuträglichkeiten verknüpft, denn die Anschauungen der „Leute" haben sich, weiß Gott, wenig verändert. Daraus ergibt sich, im allgemeinen, eine niederträchtige Tieferstellung der illegitimen Frau, die allerdings jedem so gebundenen Manne im Herzen egal sein dürfte, aber peinlich wirkt, wenn ein Amt im öffentlichen Leben ihm besonders geartete Bedingungen auferlegt. Dem weiblichen Teil sind die „Leute" übrigens niemals gleichgültig, wenn auch so getan wird, als ob . . ., und es ist sehr wohl möglich, daß die Negierung des bezopften Landgerichtspräsidenten grade auf diese wunde Stelle oft wie Gift träufelt. Anstatt zwei Menschen, die glauben, in Kameradschaft ihren Weg gehen zu können, zusammenzuschweißen, bringt man sie auseinander. Der Umstand, daß die Verneinungsgewalt zeitlich nicht beschränkt ist, muß ja unter gewissen Voraussetzungen an irgendeinem Tage die Unlust, die Verzweiflung auflodern lassen. Und dann hat der § 1312 BGB doch einen Zweck erfüllt: hat neuen Unfrieden, neues Unglück gestiftet — und der zahnlose Herr in Piesewittel an der schiffbaren Plutze freut sich seiner Macht.

Biographie von Moritz Heimann

Man sieht eine Erdkarte in Mercators Projektion und erkennt, daß sie ein willkürliches, ein falsches Bild ist. Also läßt man sich einen Globus schenken — und entdeckt, daß er glatt ist. Also gibt man ein großes Stück Geld daran und erwirbt einen Reliefglobus ins Inventar, bei dessen Anschaffung man, bereits gewitzigt, von vorn herein gewärtig ist, die Erhabenheit der Gebirge sehr übertrieben zu finden. Trotz dieser prinzipiellen Resignation ist man doch enttäuscht, keine Ahnung von Landschaft, vom Seelenausdruck der Erdoberfläche auf dem Abbild zu gewahren, und ohne zu merken, daß man das Abbild des Dinges mit dem Dinge identisch haben will, also ein Dummkopf ist, fühlt man sich im Augenblick seiner größten Dummheit am überlegensten, verzichtet auf den Globus und richtet sich mit Kagel in der Mark ein, einem Dorfe von etwas über hundert Häusern, drum herum nichts als Sand, See, schütterer Wald, und drüber weg ein Himmel. Nun hat man also die Sache selbst.

Aber nach einem langen, langen Studium weiß man, daß es gar nicht möglich ist, die „Sache selbst" in den Gehirnkasten zu sperren; man wird sich klar darüber, daß erstens die hundert Häuser nebst Sand, See, Wald und Himmel in hundert Jahren nicht zu bewältigen wären; und zweitens, daß, was man auch anfange und versuche, was und wie und wo und wann, niemals das Ding, sondern immer ein Abbild des Dinges, ein kleiner Globus, nein, eine kleine Karte in Mercators Projektion daraus wird, und — man macht einen Sprung von seinem Schatten weg in seinen Schatten hinein, capitumbulo, Kobolz, und schreibt sich als das Resultat einiger Dezennien den Satz auf: „Der Künstler will, soll und kann es weder dogmatisch noch kritisch treiben." Und selbst dieser Satz ist nicht etwa das logische Ergebnis des ganzen Verlaufes.

Die Kassette

Was geht vor? Nichts weiter, als daß eine Aussicht zur fixen Idee wird, daß ein Trieb hypertrophisch entartet, daß ein leichter Schneeball zur bedrohlichen Lawine anschwillt. Wer hätte das von Heinrich Krull gedacht! Dieser rötlich-blonde Oberlehrer kommt gesund und munter von der Hochzeitsreise mit der zweiten, zwanzig Jahre jüngern Frau zurück, erfährt, daß seine Tante Elsbeth ihr Vermögen, das er erben möchte, in die eheliche Wohnung hat befördern lassen, und malt sich die Wonnen seiner gesicherten Zukunft mit einer so brennenden Gegenständlichkeit aus, daß sein armes Hirn davon versengt zu werden anfängt. Es wird ein Aschenhäuflein sein, sobald die Tante mitteilt, daß sie ihn enterbt hat.

Da Sternheim kein plumper Handwerker ist, so sehen wir nur, wie die Tante den Partherpfeil aus dem Köcher zieht, nicht, wie der Neffe getroffen wird. Ich habe sogar den Verdacht, daß selbst diese Vorbereitungen für das Publikum geschehen. Dem Stil der Komödie, Marotten und Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen und zu geben, entspräche mehr ein gespenstischer als dieser kompakte Abschluß. Das Ziel der Vorgänge ist ja ohnehin nicht zweifelhaft. Ueberraschungen entstehen hier auch nicht daraus, daß etwa der Weg zu diesem Ziel sich unerwartet wendet und biegt. Trotzdem fünf Akte gefüllt sein wollen, hat Sternheim keinerlei theatralische Hilfsmittel nötig. Er verwickelt nicht — er entwickelt: das ist Alles. Er faltet sein Thema aus einander. Ueberraschungen, die sein müssen, entstehen einfach daraus, daß sich überall auf jenem Wege die weitesten Ausblicke öffnen.

Erstaunlich, welche Perspektive nach und nach diese simpeln Menschen, diese alltäglichen Begebnisse, diese Requisiten bekommen. Tante Elsbeth, die sich teuflisch rächt, weil man sie „nicht um ihrer selbst willen" geliebt hat; ihr Neffe Krull, der sich aus Habgier von früh bis spät vor ihr demütigt; sein Schwiegersohn, dem er vor Toresschluß schnell auch noch die Seele verwüstet: die Drei werden zu Repräsentanten der Menschen, die krüppelhaft blind, schäbig und schlecht sich und einander quälen, statt vernünftig, hilfreich und gut zu sein. Die wilde Jagd nach dem Gold, in die sich hier Bürger mit gesicherter Existenz bis zur Besinnungslosigkeit stürzen, wird zum Abbild des Lebens, das immer das Mittel zum Zweck erniedrigt. Und die Kassette? Sie bedeutet erst recht mehr als sich selbst. Sie braucht nicht nur bayrische Staatspapiere zu enthalten: es können noch wert- und wesenlosere Dinge sein, um derentwillen man das Leben versäumt. Mit solcher Kassette wird jede Frau als ein Stück Natur von dem verbohrten und instinktgeschwächten Männervolk betrogen.

Es ist eins von den vielen Verdiensten des Dichters, daß er diese seine Tendenz nicht überspitzt noch übersteigert: daß er den Mann nicht etwa zwischen Weib und Welt stellt, sondern zwischen Weib

und Scheinwelt. Aber eigentlich war das niemals eine Gefahr, solange Sternheim von Menschen ausging und nicht von Absichten. Hier sind wir noch in der dünnen Höhenluft eines Intellekts, der trotz allem satirischen Ingrimm die Fähigkeit bewahrt, sich von den Erscheinungen zu distanzieren. Während gewöhnlich in die Erscheinungen eine allegorische Bedeutung hineingetragen wird, wachsen sich hier die Erscheinungen wie von selbst zu Symbolen aus. Bei jenem scharfen, finstern und galligen Intellekt ist fast rätselhaft, bei dieser anschauenden Gelassenheit ist wieder ganz selbstverständlich, daß wir schließlich in einen prachtvollen Wirbel gerissen werden, der wie das Chaos selbst und doch künstlerisch beherrscht und zweckvoll gesichtet ist. Nur könnt' ich ebenso gut das Eine selbstverständlich, das Andre rätselhaft nennen. Aesthetische Wirkungen sind letzten Endes nicht zu erklären. Man spricht nicht umsonst von göttlichem Funken.

Der Schöpfer der ‚Kassette' hat ihn. Wie kommt es, daß seine Komödie wie Dunst und glühendes Erz zugleich ist? Daß man an Heinrich Mann, an Goldoni, Balzac, Molière, E. Th. A. Hoffmann und Thomas Theodor Heine denkt, und daß dieser Sternheim trotzdem kein Eklektiker ist? All das ist nur des Stückes Kleid und Zier. Sternheim ergötzt sich und uns mit spaßhaften Lichtbrechungen, ulkigen Schattierungen, bizarren Projektionen und parodistischen Verkürzungen, die ja wohl von klassischer, romantischer und moderner Literatur und Malerei beeinflußt sein mögen. Er umspielt sein Thema mit Witz und Witzigkeiten, mit einem bewußt kuriosen Pathos und schillernden Exzessen einer Sprachgewandtheit, die selbst aus den trockensten Ausführungen über die Zinsgarantien der bayrischen Forsten eine Fülle komischer Wirkungen schlagen kann. Immer wieder aber packt er dieses sein Thema mit eiserner Faust und hämmert es, daß die Funken, eben die göttlichen Funken sprühen. Er hat den Griff, mit dem man die großen Komödienstoffe an sich reißt, und die Meisterschaft, mit der man ihnen ihre endgültige Form gibt. Nichts törichter, als gegen die ‚Kassette' den ‚Geizigen' auszuspielen! Wenn man ihn nach ihr zur Probe aufführte, so würde sich zeigen, daß er tot und in ihr wieder auferstanden ist — wie in Goethes die antike Iphigenie. Es ist ein Fall, der in künftigen Literaturgeschichten als ergänzendes Schulbeispiel für die wahre Erneuerung eines ewigen Komödienvorwurfs dienen wird.

Die ‚Tribüne' hatte zu Sternheim das Vertrauen gehabt, daß er um die unerbittliche Härte seiner Komödie, um ihre zähe Leidenschaftlichkeit, um ihren spielenden Reichtum bei aller Starrheit eines einzigen Motivs nicht nur wissen, sondern zugleich die Fähigkeit haben werde, ein Ensemble unter sein Wissen und seinen Willen zu zwingen. Der Regisseur blieb nicht hinter dem Autor zurück. Und von den Nachschöpfern war dem Schöpfer ganz und gar Adele Sandrock gewachsen, die „Alte" geworden ist, ohne daß der Funke ihrer Jugend seine Leucht- und Zündkraft eingebüßt hat.

Ein feinfühliger Mensch von Frank Warschauer

Verschiedene Leute, zum Teil aus den obern Kreisen,
Besitzer von Automobilen und komfortablen Elfzimmerwohnungen,
bemühten sich, ihm zu helfen. Aßmann sagte,
der bekannte Maecen und Bankdirektor: Dichten Sie nur flott weiter,
jede Zeile von Ihnen wird mit Spargelspitzen aufgewogen,
für die geistreichen Ueberschriften gibt es Fleischbrühe mit Nudeln drin,
ein Kalbsbraten für jeden gelungenen Vergleich!
Lehmann lehnte ab, er fühlte sich so gedemütigt,
wie peinlich, von der Freundlichkeit fremder Menschen
leben zu müssen. Jeder Mann sein eigner Dynamo!
Lehmann wurde kahl. Sein früher so schmuckes Haupthaar
fiel ihm jetzt täglich in die grüne Suppe,
die er sich abends selbst zubereitete. Einmal sah er in den Spiegel,
um festzustellen, ob seine Nase noch schief war,
zu seinem Entsetzen fand er sich aber überhaupt nicht mehr
in dem Glase! Seit diesem Tag ging er nicht mehr aus.
Er meinte, ein so dünner Mensch müsse notwendig
das Vergnügen der andern stören. Man fand ihn eines Tages
sterbend im Closet. Seine letzten Worte waren
(und dabei lächelte er noch so wunderbar):
Vergieb mir, Lili! ich habe schlecht gehandelt!

Der Richter von Zalamea von Alfred Polgar

Calderons ‚Richter von Zalamea' ist ein herrliches Bühnenwerk. Eine Dichtung, die dem Theater gibt, was des Theaters ist. Sie stellt Menschen hin, die der Zuschauer liebgewinnt, und an deren Schicksal nicht nur seine Neugier, sondern auch sein Gefühl Anteil nimmt. Auf festen Fundamenten steht frei und luftig der dramatische Bau, und nichts ist an ihm, das nur Zierat wäre und nicht auch notwendig im Gefüge Ein Drama der Männer und der Mannestugenden, zusammengefaßt in einen Brennpunkt: „Ehre". Diesen Begriff haben die Jahrhunderte einigermaßen revidiert; in der romantischen Unbedingtheit, wie ihn der spanische Dichter gebraucht, ist er kaum mehr in Geltung. Dem Bauer, dem die Tochter vergewaltigt wird, mag das Leid und Kränkung bedeuten, aber seine Ehre nimmt von solchem Akzidens, heutigem Gefühl nach, keinen Schaden. Pedro Crespo denkt darüber noch anders. Da der Ehre nicht Recht geschieht, übersiedelt er auf die sittliche Forderung, daß dem Recht Ehre geschehen müsse. Eine hübsche Volte, die da seine Schlauheit schlägt! Uns, die Zuschauer befriedigt nicht so sehr das befriedigte Recht als vielmehr etwas weit Erquicklicheres: der befriedigte Charakter! Daß Einer kann, wie er will, daß Einer sich behauptet, unverbrüchlich treu den Gesetzen, die sein Ich bestimmen, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen seiner Konsequenz, ist ein Märchen, so hold und unwahrscheinlich, daß ihm zu lauschen (erzähle es der Dichter oder das Leben) wir niemals müde werden.

Das Burgtheater spielt den ‚Richter von Zalamea' im alten, redlichen Theaterstil, ohne Faxen und Firlefanz, mit einfachen Dekorationen, zwischen denen der Geist des Hauses, wär' er nicht schon so trostlos müde, gewiß lieber umginge als zwischen

kubistischen Pappendeckeln. Pedro Crespo ist jetzt Georg Reimers. Er findet leicht zum Herzen des Zuschauers (soweit ihm Baumeisters großer Schatten den Weg nicht sperrt). In seiner Darstellung hat das Gemütliche, friedvoll Ueberlegene, Gütige der Figur Lebensfarbe; ihre Weichteile sozusagen sind in Ordnung. Das psychische Knochengerüst ist nicht von überzeugender, natürlicher Festigkeit. Um diesen südlichen Kohlhaas bleibt ein heller Rand, seine Gemütsverfinsterung ist eine partielle, seine Härte gefrorene Jovialität. Zum Schluß bricht unwiderstehlich Tauwetter durch, in dem auch die Erwürgung des Hauptmanns zur Bagatelle zerfließt. Gut glückt Herrn Reimers das Autoritäre des alten Bauern, als Richter und Rächer macht er würdige Figur, und wie er den polternden General überpoltert, das hat was ungemein liebenswürdig - Justamentiges. Den General knurrt und flucht Herr Devrient, ganz rauhe Schale mit ganz süßem Kern. Heine ist der rex ex machina; er wirkt historisch beglaubigt, in Haltung und Maske irgendeinem Porträt porträtgetreu. Für die prinzipiell humorhaften Figuren des verarmten Edelmanns und seines Dieners wurden die Herren Hennings und Kramer geopfert. Aber wo nichts ist, hätten auch wirkliche Komiker ihr Recht verloren. Straßni gibt den Stadtschreiber in seiner eindrucksvollen Husch-husch-Weise. Er ist ein ausgezeichneter Männchen-Spieler, ein Spezialist für Maus-Menschen, wie Danegger einer für Kerle, in denen etwas elementar Gemeines lebt. Man kann als Unteroffizier nicht untriger sein als er da in Zalamea. Höbling ist ein fescher Hauptmann. In der schönen Stelle, da er des Sergeants Zweifel, ob man in einem Tag sich denn so toll verlieben könne, mit dem Hinweis auf das viele Gewaltige beantwortet, das ein Tag zu wirken vermöge, legt er den Ton immer auf „Tag" statt auf einem. (Nebenbei: die einzige Stelle des Stückes, in der die Sprache klassisch niedersitzt, das heißt: ein Affekt sich episch breit macht, ein Gefühl heißhungrig Assoziationen futtert). Vielleicht bittet die Direktion einmal die Staatstheaterverwaltung, Herrn Höbling — „mit schuldigem Respekt", wie Pedro Crespo sagt — auf seine falschen Betonungen aufmerksam zu machen. Die beklagenswerte Tochter Crespos spielt eine bisher unbekannte junge Dame, Fräulein Hilde Wall. Sie ist schön, ein wenig geziert, hat eine angenehme Stimme, die im Affekt gerne flach und undeutlich wird. Von der Art ihrer Begabung verrät die Rolle, so schwer wie undankbar, wenig. In diesem Drama haben ja allein die Männer Seele. Von der Frau spielt nur das Antlitz mit, die Erscheinung, der Leib. Also gewissermaßen doch ihre Seele.

Steuerreform von Morus

Das deutsche Volk steht vor der Aufgabe, seine Steuern umzugruppieren. Es soll nicht mehr Steuern zahlen als bisher. Beileibe nicht. Es soll nichts weiter tun, als die 99 Hundertstel, die es zu Anfang dieses Jahres, und die 999 Tausendstel, die es im Herbst dieses Jahres mittels der Inflationssteuer bezahlt hat, auf andre Weise

aufbringen. Die Endsumme hat vollkommen gereicht. Nur die Verteilung soll geändert werden.

Das muß wieder und wieder betont werden. Denn es herrscht in der Bevölkerung immer noch die Vorstellung, daß die Steuerreform, die notwendig ist, wenn die stabile Währung nicht in ein paar Wochen zum Teufel sein soll, vom deutschen Volke Etwas verlangt, was es nicht leisten kann. Das befürchten nicht nur die professionellen Steuerhinterzieher, sondern auch die ehrlichen Leute, die seit dem Kriege so ehrlich waren, daß sie heute nichts mehr haben. Dabei ist es in den letzten Jahren doch vorzüglich gegangen. Die Notenpresse ist der beste Steuerexekutor, den es gibt. Sie zieht dem Bürger das letzte Hemd aus, aber der Staat kommt zu seinem Geld. Er hat, was er braucht, und sogar manches, was er nicht braucht. Bis etwa zum Jahre 1921 hat das deutsche Reich sich allerdings einen Teil seiner Ausgaben vom Ausland bezahlen lassen, nämlich von denjenigen Ausländern, die ihm gegen Papiermark Waren oder Devisen geliefert haben. Die Amerikaner behaupten, daß allein sie bei diesem Geschäft rund eine Milliarde Dollar verloren haben. Das mag ein bißchen hoch gegriffen sein, aber ein schöner Batzen ist es schon gewesen. Die Geschädigten haben dafür in ihrem begreiflichen Aerger draußen erzählt, Deutschland habe betrügerischen Bankerott gemacht. Und dann hat das Ausland die Konsequenz gezogen und dem Bankerotteur auf seine Papierfetzen hin nichts mehr gegeben. Erst keine Waren und schließlich auch keine Devisen mehr. Seit etwa zwei Jahren hat das deutsche Volk die ganze Last der Inflation allein tragen müssen. Zwar nicht das ganze deutsche Volk, wohl aber das ganze deutsche Stadtvolk mit Ausnahme von hunderttausend Leuten, die rechtzeitig zu pumpen anfingen. Und nun sollen auch die sich wieder an der Aufbringung der öffentlichen Lasten beteiligen. Das ist der Hauptzweck der Steuerreform.

Auf eine bessere Verteilung kommt es an, auf nichts weiter. Man lasse sich nicht durch das Gerede von den „Notwendigkeiten der Produktion" irreleiten. Es gibt keine Steuer, die die Produktivität einer Wirtschaft so hemmt wie die Inflationssteuer. Selbst wenn wirklich dieser oder jener unrationell arbeitende Betrieb die Steuerreform nicht überleben sollte: es ist noch immer besser, als wenn hunderttausende Menschen Tag für Tag nichts tun als Nullen schreiben und addieren, Preise raufzeichnen und Indextabellen malen. Das fängt an bei der Reichsdruckerei, die zehntausend Menschen mit Geldmachen beschäftigt, und mit der Reichsbank, die statt der 2700 Mann, die sie in der Vorkriegszeit beköstigte, 6700 Leute braucht, und das pflanzt sich durch die ganze Staats- und Privatwirtschaft fort bis zu der großen Armee der Kettenhändler, die von den Zwischengewinnen der Inflation leben. Dieses Heer meist unfreiwilliger Schmarotzer muß fort. Das ist der Nebenzweck der Steuerreform.

Aber was soll an die Stelle der Inflationssteuer treten? Die Reichsregierung hat noch immer keinen umfassenden Finanzplan zustande gebracht, obwohl die seßhaften Beamten des Reichsfinanzministeriums eigentlich Jahre hindurch Zeit zu den Vorbereitungen hatten. Sie hat vorläufig nur einen Uebergangsetat für die Zeit vom 15. Oktober 1923 bis 31. März 1924 aufgestellt, der 2,21 Milliarden Gold-

mark beträgt. Und zwar verteilen sich die Ausgaben auf einen ordentlichen Etat von 2 Milliarden und einen außerordentlichen Etat von 210 Millionen, wozu ein kleiner Posten für den Verkehrsetat kommt (der eigentliche Verkehrsetat für Post und Eisenbahnen ist selbständig gemacht).

Diesen Ausgaben stehen an Einnahmen 1,1 Milliarden aus Besitz- und Verkehrssteuern gegenüber, 231 Millionen aus Verbrauchssteuern und Zöllen und die fehlenden 900 Millionen Mark sollen durch den Rentenbankkredit (mit Abzug der zinsfreien 300 Millionen Mark, die für die Einlösung der Reichsschatzwechsel bestimmt sind) gedeckt werden. Die Verteilung der Lasten nimmt sich auf den ersten Blick äußerst „kapitalfeindlich" aus. Aber bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß unter Besitz- und Verkehrssteuern sämtliche Besitzsteuern nur etwa den vierten Teil der steuerlichen Einnahmen bilden, im Januar beispielsweise von den aufzubringenden 350 Millionen nur 85 Millionen. Wogegen die unter den Verkehrssteuern rangierende Lohnsteuer (der zehnprozentige Steuerabzug der Lohn- und Gehaltsempfänger) allein 72 Millionen Mark bringen soll.

Wie die Besteuerung des Vermögens im einzelnen aussieht, ist bereits in Nummer 50 der ‚Weltbühne' angedeutet worden. Das Vermögen der Lebenden wird durchschnittlich mit 5 pro Mille belastet. Die Last fängt bei Vermögen unter 25 000 Mark mit 3 pro Mille an und schwingt sich bei Vermögen über 100 000 Mark zu — sage und schreibe: 7 pro Mille auf. Wenn Jemand also 1000 deutsche Bankaktien besitzt, so wird er, um das Reich zu retten, nicht weniger als sieben Stück verkaufen müssen. Ist das Steuersubjekt allerdings Bankier, so genügt, daß er den vierzehntägigen Zinsertrag seines Leihkapitals aufs Finanzamt einschickt, um sich seiner Steuerlast zu entledigen. So brutal verfährt der Staat mit seinen Bürgern. Aber das ist erst die Besteuerung der Lebenden. Den Toten ergeht es noch viel schlimmer. Da wird jetzt sogar den überlebenden Ehegesponsten und den leiblichen Kindern — von Stief- und Adoptivkindern gar nicht zu reden — zwei Prozent der Erbschaft entrissen, und diese offenkundige Expropriation, die schon fast an die gradezu marxistischen Steuern in den Vereinigten Staaten erinnert, steigt bei den großen Vermögen bis zu zehn Prozent! Ebenso roh und gefühllos ist man bei der Einkommensteuer verfahren. Da hat man zwar, vernünftigerweise, anstatt rekonstruierter Papier-Goldmark-Veranlagungen für die beiden Hauptgruppen, die Einkommen aus Handel und Gewerbe und die Einkommen aus der Landwirtschaft, Ersatzsteuern eingeführt, die sich bei den städtischen selbständigen Berufen auf einer Art Umsatzsteuer, bei den Landwirten auf der Vermögenssteuer aufbauen; aber man nahm die Sätze so niedrig, daß die gesamte veranlagte Einkommensteuer nur die Hälfte der Einkommensteuer der Lohn- und Gehaltsempfänger betragen soll.

Bei dieser menschenfreundlichen Art, Steuern zu machen, ist denn kein Wunder, daß die Steuern schon nach dem Voranschlag nur 60 Prozent der Ausgaben decken sollen. Das wäre für die ersten Monate der Sanierung gewiß noch zu ertragen, denn auch in andern Ländern hat man nach dem Staatsbankerott — und den hat ja Deutschland längst gemacht — nicht den Etat von einem zum andern Tage ins Gleichgewicht bringen können. Aber es besteht nach den bisher

ans Licht oder richtiger: ans Halbdunkel gekommenen Plänen der Herren Zapf und Popitz gar keine Aussicht, daß das nach dem ersten April anders wird. Man muß vielmehr damit rechnen, daß im kommenden Etatsjahr (April 1924 bis März 1925) einem Ausgabenstand von rund 5½ Milliarden nur 3½ Milliarden Einnahmen gegenüberstehen, daß also ein Defizit von 2 Milliarden Goldmark übrig bleibt.

Der gröbste Mangel des vorliegenden Finanzplanes ist aber der, daß er sichtlich ohne Fühlung mit den Ländern und Gemeinden einen Etat für das Reich aufstellt, ohne sich darum zu kümmern, von wo die andern öffentlichen Verwaltungen ihr Geld herbekommen. Man hat zwar nicht organisatorisch, aber doch materiell Erzbergers vielgeschmähten, in der Grundidee genialen Steuerzentralismus fallen lassen, ohne an seine Stelle eine wohldurchdachte Trennung der Gewalten, etwa in der Art von Miquels Steuerreform, vorzunehmen. Wie leichtfertig und improvisiert das alles ist, sieht man aus dem Schicksal der geplanten Mietzinssteuer — mit 2½ Milliarden die ertragreichste Steuer, die überhaupt zur Verfügung steht. Zu Anfang will sie selbstverständlich das Reich haben. Darauf rebellieren die Länder, und prompt wird sie den Ländern versprochen. Es ist doch ein unmöglicher Zustand, daß drei verschiedene Steuerinstanzen wahllos an demselben Steuerobjekt und Steuersubjekt herumzerren. Darauf läuft aber die jetzige „Reform" hinaus. Vor lauter föderalistischen Konzessionen, oder vornehm ausgedrückt: um den Ländern und Gemeinden die nötige Steuerautonomie wiederzugeben, deren sie zur Hebung des Verantwortungsgefühls bedürfen, wird man es dahin bringen, daß das Reich den Ländern und die Länder den Gemeinden und die Gemeinden wieder dem Reiche die Beute abspenstig machen und schließlich keiner satt wird.

Die Steuern der nächsten Zeit werden — darüber muß man sich klar sein — rigoros, roh und unsozial sein müssen. Es werden ein paar große, wirklich einträgliche Steuern gebraucht. Mit Kinkerlitzchen, bei denen der Einziehungsapparat die Hälfte verschlingt, wird man sich nicht abgeben dürfen. Solch eine große Steuer für das Reich ist und bleibt die Lohnsteuer. Die jetzige Form der Individualabzüge von je 10 Prozent mit komplizierten Freigrenzen, Frauen- und Kinderabzügen belastet die Privatwirtschaft mit gewaltiger Rechenarbeit, ohne dem Fiskus etwas einzubringen. Will man aus sozialen Gründen die Verheirateten und die Kinderreichen bevorzugen, so bringe man ins Arbeitsrecht einen entsprechenden Passus hinein, der bei allen Tarifverträgen zwingendes Recht sei. Aber die differenzierten Abzüge sind ein kostspieliger Unsinn. Zur Vereinfachung ist die Lohnsteuer in eine Betriebssteuer umzuwandeln. Von dem gesamten Lohnfonds eines Betriebes sind dann künftig 10 Prozent zu zahlen, während die Arbeiter und Angestellten — wenn man es so nennen will — steuerfrei bleiben. Ganz unnötig ist der Lohnabzug der Beamten. Den ganzen behördlichen Apparat, der nichts tut, als das Geld aus der einen Tasche des Staates in die andre zu befördern, kann man sich schenken. Den Luxus pädagogischer Steuern zur Hebung des Staatsbürgerpflichtbewußtseins dürfen wir uns vorläufig nicht erlauben.

Einer grundlegenden Umwandlung muß auch die Einkommensteuer der selbständigen Berufe unterzogen werden. In einem Land, wo

die Steuermoral so tief gesunken ist wie in Deutschland, ist die auf Selbsteinschätzung beruhende individuelle Einkommensteuer untauglich. Zwangsveranlagungen sind aber bei Personalsteuern immer von Uebel. Man wird also statt der Anlehnung der Steuern an die Steuersubjekte wieder zur unmittelbaren Besteuerung der Steuerobjekte übergehen müssen. Der geeignetste Weg hierzu ist das System der Ertragsteuern, wie es bis kurz vor dem Kriege in Süddeutschland bestand, also eine gesonderte Grundsteuer, Gebäudesteuer, Gewerbesteuer und Kapitalrentensteuer sowie eine Arbeitsertragsteuer der freien Berufe.

Nicht verzichtet kann auch, soviel sich vom sozialen Standpunkt dagegen einwenden läßt, vorläufig auf eine Umsatzsteuer von wenigstens drei Prozent werden, zumal ja jetzt die Kohlensteuer beseitigt ist, die in ihren Wirkungen einer Umsatzsteuer sehr ähnlich war. Eine verhältnismäßig hohe Umsatzsteuer ist aber auch notwendig als Gegengewicht gegen die unbillig hohe Betriebssteuer (Lohnpauschalsteuer) der arbeiterreichen Betriebe.

Viel höhere Sätze müssen selbstverständlich bei der Vermögenssteuer angewandt werden, wenn man auch die Erfassung der Vermögen im wesentlichen der Bestreitung der künftigen Reparationslasten vorbehalten will. Eine Besteuerung der Vermögen von 1—5 Prozent ist aber auch dann noch durchaus erträglich — wenn der berühmte „Eingriff in die Substanz" mehr als eine Phrase sein soll. Mit ganz andern Sätzen wird man auch bei der Erbschaftssteuer vorgehen müssen, und zwar nützen dem Fiskus die hohen Renommiersätze bei entfernten Verwandten gar nichts, sondern einträglich ist nur die Besteuerung der nächsten Angehörigen, der Ehegatten und der Kinder. Eine Besteuerung von 10—30 Prozent bei Verwandten ersten Grades wird weder den Spartrieb noch den Erbschlich töten.

Wie weit nachträgliche Inflationsgewinnsteuern unter rein steuerlichen Gesichtspunkten zu empfehlen sind, ist eine heikle Frage. Große Summen verspreche ich mir nicht davon, mit Ausnahme vielleicht einer Obligationensteuer, bei der aber, wenn man sie schon macht, der in Aussicht genommene Satz von 10 Prozent ganz unzureichend ist. Ein Haupt- und Kapitalstück der Steuerreform muß natürlich eine Besteuerung der wiederaufgewerteten städtischen Grundstückserträge sein, und zwar erscheint hier die geplante 50prozentige Mietzinssteuer wegen ihres einfachen Verfahrens als der beste Weg.

Die Verbrauchssteuern und Zölle würden, in Gold erhoben, etwa nach den Vorkriegssätzen einen ausreichenden Betrag ergeben.

Was die Verteilung der Steuereinkunft auf die drei Anwärter: das Reich, die Länder und die Gemeinden betrifft, so scheint mir das Erstrebenswerteste noch immer die straffe Zentralisierung nach dem Vorbild von Erzbergers Reform zu sein. Statt der schematischen Drittelung, wie Erzberger sie bei den direkten Steuern vornahm, wird man allerdings einen sorgfältiger aufkalkulierten Verteilungsschlüssel wählen müssen. Haben die einzelnen Länder und Gemeinden einmal besondere Ausgaben, so mögen sie auf dem Wege der Umlage eine Zusatzsteuer zur Vermögens-, eventuell auch zu den Ertagssteuern erheben.

Eine Steuerreform dieser Art würde reichlich ergeben, was zur Bestreitung der öffentlichen Lasten in Deutschland gebraucht wird.

Daß man mit den zahmen Methoden des Steuerreformators Luther nicht vorwärts kommt, wird das deutsche Volk wahrscheinlich in wenigen Monaten mit Schrecken erfahren. Denn die Sünden der Steuerscheu bleiben nicht ungerochen. An eurer Währung sollt Ihr sie erkennen!

Die Götter vor Gericht von Hans von Zwehl

Im Thronsaal des Himmels, dem Allerheiligsten der Welt, war das gewaltige Tribunal aufgeschlagen, vor dem die falschen Götter der Erde gerichtet werden sollten. Einige Engel mit flammenden Himmelsschwertern, den verschärften demokratischen Belagerungszustand in den Mienen, bewachten die Eingänge des erhabenen Orts. Noch war die gewaltige, die höchste Instanz nicht beisammen. Nur einige Berichterstatter, die bereits als Lokalredakteure bei der Abfassung des Pentateuchs verwendet worden waren, saßen herum und erzählten sich die seit der Erschaffung der Welt gesammelten Anekdoten. Die Verteidiger zeigten lauter forensisch bekannte Gesichter, in denen sie sich kratzten. Die Gerichtsdiener verzehrten ihr Frühstück, das sie in die Originalsatzungen des Genfer Völkerbundsrats eingepackt hatten, und verglichen die neusten Gehälter der irdischen Kollegen mit den Errungenschaften ihrer verklärten Tarifbewegung. Der Staatsanwalt sah finster und stumm drein; er hatte etwas von der strengen Würde des weisen Patriarchen Lenin.

Plötzlich leuchteten die göttlichen Urfeuer auf, und in einer Wolke von jenseitigem Parfum, die typischen Formen der Materie in den Händen, die Kategorien der reinen Vernunft auf dem Haupt, trat der intregale Herr des Weltalls ein. Sogleich begann er zu verkünden, daß er, frei vom Gesetz der Kausalität, an sechs unendlichen Tagen der Realität geschaffen und am siebenten geruhet habe. Aber nun sei der achte Tag der Schöpfung gekommen, und er mache sich wieder an die Arbeit.

Darauf wurden die angeklagten bösen Götter aufgerufen.

Gleich der erste war Buddha. Ihm wurde zur Last gelegt, daß er die weißen Völker nicht zu seiner Lehre bekehrt und andrerseits die Verleihung des Nobelpreises an Rabindranath Tagore nicht verhindert habe. Auch wurde er für die Dressur der Elefanten verantwortlich gemacht. Das Urteil lautete auf böswillige Verbannung nach Darmstadt.

Der zweite Fall betraf den mehrfach vorbestraften, in voller Rüstung erschienenen Kriegsgott Ares. Der Angeklagte wurde in eine Irrenanstalt abgeführt.

In der Strafsache des heiligen Gottes Gambrinus wegen Verrichtung der Notdurft erklärte sich das Gericht für unzuständig und überwies den Fall an die bayrischen Volksgerichte. Der Angeklagte wurde gegen Verpfändung eines großen preußischen Ehrenworts nach dem südlichen Kriegsschauplatz entlassen.

Zarathustra, Gott der Heroenzeit, erhielt trotz populärer Verteidigung angesehener Hofprediger eine halbe Aeone Jahre Rheumatismus zudiktiert, weil er den Uebermenschen in einer Zeit verkündet hatte, wo er ihn noch gar nicht in seiner vollen

Schönheit kennen konnte, nämlich bereits vor dem Kriege. Der Angeklagte war geständig.

Vitzliputzli, Gott der Mexikaner, dessen Einwohnerschaft so abgebrüht war, daß sie den täglichen Putsch schon gar nicht mehr notieren wollte, wurde abberufen und zwecks Anwendung des Gesetzes zum Schutze der Republik als Demobilmachungskommissar auf einen undeutlich sichtbaren Stern zweiter Ordnung gesetzt.

Darauf hatte sich Mammon, der Gott der kompakten Majoritäten, wegen unbefugter Ausübung öffentlicher Aemter (§ 132 St.G.B.) zu verantworten. Der Gott wurde, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu einer in sein Kontor schlagenden Geldstrafe verurteilt, die er jedoch sofort durch weitere Verwässerung von Aktien an der Berliner Börse kompensierte.

Ernster lag der Fall des mit großer Sensation erwarteten Gewohnheitsverbrechers Zeus. Diesem Scheusal in Göttergestalt wurde ein freventlicher Raub, begangen an der klassisch reinen Jungfrau Europa, zur Last gelegt. Er wurde durch einen lückenlosen, wesentlich auf das Material Oswald Spenglers gestützten Indizienbeweis überführt. Der Wüstling, der die Tat in der Gestalt eines Stieres begangen hatte, wurde zu Corned Beef zerhackt und in dieser Panamerikanisierung dem Zeitalter der Humanität wieder zugeführt.

Der letzte Verhandlungsgegenstand lag etwas kompliziert Er betraf den Rabenvater Wotan. Dieser germanische Hausgott wurde beschuldigt, schon zur Zeit der Völkerwanderung den römischen Statuen die Köpfe abgeschlagen und diese Uebung bis zum heutigen Tage fortgesetzt zu haben. Viele Illustrationen aus der ältern und neuern Geschichte wurden zum Beweis dieser Sachbeschädigungen vorgelegt. Vergebens versuchte der Angeklagte, sich durch die Versicherung seiner christlichen Gesinnung reinzuwaschen, und auch seine Versicherung, daß er nach einer Erklärung vom Balkon des Homburger Schlosses mit dem deutschen Volke noch ganz besondere Dinge vorgehabt habe, begegnete keinen Sympathien. Hingegen gelang dem Verteidiger des Gottes, dem gewandten und mit Engelszungen redenden sphärischen Syndikus Stresemann, die Anberaumung eines Ortstermins in der Heimat Walhall durchzusetzen. Dabei ergab sich, daß diese hoch oben im magischen Nordland an der Grenze der Zivilisation gelagert ist. Bei der Besichtigung fand man gewissermaßen den Schlüssel zur Lage. Es wurde nämlich ermittelt, daß dort oben durch den Zusammenprall eiskalter und ganz heißer Meeresströmungen die Voraussetzungen der mitteleuropäischen Temperatur entstehen. Diese geographische Tatsache bringt in weiterm Verlauf des Prozesses jene gemäßigte Zone hervor, die wir unter dem Namen des Lauwarmen oder der Mittelmäßigkeit oder auch der Koalitionspolitik Alle kennen Und das erschien so einleuchtend, daß der unerforschliche Ratschluß aller Beisitzer dem schon in der Demission begriffenen Geist unsrer Vorfahren sofort die Zustimmung zu einem unbefristeten Ermächtigungsgesetz erteilte.

Darauf wurde die Sitzung geschlossen.

Bemerkungen

Die Internationale Arbeiterhilfe

Bei der großen Zahl von Hilfs- und Wohltätigkeitsaktionen, die jetzt in allen Ländern für die Hungernden Deutschlands unternommen werden, bedarf es einer gewissen Rechtfertigung, wenn hier einer dieser Aktionen besonders Erwähnung getan wird. Die Aktion der Internationalen Arbeiterhilfe verdient deshalb Beachtung, weil sie sich von den verschiedenen humanitären Unternehmungen in einem wesentlichen Punkte unterscheidet: sie stellt den Gedanken der praktischen internationalen proletarischen Solidarität in den Vordergrund — die Arbeiter sollen den Arbeitern helfen. Die Propaganda in den verschiedenen Ländern durch die einzelnen Landeskomitees der Internationalen Arbeiterhilfe wird daher auch so geführt, daß der Klassencharakter dieser Hilfsaktion, ihr Gegensatz zu den Sammlungen der bürgerlichen Wohltätigkeit den Massen scharf vor die Augen tritt, damit sie erkennen, daß es nicht Almosen sind, die sie empfangen, sondern Bruderhilfe, auf die sie als Kampfgenossen derselben Armee Anspruch haben, und der sie sich durch die Tat, durch ihr ferneres Wirken im Interesse der gemeinsamen Sache würdig erweisen müssen.

Im Jahre 1921 von Willi Münzenberg begründet, um die große Hilfsaktion zugunsten der hungernden russischen Arbeiter und Bauern auf breiter Basis zu organisieren, hat die Internationale Arbeiterhilfe seither tiefe Wurzeln im Bewußtsein der organisierten Arbeiter geschlagen. Das beweisen die Ergebnisse der Hilfsaktion für die Hungernden Deutschlands, die erst vor paar Wochen eingeleitet wurde und schon so reiche Erfolge aufweisen kann, daß sie auch dem Umfang nach die bedeutendste Wohlfahrtsunternehmung auf diesem Gebiet ist.

Das deutsche Komitee der Internationalen Arbeiterhilfe, an dessen Spitze die sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Mathilde Wurm steht, und dem unter Andern die Malerin Käthe Kollwitz und die Schriftsteller Alfons Paquet und Arthur Holitscher angehören, hat in der kurzen Zeit seines Bestehens in Berlin allein 39 Küchen eröffnet, die täglich 7500 Bedürftige speisen. Zum großen Teil sind es Arbeitslose, werdende Mütter, Kriegsinvaliden, die Aermsten der Armen, die hier kostenlos ein wirklich schmackhaftes und kräftiges Mittagessen erhalten. In einer Schule des Nordens werden nur Kinder gespeist. Dabei ist die Einteilung getroffen worden, daß womöglich die einzelnen Küchen unter das Protektorat eines bestimmten Landeskomitees gestellt werden, das die Sorge für die Aufrechterhaltung des Betriebs übernimmt. So haben die holländischen Arbeiter ein Speisehaus in Neukölln eingerichtet, wo täglich 800 Bedürftige unentgeltlich ein warmes Mittagessen erhalten; eine Küche im Westen ist von den Arbeitern der Tschechoslowakei in Betrieb gesetzt; verschiedene berliner Großbetriebe haben gleichfalls die Mittel für eine eigne Küche aufgebracht; in Thüringen, Sachsen, in den verschiedenen größern Städten Preußens sollen jetzt auch Küchen eröffnet werden. Die Mittel zu dieser großzügigen Aktion werden durch Sammlungen aufgebracht, die bisher in Amerika und Rußland den größten Ertrag abwarfen. Aus Rußland wurden neuerdings 100 000 Pud Getreide angewiesen; insgesamt waren bis Ende November 200 000 Dollar an Spenden eingegangen. Die Landarbeiter von Komorn und Umgebung in der Tschechoslowakei hatten sich sogar nicht damit begnügt, Geld zu sammeln, sondern hatten beschlossen, den Hungernden Deutschlands einen Teil ihres karg bemessenen Anteils am Ernteertrag zu überlassen. Wei-

zen und Mehl, Bohnen und Kartoffeln, ja, Männeranzüge und Kinderkleidchen wurden gesammelt, um nach Berlin gesandt zu werden. Worauf die Gendarmerie von Csalo-Aranyos und Nagymegyer die Sammelbogen samt dem gesammelten Geld beschlagnahmte. Ganz wie bei uns.

Parallel mit diesen Sammlungen laufen die Versuche, die Solidarität zwischen den Arbeitern — und zwar vor allem zwischen den deutschen und den französischen Arbeitern — dadurch zu festigen, daß die Internationale Arbeiterhilfe deutsche Arbeiterkinder nach Frankreich schickt, die dort bei Arbeiterfamilien in Pflege gegeben werden, wie übrigens solche Transporte auch schon nach Holland, in die Schweiz, nach Skandinavien abgegangen sind. Ein Brief, den die ‚Humanité' im Zusammenhang mit dieser Aktion veröffentlicht, wirkt wahrhaft wohltuend in der stickigen Atmosphäre des Irrsinns, die jetzt auf uns lastet. Ein Metallarbeiter aus Havre schreibt dem französischen Blatt:

„Meine Frau und ich haben in der ‚Humanité' einen Artikel über das Elend der deutschen Kinder gelesen, der uns so tief gerührt hat, daß wir glücklich sein würden, wenn man uns ein kleines deutsches Mädchen von 6—7 Jahren anvertraute. Ich war 52 Monate als Kriegsgefangener in Deutschland, und da ich ein wenig deutsch verstehe, würde sich das Kind unter uns nicht ganz heimatlos fühlen. Ich habe zwei Kinder in ungefähr gleichem Alter, die ungeduldig den Tag erwarten, wo sie mit einem armen deutschen Kind ihr Essen und ihr Spielzeug teilen können. Wir werden uns Alle gemeinsam photographieren lassen, damit eine Familie in Deutschland erkennt, daß in Frankreich Menschen sind, die an ihre Leiden denken, und die nur den einen Wunsch haben, sie so weit zu beseitigen, wie ihnen irgend möglich ist."

L. Lania

Zu diesem Advent

Was soll ich bloß tun, um vier hungrige Schnäbel satt zu bekommen...
Frau Hermann Essig in einem Briefe

Ein menschlicher deutscher Dichter teilte kürzlich mit, daß die Kinder Hermann Essigs (der zweimal den Kleist-Preis bekam) hungern — „und keine Zeitung wird neben Goethe oder Genf Platz für den Hilferuf der Mutter haben . . . " Das ist nichts Neues. Auch in den Briefen Sankt Peter Hilles an Else Lasker-Schüler steht Aehnliches zwischen den Zeilen zu lesen: „Du bekommst für jedes Gedicht von jedem Vortrag 50 Pfennige; 5 Gedichte sind 2 Mark 50. Komme ich, wie anzunehmen, diesen Winter geldlich in die Reihe, kann ich Dir Vorschuß geben."

Heute kommt mir ein schmales Bändchen zu Gesicht: siebzig Schmoll- und Liebesbriefe Paul Scheerbarts an seine Frau (in A. R. Meyers Verlag, Wilmersdorf, seinerzeit unter dem Titel ‚Von Zimmer zu Zimmer' erschienen). Auf Seite 16, nach dem letzten „Ich komme gleich wieder" des Dichters steht fremdartig, ergreifend und hart zu lesen: Anna Scheerbart. Mit dem Kopierstift hingekritzelt.

Die fragmentarischen Briefe und Zettelchen sind sehr herzlich, lachen und weinen, in einem fort das alte Thema variierend: „Willst Du nicht lieber wieder mit mir gut Freund sein? Es ist doch besser so." Und sind im übrigen so sehr persönlich, daß wir jenem Kameraden recht geben müssen, der von ihnen sagte: man schäme sich eigentlich ein bißchen, so in fremde Herzen hineinzugucken. Aber ein Vorwort des Herausgebers läßt aufmerken: irdische Not bedrängt, heute mehr denn je, die hinterbliebene Frau auch dieses Dichters. Als er noch lebte, schafften sie mit einander das Wenige, dessen sie bedurften. Und die allmächtige Liebe verwandelte Alles, sie machte das Häßliche schön und das Schlimme gut: „Es wird schon Alles besser

werden. Jetzt nicht verzagen, sonst bin ich ernstlich böse."

Warum das Alles? Weniger, um Hilfe zu fordern — vielleicht suchte man schon zu helfen, und wo heute geholfen wird, bricht vielleicht morgen schon eine neue Wunde auf. Also weniger deshalb, sondern nur, daß wir es nicht vergessen und gelegentlich dran denken: Deutsche Dichter hungern, mit ihren Familien. Und die Blätter schreiben, weshalb Frankreich uns haßt, schwafeln von der Frankfurter Messe und der Theosophie . . .

Fiete Fischer

Diplomatenball und Presseempfang

Der Wiener Kongreß tanzte, aber kam nicht vorwärts. Die Konferenz-Diplomaten von heute kommen gleichfalls nicht vorwärts — deshalb tanzen sie.

Das 18. Jahrhundert tanzte, weil es tanzen wollte. Aus Freude an der Form, an der gebändigten Bewegung, an Glanz und Distinguiertheit. Es bedurfte keiner Vorwände. Rokoko und Feste feiern: das sind Synonyma.

Das 19. Jahrhundert der Massen erfand die Wohltätigkeitsfeste. Man tanzt, weil man tanzen will. Aber man schämt sich dieses Wollens. Man tanzt aus Freude am Eros, am Rhythmus, an Pracht und Gehobenheit. Aber man braucht einen Anlaß. Das arbeitgewohnte Bürgertum findet nicht den leichten Sinn zum selbstverständlichen Feiern.

Heute stecken die Meisten noch tief im 19. Jahrhundert. Der Rest 18. Jahrhunderts, der sich in den Hauptstädten lebendig hält, das „Corps diplomatique" in der Sprache des Rokoko geheißen, hat grade noch bis 1840 gelernt. Kommt diese Welt in Berührung mit der von heute und gar von morgen, so gibt es Inkonsequenzen, lächerliche mitunter und manchmal peinliche.

Das ist die Erklärung und Entschuldigung für Vorgeschichte, Verlauf und Nachspiel des Wohltätigkeitsballes, den das in Berlin akkreditierte Diplomatische Corps am zweiten Dezember-Samstag 1923 im Hotel Adlon gab, zu Gunsten der hungernden Kinder Deutschlands.

Deutschland ist ein verschämter Armer, und das Ausland hält es vielfach für einen reichen Bettler. Die deutsche Not ist endemisch. Sie haust überall, im ganzen Reich, und ist doch schwer zu sehen. In Rußland war die Not epidemisch: stoßweise, heftig, in Bezirken des Grauens zusammengeballt, daß sie ans trägste Herz griff. Kaum kann man verstehen, daß sich für uns so viele Hände auf dem weiten Erdenrund regen. Der verschämte Arme, solcher Lage unkundig, weiß nicht, wie sich benehmen. Er taumelt von bitterm Stolz zu froher Dankbarkeit, von warmer Erkenntlichkeit zu winselnder Demut. Den Ton zu treffen, ist nicht leicht.

Die Diplomaten „manageten" ihr Fest mit der Finesse ihres Gewerbes. Den Ausschuß bildeten die Damen der Legationen, sodaß die unverheirateten Chefs der französischen und der belgischen Mission zwanglos ausgeschaltet waren. Tout Berlin war da, von Grafen und Fürsten wimmelte es nur so, und Mancher hätte mehr Rückgrat und mehr Brustumfang brauchen können, um all den Ordens-Tand würdig zu plazieren, den er sich umgetan. Als der offizielle Teil vorbei war und die „Fidelitas" begann, erschienen sacht die Franzosen und Belgier, die gewiß als Menschen den deutschen Kindern auch nichts Schlechtes wünschen. Das setzte manchen Holzbock in Brand. Die Blätter der Rechten vermochten nur mit dem Tremolo der Entrüstung von dem Ball zu berichten, und die Hand, die das gespendete Geld für die Wohlfahrtskasse des Vereins in Empfang nimmt, ist sicherlich in Gefahr, Münzen zu verschütten, so wird sie zittern. Der Reichsaußenminister war krank. Sonst würde er, so versichert er,

dem Fest pflichtgemäß beigewohnt haben. Und der bockenden Presse hat er eine Brandrede als Standpunkt gehalten.

Takt ist ja stets bei Wenigen nur gewesen. Immerhin ist bei Diplomaten der Prozentsatz höher als bei Journalisten.

•

Am dritten Dezember-Freitag 1923 hat der Reichsverband der Deutschen Presse — so nennt sich, etwas großspurig-anspruchsvoll, die Gewerkschaft deutscher Journalisten — die Oeffentlichkeit aufgerufen, den Redakteurstand als notleidend zu betrachten. Den Beweis blieb er schuldig. (In Klammern gesagt: es gibt hungernde Redakteure, vor allem in der Provinz, und es gibt eine Standesnot: Stellenlosigkeit; aber man darf bei einem Appell an die Oeffentlichkeit das Beweismaterial nicht vergessen!) Dafür ließ man sich, im Landtag, und, weils so gut ging, zwei Tage später im Reichstag, beweihräuchern: idealistisch und fleckenlos bis zum tz. Und damit nicht genug: nach gutem, altem Rezept aus der Doorner Schloßapothese schmähte man das Ausland, das hilfsbereite — dort sei Korruption.

Ja, ja, den deutschen Redakteur macht uns in der Welt so leicht Niemand nach!

Conrad Munk

Die Straße

Das Zimmer ist von der Straße verdrängt worden. In Zeiten des Uebergangs liegt jedes Leben fast bloß, weil es sich nicht mehr im Stillen formen kann. Und so wird die Straße die Lockung und Sehnsucht des Tages. Aus tausend Kanälen schwillt ihr das Leben zu und wird von ihr aufgesaugt, wie Laubmüll von der feuchten Herbsterde.

Dies Thema in einen Film hineinzukomponieren, ohne der Kolportage zu verfallen, ist Karl Grune gelungen. Er schlägt in zwei, drei untergründig von Ruhe berstenden Szenen das Motiv an und entfaltet es Bild für Bild zu immer stärkerm Leuchten, bis organisch, aus der Friktion von Spießbürgerheld und Atmosphäre die Funken einer Handlung sich entzünden, die dann in breitem, elementarem Tempo das negative Gefühl in positives, sichtbares Schicksal fixiert.

In diesem Film, worin ein ausgebrochener Philister durch die Hölle einer von Trieben, Lächerlichkeiten und Verdammnis dampfenden Mordnacht gehetzt wird, bis sich im Morgengrau kühl die Welt der Lockung hinter ihm zerlöst — in diesem Film ist eine Durchdringung des Geschehens erreicht wie kaum bisher im deutschen Film. Aeußere und innere Zwangsläufigkeit der Szenen- und Gestenfolge fesseln Auge und Herz bis zur Atemlosigkeit. Nicht irgendein klug erfundenes Begebnis wird hier angeschaut, sondern der Komplex des überpersönlichen Seins der Straße wird in der Vielfalt seiner Beziehungen zu Mensch und Ding durchscheinend. Zum Wesen des Films hin ist diese Leistung voll erfühlter Musik des Bösen ein großer Schritt.

Zu dessen Erfolg Eugen Klöpfer in einer seltsam erschütternden Aufgerührtheit und Anton Edthofers aalglatter, tückischer Glücksritter deshalb besonders verhalfen, weil in ihnen sichtbar wurde, was sonst Wort oder Klang vorbehalten blieb: seelische Atmosphäre. Damit ist aber erst die Internationalität eines Films möglich geworden. Nicht mit Historie, Prunk oder Star-Equilibristik. Hier geht ein Weg zum Ziel, ein Weg, der für den Sehenden gar nicht so weit, wie es scheinen mag, von dem des ‚Kid‘ abliegt.

Manfred Georg

Legende

Zu Bethlehem in einem Stalle wachte
Sankt Joseph bei Maria und dem Kind.
Das Öchslein muhte, und das Eslein lachte.
Im Dachstuhl sang der Wind.

Maria aber, welche auserkoren,
Sprach in der Dunkelheit:
„Ich habe einen Sohn geboren,
Mein ist das Leid.“

Ossip Kalenter

Antworten

Leipziger Student. In Nummer 49 hat Alfons Steiniger für eine Hochschulreform gesprochen und drei Forderungen erhoben: Mehr Arbeit; Einteilung in Trimester; Abschaffung der Korporationen. Sie äußern zu diesen drei Forderungen: „1. Einen großen Teil der Studentenschaft bildet auch heute noch jener strebsame Typ, dem mehr Arbeit deshalb nicht empfohlen zu werden braucht, weil er seine ganze Jugend hinter Büchern verbracht hat und möglichst schnell zu Amt und Brot gelangen will. Und bei dem Gegentyp: den geistig temperamentvollen, intuitiven und vielseitig weltgewandten Studenten wird der Erfolg des Studiums erst recht nicht durch Häufung der Kolleg- und Seminarstunden vermehrt. 2. Die Einteilung des Jahres in Trimester wird an den Dozenten der medizinischen Fakultät scheitern, die ja nicht allein Theoretiker, sondern meistens auch Praktiker sind und schon bei der Einteilung in Semester Mühe genug haben, die beiden Arten ihrer Obliegenheiten zu vereinen. 3. Das Korporationswesen? Es gibt eigentlich nur noch die Reste jener alten Zweckgemeinschaft, die auf gegenseitiger Protektion und der Anknüpfung nützlicher Beziehungen beruhte, und die Begierde der Sprößlinge neu emporgekommener Familien, sich ein Stück fehlende Geschichte ins Gesicht zu pauken. Aber wartet nur: balde wird auch dies Unwesen ein Opfer der unabwendbaren Entwicklung zum Werkstudententum werden." Balde? Ich fürchte, daß wir ziemlich lange werden warten müssen. Und glaube, daß nichts unterlassen werden sollte, die Entwicklung, eben weil sie unabwendbar ist, mit allen Kräften vorwärtszustoßen.

Monarchist. Man vergleiche die landläufigen Bilder, gemalte und geschriebene, aus dem kaiserlichen Familienleben etwa mit dem hier: „In der letzten Woche verbrachten wir im Neuen Palais einige Abende ganz ohne Gäste im engsten Kreise. Vor einigen Tagen hatte der Kaiser den ganzen Abend für sich allein gelesen und fragte dann plötzlich die Kaiserin: ‚Willst du eigentlich hier übernachten?' Die Kaiserin entgegnete: ‚Nein, Wilhelm, aber ich wollte dich nicht stören, da du doch den ganzen Abend so beschäftigt bist mit Lesen.' Hierauf der Kaiser: ‚Na, was soll ich denn sonst machen, wenn es so unglaublich langweilig hier ist.'" Das steht in den Aufzeichnungen des Grafen Zedlitz-Trützschler über seine ‚Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof'. Die sind zwar, wie Ihnen zuzugeben ist, erschütternd, weil nie zuvor so eindringlich zu erfahren war, was für gewissenlose Speichellecker Wilhelm den Zweiten immer umgeben haben. Aber man müßte selbst von allen kleinen menschlichen Regungen frei sein, um nicht an manchen dieser Indiskretionen sein stilles Vergnügen zu haben.

Verteidiger der Presse. Höchst lustig, wie so ziemlich alle großen deutschen Zeitungen sich über die „Enthüllungen' der ‚Humanité' aufregen, wonach so ziemlich alle großen pariser Zeitungen sich seinerzeit um die Anleihe des Bundesgenossen Rußland verdient gemacht und dementsprechend an ihr verdient haben. Jetzt kommt sogar zutage, daß die ‚Generaldirektion für die Russische Anleihe' 100 — schreibe: hundert — Abonnements auf den ‚Gaulois' gezeichnet hat. (Karl, halt dir senkrecht! — mir könnte man nicht unter tausend koofen.) Aber davon wird leider nicht geredet, daß wenige große deutsche Zeitungen einer Firma, die für die Gewährung eines ganzseitigen Inserats ein drei Spalten langes Feuilleton zur Anpreisung des Inseratenobjekts verlangt, einen Korb geben, und daß die Schwerindustrie, die Deutschland zugrunde richtet, allmählich die „Ueberzeugung" so vieler großer deutscher Zeitungen erworben hat, wie ihr für ihre Interessen nötig erschien.

Nationalistischer Vogel Strauß. Den Brief aus Mainz, den ich in Nummer 50 abgedruckt habe — solche Briefe dürfe man jetzt nicht zur Kenntnis der Oeffentlichkeit bringen? Ja, wenn im Interesse Deutschlands läge, daß seine Bevölkerung weiter so dumm gemacht wird wie während des Kriegs und während des Ruhrkriegs. Oder wenn er gefährliche Staatsgeheimnisse ausschwätzte. Aber was da ein kleiner Beamter an mich schreibt, das sagt ein höherer Beamter, der Stellvertretende Oberbürgemeister von Trier, seelenruhig seinen Mitbürgern. Nämlich, laut der Duisburger Volkszeitung: „Ich stehe, wie ich in aller Ehrlichkeit und Offenheit erkläre, auf dem Standpunkt, daß eine Rettung Deutschlands und der Rheinlande ohne Aenderung der jetzigen staatsrechtlichen Beziehungen der Rheinlande zu Preußen und damit auch zu Deutschland nicht möglich ist, daß es aber möglich ist, diese Aenderung ohne jede revolutionäre Bewegung, die ich absolut ablehnen würde, nur durch den Willen der Bevölkerung und des von ihr an Preußen und Deutschland zu stellenden Verlangens herbeizuführen. Ich lehne es ab, mich in meiner öffentlichen Stellungnahme beeinflussen oder von der Regierung oder dem Provinziallandtag bevormunden zu lassen. Ich bringe und brachte es nie fertig, nach Berlin mit derselben gläubigen Andacht hinzuschauen wie der Mohammedaner nach Mekka. Die berliner Regierung hat in den letzten Jahren in ihrer Politik so oft danebengegriffen, daß das frühere subalterne Vertrauen der deutschen Bevölkerung zu ihrer Unfehlbarkeit erheblich erschüttert ist. Unter allen deutschen Stämmen haben die Rheinländer vielleicht den allerfreiheitlichsten Sinn, und sie werden sich diesen auf die Dauer von keiner Seite rauben oder knebeln lassen. Ich bin deutsch und will deutsch bleiben, aber für mich ist deutsch sein mehr als ein geographischer Begriff. Deutsch sein bedeutet nicht allein: in Deutschlands Grenzen wohnen. Es gibt zahllose Deutsche, die dies nicht tun, aber bessere Deutsche sind als die in Deutschland wohnenden Auch-Deutschen, die während des Krieges, nach dem Kriege und auch jetzt noch Deutschland als Ausbeutungsobjekt ihres Geldhungers betrachten.“ Landesverräter? Den Zeitungsbericht beendet der Satz: „Auf Antrag des Vertreters der... ...partei wurde auch nach dieser Rede Herrn Dr. Stöck das Vertrauen ausgesprochen.“ Welcher Partei? Der Deutschen Volkspartei.

Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘

Amerika, China, Japan	1 Dollar	Jugoslawien	100 Dinar
Belgien	25 Francs	Oesterreich	70000 Kronen
Bulgarien	60 Leva	Rumänien	200 Lei
England	5 Schilling	Schweiz	5 Franken
Frankreich und Polen	20 Francs	Spanien	6 Pesetas
Holland	2½ Gulden	Skandinavien	5 Kronen
Italien	30 Lire	Tschechoslowakei	35 Kronen

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Verrechnungsscheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.

Ruhrkrieg und Pfalz von Wilhelm Michel

I.

Es war vor einem Jahr, als ich zum vorletzten Mal über den Rhein fuhr, in meine pfälzische Heimat. Vor zwei Wochen habe ich den Fluß nun wieder überschritten, aber zu Fuß, das Köfferchen in der rechten, den Paß in der linken Hand, in der Tasche ein schmales Sümmchen Francs für die Bahnfahrt von Ludwigshafen nach dem engen Waldtal, wo mein Vaterhaus steht. Ein französischer Lokomotivführer fährt den Zug, französische Schaffner, neben einigen deutschen, üben die Kontrolle. Auf den Bahnhöfen, die wir passieren, sind die roten Mützen sehr selten geworden; das Käppi herrscht vor. Eine ganze Reihe Bahnwärterhäuschen an den Uebergängen stehen verlassen, die Fenster herausgebrochen, die Türen der Winterkälte offen, das Mobiliar ausgeräumt. Aufenthalt in Neustadt. Wie ich meinen Koffer beim französischen Portier wieder abholen will, bekomme ich die Angst Frankreichs um die Verwässerung seiner Münze zu spüren. Denn ich habe kein Kleingeld, und Niemand kann oder will mir einen Zwanzig-Francs-Schein wechseln. Ich versäume fast meinen Zug, schließlich händigt mir ein barmherziger Reisender ein greuliches Gemisch von Francs und Regiegeld ein, Zeug aus zerlumptem Papier, Nickel, Messing, und mit genauer Not erklimme ich im Abfahren noch den Wagen. Ich erfahre: peinliche Kleingeldnot in der ganzen Pfalz, weil Frankreich seine Scheidemünze ängstlich zurückhält; darüber hinaus, in größern Verhältnissen, drückende Kreditnot, da auf keinerlei Werte Francskredite zu bekommen sind; daher eine tödliche Stockung in allem Handel und Wandel.

Am neustadter Rathaus sehe ich im Vorbeigehen die grün-weiß-rote Fahne; drinnen sitzen Separatisten, aber sie üben, wie ich höre keinerlei Funktionen aus, sie lassen die Verwaltung ruhig weiterlaufen. Einer der wenigen Punkte, über die in der ganzen Pfalz Einigkeit herrscht, ist die überall mit ruhiger Kälte konstatierte Tatsache, daß die Separatisten Lumpengesindel sind. Die Belege liegen zu Dutzenden vor; Jeder kennt einen oder den andern von ihnen und weiß, daß er ein verdächtiges Subjekt ist.

Im Eisenbahnwagen fällt das Fehlen der sonst so lauten pfälzischen Unterhaltung auf. Jeder äußert sich kurz und hält gleich wieder den Mund. Man kann nie wissen, wer der Andre ist. Man hört viel Französisch. Zweimal binnen einer halben Stunde werden deutsche Reisende aus dem Abteil Dritter Klasse ausgewiesen; sie können sich noch nicht daran gewöhnen, daß die Regieschaffner jetzt einen schärfern Unterschied zwischen den Fahrkarten Dritter und Vierter Klasse machen. Man hört ihre faulen Ausreden, man hört die scharfe, aber maßvolle Zurechtweisung aus dem Mund des französischen Schaffners, und man schämt sich ein bißchen für seine Landsleute.

Der Zug läuft ein. An der Sperre nimmt eine junge hübsche Frau die Fahrkarten entgegen, der französische Bahnhofsvorstand, ihr Mann, fertigt den Zug ab. Es gibt mir einen kleinen Stich. Hier in diesen Tälern konnte man noch vor einigen Monaten kreuz und quer herumlaufen, ohne je einen Franzosen zu sehen. Man war

in diesem Land, von den Städten abgesehen, trotz allem zuhause. Jetzt erst, seit dem glorreichen Ruhrkrieg, ist es ein besetztes, von den Fremden bis in alle Winkel durchdrungenes Land geworden. Am Tunnel beim Bahnhof sehe ich die Marokkanerwache. Auf der Straße kommt in Uniform ein französischer Förster daher. Ich will ein Telegramm aufgeben. Die Post ist nicht mehr wie früher im Bahnhof; der Postbote hat die Agentur in sein Haus übernommen. Ich klopfe an seine Tür. Ein Kinderstimmchen wird drinnen laut; Vater und Mutter sind beim Holzholen, die Post ist daher geschlossen. Ich sehe an diesen wenigen Anzeichen, daß ich umlernen muß. Es ist etwas Behelfsmäßiges in den ganzen Betrieb gekommen; und dazu paßt, daß der Stationsdienst, der früher über ein Dutzend Beamte verfügte, jetzt von dem französischen Bahnhofsvorstand und seiner Frau fast allein versehen wird. Und während ich durch tiefsten Straßenkot meinem Heimathaus zustrebe, suche ich mich zu trösten mit dem Gedanken, daß trotz allem die Wälder noch droben stehen, stark und stolz, die kühlen Waldtäler, die kühnen Felsen und Burgen. Die Straße aber, die ich gehe, hat durch den Ruhrkrieg furchtbar gelitten. Sie war früher eine Lust der Fuhrleute und Radfahrer. Heute, nach monatelanger ununterbrochener Mißhandlung durch Fuhrwerke, Last- und Personenautos ist sie verwahrlost. Die Decke ist zerwühlt, man tritt in Löcher und stolpert über Erhöhungen.

II.

Das Wiedersehen zuhause ist nicht froh. Wäre es nur privates Schicksal, dann brauchte ich es nicht zu erzählen. So aber enthüllt mir das Geschick der nächsten Angehörigen das Geschick einer Gemeinde und eines ganzen zertretenen und zerstörten Landes.

Da ist der Bruder, ein kleiner Holzhändler. Während des Krieges und kurz nachher gab es auch für diese kleinen Leute eine gewisse Gunst der Zeit. Sie mußten verdienen, ob sie wollten oder nicht; die Großen machten die Preise, und so konnten sich auch die Kleinen etwas erholen. Das Häuschen schuldenfrei, im Innern eine aufgebesserte Einrichtung, einige Holzwagen und drei Gäule — das ungefähr war das bescheidene Ergebnis. Damit zugleich hatten etwa ein halb Dutzend ortsansässiger Arbeiter ihr Brot. Heute ist das kleine Vermögen verloren, die Gäule sind verkauft, das Geschäft bis auf den Grund vernichtet, die Existenz einer Familie zerstört. Was noch an Besitz vorliegt, kann weder realisiert noch belastet werden. Zum Holzkauf gehören Francs, und Francs oder Kredit überhaupt sind nicht zu beschaffen. Erst haben die Franzosen die sämtlichen Holzbestände beschlagnahmt. Dann hat die deutsche Regierung jeden Holzkauf von den Franzosen verboten, jede Leistung an sie unmöglich gemacht, damit Handel und Wandel erdrosselt und gelähmt. Es hieß zwar, der Einzelne solle das nicht zu entgelten haben. Aber der Einzelne hat es entgelten müssen; der schauerliche Aderlaß der mit dem Ruhrkrieg einsetzenden Inflation hat das besetzte wie das unbesetze Deutschland schonungslos ausgepreßt, nur hat das besetzte Deutschland zehnmal so schwer gelitten, weil ihm nicht nur die Früchte der Produktion, sondern auch die Produktionsmittel entrissen wurden. Nun sitzen diese armen Menschen da, und ihre Rede, die ich in hundertfachen Variationen gehört habe, lautet: „Wir dachten, unsre Regierung müsse beim Ruhrkrieg bestimmte Ziele, greifbare Garan-

tien für einen Erfolg gehabt haben. Jetzt sehen wir, daß sie ohne jedes Verantwortungsgefühl gehandelt hat, und daß wir von ihr ganz und gar verlassen sind." Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, sich darüber zu täuschen, daß die bittern Erfahrungen des Ruhrkriegs eine tiefgreifende Umwälzung in der ganzen Geisteslage der besetzten Gebiete hervorgebracht haben. Man nimmt diese allgemeinen Gesinnungen ja sehr schnell an. Lege ich sie zugrunde bei der Lektüre der geschwollenen Deklamationen der preußischen und bayrischen Regierung über das Festhalten an den besetzten Gebietsteilen, so ergreift mich ein Ingrimm.

Das ganze Dorf, mit spärlichen Ausnahmen, hängt an der Erwerbslosenfürsorge; auch fast alle frühern „Honoratioren". Sämtliche Ladengeschäfte (es gab ihrer früher fünf oder sechs) sind geschlossen, weil durch die Inflation zerstört. Als „Geld" funktioniert eine elend zusammengewürfelte Makulatur von Papiermark, Francs, Regiefrancs, fremden Währungen, Kreisgeld, Stadtgeld, Eisenbahngeld, Industriegeld (besonders der „Anilindollar" der Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen); es ist ein Spott, diese blutsaugerischen Bilderbogen anzusehen. Keiner hat halbwegs lohnende Arbeit. Der Wald wird ausgestohlen. Anstelle des deutschen Forstpersonals, das mit Spazierengehen beschäftigt ist, soweit es nicht ausgewiesen wurde, versehen französische Förster den Dienst. Das macht, zusammen mit dem französischen Bahnpersonal, ein ganzes Riesennetz von französischen Beamten, das dank dem Ruhrkrieg über das Land ausgespannt werden konnte, ohne daß die geringste Gegenwehr möglich war! Bei den Riesen-Holzversteigerungen, die gegenwärtig von den Franzosen abgehalten werden, handelt es sich um Abholzung ganzer Bezirke. Grade der Waldteil, in dem mein Heimatdorf liegt, wird auf das empfindlichste davon betroffen, aber die deutschen Händler, große wie kleine, stehen mangels ausreichender Zahlungsmittel machtlos daneben und müssen zusehen, wie belgische, französische, holländische Firmen ihnen ihren eignen Wald am Haus vorbeifahren. Ja, sie und viele Holzmacher, Taglöhner, Fuhrleute, müssen froh sein, dabei durch untergeordnete Arbeit einen kleinen Kuliverdienst herausschlagen zu können. Ruhrkrieg! Idiotismus! Statt zu sorgen, daß Land, Verwaltung, Handel und Wandel in deutschen Händen bleiben, hat man fremde Interessen, fremde Beamte, Agenten, Händler gradezu mit Gewalt ins Land hereingezogen und auf Allem, was deutsch ist, mit Füßen herumgetrampelt. Man hat diese Aermsten nicht nur wirtschaftlich vernichtet, sondern auch seelisch gebrochen und um den Glauben an das Deutschtum gebracht. Es ist bezeichnend, daß in der Pfalz bis weit in die Kreise der Deutschen Volkspartei hinein das Unternehmen des kaiserslauterer Sozialisten Johannes Hoffmann wenigstens der Absicht nach vollauf gebilligt wird! Die Pfalz will leben und zwar innerhalb des Reichsverbandes leben und sich für die Zukunft kräftig erhalten. Dazu gehört aber, daß man sich der Uebermacht nicht mit kindischen Mitteln entgegenwirft und so ihre Geschäfte besorge, sondern sich genau so weit mit ihr verständigt, wie die Rücksicht auf das eigene Dasein gebietet. Auch das Saarland arbeitet ausgiebig mit den Franzosen, aber es denkt nicht daran, sein Deutschtum aufzugeben. Grade weil es gedeiht, behält es die moralische Kraft, sich deutsch zu erhalten. Hunger und Elend aber

demoralisieren den Menschen unfehlbar; daran kann kein Phrasengedresch etwas ändern. Der Plan von Johannes Hoffmann berücksichtigt die unumstößliche Tatsache, daß ein Gebiet, das unter dem Druck einer fremden Gewalt steht, nicht von außen her regiert werden kann. Ein solches Gebiet kann nur dann gedeihlich verwaltet werden, wenn seine Verwaltung oder Regierung unter demselben Druck steht wie Diejenigen, die regiert werden. Nur dann wird diese Verwaltung die Notwendigkeiten und Bestimmungsgründe, die für ein solches Gebiet schicksalgebend sind, in der richtigen Weise bewerten und auswirken können. Die politische Seite der Sache mag ihr eignes Gesicht haben. Es mag notwendig sein, ihr in bestimmter Weise Rechnung zu tragen. Aber einerlei, ob es zu einer förmlichen Autonomie des Westlandes kommt oder nicht: eine faktische Autonomie wird sich ganz von selbst einstellen, sie wird vom ganzen besetzten Gebiet heiß ersehnt, denn sie bedeutet die Grundlage eines neuen Lebens, und nur Lebendige können kämpfen, stimmen, Wache halten und fremdes Andrängen bestehen. Durch die schwere Sünde des Ruhrkriegs ist das unbesetzte Deutschland zum Schuldner der besetzten Gebiete geworden. Es muß diese Schuld abtragen, indem es den Unglücklichen, über die die verdammungswürdigste Phrasenpolitik hinweggestampft ist, wie der Elefant von Dschaggernaut, Raum gibt zur Zurückholung ihrer Lebensmöglichkeiten.

III.

Wie sehr der Ruhrkrieg grade in bürgerlichen rechtsstehenden Kreisen abgelehnt wird, ward mir erst aus einer Unterhaltung mit einem Geldmann des Saarlandes klar. Ich schilderte ihm meine Eindrücke über die verheerende Wirkung des Ruhrkrieges in der Pfalz. Er sagte: „Und das Alles haben wir wieder einmal den Sozialdemokraten zu verdanken!“ Ich fragte mit höchstem Staunen, wie er das begründe. Darauf die Antwort: „Wissen Sie denn nicht: Cuno, Helfferich und ihre Kreise waren durchaus bereit, sich mit den Franzosen zu verständigen, soweit das Geschäftsleben es erforderte. Aber die Sozialisten fürchteten für ihre ‚Errungenschaften‘, für die soziale Gesetzgebung, und deshalb kam es zum Ruhrkrieg und zum passiven Widerstand. Ich weiß beides aus bester Quelle.“ Ich lächelte und widersprach. Aber er blieb bei seiner Behauptung. Und ich mußte mir sagen, daß es schließlich für gewisse Leute keine schärfere Form der Ablehnung einer Sache gibt, als die, daß sie die Schuld daran dem politischen Gegner in die Schuhe schieben.

Niedergedrückt von allem Elend kehrte ich schließlich dem toten Dorf den Rücken. Ich nahm noch Abschied von den Wäldern, die ich nicht mehr sehen werde, die durch zweihundert, dreihundert, vierhundert Jahre sorglich gehegt worden sind, um jetzt dem Ruhrblödsinn zum Opfer zu fallen, und ging fort mit der von neuem befestigten Einsicht, daß nichts auf Erden fruchtet als die äußerste Entschlossenheit, das Wahre zu sehen und das Notwendige als Schicksal hinzunehmen. Daß der Feind für sich arbeitet, ist selbstverständlich. Ihm widerstehen wir nur, indem wir das deutsche Leben im besetzten Gebiet erhalten, und das ist nur möglich durch Verzicht auf die fluchwürdigen Phrasen, mit denen wir uns benebelt haben, durch Herstellung von Handel und Wandel im Einverständnis mit den Franzosen, durch eine Verwaltung, die den Lebensnotwendigkeiten der be-

setzten Gebiete Rechnung trägt. Die faktische Autonomie des Westlandes (im Rahmen des Reiches) ist nicht aufzuhalten; sie ist durch den passiven Widerstand unvermeidlich geworden. Wie sie sich formell gestalten wird, ist eine untergeordnete Frage. Eindringlich ist zu sagen: Erhaltung des Lebens im besetzten Gebiet ist ohne weiteres identisch mit Erhaltung des Deutschtums! Jedes kindische Sichsperren gegen Lebensnotwendigkeiten des Westlandes unterhält die moralische Kraft und saugt automatisch neue fremde Elemente ins Land herein. Nicht besser können die Regierungen in Berlin und München ihre Liebe und Sorge für das Westland beweisen als dadurch, daß sie ihm zum Wiederaufleben, zur Arbeit, zum Gedeihen verhelfen. Das ist die einzige nationale Handlungsweise, die hier in Frage kommt. Alles Uebrige ist Gewäsch, Irrsinn oder Verbrechen.

War Jesus ein Feigling? von Bernard Shaw

Der Eindruck, daß Jesus Christus, obgleich ihn die Nachwelt als einen unpraktischen Träumer ablehnt und seine Zeitgenossen ihn als einen gefährlichen Anarchisten und Gotteslästerer hingerichtet haben, größer war als seine Richter — dieser Eindruck ist unwiderlegbar und bleibt bestehen.

Ich weiß ganz gut, daß dieser Eindruck der Ueberlegenheit nicht bei Jedermann hervorgerufen wird, nicht einmal bei Jenen, die zu den größten Zweifeln neigen. Wenn man von der gewaltigen Masse eingelernter Christus-Verehrer absieht, die keine Bedeutung hat, weil sie unvernünftig ist, gibt es unter den Leuten, die wirklich die innere Freiheit haben, über Jesus nachzudenken, nicht wenige, die ihm aufrichtig und herzlich abgeneigt sind, teils überhaupt, teils weil sie ihm zürnen ob seiner Unfähigkeit, sich zu retten und seine Feinde gleich Mohamed durch persönliche Tapferkeit und List zu überwinden. Ich habe diese Empfindung viel ungeduldiger von Leuten betonen hören, die als Christen in England erzogen waren als von Mohamedanern, die, wie ihr Prophet, gegen Jesus sehr höflich sind und ihm in ihrer Achtung und Verehrung einen Platz gönnen — mindestens so hoch wie der, den wir Johannes dem Täufer einräumen. Aber dieser britische Bulldoggen-Zorn kümmert sich ganz und gar nicht um die Gründe, die Jesus bewogen haben mögen, sich freiwillig einem Gottesurteil der Qual und des Todes zu unterwerfen. Der moderne Freidenker ist oft entschlossen, in Jesus nichts andres zu sehen als einen Menschen, wie er selber einer ist, und ebenso unbewußt wie irrtümlich anzunehmen, daß Jesus diese Ansicht geteilt habe. Aber die Hauptautoritäten für den Glauben, daß Jesus gelebt hat, sind die Verfasser des Neuen Testaments, und aus ihren Schriften geht klar hervor, daß er zur Zeit seines Todes selbst davon überzeugt war, eine göttliche Erscheinung, Christus zu sein.

Es ist daher unsinnig, seine Haltung vor Pilatus so zu beurteilen, als ob er Oberst Roosevelt oder Admiral v. Tirpitz oder selbst Mohamed gewesen wäre. Ob man seinen Glauben an seine Göttlichkeit als so völlig feststehend annimmt wie Simon Peter oder als eine Verblendung ablehnt, die ihn dahin brachte, sich

der Tortur zu unterwerfen und sein Leben ohne Widerstand in der Ueberzeugung zu opfern, daß er gleich darauf in Glorie wiederauferstehen werde: in beiden Fällen muß man zugeben, daß er, weit entfernt davon, sich wie ein Feigling oder wie ein Schaf aufzuführen, beträchtliche physische Kräfte bewies, indem er ein grausames Gottesgericht auf sich lud, gegen das er sich schließlich ebenso erfolgreich hätte verteidigen können, wie er die Wechsler aus dem Tempel vertrieb.

„Süßer Jesus, sanft und mild“: das ist eine weinerliche moderne Erfindung ohne Beleg in den Evangelien. Sankt Matthias würde solche Adjektiva nicht minder bereitwillig auf Jesus als auf Juda Makkabi angewendet haben, und selbst Sankt Lucas, der Jesus höflich und liebenswürdig darstellt, schildert ihn nicht als sanftmütig. Sein Bild als das eines englischen Pfarrers nach dem Possentypus, zu sanft, um sich gegen einen Polizeimann zur Wehr zu setzen, und Jedermanns Zielscheibe, mag in der Kinderstube zur Beruhigung der Kinder taugen. Aber die Meinung, daß eine solche Gestalt der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit einer ganzen Welt hätte werden können, ist töricht bis zur Undiskutierbarkeit. Erwachsene Männer und Frauen mögen ja freundlich über ein harmloses Wesen sprechen, das liebenswürdige Gefühle äußert und hilflos und einfältig ist, wenns darum geht, daß es sie verteidige: aber sie werden ihm weder Gefolgschaft leisten noch seine Gebote befolgen, weil sie seine Niederlage und Schande nicht teilen wollen. Es ist daher wichtig, festzustellen, daß Jesus für seine sozialen und politischen Ansichten gestorben ist.

Rothauts Schicksal von René Schickele

Für Eva Berst

Du bist wie Quell' und Morgenlaut
Und wie die Sterne, wenn sie ahnend
Eintreten in die Nacht. Doch mahnend
Berühren sie dich, wenn es graut.

Denn einmal, einmal tritt der Morgen
Mit bloßem Messer in dein Zelt,
Und du erfährst: Die Neue Welt
Hat dir dein Leben nur geborgen.

Ein grimmer Räuber ist das Bleichgesicht,
Du wirst des Schicksals Lauf nicht wenden!
Nimm deine Squaw an deine Lenden
Und bieg dein Leben, bis es bricht.

Trotz' ihnen, fliehe, wie du kannst,
Sieh, wie du mächtig dich verschanzt
Vor jener blassen Teufel Lüsten.

Sie reden aus dem Feuerschlund,
Sie führen keinen andern Mund,
Und wenn sie es auch besser wüßten.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

XXX.

Staatskapitalisten

Vor dem Kriege, in der Zeit des großen Produktionsaufschwungs und des wachsenden Kapitalreichtums, konnte sich Deutschland den Staatssozialismus leisten. Den Staatssozialismus, wie ihn Schaeffle systematisiert, Bismarck inauguriert hat. Dieser Staatssozialismus bedeutete — im weitesten Sinne aufgefaßt — Einmischung des Staates in die Wirtschaft, und zwar in einer andern, organisch tiefern Weise, als es früher der sogenannte Merkantilismus mit seiner staatlichen Förderung des Handels, besonders des Außenhandels getan hatte. Zwischen dem Merkantilsystem und dem Staatssozialismus lag die Periode des Freihandels, des Manchestertums, der klassischen Volkswirtschaftslehre, die dem Staat grundsätzlich das Recht verwehrte, sich in das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte innerhalb der Nation und im Verhältnis der Nationen zu einander einzumischen, die sich zu der Ansicht bekannte, daß der freie Wettbewerb, der Kampf der privatwirtschaftlichen Fähigkeiten und Egoismen mit einander geeignet sei, die höchste volkswirtschaftliche Leistung und vor allem die beste weltwirtschaftliche Leistungsverteilung hervorzubringen. Freihandel, absolute Gewerbe- und Wettbewerbsfreiheit haben die Kräfte der großkapitalistischen Handels- und Industriewirtschaft mächtig entfaltet; aber grade, weil es nach der Aufzucht einer Anzahl großentfalteter Wirtschaftskräfte bald dahin kam, daß sich die Wettbewerber nicht mehr durch kostspielige Konkurrenz bekämpften, sondern sich verständigten, verbündeten, kartellierten und privilegierten, drohte die absolute Gewerbefreiheit schließlich zu einer absoluten Ausbeutungsfreiheit zu werden — gegenüber den Konsumenten, gegenüber den Arbeitern, gegenüber dem Staat.

Dagegen wurde der Gedanke des Staatssozialismus mobil gemacht. Und zwar von Verfechtern der Staatsidee, nicht der Sozialidee, die dabei einen doppelten Zweck verfolgten. Sie wollten die Macht der großen Industrie hindern, so stark zu werden, daß sie die Macht des Staates überwuchs oder die Macht im Staate vollends an sich riß (das war die unmittelbare Gegenwehr gegen die Ausbeutung des Staates selbst durch die Privatwirtschaft). Und sie wollten weiterhin der Ausbeutung der Arbeiter durch die Privatindustrie eine Grenze setzen, vielleicht nicht so sehr, weil sie ein inneres, menschliches Bedürfnis fühlten, die Arbeiterschaft zu schützen und wirtschaftlich zu heben, sondern weil sie die politische Radikalisierung, die sich für die Arbeiterschaft als Gegendruck gegen den Unternehmerdruck ergeben mußte, verhindern wollten; gleichfalls im Interesse der Erhaltung des Staates, wie sie ihn wollten, das heißt: des bürgerlichen Staates. Bezieht man die Arbeiterschutzgesetzgebung des bismärckischen und wilhelminischen Staates in den Begriff des Staatssozialismus ein, so verfolgte dieser Teil des Staatssozialismus den Zweck, dem Arbeitersozialismus, dem marxistischen

Sozialismus, der gesellschaftlichen Umbildung des Staates aus einem bürgerlichen in einen proletarischen Staat den Wind aus den Segeln zu nehmen, dadurch, daß man den Ausbeutungsdruck lockerte, die Radikalisierungstendenzen schwächte und der Arbeiterschaft auch im Rahmen des bürgerlichen Staates eine Besserung der Lebenshaltung verschaffte.

Faßt man den Begriff Staatssozialismus nicht in diesem gesellschaftlich-weiten Sinne, sondern schaltet man die Fragen des Arbeiterschutzes aus, so bleibt das fiskalische Unternehmertum übrig. Nicht Alles freilich, was fiskalisches Unternehmertum ist, läßt sich als Staatssozialismus charakterisieren. Sehr Vieles, ja sogar das Meiste und Stärkste ist fiskalischer Monopolismus, der dem Staate Finanzverträge schaffen soll, ähnlich, wie der Finanzzoll hauptsächlich an Erträge für die Staatskasse denkt, während der Schutzzoll — in der gleichen wirtschaftlichen Sphäre wie der Staatssozialismus, wenn auch in der wirtschaftlichen Richtung ihm entgegengesetzt — über die Bedürfnisse des Staates hinaus in die Wirtschaftsstruktur eingreifen will. Der Schutzzoll will die heimische Industrie durch Schaffung günstiger Wettbewerbsbedingungen vor der überlegenen oder gleich starken Auslandskonkurrenz schützen: er will die Volkswirtschaft auf Kosten der Weltwirtschaft stärken. Der Staatssozialismus will den Staat gegenüber der Privatwirtschaft stärken, ihm durch wirtschaftliche Eigenmacht Rückhalt gegenüber den privatwirtschaftlichen Kräften verleihen, wobei es ihm mehr noch auf Einfluß und Kontrolle als auf finanzielle Erträge ankommt. Freilich lassen sich fiskalisch-monopolistische und staatssozialistische Tendenzen meist nicht absolut scharf von einander trennen. Auch manchen in erster Linie fiskalisch gerichteten Wirtschaftsbetätigungen des Staates, beispielsweise den Eisenbahn- und Post-Monopolen, sind wirtschaftliche Machtinspirationen und Regelungsabsichten mindestens als Nebenzwecke nicht fern, und auf der andern Seite können in der Hauptsache staatssozialistisch motivierte Wirtschaftstätigkeiten des Staates, zum Beispiel im Bergbau und in der Industrie, ihr Ziel nicht vollständig erreichen, wenn sie den Staat dauernd mit Finanzzuschüssen belasten, statt ihm Erträge zu bringen.

Dies gilt natürlich weit mehr für den politisch und finanziell schwachen, mit Tributen und Verpflichtungen belasteten, innerlich und äußerlich unfreien Staat als für den starken, geordneten und aus reichen Hilfsquellen schöpfenden. Jener kann sich staatssozialistische „Luxusausgaben", die dieser zu politischen Zwecken auf sich zu nehmen vermag, nicht leisten. Darum hat die staatssozialistische Theorie, soweit sie auf ihre Ziele auch nach der finanziellen Schwächung und Verarmung des Staates durch die gewaltigen Aderlässe des Krieges nicht verzichten wollte, die Schwenkung vom Staatsozialismus zum Staatskapitalismus vollzogen. Das grundlegende Buch Rudolf Goldscheids, das den Titel: ‚Staatssozialismus oder Staatskapitalismus' führt, ist schon im Jahre 1917 erschienen, als klar geworden war, daß unabhängig von der Frage „Sieg oder Niederlage" die ungeheure Verschuldung wenigstens der mit ihrer

ganzen Existenz in den Krieg verstrickten Staaten eine stärkere Ausnutzung, nicht Beanspruchung der finanziellen Hilfsquellen dieser Staaten erforderlich machen würde. Die sozialistischen Revolutionen, die nach dem Zusammenbruch der alten Regierungsgewalten in den besiegten Ländern ausbrachen, haben bekanntlich die staatssozialistischen Potenzen nicht gestärkt (höchstens am Anfang die staatssozialistischen Tendenzen), sondern, im Gegenteil, dazu beigetragen, die Macht des privatkapitalistischen Unternehmertums dem Staat gegenüber in einem vorher nie für möglich gehaltenen Umfang anwachsen zu lassen. Und zwar deswegen, weil man den ausschließlich oekonomisch-ertragsmäßig arbeitenden Privatkapitalismus mit den Mitteln des unoekonomisch-politisch gerichteten Staatssozialismus zu schlagen versuchte (aber natürlich nicht schlagen konnte), weil man in einer Zeit verarmter Volkswirtschaft und erschütterter staatlicher Finanzwirtschaft einen Sozialismus allgemein einführen wollte, der höchstens in der Zeit überquellender Kräfte auf einzelnen Gebieten als volkswirtschaftlicher Luxus mitdurchgefüttert werden konnte, kurz: weil man einen Sozialismus mit dem Kapitalismus in Konkurrenz treten ließ, der nur kostete (durch Verringerung der Arbeitszeit und Expansion der Bürokratie), aber nicht dazu angelegt war, sich selbst zu tragen oder gar dem Staat Ueberschüsse einzutragen.

Aus diesem Grunde haben einsichtsvolle Sozialisten in den Sozialisierungsdebatten, die nach der November-Revolution alle Versammlungssäle und Debattierklubs (in einer gradezu tragischen Verkennung der wirklichen Lage und der wirklichen Probleme des besiegten und belasteten Deutschland) beherrschten, stets darauf hingewiesen, daß ein zentralistischer Fiskalismus, ein bürokratisierter „Zukunftstaat", wie ihn der orthodoxe Marxismus ausgemalt und Sowjet-Rußland in der ersten Zeit seiner sozialistischen Kinderkrankheiten durchzuführen versucht hat, niemals produktiv und oekonomisch den kapitalistischen Betrieb ersetzen und übertreffen könne. Sie haben vielmehr an Stelle der Verstaatlichung, das heißt: des allgemein durchgeführten Staatssozialismus andre Formen der Vergesellschaftung als möglich und notwendig bezeichnet, ohne allerdings klar sagen zu können, wie diese andern Formen aussehen sollten. Auf der Gegenseite haben die Vertreter der kapitalistischen Privatwirtschaft in ihrer Bekämpfung der Sozialisierungsforderungen ausschließlich gegen den bürokratischen Staatszentralismus polemisiert, wodurch sie sich ihre Argumentationen freilich ziemlich leicht machten. Andre wieder haben eine Synthese zwischen Kapitalismus und Sozialismus auf dem Wege der sogenannten Planwirtschaft herbeizuführen gesucht, indem sie den Privatbesitz und den Privatbetrieb bestehen lassen, aber durch den planwirtschaftlichen Ueberbau, durch ein System von öffentlich-rechtlichen Syndikaten und Kartellen zum Zentralismus der Rohstoffdeckung, der Absatzregelung, der Steuerwirtschaft zusammenfassen wollten. Das war ein falscher Gedanke, keine praktische Synthese, sondern eine ideologische Konstruktion, und die wirkliche Entwicklung ist — unter dem Einfluß der von mächtigen Kräften der Industrie geförder-

ten oder doch ausgenutzten Umschichtungsbewegung der Geldentwertungsaera — nicht zum Republikanismus der Planwirtschaft, sondern zur Oligarchie der Vertrustung gegangen. Das System Stinnes hat das System Rathenau besiegt, weil dieses idealistisch und ideologisch, jenes realistisch und triebhaft war, die Triebe den Idealen aber in einer Zeit ungeheuer überlegen sein mußten, wo Sachwert alles, Geisteswert nichts war.

Aus der Revolution, die in ihrem Ausgange gewiß keine soziale war, vielleicht aber bei richtiger politischer und wirtschaftlicher Führung der Arbeiterklasse zur oekonomisch-sozialen Struktur-Umbildung hätte führen, die mangelnden sozialen Voraussetzungen vielleicht nachträglich hätte herbeischaffen können, ist schließlich eine ganz krasse plutokratische Ausartung des Kapitalismus geworden. Aus mancherlei Gründen. Einer der wesentlichsten war, daß die Führer der Arbeiterklasse dem Druck der Arbeiter auf Erleichterung und Verbesserung ihrer oekonomischen Lage, die niemals die erste Folge einer nur politischen Herrschaftsumwälzung, sondern höchstens die letzte Folge einer wirtschaftlichen Struktur-Umbildung sein konnte, zu sehr nachgaben, weil sie Das, was nur als das Endprodukt einer verbesserten Produktions- und Arbeitsoekonomie möglich war, auf Grund ihrer politisch erworbenen Machtstellung vorwegnehmen oder doch wenigstens stark bevorschussen ließen. Dadurch, das heißt: durch die Bequemlichkeiten, die die Arbeiterklasse als Frucht für sich in Anspruch nahm, bevor sie die Saat noch richtig bestellt hatte, ist die Arbeits- und Produktions-Oekonomie nicht verbessert, sondern verschlechtert worden. Und wenn dadurch auch dem Kapitalismus vorerst einmal schwere Schäden zugefügt wurden, so gab man ihm doch durch die Zerrüttung des wirtschaftlichen Mechanismus einen willkommenen und wirksamen Agitationsstoff gegen den Sozialismus oder, wie seine Gegner jetzt zu sagen pflegen, gegen den Marxismus, dem die Hauptschuld an jener Wirtschaftszerrüttung zugeschoben wird. Am Ende der politisch sozialdemokratischen Regierungsaera scheint er so völlig diskreditiert und impotent dazustehen, daß ihm nun schon auch die Sünden, die ganz andre Kreise begangen haben, auf sein Konto geschrieben werden. Von Sozialisierung der bisher privaten Betriebe ist heute keine Rede mehr, sondern nur noch von Privatisierung der bisher öffentlichen.

War diese Entwicklung wirklich unvermeidlich, gab es in der Wirtschaftsführung des Staates nur zerstörende und keine aufbauenden Kräfte? Ist der Staat als Besitzer von Produktionsmitteln tatsächlich unmöglich, und ist nur der private Besitz- und Erwerbsegoismus imstande, wirtschaftliche Unternehmungen so zu führen, daß sie Renten tragen und nicht durch Verluste versehrt oder gar verzehrt werden? Auch nach den anscheinend niederschmetternden Ergebnissen der fiskalischen Staatsbetriebe und den zweifelhaften Wirkungen einer Periode verstärkten Arbeiter- und Gewerkschaftseinflusses in Staat und Wirtschaft wird man diese Fragen nicht schlechthin bejahen dürfen. Es ist die große Unterlassungssünde der Arbeiterführer, daß sie nicht verstanden haben, den fiskalischen Staatssozialismus rechtzeitig in

den produktiven Staatskapitalismus umzubilden, wie ihn Rudolf Goldscheid theoretisch entwickelte, und wie ihn in den Kämpfen um die Sozialisierung Diejenigen praktisch verfochten haben, die verlangten, daß die große Reichsvermögensabgabe, das sogenannte Notopfer des Besitzes, nicht in zerrinnendem Geld, sondern in realer, unternehmerischer Substanz, in Form von naturalen Beteiligungen des Staates an den Betrieben geleistet werden sollte. Das bürokratisch-fiskalische Verwaltungssystem mit kameralistischer Finanzwirtschaft, ohne Kapital- und Ertragsbilanz für die Betriebe, in Abhängigkeit von den Fesseln des Staatsbudgets, geführt durch einen nicht nach Eignung und Leistung, sondern nach dem dienstlichen Schema gewählten und ergänzten Beamtenkörper, ist für wirtschaftliche Unternehmungen schon in währungsfesten Zeiten eine Benachteiligung. In Zeiten der Währungslabilität, die elastische Anpassung an schnell wechselnde Verhältnisse verlangen, wird es eine Widersinnigkeit. Aber daraus folgt noch nicht, daß der Besitz des Staates an Produktionsmitteln die Durchsetzung des oekonomischen Prinzips hindert oder auch nur erschwert. Gibt es viele Beispiele, die die Unfruchtbarkeit des fiskalischen Verwaltungssystems erweisen, so lassen sich doch immerhin grade aus den letzten Jahren einige andre — nur einige, weil derartige Experimente nur vereinzelt gemacht wurden — aufzeigen, die den Nachweis erbringen, daß es nicht der staatliche Besitz an Produktionsmitteln, sondern die fiskalische Wirtschaftsführung ist, die zur Unwirtschaftlichkeit führt.

Sofort nach Beendigung des Krieges sind die Militär- und Marine-Werkstätten des Reiches, denen eine Weiterführung ihrer Rüstungsbetriebe durch den Vertrag von Versailles untersagt war, auf die Anfertigung von Friedenserzeugnissen umgestellt und in eine Aktiengesellschaft überführt worden. Es war eine Aufgabe, ähnlich derjenigen, die große Privatbetriebe der Rüstungsindustrie wie Krupp und die Rheinischen Metallwerke zu lösen hatten, und sie ist von den Deutschen Werken nicht schlechter und in nicht längerer Frist gelöst worden als von jenen Privatunternehmungen. 13 große Betriebe, darunter die Artilleriewerkstätten in Spandau und die Reichswerften in Kiel, sind unter unerhört schwierigen Umständen zu modernen und produktiven Erzeugungsstätten einer großen Vielzahl schwerer und verfeinerter Produkte der metallurgischen Industrie umgestaltet worden. Man gewinnt ein Bild von dem Umfang und der Kompliziertheit dieses betrieblichen Umbaus, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die verschiedenen Abteilungen der Deutschen Werke Walz- und Hüttenwerkserzeugnisse, landwirtschaftliche Maschinen, Triebwagen, Schiffe und Schiffsmaschinen, Holzerzeugnisse, Präzisions-, Preßluft- und Handwerkszeuge, Motoren, Motorräder, Automobile und Automobilteile, Schmiedeerzeugnisse, eiserne Möbel, Kunstleder, Lokomotiv- und Waggonreparaturen in einem vielseitigen und gut geordneten Fabrikationsprogramm herstellen und im Begriff stehen, dieses Fabrikationsprogramm noch erheblich zu erweitern. Dieses Unternehmen hat tatsächlich — durch seine ganze Entwicklung und Führung — das von privatunternehmerischer Seite immer wieder unterstrichene Dogma

Lügen gestraft, daß ein im staatlichen oder andern öffentlichen Besitz befindliches Unternehmen nicht geschäftlich wirksam und wirtschaftlich ertragreich geführt werden könne, daß es stets der privatkapitalistischen Initiative und des privatkapitalistischen Gewinntriebs bedürfe, um lebens- und konkurrenzfähige Wirtschaftsgebilde zu schaffen und zu unterhalten. Die Deutschen Werke sind freilich dabei bis zu einem gewissen Grade durch die Gunst der Geldentwertungskonjunktur gestützt worden (die junge Betriebe über viele Anfangsschwierigkeiten leichter als sonst hinwegtrug), ohne daß sie doch wie reine Privatbetriebe die Geldentwertung selbst durch Aufnahme von Papiermarkschulden intensiv „ausschlachten" konnten. Im Gegenteil wurde ihr Aufstieg durch den Zwang zu devisenpolitischer Korrektheit und die Mängel eines Finanzierungssystems behindert, das sie längere Zeit auf die bürokratisch und parlamentarisch gehemmte Geldbeschaffung im Rahmen des Reichsbudgets angewiesen sein ließ. Auch unter sehr übelm Konkurrenzneid und dem grundsätzlichen Widerstand der reinen Privatwirtschaft hatte das Unternehmen namentlich in seiner ersten Zeit zu leiden, als der sogenannte Kahn-Vertrag berüchtigten Angedenkens dazu benutzt wurde, um es in einem Netz von geschäftlichen Intriguen und politischen Zettelungen zu erdrosseln. Gewisse Kreise hatten ein Interesse daran, daß das erste große Experiment der Entfiskalisierung von staatlichen Betrieben durch Ueberführung in staatskapitalistische Betriebsform mißlänge. Aber trotz all diesen Widerständen ist das Experiment gelungen, und wir wissen heute aus praktischer Erfahrung, daß ein mit öffentlichem Kapital betriebenes Unternehmen auch ohne den berühmten privatkapitalistischen Gewinnteil reüssieren kann, wenn es nur von wirklichen Kaufleuten, von Wirtschaftsführern großen Stils und frischen Zuges geleitet, wenn es ganz von fiskalischen Abhängigkeiten freigestellt wird.

Die Beweiskraft dieses Beispiels wird nicht dadurch verringert, daß die Deutschen Werke letzthin dazu übergegangen sind, neugeschaffene Aktien an den privaten Kapitalmarkt zu bringen und für sie sogar die Einführung an der Börse nachzusuchen. Dieser Entschluß hat mit Betriebsgründen an sich nichts zu tun, sondern ist die Folgerung aus einer eigenartigen Umwandlung, die sich auf dem Gebiete des staatlichen und privatwirtschaftlichen Kredits in den letzten Jahren vollzogen hat. Wenn man früher sogenannte gemischtwirtschaftliche Unternehmungen errichtete, an denen öffentliches und privates Kapital in derselben Art, wie dies jetzt bei den Deutschen Werken der Fall ist, beteiligt wurde, so verfolgte man dabei den Zweck, den damals noch leicht und besonders billig erhältlichen Staats- oder Kommunalkredit mit der privatwirtschaftlichen Initiative zusammenzukoppeln. Heute ist der fundierte Staatskredit nicht mehr billiger und weit schwerer zu erhalten als der Privatkredit. Wenn die Deutschen Werke sich an den privaten Kapitalmarkt gewendet haben, so taten sie das nicht, um ihre produktive Energie durch die Initiative des Privatkapitals anzuregen, sondern sie taten es, um ihre Substanzerhaltung und Substanzerweiterung mit den Mitteln des privaten Kapitals sicherzustellen, weil die Finanzie-

rungsquellen des Staates versagten. Dieses Versagen der staatlichen Finanzierungsquellen ist aber nur eine zeitliche Erscheinung, die sich aus politischen, nicht aus oekonomischen Verhältnissen erklärt und gegen den Staatskapitalismus als einer grundsätzlichen Wirtschaftsform nichts aussagt.

Die Entwicklung der Deutschen Werke ist der sichtbarste Beweis für die Möglichkeit und Fruchtbarkeit des staatskapitalistischen Systems, aber sie ist nicht der einzige Beweis. Das Reich hat in derselben Weise noch eine ganze Anzahl Betriebe produktiv entwickelt, große Aluminiumfabriken (von denen eine sogar aus dem Besitz des Stinnes-Konzerns in den Besitz des Reiches übergegangen ist), Fett- und Margarinefabriken und andre Betriebe mehr. Alle diese Betriebe sind in einer Holding-Gesellschaft, der Vereinigten Industrie-Unternehmungen A.-G. (Viag) zusammengefaßt worden, die einen der größten deutschen Industriekonzerne kontrolliert, und deren Bedeutung nur deswegen nach außen hin so wenig in Erscheinung getreten ist, weil außenpolitische Rücksichten eine gewisse Unscheinbarkeit der Fassade geraten erscheinen ließen. Ueberall im Bereich des staatlichen Industriefiskalismus ist man jetzt im Begriff, die Konsequenzen aus den erfolgreichen staatskapitalistischen Umbildungsexperimenten zu ziehen, und insbesondere der preußische Staat tut gegenwärtig mit seinen Bergwerken, Hütten- und Kraftwerken das Selbe, was das Reich mit seinen ehemaligen Rüstungsbetrieben getan hat. Hoffentlich wird auch das Reich mit seinen großen Betriebsmonopolen, der Eisenbahn und der Post, bald die gleichen Wege beschreiten.

Und was ist denn die Umbildung der russischen Staatsindustrie in den letzten Jahren anders als die Auswechselung des staatlich-fiskalischen Zentralismus, dessen Unfruchtbarkeit grade die russische Verstaatlichungs-Revolution zur Evidenz erwiesen hat, durch ein System des Staatskapitalismus, wie es für die russischen Hauptindustrien seit einiger Zeit systematisch durchgeführt wird, ohne durch die beschränkte Zulassung des Privatkapitals in gewisse Zweige des Handels und der Industrie in seinen Grundlinien durchbrochen zu werden! Die russischen Trusts sind Betriebskomplexe, die nach wie vor dem Staat gehören, in ihrer Wirtschafts- und Geschäftsführung sind sie aber völlig frei von der Beeinflussung durch den Staat und dessen Verwaltungssystemen und unterscheiden sich von Privatunternehmungen derselben Art und Größe höchstens durch gewisse Gepflogenheiten des Expansions- und Konzentrationssystems, die aber nicht zu den Vorzügen, sondern eher zu den Auswüchsen des privatkapitalistischen Systems gehören. Der Staatsfiskalismus ist tot. Der Staatskapitalismus aber hat Beweise von Lebensfähigkeit gegeben, die durch die offenbar jetzt anbrechenden Zeiten der sozialen Reaktion und politischen Restauration hinüberzuretten eine Pflicht des Staates ist.

Zu diesem Volke von Kleist

Was das Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß. Was man dem Volk dreimal sagt, hält das Volk für wahr.

Der Kritiker Lessing von Arnold Zweig

Gotthold Ephraim Lessings Stil ist das persönlichste Deutsch, das seit Luther da war, und erst in Nietzsche wieder sollte ein Ebenbürtiger und Weiterbauer erstehen, soviel große Prosa in diesem Zeitraum auch entstand. Er redet seine Sätze mit der großen Lunge, der hellen Artikulation, der atembeherrschenden periodischen Gliederung, der vernichtenden oder aufbauenden Pointe des großen Redners: in ihm leben die Theologen und Kanzelredner wieder auf, die seine Vorfahren waren, weltlich gewendet, in die aktuelle Sphäre der Kulturpolitik begeistert hineingeworfen. Wie im Falle Schillers darf man auch hier die Behauptung aufstellen, daß er, in England geboren, einer der großen, glühenden und schneidenden Parlamentsredner geworden wäre und sein ganzes Ungestüm in Rede und Debatte hätte ausströmen lassen — so stets im Genusse all seiner Kenntnisse, voller Einfälle, im Glanze des mühelosesten ex tempore und der völligen Sachbeherrschung erscheint sein Stil. Wir hören einen Menschen, eine ganz bestimmte, lebendige, einmalige Person, sich an ein ebenso bestimmtes Gegenüber wenden, fragend oder herausfordernd, hören die Antwort im Ton, in dem er sie aufnimmt, zweifelnd, zustimmend, hinterhältig oder in bereitwilligem Eingehen auf die Meinung des Gegners, hören ihn sie wenden oder prüfen, weiterführen und widerlegen oder voll Triumph in Das eingliedern, was er selbst behauptet hatte. Ein großer Mensch höhnt und spottet, legt dar und erhellt, prüft sich selbst oder eine Autorität, stellt sich in ganzer Figur vor eine Sache und ruht nicht eher, als bis Alles gesagt und die letzte Klarheit, deren menschliche Gewissenhaftigkeit überhaupt fähig ist, über dem winzigen Sonderfalle ausgegossen liegt! Damit erhebt er die Gegenstände der Untersuchung weit über ihre eigentliche Sphäre in die allgemeingültiger Beispielhaftigkeit: schreiben wie Lessing heißt, sich so ganz und gar einsetzen wie er, der Fall möge so unbedeutend sein, wie er wolle.

Und genau das ist das Unsterbliche seiner kritischen Methode. Er dringt vor in der Richtung und mit dem steten Blick aufs Wesentliche. Seine Analyse ist Wesensanalyse. Er war ein Kritiker. Aber um Kritiker seines Ranges zu heißen, muß man zur Dichtung in ganz bestimmtem Verhältnis stehen, zu jener dichterischen Form, die ihn als Gegenstand am heftigsten anzieht, in Lessings Fall: zum Drama. Kritiker des Dramas von solchem Format sein heißt: dem Drama als Form zugeordnet sein wie der Dramatiker, nur daß der Dramatiker sie praktisch handhabt, auf natürliche Weise mit ihr umgeht — wie der Maler mit der Leinwandfläche, die er dumpf und klar zum Bild umschafft —, indes der dramatische Kritiker die Gesetzmäßigkeiten einsichtig nachzieht, die dabei spielen und wirken. So lag der Fall der Schlegel und Otto Ludwigs, so der Lessings. Ihn besaß die Leidenschaft zum Drama, in der zuerst sich dieses Zugeordnetsein ausdrückt, ohne Rest; vollkommener als eine Fülle von Dramatikern der Weltliteratur, Ibsen und Hauptmann

eingeschlossen. Und nur dies machte ihn zum grundlegenden Kritiker — dies aber auch zu jenem Sonderfall von kritischem Genie, der sich von der Einsicht zur Gestaltung erheben konnte, zur Gestaltung mindestens eines Meisterwerks, das heute noch entzückt und rührt. Er war ein Künstler, in der Produktion gehemmt, aber von so unbeschränkter Einsicht, daß er seiner Hemmung vom Verstande und der Arbeit her beizukommen fähig war. Wir halten mitten in der Betrachtung der ‚Hamburgischen Dramaturgie'. Aus dem Zusammenfall seiner kritischen und methodischen Grundrichtung aufs Wesentliche mit der ihm zur Durchleuchtung zugeordneten Form mußte ein einzigartiges Werk entstehen; es ist entstanden. Diese Sammlung kritischer Untersuchungen, ein Brevier des deutschen Dramas, Ursprung unsrer gesamten Kritik, soweit sie Wert hat, geht ununterbrochen und unmittelbar auf die Beschreibung des Dramas als Form los, weil sie unmittelbar von der intuitiven Einsicht ins Wesen des Dramas ausgeht. Lessing hat diese Einsicht in sich, er verkörpert sie und als Deutscher. Er sieht und sucht das dem Deutschen natürliche Drama. Hier ist er Funktion des Volksgeistes selbst, der sich seinen dramatischen Ausdruck sucht — wieder sucht, nachdem er ihn besessen und durch die Abenteuer und Unglücksfälle der politischen Entwicklung und der gelehrten Bildung verloren hatte. Ein Werk wie der Tegernseer ludus de Antichristo enthält als frühe Form deutsche Dramatik; erst Goethes Gretchen-Tragödie enthält sie wieder, als reife Form; zwischen beiden steht die Wiederentdeckung dessen, was not tut, durch Lessing: die Aufrichtung Shakespeares als Meister und Wegweiser deutschen Dramas. Er hatte bereits in dem berühmten siebzehnten Literaturbrief, am Ende seiner ersten, jugendlichen Epoche, seine Grundüberzeugung zu Shakespeare hin scharf und gegen seine ganze Zeit ausgesprochen; acht Jahre später belegt er seine damalige Aussage durch die ausführlichsten Analysen. Seine Widerlegung des klassizistischen Rededramas ist so radikal, so unumstößlich und so einleuchtend, daß man darüber übersieht, wie unerhört sie damals war — und wie vergebens für eine Epoche, die, wie die Goethes und Schillers, genau die widerlegte Form weiterbildete und mit den höchsten dichterischen Gaben (Tasso! Iphigenie!) zu beleben versuchte. Darum bleibt sie nicht minder leblos in sich, und Lessing, der das an Corneille und Voltaire bewiesen hatte, hätte es an den beiden größern Dichtern ebenso bewiesen. Denn in ihm kam an dieser Stelle der nationale Genius zum Durchbruch; als er von seiner zentralen Angelegenheit, dem Drama, redete, sprach er als Mund deutschen Geistes und Volkstums gegen die gelehrige Bildung und eben die Klassizität, die er sonst liebte und selbst pflegte. Daher die tiefe Erbitterung des Tons, das bewußt und unterstrichen Antifranzösische seiner Haltung, die bis zur klaren Ungerechtigkeit gesteigerte Unbill gegen die französischen Klassizisten = Klassiker, die wahrlich nichts dafür konnten, daß man sich in England und Deutschland darin gefiel, sie an- und nachzubeten! Sie nämlich waren der echte Ausdruck ihrer nationalen

Gesellschaft; und nichts hätte die Deutschen gehindert, eine ebenso autonome Form des Dramas aus ihrer eignen Gesellschaft zu entwickeln, wenn sie nur eine gehabt hätten. Lessing aber, der Träger dieser ganz spontanen und unzeitgemäßen Wut, ist hierin Sachwalter des wahren deutschen Dramas, das sich zum Durchbruch anschickt, und sein theoretischer Wegbereiter; der Anfang eines Kampfes, der noch heute nicht entschieden ist, wo zwar die klassizistische Erscheinungsweise des Bildungsdramas verblüht zu sein scheint, andre seiner Formen aber, das Problemstück, das Thesendrama, die szenische Deklamation von Ideen oder Programmen eben noch expressionistisch in Flor standen. Völlig beseitigt werden würde es erst durch eine Dramaturgie nach Shakespeare, die es noch nicht gibt, und die sich unterstützt sähe durch Dramen nach den Gesetzen der Shakespearischen Form. Aber das war nicht Lessings Aufgabe, auch hier mußte er im großen der Zerstörer des Falschen bleiben. Dennoch hat er mehr als irgend Jemand an Einsichten ins Wesen des Dramatischen, überall verstreut, bald in zwei Sätzen, bald in einem halben, ausgesprochen und noch mehr ausgedrückt, indem er sie seinen Wertungen zugrunde legte. Dazu gehört vor allem die zentrale Stellung, die er der Poetik des Aristoteles beilegt. Nicht um die drei Einheiten und derlei Akzidentien geht es in Wahrheit — das ist bedingt nur als Feldgeschrei der Zeit. Wenn Lessing sich seiner absoluten Uebereinstimmung mit Aristoteles rühmt und von seiner Poetik sagt, er stehe nicht an, „zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind", weiß er, worauf er zielt: auf die Formenlehre des Dramas, die, von der Niederschrift des Mitschreibers dieses Kollegs entstellt, dennoch dem richtig interpretierenden Leser mit ihr gegeben ist — auch uns. Unterstrichen sei, wie wenig im Grunde darauf ankommt, ob das antike Drama für uns mustergültig ist oder nicht. Unter völlig andern Umständen religiöser, politischer, klimatischer und nationaler Art entstanden und erst seit Nietzsche halbwegs eingeordnet ins Ganze des uns so fremden hellenischen Wesens, brauchte uns sein Vorhandensein, da wir Shakespeare haben, nicht zu beunruhigen und sein Theoretiker uns nichts anzugehen — wenn nicht das Dramatische überall mit sich identisch wäre. Shakespeare und Calderon können dem Wesen nach nicht anders dramatisch sein als Sophokles; nur anders, national gebunden, erscheinen. Erst weil dem so ist, bekommt Aristoteles und seine Analyse ihre Gültigkeit wieder: wenn nämlich sein religiös und national Gebundenes durch das unsre ersetzt wird. Dann haben wir Heutigen über ihn noch ebenso zu staunen wie Lessing, der klar einsah, daß, wie er selbst wesentlich vom Drama aus auf die Dramatik seiner Zeit blickte, Aristoteles auf die der seinen gesehen hatte: nur daß in dem Griechen der Philosoph als Erkennender sah und sprach — indes der Deutsche als Kritiker und Künstler am Durchbruch des echten Dramas durch die Kruste zeitlicher und fremdkultureller Gebundenheit arbeitete.

Jahresbilanz von Morus

Kleine Silvesterrede über den deutschen Arbeitsfrieden

(Zwischen Weihnachten und Neujahr fleißig zu üben)

Das Jahr 1923 wird in der Geschichte der deutschen Wirtschaft mit goldenen Lettern eingeschrieben sein. Es hat dem Arbeiter die sittliche Freiheit wiedergegeben, die nur der Mensch hat, der freiwillig seine egoistischen Sonderwünsche höhern Zielen unterordnet. Es hat dem Unternehmer wieder jene Betätigungsmöglichkeit verschafft, die er braucht, um zum Segen des Ganzen wirken zu können. Es hat dem Arbeiter wieder die Erkenntnis gebracht, daß nur Arbeit das deutsche Volk retten kann. Der Arbeitgeber konnte sich wieder bei der Festsetzung der Löhne jenes Spartriebs befleißigen, ohne den unser Volk nicht hochkommen kann. Die Streikseuche ist der heilenden Kraft des Hungers gewichen. Der Betriebsrätegedanke ist in der höhern Idee organischer Unterordnung fest verankert worden. Geschützt von der deutschen Wehrmacht, kann der Arbeitswillige wieder unbehelligt seiner Beschäftigung nachgehen. Der Staat hat sich den Bedürfnissen der Wirtschaft angepaßt und eben dadurch jene Autorität errungen, die der Arbeiter haben muß, soll er nicht der gewissenlosen Hetze landfremder Elemente zum Opfer fallen. Und so lasset uns einstimmen in den Ruf: „Friede und 10 Stunden Arbeit auf Erden, Friede und 8½ Stunden unter der Erde — dem Menschen ein Wohlgefallen!"

Der Verfall der Gewerkschaften

Der Weg, auf dem der neue deutsche Arbeitsfriede zustande gekommen ist, war die Inflation. Drei, vier Jahre hat es gedauert, bis der Mittelstand erledigt war. Und dann kamen die Arbeiter und die Angestellten heran. Löhne, von denen man am Tage der Festsetzung allenfalls noch leben kann, die aber am Tage der Auszahlung nicht mehr zu zwei Broten reichen, sind, wie die Entwicklung dieses Jahres lehrt, die beste Grundlage für ein gedeihliches Zusammenarbeiten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die nächste Etappe: tägliche Löhnung, sodaß der Arbeiter nie mehr Geld in die Hand bekommt, als er für die nächste Mahlzeit braucht. Dann kann er nicht auf den gottlosen Gedanken kommen, einen Teil seines Lohnes der Gewerkschaft zu bringen.

Auf diese probate Weise ist auch ohne Zwangsmittel gelungen, die „Klassenkampforganisationen" unschädlich zu machen. Die Abnahme der Mitgliederzahl, die bereits im letzten Viertel des Jahres 1922 einsetzte — die freien Gewerkschaften verloren vom 30. September bis zum 31. Dezember 1922 160 000 Mitglieder — nahm im Jahre 1923 fast gradlinig ihren Fortgang. Aber auch wenn man noch immer 7 Millionen Mitglieder in seinen Listen führt — es hat keinen Zweck, wenn diese sieben Millionen Menschen nicht in der Lage sind, das nötige Geld für die Gewerkschaft aufzubringen. Im letzten Vorkriegsjahr zahlten 2½ Millionen Mitglieder 82 Millionen Goldmark, das einzelne Mitglied also mehr als dreißig Mark im Jahr. Im Jahre 1922 waren es, auf Gold umgerechnet, noch keine drei Mark. Im letzten Jahr dürfte es kaum eine Mark gewesen sein. Und was einkam, zerrann infolge der Geldentwertung der Verwaltung unter den

Fingern. Daran haben auch die zu spät eingesetzten Versuche, den Geldwert in eignen Banken besser zu konservieren, nichts ändern können.

Die Folge: die deutschen Gewerkschaften sind heute keine wirtschaftliche Macht mehr, vor der die Gegenseite sich zu fürchten braucht. Die weiß sehr genau, wie es mit den Gewerkschaftskassen steht: daß alte Gewerkschaftsbeamte, die dreißig Jahre im Dienst waren, auf die Straße gesetzt werden mußten, daß nennenswerte Erwerbslosenunterstützungen nicht mehr gezahlt werden können, daß es ausgeschlossen ist, auch nur einen größern Streik zu finanzieren. (Wo man es versucht hat, wie bei den berliner Buchdruckern, war nach fünf Tagen der Eclat da.) Das ist die Grundlage, auf der es möglich ist, den Arbeitern heute fast widerstandslos den Achtstundentag zu nehmen. Vor zwei Jahren noch kämpften die bestorganisierten Arbeitnehmer, die Metallarbeiter, sieben Wochen lang, um die wöchentliche Arbeitszeit nicht um eine Stunde verlängern zu lassen. Heute sind die Metallarbeiter die ersten, die das Zehnstundenabkommen unterzeichnet haben. Vor einem Jahre noch war ein sehr großer Teil der Gewerkschafter gegen die Zentralarbeitsgemeinschaft. Heute ist man froh, daß die Arbeitgeber die Zentralarbeitsgemeinschaft noch aufrecht erhalten. Wie ungern viele das tun, hat man an dem Streit im Reichsverband der deutschen Industrie gesehen, wo es nur mit Mühe den Anhängern der Gemeinschaft unter Führung von Bücher gelang, die Opposition zurückzudrängen und den Hauptmatador, Herrn Doktor Sorge, herauszusetzen. Nicht nur kleinere Firmen, sondern auch große Betriebe suchen den Tarif beiseite zu schieben, und die Arbeiter und Angestellten, ausgehungert, wie sie sind, nehmen auch das hin und freuen sich, einstweilen auf dem Wege des „freien Vertrages" ein paar Mark mehr zu bekommen.

Aber die Unternehmer rechnen trotzdem falsch, wenn sie glauben, auf diese Weise der Arbeiterbewegung ein sanftes Ende zu bereiten. Was sie jetzt, unter Ausnutzung der Notlage tun, wird ihnen über kurz oder lang teuer zu stehen kommen.

Die Eroberung der Eisenbahnen

Noch kurz vor Jahresschluß ist der Industrie ein Vorstoß gegen eine der letzten Bastionen des Reichs geglückt. Der Kampf um die Eroberung der Eisenbahnen treibt seinem Ende zu. Zwar haben die Herren Stinnes und Klöckner noch nicht die Eisenbahnen selbst, aber sie haben doch wenigstens das feindliche Lager erreicht. Am 18. Dezember verkündete ein Siegesbulletin des Reichsverbandes der deutschen Industrie, daß sich im Gebäude des berliner Eisenbahnzentralamts die Eisenbahnlieferanten-G. m. b. H. etabliert habe. Die Gläubiger sind also dem „Schuldner" bereits auf die Bude gerückt, um im passenden Augenblick die Konkursmasse selbst zu übernehmen.

Den unmittelbaren Anlaß zu diesem in der Geschichte der Staatsbetriebe wohl einzig dastehenden Vorgang hat die Tatsache gegeben, daß ein paar Tage lang — selbstverständlich ein unverantwortlicher Regiefehler — das Eisenbahnzentralamt sich für unfähig erklärte, die laufenden Rechnungen einzulösen. Die Folge waren aufgeregte Gläubigerversammlungen, der Reichsverband der Industrie beschäftigte sich mit der Angelegenheit, und unter der Aegide von Herrn Peter

Klöckner und Hugo Stinnes wurde beschlossen, der Eisenbahnverwaltung aufs Dach zu steigen. Ueber die fälligen Schulden wurde eine Regelung vereinbart, daß die Reichsbank aus dem für die Privatwirtschaft bestimmten Rentenbankkredit einstweilen 100 Millionen Mark zur Verfügung stellte, aus denen die Forderungen der Lieferanten im Wege des Wechselkredits beglichen werden. Die Wechselkredite laufen vorläufig auf drei Monate, können aber, wenn die Reichsbahn nach einem Vierteljahr ein Drittel abzahlt, auf weitere drei Monate prolongiert und, wenn sie dann wieder ein Drittel abzahlt, abermals auf drei Monate verlängert werden. Innerhalb von neun Monaten hofft also die Reichsbahn aus dem Gröbsten heraus zu sein.

Bis dahin wäre die Angelegenheit ohne besonderes öffentliches Interesse. Aber schon die ersten Gläubigerbesprechungen innerhalb des Reichsverbandes der Industrie und die Art, wie die G. m. b. H. aufgezogen und ausgebaut werden soll, lassen darauf schließen, daß diese Gesellschaft vielleicht, wenigstens nach den Intentionen ihrer Gründer, doch noch einen andern Zweck haben soll, als nur die nach dem Reichsbankgesetz notwendige „dritte Unterschrift" für die Akzeptkredite herzugeben. Denn in diese G. m. b. H. sollen alle Branchen eintreten, die etwas mit Eisenlieferungen zu tun haben. Das wäre ein trefflicher „Grundstock" zur spätern Uebernahme der Eisenbahn durch die Gläubiger. Zwar beträgt die Verschuldung der Eisenbahn an die Privatwirtschaft nach Angaben des Reichsverkehrsministers einschließlich des ungedeckten Notgeldes nur 300 Millionen Mark, während das Gesamteigentum der Bahn neuerdings — Helfferich rechnete kurz vor dem Kriege nur 20 Milliarden — auf 35—40 Milliarden Goldmark beziffert wird. Aber man will ja auch die Bahn nicht im Wege der Zwangsversteigerung erwerben, sondern man will sie nur zum Heile des Reiches gratis oder lieber noch mit einer kleinen Mitgift für die Uebergangszeit übernehmen.

Der Reichsverkehrsminister Oeser hat sich zwar wiederholt mit aller Deutlichkeit gegen jegliche Privatisierungspläne ausgesprochen. Aber das besagt, wie die Dinge bei uns einmal liegen, noch nichts über die Aussichten dieser Pläne. Es beweist nur, daß Herr Oeser offenbar nicht der rechte Mann ist, um die Eisenbahn wieder in Schwung zu bringen, und daß er bei passender Gelegenheit durch einen Würdigern ersetzt werden muß.

Die Rheinische Goldnotenbank

Noch auf einem dritten Gebiet ist die Industrie rüstig auf dem Vormarsch. Sie will sich nicht nur sozialpolitisch und wirtschaftspolitisch vom Reiche „emanzipieren", indem sie mit oder ohne Genehmigung der zuständigen Instanzen das Arbeitsrecht zurückrevidiert und die Reichsbetriebe expropriiert, sondern sie will sich auch außenpolitisch selbständig machen.

Das Micum-Abkommen war der Anfang. Ein Anfang, dessen Gefährlichkeit die Reichsregierung reichlich spät begriffen hat. Aber das genügt den Herren von der Ruhr und vom Rhein noch nicht. Sie wollen sich auch finanz- und währungspolitisch vom Reich losmachen. Die Herren, die nicht ungern im Reiche wohnten, solange sie durch die Inflation unbeschränkte Gewinnmöglichkeiten hatten und die Lasten auf die breiten Massen abwälzen konnten, haben nun, wo die Währung

stabil ist und, wenn auch vorläufig in sehr bescheidenem Maße, Steuern gezahlt werden sollen, kein Interesse mehr, „mitzumachen". Nach Einführung der Goldrechnung und Goldsteuern hat es für sie auch keinen sonderlichen Reiz mehr, die Freuden künftiger Inflationsperioden abzuwarten und dazu womöglich die Drangsalierungen der Besatzungsbehörden zu ertragen. Bequemer ist, das sinkende Schiff zu verlassen und sich auf die Seite der Sieger zu schlagen.

In der rheinisch-westfälischen Industrie scheinen die Tendenzen nicht einheitlich zu sein. Auch die separatistische Richtung — warum soll diese Vokabel nur den Herren Dorten und Mathes vorbehalten bleiben? — will offenbar erst mit Hilfe der gefügigern Reichsregierung die Arbeiterschaft kirre machen, ehe sie abschwenkt. Das Finanzkapital ist aber bereits mit vollen Segeln auf der Abreise begriffen. Die unbestrittene Führung hat dabei der Kölner Handelskammerpräsident Louis Hagen, der hoffentlich bei seinen großen Devisenkäufen im September dieses Jahres für die Reisespesen reichlich vorgesorgt hat. Dieser ehrbare Kaufmann, der trotz seiner noch jungen Zugehörigkeit wegen seiner großen Verdienste um die katholische Kirche vor zwei Jahren mit dem Großkomthur des päpstlichen Silvesterordens ausgezeichnet worden ist, und der für sein Leben nach dem Tode schon rechtzeitig durch die Errichtung eines fürstlichen Erbbegräbnisses gesorgt hat, möchte sich in den Herzen der Rheinländer auch noch ein Denkmal setzen aere perennius. Sicherlich nur aus diesem Grunde will er seinen Landsleuten eine eigne Währung geben, eine Währungsbank, die nicht nur unabhängig vom Reich ist, sondern die Hälfte und wahrscheinlich sogar mehr als die Hälfte ihres Grundkapitals vom Ausland bekommt. Das bedeutet, auch wenn man einen deutschen Bankpräsidenten als Strohmann einsetzt, die währungspolitische Abtrennung des besetzten Gebiets von Deutschland.

Dazu kommt, daß mit Einwilligung des Reiches das Rheinland bereits auf steuerlichem Gebiet für selbständig erklärt worden ist, indem man den Kommunen eine fast unumschränkte Steuerautonomie gegeben hat. Die Franzosen haben also nicht mehr nötig, die besetzten Gebiete von Deutschland abzutrennen. Die Deutschen trennen sie allein ab. Daß diese Bewegung ursprünglich von sehr weit rechts stehenden Kreisen ausgegangen und finanziert worden ist und auch heute noch heimlich geleitet wird, steht außer Zweifel. Bedauerlicherweise glauben aber neuerdings die Linksparteien sich laut und vernehmlich „an die Spitze der Bewegung stellen" zu sollen, und während Herr Moldenhauer, der literarische Gefolgsmann von Hugo Stinnes, in der ‚Kölnischen Zeitung' vor Reichstreue trieft, kompromittiert sich der Demokrat Erkelenz durch separatistische Reden. Daß das Rheinland heute nicht mehr zu halten ist, ist leider eine Tatsache, mit der man rechnen muß. Aber es liegt gar kein Grund vor, Denen, die die Separation veranlaßt haben, und die die einzigen Interessenten an der Loslösung sind, der Schwerindustrie und der Hochfinanz, Vorspanndienste zu leisten. Auch die Volksmänner im besetzten Gebiet haben keine Veranlassung, voreilig den Herren Hagen, dem Freiherrn v. Schröder und den anderen Drahtziehern der Rheinischen Geldsackrepublik die Führung streitig zu machen. Bei den Deutschen dauert es immer ein bißchen länger. Aber allmählich werden auch sie schon merken, wohin die Reise geht.

Vor Weihnachten von Alfred Polgar

Nun kommt bald Weihnachten. Man merkt das schon an Verschiedenem. Auf den Straßen liegen, in Haufen, geschlachtete Nadelbäume; getrocknetes Harzblut klebt an ihrer Rinde. Aus den Schaufenstern der Kunsthandlungen verschwinden die unzüchtigen Darstellungen, und die ‚Mitternachtsmette im Gebirge' erscheint. Zwei zu zwei stapfen Bauern durch dicken Schnee dem Kirchlein zu, das Gebetbuch in schwieliger Faust. Der Weg, den sie schon gegangen, trägt die Spuren ihrer breiten Stiefelsohlen. Aus dem Kirchenfenster fällt buttergelb ein Lichtstreifen über den beschneiten Pfad, und förmlich zu sehen sind die Orgelklänge, wie sie hinauszittern in die Winternacht. Neben diesem, den Großstädter so ergreifenden Gemälde hängen mancherlei Spezial-Weihnachten. Weihnachten des Leuchtturmwächters. Bahnwärters Christwacht. Tempeldieners Tannenbäumchen. Weihnachten des Eremiten. Auf allen diesen Bildern tritt die Einsamkeitskomponente stark hervor. Es ist ja auch zur Weihnachtszeit, da durch die Seelen, bestrebt, sich an einander zu wärmen, ein entschiedener Zusammenruck geht, die Adhäsionsfähigkeit der Gemüter steigt und der Schmelzpunkt, an dem sie in den Zustand der Liebe übergehen, tiefer liegt als selbst im Mai — es ist, sage ich, zur Weihnachtszeit besonders bitter, allein zu sein. Meine arme Freundin Trude, längst deckt Erde ihr zierliches Gebein, hielt auch sehr viel auf weihnachtlichen Zusammenschluß und wollte das liebe Zeremoniell des Festtages nicht missen. Am Abend eines vierundzwanzigsten Dezember geschah es doch, daß sie keine andre Gesellschaft hatte als ihre beiden Hunde, die treue Dackelhündin Grete und den lebhaften Fox Rolph. Sie warteten in einem Nebenraum auf Einlaß in das Zimmer, wo das flimmernde Bäumchen stand und der Tisch mit den Gaben, zwei tannenzweiggeschmückten Knackwürsten. Trude setzte sich ans Klavier, Rolph und Grete auf die Hinterpfoten, und erst nach drei Strophen „Stille Nacht, heilige Nacht" durften sie zu den Würsten. Trude war allerdings aus Düsseldorf.

Eine Stimmgabel ist angeschlagen, eine Stimmungsgabel. Und die große Mehrheit weißer Menschen schraubt ihr Herz auf die gleiche Tonhöhe.

Die Kinderchen schreiben auf vierzeilig liniiertem Papier Briefe an das liebe Christkind, an das sie nicht glauben, und beschließen die Schrift mit einem Tintenklecks wie mit einem Siegel holder Einfalt. Sie hegen die nicht unbegründete Befürchtung, „praktische Sachen" geschenkt zu bekommen, die man ihnen ohnehin kaufen müßte. Einige, von Neugier geplagt, stecken sich hinter die etwa vorhandene Hausgehilfin, in frühern reaktionären Zeiten Trampel genannt. Solches Verstecken hinter die Hausgehilfin kann für das künftige Leben der Kleinen von großer Bedeutung sein. Sind sie doch im glücklichen Alter, wo die Grundlagen der Komplexe gelegt werden, jener seelischen Vexierbauten, die dann später der Psychoanalyse so viel Freude und Anregung bereiten.

Indes also die Kleinchen jetzt von der Frage erregt sind: Was bekomme ich geschenkt?, sinnen die Erwachsenen der Frage

nach: Was schenke ich? Oder eigentlich der Frage: Wo nehme ich das Geld her für Geschenke? Welch ein Friede wäre Weihnachten auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, wenn zumindest die Erwachsenen gegenseitig sich das Schenken schenken wollten! Und einen Pakt schlössen, daß jeder nach seinen Möglichkeiten sich kaufe, was ihn freue, und hiefür die Gesamtheit seiner Freunde — gefühls-kommerziell gesprochen — „erkenne". Allerdings: Geben ist seliger denn nehmen, sagt die christliche Lehre, dieser größte auf dem Gebiet irdischer Glücksspekulation je gewagte Vorstoß der Kontermine.

Nun kommt bald Weihnachten, und ein Golfstrom der Menschenliebe sendet warme Schauer über das frierende Land. Sogar die Presse kann sich dem innigen Gebot dieser Tage nicht entziehen. Sie rüstet erregt die „Weihnachtsbeilage", das Weihnachts-Beilager, auf dem sie der Literatur und Wissenschaft ihre Spalten öffnet. In der Redaktion duftet es, zumindest metaphorisch, nach Fichtennadeln, Aepfeln, Wachskerzen und leuchtenden Kinderaugen, deren in diesen Tagen eine große Menge für die journalistische Arbeit verbraucht wird. Auch blasse, verhärmte Wangen sind, dem charitativen Zug der Zeit entsprechend, lebhaft gefragt. Am Luster aber hängt stumpfgrün das Gewirr der Mistelzweige, und wer unter ihnen den Chefredakteur trifft, darf ihn küssen.

Weihnachten ist das Fest der Ueberraschungen. Verloren geglaubte Söhne wählen gerne den Weihnachtsabend, um plötzlich einzutreten, und ebenso richten sichs die Mitglieder des Vereins ‚Enoch Arden', die verloren geglaubten Ehemänner, womöglich so ein, daß sie am heiligen Abend ihre Frauen überraschen, wobei auch sie ihre Ueberraschungen erleben können.

Uebel dran zu Weihnachten sind die Menschenfeinde. An den Dämmen, die ihr Haß aufgerichtet hat, bricht sich das Meer von Liebe, das in diesen Tagen alle Küsten bespült, wo Christenmenschen und ihnen Assimilierte wohnen. Düster sitzen sie da in ihrer düstern Isoliertheit und giften sich. Sind nicht auch sie unsre Brüder? Wie verhilft man ihnen zu einem relativ gemütlichen Weihnachtsabend? Tun wir was für sie! Menschenfeinden Freude zu machen, kann doch nicht schwer sein. Lassen wir sie hineinblicken in die Not der Glücklichen! In den Krieg des häuslichen Friedens, in die Langeweile der guten Ehe, in die Ehrgeizqual der Begabten, in die marternde Furcht der Angekommenen vor Denen, die nachdrängen, in die klägliche Unfreude des Reichtums, in die trostlose innere Einsamkeit der Geselligen. Greif nur hinein ins volle Menschenleben, und wo du's packst, da ist es elend.

Festesahnung überall. Auch die Stimme der Natur, der treue Grundbaß zu all unsern Melodien, hat bereits ein unverkennbar weihnachtliches Timbre. Die Luft weht dämmergrau, als wolle sie helfen, die Geheimnisse, die alle Guten jetzt vor einander haben, zu verschleiern. Schnee ist auf die nahen Berge gefallen und bleibt dort in strahlender Reine liegen, aus Pferdemäulern dampft es wolkig, Weihrauch dem Winter, zwischen gefrorenen Ackerschollen beut das muntere Häschen sein Fell dem Rohr, und mit frohem Geschnatter kündet es die Gans, wie üppig schon ihre Leber den hohen Feiertagen entgegenschwillt.

Gut Holz! von Klabund

Zum 37. Stiftungsfest des Verbandes deutscher Kegelsportvereine

Wer hat dich so hoch da droben —
Das Kegelspiel ist schon seit ewigen Zeiten eine kulturelle Macht.
Ursprünglich haben die Götter mit dem Mond nach den Sternen geschoben,
und erst später haben sie die Erfindung der Holzkugel gemacht.

Nämlich das kam so: Mit dem Holzkopf der Gott —
wie hieß er doch gleich? jedenfalls wars kein christlicher —
Der heilige Geist trieb wieder einmal mit den heiligsten Dingen seinen unwürdigen Spott,
bezweifelte sich selbst, die unbefleckte Empfängnis — kurz und gut,
der betreffende Gott war sprachlos und verlor seinen Kopf.
Aus Versehen schob Zeus mit ihm, und der Holzkopf erwies sich als unverwüstlicher

Denn (bzw. als) der Mond. Vom Holz zum Eisen, von der Holzkugel
zur Kanonenkugel ist nur ein Schritt. Und dann kam man
auch von den Sternen ab und fand es netter,
von nun an auf lebende Menschen zu schieben
(da, wie bekannt, die Götter den Menschen über Alles lieben)
und so war der ganze Weltkrieg nur ein Preiskegeln der Götter.

Bemerkungen

Kant in Versen

Zuerst, als nur die Voranzeige durch die Blätter ging, hielt mans für einen Ulk. Nun, da das Buch wirklich und wahrhaft vorliegt (Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, in deutschen Stanzen von Max Epstein, Wertbuchhandel, Berlin 1923) ist man geneigt, die reine Vernunft des Autors einer Kritik zu unterziehen. Worauf dieser übrigens gefaßt ist, wie man in seinem Vorwort lesen kann. „Die Meisten werden, wenn sie den Titel sehen, verwirrt und erschreckt an eine Geistesgestörtheit des Verfassers glauben." Allein dieser Milderungsgrund kann ihm schon deswegen nicht zugesprochen werden, weil er sich wenige Zeilen später — von Versuchen sprechend, Kant seiner schwerfälligen Diktion zu entkleiden und in ein verständlicheres Deutsch zu übertragen — zu der überaus richtigen Ansicht bekennt, daß dies widersinnig sei, und daß „Kant seine Ideen noch immer am reinsten und wirksamsten vorgetragen hat". Hier fragt man sich freilich, warum solche Erkenntnis den skurrilen Plan dieses Buches nicht im Keim erstickt hat — liest aber dennoch das Selbstplaidoyer des Autors weiter und hält erst bei dem Satze inne: „Was ich machen wollte, ist eine bewußt didaktische Dichtung", denn die Verbindung des Wortes „Dichtung" mit dem Prädikat „machen" scheint für die künstlerische Konfession Max Epsteins symptomatisch. Und trotzdem er an einer andern Stelle jede Polemik mit der kindlich trotzigen Erklärung ablehnt: „Wer mich mißversteht, will mich nicht verstehen", zwingt man sich doch zu ruhiger Sachlichkeit, müht sich weiter durch die einleitenden Seiten, die weniger einen Ausblick auf die literarischen Absichten des Autors als auf einen merkwürdigen Fall menschlicher wie schriftstellerischer Irrungen und Wirrungen eröffnen — und stürzt sich endlich kühn in ein wogendes, wallendes Meer von Stanzen. Man liest und liest, stellt anfangs erfreut fest, daß diese Stanzen viel Sprachbeherrschung und Verstechnik zeigen — Stanzen nämlich lassen sich „machen" —, kann aber bald nicht

weiter, weil der ewig gleiche Rhythmus schließlich so einschläfernd wirkt wie das Geratter eines Personenzuges, und weil der Inhalt dieser Stanzen nirgends zu gedanklicher Mitarbeit verführt. Mag sein, daß hier Kantsche Ideen verborgen sind — sie dringen nicht ins Hirn, man findet, hört, sieht sie nicht, denn man sieht und hört immer nur die krampfhaften Bemühungen, irgendetwas in drei gleiche und ein abweichendes Reimpaar zu zwingen, irgendetwas, was unter und zwischen den Füllworten, Interjektionen, Exklamationen verschwindet, die immerfort gebraucht werden, um die Versform einzuhalten. Kant wird einfach vom Schweiß des Versemachers weggeschwemmt. Man höre etwa:

Erkenntnis nenne ich transzendental,
Die sich mit Gegenständen nicht befaßt;
Nur die Erkenntnisart von ihnen mal,
Sofern sie a priori zu uns paßt,
Betrachtet. Das ist so mein Ideal.
Ich übernehme keine große Last.
Transzendental-Philosophie betreib ich
Hier nicht, Transzendental-Kritik nur
schreib ich.

Wenn das von Wilhelm Busch und parodistisch gemeint wäre: man hätte seinen Spaß daran. So aber greift man sich an den — vom zweihundert Seiten lang währendem Stanzengetrabe bereits schmerzenden — Kopf und stellt das Buch schließlich lächelnd in die Kuriositätenecke seiner Bücherei. Es wird immer Leute geben, die nicht glauben, daß so etwas möglich ist; denen wird man es dann zeigen und sich an ihrer Verdutztheit freuen.

Ernst Goth

Hamburger Kulturbilderbogen

Diese Hamburger sind ein hartleibiges Volk. Sagt diesem nordisch-blonden Schlag, daß Ihr ihn liebt: Ihr müßt euch bis ins Letzte verschwenden, hämmern mit Allem, was in euch ist, auf die harte Schale, bis Ihr Wärme erzeugt. Und auch dann noch sind es Wenige, die es fühlen. Hans W. Fischer hat vierzehn Jahre lang in Hamburg für den Geist gefochten, im Großen vergeblich, im Kleinen für alle Zeit belohnt. Ein zunächst lesbares, dann immer mehr versandendes Blatt, die Neue Hamburger Zeitung, wagte es, den Dr. Frosch der ‚Welt am Montag‘ als Feuilletonredakteur zu beschäftigen. Fuhr gut dabei, denn ein paar tausend Menschen von Kultur lasen es nur dieses Feuilletons wegen, und fuhr in die Grube des Zeitungstods, weil die Massen nicht mit Literatur allein zu befriedigen sind. Diese Literatur aber — und das ist das Besondere am Fall Fischer — blieb nicht unter dem Strich des toten Demokratenblättchens, sondern wurde fabelhaft lebendig. Dieser Mann hat in Hamburg unübersehbar bewiesen, daß Kritik schöpferisch, Zeitungsschreiben Kulturtat sein kann. Ohne Scheu davor, auf gewisse Fußspitzen zu treten, von einer an solchem Ort verblüffenden Kompromißlosigkeit hat H. W. F. mit leidenschaftlicher Intransigenz Bresche geschlagen in die zivilisierte Steifheit der Hanseaten. Die ‚Hamburger Kulturbilderbogen‘, die er nun vorlegt (und die Rösl & Cie. in München verlegt), das Buch, mit dem er sich Rechenschaft ablegen, von Hamburg Abschied nehmen und im Lande zeugen will — dieses Buch beweist, daß er sich und seine Leistung kennt. In gemächlichen Kapiteln malt er aus, was in dieser Stadt, die eben noch nur zu Ballin und Hagenbeck betete und Kultur als Nebensache ansah, allmählich geworden ist, daß es heute in Hamburg eine Kulturschicht gibt, die sich durchsetzen wird. Fischer sagt nicht gradehin, wieviel er zu ihrer Bildung beigetragen. Aber daß er viel dazu beigetragen, ist ebenso sicher wie die Tatsache, die er nicht genug würdigt: daß der neue Kulturstrom in das breite Flußbett einmünden konnte, das die jahrelange Pionierarbeit einer hier kulturell besonders interessierten Arbeiterschaft gegraben hatte. Fischer hat nicht nur dem künstlerischen Tanz in Hamburg

eine Stätte hervorragender Pflege geschaffen und einem Laban den Weg hierher gebahnt, Festen der Künstlerschaft einen neuen Stil gegeben und in seinem Blatt jede neue Regung gefördert, sondern er hat auch den Skalp Otto Ernsts und manches andern Spießers am Gürtel. Daß er auch hinter die Kulissen der hamburger Presse leuchtet, ist für diese Grund genug, seine fast immer ins Schwarze treffende Darstellung totzuschweigen oder an unwesentlichen Einzelheiten zu kritteln. In Wahrheit hat er das erste umfassende Buch von hamburgischer Kultur geschrieben, ein mutiges, ein reinigendes Buch.

Walther Victor

Historische Filme?

Rudolf Geldern hat in Nummer 38 der ‚Weltbühne' die historischen Filme getadelt, die zur Zeit die Kinos Deutschlands mit ihrem prächtigen Aufwand erdrücken. Er tadelt sie sehr mit Recht. Ich tadle auch. Denn sie sind langweilig. Wobei gleichgültig ist, ob wir vor Hermann dem Cherusker oder Cesare Borgia unsern Gähnkrampf erleiden. Sie sind Theater, aber schlechtes, ungefüllt von Blut und Nerven.

Sein Tadel aber geht weiter. Ich tadle, weil ich mich gelangweilt fühle, er tadelt um eines Prinzipes willen. Hier trennen wir uns, und hier darf ich widersprechen.

Das Sujet dieser historischen Filme ist es, das Rudolf Geldern dieses Mißbehagen schafft. „Fürstenliebe, Adelsstolz und militärischer Rummel" verdrängen in dem Herzen eines Volkes, ohnedies nicht ganz republikfest, Gestalten der Freiheit, die Märtyrer der einzigen schwarzrotgoldenen Zeit, Büchner und Herwegh, den alten Reuter. Sie alle, von einem wahren Regisseur erfaßt, müßten berufen sein, in den tausend und noch einmal tausend Kinobesuchern Deutschlands eine Legende zu beschwören, die Legende

der Freiheit! Möglich. Warum es nicht versuchen? Und wenn ich widerspreche, geschieht es aus Instinkt und aus Erfahrung und nicht aus unbeweglicher Ablehnung eines Neuen.

Lassen Sie mich, Rudolf Geldern, bleiben bei dem, was Sie als „Legende eines Volks" zitieren. Die fühle ich selbst im Tiefsten. Kennen Sie den Film ‚Madame Dubarry'? Ohne Zweifel. Nun, von Freiheit und Unterdrückung wurde viel gemimt in diesem glänzenden Film. Das „Volk" jedoch raste bei Höhe und Fall der Könige, seine Legende leuchtete nicht hinter den Helden der Freiheit, es benahm sich unglaublich reaktionär.

Und kennen Sie den Film ‚Lassalle'? Gute Durchschnittsarbeit, nicht ungeeignet für ein Massenpublikum. Von keinem Lubitsch allerdings, doch auch nicht schlecht. Gespielt in den Großstädten vor fünf Jahren. Und ließ kalt. Warum? Hier scheiden wir uns. Sie kennen Le Bons ‚Psychologie des masses'. Erinnern Sie sich der glanzvollen Heiterkeit, mit der der Belgier klug umreißt, was „Volk" von seinem „Helden" will. Ich habe fast nichts mehr zu sagen. Kino und Geist gibt, fürchte ich, eine betrüblich unvollzogene Ehe. Kino, Dramatik des Lebens und nur des Lebens, spielt Träume jenes dunkeln Ungeheuers, das Nacht für Nacht in beiden Hemisphären beutehungrig die kleinen Zauberkästen füllt. Diese Träume, Träume von der Legende der selig Undurchdachten, sie sind im Blut und nicht im Hirn. Im Blut aber dämmern die Märchen, die Sagen, die Lieder und die Bilder von den großen Herren, vom dem Henker und dem Lamm, von der Willkür der unbewegten Könige und vom dem Tode durch Gewalt. Freiheit? Ich bitte Sie! Selbst ‚Wilhelm Tell' läßt kalt — und wie brutal und roh ist diese Freiheit, gemessen an dem Traum der Achtundvierziger, dem Kinde der Idee! Die Freiheit ist ein Kind des Geistes. Und Kino und Geist? Nein. Das rote Leben lacht ihn aus. Glauben Sie meiner betrüblichen Erfahrung. Ich sah zehn Jahre lang im Kino Alles, was nur möglich ist. Volk hat mit Freiheit nichts zu tun.

Der Geist ist ein gutes Ding und mache sich die Erde untertan, wenn ers vermag. Doch lassen Sie den Menschen ihre letzten bunten Träume, die Träume von dem Blute, das vergossen sein will, von dem Tyrannen, der erzittert, und von der Grausamkeit, die erlitten sein will. Kennen Sie ein Märchen, das wir gerne träumen, und das nicht grausam ist?

Therese Fromm

Galerie George Grosz

Während das Christkind, obwohl es noch gar nicht zur Welt gekommen ist, sich seufzend seiner Pflicht erinnert, den Umsatz zu heben, ist der Knecht Ruprecht bereits erschienen — und seine Rute ist eine Zuchtrute Gottes geworden. Das ist einmal eine nette Weihnachtsbescherung! George Grosz erzählt in Dutzenden von Aquarellen und Graphiken die Geschichte dieser Zeit, und trotzdem ist sein Werk reiner als ein Baum, runder als eine Kugel und beziehungsloser als ein Stern. Tiefster Haß gegen Alles, was unser Dasein mies und lebenswert macht, ist hier mit der seligsten Hingabe an die Form harmonisch verschmolzen. Der unbändigste Zerstörungstrieb hat sich mit dem überirdischen Gestalterglück nahtlos verbunden. Hier geht ein Mensch unsrer Epoche mit dem Messer, mit der Geburtszange, mit Nagelstiefeln, mit der Klosettbürste zu Leibe — und seine Hände dienen doch gut und fromm den Verzückungen der Linie und der Farbe. Was hier im namenlosen Jammer und Ekel sich und uns schüttelt, kehrt dort still und nach innen schauend ins Rätsel der Geburt zurück.

Als das bürgerliche Zeitalter begann, griff der Maler, der bislang seine Form mit der Zeit eins gewußt hatte, in sich und schuf die einsamen Mittel seiner einmaligen Seele. Zwei Genies hiel-

ten ihre Augen nach außen gerichtet, kein Entsetzen konnte sie gorgonisch versteinern. Sie griffen immer noch, kalt, unbesiegbar, in die verwehende Welt und bauten aus Grimassen, Dreck, Gerümpel und Eiter ihr Werk auf: Daumier und dieser George Grosz. Sie allein haben die Individualisierung des Mittels nicht mitgemacht: über sie kann es Mißverständnisse nicht geben. Hier wird Sachlichkeit der Keim eines neuen Heldenzeitalters. Denn Karikatur ist dieses Zeichners Zeichnen nicht. Der Karikaturist rundet das Objekt für seinen moralischen Zweck mit Schnörkeln ab. Grosz aber hat nie einen Schnörkel gezeichnet. Er ist nie ausgewichen, ist immer bis zu Ende gegangen. Seine Welt ist unsre Welt, die sich erstickend auf den Atem Gottes legt, es ist die Welt Derer, die sagen: „Ich bin gewiß liberal — aber Ordnung muß sein!"

Grosz hat den Beweis erbracht, daß ein Künstler nur überzeugen kann, wenn er dem geliebten oder gehaßten Gegenstand die Treue hält bis zum entsetzlichen Ende. Es gibt nur eine Gesinnung in jenem Reich: die Vollkommenheit. Es gibt nur eine Möglichkeit, moralisch zu wirken: die Vollendung. Es gibt nur eine Möglichkeit für den Künstler, die Welt zu ändern: sie zu gestalten. Grosz hat nur eine Erscheinung neben sich: Karl Kraus. Auch bei Dem ist die sittliche Wirkung eine Folge der Harmonie. Seine größten Verurteilungen werden aus dem heilig-nüchternen Wortrausch geboren. Und wie Kraus ein Kunstwerk schafft, wenn er zwei Zeitungsphrasen nebeneinanderstellt, so Grosz, wenn er seinen Spießbürgern einen Hosenträger oder eine Krampfader mit auf die Reise gibt.

Dies Wirken ist zu sehen in der Galerie Grosz, welche der neu eröffneten Malik-Buchhandlung angeschlossen ist. Geht hin! Erfreut euch im Buchladen am schönen Raum, an den mutig und klug gruppierten Bücherschätzen und tretet dann vor die Arbeiten dieses Meisters, der mit der linken Hand zärtlich den Formen und Rundungen seiner kessen Halbleichen nachfährt und mit der rechten seinem Zeitalter ein glühendes Eisen in die luetische Fresse stößt.

Friedrich Sieburg

Schlechter Wandel

Eine Zeit, die, wie die unsre, ihre Erkenntnis von der tödlichen Krankheit, der sie rettungslos verfallen ist, nicht mehr übertäuben kann, klammert sich krampfhaft an die Illusion, daß sie verhältnismäßig rasch und leicht genesen könne, wenn nur mal erst die schweren, offenen Wunden vernarbt seien. Da dachten viele, und nicht grade die schlechtesten, der bürgerlichen Intellektuellen, es sei nur das Tempo und das grause Entsetzen der Höllenfahrt, das ihnen den Atem verschlug und jeden klaren Gedanken und alle Selbstbesinnung raubte: aber da sie sich jetzt mühsam wieder aufrichten wollen und Umschau zu halten beginnen, gewahren sie mit Schrecken, daß sie noch viel tiefer gestürzt sind, als sie ursprünglich glaubten. Monate und Jahre vergehen, und die Zeit, die angeblich alle Wunden heilt, hämmert ihnen nur die Erkenntnis von der Unheilbarkeit ihrer innern Krankheit ein.

Eine Erzählung, mit der ein junger Wiener in die Oeffentlichkeit tritt — ‚Schlechter Wandel' von Heinrich Schaffer bei E. P. Tal & Co. in Wien — scheint mir für die große innere Wandlung der neuen Generation besonders bezeichnend. Ein schmaler Band. Der Leidensweg eines jungen Menschen, der, in die tolle Rennbahn dieses Daseins gezwängt, in den scheinbar unwesentlichsten Erlebnissen des Alltags jene tiefste Tragik erlebt, zu der Erkenntnis verdammt zu sein, daß er durch dunkle Triebe gehetzt nicht zu sich selbst gelangen kann. Bis er in einem Augenblick der Selbstbesinnung die betrachtende Stellung des Geistes zu der ihm

wesensfremden Welt wiederfindet. Die äußere Handlung unbewegt und eigentlich auch nebensächlich. Dieser Paul Cleve (der Held der Erzählung) ist zu sehr ein Kind unsrer Zeit und zu sehr mit dem Wissen um seine Erdgebundenheit belastet, als daß er noch die Kraft zur Tat fände, und doch zu gesund, um sich in die Abgründe seines Ichs zu stürzen und vor der Sinnlosigkeit seines Lebens in den Rausch zu desertieren. Die Gier nach dem Besitz von Frauen, die Gier nach Lust, nach Bewegtheit hält ihn in ihren Fängen, treibt ihn von Frau zu Frau. Eitles Bemühen. Er kann sich nicht selbst belügen und sieht sich am Schluß, wie aus sich selbst herausgetreten, in seiner ganzen Winzigkeit. Doch da stößt er sich nicht das Messer in die Brust, schwelgt nicht in dem Bewußtsein, ein Märtyrer zu sein, flieht nicht: er bleibt stehen und läßt die Jagd an sich vorüberbrausen. Kein Büßer und kein Held, kein Teufel und kein Gott, und gewiß kein Erlöser — nur ein schlichter, kleiner Mensch. Er will nicht anklagen und hat nichts zu verzeihen — und seine ganze Tat: Selbstbescheidung und Selbstbesinnung. Eigentlich recht wenig? Und heute doch so viel. Hier ist auf wenigen Seiten der große Weg gewiesen, der dem bürgerlichen Individualisten von der Geschichte unerbittlich vorgezeichnet ist, und den er bei Strafe seines völligen Untergangs wird beschreiten müssen: von der äußern Knechtschaft über die äußere Freiheit hinaus in die innere freiwillige „Knechtschaft", die doch erst die höhere, die wahre Freiheit ist.

Endlich wieder einmal ein Buch, das in einer klaren und kunstvoll gefestigten Sprache geschrieben ist und mit dem Verzicht auf alle gekrampften Wallungen nicht nach Originalität hascht. Die bürgerlichen Aestheten freilich werden die „allgemeine Desillusionierung", die aus diesen Seiten spricht, betrüblich finden und die Brutalität bedauern, mit der die geheimsten Seelenfäden bloßgelegt werden. Aber dieser Rückfall in die Primitivität des Nicht-Lügen-Wollens und des Nicht-Heucheln-Müssens schafft ja erst jene ideale Seelenstimmung, aus dem übermächtigen Ekel vor der Phrase die Flamme hochschlagen zu lassen, die den in den letzten Jahren blind Gewordenen das peinvolle Glück des lichten Augenblicks schenkt.

L. Lania

Das hohe Alter

Vor der Delikatessenhandlung von L., inmitten fliegender Händler und Trambahngelärms: zwei alte Frauen, die aussehen, als ob sie mit den Nasen unmittelbar an der Scheibe klebten. Ich folge ihrem Tratsch, der kläglich brockenweis abschnurrt: Dollar, Billionen, keinen Kaffee mehr, Brot teurer geworden, der Sohn arbeitslos, das Pfund Kartoffeln soundsoviel — Zahlen, die unwahrscheinlich hochgegriffen scheinen im zahnlosen Munde der ärmlichen Alten. Sie kennen sich nicht mehr aus in den Zahlen, sie kommen mit den Nullen nicht mehr zu Rande. Und die eine sagt zuletzt, im Abgehen:

„Ja, ja, man wird so sachte alt und bäckt zusamm — mein Alter wird die Woche ooch schon fünfundachtzigtausend . . . "

„Du lieber Gott — fünfundachtzigtausend, nee, wie die Zeit vergeht!", meint die andre.

Dann humpeln sie weiter, mühsam an Stöcken, mit Gesichtern von Not zerfurcht und von Zahlen, unglaublichen Zahlen . . .

Fiete Fischer

Heilige Nacht

Geboren ward zu Bethlehem
Ein Kindlein aus dem Stamme Sem.
Und ist es auch schon lange her,
Seit's in der Krippe lag,
So freu'n sich doch die Menschen sehr
Bis auf den heutigen Tag.
Minister und Agrarier,
Bourgeois und Proletarier —
Es feiert jeder Arier
Zu gleicher Zeit und überall
Die Christgeburt im Rindviehstall.
(Das Volk allein, dem es geschah,
Das feiert lieber Chanukah.)

Erich Mühsam

Antworten

Idiot der Reichshauptstadt. „Ein berliner Blättchen zur Deckung der geistigen Bedürfnisse Minderbegabter' — welches ist das? Dein Leiborgan? Unmöglich, nicht auf dieses höchstselbst zu raten (wofern man unter allen ausdrücklich eines benennen soll). Aber nein: so ruft er, der Berliner Lokal-Anzeiger, die Konkurrenz. Bekanntlich schimpft eine Hure die andre mit Vorliebe Hure. Und auch mit dieser Bezeichnung wird der Berliner Lokal-Anzeiger, den sein Wasserkopf ja doch keineswegs hindert, auf den Strich der Zimmer-Straße zu gehen, sicherlich nächstens um sich werfen.

Monarchist. Aus den Aufzeichnungen des Hofmarschalls Zedlitz-Trützschler soll jetzt eine Zeitlang jede Woche ein Stück zitiert werden, weil sich die Nationalverbände deutscher Offiziere grundsätzlich dagegen erklärt haben, daß einer von ihnen die Wahrheit sagt. Einmal heißt es: „Wir kommen durch dieses viele Reden, durch diese Schaustellungen, alle Aeußerlichkeiten wie Vereidigungen, Fahnenweihen und Einzüge nach Paraden, zu der Vorstellung, als hätten wir wirklich eine Schlacht gewonnen. Ich möchte nur wissen, wie wir eine solche noch besonders feiern wollten, wenn es sich so träfe, daß wir tatsächlich eine gewönnen. An äußerm Glanz läßt sich unsern Feiern kaum noch etwas hinzufügen." Das war zehn Jahre vor dem Kriege. Er mußte ja wohl verloren gehen bei einem System, das im Frieden nie Grund zu Feiern und immer den äußern Glanz dafür gehabt hatte.

Theaterbesucher. Die Dame Orska, die nicht einmal mehr den Berlinern gefällt, seitdem sie Elisabeth Bergner kennen, ist, schnell entschlossen, nach Wien gegangen. Dort hat man sie, mit dem alten Instinkt für Echtheit, gebührend verrissen, und nun spricht sie: „Ueber die Kritik, die meine Jüdin von Toledo in der wiener Presse fand, bin ich keineswegs empört; ich bin nur ein wenig erstaunt." Aber die melodische Wehmut hält nicht länger als anderthalb Interviewspalten vor. Dann heißt es: ‚Sie werden begreifen, daß ich mir aus den Kritiken über meine Darstellung der Jüdin nicht viel machen kann", denn „ich habe hier Philosophie studiert, Jodl, Gomperz, Stöhr, Jerusalem', und so wird „keine noch so gehässige Kritik etwas ändern". Nötigenfalls übt man sie eben, auf eine eigne Art, selber. „1924 spiele ich in Paris deutsch den Hamlet: das ist die beste Kritik." Gott strafe Frankreich! Er straft es.

Heidelberger. Der unschuldige Fechenbach begeht auch diese Weihnacht im Zuchthaus. Bei dem Rechtsgefühl seiner Deutschen ist nicht einmal zu hoffen, daß er nächstes Jahr frei sein wird. Hier will man nicht, daß die Wahrheit siegt. E. I. Gumbel schreibt eine Broschüre: ‚Vier Jahre Mord'. Er begnügt sich nicht mit der publizistischen Wirkung, sondern trachtet, bei den Justizbehörden zu erreichen, daß sie von dem begangenen ungeheuern Unrecht so viel, wie noch irgend möglich ist, gutmachen. O Wunder: das Reichsjustizministerium nimmt sich der Sache an und forscht den einzelnen Vorgängen nach. Gumbel erfährt was von einer „Denkschrift" und hat die begreifliche Begier, sie kennenzulernen. Er wendet sich an den Reichsminister der Justiz. Dieser: „Ich erwidere ergebenst, daß ich Ihrem Wunsche zu meinem Bedauern nicht zu entsprechen vermag, da die von den Landesjustizverwaltungen eingegangenen Darstellungen zu den Fällen Ihrer Broschüre dem Reichstag im Original vorgelegt und Abschriften hier nicht zurückbehalten worden sind." Gumbel wendet sich an das Bureau des Reichstags. Dieses: „Die Denkschrift über die politischen Morde in Deutschland ist dem Reichstag zur Kenntnisnahme mitgeteilt worden, erscheint aber nicht als Reichstagsdrucksache." Als Reichstagsdrucksache erscheint jeder

überflüssige Salm. Von dieser Denkschrift läßt man ein einziges Schreibmaschinenexemplar herumirren. Woraus bei der Beschaffenheit unsrer schnurrigen Republik immerhin zu schließen ist, daß die amtlichen Erhebungen den gänzlich unoffiziellen Autor Gumbel bestätigt haben, und daß man keine Lust hat, allen Reichstagsabgeordneten die Schande jener Verbrechen einer entfesselten Soldateska in die Seele zu brennen.

Patriot. Der du dir für die Unschuld der Mittemächte am Kriege von jeher die Hand hast abhacken lassen wollen: lies die ‚Times', die am 16. Dezember aus dem Vierten Band der Erinnerungen Conrads v. Hötzendorf, der großen Publikation des wiener Rikola-Verlags, ein paar Partieen abgedruckt haben. In diesem Bande, der die Zeit vom 24. Juni bis zum 30. September 1914 umfaßt, gesteht Conrad ruhig ein, daß er gemeinsam mit Berchtold, gegen Tisza und anfangs auch gegen Stürgkh, den alten Franz Josef so lange bearbeitet habe, bis kein Zurück mehr möglich war. Am 30. Juli verlangt Deutschland von Oesterreich, daß es die englische Vermittlung annehme. Das verhindert Conrad. Jetzt tut Deutschland den falschen Schritt: es stellt Rußland ein zu kurzfristiges Ultimatum, und Moltke kann an Conrad telegraphieren: „Macht euch gefaßt auf russische Mobilisierung. Oesterreich-Ungarn muß erhalten bleiben. Mobilisiert sofort gegen Rußland. Deutschland wird mobilisieren." Weniger eilig, in einem Briefe ruft der deutsche dem oesterreichischen Feldmarschall zu: „Koppelt die Bulgaren gegen die Serben los und laßt dieses Gesindel sich unter einander erschlagen." Ueberschrift der ‚Times'? Aktenstücke der Unkenntnis und Unbildung — Dokumente der Dummheit.

Waterkantler. Dein ‚Hamburger Echo' schreibt: „Die Reichsregierung hatte die Vorschläge des Reichsbankdirektoriums und den damit übereinstimmenden Vorschlag des Kuratoriums, Helfferich zum Reichsbankpräsidenten zu machen, an den Reichsrat einfach weitergegeben, ohne sich mit einem Wort dazu zu äußern. Die Vertreter der Länder fanden diese Tatsache so auffällig, daß sie durch den Vertreter der preußischen Regierung darauf hinweisen ließen und eine Aeußerung der Reichsregierung ausdrücklich verlangten — die jedoch abgelehnt wurde. Diese sonderbare Haltung der Reichsregierung wurde dadurch noch pikanter gemacht, daß der Vertreter der preußischen Regierung alsdann ein Schreiben des Reichsministers des Auswärtigen verlas, in dem dieser ganz klar zum Ausdruck brachte: Eine Kandidatur Helfferich für das Amt des Reichsbankpräsidenten werde für Deutschland im Hinblick auf die Notwendigkeit, ausländische Kredite aufzunehmen, absolut untragbar sein. Es ist interessant, daß sich der Reichsaußenminister, um im Reichsrat gegen die Kandidatur Helfferich sich wenden zu können, zur preußischen Regierung flüchten muß, die Reichsregierung selbst aber nicht den Mut aufbringen kann, von sich aus dem drohenden Unheil offen entgegenzutreten." Das ist vielleicht interessant, aber nicht im mindesten überraschend. Hätte die Reichsregierung, in welcher Zusammensetzung immer, nicht seit Wirths Sturz unter der Furcht vor den Helfferichen gestanden, so wäre eben das Reich regiert worden und nicht in den tiefsten Dreck geschlittert.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. **Anzeigen-Annahme:** Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. **Verantwortlich für die Anzeigen:** J. Bernhard, Charlottenburg. **Verlag der Weltbühne.** Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. **Postscheckkonto:** Berlin 11 958. **Bankkonto:** Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Straße 112. **Bankkonto in der Tschechoslowakei:** Böhmische Kommerzialbank, Prag, Příkopy 6.